**Über dieses Buch**

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

**Nutzungsrichtlinien**

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

**Über Google Buchsuche**

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

# Deutsche

# Roman-Zeitung.

## Einunddreißigster Jahrgang. 1894.

## Dritter Band.

3113

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt.

Berlin, 1894.

Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
JUN 18 1982

Digitized by Google

# Inhalt des dritten Bandes.


**Unordnungen.** Roman von L. Haidheim. (Fortsetzung und Schluß.) Seite: 1—30; 73—94; 145—174; 217—252.

**Odemissen.** Roman von Wilhelm Oesterhaus. (Fortsetzung und Schluß.) Seite: 29—56; 95—128.

**Am Alsterufer.** Aus der Chronik eines hansischen Patrizierhauses von Gustav Kopal. Seite: 173—200; 251—274; 315—344; 391—416; 463—490; 531—560.

**Haus Dodendorf.** Roman von A. Marby. Seite: 289—316; 361—390; 433—462; 505—532; 605—632; 679—706; 753—776; 821—848; 891—912.

**Sein oder Nichtsein.** Roman von Robert Schweichel. Seite: 577—606; 649—680; 721—754.

**Moderne Ehen.** Roman von H. Schobert. Seite: 793—822; 865—890.


## Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.


Ahnung. Von D Werks . . . . . 57
Franz Grillparzers menschliche Eigenart. Von E. L. . . . . 57
Schlummernde Kräfte. Von Otto Berdrow . . 63
Der moderne Pflichtbegriff. Von E. Gnade. (Schluß) . . . . . 63
Sprüche von Ernst August Meinecke. . . . . 68
Liesa. Von J. Beyer . . . . . 129
Sonntagskinder. Von G. Lotty . . . . . 131
Worte des Trostes. Von Christian Morgenstern 134
Zu dem Tolstoj-Aufsatz. Von O. v. L. . . . 135
Ein hartes Herz . . . . . 136
Aus dem Leben für das Leben . . . . 137, 717
Der Wünsche Friedhof. Von Agnes Harder. . 138
Tote Liebe. Von Gertrud Triepel . . . . . 141
Kleinigkeiten. Von Karoline Nolimetangere . . 142
Klein-Erna. Von Leo Rüdiger . . . . . 201
Urnenfunde. Eine Plauderei von F. Gebhardt . (Stefanie Eusebius) . . . . . 201
An die Sterne. Von Christian Dietrich Owesen 205
Bilder aus Rom. Von Antonie Andrea . 206, 279
Rückstrahlung. Von E. Ehrenberg . . . . . 210
Das Märchen meines Lebens. Von M. Müller 213
In Fesseln. Von E. Gnade . . . . . 273
Spaziergänge in der Seele. Von O. v. L. . . 273
Das Grab im Kreuzgang. Von L. v. Oberhofen 278
Zu Pferde. Von W. Borgius . . . . . 282
Ove Jens Lornsen. Von K. . . . . 282
Sieg. Von E. Arnoldi. . . . . 283
Berichtigung zum Aufsatze Falsches und Echtes im deutschen Sprichwort. Von Carl Lippenhauer . . . . . 284
Die versunkene Stadt. Von Ernst Gubell. . . 345
Mein erster Roman. Eine Erinnerung von Agnes Harder . . . . . 345
Rischiasringa. Eine indische Sage. Treulich nacherzählt von Wilhelm Mader . . . 350, 425
Feldzugs- und Garnisonerinnerungen. Von einem Offizier. . . . . 353
Warum? Von Anna Behnisch . . . . . 355
O, nur nicht arm! Von A. von Berg . . . 355
Gegensätze. Von Steinhausen. . . . . 356
Kleinigkeiten. Von J. R. . . . . 356
Frühlingsatem. Von Leon Vandersee . . . . 415
Die Dacotahs oder Sioux. Eine Studie nach eigenen Beobachtungen. Von Charles Thomassin . . . . . 415, 489
Lenz. Von U. v. W. . . . . 420
Etwas über das Schlachtenbild. Von Ulrich Grafen Schack . . . . . 422, 494
Spruchartig. Von Helene Bernard . . . . . 431
Entsagung. Von Wilhelm Reißmann . . . . 489
Im Volkston. Von Lilli Seippel . . . . . 493
Sprüche. Von Gertrud Triepel . . . . . 496
Über das Mitleid. Von Arthur von Loy. . . 497
Morgenklänge. Von Martin Boelitz . . . . 560
Knjäß Wladimir, der „russische König Artus". Von Oskar Linke . . . . . 561
Hoffen ohne Ende. Von F. Wegener . . . . 564
Ein Kämpfer. Von Georg A. Albert . 565, 640
Auf dem protestantischen Fremdenkirchhof in Barcelona. Von Viktor Marg . . . . . 569
Ernüchterung. Von Anna Behnisch. . . . . 572
Gedanken. Von E. Gnade . . . . . 572
Aus einer Epistel an einen Jugendfreund. Von Adol Wilhelm Ernst . . . . . 633
Frauenleben in Rumänien. Von M. Olivar . 634
Mitternacht. Von Ottokar Stauf von der March 689
Am Lebensweg. Von M. Reinhold . . . . 642
Moderne Dichtung. Von Paul Mahn . 643, 714
Maienluft. Von Ernst Wachler . . . . . 647
Weisheit. Von H. Weber . . . . . 648
Mein Bildersaal. Von E. Ehrenberg . . . . 705
Plauderei über den Patriotismus der deutschen Frauen. Von F. von Mantel . . . . 705
Laß mich genießen diesen Frühlingstag. Von F. Gebhardt . . . . . 709
Aus Kapstadt . . . . . 709
Wilde Rosen. Von Hans Holsten . . . . . 713
Das Leid. Von H. M. . . . . 717
Der Gebirgssee. Von Oskar Linke . . . . . 775
Eine Laienpredigt. Von O. v. Leixner . . . 777
Bahrrecht. Von Agnes Harder . . . . . 784
Das ersorgte Vaterland. Von Karl Pröll 784, 854
Lenz und Liebe. Von Elsa Schneider . . . . 788
Wiegenlied . . . . . 790
Frühling. Von Karl Faber . . . . . 849
Herr Willibald Pintscher. Ein Bild aus dem Berliner Kleinleben. Von Viktor von Kohlenegg . . . . . 849, 919
Vorbei ist die Jugend. Von Wilhelm Idel . . 854
Sic transit gloria mundi! Von Gottgoiure St. Ledczynski . . . . . 858
Allerlei. Gedanken von Dora Staack . . . . 859
Nacht. Von S. . . . . 860
Lebenskunst. Von Anna Nitschke . . . . . 862
Am Rubikon. Von Ulrich Kleist . . . . . 913
Pariser Bilder. Von Helene Menzel . . . . 913
Reiterlied. Von Fritz Meitzen . . . . . 918
Schwan und Gänschen (Fabel). Von Fr. Fischer 922
Ewiges Gold. Von P. Graffunder. . . . . 924
Erfahrenes. Von E. R. . . . . 924


### Litteratur.


Das neue Ausland. Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von Rudolf Fitzner . . . . . 68
La Revue de Paris . . . . . 69
Die Wahrheit. Herausgegeben von Christoph Schrempf . . . . . 69
Versöhnung. Mittwochsblatt für unsere vaterländische Gemeinsamkeit. Eine Ergänzung für die Tageszeitungen aller heutigen Parteien und Richtungen. Begründer und Herausgeber M. v. Egidy . . . . . 70
Altdeutsche Blätter. Mitteilungen des Allgemeinen deutschen Verbandes. . . . . 70
Berliner Kosmos. Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Herausgegeben unter Leitung von E. Wiegand, B. Eichholz und R. Hennig . . . . . 70
Sphinx. Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben. Herausgegeben von Hübbe-Schleiden Organ der Theosophischen Vereinigung . . 71
Der Kunstwart. Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgeber: Ferd. Avenarius . 139
Der Zuschauer. Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben. Herausgegeben von Otto Ernst und Constantin Brunner . . . . . 139
Neue litterarische Blätter. Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur. Herausgegeben von Franziskus Hähnel . . . . . 140
Jungdeutschland und Jung-Elsaß. Halbmonatsschrift für Dichtkunst, Kritik und modernes Leben . . . . . 140
Das Recht der Jeder. Halbmonatsschrift für die


Digitized by Google

Seite

Berufsinteressen der deutschen Schriftsteller und Journalisten . . . . . 140
Das Atelier. Organ für Kunst und Kunstgewerbe. Geleitet von Hans Rosenhagen . . 140
Prometheus. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft. Herausgegeben von Dr. Otto. R. Weit . . . . . 140
Das zwanzigste Jahrhundert. Deutschnationale Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur, geleitet von Fritz Lienhard und Hans Lüstenöder . 140
Die Nordsee. Meerdichtungen von Heinrich Heine. Nebst einem Anhang „Heine als Dichter des Meeres", von Karl Hessel . . 141
Holzwegtraum. Ein Sommernachtsgedicht von Wilhelm Jensen . . . . . 210
Kojlas Braut. Roman von E. Eschricht . . . 210
Indivi. Ein absonderlicher Reisebericht von Wilhelm Bode . . . . . 211
Des Seemanns Tagebuch. Von Gustave Toudouze 211
Novellen von Franz Wolff . . . . . 211
Andreas Hofer. Ein Zeitbild aus den Tiroler Befreiungskriegen in vier Akten von Josef Kerausch Heimfelsen . . . . . 211
Chrysoullas Liebe Bühnendichtung in drei Akten von Hermann Friedrichs . . . . . 212
Sein Modell. Schauspiel in vier Aufzügen von Heinrich von Zimmermann . . . . . 212
Eine Frühlingsfahrt nach Malta. Mit Ausflügen in Sizilien von Julius Rodenberg . . . 212
Vergessene deutsche Brüder. Wanderungen im Böhmerlande und im Sachsenlande Siebenbürgens von Karl Pröll. 3. Aufl . . . 212
„Friedrich der Große und General Chasot. Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen". Von Carl Theodor Gaedertz 357
Makrokosmos. Grundideen zur Schöpfungsgeschichte und zu einer harmonischen Weltanschauung. Versuch einer Systematik des Kopernikanismus von Otto Ziemssen . . 358
Spree-Athen. Berliner Skizzen von einem Böotier von Luc Gersal. Autorisierte Übersetzung . 359
Die Pflicht gegen sich selbst. Roman von F. von Zobeltitz. . . . . 428
Der Sohn der Sterne. Roman von Elster . . 429
Auf heiligem Boden. Roman von O. Ernst. 2 Bände . . . . . 428
Sterbliche Götter. Roman von Wilhelm Wolters 429
Eine suchende Seele . . . . . 429
Parzival von Berlin. Roman von Erdmann Graeser. . . . . 429
Fermont. Von Walther Siegfried . . . . . 430
Mutter Bertha. Roman von Wilhelm Hegeler . 498

Seite

Stille Geschichten von Carl Busse . . . . . 499
Sturm. Novellen von Ida Boy-Ed. . . . . 500
Magelone. Roman von B. von der Lanken . . 500
Wie Frauen werden. Werde, die Du bist. Novellen von Hedwig Dohm . . . . 500
Geschichte der deutschen Litteratur von Prof. Dr. Max Koch . . . . . 501
Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare. Von Ad. Friedr. Grafen von Schack . . . . . 501
Mein Leben. Von Hoffmann von Fallersleben. Herausgegeben von Dr H. Gerstenberg . . 502
Meine Kinderjahre. Autobiographischer Roman von Theodor Fontane . . . . . 502
Praktische Winke für Schriftsteller und solche, die es werden wollen. Von Heinrich Keiter. 4. Aufl. . . . . 502
Die Kunst, Bücher zu lesen und namentlich dichterische Erzeugnisse zu würdigen. Von demselben . . . . . 502
Der Zeitgeist in Deutschland, seine Wandlungen im 19. und seine mutmaßliche Gestaltung im 20. Jahrhundert. Von Dr. Fritz Schultze 503
Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten. Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Eckart . . . . . 569
Königin Maria Antoinette. Bilder aus ihrem Leben von Robert Prölß . . . . . 570
Zu Ostern in Spanien. Reiseschilderungen von Theodor Puschmann . . . . . 570
Andalusien. Eine Winterreise durch Süd-Spanien und ein Ausflug nach Tanger. Von Ernst von Hesse-Wartegg . . . . . 570
An indischen Fürstenhöfen. Von Otto Ehlers . 571
Suggestion und Hypnose. Ein kurzes Lehrbuch für Ärzte. Von Dr med. Max Hirsch . . 571
Mineralogie von Dr. R. Brauns . . . . . 572
Datenzeiger der Weltpost-Geschichte. Von Dr. Ed. Maria Schranka . . . . . 572
Bibliothek der Gesamtlitteratur. Heft 727 — 737, 740 — 745 . . . . . 572
Geschichte der deutschen Litteratur. Von Otto von Leixner . . . . . 572
Der Kuß. Ein Capriccio von Gustav Falke . . 790
Plebejerblut. Moderner Roman von Paul Rachs 790
Professor Plagiator. Von Dr Albert Stern . 861
Mumu, das Hündchen des Taubstummen. Von Iwan Turgenjew, aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff . . . . . 861
Der Klosterjäger. Roman aus dem 14. Jahrhundert von Ludwig Ganghofer, illustriert von Hugo Engl 21. Aufl. . . . . 862
Der Roman eines Ehemannes. Von Salvatore Farina. Aus dem Italienischen . . . . 922

Seite

Meister Motta. Roman von G. Verga. Aus dem Italienischen . . . . . 923
Der General. Eine erlebte Geschichte von Franz von Schönthan . . . . . 923


## Vermischtes.


Wie junge Damen im 15. Jahrhundert den Tag zubrachten . . . . . 71
Wie ein Hund am Leben erhalten blieb . . . 71
Die Fruchtbarkeit der Sperlinge . . . . . 71
Wirtshausschilder . . . . . 213
Bestrafung der Lästerzunge in Schweden . . . 216
Der Hahn als Hexe . . . . . 216
Kalmückischer Leichenkultus . . . . . 285
Als Maximilian von Zweibrücken, . . . . . 360
Galant . . . . . 360
Eine wichtige Verordnung Karls des Großen . 431
Warmer Winter . . . . . 432
Kaltblütig . . . . . 432
Wozu vormals die Drohnen dienten . . . . 503
Der „Pfeifertag" . . . . . 574
Ein Fehler . . . . . 575
Väterliche Verwaltung . . . . . 575
Spott gegen Spott . . . . . 575
Eine Antwort Lessings . . . . . 575
Über hohe Steuern . . . . . 647
Strafen . . . . . 647
Der Schriftsteller Glaßbrenner . . . . . 648
Eigentümlichkeiten berühmter Personen . . . . 720
Die Farbe des Teufels . . . . . 720
Der Grützkopf im friesischen Wappen . . . . 791
Großer Fisch unterm kleinen Mantel . . . . 791
Ein frommer Wunsch . . . . . 862
Katze und Marder . . . . . 863
Wohl bekomm's! . . . . . 863
Einführung der Briefmarken . . . . . 863
Der Genuß einer Bratwurst . . . . . 863
Ein origineller Denktafelvers . . . . . 863
Der Dichter Andersen und die Sterne . . . . 976
Die Frauen und das Spiel . . . . . 926


## Briefkasten.


Seite: 72, 143, 288, 503, 575, 648, 792, 861 928.



Digitized by Google

Deutsche
# Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 27.

## Anordnungen.

Roman

von

**L. Haidheim.**

(Fortsetzung.)

Seit Jahr und Tag war diese Mutter ihr tot gewesen wie den beiden Geschwistern und dem Vater, wie allen, die sie einst gekannt, und nun plötzlich meldete die Tote sich und in einer Sprache, so herzwarm und beweglich, daß Wilma Luise ganz davon erschüttert war, und doch wieder in einem Tone, welcher sie verletzte. Und als sie den Brief dann noch einmal überlas, kam diese letztere Empfindung ihr noch schärfer zum Bewußtsein. Was sollte sie thun? Den Brief beantworten? Oder nicht beantworten?

„Vor allem überlegen! Nichts übereilen!" hieß Onkel Dellinghofs in eigener Sache leider nicht befolgter Grundsatz; dem wollte sie aber nachkommen, obwohl ihr Temperament sich sonst oft dagegen auflehnte.

Neben der Chaussee lief ein Wäldchen hin und am Rande desselben war unter Bäumen eine alte Steinbank, die sie jetzt erreichte. Die neue Aufregung ließ sie erst recht fühlen, daß sie schwer an dem allen trug, was diese Zeit gebracht, sehr schwer. Müde und in dem Verlangen nachzudenken setzte sie sich auf die Bank. Es war hier immer sehr einsam, diese Gegend passierten fast nur Fracht- und Ackerwagen.

So überließ sie sich, die Augen starr auf den Brief gerichtet, ihrem Nachdenken eine ganze Weile, und es machte sie immer nur unruhiger. Dann ließ das Geräusch von Rädern sie aufblicken.

Ein Landauer? Ein Herr saß darin.

Sie erhob sich und ging den Weg nach der Domäne weiter, so da sitzen bleiben mochte sie nicht. Wahrscheinlich ein Herr von der Hagelversicherung! Onkel Dellinghof erwartete den Inspektor. Der Wagen fuhr an ihr vorüber, sie achtete nicht darauf. Aber plötzlich hörte sie, wie der Herr: „Halt!" rief und dann sah sie, wie er hastig und nach ihr sich umblickend die Wagenthür aufriß, herausprang und auf sie zu kam.

Verwirrt blickte sie ihm entgegen. Sie kannte ihn nicht.

„Wilma Luise! Ist's möglich? Welches Glück?" rief er ihr eben zu.

Den Hut in der Hand erreichte er sie schon; ein junger Mann mit braunrotem Schnurrbart und dunklem Haar, sehr braunem Teint und leuchtenden tiefblauen Augen, im eleganten, einfachen Reisekostüm.

„Wilma Luise? Erkennst Du mich nicht?"

„Eddo?!" rief sie plötzlich, ganz erstaunt, ganz überrascht ihn musternd. „Eddo? Ist's möglich? Aus China — hier? — hier in Randau?"

„Und Du die erste, die mir, wie ein gutes Omen, in der Heimat entgegentritt!" jubelte er förmlich und sah sie so strahlend und glücklich an, daß sie errötete. Und dann kroch es ihr plötzlich eiskalt wie ein banges Ahnen ans Herz.

„Du willst zur Mutter?" fragte sie.

„Ja, sie mußte doch die erste sein! Die liebe, kleine Alte! Sie ahnt nichts. Aber sie ist hoffentlich wohl."

„Ganz gesund, Eddo! Ich sah sie noch vorgestern. Wie wird sie sich freuen! Erschrecke sie nur nicht!"

Er lachte in aufgeregtem Ton, als könne er seine Freude nicht bergen. „Weißt Du noch, wie sie uns öfter das alte Lied vom Handwerksburschen sang? ‚Das Mutterherz hat ihn zuerst erkannt.' — Du aber auch, Wilma Luise! O, wie mich das freut, daß Du mich gleich erkanntest!" Er sah sie so unendlich glücklich an, ihr wurde sehr bange.

Eddo Möllendorf, einziger Sohn der sehr kümmerlich von ihrer kleinen Pension in einem einsamen Häuschen nahe bei Randau lebenden Kreisrichterin Möllendorf, hatte Wilma Luise schon als Schüler glühend angebetet. Dann war er nach Hamburg gegangen, Kaufmann geworden und von seinen Chefs nach China geschickt. Später machte er



Digitized by Google

dort als Vertreter der Firma glänzende Geschäfte; die Mutter hatte Wilma Luise und Frau Dellinghof immer mit leuchtenden Augen, von dem Sohne erzählt, ihnen seine herzlichsten Grüße bestellt, und Wilma Luise wußte, ohne daß es je besprochen wäre, Eddo liebte sie, hoffte sie später zu seiner Frau zu machen.

Ihrerseits hatte sie freilich diese Neigung zu ihr als Kinderei aufgefaßt, kaum je daran gedacht, noch weniger an Eddos Rückkehr. Sie fühlte eben nur eine gewisse Anhänglichkeit, keine Liebe für ihn. Und nun war Eddo plötzlich wieder da.

„Es ist mir gut gegangen, Wilma Luise! Ich habe tüchtig gearbeitet, gute Chancen gehabt und was vor mich gebracht. Unsere Herren haben mich zum zweiten Kompagnon gemacht; ich soll nun in Hamburg bleiben, Herr Adams schickt seinen zweiten Sohn auf meinen Platz und —"

„Das freut mich ja für Dich und Deine Mutter!" sagte sie in einem leisen Tone, der ihn betroffen aufblicken ließ. Seine Augen begegneten den ihrigen. Er las etwas ihn Erschreckendes darin — sein Herz fing plötzlich an schwer und hart wie ein Hammer zu schlagen.

„Wilma Luise, was giebt es denn Neues!" fragte er ungeschickt, ganz aus seiner frohen Sicherheit geschreckt. Und dann sah er sie unruhig forschend an; sein Blick wanderte auf ihre Hand wie magnetisch gezogen. „Wilma Luise — der Ring —?" rief er.

Sie zwang sich zu einem Lächeln, ihr war weh zu Mute, nun sie sah, daß er seine Primanerliebe zu ihr all die Zeit her festgehalten. Damals war sie vierzehn, er neunzehn gewesen. Unsinn!

„Ja," sagte sie etwas verwirrt, „Du siehst es, ich habe mich verlobt, noch gar nicht lange."

Er ließ ihre Hand fallen und schwieg. Eine ganze Weile schritten sie stumm, sie in herzlichem Mitleid mit ihm, nebeneinander her. Dann sagte er sehr ruhig: „Sicher! Die Mutter konnte es mir nicht schreiben; ich war ja schon unterwegs, vielleicht liegt drüben jetzt auch der Brief."

„So wird es sein!" sagte sie aufatmend. Er hielt sich tapfer, Gott sei Dank!

„Da sieht man nun, was bei einer Überraschung herauskommt," sagte er mit einem schmerzlichen Lächeln. Er wollte sich selbst verspotten, aber es that doch zu weh.

Und ihr wurde trübselig zu Mute, daß sie dem armen Menschen die Heimkehr so ganz verdarb. Vergeblich suchte sie nach einem unbefangenen Wort.

Er rang tapfer und nun hatte er sich wieder. „Erzähle mir, bitte! Wer ist's denn? Und er hat Dich natürlich grenzenlos lieb! Über alles!"

Das Wort traf sie wie ein Stich. Sie erzählte ihm kurz, was sie betraf, daneben dachte sie: „Über alles? Nein, ach nein! Estinghaus' Carriere, sein Ehrgeiz geht ihm über die Liebe!" und ihr Herz rief das plötzlich laut und deutlich.

Da waren sie an dem Wege, der auf den Hof der Domäne führte. Der langsam vor ihnen herfahrende Kutscher Eddos hielt die Pferde an.

„Leb wohl, Wilma Luise! Ich muß nun weiter!" Möllendorf stand still und bot ihr die Hand.

Sie hätte ihm so gern, ach, so gern ein recht gutes, herzenswarmes Trostwort gesagt! Aber sie wußte keins. Und sie selber fühlte sich des Trostes plötzlich so bedürftig. Darüber schied sie ganz stumm von ihm.

Er bestieg seinen Wagen, grüßte und fuhr weiter. Einmal begegneten sich ihre Augen noch.

„Großer Gott! Ist sie nicht glücklich?" dachte er. Und war es danach zu verwundern, daß er sich in die Wagenecke drückte, die Hände vors Gesicht schlug und in stummem, schwerem Herzweh sich zurief: „Warum schrieb ich nicht? Warum schwieg ich wahnsinniger Thor?"

Es war kaum noch eine Viertelstunde bis zu dem einstigen Försterhäuschen, das seine Mutter bewohnte. Die rankenden Rosen auf der einen Seite und der Wein auf der andern, die er selbst als Knabe gepflanzt, da er mit seiner trauernden Mutter nach des Vaters Tode hier einzog, waren mächtig geworden und hüllten fast das ganze Häuschen ein.

Dann lag er in seiner lachenden und weinenden Mutter Armen und sie merkte nichts. Ja, da er ihr anscheinend heiter erzählte, er habe Wilma Luise gesprochen, sagte sie völlig getäuscht: „Das ist 'ne Seligkeit sondergleichen! Nun, sie hat ihn lieb, aber die Leute hier sind gar nicht so entzückt von ihm; ich sah ihn nur einmal, er sieht hochmütig und egoistisch aus."

## Achtes Kapitel.

Einige Wochen gingen hin in äußerer Ruhe und viel innerem Kampf für unsere Freunde. So große Mühe man sich gab — von Adolfs Verbleiben keine Spur! Reinhagen und Ulrichs hatten in Bremen und Hamburg selbst die eingehendsten Nachforschungen angestellt; der erstere alterte sichtlich, es traf ihn sehr hart. Und noch mehr mußte man das von Hohenbostel sagen; aber gegen den durfte man den Namen des Sohnes nicht einmal erwähnen.

Eddo Möllendorf kam nur einmal nach Randau, Dellinghof äußerte sich nachher ganz entzückt über ihn: „Ein ganzer Mann." Wilma Luise sah ihn nicht, sie war zufällig nicht zu Haus, und nachher froh darüber.

— — — — — — — — — — —

Morgen sollte Inas Hochzeit sein. Wilma Luise war dazu nach Berlin gekommen. Tante Sinchen empfing sie an der Bahn.

„Ich bin ja einmal ein unglücklicher Pechvogel!" neckte sie, sobald sie nur erst in der Droschke saßen, die sie zum Hotel bringen sollte. „Ein Pechvogel, und gar nicht gewohnt, daß das Schicksal mich flattiert, aber das kann ich Dir sagen, diese Heiratsgeschichte Inas ist total verdreht und ich hätte zehnmal lieber in meiner Altjungfernstube gesessen, als hier die große Dame gespielt, unter so viel Wenn und Aber."

Wilma Luise ließ sich erzählen, was dem alten Mädchen auf der Zunge brannte. Ina konnte nach Sinchens Bericht, „einfach" den vielen Sonnenschein

Digitized by Google

nicht vertragen, schoß auf wie ein Unkräutchen mit allen ihren Fehlern, kriegte Launen und machte Scenen, und war rechthaberisch und eigenwillig, daß Tante Viktorine ihr Kreuz mit dem Mädchen hatte. Aber statt daß die Stiftsdame wie sonst die Despotin spielte, war sie jetzt ganz Nachgiebigkeit, „und Du kannst glauben, wär's nicht um den steinreichen Mann, sie zeigte längst ihre Katzenpfötchen.

„Aber sie will ihn ja doch nicht selber haben!" lachte Wilma Luise, welche das alles nicht sehr ernst nahm.

„Die Ina thut ja oft, als ob sie ihn nicht möchte, als ob sie sich anders besonnen hätte. Ich sollt's dem Rodung nur sagen dürfen! Aber bewahre! Nun geht die Geschichte denn auch ihren Gang. Systematisch verdirbt er sich seine Frau. Jeden Tag Präsente, ganze Körbe voll der herrlichsten Sachen, Putz, Blumen und allerlei Firlefanz. Und sie guckt sich oft kaum danach um, der Fratz!"

„Herrjeh, Tante Sinchen, Du bist ja bitterböse?" rief Wilma Luise nun doch erstaunt.

„Bin ich auch! Hab Ursache genug, aber wer fragt nach mir? Wirst's schon sehen. Und ein anderes Mal da kost sie mit ihm wie ein Kätzchen und schmiegt sich an ihn und sieht ihn an, daß dem Mann das Herz im Leibe zergeht. Launen, nichts als Launen! Aber damit kommt sie ihm natürlich nicht! Nur uns! Er ist doch noch so viel Mannes, daß er sich das fein verbitten würde."

Natürlich fand Wilma Luise die Schwester Tante Sinchens Schilderung durchaus nicht entsprechend, und diese ärgerte sich heute über Inas Liebenswürdigkeit und strahlende Mienen, wie sie sich über das Gegenteil geärgert hatte.

Aber nachts — die Schwestern schliefen zusammen — da kam doch „die Gerechtigkeit zu ihrem Recht", wie Sinchens Lieblingsredensart lautete.

Rodung und Estinghaus hatten ihre Bräute besucht, und wenn des ersteren Augen leuchteten vor Liebe und seliger Hoffnung, so blickte der letztere finsterer und gereizter, wie er wohl selbst wissen mochte, sah unzufrieden und bleichgelb aus und erklärte gezwungen, er könne nicht umhin, sich gegenüber dem Glück des Schwagers einigermaßen bedrückt zu fühlen. Wie lange Jahre müßten Wilma Luise und er noch warten!

Sie horchte betroffen auf. Von so sehr langer Wartezeit hatte er noch nie geredet. Aber er mochte in der That wohl kleinmütig gestimmt sein; die Stelle beim Prinzen würde wohl einer seiner Kollegen erhalten, hatte er ihr zugeflüstert, der habe bessere Fürsprache.

Nun, im allgemeinen waren diese Abendstunden sehr schnell vergangen und Wilma Luise sah, als beide Herren sich entfernt hatten, mit heimlichem Erstaunen das so plötzlich wechselnde Mienenspiel in Inas Gesicht. Eben noch so lachend, und nun —? So müde, so abgespannt und ernst! Dabei lief sie fortwährend unruhig hin und her und trieb zu Bett, und als kaum die Kammerthür sich hinter ihnen geschlossen, fiel sie vor Wilma Luise nieder, schlang beide Arme um ihre Taille und barg ihr Gesicht in der Schwester Kleider.

„Mein Gott, Ina! Was ist? Du hast Dich überangestrengt!"

„Still! still, Wilma Luise, daß sie es nicht hören. Ich kann ihn nicht nehmen, ich kann es nicht!" flüsterte Ina in großer Aufregung mit heiserer Stimme.

„Thorheit, Ina! Sei nicht kindisch!"

„So, gerade so spricht Tante Viktorine; von Dir hatt' ich's nicht erwartet! Ich aber sage Dir, ich kann ihn nicht nehmen. Er ist gut, engelgut, aber ich kann's nicht — ich — habe ihn nicht lieb!" ächzte, immer noch auf den Knieen, Ina.

Wilma Luise erschrak sehr. So hätte also Sinchen doch recht? Aber Laune? Laune konnte dies nicht sein. Sie hob das zitternde Mädchen empor.

„Komm, Ina, setze Dich zu mir, erzähle, sprich Dich aus!" flüsterte sie, sich zur Ruhe zwingend.

Auf dem Bettrand sitzend, dicht aneinander geschmiegt, beide in höchster Aufregung, sprachen sie leise stundenlang zusammen.

Ina liebte Rodung nicht. Sie sagte es, sie versicherte es, und Wilma Luises Vorwurf: „Warum bekanntest Du es nicht längst?" begegnete sie mit dem kläglichen: „Ich wagte es nicht."

Ein Schauer nach dem andern überrieselte Wilma Luise. Welche furchtbare Situation! Am Hochzeitsmorgen diese Eröffnungen für Rodung, den Vater, Viktorine, für die Hochzeitsgäste?

„Ina, Du bist Dir gewiß nicht klar! Es ist das Bangen —"

„Herr Gott, hilf mir, Wilma Luise, ich kann ihn nicht heiraten!"

Eigentliche Gründe hatte sie nicht. Wilma Luise geriet immer mehr außer sich, denn in der That, Ina konnte nichts vorbringen, was ihre verzweiflungsvolle Angst, Rodung doch noch heiraten zu müssen, erklärt hätte.

„Ich liebe ihn nicht," dabei stand sie still, und der eine Grund war jedenfalls triftiger wie jeder andere, hätte Wilma Luise nur daran glauben können.

Ina hatte nichts von einer Schauspielerin, sie war ganz Natur, ganz Impuls; so oder so, in der Heirat wie im Zurücktreten davon, schien das gleiche Unglück zu liegen.

Ihr wurde das Herz immer schwerer; Ina dagegen schien dieser leidenschaftliche Ausbruch wohl zu thun; sie beruhigte sich und sank, nachdem Wilma Luise sie ausgekleidet, matt ins Bett und sofort in einen festen Schlaf.

Die ältere Schwester aber lag in qualvoller Sorge fast bis zum hellen Tag schlaflos und zermarterte ihr Hirn mit der Frage, wie sie Rodung den furchtbaren Schlag, der ihn notwendig treffen mußte, weniger schwer machen könnte. Darüber verschlief sie Inas Erwachen und traute ihren Augen kaum, als sie dieselbe lächelnd, frisch und ein wenig verlegen auf ihrem Bette sitzen sah.

„Ich habe Dir gestern recht viel dummes Zeug vorgeweint, armes Herz, und nun schäme ich mich so!" sagte sie befangen und küßte Wilma Luise.

Digitized by Google

Diese sah jetzt, Ina war schon frisiert und sah rosig aus wie eine recht glückliche Braut. Unter Wilma Luises ernsten und sorgenden Blicken warf sie trotzig das Köpfchen auf.

„Denke nur nicht, daß es so schlimm ist. Ich war nervös, und solch ein Schritt ist doch zu ernst. Man meint, man könne die schwere Verantwortung, die man übernehmen soll, gar nicht tragen."

„Liebes Herz, ich danke Gott, daß Du es so nimmst! Ja, ich war sehr erschrocken, habe die ganze Nacht mich bitterlich gequält um Dich und —"

„Ach, Unsinn! Und nun komme, steh auf; an meinem Hochzeitstag wollen wir vergnügt sein, sonst ist's ein schlechtes Omen."

* * *

Vier Stunden später wurde Ina mit Rodung getraut. Eine schönere Braut war lange nicht in der Apostelkirche gesehen worden; Rodung selbst hatte bei Gerhard die Toiletten seiner Braut bestellt; die sämtlichen Hochzeitsgäste waren darüber einig, daß hier Schönheit, Reichtum und Geschmack das vollendetste Gesamtbild geschaffen.

Wilma Luise in ihrem schlichten, rosenroten Seidenkleide, den Kranz offener Rosen im Haar, machte freilich der Schwester den Rang streitig, und man konnte nicht ohne Wohlgefallen auf den stolz und gehoben daherschreitenden Estinghaus sehen, der heute ganz Lächeln und höchste Zufriedenheit schien. Es fiel seinen neuen Verwandten mehr noch als früher auf, daß er den Kopf trug wie ein sieghafter Mensch, dem es nie fehlen konnte. Dieser Ausdruck kleidete ihn gut; die wenigsten ließen sich träumen, daß er ein gemachter war. Nur Wilma Luise fühlte es dunkel, so recht klar wurde sie sich doch darüber nicht, oder wollte es nicht werden.

„Welch herrliches Paar!" sagten die Zuschauer hinter ihnen her. Sie hörte es und freute sich des Lobes.

Der Vater aber? Wie hatte diese unglückliche Geschichte mit dem Adolf den Mann mitgenommen! Die Hochzeitsgäste flüsterten sich diese Bemerkung zu und knüpften die Vermutung daran, daß die Sache doch wohl ernster gewesen sein müsse, wie die nächsten Angehörigen zugestehen wollten.

Wenn auf seiten von Inas Verwandten die vornehmen Namen, die Stellung und der Rang waren, wie die in starrenden, silbergrauen Moiré-antique gehüllte Stiftsdame befriedigt der Generalin zuflüsterte, so vertrat Rodungs Verwandtschaft jedenfalls den Reichtum. Schon die eigenen Equipagen, in welchen die drei Familien auffuhren, waren mustergültig; die Toiletten der Damen, die Diamanten, Spitzen und Federn einfach blendend.

„Wenn sie uns mit ihrer adligen Einfachheit unter die Augen gehen, weil sie's nicht anders können, so wollen wir nun gerade den besten Fuß vorsetzen," hatte Frau Anderweil die Parole gegeben; sie fühlte sich tief verletzt, daß von der ganzen Familie nur Ina sie besucht hatte.

Jetzt hatte Tante Viktorine sich zwar entschlossen, recht liebenswürdig mit den Verwandten Inas zu sein, aber nun wollten die gar nicht mehr, waren auf den Fuß getreten und hielten sich so steif zurück, daß Tante Sinchen völlig geknickt Ihrer Excellenz zuflüsterte: „Nun sehen Sie nur diesen Gelddünkel; sie thun, als wären wir gar nicht da!"

Das opulente Diner, welches der Trauung folgte, glich diese Gegensätze zwar einigermaßen aus, aber die Stiftsdame war doch dem braven Anderweil „gar zu vornehm" und selbst seine Hauptgeschichte, wie er Kaiser Wilhelm seinen selbsterfundenen, hochberühmten Frühstücksschnaps, den sogenannten „milden Anton", hatte überreichen dürfen: „Wir machten jährlich unsere Dreißigtausend netto aus dem allein, meine Gnädige, auf mein Wort, allein aus dem ‚milden Anton'! Und Seine Majestät sagte: ‚Besseres habe ich lange nicht getrunken, mein lieber Herr!'" Selbst diese beste Geschichte „zog" bei ihr nicht, sie blieb immer „auf dem vornehmen Ast" sitzen; „sie fühlte sich mit Behagen ganz ‚extra'!" erzählte der gute Herr lachend; aber imponiert hatte sie ihm trotzdem.

Das junge Ehepaar merkte von dem allen nichts. Ina sah jetzt, wo der Champagner ihr in die Wangen stieg und sie heiß und rot färbte, bildschön aus, daß im Grunde alle nichts anderes wollten, als dies holde Geschöpf betrachten, dessen Lächeln und naive Heiterkeit nichts ahnen ließen von der Scene des gestrigen Abends.

Auch Wilma Luise und Estinghaus hatten nur Augen und Sinn für einander. Er stand einmal wieder ganz unter dem Zauber des reizenden Mädchens und sie empfand darüber das reinste Glück, glaubte freudig an seine „grenzenlose" Liebe und schalt sich heimlich eine Thörin.

„Gratuliere mir auch," hatte er ihr gleich anfangs zugeflüstert, „ich habe die Stelle beim Prinzen. Gerade als ich zur Kirche fahren wollte, kam der Postbote; der Prinz hat mir eigenhändig geschrieben und sehr schmeichelhaft."

Das war die Ursache seines Strahlens, seiner guten Laune und Zärtlichkeit.

„Da mußt Du Ihrer Excellenz aber auch danken, Schatz, sie hat sich so freundlich für Dich interessiert," sagte Wilma Luise.

„Würde mir gar nichts geholfen haben, wenn ich nicht mein Renommee hätte. Die großen Herren wissen sich ihre Leute wohl auszusuchen," erwiderte er ablehnend und mit stark betontem Selbstbewußtsein.

Sie schwieg. Er schien ungern daran erinnert zu sein, daß er durch sie die Generalin um Protektion gebeten. Das war aber der einzige Mißklang, der in die Stimmung dieses Abends fiel.

Er erzählte ihr voller Freuden, welches interessante Leben ihn beim Prinzen erwartete, welche Hoffnungen auf Förderung er davon hegte Seine Hoheit verlebe viele freie Zeit in England auf den Schlössern des hohen Adels und er werde ihm dahin folgen müssen; er werde sein Schifflein schon so zu steuern wissen, daß er sich unentbehrlich mache.

Zustimmend und überzeugt lächelte sie und freute sich mit ihm seines „Erfolges"; daß er so sieges-

Digitized by Google

sicher und unternehmend dabei ausschaute, hatte ihr ja immer so gut gefallen, ehe sie seine Braut war.

Sie kamen auf Wilmas Jugendfreund Eddo zu sprechen, daß er, noch so jung, sich schon ein großes Vermögen erworben.

„Ja, der kann lachen!“ sagte Estinghaus. „Der ist jetzt ein gemachter Mann, neben dem ist unsereins doch nur immer der gehorsamste Diener Höhergestellter.“

Und dabei legte sich ein Ausdruck auf sein Gesicht, der Wilma Luise weh that. „Ganz neidisch!“ dachte sie. Mit keinem Wort erwähnte sie, daß Eddo sie seit Jahren treu geliebt, daß er die Nachricht von ihrer Verlobung wie einen schweren Schlag empfunden.

Ina hatte es sich erbeten, daß nur die Schwester ihr beim Toilettenwechsel vor der Abreise helfen sollte. Als sie die schwere Atlasrobe abgestreift hatte und nun im Reisekleide ein letztes Mal Wilma Luise umarmte, so heiter, so ruhig und gedankenlos, daß dieser der Verstand stillstand über den Gegensatz zum gestrigen Abend, kam Ina noch eine Erinnerung.

„Denk Dir,“ sagte sie hastig, denn sie hörten Rodungs ungeduldigen Schritte im Gange vor der Thür, „denk Dir, unsere Mutter hat mir geschrieben und mir eine ganz entzückende kleine Malerei geschickt, die sie selbst gemacht.“

„Mir schrieb sie auch. Wie kommt sie dazu? Sie hat wieder geheiratet,“ war Wilma Luises betroffene Antwort. Sie hatte nach ernstem Überlegen mit Tante Dellinghof auf jenen Brief nicht geantwortet.

Ehe sie aber weiter reden konnten, klopfte Rodung: „Es ist Zeit zum Zuge, Ina, höchste Zeit.“

## Neuntes Kapitel.

Anderthalb Jahre waren seit diesem Hochzeitstage verflossen. Das Ende von Wilma Luises Brautschaft schien, je weiter die Zeit vorrückte, immer weniger abzusehen; sie hatte sich schon darein ergeben, daß Estinghaus' Briefe seltener und seltener kamen, daß er nie mehr von der Hochzeit schrieb. Wenn sie nur den Mut gehabt hätte, sich selbst die Wahrheit zu gestehen. Aber sie war so feig, ach, so feig, daß sie zitterte, wenn einer dieser Briefe kam und dann erleichtert hochaufatmete, wenn er ihr nur die gewohnten farbenreichen Schilderungen des high life brachte, in welchem ihr Verlobter sich wie in seinem eigensten Lebenselement zu bewegen schien.

Prinzen, Herzöge und Lords überhäuften ihn nach seinen Berichten mit Artigkeiten; er erhielt die liebenswürdigsten Einladungen, hochgestellte Damen nannten ihn den Unentbehrlichen. Es mußte ihm nach all diesem wohl wie ein Traum vorkommen, daß seiner daheim ein Mädchen wartete, welches vom high life nie etwas gesehen, sondern fleißig und hausfraulich Tag für Tag gewisse Pflichten in dem fest geregelten Landhaushalt von Randau erfüllte. Frau Dellinghof hatte vor kürzerer Zeit das Scepter niederlegen müssen, da eine schwere Lungenentzündung sie aufs Krankenbett warf. Jetzt erst genas sie, und Wilma Luise war sehr froh, ihr nun die Schlüssel wieder in die eigenen Hände legen zu können, um so mehr als Rodung ihr neulich geschrieben:

„Inas Befinden fängt an mich zu beunruhigen. Sie ist in einem unbegreiflichen Grade nervös. Eine Frau, welche gesund ist und alles hat, was sie will, sogar ein wundervolles Baby, einen wahren Prachtjungen, sollte sich von derartigen Zuständen nicht so ganz unterjochen lassen. Ich bitte Dich, liebe Wilma Luise, komme und rede ihr vernünftig zu.“

Es war das erste Mal, daß Rodung ihr geschrieben; die vier fünf Briefe, die sie von Ina in diesen achtzehn Monaten erhalten, waren so nichtssagend gewesen, daß sie sich darüber geärgert. Der erste hatte nichts enthalten als die Schilderung ihrer reizenden Wohnung; eine eigene Villa im italienischen Geschmack, die Tante Viktorine ihr versprochen, war's nun doch nicht, und sie schrieb darüber sehr enttäuscht. Aber das Vergnügen an dem, was sie hatte, überwog doch; sie schilderte jeden Raum, hatte Zeichnungen dazu gekritzelt, die allerdings vor allen Ausstreichungen nicht viel anderes erkennen ließen; aber das war doch alles sehr natürlich von einer jungen Frau, und Wilma Luise freute sich herzlich mit der Schwester.

Dann aber schrieb sie selber drei-, viermal und Ina antwortete nie, bis nach Monaten wieder so ein inhaltloser, nur auf Äußerlichkeiten gerichteter Brief kam. Und so war das weitergegangen.

Dellinghof hatte, mit Reinhagen übereinstimmend, sehr energisch betont: „Ein junges Ehepaar soll man nicht gleich besuchen, das muß sich erst allein zurechtfinden.“ So hinderten sie Wilma Luise, die große Sehnsucht hatte, hinzufahren; darüber war denn die Krankheit der Hausfrau gekommen, viele Monate vergangen und nun brannte doch Wilma Luises Herz vor Verlangen nach der Schwester.

Als sie im Eisenbahnwagen saß, kam es ihr selbst ganz unfaßlich vor, daß sie Ina seit der Hochzeit nicht gesehen — nicht ihre Häuslichkeit, nicht ihr Kindchen. Sie mußte sich ordentlich besinnen, wie das möglich geworden, und plötzlich erkannte sie, daß seit längerer Zeit eine unbestimmte dumpfe Traurigkeit auf ihr gelegen hatte, eine mutlose Erstarrung, die nun, wie mit einem Ruck, sich gleich einer Eisrinde von ihrem Herzen löste.

„Nur, daß es darum doch noch nicht wieder Frühling in mir wird,“ dachte sie nach einem längeren Nachdenken traurig weiter.

Wie wunderlich war das — sie sah sich plötzlich wie etwas Fremdes, als stände sie beobachtend außerhalb — und wie in einem tiefen Schrecken erkannte sie es: „Du bist ja gar nicht glücklich! Du weißt recht gut, daß er froh wäre, wenn Du ihm sein Wort zurückgäbest!“

Wie ein Blitz durchzuckte sie der Gedanke; es war ihr, als sei sie mit einer Binde vor den Augen so im Halbschlaf hingegangen. Für nichts und niemand hatte sie sich seit — ach, seit lange — warm interessiert, für Ina nicht, für den armen Papa nicht, der, als sie ihn zuletzt gesehen — das war

Digitized by Google

im Herbst, als er zur Jagd in Randau gewesen — ihr gar nicht recht gefallen. Onkel Reinhagen hatte auch den Kopf über ihn geschüttelt und sie — war es zu denken? bekümmerte sich nicht ein einzig Mal um ihn, besuchte ihn nie, wußte doch, er grämt sich um Adolf bitterlich!

Eine heiße Blutwelle stieg ihr zum Kopfe. Und mit der ersten beschämenden Erkenntnis kam ihr die zweite! Sie mußte den Bann durchbrechen, so durfte es nicht weiter gehen! Und dann protestierte ihr Herz und schrie: Nein! Nein! nichts Gewaltsames! nicht durchbrechen!

Sie war nur eine Thörin, die sich dies alles einbildete. Sie schalt sich selbst und zürnte sich, daß sie Estinghaus so schmählich verdächtigte. Und so sprach sie sich wieder zur Ruhe.

Da Rodung geschäftlich verhindert und Ina nicht wohl war, empfing ihr Vater sie an der Bahn. Er sah gealtert und gelbbleich aus, aber immer noch so elegant und vornehm, nahm ihren Arm aufgeregt in den seinigen und nörgelte sofort:

„Ina und Rodung könnten besser zusammen stimmen! Du mußt sehen, auszugleichen. Er ist ein Pedant vom Wirbel bis zur Sohle und sie will sich ihm nicht anpassen. Lieber Gott, er hat recht; und sie sollte Gott danken, daß sie einen so trefflichen Mann bekommen. Ich sympathisiere durchaus mit ihm, kann Unordnung und dies verdammte Vertuschen nicht leiden."

„Ina ist leidend, sehr nervös, Papa; eine so junge Frau! Und sie hat bei Tante Viky das Haushalten nicht gelernt!"

„Eben deshalb! Du wirst die Geschichten schon in die Reihe bringen," beruhigte er sich und schalt dann auf die Erziehung, die Ina gehabt, oder vielmehr nicht gehabt, auf seine Schwester und ihre Vornehmheitsmarotten, die Ina jetzt auch hervorkehre, zu Rodungs Ärger. Mit seinen Verwandten ständen sie infolgedessen überhaupt schon gar nicht mehr. Man zanke sich nicht, gehe sich aber aus dem Wege.

Daß er recht undankbar gegen Viktorine, sehr scharf in seinem Urteil über Ina mit diesen Reden war, fühlte er gar nicht. Er schien überhaupt in nörgelnder Laune; sie kam bedrückt und unruhig bei Ina an.

Rodung bewohnte die zweite Etage einer eleganten Villa am Thiergarten. Schon der Eingang und die Dekoration des Flurs, der Treppe imponierten Wilma Luise. Und dann langten sie oben an und nur so ganz flüchtig sah sie jetzt, hier war es noch schöner; vor Inas jubelnder Umarmung konnte sie einstweilen nichts weiter denken und sehen als die Schwester. Inas laute Freude schlug plötzlich in Thränen um. Sie war gewachsen und überraschend schön und vornehm in ihrer Erscheinung. Aus dem holden Mädchen war eine große Dame geworden, jeder Zoll eine vornehme Frau, jede Bewegung, der Gang, die Haltung — alles anmutige Würde — einfach und selbstgewiß, wie man sich eine Fürstin denkt. Die echte Tochter ihres Vaters.

Wilma Luise fühlte sich so benommen von dieser Veränderung, daß sie Ina immer verstohlen nachsehen mußte, wie diese ging, saß, sprach und dabei doch völlig natürlich, ohne jede Spur von Absichtlichkeit war, überaus herzlich und voll Freude. Nur die Augen, die lachten nicht mit; da lag etwas Fremdes, Verschleiertes.

Aber die Zeit zum Beobachten blieb jetzt nicht. Ina führte sie durch eine Reihe sehr eleganter und üppig ausgestatteter, aber doch traulicher Räume in das Speisezimmer, wo der Frühstückstisch gedeckt stand.

Wie kostbar! Wie geschmackvoll! Wie schön! hatte Wilma Luise beim Durchschreiten der Zimmer gedacht — Ina aber dabei viel mehr ansehen müssen, als alle diese Pracht, in welche die schöne, königlich aussehende Gestalt so ganz hineinpaßte. Das schleppende, dunkle Morgenkleid nur mit einer dicken Seidenschnur um die feine Taille geschlossen, kleidete sie bezaubernd; man konnte nichts Schlichteres sehen, bei größter Eleganz.

„Es liegt in ihr!" dachte die Schwester.

Und wenn der Vater von Unordnung geredet hatte, so that er ihr doch wohl unrecht; wohin Wilma Luise sah, war alles tadellos, auch im Speisezimmer, das womöglich die anderen Räume noch überbot.

Diese kostbare Schlichtheit mußte Wilma Luise erst in ihren Einzelheiten nach und nach erkennen; in ihrem ländlichen Umgangskreise gab es dergleichen Luxus nicht, aber sie hatte einen regen Schönheitssinn und war entzückt von der Harmonie dieser Häuslichkeit.

Des Vaters Mißgestimmtheit verschwand auch angesichts des Frühstückstisches. Sie plauderten lebhaft und heiter miteinander, es gab so viel zu fragen und zu erzählen. Daß sie von dem, was ihnen am meisten am Herzen lag, gar nicht redeten, erklärte Wilma Luise sich ohne Mühe.

Nach dem Frühstück war Baby wach und die Wärterin, in die hübsche Schwarzwaldertracht gekleidet, brachte das Kind, ein holdes, kleines Bübchen mit den großen braunen Augen Inas. Eine halbe Stunde ging hin in ekstatischer Bewunderung des kleinen Menschenkindes, das krähend und lachend alles leistete, was man von dem Alter von kaum vier Monaten verlangen konnte. Selbst das verdüsterte Gesicht des Großpapas, auf dem sich der bittere Kummer schon in tiefen Linien eingegraben hatte, erhellte sich, der Enkel machte ihm doch viel Freude.

Und dann ging er; seine Zeitungsstunde im Klub war da!

Endlich sahen die Schwestern sich allein, fielen sich um den Hals und — weinten plötzlich — weinten bitterlich.

„Welche Thörinnen sind wir!" suchte Wilma Luise dabei zu scherzen.

„Ja, das sag nur! Aber es ist gewiß, weil ich mich so wahnsinnig freue!" lächelte auch Ina gezwungen. „O, Du glaubst nicht, Lu, wie ich mich nach Dir gesehnt habe!"

„Lu" hatte Ina als kleines Kind, eh sie recht sprechen konnte, ihre Schwester genannt und den

Digitized by Google

Kosenamen lange beibehalten, aber jetzt war derselbe seit mehr als zehn Jahren fast nie mehr genannt und klang plötzlich an Wilma Luises Herz wie ein ferner lieber Ton, der ihr jene Zeiten ins Gedächtnis rief, da sie die Mutter spielte und Ina ihr Kind war. Ach, wie ein weicher, kosender Westwind berührte das alles ihr Herz und unter dem Druck des ihr plötzlich wieder so recht deutlich bewußt werdenden heimlichen Kummers stürzten ihr die Thränen von neuem aus den Augen.

„Und wir sind doch beide glücklich!" sagte Ina mit einem Zurückwerfen des Kopfes. Sie wollte nicht klagen, hatte es sich so fest vorgenommen.

Wilma Luise sah ihr dies an und hätte ja selber um die ganze Welt nicht verraten, wie sehr sie litt und warum. Es war auch für sie beide wohl besser, sie schwiegen über diese geheimen Kämpfe.

Sie gingen Arm in Arm in der Flucht der sieben Zimmer auf und ab und plauderten von allem, nur nicht von dem, was sie am liebsten einander geklagt hätten.

Ina in ihrer beweglicheren Art kam schneller von dem Ernst ab, in eine liebliche Heiterkeit, die sie reizend kleidete. Sie erzählte von ihrem geselligen Verkehr; daß sie viel mitmachten und daß Rodung es liebe, oft Gäste bei sich zu sehen. Sie nannte die intimeren Freunde, vor allen oft den Namen Märzner — Assessor von Märzner und Assessor Girschows — dann einen Rittmeister Lorenz mit Frau und einen Professor van Boom mit Gattin.

Außer diesen, die am meisten in Inas Erzählungen wiederkehrten, gab es allerdings noch eine Menge anderer Familien, die man einlud und wohin man ging, kleine Soupers bei Langlet, Hiller 2c — Verabredungen nach hier und dort.

„Dann seid Ihr wohl keinen Tag still im Hause?" sagte Wilma Luise zuletzt erstaunt.

Ina, die sich in ihrem Eifer ganz rote Wangen gesprochen, lachte: „Gottlob, nein!"

„Gottlob? Jetzt glaub ich schon, Ina, daß Du nervös wirst."

„Davon? O, nein! Nervös würde ich, wenn ich im Hause sitzen und denken sollte, die anderen amüsierten sich. Es ist für Rodung auch so gut. Er heißt Ernst, verdient seinen Namen aber auch redlich; das wirst Du schon sehen. Er wird im Hause immer bei Kleinigkeiten, die doch überall vorkommen, sagt die Griese, nörgelig, man muß stets für seine Zerstreuung sorgen. Märzner hilft mir redlich dabei. Der hatte es gleich weg. Und weißt Du — wenn Ernst dann so sitzt und von Haushaltung- und Rechnungsführen und all dem spricht —"

Ein ganz gequälter Ausdruck malte sich in ihrem lieblichen Gesicht.

Arme, kleine Ina! So viel Geselligkeit und der anspruchsvolle Mann, wie sollte sie da wohl Ordnung halten, sie, die nichts von der Wirtschaft verstand?

Auf eine dahingehende Frage erklärte Ina ihr aber lebhaft: „Weißt Du, das will er auch gar nicht. Dazu haben wir unsere treue Frau Griese; die führt den ganzen Haushalt, an der hab ich so viel! Komm! wir wollen in die Küche, zu ihr, sie legt Wert auf ein wenig Berücksichtigung."

Arm in Arm gingen sie.

In einem Seitenflügel der Villa lag nach hinten hinaus die große Küche und darin wirtschaftete mit einem jungen Dienstmädchen eine würdige dicke Person, die fast wie eine Dame gekleidet war, sehr gewählt sprach, sehr ergeben und respektvoll that und doch Wilma Luise keinen guten Eindruck machte. Die Küche glich einem wahren Schmuckkästchen, strahlend von Sauberkeit. In einem Nebenraum stand der Diener in der Hausjacke und putzte das Silber.

„Dies ist sie, Wilma Luise! Frau Griese, ich habe schon erzählt, daß Sie der gute Genius des Hauses sind!" sagte die junge Frau liebenswürdig. „Sehen Sie, und hier habe ich sie nun endlich, die liebe, teure Wilma Luise! das große Haushaltsgenie dieses Jahrhunderts! Die kann Ihnen Rede und Antwort stehen auf alle Geheimnisse der Küchenrezepte!"

„Da werde ich von dem gnädigen Fräulein wohl noch viel lernen können!" lächelte Frau Griese verbindlich und knixte sehr tief.

Wilma Luise berichtigte der Schwester Rühmen mit ein paar höflichen Worten in freundlicher Weise, hatte aber schon genug von dem scharf und gereizt forschenden Blick, welcher hinten in den Augen der anscheinend um ihr Regiment sehr besorgten Frau lag.

Ina mußte denselben Eindruck haben, denn sie beruhigte dieselbe sofort. „Ach nein, Frau Griese, meine Schwester hab ich für mich, die soll hier nur ausruhen. Jetzt komme ich Ihnen in vier Wochen nicht in die Küche, jetzt habe ich eine gar zu liebe Gesellschaft."

„Nun, das ist ja eine rechte Herzensfreude! Da genießen gnädige Frau das Glück auch nur! Die Griese thut schon, was recht ist, da braucht sich gnädige Frau ja gottlob auch nicht zu sorgen," sagte die Küchenregentin in einem ganz anderen, viel behaglicheren Tone und dann setzte sie liebreich hinzu: „Wenn ich mir aber erlauben dürfte, gnädige Frau zu erinnern — es geht stark auf vier Uhr!"

„Herr Gott, mein Mann kommt gleich und ich bin noch nicht angezogen!" Eine heiße Glut flog über der jungen Frau Gesicht.

Da klingelte es schon. Einmal laut, dann rasch danach noch zweimal ganz leise.

„Das ist er! Sein Signal. Geh ihm entgegen, Wilma Luise! Sage ihm, ich sei gleich fertig, ich käme sofort." Damit huschte Ina behende durch den langen Gang und verschwand in ihrer Kammer.

Der Diener hatte sich die Schürze abgerissen und flog zur Etagenthür; Wilma Luise folgte ihm.

Rodung war es richtig! Er begrüßte seine Schwägerin sehr heiter und herzlich.

„Es ist unverzeihlich von Dir, Dich so rar zu machen! Nun bleibst Du aber bei uns, sie bekommen Dich dort nicht wieder! Jetzt halten wir Dich fest!"

In dem Wohnzimmer seiner Frau sah er sich nach dieser um. „Natürlich! Noch nicht fertig! Das ist sie nie, die Kleine. Wenn ich nur einmal heraus-

Digitized by Google

bringen könnte, wo sie ihre Zeit läßt! Von neun bis vier Uhr sehe ich sie nicht und dann muß ich noch warten, das ist nun schon Regel!"

„Sie wird gleich fertig sein, wir haben uns beim Besichtigen der Wohnung versäumt," erklärte Wilma Luise.

„Und von dem Jungen sagst Du nichts?" fragte er aufstehend.

„Der ist einfach ein Herzensschatz!" lachte sie.

Arm in Arm zogen sie in die Kinderstube, wo eine große Unordnung herrschte. Mitten darin stand die Wiege mit dem schlafenden Kinde. Aber Rodung vergaß seine Vaterfreude ganz über den Ärger.

„Ich habe Ihnen schon gestern gesagt, Sie sollen hier Ordnung halten!" herrschte er die Wärterin scharf an. Diese maulte. Das Kind erschrak und begann zu schreien.

Wilma Luise nahm es auf, beruhigte es und befahl der Person, die ihr dasselbe abnehmen wollte: „Räumen Sie nur auf; ich schläfere es schon wieder ein."

Dann zeigte sie Rodung das bereits wieder einschlafende Kind und er freute sich daran. Aber die Falte zwischen seinen Brauen blieb.

Später gingen sie zurück in die Vorderzimmer.

„Vier Leute halte ich; Ordnung und Präcision ist aber nicht zu schaffen!" murrte er.

Dann kam seine Frau. Er umarmte und küßte sie.

„Wieder in der Hetzjagd!" schalt er dann; sie hatte eine Spitzenecharpe nicht ordentlich befestigt.

Bei Tisch fand er auch allerlei zu rügen.

Ein Bild hing schief an der Wand, eine Schüssel zeigte einen Sprung. Dann fiel ihm plötzlich ein, daß er vom Konditor eine Rechnung für Pasteten bekommen habe. „Du weißt, liebes Herz, daß solche Unordnungen mir ein Greuel sind, ich habe natürlich sofort bezahlt, Du wirst mir also auf mein Konto sieben Mark vierzig Pfennig gut schreiben!"

„Denke Dir dies!" rief Ina ihrer Schwester klagend zu. „Jeden Pfennig, den er auslegt, soll ich ihm gut schreiben!"

„Sie bekommt ein Haushaltsgeld, welches doppelt so hoch ist, als das der Frau Girschow —"

„Girschows haben auch kein Kind!" widersprach sie. Dann lachten sie alle drei über diesen Einwand. Rodung aber knüpfte einige an sich sehr gerechte Bemerkungen über Accurateſſe und Ordnung an. Es blieb bei einem Wölkchen am heutigen ehelichen Himmel.

Abends gingen sie zur Première eines schon im voraus vielbesprochenen Lustspiels; nach dem Theater hatten sich verschiedene Familien nach einem der damals beliebtesten Restaurants verabredet. Vor demselben trafen sie schon einen der Bekannten, der Wilma Luise dann als Assessor von Märzner vorgestellt wurde. Ein junger Mann noch, elegant, mit einem glattrasierten Gesicht, das von Geist und Leben förmlich sprühte. Er war nicht einmal gut aussehend zu nennen im gewöhnlichen Sinne des Wortes, aber Wilma Luise blickte ihn den ganzen Abend immer wieder an und dachte: „Welch anziehender, schöner Mensch!"

Zehn Personen saßen so um die von Silber und Krystall funkelnde Tafel eines kleinen behaglichen Raumes. Sie hatten sich auf ein Souper zu mäßigem Preise geeinigt; man wurde sehr vergnügt.

Wilma Luise sah sich mit der ganzen gewinnenden Liebenswürdigkeit der Berliner behandelt, im übrigen drehte sich die Unterhaltung, hin- und herspringend, um so viel Lokales, um so viel den anderen genau bekannten Beziehungen, Ereignisse aus dem Tagesleben, aus den Kreisen, welche sich mit dem ihrigen berührten, daß sie wenig davon verstand.

Dennoch amüsierte sie sich. Die Physiognomien der Damen und Herren interessierten sie; die Art jedes einzelnen trat immer deutlicher hervor; es waren lauter junge Ehepaare. Eines davon, wie offen besprochen wurde, keineswegs in der Lage, sich viel zu erlauben, und um dieser beiden willen, die sehr beliebt schienen, blieb man bei der geringen Weinsorte, hatte auch ungewohnt einfach gespeist. Der Name des frohgelaunten, über seine schlechte Finanzlage tausend Scherze machenden Pärchens war „van Boom". Der Mann, Professor an der Universität, sprach mit scharfem westfälischem Accent, seine Eltern stammten aus Holland, aber er war ganz Feuer und Amüsement, und seine hellblonde, schlicht aussehende Frau hatte einen zündenden Witz und dabei ein so herziges, offenes Wesen, daß Wilma Luise mit ihr sofort Freundschaft schloß.

An ihrer rechten Seite saß Märzner. Er sprach viel mit ihr, und sie fühlte, nicht nur aus Höflichkeit, sondern aus wirklicher Teilnahme. Dabei aber fiel ihr doch auf, er versank, als die Nacht vorrückte, zuweilen in tiefes Schweigen, fuhr dann auf und vergaß sich nach einem kurzen liebenswürdigen Geplauder mit diesem oder jenem doch wieder. Und dann entdeckte sie, es lag zuweilen in seinem Gesicht ein Zug, der ihm jenes Etwas gab, was sie schön fand, und seine Augen hatten einen merkwürdig sehnenden, traurigen Ausdruck. Das alles sagte sie sich nicht gleich klar, es blieb nur in ihrer Erinnerung haften, ohne daß sie darüber nachdachte.

Rodung war sehr vergnügt. Er schien unter den Männern eine besondere Beachtung zu genießen, sie hatten ihn offenbar auch gern, denn Rodung wurde bei jeder Meinungsverschiedenheit angerufen und mußte seine Ansicht geben.

Zuletzt saßen die Herren und stritten mit heißen Köpfen über Politik; einige Damen beteiligten sich lebhaft zuhörend, hier und da ein Wort dazwischen werfend, das man dann auch gelten ließ. Die anderen Damen redeten von einer stattgehabten Hochzeit und dem dabei entfalteten Toilettenprunk. Ina und Märzner waren durch das Aufstehen eines der Herren, der als politischer Heißsporn, in dem kleinen Raum hin- und herlaufend, seine Meinung vertrat, zusammengerückt und unterhielten sich lebhaft, wovon — konnte Wilma Luise nicht verstehen, da sie nach der anderen Seite von der Professorin van Boom angeredet wurde.

Sie sah nur flüchtig, Ina lächelte zu dem, was Märzner ihr sagte und beide sahen sehr animiert aus.

Digitized by Google

„Wie schön steht Ihrer Schwester das weiße Kleid!“ sagte Frau van Boom.

Ina trug weiße Serge mit einem Goldausputz und vor der Brust köstliche Rosen. Ein paar davon lösten sich und sie legte sie achtlos auf den Tisch. Ja, in der That, das Weiß stand ihr gut; sie war ja immer schön, aber heute hatte sie noch so etwas Besonderes! dachte Wilma.

Als man endlich gegen zwei Uhr aufbrach, geleitete Märzner Rodungs nach Haus.

Vor der Thür sah Wilma Luise, daß er Inas Blumen in der Hand trug. Diese vergaß dann wohl, dieselben zurückzufordern, und so ging er damit nach Haus. Aber schon ehe sie oben anlangten, dachte auch Wilma Luise nicht mehr daran.

Die nächsten Tage gingen in steter Bewegung hin. Ina jauchzte förmlich, daß sie die Schwester hatte und wußte nicht, was sie ihr zuliebe thun sollte. Und Wilma Luise, die seit langem immer nur als Pflegerin der Tante Liebe gegeben, als Vorsteherin des Randauer Haushalts viel geleistet hatte, that dies Ausruhen, dies Liebkosen und Sichverziehenlassen unendlich wohl. Von ihrer stillen Traurigkeit wurde sie dadurch zeitweise abgezogen. Sie faßte wieder Vertrauen und schalt sich selbst. So lebte sie förmlich auf. Die Morgenstunden brachten sie in den Läden oder in den Galerien zu; es fehlte Wilma Luise, die auf dem Lande sich überaus einfach kleidete, so manches zu der Toilette einer Stadtdame, andererseits aber ebenso viel, wie sie scherzend behauptete, zu ihrer geistigen Toilette, daß sie wirklich viel nachzuholen hatte, um „auf der Höhe“ zu sein.

Assessor Märzner traf sie eines Morgens, begleitete sie in das Nationalmuseum und behauptete, er und Ina würden den Mängeln, welche das gnädige Fräulein sich einbilde, in einigen Morgenlektionen abhelfen. Wirklich verabredeten sie dann für einige Tage später die Besichtigung der Ruhmeshalle und er war präcis zur Stelle. Die Schwestern amüsierten sich abermals herrlich mit ihm und er schlug beim Abschied einen Tagesausflug nach Potsdam und Umgebung vor.

Rodung war zufrieden damit, wurde aber im letzten Moment verhindert. Das Wetter lachte förmlich, Ina sah ganz traurig aus; so schlug ihr Gatte eine „Trostspazierfahrt“ vor und diese wurde dankbar acceptiert.

„Er weiß, daß Du Braut bist, sonst würde ich ihn nicht so in Gefahr bringen,“ scherzte Rodung Wilma Luise zu. Sie lachte harmlos. Rodung begleitete sie eine Strecke weit und verließ sie dann in der Nähe des Bankhauses, in welchem er für seinen Herzog einige Geschäfte eilig zu ordnen hatte.

So gingen fast drei Wochen in ununterbrochenem Wechsel der Vergnügungen hin, bei welchem Ina keinerlei Anstrengungen zu fühlen schien, während Wilma Luise davon mehr und mehr ermüdete.

In der letzten Zeit hatten sie auch im eigenen Hause zweimal Gesellschaft gehabt, wo man vortrefflich dinierte und sich unterhielt. Welche Kette von kleinen und größeren Ärgernissen und Verdrießlichkeiten vorhergegangen war, ahnten natürlich die Gäste nicht; Wilma Luise fand aber, daß dies Vorspiel ihr die Freude daran völlig verdorben, wenn sie auch tapfer die Verstimmung bekämpfte.

Das war überhaupt schlimm, daß die „Medaille“ zwei Seiten hatte! Auf der einen diese stete Freude an der Abwechslung und geselliger Unterhaltung, auf der andern das häusliche Leben mit seinen mehr und mehr hervortretenden Mißständen.

Rodung konnte die Damen sehr oft nicht begleiten, sie schlossen sich dann einer befreundeten Familie an und er holte sie ab. „Seltsam!“ dachte Wilma Luise schon bald, wenn ihr Gatte dabei war schien auf Inas Laune so oft ein Dämpfer zu liegen; sie gab sich in seiner Abwesenheit stets ungezwungener und fröhlicher.

Das war ihr zuerst fühlbar geworden, wenn er später als die anderen kam. Ina hatte eine reizende, fröhliche Weise zu scherzen und zu lachen, die niemals die Grenzen der feinsten Weiblichkeit überschritt und bei aller sprudelnden Jugendlust immer anmutig blieb. Das lag so in ihr — dies Maßhalten war eine schöne Naturgabe.

Aber wenn ihre Augen leuchteten, ihre Wangen glühten, und sie den Blicken ihrer Freunde ein wahrhaft ideales Bild der Freude darbot, dann setzte sie sich, sobald Rodung kam, zu diesem und wurde, obwohl sie es zu verbergen trachtete, gedrückt und traurig.

„Ich glaube, Ihr Schwager neigt ein wenig zur Eifersucht. Wie thöricht! Die Frau ist ein Engel an Herzensreinheit,“ sagte Frau van Boom einmal zu Wilma Luise.

Diese erschrak heimlich. Sollte die kluge Frau recht haben? War Rodung eifersüchtig? Sie hatte dies nie bemerkt. Im Gegenteil, kein Mann sah vertrauensvoller auf sein Weib, so hatte sie schon gedacht. Aber sie konnte sich ja irren. Die Professorin kannte beide vielleicht besser als sie.

Aber eins hatte Wilma Luise an Rodung mißfallen. Er, der stets einer der Vergnügtesten in Gesellschaft war, konnte zuweilen im Kreise der Freunde bei der Erinnerung an einen ärgerlichen Auftritt zu Haus eine beißende Bemerkung gegen Ina sich entschlüpfen lassen, welche diese tief verletzte, da sie meist eine ihrer Schwächen ans Licht zog, zuweilen auch nur jene Unordnungen des Dienstpersonals, die er ihr zur Last legte. Sie sollte besser Aufsicht führen.

„Die Arbeitsfrau fand mal wieder eine silberne Gabel im Spülicht,“ hieß es das eine Mal; das nächste lautete: „Ich habe das Stubenmädchen beauftragt, ein für allemal, wenn meine Frau das Haus verläßt, die sämtlichen Zimmer aufzuräumen, Ina hat die merkwürdige Gabe, daß, wo sie geht und steht, die Dinge — Gott weiß wie? — ihren richtigen Platz verlassen und ihn nicht wieder finden können,“ — oder er sagte: „Ich werde nächstens meine Knöpfe selber annähen und ich fürchte auch noch dahin zu kommen, die abgerissenen Hutbänder meiner Frau und dergleichen Kleinigkeiten in meine Obhut nehmen zu müssen.“

Er sagte das alles lachend; die anderen beachteten es im Anfang kaum, hielten es für Scherz und



Digitized by Google

lachten mit, wie Ina es sehr klug immer zuerst that, aber Wilma Luise sah, wie es die Schwester reizte, daß er so schonungslos vorging.

Hundertmal rief er bei Erwähnung irgend einer Hausfrauentugend: „Hörst Du, Ina, daran nimm ein Beispiel!"

Das Wort wurde zum geflügelten und bei jeder Gelegenheit fiel man ihm jubelnd in die Rede und vollendete den Satz, so die Spitze gegen ihn selber kehrend.

Aber Wilma Luise sah tiefer als die Freunde und machte sich Sorge. Nicht, weil Ina wirklich sorgloser war als sie sein sollte — das würde sich schon geben bei der Erziehung! dachte sie, sondern weil sie das dumpfe Gefühl hatte, es gab im Hause ihrer Schwester Heimlichkeiten, Vertuschungen, die auch ihr gegenüber nicht enthüllt wurden.

Zuerst fiel ihr nur auf, daß Ina oft lange geheime Konferenzen mit Frau Griese hielt, dann, daß Ina offenkundige Nachlässigkeiten derselben nie zu rügen wagte, daß sie eine förmliche Scheu empfand, die Griese mißlaunig zu machen.

Für den oberflächlichen Blick verwaltete die Frau ihr Küchenamt musterhaft, sah man aber hinter die Coulissen, das heißt in die Schränke und Schubfächer, in die Vorrats- und Speisekammer und vor allem in den Verbrauch des Haushalts, so wurde man sehr anderer Meinung.

Obwohl Wilma Luise grundsätzlich die Küche nie betrat, um nicht die herrschsüchtige Person zu reizen, so erfuhr sie doch bald, welche Summen dieselbe in Empfang nahm und verrechnete. Sie sagte darüber offen ihre Meinung, aber Ina antwortete nur mit sehr erschrockenen Mienen:

„Siehst Du! Das habe ich auch gedacht; wir brauchen viel zu viel!"

„Aber so entlasse sie doch oder überwache sie besser!"

„Ach, bitte, bitte, Wilma Luise, sprich nicht mit Ernst darüber, ich flehe Dich an!" rief Ina weinend und so erregt, daß Wilma Luise sie gar nicht begriff.

Sie redete ihr dann gelegentlich zu, es sei nicht so unmöglich, eine andere ebenso gute Köchin zu bekommen, sie solle nur selbst einmal versuchen einzugreifen u. s. w., aber sie erreichte nur, daß Ina sie geängstigt und mißtrauisch anblickte und nachher noch heimlicher wurde.

Bei irgend einer Gelegenheit fragte Rodung: „Ist die Gläserplatte wieder da?" und da Ina sehr bestürzt aussehend verneinte, fuhr er zornig auf: „Also gestohlen!" Und dann erzählte er Wilma Luise in erregtem Tone, daß die sehr schöne Silberplatte verschwunden sei, ein wahres Prachtstück, welches er vor Jahren aus dem Haushalt einer russischen Fürstin bei Gelegenheit einer Versteigerung gekauft.

Ina war blaß bis auf die Lippen. Das sah er dann, erschrak, zog sie in seine Arme und klagte sich selbst an, daß diese Reizbarkeit gegen alle Unordnung ihr das Leben schwerer mache, wie es in seiner Absicht liege. Er hatte sie ja so lieb u. s. w. Und dann weinte Ina so fassungslos, daß man Not hatte, die kleine Frau zu beruhigen.

Aber eine Stunde später sah Wilma Luise sie eines Tages nach einer solchen Scene auf den Knien vor ihrem Bette liegen, das Gesicht in die Seidendecken versteckt und wieder krampfhaft schluchzend. Arme Ina!

Hatte der Vater recht, daß sie und Rodung nicht zu einander paßten? Und daß Ina kein Talent hätte, sich ihm anzupassen? —

Ach, der Vater! Er war jetzt auch immer verdrießlich.

„Früher konnte ich meine ‚anständige Pauvreté' ganz geduldig ertragen, jetzt, wo ich bei Rodungs alle Tage diesen Luxus und Inas thörichte Vergeudung des Haushaltsgeldes sehe, komme ich mir ganz erbärmlich vor und das Herz thut mir weh, daß ich nicht auch einmal mich strecken und dehnen kann und aus dem Vollen leben," hatte er ihr eines Tages bitter geklagt. Er war völlig verändert. — Der Kummer um Adolf fraß an seinem Herzen.

Und dann kam Reinhagen nach einigen Wochen, besuchte die Schwestern und erzählte ihnen traurig: „Dellinghof kann Randau nicht länger halten. Er will's auch nicht; mit geliehenem Geld käme er doch nicht wieder auf einen grünen Zweig. Und das ist wahr; ich habe ihm natürlich alles angeboten, was ich besitze."

„Onkel Reinhagen! Ist das möglich? Er will Randau aufgeben?" rief Wilma Luise.

„Ja, Kind. Wir dachten schon lange, daß es so kommen müßte, er und ich; die Tante war aber noch so leidend, Ihr solltet es erst erfahren, wenn's so weit sein würde —"

„Und jetzt — jetzt —?" stammelte sie.

„Nun ist es nicht zu umgehen. Er hat noch Glück. Da ist ein junger Mensch — wie heißt er nur gleich — der älteste Sohn von dem Kompagnon des jungen Möllendorf —"

„Adams!" half Wilma Luise ein, „Konsul Adams!"

„Richtig! Durch Eddo Möllendorf hat sich die Sache eben so glücklich gemacht. Der junge Adams suchte ein Gut oder eine Domäne. Nun läßt er sich Randau cedieren, die Erlaubnis des Finanzministeriums hat Dellinghof schon dazu — und so —"

„Onkel, sage mir eins! Kann er sorgenlos leben?" rief Wilma Luise blaß und mit schweren Thränen in den Augen.

„Du wolltest ihm wohl Deine paar Groschen zur Verfügung stellen? Du gutes Kind! Ja, er kann mit der Tante leben. Ihr zieht zu mir, die Parterre-Etage in meinem Hause ist zufällig frei."

„Onkel! Lieber, guter Onkel Reinhagen!" Wilma Luise wußte schon alles, was er nie eingestehen würde. „Und wie trägt er's?" fragte sie. „Wie nahm die arme Tante es auf?"

„Sie sind betrübt, aber ruhig. Es ist die glücklichste Lösung, die sie hoffen konnten."

„Nun muß ich fort, Ina," wandte Wilma Luise sich an die Schwester. „Ich darf sie jetzt nicht allein lassen."

Digitized by Google

„Nein, das seh ich ein!“ sagte Ina traurig.

Reinhagen strich seinen „lieben Kindern“ zärtlich mit der Hand über das Haar. Dann sagte er leise, als dürfe niemand ihn hören: „Ich habe von Adolf Nachricht.“

„Hast Du? Woher, was? Hat er Dir geschrieben?“

„Nein, aber wieder der brave Eddo. Er hat von einem Freunde aus Lima eine Anfrage bekommen, ob er eine Familie von Hohenbostel kenne und was er davon wisse. Es habe sich ein junger Mensch bei ihm gemeldet, der als Schiffsjunge die Reise gemacht und der unter der Angabe, daß er ‚von Hohenbostel‘ heiße und aus Berlin sei, eine Anstellung im Comptoir erbeten, die man ihm auch gegeben.“

Wilma Luise hatte in jubelnder Freude die Hände gefaltet und ein: „Gott sei Dank“ nach dem andern gemurmelt. Ganz anders Ina. Sie sah den alten Herrn ungläubig an und als wisse sie es besser.

„Glaubst Du's nicht?“ fragte er.

Da wurde sie sehr rot und betreten. „Nein, Onkel! Das heißt — Ich —“

„Du meinst, ein Schwindler habe sich Adolf von Hohenbostel genannt! Alle Wetter! So ein Kindskopf von einer kleinen Frau! Du kannst recht haben! Der Wilhelm Hollbach könnte zum Beispiel auch Adolfs Namen — Herr Gott, und dann wäre alle meine Freude vergebens gewesen!“ Wie außer sich rannte Reinhagen auf und ab.

„Ina, wie kommst Du auf diese Idee? Warum soll es unser Adolf nicht sein?“ rief Wilma Luise.

Aber Ina sagte nichts Rechtes, sah verwirrt und betreten aus, und ihre Schwester gewann den Eindruck, daß sie von Adolf mehr wisse, als sie sagen wolle. Indes das sah Ina doch wieder gar nicht ähnlich. Sie hätte nicht über's Herz gebracht, die andern in Betrübnis zu lassen.

„Ja, ja, Ina kann recht haben,“ überlegte Reinhagen unterdes ganz unglücklich und pries seinen guten Stern, daß er Hohenbostel noch nichts verraten. Dann ließ er sich eine Photographie Adolfs geben und erklärte, die werde er sofort durch Eddo an jenen Herrn in Lima senden.

Denselben Tag sollte Wilma Luise noch nicht fort, darauf bestand auch Reinhagen. Die Patti sang; sie hatte sich sehr darauf gefreut, dieselbe zu hören, nach dem Konzert wollten die Herren ihre Damen abholen, bei Poppenberg zu soupieren; Märzner hatte es übernommen, ein Privatzimmer zu bestellen, das Menu zu verabreden. Er war sehr musikalisch und wollte die Damen, für die er auch Billets besorgte, in das Konzert begleiten.

Ina zeigte sich schweigsam und bedrückt den ganzen Tag. Sie half Wilma Luise ihre Sachen packen, ärgerte sich sehr dabei über die Griese, die in der Küche, mit höhnischem Lachen abwechselnd, laut sang: „Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus“, und verbot der Person doch dies unziemliche Singen nicht. Dann spielten sie lange mit dem Kinde, welches vortrefflich gedieh und Inas leidenschaftliche Zärtlichkeit mit lautem Freudengeschrei erwiderte.

Es fiel Wilma Luise ein, daß Rodung ihr, als sie kam, davon gesprochen, Ina sei nervös. Sie hatte niemals irgend eine jener Nervenscenen bei ihr erlebt, von welchen Damen mit und ohne eigene Schuld öfter heimgesucht werden. Was konnte Rodung damals also nur gemeint haben?

Und doch lag in Inas Wesen so oft diese sonderbare geheimnisvolle Scheu, diese zeitweise Unsicherheit, dies unstäte Umherhuschen des Blicks. Was war es nur?

Sie mochte nicht fragen. Was hätte sie auch sagen sollen, wenn Ina ihr nun gar Bekenntnisse machte, welche eine Frau, die ihren Gatten und sich selbst achtet, besser verschweigt. Ina war noch so jung; man durfte sie durch Fragen nicht irre leiten. Nur eins hielt sie doch für Pflicht auszusprechen, da gerade gestern wieder die Griese sich mit ihrer gnädigen Frau sehr vertraut gemacht. Hatte sie sich doch sogar mit ihr in der Speisekammer eingeschlossen gehabt.

— „Ina!“ es kostete Wilma Luise ordentlich Mut, dies peinliche Thema zur Sprache zu bringen. „Ina, wenn Du mir nur den Gefallen thun wolltest, diese Person zu entlassen!“ begann sie dann.

„Ja! ja! Ich hasse das Weib, ich ließe sie am liebsten gleich zum Hause hinausjagen!“ flammte Ina in einer bei ihr geradezu verblüffenden Leidenschaft auf.

Wilma Luise mißverstand dieselbe aber, da Ina sonst immer nur die Vorzüge der Griese sehen wollte und sagte begütigend: „Ach, Kind, was thut mir ihr Gesinge. Aber um Euretwillen schicke sie fort. Sprich offen mit Rodung, sage ihm, daß sie Euch betrügt. Er wird es Dir Dank wissen und die kleinen Unbequemlichkeiten des Wechsels gern ertragen.“

Da kam etwas Sonderbares über Ina. Sie wechselte sehr rasch die Farbe, wollte sprechen, schwieg wieder, ging in großer Erregung auf und ab, und dann stand plötzlich dicker kalter Schweiß auf ihrer Stirn und sie ächzte, vor Wilma Luise niedersinkend: „Ich kann nicht! Ich darf nicht!“

Und das verstand Wilma Luise in ihrer Unerfahrenheit auch falsch. Eine der Damen hatte neulich eine indiskrete Frage gethan, nun fiel diese ihr ein und sie dachte, Ina bedürfe der Schonung, sie könne aus körperlichen Gründen nicht sprechen, wolle die Griese jetzt nicht entbehren. Sie legte die junge Frau auf ihr Bett, gab ihr ein beruhigendes Mittel, sprach ihr zärtlich zu und war froh, als Ina nach einem erleichternden Thränenstrome einschlief.

Abends war die junge Frau dann rechtzeitig in großer Toilette und empfing Märzner mit dem sanften, reizenden Lächeln, welches sie für ihn immer hatte. Seine Art und Weise sei ihr besonders wohlthuend, sagte sie oft. Er wußte Rodung immer abzulenken, wenn der übellaunig war, oder „sticheln“ wollte; er hatte für jeden kaum noch empfundenen Wunsch Inas schon die Erfüllung und sah jede Gelegenheit, ihr eine Aufmerksamkeit zu erweisen, voraus. Da er aber ebenso mit Wilma Luise zu verkehren schien — diese allein bemerkte lächelnd und ohne jeden

Digitized by Google

Neid, daß er Ina doch den Vorrang gab — so fand niemand an seinem respektvollen Benehmen etwas auszusetzen.

* * *

Das Konzert war vorüber — man traf bei Poppenberg schon mehrere der Freunde.

Wilma Luise entzog sich ihrem Kreise für eine Weile; sie sah sich durch Onkel Reinhagen aufgehalten, der neben Doktor Ulrichs in einem ganz stillen Winkel hinter einer Flasche Aßmannshäuser Auslese saß.

Beide Herren hatten ihr so viel zu sagen, daß sie für eine halbe Stunde sich zu ihnen setzte. Sie wußte ja, Ulrichs war in London gewesen. Er hatte eine Erfindung gemacht, eine höchst wertvolle, wenn sie die ähnliche eines Engländers in Leistung und Zweckmäßigkeit übertraf.

Dies festzustellen war er hinübergereist, schon vor Wochen. Und nun war das erste, was er ihr mit seinem sanften Lächeln und unbewußt traurigem Blick sagte: „Ich habe Ihnen tausend Grüße von Ihrem Verlobten zu bringen."

Das war freilich für Wilma Luise Grund genug, alles andere zu vergessen, um von Estinghaus zu hören. Den heimlich nagenden Schmerz über die Kargheit seiner Mitteilungen, den sie täglich fühlte, drängte sie heute ganz zurück.

Doktor Ulrichs erzählte ihr auch viel Gutes und es freute ihn sichtlich, ihre frohen, dankbaren Mienen zu sehen. Estinghaus sei brillant gestellt, finanziell sowohl wie gesellschaftlich. Der Prinz lasse sich mit Vorliebe von ihm überall hinbegleiten, und Estinghaus sehe jetzt nicht nur aus wie ein Vollblutengländer, sondern benehme sich auch so, man sage ihm dies täglich von vielen Seiten als das größte Kompliment, welches ein Engländer einem Fremden mache, und er scheine es gern zu hören. Dann schilderte er, wie ihr Bräutigam lebe; wie er allen Sport der vornehmen Herren mit treibe, wie er im Park spazieren reite, mitten zwischen all den Lords und Ladies, von allen gern gesehen. Der Prinz war persona grata in der Gesellschaft, er nannte Estinghaus sein alter ego und so wurde derselbe mit ausgezeichneter Rücksicht behandelt.

Doktor Ulrichs wollte die Braut erfreuen mit diesen Mitteilungen, und sie vermied geschickt, ihn ahnen zu lassen, daß er ihr in den Einzelheiten lauter Neues erzählte. Sie lächelte und that froh, während ihr Herz sich krampfhaft zusammenzog und sie sich selbst sagte: „Warum schreibt Estinghaus mir nie von dem allen, es würde mich doch für ihn freuen. Es ist natürlich, daß er darüber mich vergessen hat, und ich kann ihn nicht einmal dafür tadeln."

Bei alledem aber fühlte sie instinktiv, Ulrichs ging nicht völlig offen mit der Sprache heraus, verhehlte ihr allerlei, oder verkleidete es.

„Ich bin nur neugierig, was er herausschlägt aus dieser Chance," sagte Reinhagen. „Er ist nicht der Mann danach, der seine Ziele darüber aus den Augen verliert."

Sollte das ein Trost sein für Wilma Luise?

„Er hoffte größte Förderung vom Prinzen!" sagte sie beklommen. „Sein Wunsch ist eine Anstellung bei irgend einem großen Geldinstitut."

„Nun ja! Ist auch immer möglich. Er verwöhnt sich aber vorderhand gründlich. Es ist immer gefährlich, mit großen Herren Kirschen zu essen," murrte der Landgerichtsrat vor sich hin.

Ulrichs, der für sich selbst die besten Resultate gewonnen, war sehr angeregt und voll von seinen Reiseeindrücken. Er verehrte Wilma Luise als die geheime Königin seines Herzens treulich, aber er hatte seine Ruhe wieder. Das sah sie und freute sich und gab sich ihm darüber herzlicher als früher, ohne in ihrer Harmlosigkeit zu bedenken, daß sie Öl auf glühende Kohlen goß.

Er fragte auch nach Ina und Rodung. Seit der Geburt des Kindes hatte er die erstere noch nicht wiedergesehen. Es interessierte ihn höchlich, daß Ina so klug die Möglichkeit erraten, daß Wilhelm Hollbach Adolfs Namen angenommen, wie Reinhagen, stolz auf Inas „praktischen Sinn", ihm erzählte.

„Oder sollte sie Spezielles wissen?"

„Nein," sagte Wilma Luise. „Woher hätte ihr das kommen sollen und sie hätte es dann uns doch nicht vorenthalten!"

Als Reinhagen sie zu ihrer Gesellschaft gebracht, hatte und zu Ulrichs zurückkehrte, fand er diesen mit plötzlich ganz finsteren, trübsinnigen Mienen vor sich hinstarrend.

„Wenn ich mir denke, daß der Mensch, der Estinghaus, von einem solchen Mädchen geliebt wird und es übers Herz bringt, bei diesen großen Damen den nach huldvollen Blicken geizenden dienenden Kavalier zu spielen, so möcht ich rasend werden!" rief er in dumpfer Wut. „Ein Glück, daß sie ihn nicht gesehen hat, wie ich ihn sah."

„Und mir schwant immer, der Mensch verrät sie noch," sagte Reinhagen. „Wenn's dann nur bald ein Ende nähme! Sie glaubt's aber ihrem eigenen Herzen nicht, daß er ihrer nicht wert ist."

„So machen es die besten Mädchen immer," stimmte Ulrichs zu.

## Zehntes Kapitel.

Tante Sinchen, welche vor Schmerz verging über die Randauer Angelegenheiten, war zu Viktorine gereist — „auf allgemeines Verlangen!" wie sie beleidigt seufzte. In der That machte ihr Jammer es Dellinghof und der kaum genesenen Frau noch schwerer, sich in die Sachlage zu finden.

Wilma Luise saß wieder in Randau, das heißt sie saß keine Minute still den ganzen Tag, sondern schaffte und ordnete ruhelos, um die Übergabe des Haushalts an den neuen Pächter vorzubereiten. Derselbe war ein steifer, Achtung fordernder Hamburger. Man fühlte ihm sofort an, daß er auch ohne Rang und Titel Anspruch auf ein vollgerütteltes Maß von Ehrerbietung und Höflichkeit machte, wie er seinerseits alles that, was zu thun er schuldig zu

Digitized by Google

sein glaubte, nicht mehr, noch weniger. Das ist so die Art beim Handel, auf ein Plus in der Einnahme soll ein rechter Kaufmann sehen. Er machte das Geschäft mit offenen Augen ab, wurde aber, als er nach und nach erkannte, mit wem er zu thun, und daß man seiner Reellität eine ebenso große entgegenstellte, angenehmer und liebenswürdig, that zuletzt die steife Zurückhaltung gänzlich ab und gab sich als ehrlicher, offener Mensch, der froh war, seinesgleichen zu finden.

An dieser Wandlung kam Wilma Luise der Hauptanteil zu. Frau Dellinghof hatte der „dünkelhafte Hamburger" gleich so angekältet, daß sie, die ohnehin jetzt so leicht Verletzbare, sich ganz zurückzog. Dellinghof hatte nach dem schönen Grundsatz: „wie Du mir, so ich Dir!" auch hochmütig und steif thun wollen, war aber über's Ziel weggeschossen und grob geworden, so daß die Sache Miene machte, einen recht unangenehmen Anstrich zu bekommen. Da hatte Wilma Luise durch ihre ruhige, sanfte Sicherheit und große Sachkenntnis alles wieder ins Geleis gebracht.

Herr Oskar Adams hatte dann nach und nach eine wahrhaft rührende Feinfühligkeit entwickelt, und so gestaltete sich Dellinghofs Abzug von Randau doch weniger aufregend, als alle gefürchtet. Der neue Pächter begleitete sie selber in die neue Heimat; und als sie ankamen, war er es, der mit Reinhagens Hilfe die ganze Wohnung schon hatte einrichten lassen, der sich gleich selbst bei ihnen zum Thee bat, der alles wie durch Zauber schon vorbereitet hatte und der dann in einer sehr wohlthuenden Weise Dellinghof bat, sein Berater und Lehrer zu werden, was dieser mit Thränen in den Augen versprach.

Oskar Adams war binnen einer Woche so von dem verhaßten Usurpator, den Dellinghofs zuerst am liebsten in ihm sehen wollten, zu einem gern empfangenen Mitglied des kleinen Kreises geworden, dem man Dank schuldete, ohne sich davon bedrückt zu fühlen.

Wilma Luise aber war müde — sehr müde, tief traurig. Von Estinghaus war wieder seit zwei Wochen keine Zeile gekommen und er wußte doch, wie schwer es ihnen allen geworden, Randau zu verlassen.

Mitten in ihrer ruhelosen Arbeit hatte Wilma Luise ihn nun immer im Geiste vor sich gesehn, wie er mit all den vornehmen Leuten ritt und fuhr und ruderte, wie er in glänzend erleuchteten Sälen mit den stolzen, schönen Aristokratinnen sprach und lächelte.

Und wie würde sie ihm nun vorkommen, wenn er sie zufällig sehen könnte, wie sie jetzt eben da stand und die Sachen auspacken half, welche mitgenommen waren in die neue Wohnung? Einem Aschenbrödel gleich würde sie vor ihm stehen; er aber, der „Prinz", würde sich von ihr wenden und jenen stolzen Erscheinungen zu, die nichts wußten und ahnten von solchen kleinen Lebensverhältnissen, wie es die ihrigen nun einmal waren.

* * *

In der kleinen Landstadt hatte das Zuziehen des allbekannten Amtsrat Dellinghof, dessen unglückliche Bürgschaft für den Bruder ein öffentliches Geheimnis geworden, den Kreis der Honoratioren sehr viel beschäftigt.

Sei es, daß „Dankbarkeit auf Erden" doch nicht so ganz selten ist, wie die Schwarzseher behaupten, sei es, daß der Einfluß des Landgerichtsrat Reinhagen, zu dem die Dellinghofs nun ins Haus zogen, sich geltend machte, kurz, man erwies sich von allen Seiten so freundlich und herzlich gegen die neuen Bewohner des Städtchens, man sprach so gern von der Gastlichkeit, die man in Randau genossen, daß es natürlich erschien, wenn man nun auch seinerseits das beste leistete.

Nach dieser Richtung hin hatten die Dellinghofs nicht zu klagen und als man sich erst ein wenig in die neue Umgebung eingelebt, da schien es allen dreien, selbst der Amtsrat leugnete es nicht, als komme es wie eine große Erleichterung über sie.

Und dennoch konnte Wilma Luise nicht froh sein, denn täglich ging der Postbote an ihr vorüber, ohne ihr den immer banger erwarteten Brief zu bringen. Die mühsam eingeschläferte Pein wachte wieder auf.

„Gieb ihn frei!" sagte ihr gesunder Sinn unabläßig und der Mädchenstolz flüsterte zornig und gebieterisch darein. Aber dies schwache, ach, so schwache Herz! Sie konnte sich nicht aufraffen zu dem entscheidenden Schritte und ging in schweren, stillen Kämpfen umher.

„Laßt sie!" sagte Frau Dellinghof. „Sie wird schon ihren Weg finden, treibt sie nicht vorwärts gegen ihr Gefühl."

„So schwiegen die Männer, ärgerten sich und ließen sie in Ruhe.

Da kam endlich der Brief und ein mit doppeltem Porto bezahlter schwerer Brief! Eh sie ihn noch geöffnet lief sie schon in den Garten der Amtsrätin, die frohe Mitteilung zu machen, es bedauernd, daß Onkel Dellinghof vor einer halben Stunde von Herrn Adams nach Randau geholt und daß Reinhagen mitgefahren war.

Herr Adams that nichts ohne Dellinghofs Rat; er hatte sich in der kurzen Zeit mit seinem Nachbar Ulrichs, der die Fabrik jetzt mit rasendem Eifer vergrößerte, und durch diesen mit den beiden alten Herren sehr angefreundet.

„Gott sei Dank, liebes Kind; möge er Dir viel Gutes bringen!" rief Frau Dellinghof zurück.

Und nun saß Wilma Luise, las die mehrere Bogen lange Epistel, und glückseliges Lächeln und Hoffen malte sich auf ihrem Gesicht, das plötzlich wieder ganz und gar den gespannten Zug verlor, der sich in letzter Zeit darauf einzugraben schien.

Im Grunde war's ein sonderbar fahriger Brief, den Estinghaus geschrieben. Wilma Luise konnte sich, als sie nun beruhigter zum zweiten Male von vorn anfing, diesem Eindruck nicht entziehen.

Aber die Hauptsache war, er sehnte sich plötzlich heim, fort aus diesen „ungesunden" Verhältnissen; er war „völlig übersättigt", es widerte ihn dies alles an. Und nun wurde gerade die Stellung eines Bankdirektors frei; ein Bewerber von juristischer

Digitized by Google

Bildung erhielt den Vorzug! Noch wußte niemand, daß der jetzige Direktor abgehen wollte; der Prinz, der mit demselben sehr gut bekannt war, hatte es aus dem eigenen Munde des alten Herrn erfahren und Estinghaus sofort benachrichtigt, mit der Zusicherung schon, daß der jetzige Direktor ihn als Nachfolger vorschlagen würde, falls er es wünschte.

„Und ob ich das wünsche! Welche Chance, meine süße Wilma Luise! Aber nun ist mit dem Fürwort des Bankdirektors noch längst nicht die Hauptsache gethan, jetzt gilt es, alle Hebel einsetzen, Rodung hat die einflußreichsten Beziehungen, Reinhagen kennt den ganzen Verwaltungsrat, Ulrichs Schwager wird sich hinter den Geheimrat Ulander stecken können, und ich weiß, sie werden alle um Deinetwillen, mein Lieb, ihr Bestes thun!"

So ging das sehr eingehend weiter und dann fuhr er fort: „Ehrlich gestanden, bin ich des Herrendienstes gründlich müde! So ein Grandseigneur sieht doch zuletzt immer nur ein nützliches Werkzeug in unsereinem und man darf um Gottes willen nichts anderes sein wollen. Ich aber bin mehr und habe die glückliche Gabe, den Leuten dies fühlbar zu machen, mir Anerkennung zu erzwingen. Das kann mein durchlauchtiger Herr nicht ausstehn; er duldet keine Götter neben sich, und weil man zu vornehm ist, rücksichtslos zu sein, selbst gegen einen bezahlten Menschen — der Prinz sucht etwas darin, eine tadellose Urbanität zur Schau zu tragen — so werde ich nicht kurz und bündig entlassen, sondern man lobt mich weg! Sieh, mein Herzenskind, das ist das Geheimnis, welches mich Erfolg hoffen läßt.

„Von hier aus hat der Prinz eigenhändig mehrere Briefe ‚in meinem Interesse' geschrieben; er weiß ganz gut, daß er selbst ein viel größeres Interesse daran hat, mich mit bester Manier los zu werden, aber nur mit bester, denn, daß man natürlich in meiner Stellung oft hinter die Coulissen sieht und allerlei ausplaudern könnte, das wissen wir selbst und ‚die Großen der Erde'! Also lieber Freundschaft, als Feindschaft, um so mehr, als die erstere nichts kostet, es sei denn ein Fürwort oder ein Briefchen; und die letztere könnte einen unter Umständen doch teuer zu stehn kommen! Du siehst, Prometheus — der an der Tafel der Götter speiste — ist schon vorangegangen auf dem Wege bergab; viele folgten, ich bin der erste nicht! Nehmen wir also die gute, sehr einträgliche und einflußreiche Stelle und rühmen wir uns auch ferner lächelnden Auges der Gönnerschaft Seiner Königlichen Hoheit, wie das Wohlwollen des hohen Herrn hinfüro ostentativ über meinem Haupte schweben wird, wenn ich mich dessen so würdig zeige, wie bisher! Ach, Schatz, mein Schatz, wie sieht die wirkliche Welt so anders aus, als Dein Köpfchen sie sich träumt!"

Dreimal, viermal las Wilma Luise den Brief und immer ernster und liebevoller dachte sie: „Mein armer Hans! Wie bitter schreibt er! Welches Glück, daß er heimkehrt und daß meine Liebe ihn vergessen machen wird, was ihm jene häßliche Welt angethan."

Dann aber überwog die Freude weit. Lachend und wieder ganz jung und bräutlich lief sie in Haus und Garten umher und konnte die Zeit nicht abwarten, bis die beiden alten Herren zurückkehrten.

„Also Bankdirektor! Der Mensch hat Glück, wenn er's wird!" sagte Dellinghof zu Reinhagen, drückte sich aber dabei ein gut Teil derber und zoologischer aus.

Als sie dann abends beim L'hombre mit Ulrichs und Adams zusammensaßen — letzterer kannte schon alle Beziehungen seiner neuen Freunde bis ins Detail hinein — sagten sie mißfällig zu einander: „Also wieder mal für Estinghaus den Rücken herleihen! Wenn der es so weiter treibt, wird er schon hochkommen."

Sie thaten es ungern, gerade für ihn ungern; aber es war um Wilma Luise willen. Und um ihretwillen geschah es.

* * *

Sie wollte anderen Tages nach Berlin fahren und Rodung in der von Estinghaus gewünschten Weise um seine Protektion bitten, da kam ganz unerwartet ihr Vater zu ihnen ins Haus. Seine Tochter sah ihn zuerst und erschrak. Wie sah er aus? Ganz graubleich, unendlich erschöpft, obwohl der Weg vom Bahnhof kaum zehn Minuten weit war.

„Papa, bester Papa, was fehlt Dir? Bist Du krank?" rief sie erschrocken.

„Ich glaube," stammelte er. „Es lag mir schon lange in den Knochen; und nun — der Schrecken! Aber laß mich erst sitzen — gieb mir etwas Wein."

Mit Mühe brachte sie ihn ins Zimmer, die Tante, der Amtsrat, Reinhagen, alle liefen herzu. Der letztere sah Hohenbostel nur scharf an und schickte dann sofort eine der Mägde zum Arzt.

Inzwischen stammelte dieser: „Geht alle fort; nur Reinhag —" Und als er mit diesem allein war, stürzten ihm die Worte nur so von den Lippen.

Er hatte sich schlecht gefühlt und ging zu Ina, da begegnete ihm, aus demselben Hause kommend, seine einstige Gattin, noch wohl konserviert, doch hatte es ihm geschienen, als sei ihre Eleganz keine echte, als sehe sie herabgekommen aus. Der Eindruck war aber viel zu flüchtig; sie erkannten sich beide sofort, doch sie wandten sich auch beide im gleichen Impuls ab. Ina war dann, wie Hohenbostel fand, nicht zu Haus. Hatte die Person zu ihr gewollt? Was that sie in Berlin?

„Und weil ich mir einmal vorgenommen, Euch zu besuchen, so fuhr ich gleich zum Bahnhof, dachte, es würde im Freien besser werden mit diesem sonderbarem Gefühl; dachte auch, Du — helfen. — Sie soll nicht zu Ina!"

Da war der Doktor schon. Er schaute sich den ihm aus früheren Begegnungen in Randau schon bekannten Hohenbostel an.

„Sie sehen nicht gut aus, legen Sie sich ein paar Stunden nieder, dann wird es wohl besser!" tröstete er.

„Ja, ja, zu Bett, schlafen!" Das wünschte der Patient selbst.

Digitized by Google

Für die andern hatte der Arzt die gewohnten ausweichenden Reden: „Hoffe, es ist nichts! Abwarten!“ Am anderen Tage aber nannte er die Geschichte beim rechten Namen: „Ein kleines Nervenfieber.“

Da lag denn nun im Fremdenzimmer der Patient, war sehr unruhig, immer nur halb bei Bewußtsein und Wilma Luise pflegte ihn.

Sie waren sämtlich froh, daß sie den vereinsamten Mann hier hatten und er schien es noch mehr zu sein; das einzige, was ihm jetzt noch in den wirren Gedanken blieb und ihn dabei quälte, war die Sorge, seine geschiedene Frau könne Ina aufsuchen. Davon phantasierte er.

Diese Möglichkeit lag auch nahe genug und wurde zur Befürchtung, als Wilma Luise jetzt bekannte, daß sie vor fast zwei Jahren von der Mutter einen Brief erhalten, den sie aber nicht beantwortet.

Da sie den Kranken nicht gut verlassen konnte und besonders befürchtete, Ina einen Ansteckungsstoff zuzutragen, so übernahm Reinhagen es, sofort nach Berlin zu fahren, wo man Hohenbostel vielleicht schon vermißte.

Als er abends zurückkam, atmeten alle wie befreit auf. Rodung hatte Ina nicht befragen wollen, um sie nicht unruhig zu machen; von Frau Griese aber hatte er, da zufällig der Diener auf Urlaub war, bestimmte Auskunft erhalten; die gnädige Frau war morgens Visitenmachen gegangen, unterdes hatte allerdings eine Dame nach ihr gefragt, aber keine Karte zurückgelassen.

Rodung hatte dann die Haushälterin genau instruiert, ebenso den inzwischen zurückgekehrten Diener, daß keine fremde Person zu ihrer Herrin zu lassen sei.

Im höchsten Grade unangenehm berührt hatte Rodung sich allerdings von dem Auftauchen dieser Frau gezeigt; Reinhagen ihm aber das Versprechen gegeben, auf Grund der Unterschrift jenes Briefes an Wilma Luise, die wirksamsten Schritte zu thun, um die Frau von weiteren Versuchen, ihre Tochter zu behelligen, zurückzuhalten.

In dieser üblen Stimmung hatte Rodung allerdings Estinghaus' Zumutung nicht eben freundlich entgegenkommend aufgenommen. Die beiden Männer waren aber dann doch schnell einig geworden, für Wilma Luises Glück sollte ihnen nichts zu schwer sein. Rodung sprach sich mit großer Wärme über seine Schwägerin aus und erklärte besonders, daß sie für sein Haus förmlich ein guter Geist gewesen. So lange sie da war, ging alles, sie leitete Ina unmerklich, indem sie nach allen Seiten im voraus sorgte und dachte; jetzt war's wieder beim alten, Ina regierte nicht, sondern die Griese regierte, und man mußte dieser wenigstens zugestehen, sie stellte ihren Herren mit Eifer zufrieden, obgleich dieser überzeugt war, daß sie gelegentlich nicht so ganz uneigennützig und ehrlich verfuhr. Aber Beweise? Lieber Gott! ein Hausherr ist der Beherrscherin der Küche gegenüber stets wehrlos, und Ina wurde immer gleich so aufgebracht! So drückte man schon, um des Friedens willen, ein Auge zu.

(Fortsetzung folgt.)

# Odemissen.

Roman

von

**W. Oesterhaus.**

(Fortsetzung.)

Tiefe Stille herrschte hierauf. Später ließ bald der eine, bald der andere eine Bemerkung fallen; aber ein Gespräch wollte sich nicht entwickeln. „Es ist mir nicht wehe nur, es ist mir auch so dumpf zu Sinne,“ klagte Bertha, als Fritz sich mit den Worten erhob: „Wir werden unsere Heimreise antreten müssen, um nächste Nacht im Vaterhause zu bleiben.“

„Also Ihr verlaßt mich nicht,“ sagte das Mädchen, indem es die Rechte beider Vettern ergriff, die mit einem warmen Druck der Hand antworteten. Dann traten die drei ins Haus.

Drinnen in der Stube war zwischen Odemissen und seinen Vettern ein Gespräch anderer Art geführt. Nachdem so allerlei vom Begräbnis, der Leichenrede, diesem und jenem aus dem Trauerhause gesprochen war, fragte Danhardt der ältere, den Hausherrn scharf beobachtend: „Was wollte denn unser junger Herr und Gebieter mit dem Strauß weißer Rosen sagen?“

Jäh fuhr der Meier in die Höhe: „Ich hätte die Blumen vom Sarge nehmen und sie dem Buben ins Gesicht schmeißen mögen.“

Die beiden andern sahen sich bedeutungsvoll an, und der jüngere begann, langsam sprechend: „Nun, Vetter? Was denkt Ihr sonst von diesen Leuten Gutes? Wie?“

Der Gefragte sah mit einem Gesichte, auf dem Haß und Rachsucht loderten, zu ihm hinüber. „Frag nicht!“ entgegnete er. „Ich werde forschen und fragen, ob sich das Dunkel, welches auf dem entsetzlichen Ende meines Einzigen liegt, nicht aufhellt.“

„Siehst Du, Fritz!“ zischelte der Alte mit einer Stimme, mit einem Blick, aus dem ebensoviel Bosheit wie Schadenfreude hervorsah, „der Vetter ist auf unserer Spur!“

„Meinem Sohne soll sein Rächer nicht fehlen,“ grollte der Meier, die geballte Faust drohend nach

Digitized by Google

dem Herrenhause hinstreckend. In diesem Augenblicke trat Bertha mit ihren Verwandten ein.

„Wir werden noch mehr über die Sache reden," sagte der ältere Vetter aus dem Dorfe, gab Odemissen, der Tochter, und den übrigen die Hand. Ebenso machte es der Sohn. Der Hausherr gab ihnen bis ans Hofthor das Geleit und nahm mit den Worten: „Auf baldiges Wiedersehen," noch einmal Abschied von ihnen.

Die drinnen beobachteten dies vom Stubenfenster aus. „Seit wann," fragte Fritz„ habt Ihr denn mit Euerer Verwandtschaft innigeren Verkehr?"

Die Pflegeschwester schien diese Worte nicht gehört zu haben. Erst als die Frage wiederholt wurde, gab sie zur Antwort: „Früher schien dem Vater an dem Umgange mit diesen Leuten durchaus nichts zu liegen. Erst seit den letzten düstern Tagen kommen sie häufiger. Der jüngere will der letzte gewesen sein, welcher mit unserm armen Kord gesprochen hat. Dieser soll ihm noch mancherlei Dinge mitgeteilt haben, welche man nicht jedem anvertraut. Welcher Art diese Eröffnungen sind, weiß ich nicht zu sagen."

Odemissen kehrte zurück, finster, in sich gekehrt, so als ob ein schwarzer Gedanke, den er nicht bewältigen könne, seinen Sinn gefangen hielte.

Wider alle Gewohnheit nahm er von den jungen Herren aus Salburg nur lässig Abschied, desto herzlicher Bertha, welche die seltsame Art des Vaters durch alles das, was auf ihn in den letzten Tagen eingedrängt war, zu entschuldigen suchte. Bittere Thränen vergoß sie, krampfhaft drückte sie denen die Hand, die ihr Brüder geworden waren. Laut weinte sie, als ihre Lieben davonfuhren.

Was war's, was es ihr unmöglich machte, in diesem Augenblicke ins Haus und zu dem zurückzukehren, der ihr doch am nächsten stand? Sie wußte es selbst nicht. Es trieb sie, wieder in den Garten zu gehen, sich wieder in der Laube niederzulassen, dort mit ihrem Schmerz allein zu sein, bis die Dämmerung hereinbrach. Dann erhob sie sich, und ging zum Vater.

Dieser stand am Fenster, finster wie vorher, drohende Blicke nach dem Rittergute hinüberwerfend. „Ich bin so müde, muß zur Ruhe gehn," sagte sie, als die Haushälterin eintrat und fragte, was für ein Abendbrot sie bereiten solle.

Bertha entfernte sich. Odemissen trat vor die andere hin, sie anstierend. „Minna," sagte er, „glauben Sie nicht auch, daß mein Sohn durch Mörderhand gefallen ist?"

Die Frage machte auf die Seele des Hauswesens durchaus nicht den erwarteten Eindruck. „Meier," erwiderte sie ohne sonderliche Betonung, „es weht ein leises Gerücht durchs Dorf. Ich will auch von vornherein sagen, von wem es ausgehen soll. Es sind Danhardts, welche es verbreiten.

„Was bewegt sie, dies zu thun und überall geheimnisvoll anzudeuten, man wisse wohl, was für große Leute ihre Hand im Spiele hätten. Jene haben unseren Verewigten nicht im Blute liegen sehen; Hans aber, wie der Holzknecht, erklären ganz bestimmt, jeder, welcher habe sehen können, müsse bezeugen, Kord sei lediglich infolge seiner Unvorsichtigkeit durch einen Unfall ums Leben gekommen."

„Und doch ist er ermordet!" herrschte ihr Herr, welcher hoch, drohend vor ihr stand, sie an.

Wie schon in vielen anderen Fällen verließ auch dieses Mal die Geistesgegenwart die Vielerfahrene nicht. Ganz ruhig ertrug sie den flammenden Blick und entgegnete gelassen, sich zur Seite wendend, als ob sie da etwas suche: „Ich begreife nicht, was die Vettern aus dem Dorfe bewegt, solche Dinge zu verbreiten, auch verstehe ich nicht, woher auf einmal die auffallende Teilnahme für unser Geschick rührt. Was suchen sie hier?"

Odemissen sank zerschlagen, matt auf einen Stuhl nieder. Er richtete seinen Blick hinaus in das Dunkel der Nacht. Schmerz, Haß, Groll und Gram durchwühlten seine Brust.

Am nächsten Morgen hatte Minna kaum die häusliche Arbeit begonnen, als ihr Liebling schon neben ihr stand, tapfer mit zugriff und den ganzen Tag über an ihrer Seite blieb. Um jede Kleinigkeit im Hauswesen kümmerte sich das Mädchen. Später ging Bertha oft durch die Felder, sah nach dem Stande der Früchte und achtete auf die Arbeiten der Leute. Überall hatte sie ihr Auge, für alles zeigte sie Verständnis; doch vermied sie es stets, an der Seite der Grundstücke zu gehen, welche dem Grund und Boden des Edelgutes zugekehrt lag.

Karl Behrenstein, welcher noch einige Zeit nach dem dunkelsten Tage des Meierhofes zu Haus geblieben war, fand nur einmal Gelegenheit, die gern gesehene Nachbarin von fern zu begrüßen. Einige Wochen nach seiner Abreise begegnete sie dem alten Hauptmann. Es war am Kreuzwege im Dorfe.

Wie betroffen blieb er stehen, als er mit einem Male das blühende Mädchen in Trauerkleidern vor sich sah. Unwillkürlich fuhr seine Hand zum Gruß empor; gleich aber senkte er sie, als ob es ihn reue, der verbildeten Bauerndirne, wie er sie zu nennen pflegte, diese Ehre erwiesen zu haben.

Nach Haus gekommen, erzählte Bertha dies Begegnis in der allerunbefangensten Weise. „Er grüßte doch," sagte sie. „Siehst Du, daß der alte Isegrimm am Ende unser allerschlimmster Feind nicht ist?"

Als wäre ein böser Geist in ihn gefahren, so flammte des Alten Auge auf. „Wer hat Deines Bruders Tod verursacht?" donnerte er.

Auf etwas Derartiges war die Tochter schon durch Minna vorbereitet. Anfangs bebend, doch hernach mit etwas festerer Stimme konnte sie antworten: „Der Hauptmann hat dem Tode oft ins Antlitz gesehen und seinen Degen mit Ehren geführt. Er ist der Mann, seinem Gegner, wenn es gilt, mit dem Säbel in der Faust entgegenzutreten; aber zum Meuchelmörder kann er nie werden. Nenne ihn stolz, übermütig, ungerecht gegen Dich; aber beschuldige ihn keiner niederen Gesinnung, zeihe ihn keiner Schlechtigkeit."

„Dank Du denen, die Dich zur reichsten Erbin des Landes gemacht haben," grollte er.

„Vater!" kreischte das Kind auf, mit der Linken aufs Herz drückend, die Rechte erhebend, mit glühen-

Digitized by Google

dem, stierem Blicke, „nicht noch einmal solch ein Wort, oder Du bist kinderlos.“

Heißes Grauen durchrieselte den Ergrimmten. Er wollte reden. Sollte er toben, schelten? Sollte er winseln, bitten, betteln? Seine Lippen bebten, als diese stolzaufgerichtete Gestalt so drohend vor ihm stand; aber sagen konnte er nichts. Einen klaren Gedanken konnte er nicht fassen. Wut, Schrecken und Haß rangen mit Liebe in seinem Innern.

Langsam ließ Bertha den Arm sinken, festen Schrittes ging sie hinaus. Es umfing tiefe Nacht ihr Herz. Alles war ihr so öde, so leer, so tot. Bald saß sie auf ihrem Zimmer. Sie hätte weinen mögen und konnte es nicht. Starren Blickes saß sie da.

Erst als Minna sie aufsuchte, als sie ihr alles sagen, alles klagen konnte, perlten heiße Thränen unter ihren langen Wimpern hervor. Die alte Jungfer hielt das junge Mädchen warm umfangen. Wie schön war das Kind in seinem Schmerz, in seinem Zorn! Die Herzensgute mußte und mußte sie küssen.

Die Anerbin ging jeder Begegnung mit ihrem Vater aus dem Wege, aß für sich, arbeitete viel; in stillen Stunden aber spendeten ihr gute Freunde Trost, deutsche Dichter, vor allen ihr Liebling: Schiller. An seiner Hand durchwandelte sie goldene Auen. Er baute vor ihren wonnetrunkenen Augen stolze Säulenhallen griechischer Tempel auf. Durch ihn ward sie die Verehrerin des ewig Erhabenen, des unvergänglich Schönen.

Odemissen fühlte sich vereinsamter als je zuvor, zumal auch Minna ganz andere Saiten als früher gegen ihn aufzog. Er fühlte, daß er nicht recht, wenigstens nicht wohl gehandelt hatte.

Es war an einem Sonntagmorgen, als ihm sein Kind, bereit zum Gotteshause zu gehen, unversehens in der Thür begegnete. Schon wollte es an ihm vorüberschreiten, als er: „Bertha, Tochter, liebes Kind“, hervorstieß. Sie blieb stehen, konnte aber nicht zu ihm aufsehen. „Ich war gegen Dich hart und ungerecht,“ sagte er. „Vergieb Deinem unglücklichen Vater.“ Jetzt konnte sie nichts sagen; als er aber ihre Hand ergriff und sie ans Herz drückte, traf ihr Auge das seine, in dem so unendlich viel Weh, so tiefer Schmerz lag.

Sie erwiderte den Druck seiner Hand und hauchte die Worte heraus: „Dann soll das Geschehene durch Schweigen begraben sein.“ Noch einmal sah sie zu ihm empor. Heller war sein Blick. „Danke,“ sagte er mit erstickter Stimme. Sie ging leichter zum Gotteshause, kehrte froher zurück und saß am gemeinsamen Mittagstische wieder an seiner Seite.

Überall zeigte Hans Kord größeren Haß gegen Behrensteins, welcher durch den leidigen Verkehr mit Danhardts gestärkt und genährt wurde. Diese Leute kamen oft, am häufigsten erschien der Sohn, welcher die Base wohl anredete, ihr gern Gefälligkeiten erweisen wollte, deren Annahme aber kühl abgelehnt wurde; dies befremdete den Bauern aber nicht. Dicknackig steuerte er einem bestimmten, ringenswerten Ziele zu.

## XXV.

Bertha reiste nach Salburg, ihre dort noch befindlichen Sachen zu holen und brachte beide, Frau Westermann wie ihre Tochter Emma, letztere für längere Zeit, von dort mit. Odemissen begegnete ihnen wieder mit alter Herzlichkeit und gestattete gern, daß seine Einzige diesen Besuch im Nachwinter mit einem längeren Aufenthalte in der Fürstenstadt erwiderte. Da sie dort an öffentlichen Vergnügungen nicht teilnahm, fand Karl Behrenstein keine Gelegenheit, sich ihr zu nähern.

Seine Tüchtigkeit im Berufe wurde sehr gerühmt, von seinem Vorgesetzten ward er gern gesehen, auch vom Präsidenten von Felseck, in dessen Hause er viel verkehrte und — für dessen älteste Tochter er eine nicht unerwidert bleibende Zuneigung besitzen sollte.

Wie seltsam weh wurde Bertha ums Herz, als sie dies und wieder und immer wieder hörte! Wie freute sie sich, als sie der Fürstenstadt den Rücken kehren und der Einsamkeit des heimatlichen Dorfes wieder zueilen konnte!

In seinen Händeln mit Behrensteins zeigte der Vater eine Hartnäckigkeit und Verbissenheit, wie er sie früher selbst in den Zeiten des erbittertsten Streites nicht an den Tag gelegt hatte. Wo er ihnen Abbruch thun, ihnen einen Schabernack zufügen konnte, war er dazu bereit, so daß man schließlich allgemein glaubte, er sei zu jedem niederträchtigen Streiche fähig, wenn er jenen nur zum Schaden gereiche.

Der Streit um den eingegangenen Weg vom Rittergute nach jenem Kampe, welcher neunundneunzig Jahre im Pfandbesitz der Meier gewesen, vor einer Reihe von Jahren aber vom Hauptmann wieder eingelöst war, wollte und wollte nicht enden. Immer schwebte er noch bei den Gerichten. Die Knechte vom Herrenhofe hatten wohl bis jetzt nicht mit Ackergerät zu ihm hingelangen können; wohl aber hatten sie bei nächtlicher Weile und heimlich dort Waldsamen ausgestreut. Wie war dieser auf dem guten Ackerboden aufgegangen! Waren auch die Fichten noch nicht sehr hoch, so schossen desto üppiger Kiefern und Lärchen empor, ihren Schatten schon auf des Bauern Grundstücke werfend. Was sollte das geben, wenn erst einmal überall dort die Bäume emporragten und Tiere aller vorkommenden Art von dort aus ihre Raubzüge auf die Fluren Hans Kords machen konnten!

Zur Zeit, wo die Schneeglöckchen blühen und die Finken ihre Nester zu bauen beginnen, herrschte wochenlange Dürre. Überall türmten auf hochgelegenen Triften und Brachäckern die Jungen Haufen von Reisig und Dorngestrüpp auf, und als sich am ersten Ostertage der glühende Sonnenball hinter der westlichen Hügelkette versteckt hatte, und der milde Abendstern am Himmel erschien, flammten auf allen Höhen, hier und dort auch auf unbewaldeten Bergspitzen, mächtige Feuer auf. Viele Einwohner von Odemissen gingen bei dem schönen Wetter hinaus auf den Sagebrink, wo sich dem Auge eine weite Rundsicht bot. Auch Odemissen war mit Bertha und



Digitized by Google

Minna mitten unter den Zuschauern. Die langen Reihen, die fernen dichteren Gruppen lohender Flammenzeichen gewährten einen prächtigen Anblick. Mancher Ausdruck der Verwunderung ward laut, mancher Ausdruck der Freude, wenn plötzlich in der Nähe eine Flammengarbe lodernd emporschlug. Alle äußerten mehr oder minder laut ihr Ergötzen, nur der Meier schwieg in gewohnter Weise.

Ha! Da zuckt es mitten in den Feldern des Meierhofes auf. Schnell läuft das Feuer. Jetzt bildet es eine lange Linie! Jetzt fegt der stärker sich erhebende trockene Ost die Flammen vor sich her, und nach wenigen Augenblicken glüht ein Feuerherd zwischen den Saatfeldern. Düstere Rauchmassen treiben, rollen über den Boden hin, steigen zum Himmel empor, den sie verdunkeln. Der Holzbestand der Hahnenbreite steht in vollen Flammen!

„Das ist angelegt," rufen einige. „Das hat Bosheit bewirkt," sagen andere. „Es kann durch Unvorsichtigkeit entstanden oder durch Kinderhand angelegt sein," äußert der Ortsvorstand begütigend.

In der Hahnenbreite also, jener gutsherrlichen Fläche mitten in den Grundstücken der Meierei brannte der Holzbestand. Horch! Scharfer Hufschlag erscholl! Der Hauptmann hatte sich rasch aufs Roß geworfen und sprengte über Stock und Stein, über die besäten Feldflächen der Brandstätte zu, um vielleicht den Brandstifter in der Nähe noch zu erwischen; aber alles eilte dorthin, nur nicht Odemissen. Schweigend schritt er dem Hofe zu, schweigend folgten ihm seine Begleiterinnen.

„Das Feuer ist angelegt!" hatte Bertha wiederholt gehört; aber von wem? Wem trauten die Rufer denn die Frevelthat zu? Und wem hätte die Zerstörung des jungen Aufschlages Freude bereiten können? Wen sollten jene Leute im Verdacht der Thäterschaft haben? Ihr Vater war ja bei ihr — doch —?

Schon in der Frühe des zweiten Ostertages ging Hans Kord hinaus auf das Feld, umschritt die Brandstätte und sah nach den Hufspuren des Pferdes, welches den alten Behrenstein am Vorabende getragen hatte.

Der junge Holzanwuchs war fast ganz vernichtet. Die Flammen hatten alles trockene Gras, alles alte Laub schnell ergriffen. Die Harztropfen an Föhren und Fichten hatten dem Feuer Nahrung gegeben und rasche Verbreitung verliehen. Fast alle Stämmchen waren verbrannt. Lose Asche und Kohlen bedeckten die weite Fläche.

Zeugten früher die Züge Odemissens oft von Zorn und Wut, so war jetzt ein recht garstiger Zug auf dem Gesichte desselben bemerkbar. Widrige Schadenfreude sprach aus seinen Mienen.

Noch einmal übersah der Bauer die Brandstätte und noch einmal blickte er nach den Hufspuren, dann schritt er heim. Zu Haus ließ er sich sofort an seinem Schreibpulte nieder und setzte eine Anzeige an das Amt auf, in welcher er Bestrafung des Hauptmanns dafür forderte, daß dieser wider alles Recht und zum Schaden des Besitzers auf den Grundstücken des Hans Kord, Meier zu Odemissen, umhergeritten sei.

Den Brief mußte ein Knecht früh am folgenden Tage an den Ort seiner Bestimmung bringen. Dort erschien auch Adolf Behrenstein und trug einen Bericht über das vor, was sich ereignet hatte, auch sprach er die Überzeugung aus, daß das Feuer von verbrecherischer Hand, in der Absicht zu schaden, angelegt sei. Auf die Frage des Beamten, auf wen sein Verdacht falle, erwiderte er: „Meinen Freund und Gönner kennt jedes Kind auf der Dorfgasse."

Die Herren vom Gericht kamen nachmittags zum Augenscheine heraus, besahen den Brandschaden und zogen Erkundigungen darüber ein, ob irgend jemand eine Beobachtung gemacht habe, welche die Entdeckung des Übelthäters ermögliche. Es klang eigentümlich und für die allgemeine Stimmung sehr bezeichnend, als der dumme Hessenheinrich, der Feldhüter, mit pfiffigem Lächeln antwortete: „Als es im Herrenkampe zu brennen anfing, stand der Meier auf dem Sagebrinke mitten zwischen den anderen Leuten."

Der Amtmann wandte sich nun dem Meierhofe zu. Zunächst fragte er den Besitzer, welche Beobachtungen er als Zuschauer beim Ausbruche des Schadenfeuers gemacht habe. Die Darlegung des Thatbestandes war eine klarere, lichtvollere, als bei allen anderen Gefragten. Nach seiner Darstellung konnte kein Zweifel herrschen, daß der Holzbrand nicht durch Zufall oder Unvorsichtigkeit entstanden sei, denn die Hainung hatte in kurzer Zeit auf der ganzen Seite vor dem Winde in Flammen gestanden; doch meinte Hans Kord, den oder die Thäter werde leichter der Küster, als irgend ein Beamter, herausbringen, es seien an jenem Abende recht viele Kinder mit Feuer spuken gegangen.

Der Amtmann sprach noch von diesen und jenen Dingen und kam dann mit dem nicht ungerechtfertigten Ansinnen zum Vorscheine, der andere solle seine gegen Behrenstein gerichtete Anzeige zurückziehen, da sich dieser denn doch nur notgedrungen einer geringfügigen Übertretung schuldig gemacht habe. Allein hierzu war der Hartkopf nicht zu bewegen, er hatte nur die Antwort: „Nein, wir stehen einmal auf dem Kriegsfuße."

Bei allen Nachfragen nach dem Missethäter, den man suchte, kam nichts heraus; eine eigene Entdeckung aber machte Bertha einige Tage später. Fritz Danhardt kam wieder zum Vater, mit dem er in letzter Zeit viel und heimlich geredet hatte. Sie hörte ihn in der Stube sprechen. Leise näherte sie sich und vernahm deutlich, daß der Alte sagte: „Schweig, ich will nichts davon wissen, wer so etwas that, muß es für sich behalten."

Sie trat ein und stellte sich so, als habe sie nichts erlauscht, beobachtete aber den Vetter sehr scharf. Sie sah dessen Verstimmung über die empfangene Antwort. Jetzt wußte sie, wer den Brand verursacht hatte. Der Bursch der!

Um sich den Dank des Vetters zu verdienen, dem jener Holzbestand ein Dorn im Auge gewesen war, hatte er die Unthat ausgeübt. Nun wollte jener sein Geheimnis gar nicht einmal wissen. Wie ärgerlich das war. Sollte ihm dies nicht ein Anlaß

Digitized by Google

sein, von jetzt ab seltener den Meierhof zu betreten?

Es giebt Leute, welche einen recht breiten Nacken haben, auf den sie viel aufladen können. Fritz Danhardt war keiner von denen, welche leicht verletzt werden und sehr geneigt sind, etwas übel aufzunehmen. Er stellte sich jetzt noch häufiger ein als früher, suchte unermüdlich nach Gelegenheit, seiner Base gefällig sein zu können, ja er machte sogar ab und zu Miene, ihr gegenüber vertraulich zu thun.

Man hätte es nicht denken sollen! An einem Sonntag Morgen erschien er mit einem Blumenstrauße in der Hand, wie ihn keines Bauern Garten im ganzen Amte bunter hätte liefern können.

Als er damit die Wohnstube betrat und die vor sich sah, die er mit diesem Prachtstücke, diesem glänzenden Zeugnisse bäuerischen Geschmacks beglücken wollte, wußte er gar so recht nicht zu Worte zu kommen. „Ich — ich —" stammelte er, aber das Bäschen hatte mehr Gewalt über die Zunge. „Ei," rief's aus, „wie sie sich freuen wird, solche Blumen liebt sie! Minna! Minna!" Dem Vetter war dies gar nicht recht, er möchte ja etwas so sehr Hübsches sagen, doch wollte ihm dies nicht glücken, und Bertha kam ihm immer sofort mit dem Worte zuvor, wenn er fast eine Anrede herausgebracht hätte. Ihm wurde so unsicher, so wirr im Kopfe.

Ohne ein Wort zu sagen, hielt er ihr die Blumen hin. Sie nahm sie in dem Augenblicke an, wo Minna eintrat, um sie dieser sofort zu überreichen. „Sieh einmal, der Vetter bringt Dir etwas," sagte sie, „nun freue Dich!"

Die Beglückte wußte gar nicht recht, was sie aus der Sache machen sollte. Ein bedeutungsvoller Blick Berthas sagte es ihr und mit einem schelmischen Lächeln, welches den verblüfften Spender streifte, schwebte das Bäschen zur Thüre hinaus.

Wie stand Minna da: „Das ist recht schön, das konnte ich fast nicht erwarten. Solch eine köstliche Gabe vom reichsten Anerben im ganzen Dorfe! Nein, nein, das ist denn doch zu viel Ehre für mich!"

Jetzt war dem jungen Bauern mit einem Male das Band der Zunge gelöst. Verteufelt pfiffig lächelnd gestand er, so ein klein, klein wenig rot werdend, im Grunde genommen sei der Riechbusch auch für Bertha bestimmt gewesen, aber er habe gar so recht kein Wort gehabt, obschon er es sich zu Hause gewisse zwanzigmal durchgedacht habe, was da gesagt werden solle. Nun wolle er Jungfer Minna wohl gebeten haben, dies zu besorgen.

„Nein, nein," lachte das alte Mädchen, „daraus wird nichts. Ich bin eine rechte Liebhaberin von solch einem Blumenbusche, und — der anderen möchte dieser nicht einmal recht anstehen. Bei den gebildeten Leuten hat es eine gewisse Bedeutung, wenn jemand einem jungen Mädchen solche Geschenke macht, und das mag die Unsere gar nicht leiden. Ich glaube, die nähme gar nicht einmal von den Herren Vettern aus Salburg so etwas an."

„Dooh! Jungferchen, Jungferchen, was heißt das? Ich bin jetzt der erste Anerbe im ganzen Amte! Dooh, nein! Was meint Sie denn? Was die Westermanns Söhne sind, wäre mein jüngster Bruder schon lange, wenn ich überhaupt einen hätte. Nee! Nichts unrecht verstanden, nichts für ungut. Was werden die jungen Stadtherrchens denn noch einmal? Doch am Ende weiter nichts, als so 'ne Sorte von vornehmeren Schreibers, weiter nichts. Aber ich! Ich werde Danhardt und bin heute der rechte Mannesstamm von Odemissen. Nichts für ungut. Sie versteht mich unrecht. Mein Vetter, der Hans Kord, weiß, wer ich bin. Mit dem Vetter muß ich mich denn doch wohl einmal besprechen. Nein, Jungferchen, nein. Sehe Sie mich nur ja nicht minder an!" Damit schob Fritz zum Hause hinaus.

War früher ein unangenehmer Gedanke nur leicht durch Berthas Seele geglitten, so war es jetzt in ihr zur vollen Gewißheit geworden. Der Zweck des häufigen Kommens der Vettern war sie selbst, war vielmehr ihr Vermögen.

Als dem Sonntag Morgen der Nachmittag folgte, und Odemissen in etwas heiterer Stimmung zu sein schien, benutzte seine Tochter die Gelegenheit, ihn auf die Blumen am Fenster aufmerksam zu machen, auch nicht zu verschweigen, wer der Überbringer derselben sei und hinzuzufügen: „Ich wollte, er käme uns nicht so oft, wie seit dem Tage, an welchem unser Kord starb."

Der Vater schien einige Augenblicke zu verwenden, um die eisernen Nägel zu zählen, mit welchen die Dielen des Fußbodens befestigt waren. Dann blickte er auf und sagte nicht ohne volle Betonung: „Ich wollte, Du sähest ihn gern kommen. Ist er nicht gut gewachsen, nicht ein hübscher Kerl?"

Sie zuckte mit den Achseln.

„Fällt ihm nicht einst ein bedeutendes Vermögen zu?"

„Das wohl!"

„Ist er nicht auch im übrigen ein achtungswerter junger Mann?"

„Vater, was hat dieser Mann am ersten Ostertage ausgeübt?"

Hier horchte Odemissen auf. „Wie? Du?"

Das Mädchen nickte mit dem Kopfe und zwar mit einem Ausdruck im Gesichte, als wolle es sagen: „Ich weiß etwas." Dem Vater kam dies nicht recht. Es war ihm sehr unbequem; aber bei der bestimmten Weise, in der diese unangenehmen Worte ausgesprochen wurden, konnte er nicht ausweichen.

Er fragte, anfangs so sprechend, als gelte es seinem eigenen Ich: „Nun, was geschah denn am ersten Ostertage? Am ersten Osterabende wohl? Da brannte der verwünschte Busch in der Hahnenbreite nieder. Bringst Du Fritz mit diesem Ereignisse in Zusammenhang?"

Bertha sah ihn schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, an.

„Du weißt nicht, was Du sagen sollst," fuhr er fort, „nun denn: Der junge Vetter hat das dürre Gras nicht angezündet, damit das Holz von den Flammen ergriffen und der Busch verzehrt werden solle; hätte er es aber gethan, wär's dann zu unserem Nachteil geschehen?"

„Den Vorteil, der aus einer niederen, unedlen

Digitized by Google

Handlung entspringt, will ich nicht. Mit einem Menschen, der den Gesetzen nach ins Zuchthaus gehört, will ich keine Gemeinschaft haben!"

Der Alte lachte. „Doch nicht? Hör denn! Wenn jemand den jungen Rottannen gram sein konnte, wenn er sie zu allen Teufeln wünschen mußte, so war ich dies. Du hättest noch mehr Ursache hierzu gehabt. Die Bäume sind lediglich und allein da hingesät, damit sie mich ärgern, damit sie meinem und Deinem Grund und Boden schaden sollen. Ich, ich selbst hätte aus Notwehr versucht werden können, gelegentlich aus ‚Versehen' beim Pfeifeanzünden ein glimmendes Stückchen Schwamm in das klingeltrockene Kraut fallen zu lassen. Sollte der Vetter in der That einen solchen Schabernack den Drängern und Bedrückern vom Herrenhofe zugefügt haben, so wär's in meinen Augen kein Verbrechen!"

„Dann brauchen wir über diesen Gegenstand weiter nicht zu reden," sagte Bertha und machte Miene, hinauszugehen, als der Vater sehr ernst sagte: „Kind, bleib!"

Nach kurzem Nachdenken fuhr er fort: „Auf Wunsch Deiner Mutter bist Du städtisch erzogen, konntest Stadtdame bleiben, wenn das schwere Unglück, das andere über uns gebracht haben" — Hier wollte ihn das Kind unterbrechen, doch er erhob die Hand zum Zeichen, daß es schweigen solle. „Gut, ich will sagen, wenn das herbe Mißgeschick uns nicht getroffen hätte, bekam Dein Bruder alle Liegenschaften, Dir wurde ein Barvermögen, wie dies eine Tochter unseres Landes wohl noch nicht geerbt hat, wohl lange nicht erben wird. Du hättest in diesem Falle freie Hand in der Wahl Deines Gatten gehabt, hättest einen Deiner Vettern beglücken können, vielleicht einen anderen höheren Beamten.

„Jetzt liegt alles anders, jetzt bist Du alleinige Erbin aller meiner Habe, des größten Gutes im Lande, vieler Geldmittel. Du bist heute bestimmt, die erste Bäuerin zu werden. Früher konnte sich Dein Sinnen, Dein Träumen in Kreise erstrecken, die uns verschlossen sind und verschlossen bleiben, konntest mit Deinen Dichtern weinen und lachen. Nun mußt Du lernen wie die Bauern zu fühlen und zu denken, dann erst wirst Du im Stande Deiner Voreltern Dein Glück finden.

„Mit größerem Stolze, als die Behrensteins sich Herren des Rittergutes nennen können, darfst Du mit echtem Bauernstolze sagen: ‚Ich, Bertha Odemissen zu Odemissen.'"

Hier hielt er lange inne und mußte mehrmals Luft schöpfen, um den angefangenen Faden weiter spinnen zu können. „Du kannst Dich rühmen, die bevorzugt sicherste Lebensstellung unter den Frauen des Landes zu haben; doch eins vergiß nicht! Was Du dann sein wirst, verdankst Du nicht Dir selbst, auch nicht mir allein, sondern einer langen Kette von Menschen, die Deine Rechtsvorgänger waren, die mit Dir denselben Namen führten. Deine Vorderen haben in zielbewußtem, unablässigem Streben Jahrhunderte lang nach möglichst großem, freiem Besitz gerungen. Du darfst deshalb nicht nur Dich selbst im Auge haben, sondern mußt dem gerecht werden, was Du Deinen Vorfahren verdankst und solltest des nicht vergessen, was Du Deinen Nachfolgern schuldest. Unentwegt mußt Du in den Bahnen der Meier zu Odemissen vorwärts bringen. Laß also Deine Dichter, gieb ihnen Urlaub; laß Deine Schriftsteller, was sie erzählen, frommt Dir nicht.

„Du kennst des Kreuzwirts Frau unten im Dorfe. Ihr Mann brachte sie aus der Stadt mit. Ein Püppchen war sie, ein Dämchen, wie es im Buche steht. Seine Eltern grollten darob. Die Jungen verhöhnten das Stadtpflänzchen, die Dirnen lachten darüber; was aber that die willensstarke Frau?

„Sie erschien an einem Sonntagmorgen in Kappen und Binsen, in gedrucktem Leinenkleide in der Kirche, ging ganz wie ihre neuen Standesgenossen. Das verschaffte ihr Ansehen.

„Gleiches verlange ich nicht von Dir. Schon seit den Tagen meiner Großeltern haben wir die rein bäuerliche Kleidung nicht mehr getragen. Dann haben wir uns von den übrigen Bauern durch bessere Bildung seit langer Zeit ausgezeichnet, so daß wir auch mit vornehmen Leuten, ohne Anstoß zu erregen, verkehren, daß wir ohne grobe Verstöße Briefe schreiben, messen und rechnen konnten. Beim Geistlichen mußte ich einen lateinischen Schriftsteller lesen und etwas Französisch lernen, auch weiß ich manches aus der Geschichte und Erdkunde. Dies ist mir oft von Nutzen gewesen. Ich freue mich dessen, bin aber im Kern meines Wesens Bauer wie jeder andere.

„Die Meier zu Odemissen sind nicht nur durch gute Wirtschaft, mehr noch durch glückliche Heiraten groß geworden. Der alte Meierhof bildet ja nur einen Bruchteil des heutigen. Du gelangst, mein Kind, in den Genuß alles dessen, was wir zusammengebracht haben, deshalb wirst Du auch das Deinige thun, es zu mehren.

„Hierzu bietet sich Dir jetzt die günstigste Gelegenheit! Hör auf!

„Würdest Du einen fremden Mann heiraten, so käme, das würde ich aufs tiefste beklagen, unser Gut aus dem Mannesstamme, in welchem es sich von grauem Altertume her vererbt hat. In unsere Wiege sind die Namen einer langen Reihe von Anerben eingeschnitten, deren jeder neben Hans Kord im Kirchenbuche noch einen Unterscheidungsnamen führt.

„Vielleicht würde Dein Mann, wenn er erst einmal fest im Neste säße, das Recht erwerben, seinen Hausnamen zu führen, wie man dies erlebt hat, und aus wäre es mit den Meiern zu Odemissen. Dieser Gedanke wäre mir unerträglich. Jedes solcher Dinge könnte mir ein Nagel zu meinem Sarge sein.

„Bertha! Tochter! einziges Kind! liebes Kind! Es liegt an Dir, daß sich alles anders gestaltet. Odemissen kann ansehnlich vergrößert, der Besitz kann im Mannesstamm erhalten werden, wenn Du Deinen Willen beugst, wenn Du Fritz Danhardt, den letzten Sproß unseres männlichen Geschlechtes, heiratest."

Bertha wußte es: Das war des Vaters Bauernevangelium, was er verkündete. Fügte sie sich seinem Willen, so bedeutete dies für ihn ein Lebensglück.

Sie war bei der langen Rede immer mehr im

Digitized by Google

Sessel zusammengesunken. Mit sich selbst ringend, mühevoll, brachte sie die Worte heraus: „Vater, verlang von mir, was ich vollbringen kann! Verlang nichts Unmögliches! Verbiet mir, einem Mann, den ich liebe, die Hand zu reichen, versag mir dazu Deinen Segen, und ich will mich fügen; verlang aber nicht von mir, mich an einen Menschen verhandeln zu lassen, den ich nicht einmal achten kann, den ich verabscheue."

Des Vaters Mißmut wurde immer größer, die Wolken des Unwillens senkten sich immer dichter, immer düsterer auf sein Gesicht. Eine so bestimmt lautende Antwort schien er nicht erwartet zu haben und fuhr, sich bezwingend langsam fort:

„Du urteilst zu schnell! Manches dünkt uns unmöglich zu sein und läßt sich dann doch erzwingen. Vieles erscheint uns unerträglich und verliert mit der Zeit das Widerwärtige. Du siehst in diesem Zeitpunkte nur die Schattenseiten einer Verbindung mit dem letzten männlichen Sprossen des Geschlechts der Odemissen. Er selbst steht Dir jetzt in einem unvorteilhaften Lichte.

„Schließ nicht so rasch mit einer Sache ab, welche wohl ernstlich ins Auge gefaßt zu werden verdient, der ein ernstes Erwägen zusteht, die uns viel Glanzpunkte bietet.

„Vetter Fritz ist ein sehr fleißiger, sehr verständiger Mensch. Hätte er besseren Unterricht genossen, so dürfte er Dir geistig nicht allzuviel nachstehen."

„Vater, Vater!" entgegnete Bertha, welche sich selbstbewußt aufrichtete, „heute ist er der aller wahren Bildung bare Bauernsohn, der nur seinen Acker, sein Vieh kennt, der geistig, sittlich weit unter mir steht, der meine Hand um ihretwillen nicht begehrt. Lieber, weit lieber, würde er eine Viehmagd heiraten, wenn diese ihm größere Schätze böte."

„Kind, bedenke eins! Du wärst als Danhardts Gattin diesem mehr als gewachsen. Dein Willen würde in Eurem Ehestande der bestimmende sein.

„Von Danhardts Hofe sind beide Töchter abgefunden, die eine schon früher, die andere steht im Begriff zu heiraten, und der Vater ist bereit, wenn sein Fritz Dein Mann wird, diesem all sein Land an unserer Seite des Dorfes als Brautschatz sofort mitzugeben. Nur das an der entgegengesetzten Ortsseite behält er lediglich als Altenteil bis zum Tode, um es dann auch an unseren Hof fallen zu lassen.

„Denk Dir, welch eine Erweiterung unseres Grundeigentums bedeutete dies! Noch in späten Zeiten würde man es Dir danken! Kind, lern in Bauernart denken, und des Vaters Segen wird auf Dir ruhen!"

Bertha stand auf. „Nein!" sagte sie fest, „nie würde ich etwas thun, dessen ich mich schämen müßte, niemals mich zu dem verstehen, was mich entwürdigt."

„Dem Tone gegenüber muß ich einen anderen anschlagen," fuhr der Vater heraus. „Bedenke, daß ich mich zu einem Schritte entschließen könnte, den ich meiner Kinder wegen bislang nicht that. Habe ich nicht das Recht, mich zum zweiten Male zu verheiraten? Wie würde Dich dies benachteiligen?"

Die Tochter antwortete nach einigen Augenblicken gepreßt: „Darüber, ob dies wohlgethan sei oder nicht, habe ich mit Dir nicht zu rechten. Für jeden Fall bleibe ich Stammerbin des Meierhofes, wie des Erbteils meiner Mutter. Auf wieviel vom angekauften Boden mir ein Anrecht zusteht, weiß ich bis heute noch nicht; wohl aber fiele mir bei der Schichtung, welche ich fordern müßte, noch die Halbscheid des Barvermögens zu."

„Du scheinst Dich nach allem bäuerlichen Recht und aller Gerechtigkeit genau erkundigt zu haben. Was trieb Dich dazu? Bertha! offen herausgeredet! Hast Du irgend einem Manne ein bindendes Versprechen gegeben?"

„Vater! Du fragst, und ich schulde Dir die gebührende Antwort. Mit ruhigem Gewissen kann ich ‚Nein'! sagen, und will, um dem widerwärtigen Streite ein Ende zu machen, bekennen, daß ich schwerlich einem Manne am Altare die Hand reichen werde."

„Dann hat Dir der Bube von drüben den Kopf verdreht," fuhr der Alte heraus. „Gott verfluche den Tag, an welchem Du Dich ihm ergiebst. Nie soll er Dich wieder berühren, hörst Du? Nie!"

„So lange Du lebst, will ich Deinen Willen achten, die Freiheit des meinen aber als mein Recht behaupten. Nochmals gestehe ich: Ich wünsche, als alte Jungfrau zu sterben."

„Das darfst Du nicht! Das wirst Du nicht! Schwören sollst Du mir, daß Du nimmer dem Buben von drüben vertraust. Er lockt Dich ins Verderben! Die! Die da! Die da drüben! Du! An ihren Händen klebt Deines Bruders Blut."

„Kurz! Den Eid kann ich nicht leisten; Deiner argen Anschuldigung aber muß ich widersprechen."

Tiefe Zornesröte breitete sich auf des Bauern Antlitz aus. Seine Stirne schwoll. Dunkle Adern traten auf ihr hervor. Die Rechte erhebend, bedrohte er das Kind, welches fest und ruhig vor ihm stand.

Die Hand etwas sinken lassend, verzog der Meier das Gesicht zu einem bitteren Lachen. „Ha! ja! Das möchte sein! Es wäre nicht unmöglich. Du Tochter! Du Erbin des Vollmeierhofes, höre es! Wenn der geschniegelte Bube von drüben Dir von Liebe und allerlei anderen Thorheiten, von denen Eure Dichter und Sänger schwatzen, einmal reden sollte, traue ihm nicht! Da fällt mir ein satanischer, gescheiter Gedanke ein, den die Bedrücker einmal fassen könnten. Ha! Du! Du wärst dazu so recht geschaffen, zu dem, was man Einschlachten nennt. Hast mehr zu erben als der dünkelhafte Bursch. Bist leiblich anzusehen, kannst auch in der Sprache der feinen Leute reden; aber Du würdest jenem Volke immer die Bauerndirne bleiben, und der Besitz, mein Hof, der alte Meierhof wäre bestimmt, vom Rittergute, welches ewig sein Fluch gewesen war, verschlungen zu werden. Ha! Ein Teufel könnte den Feinden unseres Stammes keinen vernünftigeren Gedanken eingeben. Ha! Da liegt's! Deshalb mußtest Du sterben, mein Herzenssohn, damit jene Dein Erbe in ihre Klauen bekommen können."

Digitized by Google

Bei diesen Worten ward ihm, als schwindele ihm. Er mußte sich setzen, das Gesicht krampfhaft schmerzlich verzerrend. Die Lippen bewegten sich in einem fort. In den Augenlidern, in den Augenwinkeln zuckte es; aber kein Tropfen lindernden Taues rollte auf die Wangen nieder.

Lange saß er so, vom Weh überwältigt, da. Der eiserne Wille des wetterharten Mannes scheiterte am Selbstbewußtsein eines Weibes, seines Kindes.

Der Anblick des Vaters erschütterte Berthas Brust. Welch ein Jammer, welch ein Bild innerer Zerrissenheit! „Vater!“ sagte sie leise, „Vater!“ wiederholte sie, die Hand auf seine Schulter legend, „laß den Unmut nicht Deiner Herr werden, ich —“

Er sprang auf. Funkelnden Auges sah er sie an: „Magst Du es verantworten, wenn man mich ins Tollhaus sperrt!“

„Vater,“ jammerte sie, „ich schulde, beim Himmel, denen drüben nichts!“

„Nichts, noch nichts! Heute noch nichts! Kind, rette meine Seele! Erheb die Rechte und schwöre! Versprich, daß Du des Vetters Weib werden willst, und Du hast das Glück meines Lebens gesichert!“

„Verlang alles, was ich Deinetwegen thun mag und kann, verlang aber nichts Unmögliches.“

„Dann komme, was da kommen will, über Dein Haupt,“ wetterte Odemissen und stürmte hinaus.

Kalt begegnete er fernerhin seiner Tochter. Grollte er früher den Behrensteins, so wurde er jetzt schon wild, wenn er nur ihren Namen nennen hörte. Bei ihm stand es felsenfest, daß der Hauptmann Kords Tod veranlaßt hatte, damit sein Neffe den Meierhof und alles sonstige Vermögen des unglücklichen Vaters ergattern konnte.

Wenn je der Gedanke in ihm auftauchte, dann werde der Alte vom Edelhofe denn doch gegen seinen Nachbarn andere Seiten aufziehen, so hatte er sofort den Gegenwurf bereit: „Dazu ist er zu schlau, er will die Absichten, die den jungen Herrn leiten, nicht verraten.“

Gegen die Vettern, namentlich gegen Fritz Danhardt, zeigte er sich immer freundlicher, während dieser immer und immer wieder vergeblich den Versuch machte, sich Bertha zu nähern.

Ein echter Bauer versteht es eben, unverblüfft, stiernackig auf fernste Ziele loszusteuern, auch wenn Wind und Wellen zuwider laufen.

Der alte Hauptmann blickte mit größerer Zuversicht in die Zukunft als sein Todfeind. Immer mehr wurde von dem Wohlwollen geredet, mit dem Karl von seinen Vorgesetzten behandelt wurde, und immer lauter sprach man von jener nahe bevorstehenden Verlobung mit der Tochter des Präsidenten von Felseck.

„Zu dem Rittergute muß er noch etwas erwerben, um voll und ganz Nachfolger der alten Herren von Odemissen, Ständemitglied und geborener Gesetzgeber zu werden,“ sagte Oheim Adolf oft, und Tante Mathilde nickte beifällig dazu, als wolle sie sagen: „Verstehe, verstehe schon.“ Es sollte denn doch alles anders laufen, als die beiden Alten wünschten.

## XXVI.

Einige Tage vor dem Feste der Ausgießung des heiligen Geistes durchwandelte Behrenstein die Saatfelder des Edelgutes, als er einen Wanderer, den Stab in der Hand, das Ränzel auf dem Rücken, auf einem schmalen Fußsteige über die Höhe kommen sah.

Ein Fremder hätte den Schleichweg nicht so leicht gefunden, dem Kommenden mußte diese Gegend bekannt sein. Rasch kam er näher. Am Spukensteine, dem großen Fündlinge, blieb er plötzlich stehen. Mit der Rechten beschirmte er das Auge und sah zum Hauptmanne herüber, winkte, seine Schritte beschleunigend.

Es war Karl. Hellen Auges kam er auf den Oheim zu und schüttelte ihm mit altgewohnter Herzlichkeit die Hand. Wie angenehm das diesen berührte. Es war doch gut, daß die leidige Verstimmung geschwunden war. So schien es, als ob nie ein Mißton das Wasser zwischen beiden getrübt hätte.

Auf der Steinbank unter den frischbelaubten Linden vor dem Herrenhause, ließen sich bald darauf die beiden nieder. Auf einmal sprang der Alte auf, benachrichtigte Mathilde von des Neffen Ankunft und bat um eine Erfrischung für ihn.

Dann setzte er sich wieder zu ihm. „Du hast ja wenig Reisegepäck,“ sagte er.

„Genug für die nächsten Tage! Morgen oder übermorgen muß ein Gespann nach Salburg, um alle meine Sachen zu holen.“

„Dann willst Du längere Zeit hier bleiben? Das ist ja recht schön.“

Karl sah zu Boden, malte Buchstaben in den blauen Mergel, dann sprach er langsam: „Lange, mein Lieber, hoffentlich für immer.“

Da fuhr der alte Soldat hoch empor. „Du?“ Weiter konnte er nichts herausbringen.

„Ich habe dem Staatsdienste Lebewohl gesagt.“

„Wie, Du willst?“

„Als freier Mann auf eigener Scholle leben und keines anderen Diener sein.“

„Dann ist der wärmste meiner Wünsche dahin! Wie oft sagte ich Dir's nicht, Du müssest durch Auszeichnung im fürstlichen Dienste, durch Heirat mit vornehmem, womöglich adeligem Fräulein, das Ansehen der Behrensteine zu heben suchen, stets eins fest im Auge behalten: durch Erwerbung des Adelstitels aller Vorrechte der Edlen teilhaftig zu werden versuchen. Erst wenn Du die drei kleinen bedeutsamen Buchstaben vor Deinen Hausnamen setzen darfst, bist Du wirklicher Herr auf Odemissen, Mitglied der Ritterschaft.

„Nun thust Du das Gegenteil von dem, was wir von Dir erwarteten. Ei ei! Schade! Wir werden jetzt auch wohl vergebens gehofft haben, Fräulein von Felseck als unsere Gutsfrau, ihren Vater als unseren Herrn Vetter unter diesem Dache begrüßen zu können.“

„So ist jenes Gerücht von meiner nahen Ver-

Digitized by Google

lobung also bis hierher gedrungen? Oheim! Dein eben geäußerter Wunsch muß unerfüllt bleiben; doch bist Du im Grunde selbst der Veranlasser des Bruchs zwischen den Felsecks und mir.

„Als Hilfsarbeiter des Präsidenten mußte ich in dessen Hause oft verkehren, wurde dort ausgezeichnet behandelt. Mit vielem Entgegenkommen fand ich Aufnahme im häuslichen Kreise meines Vorgesetzten. Anfangs war ich eitel genug, zu glauben, alles dieses gelte meinem Können, meinen Leistungen; es galt aber meinem Vermögen. Ich sollte der ältesten Tochter des völlig unbemittelten altadeligen Herrn eine sichere Zukunft gewährleisten."

„Steht dies alles denn im Widerspruch zu dem, was ich herbeisehnte?" fragte der Alte.

„Lieber! Wie sehr hast Du früher auf die Adelsvorrechte gescholten! Wie hast Du darüber gemurrt, daß man Dich Deines bürgerlichen Standes wegen aus dem preußischen Heere entfernte."

„Karl, eben deshalb mußte ich wünschen, daß Deinen Nachkommen derartige Erfahrungen erspart bleiben mögen. Deshalb sollte es das ganze Ziel Deines Lebens sein, den Behrensteins den Adel zu erwerben."

„Auf der anderen Seite hast Du, Oheim, glühende Vaterlandsliebe in meine Brust gepflanzt, als Du mir von des großen Königs Thaten, von seinen Kriegen, von seinen Siegen erzähltest. Wie grolltest Du den ‚Bluthunden' an der Seine! Wie weintest Du beim Empfang der Nachricht vom Unglückstage von Jena! Wie zürntest Du, als sich deutsche Fürsten dem Corsen verbündeten, sich ihm zu Knechten unterwarfen."

„Wohl wahr!"

„An keinem deutschen Fürstenhofe denkt man weniger deutsch, als an dem unseren. Ich habe dort Äußerungen aus höchstem Munde vernommen, die mir das Herz im Leibe hätten verkehren sollen. Der Präsident bestärkte die hohe Frau in dieser Gesinnung, und seine Tochter ist die tollste Nachäfferin aller welschen Sitte, eine Verbreiterin welschen Wesens, die am liebsten den lieben langen Tag französisch schnatterte. Die Bejammernswerten! Mit ihnen soll ich mich verbinden? Nein, nimmer!

„Als mir vor einigen Tagen in jenem Hause beim Anhören von Worten, die nur ein Verräter unseres Volkes im Munde führen kann, die Zornesader schwoll, und sich mein deutsches Gewissen in bestimmten Worten Erleichterung verschaffte, erhob Herr von Felseck bedeutsam drohend den Finger: ‚So macht man nicht Carriere.'

„‚Auch nicht nötig,' antwortete ich kurz, empfand es aber bald, daß mir der Boden unter den Füßen heiß wurde. Leichtes Unwohlsein vorschützend, entfernte ich mich.

„Am nächsten Tage empfing mich statt des Vaters, den ich dienstlich sprechen wollte, die Tochter. Etwas blaß aussehend, fing sie vom Begegnis am vorigen Tage an zu reden: ‚Wir alle setzten so große Hoffnungen auf Sie, und ich sah Sie schon im höchsten Kolleg des Landes avancieren. Ich hoffte vielleicht zuviel,' flüsterte sie errötend.

„Meine Antwort war kurz und deutlich: ‚Ich bin ein Deutscher,' sagte ich, ‚und weiß, was ich nunmehr zu thun habe. Eher kann ich auf den fürstlichen Dienst, eher auf alles andere verzichten, als auf meine Liebe, meine Zugehörigkeit zum unglücklichen deutschen Vaterlande.'

„Mit Augen, aus denen kaltes Erstaunen, eisiges Befremden sprach, wurde ich nun angesehen. Ich wußte genug. Froh atmete ich auf, als ich raschen Tritts die hohe Freitreppe des fürstlichen Gebäudes hinabging. Dreimal beschrieb ich in meiner Wohnung einen Bogen, dreimal legte ich ihn beiseite, und erst gestern gelang es mir, in wenigen Worten ein der Sachlage entsprechendes Gesuch um sofortigen Urlaub und demnächstige Dienstentlassung aufzusetzen. Der erstere wurde gleich genehmigt, auf meinen Abschied werde ich nicht lange zu warten haben."

„So willst Du Deine schwererworbenen Kenntnisse nicht zur Mehrung des Ansehens unseres Geschlechtes verwerten?" fragte Adolf.

„Doch, indem ich gemeinschaftlich mit Dir, mit großer Hingebung und allem Fleiße unser herrliches Gut bewirtschafte. Frohe Tage wollen wir erleben, so froh, wie sie der schwere Lauf der Zeitereignisse nur gestattet. Es sieht übel aus. Der Corse rüstet gewaltig. Wem es gelten soll, weiß man nicht. Ob England? An den Westküsten starrt es von Truppenmassen. Im Narrenkönigreiche hebt man viele Mannschaften aus, und auch bei uns beginnt dies in den nächsten Tagen. Arme Bursche, die ihr dem Moloch des Ehrgeizes des blutlechzenden Unmenschen geopfert werdet!"

„Böse Zeiten!" brummte der Alte. Ihm war's nicht recht, daß seine lang genährten Träume so ganz in nichts zerrinnen sollten; und doch hatte er kein Wort der Erwiderung auf das Gehörte.

„Wie Du würde auch ich gehandelt haben," sagte er mehrmals mit dem Kopfe nickend, aber doch verstimmt, und es ging einige Tage recht still im Herrenhause her.

## XXVII.

In der Pfingstnacht haben Förster und Holzaufseher sehr viel zu thun. Da gilt's, die Ohren recht zu spitzen, scharf zu lauschen, wo im Wald und Hain die Axt erklingt; denn in dieser Nacht ziehen die Burschen hinaus, den Schönen, denen sie huldigen, einen Maibaum zu holen, am liebsten eine Birke aus einem fremden Bestande zu entwenden. Nach dem Herrenholze zogen auch zwei junge Männer hinauf, deren einer eine Axt trug.

„Schnurrig ist's," sagte der andere beim Erklimmen der Höhe, „schnurrig! Ich, der Besitzer der Forstung, bin auf dem Wege, mir selbst eine Birke zu stehlen."

„Wird keine Sünde sein," meinte der begleitende Knecht, der Heinrich! „Sehen Sie, Herr, dieser junge Baum, der so vereinsamt zwischen dem Gestrüpp steht! Er hat einen hohen schlanken Stamm, eine prächtige Laubkrone; aber ist's nicht schade um ihn?"

Digitized by Google

„Wie Du redest! Ist ein Baum zu gut dazu, als Wache vor der Thür eines hübschen Mädchens zu stehen?"

„Aber Herr, was sagen wir, wenn der Holzknecht kommt?"

„Den habe ich nach der anderen Seite des Berges geschickt, dort auf die Forstfrevler zu achten, während ich hier dasselbe besorgen wollte."

„Das heißt den Bock zum Gärtner setzen, oder dem Wolfe die Herde anvertrauen. Also wir nehmen diesen Baum; aber ich kann ihn allein nicht tragen."

„Hör, Heinrich! Du wolltest sagen, mir allein wäre er zu schwer; denn Du willst die Maie doch nicht setzen, sondern ich bin's, der sie pflanzt."

„Dann, junger Herr, wohin bringen wir die Birke? Na, ich habe es mir so in meinen Gedanken schon überlegt; aber diese kann es doch nicht sein, der sie gilt, und ein anderes Weibsbild, dem sie gelten sollte, wüßte ich nicht."

„Was willst Du gewittert haben, Du Spürnase Du?"

„Ja, Herr, unsereins hat auch so seine eigenen Gedanken! Was sollte vorgestern das Fragen danach, ob ich nicht bis vor einem halben Jahre auf dem Meierhofe gedient hätte, und, ob mich die Hunde dort noch kennten?"

„Hör, Kerl! Ich gebe Dir einen blanken preußischen Thaler, wenn Du schweigst."

„Ein Lump will ich sein, wenn ich meinen Herrn verrate."

„Wohl! Sei zuverlässig, und es soll Dir in meinen Diensten allezeit wohlergehen. Man muß so seine Vertrauensleute haben."

„Dann gut!" sagte der Knecht, schwang seine Axt, hieb schräg und quer, und bald wankte der Baum, bald fiel er zu Boden.

„Wie, Heinrich? Wie wär's, wenn wir einmal so auf die Franzosen losschlagen könnten?"

„Wenn nur der liebe Herrgott in seinem obersten Himmel das wollte, daß wir den Bluthunden alles wieder aufzählen könnten, was wir ihnen schuldig sind," stöhnte der Knecht.

Beide hoben den Stamm auf die Schultern, als es im nahen Gebüsch raschelte. Zwei Gestalten näherten sich. Hastig traten sie auf die Träger zu.

„Hier sind Deutsche, wie wir es in unserem Versteck hörten," sagte der erste der Kommenden, „und wir, wir wollten uns wohl sofort auf Gnade und Ungnade ergeben. Wir sind entwichene Heerespflichtige. Unsere Väter fochten als Ravensberger und gute Preußen für den großen Friedrich, und wir wollen nicht für die Welschen kämpfen! Ja! gälte es, gäben wir freudig unser Blut für unsern rechten König, aber für den Spitzbubenkaiser, der uns den letzten Notgroschen aus der Tasche zieht, für den nicht."

„Ihr fordert viel," erwiderte Karl, „denn auf Beherbergung eines Fahnenflüchtigen steht Todesstrafe; aber Ihr redet als Deutsche zu Deutschen, und Ihr sollt nicht umsonst gebeten haben. Ich weiß in der großen Scheuer ein Versteck, wo Ihr so lange verborgen liegen könnt, bis man aufgehört hat, Euch zu suchen. Hebt mit dem andern den Stamm auf! So könnt Ihr unerkannt hinuntergelangen. Sollte uns, was ich nicht glaube, jemand begegnen, so rede ich mit ihm und Ihr schweigt. Wenn's sein muß, kann ich mich ja zu erkennen geben. Deshalb schreite ich Euch voraus."

Unerkannt gelangten die vier Leute bis an den Edelhof. Dort legten die drei auf Karls Geheiß, der dann mit den Flüchtlingen zu der genannten Scheune schlich, die Birke nieder.

Heinrich mußte eine geraume Weile warten. Dann sah er den Herrn nahen. Dieser hatte etwas in der Hand. „Sieh," sagte er, „die beiden armen Teufel sind geborgen. Jetzt schleich zum Meierhofe und wirf jedem der Hunde eins von diesen großen Stücken Speck vor. Ich habe sie überall stark mit Flachsgarn durchnäht. Die Tiere können deshalb lange damit beruhigt werden. Kauen sie erst einmal daran, so knurren sie wohl, bellen wird keiner von ihnen und so bleiben wir bei unserer Arbeit unentdeckt."

Der andere that, wie ihm geheißen war. Als er zurückkehrte, hoben beide den Maibaum auf. Ungestört kamen sie auf den Meierhof, und als des nahenden Morgens erste Röte über den Hügel heraufzog, prangte die schönste jugendliche Maie vor dem Fenster der Tochter Hans Korbs.

Dieser stand in gewohnter Weise auch am Festtagmorgen zeitig auf, während die Dienstboten länger als an anderen Tagen in den Federn lagen. Zum ersten Mal in seinem Leben stand ein Pfingstbaum vor seiner Thür. „Hm, hm!" schmunzelte er, „daß der Bursch das Spiel nicht so leicht aufgeben würde, wußte ich vorher, denn von solcher Art ist er nicht; daß er sich aber so weit versteigen sollte, hätte ich ihm denn doch nicht zugetraut. Einen Maibaum hat er ihr gesetzt! Was sie dazu sagen mag?" Er ging im Garten umher, warf den Blick in die Flur hinaus, freute sich in seiner Weise der schönen Gotteswelt im Frühlingsgewande, kehrte aber zur Zeit, wo Bertha ins Wohnzimmer herabzukommen pflegte, zurück.

Als er eben am Hause war, sah seine Tochter oben aus dem Kammerfenster. Sie blickte nach der Birke, deren Zweige mehrmals neckisch, leise an das Fenster geklopft hatten. „Siehst Du, man hat auch Dein gedacht," rief er ihr freundlicher als sonst zu. „Einen seiner schönsten Birkenbäume hat er Dir geopfert."

Langsam, staunend, zog sie den Kopf zurück. „Bauer, was dachtest Du Dir dabei?" sagte sie leise für sich. Die beabsichtigte Wirkung hatte das Maiensetzen nicht erzielt. Den wirklichen Spender erriet niemand.

Den Hauptmann lockte der unvergleichliche Frühlingsmorgen ebenfalls auf die Flur hinaus. In gewohnter Weise lenkten sich die Füße des in tiefe Gedanken Versunkenen der Gutswaldung zu. Der Schlag der Amseln und Drosseln, der Ruf des Pfingstvogels, riefen ihn aus seinen Träumereien wach.

„Pfui! wie ärgerlich! wie schändlich! wie niederträchtig! Gerade, als ob mich der Dieb durch solchen Frevel kränken wollte! Die schlanke Birke ist hin!

Digitized by Google

Mein Lieblingsbaum, dessen frohes Aussehen mich so oft erfreut hat, ist mir gestohlen!" Hastig durchschritt er Hain und Hag nach dem Hause des Forsthüters. Dieser lag noch im tiefen Schlummer; da er erst nach Anbruch des Tages zur Ruhe gegangen war. Er mußte heraus, um wenig glimpflich vom Alten angefahren zu werden. Er wollte sich entschuldigen, er stammelte, aber er konnte nicht zu Worte kommen.

Alles Übel wurde ihm vorgehalten, mit Fortjagen und vielem Elend wurde ihm gedroht, bis er endlich die Worte herauszwängte: „An dieser Seite des Berges hat ja Euer Karl Wache gehalten."

„Was, Euer Karl? Wie, Euer Karl?" schnauzte der Erboste den armen Kerl an.

„Der junge Herr Behrenstein."

„So nenne Er diesen, wie sich's gebührt! Und nun gehe Er von Haus zu Haus. Findet Er eine Birke, die Er dafür anzusehen imstande ist, daß es die unsere sei, so messe Er sie genau. Finden wir den Maibaum erst, so werden wir auch den Namen des Thäters bald erfahren." Damit entfernte er sich.

Der arme Kerl ging rasch hinein, um sich vollends anzukleiden. Vergebens bot ihm die weinende Gattin einen Morgenimbiß. Er steckte nur ein Stück trockenes Brot zu sich und eilte dem rasch bergab schreitenden Herrn nach. Als dieser vor dem Meierhofe vorüberging, blieb er stehen, sah hinüber und erblickte, die er suchte, seine Birke. Es kochte in ihm! Gern wäre er sofort hingegangen; aber er kannte den Herrn des Hofes und wußte, wozu er sich von dessen Seite zu versehen hatte, wenn er seinen Zorn reizte. Er sah sich um.

Da kam der Holzaufseher mit Franz, einem Knechte, hergegangen. „Geht hin," sagte Behrenstein, „und meßt die Stärke jenes Baumes; aber seht scharf zu, ich rate es Euch; denn mit dem Unholde drüben ist nicht zu spaßen." Damit schritt er dem Edelhofe zu.

Die beiden Leute thaten wie ihnen geheißen war; kaum aber hatten sie ihr Vorhaben ausgeführt, als der Bauer herzutrat.

„Was thut Ihr auf meinem Hofe?" wetterte er.

„Ich bin der Holzaufseher vom Herrenhofe und übe hier mein Recht aus. Uns ist ein Maibaum über Nacht gestohlen, und der da muß es sein."

„Fort mit Euch oder ich hetze die Hunde auf Euch los, auf Euch Hungerleider, Euch . . ."

Der Forstmann ging, da er seinen Zweck erreicht und schon zu viele Wortgefechte im Leben bestanden hatte, um noch Vergnügen zu finden, eins mit dem alten Kämpen am heiligen Pfingstmorgen auszufechten; Franz, den Knecht aber wurmte das Gehörte.

„Scheltet mich nicht," rief er, drohend die Rechte erhebend, „ich bin ebensowohl eines Bauern Sohn wie Ihr ein solcher seid."

„Dann schäme Dich, daß Du mit dem Volke hältst, das den Bauernstand bedrückt, von seinem Schweiß und Blut sich mästet."

„Ich soll mich schämen? Nein, schämt Ihr Euch! Ja! So groß Eure Gewalt (Grundbesitz) auch ist, uns wird nicht vorgeworfen, womit man Odemissens begisset (beschuldigt)."

„Was will man uns nachsagen?" drohte der andere.

Furchtlos sah ihn der Knecht an und rief: „Wir wissen, woher Ihr Euren Reichtum habt. Großvater hat es uns oft erzählt. Ihr könnt Euch wie alle Eure Vorfahren in einen Werwolf wandeln. Dann vermögt Ihr Leute zu berauben. So wird Euer Reichtum erworben sein."

Im ersten Augenblicke war's dem Meier, als solle ihn der Schlag rühren, doch raffte er sich zusammen. Es kam ihm ein Gedanke eigener Art. „Wart! Dich will ich erschrecken," dachte er, nahm seine Zipfelmütze vom Kopfe und rief: „So wisse, daß ich noch andere Künste verstehe. Dürr sollst Du werden! Verdorren sollst Du wie jener tote Ast am Baum! Auftrocknen will ich Dich."

Vor Schrecken stumm und starr, mit weitgeöffnetem Munde und Auge stand der arme Tropf da. Dann wandte er sich entsetzt zur Flucht. „Das ist Dein Glück! Betritt aber meinen Grund und Boden nicht wieder!" hörte er hinter sich herrufen.

Anfangs lachte Hans Kord über diesen seinen Einfall, spottete der Flucht des erst so Mutigen, so ganz bei kleinem wurde er ernster, finsterer. „Immer noch das alte Märchen im Munde der Leute," seufzte er einmal über das andere. „Ist's doch gerad, als ob einmal ein wirksam gewordener böser Wunsch über unser Geschlecht ausgesprochen worden wäre."

Der gutsherrliche Holzaufseher hatte von weitem dem Streite zugesehen. Draußen vor dem Hofthor wartete er, bis Franz kam, der ihm das weitere erzählen mußte. Er spottete des Abergläubischen. „Müßtest gleich mir nachts viel im Walde gehen. Solltest dann die Furcht vor Spuk und Hexerei schon verlieren. Sieh, solche Leute wie der da, binden dummen Tröpfen auf, sie verständen mehr als andere Menschen. Sie wollen gefürchtet sein, damit ihnen niemand zu nahe kommt."

Der Holzwart übergab dem Hauptmann das Maß der Stärke des Baumes. Der Alte lachte laut, als er vernahm, was der thörichte Junge vom Herrenhof dem Erbfeinde vorgehalten hatte. Es ergötzte ihn nicht wenig, daß Odemissen so auf den Aberglauben des einfältigen Menschen eingegangen war und ihn derart in die Flucht geschlagen hatte. Seine Schwester kränkte das Gespött über den Teufelsglauben des unwissenden, abergläubischen Volkes; dachte sie doch wie viele andere ihrer Art, ohne einen gründlichen Glauben an den Vater alles Bösen, den Fürsten und Herrn der Finsternis, könne auch die Hoffnung auf den Urquell alles Guten, den Vater des Lichts, keine lebendige sein. Das arme Christenherz hatte wieder unendlich viel vom Gespött des ungläubigen Bruders zu leiden.

Karl trat ein. Nach kurzer Erwiderung des Morgengrußes, goß der Oheim volle Schalen seines rauhen Spottes auch über ihn aus. „Hast wohl sanft im Walde geschlafen? Wie? Hält der junge Herr gestern langatmige Reden darüber, wie er im Walde Wache halten, wie er auf der Hut sein, wie er die Holzfrevler, die Maiendiebe fassen und dem Gerichte überliefern wolle, aber?!! Wie viele Unglückliche hast Du ertappt? Du? Ich sehe, Du zuckst



Digitized by Google

mit der Achsel. Keinen hast Du ergriffen. Ich sage: geschlafen hast Du, während der Unhold vom Halunkenhofe, der Gauner vom Schelmenstamme gerade die Birke vom Waldsteige stiehlt, die ich vom Fenster meiner Schlafkammer aus vor Augen hatte, deren frühlingsfrisches Aussehen mich an jedem Morgen erquickte. Dieser geborene Dieb und Missethäter hat gerade meinen grünen Liebling genommen, um mich tief zu kränken. Ich sage, es wird nicht besser in Odemissen, bis der Teufel den Schurken geholt hat. Freilich, was mag dann folgen? Was für ein Zeug wird sich dann drüben einnisten? Das mag der Gottseibeiuns am besten wissen."

„Befiel unser Geschick lieber dem Herrn der Herrlichkeit, als dem Anstifter alles Übels in unserer sündhaften Welt!" seufzte Mathilde, die Augen nicht zum Himmel, wohl aber zur Decke des Zimmers aufschlagend, während Bruder Adolf sie eben nicht mit den zärtlichsten Blicken ansah.

Karl lehnte sich mit dem Ellenbogen auf die Fensterbank und begann ruhig und fest: „Streitet doch nicht! Für mich ist es keineswegs erwiesen, daß der Nachbar der Dieb jener Birke ist. Ihr wißt, daß jeder Bursch im Dorfe, der ein Mädchen gern hat, auch wenn es nie seine Frau werden kann, diesem solch einen Maiengruß bringt. Sollte vielleicht nicht Bertha Odemissen auch solch einen stummen Verehrer haben?"

„Die Fratze! die Närrin!" höhnte der Alte.

„Die gottvergessene Dirne," jammerte die Rätin.

„Ich habe immer nur ihre natürliche Anmut rühmen, ich habe oft junge Männer bei ihrem Anblick sagen hören: ‚Wie hübsch ihr Wuchs, wie regelmäßig, wie ausdrucksvoll ihre Züge.' Daß sie thöricht wäre, wird niemand behaupten, der sie kennt. Sie gilt für sehr gescheit und wohlunterrichtet. Daß sie gottvergessen sei, habe ich nie gewußt, sondern stets ihre Mildthätigkeit Geringeren und Notleidenden gegenüber preisen hören. Um ihren Glauben habe ich sie nie gefragt, meine aber doch, Barmherzigkeit sei eine der größten christlichen Tugenden und lautere Menschenliebe der Prüfstein wahrer Gottseligkeit, die nicht auf den Lippen wohnt und nicht in salbungsvollen Worten besteht."

„Die Bauerndirne in eines Fräuleins Tracht ist ewig lächerlich und setzt sich billigem Gespött aus," behauptete der Hauptmann.

Karl wandte ihm sein Gesicht halb zu und warf ihm trocken und nicht ohne einen Anflug von Hohn entgegen: „Na, na! Was waren unsere Vorfahren? Bauern! Was sind wir in den Augen derer vom Adel? Bauern!"

„Rittergutsbesitzer!" donnerte der Ergrimmte.

„Leute, denen es mit Hilfe ihres Geldbeutels bedauerlicherweise möglich geworden ist, die Besitzungen einer uralten adligen Familie in ihre Hände zu bekommen, anders nichts. Wir sind alten Edelleuten nichts mehr als Odemissens. Hätte ich eine Schwester, sie würde von den Blaublütigen nicht höher geschätzt als unseres Nachbars Tochter."

„Ich empfinde fast ein Grauen beim Anhören dieser Rede," lispelte Mathilde. „Dieses Frauenzimmer nimmt mein Karl in Schutz? Diese, die sich nicht scheut, das Volk der Griechen zu preisen? Ein Volk, dessen höchster Gott doch nichts anderes, als ein durchtriebener Wüstling war, der da verdient hätte, einen Schandpfahl zu zieren. Mit Dichtern soll sie sich vorzugsweise beschäftigen, welche die Herrlichkeit des Heidentums in glühenden Farben schildern, für den Erlöser der sündigen Welt aber keine Worte haben. Man sollte diesem Bauernmädchen, wenn man sich nicht zu viel damit vergäbe, zum heiligen Christfeste ein frommes Erbauungsbuch, Herzensergüsse einer gottgeweihten Seele, senden."

„Etwas möchte ich wünschen," erwiderte der junge Herr, daß manche Leute, deren Mund stets von pharisäischen Redensarten übergeht, von einem Hauche ihres gottvollen Geistes angeweht würden, daß solchen, welche sich ihr gegenüber für vornehm halten, vom Adel ihrer Gesinnung ein kleines Teil eingeimpft werden könnte."

„Mein Blut erstarrt beim Anhören dieser Worte," zürnte der Hauptmann, während die Schwester bleicher und bleicher wurde und mit dem Seufzer: „O, meine dunklen Ahnungen!" ohnmächtig im Lehnsessel zusammensank. Es war ein Glück, daß sich sogleich ein Riechfläschchen zur Hand fand, daß die Männer sie mit Hilfe von Moschusduft ins Bewußtsein zurückrufen konnten. Als sie die Augen wieder aufschlug, traf ihren Karl ein unendlich schmerzvoller Blick, der das härteste Herz erweicht hätte, so daß der Verursacher dieses bangen Augenblicks, sobald es ihm möglich war, das Zimmer verließ und draußen im Felde das Wehen des linden Gottesodems in vollen Zügen einsog.

Mathilde Helloh, die fromme Witwe, schüttelte tiefbetrübt das graugelockte Haupt: „Meine düsteren Ahnungen!" ächzte sie wiederum, „meine Ahnungen! Adolf! Adolf! Mir graut bei dem Gedanken, daß — daß — daß, ich mag's nicht sagen, und doch muß es über meine Lippen, daß sich ein Behrenstein so weit vergessen könnte, diese Bauerndirne, dieses freigeistige Frauenzimmer, dies eitle Ding als Herrin in unser Haus einzuführen."

„Da sollte ein Himmel! Nein, es sollte eine Hölle! Der Gottseibeiuns!"

„Bruder!"

„Ein, ich weiß nicht was, sollte dreinschlagen. O! Doo! Nein! Mathilde! Hab kein Bangen! Du kennst mich. Beruhige Dich, diese Schande sollst Du nicht erleben. Heiliges Kanonenrohr!"

„Bruder! Bruder!"

„Bei allen Teufeln schwöre ich Dir —"

„Bester Bruder!"

„Dann lieber bei meiner Säbelkoppel! auf Ehre! Schwester! Ein Schuft will ich sein, wenn ich in diesem Falle nicht der Äffin zuerst und dann mir selbst, mir, Adolf Behrenstein, königlich preußischem Hauptmann außer Diensten, eine Pistolenkugel vor die Stirn jage, eh und bevor diese Ringelnatter an der Hand des kopflosen Burschen das Haus meiner Väter betritt."

Staunen, Angst und Schrecken wechselten bei diesen Worten auf dem Gesichte der Rätin. Erst

Digitized by Google

sprachlos, stieß sie dann, das Haupt senkend, die Hände faltend, die Worte heraus: „Verzeih ihm diesen Frevel! Behüte ihn! Breite schützend Deine Hände über diesem Dache aus!“ Dann begann sie, das Gesicht mit dem weißen, mit Spitzen besetzten Taschentuche bedeckend, laut zu schluchzen.

Ein entschiedener Feind von Weiberthränen, denen er nicht so leicht standhielt wie einst den Säbeln und Gewehrmäulern feindlicher Kriegerscharen, brachte Adolf sich schleunigst vor den heißen Zähren seiner Schwester in Sicherheit.

Er ging hinauf auf sein Zimmer im Oberstock. Von hier hatte er einen weiten Blick über Flur und Feld. Da ging er hin, der Stifter des Unheils. Langsamen Schrittes stieg er zum Waldrande empor.

Oft setzt sich eine Fliege auf des Menschen Stirn, eine garstige Fliege! Er will sie fangen, doch sie entweicht. Klatsch! schlägt er mit der flachen Hand nach ihr und ei! trifft nur seinen Kopf, denn der Plagegeist entweicht. Er mag machen, was er will, immer kommt das Teufelchen wieder. Ähnlich erging es dem jungen Herrn, als er die Höhe hinanschlenderte; doch war es kein geflügeltes Tierchen, welches ihn belästigte. Immer und immer wieder, so oft er sich bemühte, es zu verwischen, es los zu werden, tauchte vor seinem geistigen Auge ein Bild, das eines Mädchens auf.

Wandte er sich zur Seite, irgend einen Punkt in der Ferne suchend, verschwand es wohl, um aber im nächsten Augenblicke wieder vor ihm zu stehen. Unangenehm berührte es ihn, daß die Erinnerung an die Tochter des Geheimrats nicht aus seiner Seele weichen wollte. Er schuldete ihr freilich nichts, die auf ihn, auf seine Hand, so große Hoffnungen gesetzt hatte.

Langsam, ernst schritt er weiter, bog um die Waldecke. Da saß sie vor ihm, unter der uralten, seltsam geformten Hainbuche, ganz und gar in ein Buch vertieft, nicht jene, nicht Fräulein von Felseck, eine andere: Bertha!

Wie festgebannt stand er da! Er mußte seinen Atem anhalten, er mußte und mußte sie ansehen, aus deren Zügen so viel Geist sprach, deren Mienen so hohen und doch milden Ernst zeigten. Lange stand er schweigend in ihrer Nähe. Da schlug sie die Augen auf! Mit leisem: „Ha!“ fuhr sie empor, die flache Rechte aufs Herz pressend. Sie erbebte, erblaßte und wollte sich zum Gehen wenden.

Mit wenigen Sätzen war er über den Grenzgraben, an ihre Seite gesprungen. „Bertha,“ sagte er, „bleib, sieh zu mir auf.“

„Fort, fort,“ antwortete sie, mit der Hand abwehrend und einen Schritt zurücktretend.

„Bertha, Bertha! willst Du meine Nähe fliehen?“

„Fort, fort! Zwischen uns liegen Abgründe, die keines Menschen Hand überbrückt.“

„Sind denn seit den Tagen unserer Kindheit die Berge höher, die Thäler tiefer geworden?“

„Sie wissen wohl, wieviel einem Mädchen am guten Rufe liegt. Drum verlassen Sie mich! Meiden Sie meine Nähe!“

„Bertha! Hast Du nie gefühlt, wie nahe Du mir stehst, wie lieb Du mir bist?“

„Herr Behrenstein, erröten Sie nicht bei diesen Worten? Denken Sie doch der Pflichten, welche Sie binden.“

„Welche? Der Beamtenlaufbahn entsagte ich, und nur an Odemissen knüpfen mich enge Bande.“

„Ist es denn nicht offenkundig, wohin Sie sich mit aller Macht gezogen fühlen?“

„Zu meinem Heim und Herde.“

„Man bringt immer und immer wieder Ihren Namen zu einem anderen in Beziehung.“

„Hast auch Du an das Märchen geglaubt? Bertha! Wie konntest Du mich verkennen! Hör mich! Ich bin ein Deutscher, der des Vaterlandes Schmach und Schande tief empfindet, der nicht mit Leuten Gemeinschaft haben kann, die den Unterdrückern Weihrauch streuen und den Feinden Germaniens zujubeln. In meiner Brust schlägt es für Hermanns Land, für das Land der echten Treue. In meinen Adern rollt das Blut der Altvordern, die im Teutoburgerwalde das Römerjoch zerbrachen. Mich mahnt der Väter Geist, der aus dem Rauschen der Wipfel alter Eichen zu mir spricht, mich dem zuzuwenden, dem ich meines Wesens Bestes verdanke, deutschem Volkstum. Den Frankenknechten kann ich nicht dienen, der Welschen Joch möcht auch ich zerbrechen helfen, gern für Deutschlands alte Herrlichkeit mein Gut dahingeben, mein Herzblut fließen sehen. Nun wirst Du es verstehen, daß ich Fräulein von Felsecks Gatte nie werden konnte, und, weil ich allen Lockungen dieser ‚Edelleute‘ nicht folgen durfte, den Diensten der Landesherrschaft Lebewohl sagen mußte.“

„Dieses begreife ich wohl und bitte um so mehr, meine Nähe zu meiden.“

„Nein! suchen werde ich sie. Allüberall werde ich Deinen Spuren folgen. So oft ich kann, werde ich Dir nahen.“

„Bedenken Sie, wie sehr mein Vater zürnen muß, wenn er vernimmt, daß ich mit Ihnen je und je verkehrte. Häufen Sie nicht Leid um Leid auf die Freundin Ihrer Kindertage. Fort! Glimmt noch ein Funken jener unschuldigen Neigung, die uns in schöneren Zeiten vereinte, in Ihrem Herzen, so bleiben Sie mir für immer möglichst fern.“

„Bertha!“ rief Karl leidenschaftlich aus, schnell, unerwartet ihre Hand ergreifend. „Weise mich nicht fort von Dir. Nur für Dich will ich sein, Dir nur kann ich angehören.“

„Herr Gott! mein Vater! mein Vater!“ sagte sie, zusammenfahrend.

„Und obendrein meine beiden Alten dort unten, mit denen ich eben Deinetwegen einen harten Strauß bestanden habe.“

Sie wollte ihm ihre Hand entziehen, er hielt sie fest, zog die Widerstrebende an seine Brust und drückte heiße Küsse auf ihre Lippen.

„Diese bedeuten das kommende Ende aller Zwietracht zwischen uns und Euch,“ sagte er.

Wieder wollte sie sich losreißen; aber des jungen Mannes Arm hielt sie zu fest umfangen.

„Den Starrsinn Deines Vaters breche ich, indem

Digitized by Google

ich allen seinen Forderungen nachgebe! Bald bin ich mündig, kann ich bestimmen, und da Du mir treu bleibst, warte ich bis zu Deiner Volljährigkeit, dann ist's an Dir, standfest zu sein und einzuwilligen, Deine Hand mit Hilfe der Gesetze von ihm zu fordern und zu erhalten."

„Hu! Mein Vater! Wenn wieder einmal solch eine düstere Stunde über ihn kommt, könnte er mich morden, sofern er von unserem Einvernehmen etwas erführe!"

„Und wenn dann noch der Himmel einfiele, wären alle anderen Menschen auch tot, mausetot; doch wird es nicht so schlimm enden. Habe Mut! Sage ja, und gieb Dich gefangen."

„Wenn's also sein muß," flüsterte sie, den Kopf an seine Brust senkend, ihn mit seligen Augen ansehend.

Nochmals drückte er heiße Küsse auf ihre Lippen, auf die Wangen, die sie mit gleicher Glut erwiderte. Dann zog er sie auf die Ruhebank in den Schatten des alten Baumes. Lange saßen sie da, Auge in Auge, Hand in Hand, und der Himmel war so blau und die Sonne so golden, der Wald so frühlingsgrün, und die Vögel in Busch und Baum sangen so liebliche Liebeslieder.

Lange saßen sie da. Dann schieden sie mit Händedruck und Kuß, Bertha zum Meierhofe hinabgehend, Karl in weitem Bogen zum Herrenhause zurückkehrend.

Beim Mittagessen erzählte Odemissen, in welcher Weise er den Knecht vom Herrengute, den Tölpel, den Franz, den abergläubischen Menschen, vom Hofe getrieben habe. Er lachte darüber, daß der alte Grimmbart von drüben nur glauben könne, er, Hans Kord Odemissen zu Odemissen, habe bei Nacht und Nebel eine Birke gestohlen, um sie seiner Tochter vor die Thür zu setzen.

„Der die gepflanzt hat, besitzt selbst Maibäume genug," sagte er und sah zu seinem Kinde hinüber, welches mit heiterstem Gesichte von der Welt nickend beipflichtete.

„Es ist doch nett, daß er Dir diese Aufmerksamkeit erzeigt hat," meinte der Alte, und die Tochter schien ganz derselben Ansicht zu sein. „Glaube mir's, der junge Mann ist gar so übel nicht," fuhr er fort, und Bertha nickte ihm wieder zu. Wie schelmisch ihr Auge lächelte. Nur schade, daß er an Vetter Fritz aus dem Dorfe dachte und sie an den andern, der sich in ihrem Herzen so fest eingenistet, der ihr auch von seiner nächtlichen Waldfahrt und dem Streite mit Oheim Adolf und dessen frommer Schwester erzählt hatte.

Frau Mathilde Helloh, die fromme! Sie seufzte noch, als Karl heimkehrte; doch erheiterte sich ihr Gesicht, als er so seelenvergnügt, so himmelheiter war; als er aber dem Bruder mit solcher Liebenswürdigkeit entgegentrat, als ob nie ein böses Wort zwischen ihnen gefallen sei, verschmerzte sie es sogar, daß sie sich beim Läuten der Glocken in einer so üblen Stimmung befunden, daß sie am heiligen Pfingstmorgen versäumt hatte, zur Kirche zu gehen.

Ein Eindruck drängte sich in ihrer Seele diesem gegenüber bald wieder in den Vordergrund, der von der Wärme, mit welcher der junge Mann die „verbildete Bauerndirne" verteidigen konnte. Sie beobachtete ihn unausgesetzt, folgte allen seinen Schritten mit ihren Augen. Weshalb ging er am Tage nach dem Feste zu der Zeit, wo vor Mittag die Ackersleute vom Felde heimkehren, vom Hofe? Weshalb that er ein Gleiches am folgenden Tage? Dies mußte sie wissen.

Im hinteren Teile des gutsherrlichen Gartens befand sich ein Hügel mit einer Laube darauf. Von hier aus bot sich dem Auge ein weiter Rundblick. Sie ließ sich deshalb am späten Vormittage auf diesem Platze nieder.

Als Volk und Vieh zum Stalle, zum Hause zog, ging Karl so, als ob er ohne Absicht losschlendere, auf dem schmalen Fußpfade zum Holze hinauf und, dort drüben, dort hinter der Buschhecke, dort bewegte sich auch etwas. Es war eine menschliche Gestalt in hellfarbigem Kleide. Die Ungläubige mußte es sein.

„Nimm ihn in Deinen allmächtigen Schutz, himmlischer Vater," betete sie; aber es waren gerade nicht immer christliche Gedanken, welche ihre Seele durchflogen. Dort erschien er wieder hinter dem Brombeergebüsch, während sich drüben am Mergelbruche seine Verführerin zeigte.

„Weshalb verlieh der Allweise mancher giftigen Natter ein schillerndes Gewand? Weshalb hatte er dieser sündhaften Seele eine so anziehende Hülle verliehen? Gottes Wege sind wunderbar," sagte sie leise, als wolle sie sich selbst belügen, sich selbst Ergebung in den Willen des Allwaltenden vorheucheln; denn in ihrem Innern brodelte es wie in einem Hexenkessel. Wieviel arge Gedanken, welch böse Leidenschaften gärten da durcheinander.

Beide, er und sie, waren also der Waldung zugegangen. Das war der Ort, wo sie sich ein Stelldichein gaben.

Einer guten Katze gleich, welche stundenlang vor einem Mauseloche liegt, das tückische Auge nie abwendend, hoffend und harrend, bis ihr eine Beute in die Kralle gerät, so saß Frau Rätin Mathilde Helloh, geborene Behrenstein, auf ihrem Luginsland, immer nach den Buchen drüben spähend, doch entdeckte sie lange Zeit nichts.

Erst kurz vor Mittag erschien oben am Waldessaume das helle Kleid und einige Minuten später rechts, hinter dem Hügel hervortretend, der Neffe. Langsam kam er herab, bald nach dieser, bald nach jener Seite sehend. Als er dem Garten nahe war, entfernte sich die alte Frau vom Hügel, um nicht entdeckt zu werden.

Mehrere Tage nacheinander machte sie die gleiche Beobachtung wie heute. Das stand bei ihr fest: lag es in ihrer Macht, dann sollte dem sündhaften Paare die Freude versalzen werden. Aber wie? Darauf sann und sann sie eben.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Ahnung.

O, meines Herzens Fülle,
Wie gleichst du dieser Nacht,
So ahnungsvoll, so stille,
So dunkel — glutentfacht!
Und nur wer recht kann schauen,
Fern über'n Osten hin
Merkt schon ein erstes Grauen:
Das ist des Tags Beginn . . .

Noch sendet nur verborgen
Die Sonne warmen Hauch,
Doch siegend bald am Morgen
Erscheint sie selber auch:
Gleichwie aus dunkler Hülle
Sich Liebe reißt mit Macht —
O, meines Herzens Fülle,
Wie gleichst du dieser Nacht!

D. Werks.

---

## Franz Grillparzers menschliche Eigenart.

Große Dichter und Denker werden weiteren Kreisen ihres Volkes naturgemäß in der Regel zunächst nicht durch ihr menschliches Wesen, sondern durch ihre Werke teuer. Erst als Goethe und Schiller Gegenstand allgemeiner Bewunderung geworden waren, da erwachte auch außerhalb ihrer Lebens- und Strebensgenossen ein lebhafteres Verlangen, von ihrem Fühlen und Denken, von ihrem Thun und Treiben als Menschen genaueres zu erfahren und nahm nun freilich zum Teil Formen an, die mit litterarisch-künstlerischen Interessen nichts mehr zu thun haben.

Bleibt vollends ein bedeutender Dichter, nachdem er in jungen Jahren vorübergehend die allgemeine Aufmerksamkeit erregt hat, außerhalb seiner engeren Heimat jahrzehntelang der großen Masse der Gebildeten fast unbekannt oder wird ihr wenigstens in einer ganz falschen Beleuchtung gezeigt, wie es bei dem „Schicksalsdramatiker" Grillparzer der Fall war, dann ist es fast selbstverständlich, daß über seine menschliche Eigenart nur die dürftigsten und sehr häufig die verkehrtesten Vorstellungen sich verbreiten. Und gerade bei Grillparzer mußte es aus mehrfachen besonderen Gründen erst recht so kommen. Einmal lag wenigstens für die Norddeutschen in dem stark ausgeprägten Östereicher-, ja Wienertum des Dichters unzweifelhaft eine gewisse Erschwerung des Verständnisses für ihn, und dann hat er, seiner scheu zurückhaltenden Natur entsprechend, sehr wenig gethan, diese Hindernisse aus dem Wege zu räumen, gar viel aber, sie weiter zu steigern. Bis vor wenigen Jahren, mindestens bis zu seinem 80. Geburtstag (1871), hat infolge aller dieser Umstände die große Mehrzahl auch der gebildeten Deutschen außerhalb Östereichs von dem Menschen Grillparzer einfach nichts gewußt; andere hatten vielleicht durch einen Zeitschriftenaufsatz von dem Verhältnis zwischen ihm und seiner „ewigen Braut" Kathi Fröhlich erfahren; aber damit war auch ihre Kenntnis erschöpft.

Seit 1871 vollzog sich — zunächst langsam — in dieser Sachlage ein Umschwung; die Grillparzerlitteratur nahm allmählich einen nicht unbedeutenden Umfang an; namentlich die Jahrhundertfeier der Geburt des größten deutsch-österreichischen Dichters (1891) erweckte das Interesse für ihn in allgemeinerer Weise, als je zuvor. Und seit uns der III. Band des „Jahrbuchs der Grillparzergesellschaft" die Tagebuchblätter Grillparzers, von denen bisher nur einzelnes veröffentlicht worden war, wenn auch nicht lückenlos, doch jedenfalls in einer die tiefsten Einblicke in sein Inneres ermöglichenden Ausführlichkeit, zugänglich gemacht hat, dürfen wir hoffen, daß das wirkliche Verständnis und damit auch die Liebe für seine Individualität sich vielleicht nicht rasch, aber in ununterbrochenem Fortschreiten weiter und weiter verbreiten wird.

Freilich, wäre Grillparzer eine weniger in sich zurückgezogene Natur gewesen, so würde er schon seine Selbstbiographie, die er größtenteils im Jahre 1853 niederschrieb und die bald nach seinem Tode bekannt wurde, benutzt haben, uns Einblicke in sein innerstes Seelenleben zu ermöglichen. Aber im entschiedensten Gegensatz zu einer Natur wie Rousseau hatte er eine tiefe Abneigung gegen Selbstbekenntnisse; ihn hinderte, wie er einmal an Kathi schreibt, ein eigentümliches Schamgefühl, sein Inneres nackt zu zeigen. Natürlich mußte er trotz alledem, zumal wenn er seiner tiefen Wahrhaftigkeit genug thun wollte, nicht selten von seinem persönlichsten Empfinden und Erleben sprechen; aber jedenfalls vermeidet er das nach Möglichkeit, und zumal über seine Herzenskämpfe finden sich nur einige ganz allgemeine Andeutungen. Er zeigt in dieser Beziehung eine herbe Schweigsamkeit, die sicherlich nicht allein durch Rücksicht auf andere zu erklären ist, sondern als ein Ausfluß seiner eigensten Natur erscheint. Weniger zurückhaltend ist er in den Tagebuchaufzeichnungen während seiner verschiedenen Reisen, die gleichfalls schon durch die erste Gesamtausgabe seiner Werke bekannt wurden. Denn diese hat er zunächst nur für sich niedergeschrieben, während die Selbstbiographie ursprünglich für die Wiener Akademie der Wissenschaften bestimmt war, die von ihren Mitgliedern Mitteilungen über ihren Lebensgang verlangt. In den Reiseaufzeichnungen erklingt denn auch nicht selten neben zahlreichen Ausbrüchen des Unmuts über die Kleinlichkeiten des Lebens ein Ton tiefster Hypochondrie. So schreibt er auf seiner deutschen Reise von 1826, die hauptsächlich Weimar und Goethe galt, kurz nach seiner Ankunft in Berlin (6. Sept.) die kummervollen Worte nieder: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod. Ich fühle mich erlöschen von innen heraus." Auf der Reise nach Frankreich und England trägt er in Paris am 19. April 1836 die schwermütig resignierten, echt Grillparzerschen Strophen in sein Tagebuch ein, deren erste lautet:

Eins ist, was altersgraue Zeiten lehren,
Und lehrt der Morgen, der erst heut getagt
Des Menschen ew'ges Schicksal heißt entbehren,
Und kein Besitz, als den Du Dir versagt.

Aber solche tief ergreifende Stellen sind selten; viel häufiger sind solche, die für sich betrachtet die freilich verkehrte Anschauung erwecken können, daß der Dichter nicht

Digitized by Google

nur als zartbesaitete Natur unter den Kleinlichkeiten des Daseins empfindlich litt, sondern selbst ein kleinlicher Charakter gewesen sei. Bisweilen ist auch hier der Ausdruck der Empfindung gewaltsam zurückgedrängt, so daß der Uneingeweihte wohl meinen kann, er stehe einer kühlen Natur gegenüber. Dafür sind besonders bezeichnend die Schlußworte des Tagebuchs der französisch-englischen Reise:

„In München angekommen fand ich Briefe mit der Nachricht, daß mein Bruder Karl Weib, Kinder und Amt verlassen, und daß die Amtskasse sich leer befunden habe. In Wien angekommen, klagte er sich eines Mordes an und gab alle Zeichen des Wahnsinns. Es schließt sich somit mein Tagebuch." Für den Wissenden sind diese kühl zurückhaltenden Worte fast ergreifender, als die früher angeführten Ausbrüche der Klage. Hatte doch der Dichter seit seiner Jugend schwer unter der krankhaften Gemütsanlage gelitten, die mehreren Mitgliedern seiner Familie und leider auch ihm selbst als unheilvolles Erbteil ins Leben mitgegeben worden war. Sein Vater war ein Mann von „fast fabelhafter Rechtschaffenheit", aber auch von einer beinahe menschenscheuen Verschlossenheit und konnte dem Sohne wohl die größte Hochachtung, indes nur wenig eigentliche Liebe einflößen. Um so inniger war dessen Verhältnis zu der schwermütig-gedrückten, der tieferen Bildung ermangelnden, aber musikalisch begabten und mit dem echt weiblichen Vermögen der Anempfindung ausgestatteten Mutter. Geistig zu unselbständig und unbedeutend, um nach irgend einer Richtung hin einen leitenden Einfluß auf ihn üben zu können, lebte sie seit dem Tode ihres Gatten (1810) ganz in dem hochbegabten Sohne, der zugleich die wirtschaftliche Stütze der Familie war. Ihr Erbteil war nicht nur des Dichters musikalische Begabung, sondern auch die starke Neigung zu träumerischem Dahinleben, die verhältnismäßig schwache Ausbildung männlicher Willenskraft trotz einer bisweilen hervortretenden übertriebenen Hartnäckigkeit und vor allem die ganze hypochondrische Grundstimmung, die freilich bei dem Manne in viel schärferer, kräftigerer Färbung auftritt, als bei der gedrückten Natur der Mutter. Und diese Frau, an der der Dichter mit der innigen Liebe des Sohnes und zugleich einer tiefverwandten Natur hing, verlor er am 24. Januar 1819, wie wohl nicht zu bezweifeln ist, durch Selbstmord, nachdem sie sich in der letzten Zeit — dies giebt der Dichter selbst zu — in einem Zustand „eigentlicher Geistesverwirrung" befunden hatte. Ja, dieses entsetzliche Ereignis, das ihm den Gedanken, daß ein Fluch über seinem Hause liege, nahe legen mußte, war nicht das erste derartige seines Lebens; schon im Jahre 1817 hatte sein jüngster Bruder in den Fluten der Donau ein frühes Grab gesucht. Wer kann sich da wundern, daß die vererbte Anlage zu hypochondrischer Selbstquälerei sich ausbildete und jahrelang, abgesehen von den Stunden dichterischer Erhebung, sein Leben zu einem grammumdüsterten machte? Die Liebe zu Kathi brachte ihm zwar eine Zeitlang hellen Sonnenschein; aber dieser schwand nur zu bald und einige Jahre später versenkte ihn die unselige Leidenschaft für Marie Daffinger tiefer als je in Leid und Kummer.

Die Elemente, die neben dem Elternhaus am wesentlichsten auf ihn einwirkten, waren leider auch nicht geeignet als Gegengewicht gegen eine unselige Gemütsanlage zu dienen. Der Unterricht, den er erhielt, trug in den Schul- wie in den Universitätsjahren einen durchaus lücken- und sprunghaften Charakter; es fehlte ganz jene Bestimmtheit, Schärfe und Straffheit, die gerade für ihn so wohlthätig gewesen sein würde. Die ungeheure Lesewut, die schon den Knaben beherrschte, führte ihm freilich sehr wertvolle Anregungen zu; aber zur Stählung seines Charakters konnten diese unmöglich dienen. Die Vaterstadt Wien endlich hat natürlich durch die künstlerisch-musikalische Lebenslust, die in ihr herrschte, auf die Ausbildung des Dichters Grillparzer außerordentlich fördernd gewirkt; aber die vorwiegend heitere Lebensauffassung jenes „Capua der Christen" ging nicht auf ihn über; ererbte Anlage und schwere Schicksale drängten gar bald zurück, was davon in ihm lag. So blieb nur die Weichheit der Wiener Luft als ein weiteres Hindernis gegen die Kräftigung seines Wesens.

Man deute aber diese mein Ausführungen nicht so, als ob er etwa ein Schwächling gewesen sei, das wäre völlig verkehrt. Nie in seinem Leben hat er, sei es nach oben, sei es nach unten, seine Überzeugung verleugnet; zum Hofdichter wie zum Sprachrohr jener wechselnden die große Menge beherrschenden Stimmungen war er gleich ungeeignet. Er fühlte sich vor der Revolution im entschiedenen Gegensatz zu dem herrschenden System Metternichs und galt in den leitenden Kreisen als Frondeur, und als dies alte System gestürzt war, da empfand er wieder tiefen Widerwillen gegen die Unreifheit und Überstürzung, ja nicht selten auch Gemeinheit, die die Vertreter der neuen Freiheit zeigten. All das widerstrebte schon seinem ästhetisch-künstlerischen Sinn, vor allem fühlte sich der Patriot, der begeisterte Österreicher in ihm aufs schmerzlichste davon berührt. Er hing an seiner schönen Heimat und an dem Staate, dessen Kern und Mittelpunkt sie bildete mit jener instinktiven Liebe, die allen Einwendungen des Verstandes gegenüber stand hält — auch darin der echte Sohn seines Vaters, dessen Ende durch den Kummer über die Ereignisse von 1809 beschleunigt worden war. Was sollte ihm da eine „Freiheit", die eine Zeitlang in der That den Auseinanderfall der habsburgischen Monarchie herbeizuführen drohte. Er konnte seinem Vaterlande und seinen Volksgenossen schwer zürnen, aber es war immer das Zürnen der Liebe; er wußte wohl, daß dem österreichischen Stamme mancherlei fehlt, was z. B. dem Kerne der preußischen Bevölkerung in hohem Maße zu teil geworden ist; er spricht auf seiner deutschen Reise gerade von Berlin und dem ganzen Geiste, der ihm dort entgegentrat, mit hoher Anerkennung; aber er blieb immer durch und durch ein Deutsch-Österreicher, vor allem ein Wiener. Die national-deutschen Einheitsbestrebungen waren ihm peinlich; er fühlte von Anfang an, daß sein Österreich den Schaden davon haben werde. Dürfen wir ihm deshalb zürnen? Nein; denn seine Ungerechtigkeit wurzelte in schönster Heimatsliebe, und was der Deutsch-Österreicher politisch verloren hat, haben wir gewonnen.

Doch wir sind in Gefahr, von der Schilderung seines Wesens uns allzuweit in eine Erörterung der allerdings damit zusammenhängenden Frage zu verirren: Welche Umstände ließen ihn so werden? Kehren wir zur Hauptsache zurück. Wir sahen, die spezifisch-männlichen, zum Handeln befähigenden Charakterzüge waren in ihm vergleichsweise schwach ausgebildet; er hatte viel von dem Typus der „der Welt nicht gewachsenen Innerlichkeit", wie Joh. Volkelt sehr schön sagt, von jener Art, die er in seinem „Rudolf II." und im „armen Spielmann" aufs vollkommenste ausgestaltet hat; er zog 1860 in ironisch-hypochondrischer Übertreibung das Facit seines Daseins in dem Spruche:

„Gescheit gedacht und dumm gehandelt:
So bin ich mein' Tage durchs Leben gewandelt."

Wenn seine amtliche Laufbahn, die er nach vorüber-

Digitized by Google

gehender Arbeit an der Hofbibliothek 1813 als Praktikant bei der Zollverwaltung begann und 1856 als Archivdirektor der Hofkammer schloß, so reich an Enttäuschungen war, so liegt ein Teil der Schuld auch an ihm. Von seinem Vater hatte er, wie schon angedeutet, eine unbedingte Rechtschaffenheit und Wahrheitsliebe, den wärmsten bis zur Einseitigkeit gesteigerten österreichischen Patriotismus und jene Neigung, seine innersten Gefühle in sich zu verschließen. Doch trat diese Verschlossenheit bei ihm nicht in der kalten und schroffen Weise auf, die dem Vater eigen gewesen zu sein scheint, sondern sie hatte sich bei ihm — wohl unter dem Einfluß der weichen Mutter — zu einer gewissen Scheuheit gemildert. Er fühlte sich in Gesellschaft leicht unbehaglich und folgte diesem Gefühl nicht selten bis zur Unklugheit; er hatte eine starke Abneigung gegen brieflichen Verkehr und machte zum Teil aus diesem Grunde von Goethes Aufforderung dazu leider keinen Gebrauch; er wich auf seinen Reisen der Begegnung mit hervorragenden Persönlichkeiten eher aus, als daß er sie gesucht hätte; er veröffentlichte schon als junger Mann sein der wärmsten Verehrung entsprungenes Gedicht auf den verdienten Staatsmann Baron Kübeck nicht, aus Furcht, in den Verdacht der Aufdringlichkeit zu kommen.

Am falschesten ist selbst von Männern, die ihn persönlich gekannt haben, wie Emil Kuh, sein Empfindungsleben beurteilt worden. Freilich schrieb dieser seine Biographie des Dichters noch bei dessen Lebzeiten und ließ sie unmittelbar nach Grillparzers Tode erscheinen; aber mindestens der Gedichtcyklus der Tristitiae ex Ponto (meist 1825 — 27 entstanden) hätte ihn doch von der Behauptung abhalten sollen, Grillparzer habe keine sein Innerstes aufwühlende Liebesleidenschaft durchzumachen gehabt. Jetzt wissen wir im Gegenteil, daß er eine Natur von tiefster Leidenschaftlichkeit war, daß außer dem Verhältnis zu Kathi Fröhlich noch das zu Charlotte von Paumgarten und das zu Marie von Smolk, der Gattin des Malers Daffinger, ihn aufs tiefste ergriff. Und die Liebe brachte ihm, wie es bei einer Natur seiner Art fast selbstverständlich war, weit mehr Leid als Freude. Bei dem Verhältnis mit Charlotte von Paumgarten, der Gattin seines Freundes und Vetters Ferdinand von Paumgarten, und bei der Leidenschaft für Marie Daffinger konnte das um so weniger anders sein, weil er dabei schwere Schuld auf sich lud und dies natürlich aufs schmerzlichste empfand. Marie Daffinger war überdies eine aus Edlem und Gemeinem wunderbar gemischte, dämonische Natur. Viele Züge ihres Wesens sind offenbar auf Rahel, die Titelheldin seines Trauerspiels „Die Jüdin von Toledo" übergegangen. Aber selbst in der Liebe zu Kathi empfand er nur kurze Zeit ein reines Glück, das war in jener ersten Periode dieses Liebesverhältnisses, in der das reizende Gedicht „Allgegenwart", ein Preislied auf die ihn überall verfolgenden hellen Augen der Geliebten, entstand. Damals schrieb er auch die anmutige Episode des „Ottokar" von „Katharina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien", dabei, wie wir durch Laube wissen, anknüpfend an eine ähnliche Scene zwischen Kaiser Franz und der neunjährigen Kathi. Aber nur zu bald umdüstern Zweifel, ob er Kathi wirklich liebe, ja ob er überhaupt der rückhaltslosen Hingebung an ein anderes Wesen fähig sei, seine Seele; der finstere Geist „Unfried genannt" findet ihm, so sagt er in dem düsteren Gedicht „Incubus", Tadel an der Geliebten, die jedem anderen tadellos erscheint. Dazu ließ sich Kathi, eine edle und aufopferungsfähige, aber wie der Dichter selbst leidenschaftlich erregbare und dabei sehr selbständige Natur durch nicht grundlose Eifersucht zu Ausbrüchen der Leidenschaft hinreißen, die Laube „geradezu ungeheuerlich" nennt. Die mehrfach bestimmt ins Auge gefaßte eheliche Verbindung unterblieb, weil der Dichter durch die erwähnte Scene den Eindruck bekommen hatte, seinem dauernden Zusammenleben mit Kathi werde die Bürgschaft des Glückes fehlen. Es würde wohl auch ohne jenen Anlaß nicht viel anders gekommen sein; die beiden waren eben zu selbständige Naturen.

„Ich war ein Ganzes und auch sie war ganz," sagt der Dichter in den herrlichen Strophen seiner poetischen Beichte „Jugenderinnerungen im Grünen", die dichterisch verklärt und doch im höchsten Sinne wahrhaftig über sein schmerzlich-süßes Verhältnis zu Kathi berichten. Er scheint seit dem erwähnten Vorfall auf den Gedanken einer Ehe mit ihr endgültig verzichtet zu haben; auch lassen die Bekenntnisse seines Tagebuches keinen Zweifel, daß die eigentliche Leidenschaft für sie in ihm erloschen war. Dementsprechend wollte er ursprünglich — was ja in solchen Fällen am nächsten liegt — ihr und ihren Schwestern künftighin ganz fern bleiben. Aber da diese ihm mitteilten, daß durch eine solche Trennung vielleicht das Leben Kathis, die nach der Katastrophe in eine schwere Krankheit verfallen war, in Gefahr kommen könne, so entschloß er sich, ein zunächst für ihn sehr peinliches Freundschaftsverhältnis zu ihr aufrecht zu erhalten. Im Gegensatz zu manchen anderen Beurteilern meine ich: er that recht daran. „Die moralische Kraft," sagt er in seinem Tagebuch, „ist mir verdächtig, die den Weg der Stärke wählt, wenn er zugleich der des eignen Vorteils ist ... Schwachherzigkeit ist ein Fehler, Hartherzigkeit keine Tugend." In seiner Selbstquälerei ging er zunächst so weit, daß er sich einredete, nicht aus eigentlich tugendhaftem Entschluß heraus, sondern aus rein ästhetisch-künstlerischem Wohlgefallen an des Mädchens Reinheit die Schranken der Sitte ihr gegenüber nicht überisprungen zu haben. Aber nach und nach wurde er ruhiger; die innigste Freundschaft verband ihn bald mit der einst Geliebten und ihren Schwestern; als sie und auch er selbst durch den Tod des hoffnungsvollen Wilhelm Bogner, des Sohnes der einen verheirateten Schwester, schwer getroffen worden waren, da zog er zu ihnen in die bescheidene Wohnung im 4. Stock eines Hauses der Spiegelgasse, und sie schufen ihm mit einer zarten Sorgfalt und Rücksichtnahme, wie sie nur den schönsten weiblichen Naturen möglich ist, eine bescheiden-gemütliche Häuslichkeit. Ihnen wohl mehr als allen andern Menschen und Verhältnissen verdankte er es, wenn er sich in jenen letzten zwanzig Jahren seines Lebens in erworbener Seelenruhe eines resignierten Glückes erfreuen konnte, das viel seltener und vor allem weniger heftig als früher durch Anfälle hypochondrischer Selbstquälerei unterbrochen wurde, und namentlich in seinen Mitteilungen an Frau von Littrow bricht seine innige Dankbarkeit dafür immer wieder hervor.

Dasselbe unglückselige Temperament, das ihn um das Glück der Ehe brachte, vergällte ihm auch die reine Freude selbst an seinen schönsten litterarisch-dramatischen Erfolgen, ließ ihn die ungerechten und verständnislosen Urteile vieler Kritiker, die er verachtete, doch aufs schmerzlichste empfinden, erfüllte ihn, wenn auf Zeiten höchster dichterischer Begeisterung und Schaffenslust solche der Abspannung und Ermattung folgten, zu wiederholten Malen mit dem Wahne, seine Dichterkraft sei erschöpft, er werde nun nichts Ordentliches mehr zu schaffen vermögen und brachte ihn nach der un-

Digitized by Google

verdienten und geradezu verletzenden Ablehnung seines alle kassenfüllenden Lustspiele unserer Tage hochüberragenden Lustspiels „Wehe dem der lügt!“ (1838) zu dem hartnäckig festgehaltenen Entschluß, keines seiner künftigen Stücke bei Lebzeiten mehr aufführen zu lassen. Wohl schloß er sich immer mehr von der Welt ab, und die meisten mochten ihn für eine kühle Natur oder die ursprüngliche Wärme seines Herzens für erstorben halten; aber wenn er schon 1827 in seiner Gedächtnisrede für Beethoven von diesem sagt: Weil er von der Welt sich abschloß, nannten sie ihn feindselig, und weil er der Empfindung aus dem Wege ging, gefühllos. Ach, wer sich hart weiß, der fliehet nicht . . . Er floh die Welt, weil er in dem ganzen Bereich seines liebenden Gemüts keine Waffe fand, sich ihr zu widersetzen . . .“ so dürfen wir darin zugleich eine getreue Schilderung seines eigenen Wesens sehen. Alle, die ihm in seinen späteren Jahren näher treten konnten, vor allem Otto Prechtler, Emil Kuh, Frau von Littrow und Adolf Foglar sind einig in dem Preise seines wahrhaft edlen menschlichen Wesens. Prechtler, der ihm als Schriftsteller und als Mensch unendlich viel verdankte, verehrte in ihm geradezu den reinsten und edelsten Menschen, der ihm je nahegetreten war, und sah in der treu bewahrten Erinnerung an die Gespräche mit ihm den teuersten Schatz seines Lebens. — Und mögen immerhin seine Ansichten etwas von der schönen Einseitigkeit innigster Freundschaft und Dankbarkeit beeinflußt sein, jedenfalls war Grillparzer nicht nur ein höchst bedeutender, sondern auch ein wahr und tief empfindender, ein wirklich edler Mensch.

**E. L.**

## Schlummernde Kräfte.

O einmal, einmal nur empor,
Ihr schlummernden Kräfte, empor ans Licht!
Aus euren Tiefen brecht hervor,
Wie aus Erdenklüften der Glutstrom bricht!
Wie im Lenz das Meer in schäumender Wut
Dumpf donnernd des Eises Ketten sprengt
Und stürmt im Siegesübermut
Dahin, von keiner Fessel beengt:
So bäumt euch auf mit zornigem Ruck
Und brechet euer Joch entzwei,
Und schüttelt ab den lähmenden Druck,
Und kämpft euch durch! Und ringt euch frei!

**Otto Bierbrow.**

## Der moderne Pflichtbegriff.

Von **E. Gnade.**

(Schluß.)

Kein Zweifel, die Lehre Christi giebt der Persönlichkeit ihr Recht und erkennt deren Pflichten an. Wie in neuerer Zeit bereits mehrfach hervorgehoben ist, war auch das Christentum ursprünglich eine Bewegung des freien Geistes gegen die herrschende, starre Gesetzmäßigkeit, ein Kampf der edelsten Individualität gegen die eingewurzelten Vorurteile der Masse. Der christliche und der moderne Pflichtbegriff stehen in keinem so schroffen Gegensatz zu einander, wie es anfangs scheinen wollte. Aber zwischen diesen beiden Anschauungen giebt es dennoch eine scharf gezogene Grenze, die niemand überschreiten kann, ohne den Geist der einen oder der anderen zu mißdeuten. Die Dichter der „Nora“ und des „Schnee“ stellen die Pflichten gegen das eigene Selbst allen anderen voran — das Christentum läßt sie nur so lange gelten, wie die Rechte der anderen nicht verletzt werden und das Verhältnis des Menschen zu Gott dadurch unangetastet bleibt. „Du sollst Gott von ganzer Seele und von ganzem Gemüte lieben und Deinen Nächsten wie Dich selbst“, lauten die beiden höchsten Gebote, die uns Christus gegeben hat. An seinem Beispiel sehen wir, daß er sich niemals auf Kosten anderer ausgelebt hat. Wo also die Pflicht gegen unsere Persönlichkeit mit den Pflichten gegen unsere Mitmenschen in einen Zwiespalt gerät, da müssen wir im Sinne Christi unser eigenes geistiges Wollen und Verlangen zurücktreten lassen. Und wenn ein Teil unseres Wesens solche Macht über uns gewinnt, daß er uns die unbedingte Hingabe an Gott erschwert, da sollen wir auch vor dem Schnitt ins eigene Fleisch und Leben nicht zurückschrecken. Christus ist unser Vorbild in dieser unbedingten Hingabe gewesen, aber sie war ein Bestandteil seiner selbst. Uns hält die mütterliche Erde mit tausend Liebesarmen umschlungen, und wir können uns nicht von ihr losreißen, ohne daß unser tiefstes Innere verwundet und zerrissen wird. Unsere edelsten, mächtigsten Empfindungen — Schaffensdrang, Naturgenuß und menschliche Liebe — saugen ihre Kraft und Nahrung aus der Welt, die uns umgiebt. Da erklingt in unerbittlicher Hoheit die Stimme Christi: „Habt nicht lieb die Welt, noch was in der Welt ist — wenn Dich Deine Hand ärgert, so reiße sie aus, und wirf sie von Dir!“ — Wir sollen uns von allem, was hier unser Auge entzückt, unseren Geist anregt und unser Herz umschmeichelt, innerlich los und frei erhalten, um mit unserem wahren Leben und Streben stets auf das Ewige gerichtet zu sein.

Ist das nicht eine übermenschliche Forderung? Können wir sie erfüllen, ohne unsere Persönlichkeit aufzugeben?

Wenn wir diese in dem Sinne des modernen Dichters auffassen, dann nicht. Wir können freilich sagen: Je mehr wir uns Gott nähern und uns an Gott anschließen, desto mehr bringen wir unser echtes, wirkliches Sein zur Entfaltung; denn wir sind nach dem Bilde Gottes geschaffen, und unser Geist ist — das fühlen wir — unvergänglich, wie der seine. Jener Begriff der Persönlichkeit schließt aber alles ein, was den Menschen in seiner Eigenart von andern unterscheidet und ihn zu einem unwiederholten Einzelwesen macht. Davon sind alle die zahllosen, irdischen Beziehungen und Einflüsse nicht loszulösen, ohne die Individualität zu verwischen. Wir können als das, was wir sind, nur in dieser Welt und in dieser Umgebung gedacht werden. Unser Dasein nach dem Tode ist für unsere Denkkraft mit dichten Schleiern umhüllt, und es ist weiser, an diesem Geheimnis schweigend vorüberzugehen, als sich in ungewisse Spekulationen zu verlieren. Nur einen jener Schleier hat die Bibel für uns emporgehoben, wenn sie sagt, daß wir in der Ewigkeit ohne Sünde, und daß wir Gott gleich sein werden. Unsere Religion erstrebt also als letztes Endziel ein gänzliches Aufgehen der Menschheit in Gott, und diesem Ziele sollen wir schon auf Erden, so gut wir können, entgegenstreben. Wenn wir es einst erreicht haben, so ist damit unsere Persönlichkeit im menschlichen Sinne aufgehoben. Hier ist Unvollkommenheit Verschiedenheit; dort muß die vollendete Vollkommenheit alle Unterschiede verschwinden machen. Wir werden eins mit Gott sein, und wenn zwei Größen einer dritten gleichen, so sind sie auch

Digitized by Google

untereinander gleich. „Er muß wachsen, und ich muß abnehmen“ — dieses Wort verkörpert den Grundgedanken des Christentums, wo es sich um das Verhältnis des Persönlichen zum Ewigen handelt. Dieses Wort erläutert zugleich am tiefsten und treffendsten den Gegensatz zwischen der Lehre Christi und dem heutigen Geiste, welcher der Individualität das Recht zu unbegrenzter Ausdehnung erkämpfen möchte.

Und nun die letzte, bedeutungsvolle Frage: wäre es wünschenswert, den modernen Pflichtbegriff aus seiner litterarischen Heimat in das Herz des Volkes hinüberzuführen?

Das ganze Gedeihen unseres Gesellschaftskörpers beruht bekanntlich auf einem harmonischen Verhältnis der verschiedenen Glieder zu einander. Die gewaltige Aufgabe, welche die Gesamtheit zu erfüllen hat — nämlich die höchst mögliche Wohlfahrt des Einzelnen — kann nur gelöst werden, wenn auch der Einzelne bestimmte Pflichten gegen die Gesamtheit übernimmt und durchführt. Diese Pflichten werden durch eine bestimmte Ordnung und durch eine Reihenfolge von Gesetzen geregelt. Wer sie verletzt und überschreitet, der wird dafür zur Verantwortung gezogen. Welche innere Macht bestimmt nun den Einzelnen, sich ohne Widerstand einer solchen Autorität der Gesamtheit zu unterwerfen? Das instinktive Bewußtsein, daß die Einschränkung seinem eigenen Heile dient. Er kann sich nicht nach allen Seiten hin ausbreiten, aber die anderen werden durch denselben Druck verhindert, sein Interesse zu beeinträchtigen, und er empfindet, daß hier der positive Vorteil größer ist, als der negative Nachteil. Die Fesseln, die das Individuum einengen und beschränken, können nicht durchbrochen werden, ohne daß unsere ganze bestehende Gesellschaftsordnung auseinander fiele. Die Geschichte aller bürgerlichen Revolutionen lehrt mit furchtbarer Deutlichkeit, daß eine solche Auflehnung den Völkern nicht zum Segen gereicht. Wenn der moderne Pflichtbegriff das leitende Prinzip unserer Anschauungen würde, dann müßte auch er in seinen letzten Folgerungen zur Revolution führen.

Das Fundament, auf dem sich unser Gesetzesbau erhebt, ist das Streben nach Gerechtigkeit, und diese Gerechtigkeit verkörpert sich für uns in der Forderung des Volksgeistes: Gleiches Recht für alle! Die Vertreter der individuellen Freiheit stehen auf dem entgegengesetzten Standpunkte. Ihrer Denkweise gemäß wäre ein besonderes Recht für jeden. Und wer wollte leugnen, daß dies ein ideal schöner und guter Gedanke ist? In der That, das Richteramt in seiner Vollkommenheit müßte für jede Persönlichkeit einen besonderen Maßstab anlegen und besondere Gesetze zur Anwendung bringen. Die Naturanlagen, die der Mensch mit sich ins Leben bringt, und in geringerem Grade auch die Verhältnisse, unter denen er sich entwickelt, bestimmen das Maß von sittlicher Verantwortung, das er in sich trägt. Jene Naturanlagen können so verschiedenartig sein, daß bei dem einen ein größerer Aufwand von Kampf und Charakterstärke erforderlich ist, um die Hälfte der Bahn zurückzulegen, als bei einem anderen, um bis ans Ziel zu gelangen. Wenn der ewige Weltgeist, der die verborgensten Tiefen der Menschenbrust durchdringt, über unseren Wert oder Unwert richtet, so muß er die höchste Art der Gerechtigkeit walten lassen und nicht auf unsere Thaten, sondern auf unsere individuelle Gesinnung das entscheidende Gewicht legen. Der menschliche Blick reicht nicht so weit, um das dunkel verschlungene Gewebe aller Entwickelungsfaktoren, aller vererbten Anlagen und verborgenen Einflüsse zu enträtseln. Wir können in den meisten Fällen nur die einzeln stehende, vollendete Handlung beurteilen. So fehlt unserer Gesetzgebung die Möglichkeit, jene ideale Gerechtigkeit vollkommen durchzuführen, und sie nur begrenzt und stückweise auszuüben, wäre die schwerste Schädigung der allgemeinen Wohlfahrt. Wo es an göttlicher Allwissenheit mangelt, um jedem sein besonderes Recht zu geben, da muß zu dem entgegengesetzten Grundsatz gegriffen werden, der die zweithöchste Stufe der Gerechtigkeit kennzeichnet und gleiches Recht für alle erstrebt. Wenn auch in einem edlen Sinne, bedeutet dies doch immer die Herrschaft der Schablone, welcher der moderne Geist so feindlich gegenüber steht.

Unsere Gesetzesordnung hat in erster Linie das Gedeihen des Ganzen im Auge, das freilich auch das Gedeihen, aber nicht die Freiheit des Einzelnen in sich schließt. Was sollte aus einem Garten werden, in welchem alle Pflanzen ohne die ordnende Hand des Gärtners emporwuchern dürften? Wie könnte eine Maschine arbeiten, deren Räder nicht gehorsam ineinander griffen und sich gegenseitig unterstützten? Wenn wir als Mitglieder der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung ihre wohlthätigen Einwirkungen genießen, so müssen wir uns auch zu Gegenleistungen verpflichten, die unter Umständen einen gewissen Verzicht auf die Rechte unserer Persönlichkeit nötig machen. Und wenn wir durch unsere Stellung im bürgerlichen Leben stillschweigend auf diesen Vertrag eingegangen sind, dann kann es nicht ganz in unser Belieben gestellt werden, ihn zu brechen, sobald wir unsere Pflichten gegen uns selbst beeinträchtigt glauben. Eine Frau wie Nora, die ihren Gatten und ihre Kinder verläßt, um zu sittlicher Selbständigkeit zu gelangen, hat in diesem einzelnen, fein ersonnenen Falle ihre individuelle Berechtigung. Viele Frauen wie Nora würden unsere höchsten Begriffe von Ehe und Treue zerstören und unsere heiligsten Institutionen in Verfall bringen. Sie würden die Gesamtheit gefährden und dadurch ihre innere Existenzberechtigung verlieren. Der moderne Pflichtbegriff ist gänzlich relativ und macht die persönliche Anschauung zu seiner alleinigen Herrin. Die große menschliche Gesellschaft bedarf zu ihrem Bestehen eines Pflichtbegriffs an sich — einer vorgeschriebenen Pflichtenreihe — welcher der Einzelne zuweilen seine abweichende Überzeugung zum Opfer bringen muß. Ein solches Opfer ist das schwerste und bitterste, das von einer starken Individualität gefordert werden kann; es ist etwas, das nicht sein sollte, und nur durch die Unvollkommenheit aller unserer Verhältnisse entschuldigt wird. Was einen Menschen dazu befähigt und ihm darüber hinweghilft, kann nur der Gedanke sein: mein Verzicht kommt der Allgemeinheit zu gute, und indem ich meine individuelle Freiheit der äußeren Gesetzmäßigkeit unterordne, beuge ich mich damit vor ehernen, ewigen Naturgesetzen.

Denn die Natur selbst übt gegen die Rechte der Persönlichkeit durchaus keine zärtliche Schonung aus. Ihr ist es mehr darum zu thun, die Gattung zu erhalten, als das Individuum zu entwickeln. Unzählige Keime verdorren und verkümmern; Schwaches geht unter und wird von dem Stärkeren erdrückt, das sich dann Bahn bricht, um seine Vollendung zu erreichen und sein Geschlecht fortzupflanzen. Die unendliche Schöpferkraft der Natur, die das Ganze durchdringt, wirkt oft im einzelnen verderblich und zerstörend. Auf allen Gebieten giebt es einen Kampf ums Dasein, in welchem, da nicht alle Teile sich gleichmäßig ausdehnen können, zum Wohle der Gesamtheit das Lebenskräftige die Oberhand gewinnt. In unserem Schicksal übt die Natur dieselbe Macht aus. Der Tod rafft Tausende hinweg, die sich noch



Digitized by Google

nicht selbst ausgelebt haben; er läßt vielverheißende Anlagen unentwickelt und vernichtet Gaben und Kräfte, von denen wir Großes erwarteten, ehe sie Zeit und Raum gefunden hatten, sich zu entfalten. Dieses Recht, das der Tod ausübt, eignet sich auch das Leben an: über das persönliche Schicksal eingreifend und bestimmend hinwegzuschreiten. Es wäre ein ohnmächtiges und aussichtsloses Beginnen, sich gegen diese Erkenntnis zu verschließen und den Kampf der Individualität gegen die Gesamtheit ausfechten zu wollen. Wie gesagt — ewige Naturgesetze stehen der letzteren zur Seite. Mag in vielen Fällen auch die Individualität der Gesamtheit gegenüber im Recht sein — heilsam und segenbringend können trotzdem nur die leitenden Grundsätze wirken, die das allgemeine Wohl nicht gefährden, sondern befestigen.

Über den modernen Pflichtbegriff läßt sich dasselbe abschließende Urteil fällen, mit dem ein geflügeltes Wort den Atheismus gekennzeichnet hat: er ist wie eine dünne Eisdecke, die den Einzelnen vielleicht ungefährdet trägt, einer Volksmenge aber sicheren Untergang bereiten würde.

Und wo sind jene Einzelnen, die eine so bedenkliche Bahn nicht nur beschreiten *können*, sondern auch beschreiten *müssen*? die nicht nur das *Recht*, sondern auch die *Pflicht* haben, ihre Individualität vollgewichtig auszuprägen? Wir finden sie auf einsamen Höhen. Es sind die begnadigten Geister, die in bahnbrechenden Thaten, in unvergänglichen Kunstwerken und in welterleuchtenden Ideen der Menschheit als Führer voranschreiten. Es ist der Genius, der mit einem besonderen Maß gemessen werden muß. Ihm würde es übel anstehen, sich der Gesamtheit unterzuordnen und auf die Kundgebung seines innersten Wesens zu verzichten. Er ist im Gegenteil dazu berufen, über die Gesamtheit zu herrschen, sie vor dem Erstarren in äußeren Rechten und Gesetzen zu bewahren und ihr neue Bahnen und Ziele zu weisen. Der echte Genius trägt die Gesetze, nach denen er handelt, in seiner eigenen Brust, und seine schaffende Kraft dringt mit zwingender Ursprünglichkeit von innen heraus. Alle Theorie und Kritik ist stammelnd und unbehilflich neben einer That des Genius. Um seiner göttlichen Mission willen muß er sich ausleben dürfen, und sollte es selbst auf Kosten anderer geschehen. Der Genius der Thatkraft, der in die Geschicke der Völker eingreift — der Genius der Phantasie, der die Gestalten des Lebens bis in ihre Tiefen erforscht, um sie künstlerisch wiederzugeben — der Genius des Gedankens, der veraltete Irrtümer niederreißt und neue Wahrheiten aufbaut — sie alle können nicht ans Ziel gelangen, ohne hier und da fremde Einzelinteressen zu schädigen. Man hat bisweilen über einen Goethe moralisch zu Gericht sitzen wollen, weil er Liebe entgegenbrachte und erweckte, ohne Treue zu halten. Das ist ein verständnisloser Vorwurf. Der Genius bedarf der Ausströmung und des Austausches zu seinem eigenen Gedeihen. Er schüttet seine Fülle über verwandte Individualitäten aus und bereichert sich dafür mit dem, was jene ihm bieten können. Wenn er dann ihren geistigen Inhalt durchdrungen und ihre Grenzen umschritten hat, ohne sich selbst ausgegeben zu haben, so erlischt die befruchtende Wechselwirkung; der Reiz der Phantasie entschwindet, und der Genius verlangt nach neuer Nahrung für sein schöpferisches Entzücken. Sein scheinbarer Wankelmut beruht, auch wo er selbst sich dessen nicht bewußt ist, auf einer inneren, gesetzmäßigen Notwendigkeit. Damit ist nicht gesagt, daß Begabung moralische Haltlosigkeit rechtfertige. Nur die Werke des echten Genius, die sich wie ein heiliges Vermächtnis von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzen, verleihen das Herrenrecht zu solcher weit ausgedehnten persönlichen Freiheit. Diese Werke sind aber zu gleicher Zeit auch immer wahrhaft sittlich gewesen. Das Unvergängliche, das die auserwählten Geister aller Zeiten und Völker hervorgebracht haben, war stets geeignet, die Menschen vornehmer, größer und besser zu machen. Talent ohne Adel der Gesinnung hat noch niemals das Höchste geleistet. Es giebt kein schöneres Zeugnis für den göttlichen Atem, der den Genius beseelt. In der That — er allein ist sittlich berechtigt, seine Individualität nach allen Seiten hin so weit auszudehnen, als es zu seiner schöpferischen Entwicklung notwendig ist. Denn was er dem Einzelnen dadurch etwa entzieht, das ersetzt er durch sein Schaffen tausendfältig der Gesamtheit.

---

## Sprüche.

Von **Ernst August Meinecke.**

Du prüftest Dich und fandst nur Tugendgrüße?
Rasch prüfe Dich noch einmal wieder;
Denn bei dem schillernden Gefieder,
Da fehlen selten auch die Pfauenfüße.

*

Klag niemals über Dein Geschick;
Denn würdest Du den Zufall wenden,
Du wiesest manch Leid von Deinen Händen,
Doch sicher auch manch hohes Glück.

*

Fandst Du die Wahrheit, gottgesendet,
So schmäh', die suchend irren, nicht!
Der Lichtstrahl, den die Sonne spendet,
Sich tausendmal im Tropfen bricht,
Bis er in ungebrochner Klarheit
Erhellt den engen Pfad zur Wahrheit.

*

Wohl jede Dame trägt am Kleide
Die längste Schleppe mit Behagen
Und murrt, wenn sie vom Erdenleide
Die kleinste Bürde soll mit sich tragen.

*

Sprich schlicht und recht und ohne Phrase
Und denk, es braucht sein Stelzenbein
Der Storch, weil er die rote Nase
So gern steckt in den Sumpf hinein.

---

## Zeitschriften.

Angezeigt von **O. v. L.**

Von neuen Blättern sind uns folgende zugegangen:

**Das neue Ausland.** Wochenschrift für Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von *Rudolf Fitzner* in Berlin. (Leipzig, *Gustav Uhl.*)

Die ungeheuere Steigerung des Weltverkehrs hat auch in allen Kreisen die Teilnahme für Länder- und Völkerkunde vermehrt. Wohl hat das alte „Ausland" diesem Bedürfnisse Rechnung getragen, aber es ist fast ganz auf die wissenschaftlichen Kreise beschränkt geblieben. Hier bestand also

Digitized by Google

thatsächlich eine Lücke in unserem Zeitungswesen. In sie ist nun dieses neue Unternehmen eingetreten. Es will, ohne oberflächlich zu werden, seinen Stoff in allgemein verständlicher und fesselnder Weise behandeln. Der Herausgeber hat jahrelang in Afrika gelebt und bringt seiner Aufgabe tüchtige Bildung und ernstes Streben entgegen. Zu Mitarbeitern sind u. a. Professor Kirchhoff, Dr. Lenz, Martin, Pechuel-Loesche, Graf Pfeil, Rochus Schmidt, gewonnen. Die mir vorliegenden Hefte 1—4 erregen die besten Hoffnungen. Sie bringen Beiträge von dem Herausgeber („Das Reisegebiet und die spanischen Presidios in Marokko"), von Viktor von Strantz („Die Edea-Station im Schutzgebiet von Kamerun"), von M. Klettke („Die Berthuk-Indianer von Neufundland"), („Der tripolitanische Karawanenverkehr"), von Dr. Kurt Hassert („Die Unruhen in Ober-Albanien"), von F. Martin („Reise im Kongostaat"), u. s. w. Daneben eine Menge kleiner Mitteilungen. Die Bilder sind vortrefflich ausgeführt, die Ausstattung überhaupt sehr gefällig. Der Bezugspreis für das Vierteljahr beträgt 3,50 Mk. Wir empfehlen die Zeitschrift angelegentlich, besonders unseren Lesern auf dem Lande, die nicht durch Teilnahme an geographischen und ähnlichen Vereinen ihren Bildungstrieb nach dieser Richtung befriedigen können.

**La Revue de Paris.** (Paris 1894, Faubourg Saint-Honoré.)

Eine Halbmonatsschrift im größten Stil. Nach dem uns eingesandten ersten Hefte dürfte diese Revue allen älteren Unternehmungen bald sehr gefährlich werden. Sie will alles behandeln, ohne sich dabei von etwas anderem leiten zu lassen als von dem Streben, zur rechten Zeit dem richtigen Mann über das eben Interessante das Wort zu geben. Sie bringt darum kein Verzeichnis tönender Namen von Mitarbeitern. Auch das Ausland soll ebenfalls berücksichtigt werden. Romane und Novellen sollen für die Unterhaltung sorgen.

Das erste Heft erregt die besten Hoffnungen. Es bringt zunächst ungedruckte Briefe von H. de Balzac. „Lettres à l'Etrangère", die zwar die geistige Gestalt des Romandichters nicht verändern, aber voll seiner Züge sind. Ernst Renan ist durch eine Studie über Philo von Alexandrien vertreten, die Vorzüge und Fehler des berühmten Schriftstellers erkennen läßt. Francis Magnard behandelt in fesselnder Weise das Wiedererwachen der napoleonischen Legende, Gabriel Seailles spricht über die Bildnismalerei mit Einsicht und Geschmack. Außer ihnen sind Pierre Loti, der neue Akademiker, die Gyp mit einem Gesellschaftsroman in ihrer bekannten Weise, und vom Auslande Gabriel d'Annunnzio vertreten.

Druck und Ausstattung sind tadellos, der Preis eines Heftes beträgt 2,50 Frcs., im Jahr im Auslande 60 Franken. Wenn er auch für unsere deutschen Verhältnisse hoch ist, so bietet die Zeitschrift, wenn sie die Versprechungen des ersten Heftes erfüllt, doch so viel, daß die „Revue de Paris" nicht teurer ist als die „Deutsche Rundschau". Hoffentlich wird das Blatt auch dem deutschen Geistesleben einen größeren Raum geben, als es die meisten anderen Revuen Frankreichs thun und gethan haben.

**Die Wahrheit.** Herausgegeben von Christoph Schrempf. (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.)

Uns sind die Hefte 7 und 8 des ersten Jahrgangs zugegangen. Ein begründetes Urteil können wir daraufhin nicht abgeben. Aber die Beiträge beweisen ehrliches religiöses Streben im protestantischen Sinne, den Drang nach erlösender Wahrheit. Der unbefangene Leser fühlt, daß der Herausgeber nicht aus Eitelkeit gegen kirchliche Überlieferungen sich in Gegensatz gestellt hat, sondern aus dem Gebote seines gott- und christusinnigen Gewissens. — Die Hefte erscheinen je am 1. und 15. des Monats, der Preis beträgt 1,60 Mk. für das Vierteljahr.

**Versöhnung.** Mittwochsblatt für unsere vaterländische Gemeinsamkeit. Eine Ergänzung für die Tageszeitungen aller heutigen Parteien und Richtungen. Begründer und Herausgeber M. von Egidy. (Berlin, Fr. Spielhoff. SW., Königgrätzerstr. 70.)

M. von Egidy ist ein durchaus ehrenhafter Mann von reinster Gesinnung. Sein Auftreten hat mit vielen anderen Beweggründen mit dazu beigetragen, die Teilnahme für religiöse Fragen in weiteren Kreisen zu beleben, ob es nun Zustimmung oder Widerspruch hervorrief. Und das ist ein unbestreitbares Verdienst. Denn nur allzulange hat man das Religiöse als abgethanen Rest der Vergangenheit betrachtet und als „Gebildeter" sich fast geschämt, es tieferer Erwägung für wert zu halten! Wer die Bewegungen der Zeit verfolgt, der kann auch an Egidy nicht vorübergehen. Zum Zwecke dieser Erkenntnis ist auch dies billige Wochenblatt (1,50 Mk. im Vierteljahr) von Nutzen.

**Alldeutsche Blätter.** Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Verbandes. (Kommissionsverlag von Thormann und Goetsch, Berlin SW., Besselstr. 17.)

Das Blatt kostet für Verbandsmitglieder 2,50 Mk., für andere 4 Mk. im Jahre. Der Verein hat nach einigem Schwanken, das ihm gefährlich zu werden drohte, sich von neuem befestigt. Es ist herzlich zu wünschen, daß er eine größere Verbreitung finde, um sein hohes Ziel zu erreichen und ein geistiges Band um alle zu schließen, die deutschen Stammes sind, ob sie nun im Reiche oder in der Fremde wohnen. Noch immer stehen Hunderttausende aus den mittleren und höheren Schichten teilnahmlos der nationalen Bewegung gegenüber. Für eine Flasche Wein einen Thaler auszugeben, fällt ihnen leicht, den gleichen Betrag dem „Deutschen Verbande", dem Schul- oder Sprachverein zuzuwenden, erscheint ihnen Verschwendung. Und doch hängt unsere ganze Zukunft von der Kräftigung unseres deutschen Bewußtseins ab. Nicht Schreipatrioten sollen wir werden, aber Deutsche, die im Herzen fühlen und im Geiste wissen, daß die Aufgaben unseres Volkes noch im Schoße der Zukunft liegen und ein kräftiges Geschlecht für ihre Lösung bedürfen.

**Berliner Kosmos.** Monatsschrift für Litteratur, Kunst und Wissenschaft. Herausgegeben unter Leitung von E. Wiegand, B. Eichholz und R. Hennig. (W. Dahlenburg, Berlin SW., Bahnhofstr. 5.)

Das erste Heft enthält folgende Beiträge: „Zur ersten Nummer", Gedicht von B. Eichholz. „Ein moderner Künstler" von M. B. „Die Grundbegriffe der Physik und ihre Anwendung auf mechanische Principien" von Ingenieur Leo Eichholz. „Berühmte Stürme und Sturmfluten aus Deutschlands Vergangenheit" von R. Hennig. „Der Ball im Kurhause", Humoristische Novelle von B. Eichholz. Daneben noch einige Kleinigkeiten. Für den bescheidenen Umfang des Blattes scheint mir der Kreis dessen, was es behandeln will, etwas zu weit gezogen. Aber wir wünschen den Herausgebern besten Erfolg. (Preis 1,10 Mk. für das Vierteljahr.)

Von den schon bestehenden Blättern seien genannt:

Digitized by Google

**Sphinx.** Monatsschrift für Seelen- und Geistesleben. Herausgegeben von Hübbe-Schleiden. Organ der Theosophischen Vereinigung. (Braunschweig, Schwetschke und Sohn.)

In einer so gärenden Zeit, wo überall das Ringen nach einer höheren geistbelebten Weltanschauung sich selbst in verzerrten Formen bemerkbar macht, hat diese Zeitschrift ihr Recht zum Dasein. Man braucht durchaus nicht mit allen Folgerungen, die in ihr gezogen werden, übereinzustimmen. Ist man aber ehrlich, so wird man zugestehen müssen, daß sich auch in der „Sphinx" der religiöse Drang unseres Jahrhunderts bethätigt. Der Menschengeist, so lange vom Materialismus geknechtet, von äußerlichem Kirchentum oft zurückgestoßen, mag, getrieben von Sehnsucht nach Frieden, vielleicht irregehen, aber ein Irrtum aus edlem Wollen besitzt auch einen Teil versöhnender Kraft. Nicht will ich entscheiden, inwieweit die in der „Sphinx" vertretene Weltanschauung Wahrheit oder Irrtum enthält. Ich weiß nur, daß sie vielen braven und strebenden Menschen Frieden giebt, sie zum Kampf mit dem Leben kräftigt und zur Liebe für den Nächsten entflammt. Wer zu scheiden weiß, kann in dem Blatte Anregung für sein inneres Leben finden; zu scheiden aber weiß der noch Gärende nicht. Darum empfehle ich die Monatsschrift nur Menschen von größerer Einsicht und reiferem Geiste. Der Preis für das Halbjahr beträgt 9 Mk., für Mitglieder der „Theosophischen Vereinigung" 7,50 Mk.

(Schluß folgt.)

## Vermischtes.

**Wie junge Damen im 15. Jahrhundert den Tag zubrachten,** zeigt uns ein Tageblatt, das Elisabeth Woodville, Witwe Johann Greys, die 1465 mit dem König Eduard IV. von England vermählt wurde, kurz vor ihrer ersten Verheiratung niedergeschrieben hat. Sein Inhalt ist folgender: Montag, 9. März. Um 4 Uhr morgens aufgestanden und mit Kathrin die Küh gemolken. Sodann mit Rahel in der Milchkammer gebuttert, hierauf für Rahel, die sich die Hand verbrühte, einen Umschlag gemacht. — Um 6 Uhr: Das Rindfleisch war zu stark gekocht, ich muß mehr achtgeben. — Um 7 Uhr: Mit der Mutter das Gesinde gespeist. — Um 8 Uhr: Mein Pferd Thumby gestriegelt, was zwei Stunden dauerte. — Um 10 Uhr zu Mittag gegessen. Johann Grey hat sich zu mir gehalten und mir zweimal die Hand gedrückt, daß mir die Thränen in die Augen kamen und ich fast aufgeschrieen hätte. Er ist wirklich sehr liebenswürdig, geht auch jeden Sonntag in die Kirche. — Um 6 Uhr habe ich dem Stallvieh und dem Geflügel sein Futter gegeben. Erst um 8 Uhr zu Nacht gegessen. Die Gans war zu hart gebraten und das Schweinefleisch angebrannt. Mutter hatte mich tüchtig gescholten — und doch ist Johann daran schuld; er ist doch ein junger, hübscher Mann. — Um 9 Uhr gingen alle schlafen. Th.

**Wie ein Hund am Leben erhalten blieb.** Ein Landmann meines Heimatdörfchens besaß einen großen Hund, der durch seine Falschheit und Bissigkeit schon manchen Verdruß veranlaßt hatte. Der Eigentümer beauftragte schließlich einen Arbeiter, das Tier in einem naheliegenden See zu ertränken. Zu dem Zwecke band der Mann dem Hunde einen Ziegelstein um den Hals, stellte sich mit dem Tier auf den äußeren Rand eines Floßes und wollte eben sein Vorhaben ausführen, als der Hund wütend gegen die Brust des Arbeiters sprang, wodurch dieser kopfüber ins Wasser fiel. Das Tier lief schnaubend eine Strecke am Ufer entlang und sah sich, als der Stein sich aus der Schnur gelöst hatte, nach seinem Henker um. Dieser war inzwischen ans Land gewatet und blickte traurig seinem Strohhute nach, der auf dem See trieb. Plötzlich sprang der Hund ins Wasser, holte den Hut heraus und legte ihn vor dem Arbeiter nieder. Dieser eilte, von dem Hunde begleitet, schleunigst in das Dorf und hat das Tier behalten bis an sein Ende. Th.

**Die Fruchtbarkeit der Sperlinge.** Kein Vogel vermehrt sich so stark und schnell wie der Sperling. Es ist berechnet worden, daß die Abkömmlinge eines einzigen Sperlingspaares, wenn sie sämtlich leben blieben, sich in der Zeit von 10 Jahren auf 275 716 983 098, sage 275 Milliarden, 716 Millionen, 983 Tausend und 98 Stück vermehren würden. In Wirklichkeit aber ist die Vermehrung nicht so groß, da Millionen im Neste oder durch irgend welche Naturereignisse sterben, und abermals Millionen den Menschen und Raubtieren zur Nahrung dienen. Rechnet man jedoch auf jedes Paar jährlich nur 12 Abkömmlinge, halb Männchen und halb Weibchen, und daß alle diese am Leben blieben, so würden sie sich in 5 Jahren auf 33 614 vermehrt haben. Nimmt man nun 1 Million Paare an, so kann man sich eine ungefähre Vorstellung davon machen, welche ungeheure Menge von Spatzen in gewissen, für ihr Gedeihen günstigen Gegenden in der Zeit von wenigen Jahren entstehen. Daher kommt es denn auch, daß die Spatzen in vielen Gegenden zur Landplage und Prämien auf deren Vernichtung von den Behörden ausgesetzt werden. Th.

## Briefkasten.

„Einige Frauen und Mädchen aus Pommern". Für die Zustimmung besten Dank. Ich bin augenblicklich zu sehr beschäftigt, um die Buchausgabe, die das meiste in erweiterter Form bringen soll, vorbereiten zu können. — Frl. J. F. in N. Versuchen Sie es! Haben Sie auch die nötigen Kenntnisse, um den geschichtlichen Teil schreiben zu können? Unterschätzen Sie die Schwierigkeit nicht. — Herrn Fr. Pf. in M. Der Stoff paßt für uns nicht, denn wir wollen nicht das Trennende der christlichen Bekenntnisse in scharfer Zuspitzung zu Worte kommen lassen. — Frl. H. W. in L. und Frl. Cl. M. in Gr. Ich bitte, die Romane nur an den Verlag von Otto Janke zu senden. Ich kann sie nicht früher lesen, ehe nicht der Prüfungsausschuß die Arbeiten zur Annahme empfohlen hat. — Herrn Dr. med. K. F. in Z. in M. Der nächste „Spaziergang" erscheint in diesem Vierteljahre. Herzlichen Dank.

## Inhalt der Nr. 27.

Unordnungen. Roman von L. Haidheim. Forts. — Odemissen. Roman von W. Oesterhaus. Forts. — **Beiblatt:** Ahnung. Von D. Werks. — Franz Grillparzers menschliche Eigenart. Von E. L. — Schlummernde Kräfte. Von Otto Berdrow. — Der moderne Pflichtbegriff. Von E. Gnade. Schluß. — Sprüche. Von Ernst August Meinecke. — Zeitschriften. Angezeigt von O. v. L. Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
# Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 28.

## Anordnungen.

Roman
von
**L. Haidheim.**

(Fortsetzung.)

### Elftes Kapitel.

Ein paar Wochen vergingen, da brachte der Telegraphenbote Wilma Luise eine Depesche aus London.

„Ich habe die Stelle — des Prinzen Fürwort genügte."

Sie saßen alle gerade in der Wohnstube der Amtsrätin und tranken den Morgenkaffee. Reinhagen befand sich, wie er sagte, noch einmal so wohl, seit er in einem Familienkreise lebte.

Wilma Luise hatte vor Freuden aufgejauchzt; die andern freuten sich mit ihr. Nun ging das Telegramm von Hand zu Hand, man las den Wortlaut, und sie — sie wurde plötzlich verlegen, sah erschrocken aus!

„Das ist nicht wahr!" fuhr Reinhagen auch schon auf. „Des Prinzen Fürwort hat nicht genügt. Rodung setzte alles in Bewegung, und sein Freund und Gönner Graf Ippenhausen und Reuchlin gaben den Ausschlag." Der alte Herr sprang sehr geärgert auf.

„Das begreife ich auch nicht," stimmte Dellinghof zu. „Ulrichs hat auf Deines Bräutigams Wunsch selbst nach Kösen fahren müssen, um Reuchlin zu bestimmen, der mit Ippenhausen einen anderen wollte, und die beiden haben ausdrücklich gesagt, Hohenbostel zuliebe verzichteten sie darauf, ihren Kandidaten durchzubringen."

Wilma Luises Vater lehnte, noch recht blaß und sehr gealtert, in einem mit Kissen bedeckten Stuhl. „Ja, mein alter Regimentskamerad Ippenhausen antwortete mir auf den Brief, den ich ihm schreiben ließ, und den Rodung mitnahm, sehr herzlich und liebenswürdig!"

Durch Wilma Luises Seele zog ein unbeschreibliches Wehgefühl. Damals schon, als Estinghaus die Stelle beim Prinzen erhielt, hatte sie ihn mit Herzweh undankbar gefunden; heute verleugnete er also abermals die Freunde, die ihm emporgeholfen?

Die Herren sprachen lebhaft durcheinander und schon von anderen naheliegenden Dingen; sie schlich hinaus in den Garten. Es war herbstlich, grau und trübe; wie feiner Nebel lag's auf der flachen, reizlosen Gegend. Wie konnte sie sich nur so niederschlagen lassen von einem Nichts, einer Zufälligkeit? Es mußte das Wetter sein, das sie so bedrückte und ihr wie ein böses Omen vorkam.

Sie war aus dem Garten herausgetreten. Die Unruhe, daß einer der anderen zu ihr kommen möchte, und das Verlangen nach Alleinsein, trieben sie auf den Weg hinaus, der hinter dem Garten her zum Bahnhof führte. Hier ging sie auf und ab und kämpfte jedes Bedenken gegen ihren Verlobten in sich nieder.

Er kam ja nun; dann im Zusammensein mit ihm würde sich schon ergeben, daß er im Grunde unverändert und derselbe edle und hochsinnige Mann war, den sie in ihm geliebt. Und was das Leben vielleicht in ihm geschädigt — dies Leben, von dem er ja doch selbst so angewidert war! — das würde sich schon wieder aus ihm herauswachsen. Eine edle Natur stößt alles Unreine von sich, oder geht daran zu Grunde. Und Estinghaus wollte ja fort aus dieser Atmosphäre, die ihm so gar nicht zusagte.

Nach und nach kam es über sie wie Beruhigung. Freudige Hoffnungen hoben wie Frühlingsblüten ihre Köpfchen, es wurde hell in ihr, die Sonne schien ihr trotz des Nebels und sie begann an Hochzeit und Ausstattung zu denken.

Ein Zug brauste nicht weit von ihr vorüber. Er kam von Berlin, hielt am Bahnhof und fuhr nach sehr kurzem Aufenthalt weiter.

Wann Hans Estinghaus wohl kam? Sicher so schnell wie möglich; dann konnte sie sich nur recht hübsch und ladylike anziehen, dem verwöhnten Herrn zuliebe. Und nun schmückte sie sich schon im Geiste für ihn und beschloß nach Berlin zu fahren, um sich



Digitized by Google

ein paar hübsche Toiletten anzuschaffen. Das konnte sie sich erlauben, sie war hier immer sehr sparsam und brauchte fast nichts. Ina sollte ihr auswählen helfen; Ina war in alle Finessen der neuesten Moden immer eingeweiht.

Indes sie so angenehm träumte, hatte sie nicht acht auf die Leute, welche, von der Bahn kommend, auf dem direkten Wege in die Stadt, der diesen kreuzte, auf dem sie ging, an ihr vorübereilten. An dieser Kreuzung war aber eine Frau stehen geblieben, die wie eine Dame gekleidet, doch nicht recht einer solchen gleichsah. Dieselbe hatte Wilma Luise offenbar erkannt und schritt ihr jetzt entgegen. Das junge Mädchen stutzte plötzlich und blickte auf die Kommende.

„Frau Griese? Sie? Was führt Sie denn in unser Städtchen? Haben Sie hier Verwandte? Wie geht es meiner Schwester und —"

„Das trifft sich ja recht nach Wunsch, gnädiges Fräulein," redete die Haushälterin in Wilma Luises erstaunte Ausrufe mit ihrem unsympathischen Lächeln und Knixen hinein. „Das trifft sich ja sehr gelegen. O, gnädige Frau sind ja, gottlob! so weit ganz wohl, aber Sie sagten doch: Frau Griese, Sie müssen selbst hinfahren, auf Sie allein kann ich mich verlassen."

„Was ist denn? Ist etwas vorgefallen? Das Kind?"

„Nein, gnädiges Fräulein, der Kleine macht sich ausgezeichnet, ist ein ganz prächtiges Jüngelchen."

„Aber was denn, Frau Griese? Warum schickt meine Schwester Sie denn zu mir?"

„Ja, sehen Sie, gnädiges Fräulein, die gnädige Frau hatten es ja alles geschrieben, aber dann überlegten wir uns, daß man nie wissen kann, ob nicht ein anderer mal hineinsieht —"

„Gott bewahre! In meine Briefe nicht!"

„— Und geheim bleiben muß es ja doch. Ach, die arme Gnädige waren so aufgeregt —"

„Liebe Frau Griese, bitte, was ist denn passiert?" bat Wilma Luise mit jener Sanftmut, die nur eine andere Äußerung der ungeduldigen Verzweiflung ist.

„Passiert? Nun das gerade nicht. Aber das Geld muß die gnädige Frau auf jeden Fall haben, sonst erfährt es der gnädige Herr."

Wie ein Blitz schlug es vor Wilma Luise nieder und lähmte momentan alle ihre Gedanken. „Welches Geld?" stammelte sie. Sie ahnte schon und wußte doch nur, da nahte sich ein Unheil.

„Na, Gott im Himmel, gnädiges Fräulein, wenn nur nicht der Herr so häkelig wäre! So was passiert in fast allen jungen Ehen! Das Lange und Breite von der Geschichte ist, gnädige Frau konnte nicht auskommen mit dem Haushaltsgeld; sie hätte es ihm ja freilich gestehen sollen, aber so ein zaghaft junges Ding —! Und nun sind die Rechnungen da und einige sind schon öfter geschickt, und wir müssen zahlen, da hilft jetzt nichts. Wenn der gnädige Herr aber Wind kriegt von der Geschichte, dann —. Nun, das werden gnädiges Fräulein der lieben Frau Schwester nicht zuleide thun. — Und hier ist ja auch der Brief. Und wenn gnädiges Fräulein erlauben, wir haben ausgemacht, daß es besser wäre, die alten Herrschaften sähen mich gar nicht, der Herr Landgerichtsrat und der Herr Papa, dem es ja nun auch wohl besser geht, Gott sei dafür gepriesen! Und da könnte ich so lange nach der Frau Bäckermeistern Löhr gehen, die kenne ich und dahin würden gnädiges Fräulein mir das Geld —?"

Während die Griese immer so weiter redete und dabei das Gesicht Wilma Luises scharf beobachtete, hatte diese gelesen. Es war recht gut, daß Ina die Person geschickt hatte. Ohne deren Erklärungen würde die Schwester den Brief gar nicht verstanden haben.

Jetzt blickte sie sehr verstört auf und in die falschen lauernden Augen der Griese. „Wohin wollen Sie gehen? — Ach so! Und nach Löhrs soll ich Ihnen das Geld bringen? Gut, Frau Griese, dann gehen Sie nur!" Mit unendlicher Mühe hatte sie sich bezwungen.

Daß Ina diese Person zur Vertrauten gemacht, demütigte Wilma Luise unbeschreiblich. Sie vermochte sogar jetzt nichts anderes zu denken als das eine: „Wie konnte Ina sich so vergessen?"

Die Griese mußte nun auch noch von ihr zurecht gewiesen werden, denn sie war hier fremd. Frau Löhr sei ihre Schulkameradin, erzählte sie noch schnell und sie freue sich so, dieselbe bei dieser Gelegenheit wiederzusehen.

Endlich war Wilma Luise allein und konnte nun den Brief Inas noch einmal lesen. Derselbe war sehr kurz, aber schrill wie ein Notschrei klang er an das Herz der Schwester.

„Ich bin in tödlichster Aufregung und Verlegenheit! Rette mich, Wilma Luise, schicke mir das Geld! Es ist so viel, aber um Gottes willen schicke es, ich muß übermorgen vierhundert Thaler haben! Gieb es der Griese, sie sagt Dir alles!

Ina."

Vierhundert Thaler! Welche Summe!

Gewiß, ohne Frage, Ina bekam es, Wilma Luise hatte ja ihr Sparkassenbuch, und was daran fehlte, nun, das mußte sie von ihren Obligationen nehmen. Darüber war sie sich gleich klar. Aber Ina, Ina? Wie konnte das so weit kommen? Bei Rodungs Liberalität? O, und dies Weib wußte darum!

Ganz verwirrt sah Wilma Luise nur das Nächste vor sich, sie mußte ihr Sparkassenbuch aus dem Hause holen und das Geld sofort haben. Dann noch sehen, ob sie ein kleines Wertpapier besaß; und wenn das nicht war, was dann? Auch hatte sie ja nur die Coupons in Händen, und die Obligationen lagen beim Bankier. Sie fühlte sich sehr ratlos; aber es mußte gehandelt werden.

Einmal fragte sie sich: „Wäre es nicht richtiger, diese ganze Sache sofort zu Rodungs Kenntnis zu bringen?" Ja, es wäre gewiß das einzig Rechte.

Aber dann? Er würde nie wieder Vertrauen zu Ina fassen, ihr nie verzeihen, daß sie diese ihm so schrecklich verhaßten Durchsteckereien mit der Griese getrieben, statt längst offen gegen ihn zu sein.

Nein, Ina konnte noch zurückgebracht werden auf die rechte Bahn; sie sollte das Geld haben, nicht eine Nacht länger sollte sie sich abängstigen, lieber

Digitized by Google

Gott! hatte sie damals schon, als Wilma Luise sie in Berlin besuchte, angefangen, sich mit Schulden zu belasten? Und einfach aus Unordnung! Denn Rodung war der freigebigste Mensch von der Welt.

Ein glühender Haß gegen diese Griese wallte in Wilma Luise auf. Hätte die ihre junge Herrin richtig geleitet! Aber was hatte die wohl schon alles beiseite gebracht! Keinen Augenblick zweifelte sie noch, die Person war eine Betrügerin, der böse Geist Inas. Aber daß ihre schöne, vornehme Schwester sich so erniedrigen konnte, das war zu schrecklich! Wenn Rodung es erfuhr! Das war schlimmer als alles andere.

„Morgen fahre ich nach Berlin; ich muß klar sehen, Ina muß auf jede Weise heraus aus dieser Bahn."

Ein neuer angstvoller Gedanke kam ihr. War mit diesem Gelde, diesen vierhundert Thalern volle Ordnung zu schaffen? Das mußte sie wissen! Jedenfalls.

Inzwischen sagte sie der Tante, sie wolle einige Besorgungen für sich machen. Dann ging sie zur Sparkasse, und zum Bankier, ihr war, als müsse jeder sie darauf ansehen, daß sie dies Geld in einer so unwürdigen Sache holte.

Aber niemand dachte daran; das Fräulein von Hohenbostel war als die schönste junge Dame des Städtchens bekannt, man freute sich heimlich, ihr liebes Gesicht zu sehen, blickte ihr nach und dachte höchstens: „Ob die langweilige Verlobung denn wohl noch nicht bald mit einer Hochzeit schließt?"

Frau Griese hatte das Geld in Empfang genommen und sehr spitzfindig gelächelt, als Wilma Luise sie einen Empfangsschein unterzeichnen ließ. „Ach, lieber Gott, die gnädige Frau weiß besser, was sie an mir hat, die vertraut mir alles an!" sagte sie bissig.

## Zwölftes Kapitel.

Als Hohenbostel am andern Morgen hörte, Wilma Luise wolle nach Berlin, um sich ein Kleid zu kaufen — sie durfte nach diesen Opfern für Ina keine große Anschaffungen mehr machen, die Arme, und zum ersten Mal verzichtete sie traurig darauf, — wollte er auch mit. Er hätte schon längst Sehnsucht nach seiner Stube gehabt und ihm sei wieder ganz wohl, behauptete er.

Der Doktor, der geholt wurde, fand nichts einzuwenden, und so ungern Wilma Luise gerade jetzt die Pflicht auf sich nahm, dem Vater in seinem Hause wieder zu leiblichem Behagen zu verhelfen, so blieb ihr doch nichts anderes übrig.

Hohenbostel war ganz glücklich, wieder nach Berlin zu kommen. Er habe das schwerste Heimweh gehabt, sagte er. Sie fuhren nach seiner Wohnung, seine Tochter ordnete, was sich etwa noch zu ordnen fand, bei der trefflichen Fürsorge der Hauswirte, während ihr Vater alle seine Pomaden und Crêmes hernahm und sich in seiner lange vernachlässigten Weise herausputzte, bis er wie ein „junger Stutzer" aussah, wie er selbst — aber er allein — fand. Und als sie dann, da es stark regnete, einen Wagen holen ließ, um zu Ina zu fahren, ruhte er nicht, er mußte mit und ließ sich von ihr zunächst nach seinem Klub bringen, ganz in Aufregung, ob man ihn dort auch nicht vergessen habe, ob man ihm die Krankheit noch ansehe. Vor dem Klublokal traf er dann schon zwei seiner Freunde, und die Begrüßung fiel, wie seine Tochter im Wegfahren bemerkte, so herzlich aus, daß der „jugendliche Alte", wie ihn die Herren eben angerufen, ganz strahlend im Hause verschwand.

Und nun zu Ina! Dort sah sie sofort dem Gesicht des Dieners an, daß Ungewöhnliches vorging. Ihr Herz stand fast still vor Schrecken und Entsetzen. Aber der gute Heinrich, der sie mit sichtlicher Freude begrüßte, beruhigte sie schon.

Die gnädige Herrschaft sei im Begriff, ins Seebad zu reisen, nur für zwei Wochen. Und dann setzte er mit sichtlichem Triumph hinzu: Frau Griese sei plötzlich gegangen, ihr Vater sei krank geworden, habe sie gesagt; aber das sei Spiegelfechterei.

Und jetzt öffnete er Wilma Luise die Salonthür, ohne sie anzumelden. Im nächsten Zimmer standen Ina, Rodung, die Wärterin, das Kind auf dem Arm, und das Stubenmädchen und packten die Koffer; d. h. Rodung kommandierte alle und richtete nichts als Verwirrung an.

„Dich schickt der Himmel!" rief er Wilma Luise lachend und vergnügt entgegen. „Du bist jetzt die einzige zurechnungsfähige Person im Hause."

„Außer Dir, natürlich!" neckte sie. Ihr fiel ein Stein vom Herzen, daß sie ihn so vergnügt sah.

Ina küßte sie und that auch sehr heiter, aber ihr fester Händedruck sagte mehr.

Und nun redete Rodung sofort behaglich auf sie ein. Ina sei in letzter Zeit ganz unerträglich gewesen, immer gleich Thränen, Zittern und Nerven. Das solle ein Ende haben, das Wetter sei noch so schön — es goß freilich momentan in Strömen — und in ein paar Stunden wären sie in Sylt.

Sylt mußte es sein — Nordsee — großartiger Naturzauber — prachtvoller Wellenschlag — Luft, mit einem Wort, nur Sylt! Die Saison sei zwar nahezu vorüber, aber gerade diese herzergreifende Stille dort! Er war ganz erregt von der zuversichtlichen Hoffnung auf bessere Zustände. Entzückt sah er, daß Wilma Luise ihm recht gab.

Das Kind sollte mit. Da protestierte sie aber. Nein, das nahm sie mit sich; und sie wollte es schon mit Tante Dellingshofs Hilfe verpflegen.

Jetzt erst kamen ihre eigenen Interessen zur Sprache, aber alles nur in Eile, denn Rodungs wollten abends schon fort, die Nacht durchfahren. Er freute sich sehr über die gute Nachricht, die sie von England hatte, Eftinghaus sei gerade der Mann für eine solche Stellung.

Dann sprang er wieder ab, ob Wilma Luise ihnen dort bei sich nicht eine ehrliche Köchin besorgen könne. Die Griese sei, Gott sei Lob und Dank, weg, ihr Vater sei krank geworden und er habe sie mit großer Bereitwilligkeit ziehen lassen, denn die Herrschsucht der Person habe alles Maß zuletzt überstiegen.

Digitized by Google

Die Grieſe habe zuletzt die reine Schreckensherrſchaft etabliert, das ganze Haus geknechtet und eine Herrin gar nicht mehr anerkannt.

Ina ſei auch nun noch obendrein immer ſcheuer und zaghafter ihr gegenüber geworden, dieſer kleine Haſe, die Ina, die man nur mal laut anſchreien dürfe, ſo ſei es rein aus mit ihr. Und weil die Grieſe weg ſei, wollten ſie ja gerade nach Sylt, ſie wären ordentlich froh, daß der Drache abgegangen.

So ging das in lebhafter Weiſe vorwärts. Rodung ſchwor, das komme nur, weil das Weib fort ſei, ſie wäre das Skelett in ſeinem Hauſe geweſen. Der Ausdruck klang ſo drollig im Hinblick auf die wuchtige Korpulenz der Perſon, daß ſelbſt die beiden Dienerinnen lachten und der Kleine, dies ſehend, jauchzte laut auf. So herrſchte alſo hier die harmloſeſte Heiterkeit.

Wilma Luiſe beruhigte ſich etwas. Sie mußte ablegen und packen helfen. Mit ihrer Tüchtigkeit kam man dann nun auch bald dahin, die beiden Koffer ſchließen zu können.

Rodung ſelbſt zog unterdes aus allen Schränken die Schlüſſel, gab dem Diener Anweiſung, die Fenſter zu verhüllen u. ſ. w., und traf Anordnung wegen der Beköſtigung der Dienerſchaft in einem nahen Koſthauſe.

Sie ſpeiſten dann zuſammen bei Hiller. Wer ſie da ſitzen ſah, dachte vielleicht „das ſind glückliche Menſchen,“ denn ſie lachten und ſcherzten viel, dennoch war den Schweſtern nicht wohl zu Mute, gelegentlich ſtreiften ſich ihre Blicke ernſt fragend, aber immer liebevoll. Inas Augen ſchienen Wilma Luiſe zuzurufen: „Um Gottes willen ſei nicht böſe mit mir.“

Und dazu lag Frau Grieſes Gerede dieſer im Sinn: „So ein zaghaft junges Ding,“ und „wenn nur der Herr nicht ſo häkelig wäre.“

Rodung ſchien ſelbſt zu fühlen, daß Ina Schonung brauchte.

Zuletzt kamen ſie doch noch überein, das Kind ſollte mit nach Sylt, Ina ſagte, ſie könne es dort ſonſt nicht aushalten, und Rodung ſtimmte ihr lebhaft zu.

Jetzt beſchloß er, nach Haus zu fahren, um die Wärterin zu benachrichtigen und alles nun noch Nötige packen zu laſſen. Ina und Wilma Luiſe blieben allein. Endlich!

Auf einem Spaziergang in den entlegenſten Straßen — überall ſonſt konnten Bekannte ihnen begegnen — erfuhr es dann Wilma Luiſe; die Grieſe war es, welche Ina Geld geliehen und ihr hatte ſie dieſe ganzen vierhundert Thaler wiederbezahlen müſſen.

„Ich glaube, ſie log, ich kann mir gar nicht denken, daß ſie mir nur halb ſo viel geliehen hat!“ ſchluchzte Ina hinter ihrem Schleier und regte ſich — begreiflicherweiſe — dachte die Schweſter, doch jetzt in ſtiller Empörung über ſie — ſo auf, daß ſie immer weiter nach Einſamkeit ſuchten.

Natürlich hatte die Perſon die unglückliche, thörichte Frau ſchrecklich betrogen, daran war kein Zweifel.

„Aber Ina, Ina! Wie konnteſt Du in dieſe Lage kommen? Du, mit dem liebevollen, freigebigen Gatten?“

Ina ſchluchzte nur und dann plötzlich ſchrie ſie auf: „Ich will es Dir ſagen, jetzt will ich Dir alles ſagen.“ Sie hatten ſich auf einen einſamen Holzhof geflüchtet, da ſaßen ſie auf den Stämmen, die dort lagerten. Und nun erfuhr Wilma Luiſe, was ſie bis ins Herz erſtarren ließ.

Die Mutter hatte Ina bald nach ihrer Heirat einen ſehr gefühlvollen, kläglichen Brief geſchrieben, ſie ſei in großer Geldverlegenheit, Ina ſolle ihr nur hundert Thaler ſchaffen. Die Unglückliche gab das Geld von ihrem Haushaltsgelde her und ſchrieb der in Liebe und Sehnſucht zu ihren Kindern ſich verzehrenden reuigen Mutter einen kindlich liebevollen Brief mit Nachrichten von Vater und Geſchwiſtern. Großer Gott, ſie war doch die Mutter und Ina in ihren damaligen eignen Hoffnungen auf Mutterglück ſo ſelig. Wie verzeihlich erſchien dieſer erſte Fehler!

Bald darauf kam ein zweiter Brief der Mutter; Adolf habe ſich zu ihr gefunden, aber entbehre jeglicher Mittel. Er wolle ſich eine Stelle ſuchen, die Schweſter möge ihn doch unterſtützen, er wage nicht darum zu bitten. Aber er beſchwöre ſie um Geheimhaltung. Er ſei juſt der Menſch, ſich ein Leid anzuthun, wenn ſie ihn verriete.

Und Ina ſchickte, was ſie grade hatte und ſchickte wieder und wieder, keine großen Beträge, aber nun war ſchon die volle Unordnung da! Sie hatte auf Rechnung gekauft, Rodung durfte dies nicht wiſſen, die Grieſe lieh den erſten Betrag.

So ging es weiter, und plötzlich, um Neujahr ſah Ina ſich in einem Meer von Verwirrung. Ihr furchtſamer Charakter, ihre moraliſche Feigheit ließen ſie den Kopf verlieren, die Grieſe half und tröſtete, riet zur Verheimlichung, und Rodung, dem ein paar dieſer Rechnungen in die Hände fielen, machte Scenen, fragte wütend, ob noch mehr von der Sorte da ſeien, und Ina, ſtatt jetzt alles zu geſtehen, log.

Dann hatten ſie und die Grieſe allerlei Überflüſſiges verkauft; — aber „man kriegt für die ſchönen Sachen faſt nichts!“ klagte Ina — und ſo war ſie wieder ſchuldig geblieben und hatte jetzt noch viele Rechnungen.

Wilma Luiſe ſaß wie verſteinert vor Schrecken. Keine Sekunde dachte ſie mit Leid daran, daß ſie jetzt mit ihrem Gelde Ordnung werde ſchaffen müſſen; das war ſelbſtverſtändlich, ſie dankte Gott, daß ſie es konnte. Aber daß die ſchöne, vornehme Ina, dieſe abgöttiſch geliebte Frau und Schweſter ſo hatte handeln können, ſo klein, ja unehrenhaft ihren braven Gatten täuſchen, es lag ein ſchrecklicher, verletzender Widerſpruch darin.

Sie ſagte nichts von dem allen, aber Ina erriet ihre Gedanken, ſank vor ihr nieder und ſtammelte: „Sie iſt doch unſere Mutter, bedenke, ich konnte ſie nie für ſo ſchuldig halten!“

„Weil Du nicht weißt, daß ſie unſern Vater mit einem andern betrog!“ zürnte Wilma Luiſe außer ſich.

Ina wurde ganz ſtarr und ſah hilflos verwirrt vor ſich hin; ſie hatte das alles ja nie ſo erfahren!

Digitized by Google

„Aber Adolf, ich hatte mit ihm so großes Mitleid!“

„Gott im Himmel, ich fürchte, sie hat Dich damit auch betrogen! Sie wollte Dich aufsuchen, der Vater sah sie, Du wohl auch?“

„Nein, nein!“ stammelte Ina, „nicht betrogen!“

Auch Wilma Luises ganze Seele wehrte sich gegen diesen Verdacht, der ihr plötzlich aufgestiegen war, dennoch wollte er sie nicht verlassen.

Ina bekannte weiter. Sie hatte mit der Mutter die Photographien gewechselt; dieselbe sei gewiß gut, sie habe noch jetzt ein so liebes Aussehen. Arme Ina! Sie hatte sich immer gewöhnt, diese Mutter zu beklagen! In allen trüben Stunden ihrer Kindheit, ihres Mädchen- und Frauenlebens hatte sie sich heiß nach dem Herzen der Mutter gesehnt. Wie verzeihlich waren ihre Irrtümer!

Verstört und in bitterer Anklage gegen diese gewissenlose Frau, klärte Wilma Luise ihre Schwester vollends auf. Nun wurde freilich Ina überzeugt, daß der Vater im Recht und bitter zu bemitleiden gewesen, aber jetzt stand ihr die eigene Not viel zu schwer vor der Seele, um darüber nachdenken zu können. Sie war immer blasser und verstörter geworden.

„Du wirst es Rodung sagen? Dann gehe ich ins Wasser!“ stöhnte sie, als Wilma Luise auf diesen zurückkam.

„Ina! Ina! Jetzt vergißt sie Gott und Mann und Kind!“ fing nun auch die ältere Schwester an zu weinen.

„Eben weil ich an sie denke! Lieber tot als daß er mich mit seinen Augen verachtungsvoll ansieht! Und soll ich meinem Kind so vor der Seele stehen wie unsere Mutter Dir?“

Das war keine Charakterstärke, sondern einfach die Angst der Verzweiflung, Wilma Luise sah das klar. „Hör zu, Ina, ich gebe Dir das Geld von meinem Kapital; Du beichtest mir jeden Posten, wir bezahlen jede Rechnung —“

„Ach, Wilma Luise!“ stieß Ina in höchster Freude und Erleichterung hervor. Sie wußte ganz genau, was diese ihr opfern wollte.

„Aber alles sagst Du mir, Du verheimlichst mir nichts! Es darf nicht eine Rechnung zurückbleiben!“

„O, Schwester, Schwester! Meine Retterin! Wie soll ich Dir danken?“

„Gar nicht; sprich nicht davon, Ina, nur gelobe mir, daß Du von jetzt an immer offen gegen Deinen Mann sein willst!“

„Wilma Luise, ich fühl's, Du verachtest mich!“ rang Ina die Hände, „Du mußt mich verachten.“

„Nein, Herz, aber sehr traurig bin ich, daß Du so fehlgehen konntest — Du — so schön, so vornehm wie eine junge Fürstin schreitest Du daher — und —“

„Vernichte mich nicht ganz!“ stöhnte Ina in tiefster Scham.

Dann küßten sie sich und sagten einander, sie müßten nun ruhig sein, sich beherrschen. Daß Wilma Luise Geld flüssig machen wollte, verabredeten sie; vierzehn Tage mußte es noch Zeit haben mit dem Ordnen der Sache, dann — gleich nach Inas Rückkehr — wollten sie daran gehen. Und Wilma Luise sollte sich am Tage vor Inas und Rodungs Heimkehr von Heinrich alle Briefe geben lassen, die etwa angekommen waren; und was einer Rechnung ähnlich sah, sollte sie konfiscieren, daß Rodung nur nichts in die Hände geriet.

Wilma Luise sah mit Entsetzen und Widerwillen, wie geübt ihre holde, kindliche Schwester schon auf das Verstecken und Vertuschen war. Und dann mußte sie sich noch über ein anderes wundern: Ina fand, nun sie sich gerettet wußte, mit unbegreiflicher Elasticität ihre Heiterkeit wieder. Sie war doch noch sehr — unreif — sehr kindisch.

„Was Du da vorhin von meiner Schönheit sagtest,“ plauderte sie schon in der nächsten Viertelstunde, „weißt Du, das ist Unsinn; sie finden Dich hier viel hübscher, Du hättest mehr Stil.“ Und dabei lachte sie. Märzner hätte es ihr wiedererzählt, der fände es natürlich nicht. Er sei schon seit vier Monaten in Bromberg und schreibe trostlose Briefe an Rodung, bald käme er aber wieder nach Berlin.

Diese Leichtlebigkeit verstimmte Wilma Luise fast und doch sah sie ein, daß dieselbe auch bei Ina großenteils nur eine Art Flucht vor der inneren Pein war, denn dazwischen hinein zitterten schwere Seufzer.

Wie verabredet, trafen sie Rodung am Bahnhof mit dem wohlversorgten Kleinen. Eine Viertelstunde später waren sie abgereist und Wilma Luise nahm eine Droschke, um zu ihrem Vater zu kommen, dort wollte sie die Nacht in Adolfs kleinem Zimmer schlafen. Sie meldete dies telegraphisch nach Hause.

Ach, bei dem Onkel in der Stille, da war ihr wirkliches Daheim! Sie fühlte es mehr als je.

Da sie für sich heute nichts hatte besorgen können, so blieb sie.

Aber jetzt noch für sich größere Ausgaben machen zu sollen, schien ihr ganz unmöglich! Sie hatte in Randau nach dem Verlust des Vermögens Dellinghofs so ängstlich gespart und sparen müssen, daß sie gar nicht mehr wußte, wie kleinlich anderen, besser situierten, oder resoluten Leuten ihre Art und Weise vorkommen mochte. Von jeher hatte sie für alle Geld übrig gehabt; sich aber dasselbe heimlich abgedarbt und es nie schwer gefunden, Opfer zu bringen. Heute wurde ihr die Selbstverleugnung zum ersten Mal sehr schwer. Und doch fand sie nicht den Mut, noch mehr Geld auszugeben.

* * *

Der Vater war nicht zu Hause. Er hatte recht „unklugerweise“ sein gewohntes Leben gleich wieder begonnen. Auf seiner Theemaschine machte sie sich eine Tasse Thee, die Wirtin besorgte ihr ein Brötchen; sie hätte jetzt nichts weiter essen können.

Und dann lag sie lange schlaflos und grübelte, und wie Sonnenschein zogen die Liebe und helle Hoffnung ihr durch das Herz und erhellten es bis in den letzten Winkel. Ach, sie liebte ihn von ganzer Seele! Er hatte seine Schwächen — nun ja — aber

Digitized by Google

sie thaten ihrer Liebe keinen Eintrag! Und bald kam er ja nun, in den nächsten Tagen schon! Vielleicht fand sie zu Hause bereits einen Brief. Er hatte jetzt eine Stellung mit brillanter Einnahme, er würde nun auch so schnell wie möglich heiraten wollen. Und so zogen Bilder voll Wonne und Glück durch ihre Seele. Die Opfer, welche sie Ina bringen mußte, wurden ihr, dachte sie, schon im voraus vergolten.

## Dreizehntes Kapitel.

Eine Woche verging — und Estinghaus war noch nicht da. Wilma Luise hatte ein paar flüchtige Zeilen erhalten, des Inhalts, er werde zu ihr kommen, sobald er seine Geschäfte besorgt habe.

Sie wartete — sie schmückte jeden Tag das Haus und sich selbst — aber sie wartete geduldig; er hatte sicher für den Prinzen in England noch allerlei zu erledigen.

Reinhagen und Dellinghof schienen Unannehmlichkeiten zu haben. Sie gingen seit einigen Tagen finster umher, flüsterten miteinander und erzählten Ulrichs, der viel zwischen Berlin und seiner Fabrik hin und her reiste und brillante Geschäfte machte, allerlei mit mißfälligen Mienen und der kleine Mann schüttelte dann auch ernsthaft den Kopf.

Wilma Luise und Frau Dellinghof sahen das, erfuhren aber nichts und die erstere war auch viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um neugierig zu sein. Sie und die Tante kauften allerlei Leinwand und zerschnitten dieselbe zum Nähen. Arme Frauen kamen und gingen, brachten und holten Wäschestücke, die sie anfertigten, und über die Güte und das Muster der Spitzen gab es ernste Beratungen.

Einmal schrieb Rodung — Ina war immer schreibfaul — sie seien da geradezu wie im Himmel. Diese brandenden Wellen, diese grandiose Erhabenheit der Natur ergreife auch Ina aufs tiefste; sie sei lange nicht in so ruhiger, friedvoller Stimmung gewesen. Freund Märzner sei auch in Sylt und mit ihnen täglich zusammen gewesen, reise aber morgen schon ab. Und der Junge gucke voll staunender Ehrfurcht auf das göttliche Meer.

Wilma Luise lachte dazu. Gottlob, sie waren vergnügt, es konnte noch alles gut werden; Ina vergaß die schreckliche Lehre sicher niemals. Gestern hatte Wilma Luise die Papiere mit dem Bankier ausgesucht, die sie jetzt für Ina versilbern wollte; „zu ihrer Aussteuer," sagte sie. Was wußte er davon, wie viel sie dazu verwenden mußte.

Und immer noch kam Estinghaus nicht.

Da begegnete ihr und der Tante bei einem Spaziergange Eddo Möllendorf mit seiner Mutter, einer lieben, etwas gedrückten Frau, die sich jetzt, nach einem schweren Leben, nicht so recht in die Sorglosigkeit, welche der Sohn ihr bereitete, finden konnte. Man begrüßte sich herzlich. Eddo ließ sich nichts merken von der Erregung, die ihm nun doch wieder das Herz ergriff, sondern gab sich teilnehmend und warm fühlend, wie es seine Art war.

„Und nun soll wohl bald die Hochzeit sein?" fragten die Gerichtsrätin und ihr Sohn zu gleicher Zeit. —

„Was haben Sie denn zu dem englischen Aussehen Ihres Herrn Verlobten gesagt? Der reine Lord! Es war mir sehr interessant, ihn kennen zu lernen!"

„Kennen Sie Estinghaus? Waren Sie in London?" rief Wilma Luise.

„Nein, in Berlin, ich traf ihn am Dienstag mit den Bradfords! Das war vor fünf Tagen! Ich kenne sie von drüben, sie luden mich sofort ein und wir waren recht vergnügt zusammen."

„Estinghaus? — In Berlin?" fragte sie atemlos.

„Freilich! Er war tags vorher mit den Bradfords gekommen, sie haben sich jetzt in London niedergelassen."

„Estinghaus ist in Berlin? Das wissen wir ja noch gar nicht!" hatte Frau Dellinghaus gerufen, während er sprach. Und dabei wurde Wilma Luise sehr blaß.

Es gab eine verlegene Pause. Eddo Möllendorf brach dieselbe mit Geistesgegenwart: „Ich Unglücklicher! Ich Störenfried! Sie sollten sicher überrascht werden!"

„Aber fünf Tage —" murmelte weniger gefaßt seine Mutter.

„Natürlich! Er ist inzwischen gestern in sein Amt eingeführt, er sagte es mir; es ist begreiflich, daß er da zu viel zu thun findet. Er wird mit Besuchen überbürdet sein, muß natürlich überall seine Reverenz machen!"

Wilma Luises Lächeln war kläglich anzusehen, — in tiefstem Mitleid mit ihr verwickelte Möllendorf sich nur noch mehr. Aber bald gelangte sie zu so viel Fassung, scherzend zu sagen: „Nun, mir scheint, ich soll offenbar mit lauter vollendeten Thatsachen überrascht werden, Eddo, ich werde nichts von Ihrem Ausplaudern verraten."

Als sie sich dann getrennt hatten — Wilma Luise mit ganz schweren Gliedern und noch schwererem Herzen — flüsterte Möllendorf erregt seiner Mutter zu: „Wer konnte auch denken, daß er nicht zuerst bei ihr war? Ein solch reizendes Geschöpf warten zu lassen! Und wie tapfer sie sich hielt. Ach Mutter, so eine finde ich nie und nirgend." Und dann fuhr er nach Minuten auf: „Und dabei sein Gethu mit Anny Bradford! Es ist eine Schande! Indes eine Wilma Luise hier wartet!"

„Es reden schon mehr Leute davon, daß er sie kalt behandelt," sagte die Gerichtsrätin. „Doktor Ulrichs und Herr Adams haben neulich in der Krone im Garten von ihr gesprochen und Ulrichs hat auf den Tisch geschlagen und geschrieen: ‚Ich bringe ihn um, wenn er sie sitzen läßt!' Ulrichs soll auch um sie angehalten haben. Die Tochter aus der Krone erzählte das bei Pastors."

Auch Reinhagen und Dellinghof hatten längst gewußt, Estinghaus war in Berlin. Sie sagten auch jetzt kein Wort der Kritik, schienen es im Gegenteil ganz richtig zu finden, daß er erst nach beendeten Geschäften käme. Wilma Luise ließ sich willig täuschen — es erleichterte ihr Herz.

* * *

Digitized by Google

Tags darauf war Estinghaus denn nun endlich angelangt — nach voraufgegangener telegraphischer Anmeldung. Wilma Luise schickte Reinhagen zur Bahn; sie konnte ihren Hans dort, vor all den beobachtenden Menschen im Zuge, nicht empfangen.

Aber am Gartenpförtchen, da stand sie. Er stutzte; reizender hatte sie nie ausgesehen als in diesem Moment!

Reinhagens Zartgefühl bewies sich dadurch, daß er hinter Estinghaus nicht mit eingetreten war. Leise das Pförtchen schließend, wählte er den weiteren Weg durch die Stadt nach Hause. Dort setzte er sich still und bedenklich zu seinen Freunden.

„Wenn sie nur glücklich wird!"

Einen bestimmten weiteren Grund als dies nach und nach entstandene Mißtrauen konnte er nicht angeben.

Er habe sich aller Störungen vorher entledigen wollen, um ganz sich selbst und Wilma Luise anzugehören! war Estinghaus' Erklärung gewesen; er hätte keine bessere geben können.

Wilma Luise durchzuckte es, als er nun vor ihr stand, sie erkannte ihn kaum wieder! Ihre Augen trafen sich, die seinigen fragten, — fast war's ihr, als läge Scheu darin! Dann aber ruhte sie in seinen Armen und alles, was sie je geängstigt, versank hinter ihr. Er sah so vornehm, so stolz aus; er war selbst ein großer Herr geworden zwischen seinen englischen Freunden, in Haltung und Manier ein anderer, sogar Kleidung, Haar und Bart trug er nach englischer Mode. Eddo hatte recht; ganz englisch sah er aus.

So stattlich er indes auch erschien, sie hatte ihn in der Erinnerung getragen, wie sie ihn gekannt und dachte jetzt, früher sei er doch noch hübscher gewesen. Aber was kam darauf an? Er war da, und sie liebte ihn!

Ein abgespannter Zug um den Mund, dieser nervöse Ausdruck der Augen fielen ihr gleich auf; armer Hans! — Das war die andere Veränderung; — aber das zärtliche Herz der Braut sah darin nur den Beweis für die angestrengte Thätigkeit. Immer wieder blickte sie voll Glückseligkeit zu ihm auf, ihr war wie im Himmel, nach ihrem eigenen Ausdruck.

Und auch er lächelte sie zärtlich an und küßte sie; sagte, daß er fast vergangen sei vor Ungeduld und doch erst sich habe ganz frei machen wollen.

„So bist Du das also jetzt? Und ich habe Dich und darf mich unseres Zusammenseins ganz ungetrübt freuen?" fragte sie.

„Ich hoffe es, mein Liebling! Sicher ist man selbst mit Urlaub nie in meiner Stellung," sagte er.

Sie gingen lange und ungestört im Garten auf und ab. Er erzählte von dieser neuen Stellung, von der Art, wie man ihn empfangen und geehrt; dann kam er auf allerlei englische Erlebnisse, immer auf solche, wo er sich besonders berücksichtigt und ausgezeichnet gesehen hatte. Dazwischen kosten sie dann aber und tauschten Versicherungen ihrer Liebe aus. Wilma Luise erlebte eine ungetrübte Glücksstunde, sie vermißte nichts an dem heimgekehrten Geliebten, höchstens jene poetische Art, seiner Begeisterung für das Schöne Worte zu geben, aber auch das kam ihr nicht klar zum Bewußtsein. Endlich mußten sie aber doch hineingehen.

„Also hier wohnt Ihr jetzt?" fragte Estinghaus und sah sich zum ersten Mal um.

Der herbstliche, ländlich einfache, mäßig große Garten, der im Sommer eine wahre Überfülle von Centifolien, Lilien und altmodischen Sommerblumen aller Art darbot, machte freilich keinen guten Eindruck jetzt. Den kleinen Hof mit dem uralten Ziehbrunnen und den Haufen gehackten Holzes und Reisigs übersah er auch mit demselben mißfälligen Blick.

Und nun traten sie in das Haus, das zu allen Zeiten von Sauberkeit glänzte, sonst aber nichts anderes war, als ein schlichtes Bürgerhaus, wie man sie in solchen kleinen Städten sieht. Die Diele mit Steinfliesen belegt, die Thüren und alles Holzwerk hell gestrichen — ein paar Blumenkübel mit Lorbeeren vor den Fenstern als Hauptschmuck — große Schränke an den Wänden.

Nie hatte Wilma Luise Anstoß genommen an dieser Einfachheit, wiewohl es in Randau so viel schöner gewesen, jetzt plötzlich, als Estinghaus so vornehm und mit der feinen, kleinen Falte zwischen den Brauen daher schritt, wurde ihr ganz heiß und ängstlich zu Mute. Der Ärmste. Er war so verwöhnt. Sie sah ihm an, daß diese prosaische Einfachheit sein Gefühl verletzte.

Und nun die Stuben! Es war dieselbe Geschichte damit. Ihr war zu Mute, als thue man ihm eine Kränkung an, es kam ihr plötzlich alles so grenzenlos trivial und unanständig einfach vor, sie schämte sich geradezu. Dabei wußte sie und sagte es sich, daß sie eine Thörin sei. Aber sie konnte nicht dagegen — sie sah immer, was er sich, wie er freilich meinte, in keiner Weise merken ließ — er kam sich hier so ganz aus seiner Sphäre vor, so „deplaciert". Das Fältchen und ein heimlicher Zug von Unbehagen und Widerwillen blieb.

Die Ihrigen empfingen Estinghaus liebenswürdig und herzlich. Sie wollten seine Erklärung, daß er in voller Ruhe bei Wilma Luise zu sein gewünscht, gern genug annehmen. Man setzte sich zu Tisch; Frau Dellinghof hatte selbst mit nach der Küche gesehen, ihren Ruf, was ihre Rebhühnerpastete betraf, rechtfertigte sie vollkommen. Das Essen war tadellos; die Weine aus der geheimsten Ecke in Reinhagens Keller; das Tischzeug, das Silber und Porzellan alles tadellos, und das beste was sie hatten.

Aber freilich, diese Tapeten auf den Wänden, der weißgescheuerte Fußboden, die ganze Ausstattung des Zimmers, die Bedienung vor allem durch Dellinghofs noch ganz ungeschultes Stubenmädchen!

Estinghaus war wütend; sein Schönheitssinn, sein Geschmack, seine Verwöhntheit, alles empörte sich gegen diese „schäbige Häuslichkeit".

Wilma Luise wollte dem Mädchen, welches heute besonders ungeschickt war, helfen; aber er blickte sie so erstaunt und fragend an, daß sie rot wurde und dem Unheil seinen Lauf lassen mußte.

Sein innerliches Unbehagen warf nun auch seinen Schatten über sie selbst. Er hatte vorhin, als er kam, gedacht: „Bei Gott, sie ist ein entzückendes

Digitized by Google

Geschöpf!" Jetzt blickte er an ihrem Anzug nieder; es war das neue aus Berlin bezogene Kostüm, nur daß es allerdings nicht vom besten Stoff und nicht in einem der theuersten Magazine gekauft war.

Er aber hatte Blick und Verständnis für alle diese Feinheiten gewonnen: „Wie eine Nähmamsell zieht sie sich an," dachte er. Es war überhaupt eine ärgerliche Sucht zu kritisieren über ihn gekommen.

Und dann die Unterhaltung! Lieber Gott! er fühlte sich all diesen Erinnerungen und Freundschaften, von denen sie sprachen, so ganz entwachsen; ihm waren diese Menschen hier völlig gleichgültig geworden und Ulrichs bedeutsame Erfindung berührte seinen Ideenkreis nicht einmal, so wenig wie all die anderen Spezialneuigkeiten, die sie ihm auftischten.

Bei alledem ging er höflich auf die Unterhaltung ein, sprach vollständig so mit, wie man es von ihm erwarten konnte, aber die Manier, in welcher er es that, die freilich verdarb wieder alles. Er konnte es sich unmöglich versagen zu markieren, wenn auch nur sehr leise, daß er jetzt auf einer höheren Stufe stehe, das Leben mehr von oben herab ansehe.

Ohne sich mit seinen Interessen irgendwie vorzudrängen, das wäre nicht „gentlemanlike" gewesen, wußte er doch gelegentlich Streiflichter auf seine Art zu leben fallen lassen, und ganz en passant kam dann irgend eine Erinnerung zu Tage, welche allerdings genugsam zeigte, Hans Estinghaus war ein großer Herr geworden.

Wilma Luise erduldete heimlich Folterqualen. Ihr feines Empfinden und ihre Kenntnis von Estinghaus' Charakter ließen sie haarscharf erkennen, was in ihm vorging. Und so thöricht war sie, so ganz verblendet von ihrer Liebe, daß sie ihn bedauernswert fand und sehr litt, ihm nichts bieten zu können, was seiner würdiger war.

Endlich erhob man sich; sie und Estinghaus durften jetzt spazieren gehen; die Sonne hatte sich durchgerungen, dem grauen Tage folgte ein heller Spätnachmittag.

Auch er atmete tief auf, als sie hinaustraten, sie hörte es wohl. Aber da er nichts sagte, wußte sie nicht, wie sie entschuldigen sollte, daß er so hatte vorlieb nehmen müssen. Und als sie dies dachte, kam dann ihr gesunder Sinn doch wieder zur Geltung. Jetzt lachte sie plötzlich humoristisch und fand einen anderen Ton.

„Es wird Dir wohl ein bißchen sauer, mein armer Hans, Dich von Deinen Lords zu entwöhnen und in unsere kleinen Verhältnisse zu schicken?" fragte sie lächelnd und sah ihn liebevoll an.

Er hatte aber vielleicht etwas ganz anderes erwartet, als daß sie sich so kühn über die Situation stellte. „Man muß mit den Wölfen heulen! Es ist ja nicht für lange!" sagte er schroff und mißgestimmt.

„Und doch haben wir gethan, was in unsern Kräften stand, Hans!" erwiderte sie sanft und herzlich.

Er lenkte auch ein. „Das sehe ich, mein Herz, aber begreife nur den Unterschied! Es wird mir sehr schwer werden, mich zurechtzufinden."

Und nun erzählte er ihr mit Feuer und großer Lebhaftigkeit von dem Reichtum, dem Komfort und der Pracht des englischen Lebens im großen Stil. Das war Leben! Das hieß noch Lebensgenuß! — Hier, diese „Armseligkeit" war so schauerlich geschmacklos.

Er übertrieb ihrem Empfinden nach abscheulich, aber sie entschuldigte ihn mit dem Mißbehagen, das sie zu verstehen meinte. Daß er alle deutschen Lebensgewohnheiten so scharf tadelte und verächtlich darüber redete, schob sie auch darauf. Sie wendete klug und einsichtsvoll ein, daß unsere deutschen großen Herren auch im großen Stil würden zu leben wissen; er zuckte nur die Achseln. Daß er selbst kein großer Herr war, hatte er offenbar ganz und gar vergessen.

Nun kam er auf die Toiletten der Damen, von da auf die Schönheit der Frauen der englischen Aristokratie. Wie die Herzogin von Bedford und Lady Wildermoore sich kleideten, so wollte er am liebsten auch Wilma Luise sehen. Und dabei streifte er ihr hübsches, aber sehr schlichtes Straßenkostüm mit seinem kritischen Blick. Und dieser Blick hatte die fatale Eigenschaft, daß er alles und jedes plötzlich in einem anderen, minder schönen, ja unvorteilhaften Licht erscheinen ließ. Sie fand sich plötzlich gar nicht hübsch in dem Kleide, in welchem sie heute früh gehofft ihm zu gefallen, in welchem er sie, als er ankam, bewundernswert gefunden.

Nach und nach besänftigte sie ihn in ihrer anmutigen Weise. Er plauderte behaglicher, immer nur von sich, von seinen Glanzmomenten, seinem Auftreten, seinen Plänen, Aussichten, Zielen; von dem einen aber, was sie sich sehnte zu hören, dem Wunsch, sie bald ganz sein zu nennen, redete er mit keiner Silbe.

So kamen sie nach Stunden nach Hause. Man trank den Thee, aß zu Abend, alles in der gewohnten, aber heute verfeinerten und verschönten Weise. — Die drei Alten setzten sich zum Spiel, das Brautpaar blieb sich selbst überlassen. Sie gingen in das kleine Kabinett und ein Brautpaar ist nie glücklicher, als in solcher Ungestörtheit.

Aber sonderbar, Estinghaus vergaß sich oft, verfiel in Gedanken. Seine Zärtlichkeit erlahmte, und über sie kam es wie ein tiefer, unbestimmter Schrecken, daß ihm dies Zusammensein mit ihr nicht genüge. Dann fuhr er empor und sprach, fragte, aber mit diesem zerstreuten Ton, der die Gleichgültigkeit verrät. Einmal sagte er: „Gestern um diese Zeit war ich mit Bradfords im Cirkus."

„Ah, Deine englischen Freunde? Eddo Möllendorf erzählte mir, daß er Dich mit ihnen gesehen. Sind sie liebenswürdig?"

„Der Vater und Miß Bradford, ja; die Mutter weniger."

„Ah, es ist eine Tochter da? Wie alt? Ist sie hübsch?"

Er wurde lebhafter und erzählte; ja, Anny Bradford sei sehr hübsch, eine echt englische, feine Erscheinung, zuerst kalt und höchst reserviert, bei näherer Bekanntschaft aber angenehm und klug, sehr reich, sehr anspruchsvoll. Der Vater ein indischer Millionär. Er war bei ihnen in London gewesen; sie hatten ihm eine fürstliche Gastfreundschaft geboten.

Digitized by Google

„Du begreifst, daß ich froh war, ihnen in Berlin nützen zu können.“

O, sicher; sie begriff das vollständig.

Nun wurde er heiter, mitteilsam. Sie erfuhr, er war alle diese Tage mit Bradfords zusammen gewesen, machte ihnen die Honneurs von Berlin, nachher speisten sie zusammen, gingen ins Theater. Was Anny Bradford angezogen hatte, was sie gesagt, was sie wünschte oder meinte, war ihm offenbar wichtig. Und über dem allen vergaß er völlig von der Hochzeit zu sprechen. Mit keiner Silbe erwähnte er ihre beiderseitige Zukunft.

Sie aber wartete mit Sehnsucht auf dies Wort und als es immer nicht kam, wurde ihr beklommen und schwer ums Herz. Sie ließ sich nichts merken, dazu war sie viel zu stolz.

Als man dann für die Nacht sich trennte, brach Dellinghof das Eis in seiner unbefangenen Geradheit. „Nun? Und wann soll die Hochzeit sein?“ fragte er lächelnd.

Blitzschnell kam das Fältchen wieder zum Vorschein zwischen Estinghaus' Brauen. Wilma Luise aber that mit großer Gewandtheit ganz heiter und rief lachend: „Das erfahrt Ihr noch nicht. Und genau wissen wir's ja selbst auch noch nicht; heute war großer Empfang.“

„Ja, und ich denke, da hat man genug zu erledigen!“ neckte Reinhagen.

Estinghaus war mit seiner Braut offenbar einverstanden und küßte ritterlich ihre Hand. „Sie hat es zu bestimmen!“ murmelte er.

Frau Dellinghof aber sah ihm mit einem langen ernsten Blicke nach, als er dann mit Reinhagen in den Oberstock hinaufging.

* * *

Die ganze Nacht kam Wilma Luise kein Schlaf. Sie fühlte sich bis zum Fieber aufgeregt und ging stundenlang in ihrer Stube auf und ab, froh, daß dieselbe ganz getrennt von den anderen Zimmern lag. Ein unerklärliches Etwas ängstigte sie und sie konnte sich nicht klar darüber werden. Oder drückte sie wieder die Augen davor zu? Wissentlich nicht. Was war ihr nur? Was lag vor, daß sie so enttäuscht, so unbefriedigt sich fühlte?

An Estinghaus' Wesen wollte sie nichts auszusetzen finden. Sie meinte ganz gerecht zu sein, wenn sie sich sagte: „Wir sind einander ein wenig fremd geworden; er hat jetzt einen anderen Maßstab für sein Urteil, es fehlen ihm hier die gewohnten Zustände, wir selber sind anders, er muß sich erst wieder gewöhnen, der Ärmste.“

Sie rief sich, wie ein Armer seine kleinen Schätze zusammenrafft, seine Zärtlichkeiten, seine Liebesworte ins Gedächtnis zurück. Was hätte sie mehr erwarten sollen? Es ist in England auch wohl nicht anders Brauch.

Aber seltsam, daß er nie von der Hochzeit sprach. Indes hatte er nicht zuletzt gesagt: „Sie hat zu entscheiden!?“ Gewiß hat das die Braut; aber sie konnte doch nicht gut eine Eile verraten, die er nicht kund gab? Und jetzt drängte sich's ihr plötzlich auf, daß er nach ihrem Vater nur ganz flüchtig, nach Rodungs gar nicht gefragt. Sie hatte ihm gesagt, sie seien in Sylt, er antwortete kaum darauf, ihn interessierte irgend etwas anderes mehr. Was war es doch nur?

Am andern Morgen schalt sie sich wie immer nach solch qualvollen Stunden eine Thörin. Estinghaus war heute völlig umgewandelt, heiter und viel mehr sich selbst ähnlich, wie er früher gewesen. Ein Alb fiel ihr von der Seele. Sie verlebten den Morgen in größter Ungestörtheit; er überhäufte sie heute mit Zärtlichkeiten und Liebesworten.

Unterdes sagte Reinhagen zu den Freunden mit ernster Miene: „Ich habe gestern abend Gelegenheit genommen, ihm zu sagen, daß sie, wenn der Junge nicht als tüchtiger Mensch wiederkommt, alles erbt, was ich habe; und daß im andern Falle Adolf, dem ich einst das Ganze zugedacht, ein Drittel haben soll. Auch daß ich ihnen nach der Hochzeit einen Zuschuß geben will, sagte ich ihm.“

„Und er?“ fragte Dellinghof gespannt.

„Er nahm meine Mitteilung auf das angenehmste überrascht auf und wehrte sich weiter nicht.“

Und dann sahen die drei alten Leute sich wieder mit ernsten Mienen an.

Dellinghof, dem immer die Zunge mit dem Herzen weglief, murmelte aber zornig vor sich hin: „So, dann wird der Hochzeit ja wohl nichts mehr im Wege stehen! Wie man aber bei dem Jahresgehalt eines Bankdirektors noch Zuschuß annehmen mag —?“

Der dritte Tag gestaltete sich zu einem matteren Abdruck des zweiten; vielleicht kam das aber daher, daß Reinhagen eine große Gesellschaft zu Ehren des Brautpaares gab. Er hatte sich das einmal vorgesetzt und ließ es sich nicht nehmen. Den ganzen Morgen wirkten zwei Lohndiener, eine Kochfrau und mehrere Arbeitsfrauen bei ihm, bis dann alles „mit Glanz“ ablief. Estinghaus lachte heute nur gutmütig über allerlei, es reizte ihn nicht mehr und das war Wilma Luise eine große Erleichterung.

Die ganze Honoratiorengesellschaft war gespannt, den „Freund von Herzogen und Lords“ wiederzusehen, oder erst kennen zu lernen. Man kam Estinghaus mit einer gewissen Ehrerbietung entgegen, die ihm schmeichelte. Jeder ließ ihn fühlen, man erkannte an, daß er aus sich eine angesehene Persönlichkeit gemacht. Zu denen, welche sich aber nicht imponieren ließen, gehörten Ulrichs, Adams und Eddo Möllendorf. In ihrer großen Verehrung für Wilma Luise beobachteten sie deren Verlobten mit entschiedenen Ansprüchen, und Estinghaus fühlte dies und es machte ihn, wie immer, dieses Vorenthalten des Beifalls reizbar. Aber er bezwang sich und spielte den Liebenswürdigen bis zu Ende. — Gegen Abend erhielt er eine Depesche: „Sofort kommen; sehr vermißt.“ Daß die Unterschrift eine sonderbare war, „die Königin“, sah niemand und er sagte auch nichts davon. Man nahm einfach an, sie sei von dem zweiten Direktor der Bank; und er widersprach nicht.

Der Zug ging in einer halben Stunde.

Wilma Luise benahm sich sehr vernünftig, sie



Digitized by Google

klagte nicht; fühlte sie doch zu deutlich, daß diese kleine Stadt, die engen Verhältnisse Estinghaus bedrückten und ihm Unbehagen machten. Sie hatte es ihm ja auch schon erzählt, daß sie, sobald Ina zurück sei, nach Berlin kommen und dann in seiner Nähe sein würde.

Er sprach ihr darüber seine Freude aus und gestand offen, daß ihm sei wie einem Riesen in einem Puppenhause, er könne sich nicht rühren, ohne etwas umzustoßen; alte Moden, alte Vorurteile, veraltete Ansichten. Ja, ja, da mochte er wohl recht haben. Er sprach ja im übrigen sehr freundlich von Dellinghofs und Reinhagen.

Und dabei dachte Wilma Luise: „Früher war er aber doch gegen Onkel Dellinghof herzlicher und verbindlicher." Indes sie wollte das selbst nicht glauben und schalt sich aus.

Und nun war sie wieder allein.

## Vierzehntes Kapitel.

Assessor Märzner erhielt gleich nach seiner Rückkehr von Sylt seine Ernennung zum Regierungsrat im Ministerium des Innern. Er hatte dies Avancement schon erwartet, es trieb ihn heim.

Nun kam er aber von seiner obligatorischen Vorstellung bei Seiner Excellenz dem Minister zurück, bezahlte seinen Wagen vor dem Kaiserhotel, wo er eben einen Freund von auswärts, der hier logierte, traf und wollte mit diesem frühstücken. Im Hineingehen begegneten sie zwei Damen, offenbar Mutter und Tochter, für welche die Reitpferde bestimmt zu sein schienen, mit welchen ein Stallmeister des Reitinstituts hier wartete.

„Engländerinnen! Hübsches Mädchen! Millionenerbin!" flüsterte Märzners Freund.

Sie sahen sich, in den Restaurationssaal tretend, flüchtig um, wie der Stallmeister den Damen seine Hand bot, sie beide leicht und gewandt den Fuß hineinsetzten und sich in den Sattel heben ließen. — „Wirklich, ein hübsches Mädchen und distinguiert!" stimmte Märzner zu.

Die Damen wollten eben mit dem Stallmeister abreiten, als sie noch eine Begegnung hatten.

„Das ist ja Estinghaus, der neue Bankdirektor! Hat der Mensch ein Glück, es ist rein fabelhaft! War noch vor ein paar Jahren ein ganz simpler Assessor. Versteht's aber, Fortuna festzuhalten," sagte der Freund Märzners erklärend, während dieser es sich schon bequem machte.

„So, so! Hm! Daher kennt er sie wohl, war ja in England, höre ich! Macht ihr rasend den Hof — unzertrennlich von ihr."

„Irrtum! Ist längst verlobt! Liebesheirat! — Hatten beide nichts, — wenigstens nicht der Rede wert, nun wird wohl nächstens die Hochzeit sein."

Der andere sah ungläubig aus, widersprach aber nicht weiter und nachdem sie eine Stunde zusammengesessen, brachen sie auf. Sie hatten eine gute Strecke gemeinsamen Weg, wenn Märzner ein paar Nebenstraßen in den Kauf nahm.

Dem Freunde, der aus einer Landstadt kam, machte es hier und da Vergnügen, in die Ladenfenster zu schauen, Märzner gab ihm gern nach und so schlenderten sie langsam, und von gemeinsamen Interessen plaudernd, weiter. Vor dem Laden eines Althändlers, in einer ziemlich obskuren Straße, standen beide still. Der Mann hatte allerlei Gutes, der Freund wollte ein schön geformtes Silberstück erstehen, eine Kanne. Sie traten ein. Der Händler machte keine unverschämte Forderungen; und als er die wirkliche Kauflust sah, brachte er auch eine Silberplatte von auffallender Schwere, ein ausländisches Stück, zum Vorschein.

„Einzig in seiner Art!" lobte er es.

Dem widersprach Märzner. „Ich habe ein ganz gleiches, oder sehr ähnliches bei Bekannten gesehen!" Er wußte nur nicht gleich, wo.

„Wie man nur so etwas verkaufen kann? Das gehörte in ein Museum!" sagte der Freund bewundernd.

Man sprach darüber hin und her, und wie derartige Sachen ihren Weg in die Althändlergeschäfte fänden.

„Lieber Gott, die Not! Manchmal auch der Leichtsinn!" sagte der Mann. Und dann setzte er hinzu: Dies hätte er zum Beispiel aus einem reichen Hause und einen Schein von der jungen, gnädigen Frau dazu, daß er's von der Dienerin, die es ihm brachte, annehmen dürfe. Denn Vorsicht sei nirgend nötiger als in seinem Geschäft. Der Preis, den er forderte, war sicher für den Wert der Platte nicht zu hoch, dem Käufer aber doch.

Während sie noch handelten, sahen sie gar nicht, daß Märzner plötzlich sehr betreten drein blickte, ganz aufgeregt sogar. Aber das war ja nicht möglich, sagte dieser sich; die Platte, diese selbige Platte hatte er doch nicht bei Rodungs gesehen? Jedoch — das reiche Haus — die junge Frau —?"

Eine Viertelstunde später wurde Märzner in den kleinen Salon der Professorin van Boom geführt. Sie wohnten irgendwo hier herum, wo die Mieten sich billiger stellten, im dritten Stock, waren sehr einfach eingerichtet, aber offenbar übte diese Beschränkung auf die Laune des Ehepaares keinerlei trübenden Einfluß. Märzner wurde als lieber heimkehrender Freund empfangen und begrüßt, der Professor kam dazu, man wünschte Glück zur Beförderung und sprach von Sylt, von Rodungs, von den anderen Freunden und kam wieder auf Rodungs zurück durch die Erwähnung des neuen Bankdirektors.

Es fiel Märzner indes nach und nach auf, daß der Professor ernst und unruhig aussah, daß er und seine Frau sich mit heimlichen Blicken befragten und antworteten; sie schauten darauf plötzlich ihn beide so sonderbar an. Eine jähe Röte stieg ihm ins Gesicht. Ein vager, sehr peinlicher Verdacht war ihm plötzlich entstanden, erschreckte ihn und machte ihn zugleich ganz wütend.

„Professor, was haben Sie? Und Sie, gnädige Frau?" fragte er sofort und ganz unvermittelt.

Mann und Frau sahen sich wieder ernst an, antworteten aber noch nicht gleich.

Digitized by Google

Märzner wurde blaß. „Es ist ein Klatsch im Spiel? Ich seh es Ihnen an! Und Sie denken, Sie müssen mir davon sagen, getrauen sich aber nicht? Wollen nicht die Kastanien aus dem Feuer holen?“

„Das ist's just, lieber Freund!“

„So reden Sie doch; ich werde Sie nicht verantwortlich machen! Man verdächtigt meine Freundschaft? O, dieses Schandvolk!“

„Ereifern Sie sich doch nicht unnütz, Märzner, Sie selbst kommen gar nicht in Frage.“

„Dazu steht Ina Rodung doch, Gott sei Dank, uns allen zu hoch,“ setzte die Frau hinzu.

„Ich komme darauf, weil ein albernes Weib in Sylt mich den ‚Cicisbeo‘ nannte, nachher fand sich, sie wußte selbst nicht, was sie that,“ erklärte er.

„Es handelt sich um ein anderes übles Gerede, Märzner, und ich gestehe, ich fühle es, daß ich Rodung schulde, ihm Mitteilung davon zu machen,“ begann der Professor.

„Aber mein Gott, wer in aller Welt? Sie ist rein wie die Sonne!“ stammelte Märzner und sah plötzlich zum Bemitleiden blaß aus.

„Das ist's ja auch nicht! In aller Kürze. Man erzählt sich von der unglücklichen Frau, sie habe überall heimliche Schulden, sie ließe Wertsachen — sogar Betten und Drell — heimlich verkaufen.“

„Natürlich ist das nicht wahr! Aber ihre Leute betrügen sie, und sie merkt es nicht,“ begütigte die Frau.

Das Aussehen des neuen Regierungsrats machte jetzt das Ehepaar stutzen.

„Sie wissen es auch schon?“ riefen beide.

„Nein, nein, ich weiß nichts, ich glaube kein Wort davon!“

„Doch! Es muß etwas daran sein! In den Läden ihres Quartiers muß sie bedenklich auf Borg gekauft haben.“

Und nun erzählten sie ihm, wie hier und dort und wieder dort die Bekannten einer Frage begegnet seien nach den Verhältnissen Rodungs; wie vor einiger Zeit die Haushälterin Einkäufe in einem Geschäft gemacht und wie der Commis erst leise seinen Herrn gefragt habe, ob er noch weiter kreditieren dürfe.

Das hatte eine der ebenfalls dort wegen einer Bestellung anwesenden Damen aus dem Kreise der Rodungs selbst gehört und ihr neben ihr stehendes Mädchen mit ihr, und dieses hatte dann auf dem Heimwege sich nicht nehmen lassen, der Herrin zu erzählen, daß es in dem Kreise der betreffenden Diener und Dienerinnen, die sich durch den Verkehr der Herrschaften kennen lernten, eine vielbesprochene Thatsache sei, daß Frau Regierungsrat Rodung durch die Griese allerlei Kostbarkeiten aus dem Haushalt verkaufen lasse, um Geld in die Hände zu bekommen.

„Natürlich ist das Klatsch; er wird sich zurückführen lassen auf irgend eine Bagatelle, aber die Behauptung von den Schulden muß doch nicht ganz unrichtig sein, denn sehen Sie, ein Neffe von mir ist Buchhalter bei Meinders und Rau und da hab ich denn erfahren, sie holen und holen und bezahlen nur hier und da einmal Kleinigkeiten.“

„Das Weib, die Griese, betrügt ihre Herrschaft!“ rief Märzner.

„Der Meinung sind wir auch; aber jetzt raten Sie uns, helfen Sie! Rodung ahnt nichts, ich schwöre darauf. Und was soll werden, wenn der Mann dies erfährt?“

Der Professor lief hin und her. Märzner stand wie vor den Kopf geschlagen am Fenster, die Professorin weinte und erinnerte daran, wie Rodungs Art und Weise oft so verkehrt sei, Inas Scheu und Verletzlichkeit gegenüber. Der Professor fuhr aber auf, sprach von moralischer Feigheit und beklagte Rodung auf das tiefste.

Rat wußten sie alle drei nicht und die Hauptsache schien ihnen, dies Gerede sofort vollständig zu ersticken durch die Bezahlung sämtlicher Schulden, durch Entlassung des Personals, besonders der Griese, und durch die Klarstellung der Frage, ob diese unehrlich gewesen. Sie glaubten das letztere nicht nur, sie wünschten es heiß.

„Ich komme heute noch oder morgen wieder zu Ihnen. Wir müssen nachdenken! Die höchste Vorsicht und Besonnenheit ist nötig, und nie darf Rodung eventuell zweifeln, daß wahre Freundschaft uns trieb, einzugreifen,“ sagte Märzner. Er sah aus, als hätte ihn selbst der Schlag getroffen, der Rodung jetzt drohte.

Mann und Frau sahen ihm traurig nach: „Sie war sein Ideal! Und er weiß mehr, als er sagen will; wie furchtbar erschrocken sah er aus!“

Sie hatten recht. Märzner stand in seinen Gedanken vor einem zertrümmerten Götterbilde. Er hatte Ina verehrt als das schönste, liebreizendste, edelste und reinste Geschöpf auf Erden, und nun sträubte sich sein ganzes Ehrgefühl gegen die qualvolle Überzeugung.

Er ging direkt zu dem Althändler. Als er den Mann nach einer langen, ernsten Verhandlung unter vier Augen, endlich verließ, hatte er Inas Namen, von ihrer eigenen Hand geschrieben, unter dem bewußten Schein gelesen. Aber er wußte jetzt auch, der Händler packte die Platte ein und schickte sie ihr wieder zu, er konnte sich fest darauf verlassen. Und nie wurde sein Name dabei genannt.

Ach, wenn er nur alles so ordnen könnte! Nur das Unglück abwenden, das sie über sich heraufbeschworen, die Unselige! Er begriff gar nicht, wie dies hatte so kommen können, bei Rodungs Liberalität.

„O, diese Frauen! Diese Frauen! Welche Rätsel! Welche Abgründe in ihnen!“ seufzte er ganz überwältigt.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Odemissen.

Roman

von

**Wilhelm Oesterhaus.**

(Fortsetzung und Schluß.)

## XXVIII.

In Osterfeld, dem benachbarten Kirchdorfe, wohin Kord, der jüngere, so manche Fahrt gemacht hatte, war ein junger Pfarrer mit seiner eben angetrauten Gattin eingezogen. Letztere erschien eines Tages an der Seite des Mannes erst bei Bertha, deren nähere Bekanntschaft sie in Salburg gemacht hatte. Dann wurde zum ersten Male die Herrschaft auf dem Rittergute besucht und nur Frau Mathilde zu Hause getroffen.

Nach kurzem machte des Bauern Tochter den Bekannten, nur von einem großen Hunde begleitet, zu Fuß den Gegenbesuch. Die junge Pfarrfrau hatte dringend um Aufrechthaltung näherer Beziehungen gebeten, da die Zahl der Gebildeten in der ganzen Umgegend nur eine geringe war. Mit Zeichen ungeheuchelter Freude wurde Bertha empfangen; aber wie sehr ward ihr Frohsinn gestört, als eine halbe Stunde nach ihrer Ankunft der Wagen vom Edelhofe vorfuhr, dem Frau Rätin Helloh entstieg. Anfangs wollte Bertha sich entfernen; aber nein! Das wäre feig gewesen. Sie konnte die Gelegenheit benutzen, der Frau, welcher sie später recht nahe zu treten wünschte, frei ins Angesicht zu schauen.

Mit kalter Höflichkeit wurde sie von der recht vornehmthuenden „frommen Seele“ begrüßt. Mit unausgesetzter Aufmerksamkeit folgte sie jeder Bewegung der „Heilandsmagd“, wie nach Karls Erzählung Oheim Adolf die eigene Schwester oftmals spottend nannte, während die Alte sie kaum eines Blickes würdigte und sie, ab und zu mit der jungen Frau redend, scheelen Auges musterte. Nur für einen Augenblick sah sie dann nach ihrem Gesichte, Haar, Anzuge. „Hinsichtlich des Äußeren hat unser Junge denn doch keinen schlechten Geschmack,“ mußte sie sich sagen.

Der Pfarrerin fiel das Benehmen der würdigen, als fromm gepriesenen Frau auf. Sie nahm deshalb bald Gelegenheit, ihrer Freundin Namen mit Nachdruck zu nennen.

Jetzt wandte die Frau Rätin der schönen Sünderin ihr volles Gesicht mit vornehm-stolzer Würde zu.

„Ah so! Sie ist unseres Meiers Tochter.“

Die Angeredete verbeugte sich stumm.

„Ja, ja! ich habe mancherlei von Ihr gehört.“

Bertha begegnete ihrem Blicke schweigend mit einem Gesichte, auf welchem viel Ruhe lag, so daß sie ihrer Bekannten große Achtung abnötigte.

„In Ihrer Kleidung unterscheidet Sie sich sehr von den übrigen Bauerntöchtern.“

„Auch in vielen anderen Dingen,“ schaltete die Pastorin ein.

„Man hört, Sie lese oft in den Büchern schöngeistiger Schriftsteller.“

„Wohl,“ erwiderte Bertha kurz, aber höflich.

„Und welcher unter denen, mit deren Werken Sie sich beschäftigt, ist Ihr Liebling?“

„Schiller.“

„Ah,“ sagte die Alte, großes Erstaunen auf dem Gesicht zeigend. „Ja, ja! Auch ich habe in früheren Zeiten, wo ich noch nicht zur Erkenntnis und auf den Weg des Heils gelangt war, dieses uud jenes von ihm vor die Augen bekommen. Leider muß ich gestehen, daß ich etwas von ihm gelesen habe. Heute muß ich es geradezu für sündhaft erklären, sich den Gedanken eines Menschen hinzugeben, der sich nicht entblödet, die Götzen der alten Griechen zu preisen. Pfui, über derartiges! Wie beleidigt dieser — dieser Schiller unser evangelisches Gewissen! Nehme Sie jenes Trauerspiel, von dem ich hörte, in welchem er die Buhlerin, die Ehebrecherin auf Schottlands Königsthrone, die Erzfeindin unseres Glaubens verherrlicht! Nein, sage ich und aber nein! Derartiges ziemt uns nicht.“

„Mein Liebling ist der Herold des Ewigschönen, des allzeit Erhabenen,“ erwiderte die Verletzte freundlich, aber bestimmt. „Nur wer sich auf einen engen Standpunkt stellt, absichtlich seinen Gesichtskreis beschränkend, wird ihn verdammen können, der unter allen gottbegnadeten Sängern dem deutschen Herzen am nächsten steht.“

„Gehe Sie in sich,“ begann die Gegnerin salbungsvoll. „Lasse Sie vom Wege, der abwärts führt! Lese Sie oft und viel im Buch der Bücher! Verbrenne Sie des falschen Propheten Schriften. Gedenke Sie der Worte, die da geschrieben stehen: Johannes fünf, Vers neununddreißig: ‚Forschet in der Schrift.‘ Ein anderes: Sie glaubt dadurch, daß Sie sich wie ein Edelfräulein kleidet, Ansehen vor der Welt zu erlangen; doch ist Sie blind. Was Sie dadurch, daß Sie leidigem Hochmut Raum giebt, erzielt, ist Spott und Hohn aller Ihrer Standesgenossen. Dies sagt Ihr Frau Rätin Helloh, geborene Behrenstein.“

Nach diesen Worten war's so still im Zimmer, als ob ein Engel hindurchflöge. Dann entgegnete Bertha, sich erhebend: „Sie brauchen sich des Namens Helloh nicht rühmen, er ist nicht von lauterem Klange. Sie nennen sich eine Behrenstein, ich bin Erbin vom Meier zu Odemissen. Ihre Vorfahren waren Kleinbauern. Altodemissen ist ein alter, freier Vollmeierhof. Freilich sitzen Sie auf dem Edelhofe, den Sie aber

Digitized by Google

einem verarmten Adelsgeschlechte abgehandelt haben. Ihre Voreltern waren Leibeigene; während Odemissen zu Odemissen selbst oder durch einen Stellvertreter auf eigenem Rosse mit eigenen Waffen Kriegsdienste leistete. Dies würde ich nie berührt haben, wenn es nicht an der Zeit wäre, Ihnen zu zeigen, daß eine Odemissen einer Behrenstein nimmer weicht.

„Sie sehen in Ihrer Frömmigkeit, die Sie, wie man sagt, so gern rühmen hören, hoch auf mich, die nicht Erleuchtete, herab. Nun, ich will offen sein! Auch ich bekenne mich zum Christentum, habe aber an den Erzählungen aus dem Leben Jesu, an seinen Gleichnisreden, an seiner Bergpredigt genug für mein bescheiden Teil, welches aber auch voll und ganz mein eigen sein soll. Friedfertigkeit, Sanftmut, Demut, welche Perlen christlichen Geistes! Mag, ich wünsche es Ihnen von ganzem Herzen, vor allen die letzte auch Ihr Teil werden. Ihre eben gehörten Worte zeugen noch nicht von solcher, und Sie wissen doch, wie geistiger und geistlicher Hochmut wider den Geist des Gottmenschen streiten. Leben Sie wohl."

Mit natürlicher, ungekünstelter Würde waren diese Worte gesprochen, so daß die junge Pfarrfrau, welche ihre Bekannte vorhin so tief bemitleidet hatte, nun hoch an ihr emporsah. Mit stummer Verbeugung verabschiedete sich das junge Mädchen von der Alten, mit wenig herzlichen Worten bat sie die Freundin draußen, die Sache nicht zu schwer zu nehmen, drückte ihr warm die Hand, lockte dann den zottigen Begleiter und ging rasch fort.

Erst als sie Osterfeld eine weite Strecke hinter sich hatte, blieb sie atemschöpfend stehen. Mit beiden Händen mußte sie den Busen pressen; denn es war ihr doch wehe, so wehe ums Herz, daß sie hätte in die Erde sinken mögen. Als sie den Höhenzug überschritt, sagte sie, zum Herrenhofe hinüberblickend: „Mit Euch kann ich keine Gemeinschaft haben; aber, wo ich Euch begegne, nimmer werde ich vergessen, wer ich bin! Mein Bauernstolz soll Eurem Dünkel nicht weichen. Doch Karl? Ich fühle es: lange und schwere Prüfungen werde ich zu überstehen haben."

Am andern Morgen konnte Frau Mathilde ihrem Bruder vom Begegnen mit der verhaßten Dirne erzählen. „Wir wollen's dem Volke von drüben schon zeigen, wer sie und was wir sind. Aus den Händen des Nachkommen unserer Rechtsvorgänger bin ich in den Besitz wichtiger Urkunden gelangt, welche es mir möglich machen, dem Meister Urian und Äffin Tochter einmal zu zeigen, wer Bauer und wer Herr in Odemissen ist."

„Wenn nur nicht alles anders kommt, wie Du es lenken möchtest. Du weißt ja, daß unser Karl bald mündig und ohne Dein Zuthun Herr des Gutes sein wird."

„Ist denn mein Ansehen so gering, daß er ferner auf meinen Rat nichts mehr geben wird?"

„Was würdest Du, mein Bruder, sagen, wenn Du sehen müßtest, daß die von drüben heute schon hier im Herrenhause mehr gelten als Du und ich?"

„Donnerw —"

„Bruder!"

„Da sollte denn doch ein —! Du, Schwester, glaubst etwa?" Weiter konnte er nichts sagen. Die Sache kam ihm zu spanisch vor; doch dämmerte ihm ganz leise ein Licht in weiter Ferne auf. Dies Licht war aber doch viel unangenehmer als das tiefste Dunkel der Nacht. Als erwarte er weitere Eröffnungen, wandte er sich der anderen zu.

Sie schlug ihre Augen aufwärts, senkte sie dann wieder, das Haupt stumm auf die Brust sinken lassend. „Wenn erst einmal die eitle, hochmütige Bauerndirne Herrin dieses Hauses wird," sagte sie mit ersterbender Stimme.

Der Bruder lachte gewiß nicht zu viel im Leben, gewiß nicht zu oft; aber jetzt lachte er, lachte, daß die Fenster hätten klirren, daß die Balken hätten krachen sollen. Er lachte, daß es ihn schmerzte, daß er den Leib mit den Händen drücken mußte, lachte, daß — nein, man sollte es nicht glauben — daß ihm Thränen in den Augenwinkeln standen.

„Mathilde! Was Du Dir zusammenreimen kannst," lachte er. „Karl Behrenstein, Herr des Rittergutes Odemissen, sollte Brut aus dem Drachenneste unter dies Dach bringen? Nein, Kind, nein! Was einmal unmöglich ist, bleibt unmöglich."

Mathilde faßte die Sache ernster und berichtete, was sie in den letzten Tagen von der Gartenlaube aus beobachtet hatte.

Der Alte schüttelte den Kopf und meinte schließlich: „Na, mag er das Gänschen ein bißchen herumzerren und an der Nase führen! Mog er sein Vergnügen daran finden! Rhein und Donau fließen nie zusammen, ein Behrenstein kann die Bauernfratze aus jenem Hause niemals zur Gemahlin erheben. Denk doch, was der Volksmund von jenen drüben erzählt! Nein, Schwester! Eine Werwölfin zieht nie in das Haus der alten Herren von Odemissen ein! Um sich mit dem vielen Schmutz, der an jenem Gesindel klebt, zu verbinden, ist Karl denn doch zu selbstbewußt, zu sehr ein Behrenstein."

„Aber, wäre das denn ehrenhaft, ein junges Mädchen zu belügen, ihm von Neigung und Liebe allerlei vorzureden und es schließlich in seinem Schmerze stecken zu lassen?"

„Kind! Ach, wir kennen die liebe Jugend ja! Na, na! Weißt ja recht wohl, wie sie früher war, wie sie heute ist."

„Des bin ich gewiß, daß ich heute die Welt und mich selbst im Lichte der göttlichen Wahrheit sehe."

„Daß Du im Grunde Deines Wesens genau dieselbe bist, die Du früher warst."

„Adolf! Adolf!"

„Jawohl, meine Liebste! Weißt Du: Wie das Alter Dein Haar gebleicht hat, so hat's auch manches in Deinem Innern reifen lassen. Die schönen Bibelsprüche, die Deine Redensarten heute zieren, die tiefen Seufzer, hin und wider ein schmerzvoller Blick zum Himmel: alles das verleiht Dir ein anderes Aussehen; aber bist immer noch die liebe, alte Mathilde mit ihren guten Seiten, ihren Schwächen. Versteh mich: der Wolf bleibt ein Wolf und ist erst recht ein Wolf, wenn er im Schafsfelle steckt; doch, Kind, nichts für ungut."

Digitized by Google

„Bruder! Ich muß bitten, nicht ungerecht zu sein.“

„Behüte! Nein! Denk nach! Warst Du vorhin nicht erregt, als Du vom Gänschen vom Meierhofe redetest?“

„Heiliger Zorn entbrennt in mir, wenn ich der Gottvergessenheit des Frauenzimmers gedenke.“

„Auch, meine Liebe, etwas menschliche Leidenschaft. Von einem so kleinen bißchen Haß gegen den Oberbauern sind wir alle beseelt. Laß es nur so sein. Ein klein Körnchen Neid auf seinen Reichtum kann man uns auch gönnen. Beschönige Deine Gehässigkeit nicht. In ihrem Maße steht sie Dir gut! Hör, draußen Tritte! Karl!“

Dieser trat grüßend ein und ließ sich, ein wenig ermüdet von vielem Gehen auf geackertem und ungeackertem Lande, nieder. Der Oheim musterte ihn vom Scheitel bis zur Zehe, als wolle er an seinem Äußeren etwas ganz Besonderes entdecken. Dann lachte er in sich hinein, sah in etwas gebückter Haltung zum Fenster hinaus und sprach wie im Traume: „Der Herr Meier Odemissen zu Odemissen, so! Hans Kord heißt er, wie alle seine Vorefel, hat heute seinen Freudentag.“

Hier hielt er inne, als erwarte er eine Frage aus Karls Munde; doch schwieg dieser, den Vormund ruhig beobachtend, welcher langsam fortfuhr: „Also! Unser Anwalt hat ihm heute mitgeteilt, daß wir auf Grund alter Urkunden vom nächsten Jahre ab statt der Zehntrente, den rauhen, uns zustehenden Zehnten vom Jörgenskampe in natura, sowie statt des Dienstgeldes die alten Hand- und Spanndienste, Prästierung derselben mit Hand und Huf, wieder beanspruchen.“

„Glaubst Du,“ fiel hier der junge Herr ein, „daß Hans Kord sich hierzu bereit erklären wird?“

„Behüte mich der Herr vor solcher Thorheit, den Teufel nein! So dumm bin ich nicht, dies zu erwarten.“

„Also, lieber Oheim! Da hättest Du also einen neuen Rechtsstreit angefangen?“

„Weil ich muß!“

„Es nimmt mich Wunder,“ erwiderte Karl mit Nachdruck, „daß Du mich, den Rechtsverständigen, den baldigen mündigen Herrn des Gutes, nicht zuvor um meine Meinung gefragt hast.“

„Der Anwalt behauptet, die Urkunden bewiesen haarscharf, daß die Zehnt- und Dienstrente kündbar und die Klage um Naturalprästierung unverlierbar sei.“

„Der spricht nach seinem Verdienen; ich aber sage, daß keinerlei Aussicht auf Erfolg in diesem Verfahren vorhanden ist. Der Gegner wird den Beweis mit Leichtigkeit führen können, daß seit Menschengedenken weder ein Bund Korn vom Meierlande auf unser Gut gekommen ist, noch daß je seit einem Menschenalter ein Arbeiter oder ein Pferd von drüben bei uns gefrohndet hat. Mich muß es in der That wunder nehmen, daß Du, so ganz Deinen Eingebungen folgend, auf meine, des bald mündigen Rechtskundigen Kosten eine Klage einleitest, die den Rechtsverdrehern Gelegenheit giebt, mir wie dem Meier die Taschen zu erleichtern; die aber, selbst wenn sie zu meinen Gunsten ausfiele, in ihrem Erfolge keinen Pfifferling wert wäre.“

Hier richtete sich der Graukopf hoch empor: „Knabe! Wage es, mir Vorschriften zu machen! Dann soll ein Ungewitter dreinschlagen.“

„Letzteres ist gar nicht nötig, lieber Oheim! Sieh hin! Ich bin alt und erfahren genug, um zu wissen, was ich in diesem Falle zu thun haben würde. Schau! Wenn nicht innerhalb dreier Tage die Urkunden wieder hier auf dem Hofe und mir, dem Herrn auf Odemissen, zu Gesicht gekommen sind, gehe ich, Beschwerde führend, an die Obervormundschaft, und Du wirst dann schon sehen, zu welchen Weiterungen dieser mein Schritt führen wird.“ Hierbei erhob sich der junge Herr und stand nun ein Mann dem Manne gegenüber.

Dem Hauptmanne schienen seine besten Trümpfe entfallen zu sein.

„Da haben wir's!“ rief er, eine Handbewegung machend, als werfe er irgend ein Gefäß zu Boden. Dann rannte er wie toll im Zimmer umher. „Da ist's! Ein himmelheilig Donnerwetter schlage drein. O, der Gottseibeiuns hole ganz Odemissen samt Dir, Du Heilandsmagd, Du! Sag Du, Du alte Eule Du! Sag, weshalb hast Du mir's nicht gleich gesagt, daß — Du, Du! die Du! Ich frage: Weshalb hast Du nicht gleich Sorge getragen, daß seiner Liebelei mit dem Werwolfskinde ein Ende gesetzt würde? Glotz mich an, Du himmelnde alte Schachtel Du!“

„Herr, erleuchte ihn,“ jammerte Mathilde mehrfach dazwischen.

„Doo! In mir ist's jetzt hell genug, Du Meister Naseweis! Noch bist Du nicht mündig! Noch stehst Du unter meiner Hand, und ich dulde Deinen Verkehr mit der verdrehten Bauerndirne ferner nicht.“

„Also doch belauscht und belauert,“ sagte Karl absichtlich halblaut für sich. Rasch entschlossen entgegnete er fest, ernst, ruhig: „Ich werde meiner Vormundschaft zu keinem Einschreiten Anlaß geben; vom Tage meiner Mündigkeit an aber beanspruche ich volle Freiheit in meinen Entschlüssen. Volle Freiheit in der Wahl meiner Gattin werde ich mir zu wahren wissen. Hinsichtlich des Herbeischaffens der Urkunden bleibt's bei meiner vorhin abgegebenen Erklärung.“ Stumm ging er hinaus.

„O, Herr! rette ihn! rette seine Seele!“ ächzte die Rätin. „Daß er sich an die eitle Thörin hängen mußte, deren Hochmut allem Volke Stoff zum Lachen giebt, die, statt fromm in der Bibel zu lesen, sich an Dichtungen gottlosen Inhalts sündhaft ergötzt. Daß er des Unchristen Tochter ehelichen will, bestreitet er nicht. Mag es ihm sein seliger Vater vergeben, daß er dem Kinde jenes Niederträchtigen nachläuft, der ihm selbst nach dem Leben stand, der ihn in den Abgrund stürzte!

„Wahr ist's, was verzeichnet steht Moses zwei, Vers vierundzwanzig: ‚Darum wird ein Mann seinen Vater und seine Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen.‘ So sagt Gottes Wort und Karl, mein Karl, hing sich an die gottvergessene Dirne.“

„Was?“ herrschte der Bruder sie an, „was hier?

Digitized by Google

was da? was heilig? Alte Nachteule, laß Dein Gekreisch! Dein Gekrächz ist mir längst zuwider! Ich will Dein Geplärr nicht mehr hören."

„Bruder! Herzensbruder!" flehte sie, „verschließ Dein Ohr dem Munde der Wahrheit nicht! Hör an, was Markus sagt —"

„Der Gauner, der Halunke, der abgefeimte Spitzbube, dem niemand trauen darf? O, dieser Schelm! dieser Lump! dieser Erzbetrüger!"

„Sprich von dem nicht so, der vom Himmel so hoch begnadet ward."

„O ja! begnadet! Wie begnadet ward er mit der Gabe, zu täuschen, zu betrügen, Leichtgläubige hinter das Licht zu führen."

„O, spotte nicht! Um Deiner Seligkeit willen bitt ich Dich, spotte nicht."

„Was Markus sagt, mag glauben, wer da will! Ein Narr mag ihm glauben! Dein Bruder traut ihm nicht über den Weg, dem Windhunde!"

„Was redest Du daher! Bedenk doch, was Du sagst!"

„O, was ich sage, das sage ich, und was ich sage, das weiß ich, und ich weiß, daß ich ihn mit den Hunden vom Hofe hetze, kommt er wieder einmal darauf, der Filou!"

„Ach, Adolf, von wem redest Du?"

„Von wem anders, als von dem schiefgewachsenen scheelen Kerle, dem knoblauchduftenden Viehändler Markus, der mich mit der rotgescheckten Kuh so gründlich angeführt hat."

„Gott sei gedankt, daß sich dieser arge Irrtum aufklärt. Also: Ich gedachte des Evangelisten Markus, der da sagt —"

„Laß den sagen, was er will. Was soll der sagen, der mag schon lange tot sein!" rief der Hauptmann und ging.

So als ob sie ganz in ihren Schmerz versinken wolle, saß die Alte da. Alles, was ihr in den letzten Tagen begegnet war, mußte noch einmal vor ihrem Auge vorüberziehen. Nach eigenem Dünken hatte sie ein gutes, wenn auch erfolgloses Werk vollbracht, als sie das eitle Bauernmädchen einmal in einen Spiegel hatte sehen lassen. Karl war ihr ein undankbarer, trotz seiner Bildung im Dunklen tappender Junge, den die erleuchtete Frau wieder auf den Weg des Heils zu bringen suchen mußte; aber Bruder Adolf! Neulich hatte er sich durch dringendes Bitten und Flehen bewegen lassen, einmal den Versuch zu machen, das lästerliche Fluchen daran zu geben. Man konnte es ja merken, wie manch arges Wort er verschluckte, nun aber? Trieb er es nicht toller als vorher? Es war arg mit ihm! ärger aber war es doch, daß er die gute lichterfüllte Schwester immer noch die alte nannte, daß er es nicht zugestehen wollte, daß sie durch die Wiedergeburt eine ganz andere geworden war. Es ging übel her im Herrenhause. Sie wurde fast von allem Jammer erdrückt, die gute Mathilde.

Die Stunde nahte wieder, in der sie in letzter Zeit vom Gartenhügel aus die beiden jungen Leute beobachtet hatte. Heute mochte sie trotz des schönen Wetters nicht hinauslugen. Ihr war so wehe, unendlich wehe!

Einer anderen war nicht wohler zu Mute. Bertha saß oben am Waldessaume unter der alten Hainbuche. Sie erwartete ihn wohl; doch empfand sie heute nicht das Sehnen nach seinem Erscheinen, welches an anderen Tagen ihren Busen durchdrungen hatte. Sie bebte, als sie ihn nahen sah. Zum letzten Male wollte sie ihre Schritte hierhergelenkt haben. Sie fühlte sich ihm gegenüber befangen, erwiderte seinen Gruß und Kuß kaum, konnte kaum seine Fragen beantworten, bis ein heißer Thränenstrom ihrer Brust Luft verschaffte und sie dem Geliebten von ihrem Begegnen mit Frau Rat Helloh erzählen und die Bitte aussprechen konnte, das erst kürzlich geschlossene herzliche Verhältnis zu lösen. Sie hatte diesen ernsten Augenblick sehr, so sehr gefürchtet, und wie wirkten ihre unter großen Seelenschmerzen herausgebrachten Worte auf ihren Karl? Er lachte, lachte und lachte! Wie!

„Siehst Du?" sagte er, „weiter hat die fromme Base Dir nichts vorzuhalten. Da hat sie gleich ihre besten Karten ausgespielt; doch, mein liebes Kind, weshalb weinst Du so? Die beiden Alten sollen Dir kein Leid zufügen. Sieh hin! Bald bin ich Herr im Hause, und dann sind sie von mir abhängig.

„Der rauhe und doch im Grunde gute, oft zu gute Oheim hat sein noch vorhandenes Vermögen vor langen Jahren zur Tilgung der Schulden des traurigen Schwagers Helloh hergegeben. Seine Schwester hat durch den Leichtsinn ihres Mannes alles eingebüßt und kann vom geringen Gnadengehalte nicht leben. Sie müssen sich beide in meinen Willen fügen, sie werden sich fügen, sobald sie sehen, daß es mit der Heirat ernst ist. Gar bald wird der grimme Eisenfresser, bei dem ja alle Rauheit doch nur an der Oberfläche liegt, Dein bester Freund sein. Später wirst Du auch die fromme Christin für Dich gewinnen. Das ist alles außer Zweifel. Aber Dein Vater!"

„Den fürchte ich heute nicht so sehr."

„Wenn es uns nur gelingt, seinen Starrsinn zu durchbrechen! — Mündig geworden, hebe ich alle von unserer Seite gegen Euch erhobenen Klagen auf, erbiete mich, die Hahnenbreite gegen einige Euch fern, uns nahe gelegene Grundstücke auszutauschen, auch werde ich darein willigen, den Meierhof von allen Herrenlasten, Diensten, Zehnten, frei zu geben und seiner Erhebung zum freien Gute förderlich zu sein, wenn — mir Deine Hand nicht verweigert wird."

„Karl, hör nur! Das Härteste müßte es meinem Vater sein, wenn der Bauernhof vom Edelgute verschlungen würde!"

„Läßt sich's nicht durch Ehevertrag feststellen, daß beide getrennt bleiben und, wenn möglich, nicht in einer Hand sein dürfen?"

„Dann aber würde unser Grundbesitz nicht im Mannesstamme verbleiben."

„Dann auch, liebe Bertha, mag er Danhardts den alten Meierhof verkaufen und Dir den Grundbesitz Deiner Mutter und die übrigen Grundstücke lassen, welche Danhardts Vorfahren als Meier nie besessen haben."

„Sollte aber auch dieses Anerbieten vergeblich sein?"

„Nun, dann wird es Dir auch im Himmel ver-

Digitized by Google

geben werden, wenn Du bei Deiner Mündigkeit Klage erhebst. Beantworte mir in allem Ernste die Fragen, welche in Betracht kommen, sofern er mir Deine Hand verweigern will.

„Also gieb hübsch acht und antworte nach Deinem besten Wissen und Gewissen:

„Erstens: ‚Sollte ich mit einer ansteckenden, ekelerregenden erblichen Seuche behaftet sein?'"

„Nein, lieber Karl."

„Zweitens: ‚Führe ich einen unchristlichen lasterhaften Lebenswandel?'"

„Bei Gott nicht."

„Drittens: ‚Bin ich unvermögend, Weib und Kind zu ernähren?'"

„Gott sei Dank nicht!"

„Viertens: ‚Bindet Dich oder mich ein ungelöstes Eheversprechen?'"

„Nein, das vor allem nicht."

Nun hatte sie ihre Thränen vergebens vergossen, nun konnte sie wieder lächeln. Jetzt war wieder alles im alten Gleise. Das Verhältnis, welches sie noch vor einer kurzen Spanne Zeit hatte aufheben wollen, war nun nach ihrer Meinung ein innigeres, herzlicheres, als es vorher gewesen war.

Jetzt wollte sie festhalten, dem Vater trotzen, wenn er ihr nicht zu Willen sein wollte. Sie wollte ihm nun auch an vier Fingern beweisen, daß er durchaus nicht imstande sei, ihrem Herzliebsten ihre Hand zu verweigern. Klagen wollte sie schließlich gegen ihn, wenn er sie und ihr Lebensglück einem unsinnigen Gedanken opfern wollte. Schwer war ihr das Ersteigen des Hügels geworden. Wie leicht wurde ihr das Hinabgehen! Wie froh war ihr Herz! Wie lachte die Welt in Farbe, Glut und Glanz!

## XXIX.

Am folgenden Tage ritt Hans Kord Odemissen zu Odemissen nach Salburg hinüber, um sich mit seinem Anwalte wegen der Ansprüche der Gutsherrschaft auf Lieferung von Rauhzehnten, wie Leistung von Frohndiensten zu bereden.

Auf dem Hinwege sah er Franz, den Knecht vom Herrenhofe, aus einem Dorfkruge kommen. Er hielt in demselben gleich darauf Einkehr. Der geschwätzige Wirt erzählte ihm nach einigen Hin- und Herfragen, der Bote thue sehr wichtig, er habe, so sage er, Papiere von großem Werte aus dem Hause eines Hofgerichtsanwaltes abzuholen und am Abend noch heimzubringen; doch scheine der Mensch mehr Durst, als Eile zu haben.

Der Bauer gab anscheinend wenig acht auf des Mannes Gerede, bestieg bald wieder sein Tier und trabte der Fürstenstadt zu.

Sein Rechtsbeistand konnte ihm hinsichtlich der neuen Streitigkeit zunächst nichts Tröstliches sagen. Er war weniger gut aufgelegt als zu anderen Zeiten und machte dem Meier schließlich herbe Vorwürfe darüber, daß dieser seiner Zeit die ihm vom letzten Odemissen angebotene Urkunde nicht erworben habe.

Alles ging dem alten Kämpen heute fehl. Ein Pferdehändler wollte einen prachtvollen Schimmel nicht gehörig bezahlen, und der Getreidehändler zog ein süßsaueres Gesicht, als ihm Hans Kord den Preis nannte, unter welchem er sein volles schweres Korn nicht verkaufen wollte. Alles ging ihm verkehrt. Verdrießlich trat er den Heimweg an. Als er in Odemissen anlangte, war er verdrossener als je. Jedem, der ihm in die Quere kam, hatte er etwas Unangenehmes zu sagen.

„Der Rechtsverdreher hat recht! Hätte ich doch dem armen Edelmann sein bißchen gegerbte Eselshaut mit Gold aufgewogen! Wie schwer rächt sich diese meine Versäumnis! Niemals werde ich diesen Fehler wieder gut machen können." So grollte er einmal über das andere. Da ward ihm plötzlich so sonderbar! So war's, als raune ihm eine fremde Stimme ins Ohr: „Trägt denn nicht der Franz, der abergläubische Knecht vom Herrenhofe, jene Urkunden? Ist's nicht jener Mensch, der Dich einen Werwolf schalt und sich doch auf solch lächerliche Weise am Pfingstmorgen vom Hofe treiben ließ?"

Ja, der Franz war es! Bei der Saumseligkeit, mit der er am Vormittage zu Werke gegangen war, konnte er am Nachmittage nimmer, sondern erst am späten Abende heimkehren.

Hans Kord wurde unruhig, es trieb ihn aus der Stube in die Kammer und wieder in die Stube, dann hinaus auf die Hausflur, von der Hausflur in die Ställe, von diesen auf den Hofraum, in den Garten, in die Scheune, ins Haus zurück und wieder hinaus. Dabei sagte er, wenn ihn jemand fragte. nichts, oder er gab unverständliche Antworten.

Seltsam mußte sein Verhalten der Tochter erscheinen, welche ihn scharf im Auge hielt.

Beim Abendessen legte er nach wenigen Bissen die Gabel nieder und ging hinaus. Bertha lauschte und sah, daß er, als tiefe Dämmerung eintrat, und alles das Lager aufsuchte, mit einem dunklen Bündel unter dem Arme nicht vom Hofe ging, sondern schlich. Sie bemerkte, wie er um sich lugte, ob er vielleicht beobachtet werde, wie er dann dem Fußsteige sich zuwandte, welcher in der Richtung nach Salburg sich hinzieht, und den die Leute noch heute gern benutzen, da er einen weiten Bogen der Landstraße abschneidet.

Sollte sie dem Vater nacheilen? Woher sein unstätes Wesen? Was trieb ihn hinaus? Die Beunruhigte teilte ihre Beobachtungen Minna mit; doch meinte diese: „Laß ihn nur! Der bedarf keines Hüters, der findet seine Wege selbst."

Und Bertha blieb im Hause, oft horchend, ob der Vater wiederkehre.

Odemissen erreichte die Höhe von andern unbemerkt. Da, wo der Fußsteig die Einsattelung des Hügels überschreitet, wo früher unter hohen Eichen und Edeleschen, zwischen niederem Gebüsch sich kleine Rasenplätze ausbreiteten, verbarg er sich und fing an Hals und Kopf mit einem schwarzen Tuche, den übrigen Körper aber mit einer Rindshaut zu verhüllen, welche bestimmt gewesen war, demnächst zum Lohgerber zu wandern, dort zu Leder verarbeitet zu

Digitized by Google

werden und den nötigen Bedarf an diesem Stoffe auf dem Hofe zu decken.

„So! Bin ich nun noch kein Werwolf," brummte er, „so muß das bißchen Einbildungskraft des Tölpels mich zu einem solchen machen." Hiermit duckte er sich hinter einen Busch, von wo aus er beim geringsten Schimmer des Lichts jeden auf dem Wege Daherschreitenden mußte wahrnehmen können.

Da! Er hörte Tritte; doch kamen sie nicht von Salburg sondern von Odemissen herüber. Zwei Männer waren es. Sie sprachen miteinander. Die Stimme des einen erkannte er, es war Danhardt, Vetter Fritz. Auch der andere war ihm der Sprache nach nicht unbekannt. In der Nähe des Versteckes blieben sie stehen.

Odemissen hielt den Atem an und lauschte. Er vernahm deutlich, wie der Vetter sagte: „Hier muß ich kehren! Nun noch einmal! Herr Wachtmeister! Der junge Behrenstein hat die Fahnenflüchtigen, nach denen Sie die ganze Gegend vergebens abgesucht haben, bis gestern nacht auf dem Gute versteckt gehalten."

Dem Wachtmeister kam dieses Anbringen sehr ungelegen. Mißmutig entgegnete er: „Ei, ei! Ich kenne den netten jungen Herrn. Es sollte mich dauern, wenn es ihm an den Hals ginge, zumal ich dadurch die Ausreißer nicht zur Haft bringe."

Eine kleine Weile schwieg Danhardt, dann sagte er patzig: „Ei, Wachtmeister! Tragen Sie die Sache nicht aus, so zeige ich Sie an. Für diesen Streich soll das Herrchen büßen, und wenn es die Kugel vor den Kopf bekommt, geschieht ihm nach den Gesetzen schon recht."

„Wenn Sie so sprechen, muß ich die Sache sofort zur Anzeige bringen, und der junge Herr wird noch vor Tagesanbruch verhaftet werden," entgegnete der Beamte und ging.

„Verfluchter Schuft! Hund! Vaterlandsverräter!" grollte Kord. „Du mein Schwiegersohn? Nimmermehr, Du Galgenstrick." Hatte nicht das Franzosenpack, dem er anfangs gleich vielen anderen zugejauchzt hatte, Elend um Elend über das deutsche Land gebracht? und dieser „Bengel" wollte sich zum Verräter an seinen Brüdern machen! Dieser Schuft sollte Meier zu Odemissen werden? Nimmer! Allerlei Gedanken kreuzten Kords Gehirn. Er wollte aufspringen, seine Vermummung verbergen, zum Herrenhofe eilen, Karl retten! — Hätte er's gethan, vielleicht wäre alles anders gekommen, allein er folgte seinem guten Engel nicht. Die alte Wut auf die vom Rittergute behielt die Oberhand in ihm, wurde aller edleren Regungen mächtig. Er brachte es nicht über sich, dem als Retter zu erscheinen, der seinem einzigen Kinde der Liebste unter Gottes goldener Sonne war.

Er harrte und harrte, brütete und brütete, was den jämmerlichen Wicht, den Fritz, bewogen haben mochte, sich in einer solch niederträchtigen Weise aufzuspielen. War's Haß, was ihn getrieben hatte? Danhardts waren mit den Herren nie in Streit geraten. Neid? Dazu war die äußere Lebensstellung beider zu verschieden. Eifersucht? Wie? Sollten dennoch Beziehungen zwischen dem jungen Herrn und seinem Kinde bestehen? Dieser Gedanke beunruhigte ihn. In dieser Richtung wollte er bald Nachforschungen anstellen. Dem Dinge mußte er auf den Grund kommen; doch alles sollte sich anders gestalten.

Es war sehr dunkel geworden. Auf allen Seiten hatten sich düstere Wolkenmassen am Himmel aufgetürmt. Die Blitze zuckten grell und greller. Erst fern, dann näher und näher grollte der Donner, von den Bergwänden, aus dem Thalgründen wiederhallend. Schneller und schneller folgte der Schlag dem Strahl. Ha! Wie flammte es auf! Wie krachte es!

Langsam, schweißtriefend, heiß im Kopf von mancherlei Getränk stieg Franz, der Knecht, den Hügel hinan, den bekannten Fußsteig hinauf, da ja Blitz um Blitz den Pfad hinreichend beleuchtete. Schon erreichte er die Höhe. Ha! Ein greller Strahl fuhr in der Nähe nieder. Ein furchtbarer, knatternder Schlag folgte. Erschreckt legte er ein Pflugeisen, welches er für seinen Vater gekauft hatte, unter einer großen Eiche hin. Er mußte ja fürchten, daß das Metall den Blitz anlocke. Da! ein neuer greller Schein, neues Krachen! und; Hilf Himmel! Was stürzt aus dem Verstecke auf ihn los? Ein Ungeheuer? Ein — ein — Ha! — Franz wich zurück! Der Unhold drang unter stetem Blitzen und Donnern heftiger auf ihn ein, ihm das Urkundenbündel zu entreißen. Rasch sprang er zurück.

„Bist Du der Werwolf, so steh! Ich rufe Dich! Odemissen! Odemissen! Odemissen!" Die schwarze Gestalt enthüllte sich nicht, ihr Träger zeigte sich auf den Ruf nicht in menschlicher Erscheinung.

Franz war bis in die Nähe der großen Eiche zurückgewichen, da kam der Vermmumte wieder heran!

„Bist Du kein Werwolf, so verantworte Deine That!" schrie der Knecht und griff die Pflugschar auf. Hoch schwang er die im Blitze gleißende empor und das Eisen sauste auf das Haupt des Angreifers nieder. Mit einem Schrei, der fast das Krachen des Donners übertönte, der von allen Bergen widerhallte, stürzte der Getroffene zu Boden. Furchtbare Blitze und Schläge. In Strömen brauste der Regen zur Erde nieder.

„Herr mein Gott, ich habe einen Menschen erschlagen!" schrie Franz. Weit schleuderte er seine Waffe von sich und sprang ins Gebüsch, nicht Odemissen, nein, seinem Heimatsdorfe wandte er sich zu, um dort beim Morgengrauen als Rekrut ausgehoben zu werden. Das Urkundenbündel brachte der Vater am folgenden Tage zum Herrenhofe.

Schwer hatte der Streich den Meier, welcher geraume Zeit bewußtlos dalag, getroffen, das Gewitter hatte sich verzogen, es war sternenhell, als der Unglückliche erwachte. Das zusammengefaltete Tuch hatte jedoch die Wucht des Hiebes gebrochen; heiß rann, er fühlte es, das Blut den Nacken hinab. Mühsam gelang es ihm, ins Gebüsch zu kriechen, sich der Hülle zu entledigen und dann halbaufrecht an einem Baumstamm niederzulassen. Hier versuchte er es, die klaffende, blutende Wunde zu verstopfen. Wie brannte sie. Er fühlte heißen Durst, er suchte



Digitized by Google

ihn mit dem in Tümpeln neben ihm stehenden Regenwasser zu löschen. Erst jetzt kam ihm das Fürchterliche seiner Lage zum Bewußtsein. Schmerz, Reue, Haß, alles gärte in seiner Brust durcheinander. Käme nur Hilfe! Käme irgend ein Mensch! Er mußte ihm Retter werden, Odemissen konnte es ihm lohnen. Es kam niemand — niemand — doch! wieder Tritte! feste Schritte von Odemissen herauf. Langsam nahte, der da kam. Er war jetzt nahe.

„Wer Du auch seist," erhob der Meier feierlich seine Stimme, „hilf einem Unglücklichen, er wird es Dir lohnen."

„Wer ruft da?" schallte es wieder.

„Jemand, den Unheil traf, der Gutes mit Gutem reich vergelten kann."

Es war Karl Behrenstein. Die Unruhe, die den Oheim wegen des Ausbleibens des Knechtes ergriffen, hatte ihn bewogen, nach Verzug des Gewitters im Sternenscheine diesen Fußpfad hinauszugehen, um Ausschau zu halten. Die Stimme des Flehenden schien ihm bekannt zu sein. War er's? Dort lehnte er am Baumstamme. Karl trat näher. „Nachbar Odemissen?" fragte er.

Matt entgegnete der Gefragte: „Wer bist Du, der Du meinen Namen nennst?"

„Mein Gott! was ist geschehen? Berthas Vater in dieser Lage, hilflos?"

„Bist Du einer von den Bedrückern des Bauernstandes, so weich von hinnen!" rief der Verwundete abwehrend.

„Der Vater meiner Braut kann mich nicht von sich weisen."

„Willst Du mein Kind verführen? Soll noch einmal eine Odemissen einem vom Zwinghofe zum Opfer fallen?"

„Mein echt ehelich Weib wird Bertha, der Friedensengel von Odemissen. Der Meierhof wird frei von allen Lasten und geradgelegte Grenzen trennen Rittergut und Freihof."

„Träum ich? Bin ich von Sinnen? Karl Behrenstein, glaubst Du, daß ein Gott im Himmel lebt, so schwöre mir, daß Dein Wort Wahrheit werden wird."

„Ich verspreche es. Dies genügt."

„Dann höre!" sagte Hans Kord, „noch eine Bitte! Versprichst Du diese zu erfüllen, will ich, wenn es sein muß, ruhig sterben."

„Edelgut und Meierhof sollen auf immer getrennt und später je eines Bruders Eigentum werden, so verstand ich meine Braut," fiel Karl ein. „So soll er die Eheverschreibung festsetzen. Der Besitzer des Meierhofes muß stets dessen Namen führen."

„Dann bin ich beruhigt und gebe gern meine Einwilligung zur Verheiratung. Nun höre etwas nicht angenehm Lautendes: Um Euern Knecht zu schrecken, welcher mich einen Werwolf schalt, verbarg ich mich vermummt hier im Gebüsch. Als ich auf jenen eindrang, schlug er mich nieder. Hör auf! Vom Versteck belauschte ich vorher den elenden Wicht, den Danhardt, welcher in den Wachtmeister drang, es zur Anzeige zu bringen, Du habest zwei Fahnenflüchtige versteckt gehalten! Noch vor Tagesanbruch wird man Dich verhaften, sofern man Deiner habhaft werden kann. Was Dir bevorsteht, wenn der Anschlag gelingt, brauche ich Dir nicht zu sagen. Darum beeile Dich! Verbirg rasch das Fell tief im Dickicht und flieh; doch sende mir vom Thale durch den Hofmeister und einen Knecht Hilfe herauf."

Noch einmal versprach Karl, treu an den gegebenen Versprechungen festzuhalten, dann versteckte er die Rindshaut und eilte, um niemand zu begegnen, auf einem Wiesenpfade heimwärts. Der Oheim wurde froh, als der Langausbleibende endlich zurückkehrte, und wollte seinen Ohren nicht trauen, als er hörte, in welcher Gefahr sein Neffe schwebte. Dieser machte alles zur Flucht bereit und ging dann mit Heinrich, dem vertrauten Knechte, zum Meierhofe, um Bertha aufzusuchen und ihrem Vater Hilfe zu senden.

Hans Kord fühlte seine Kräfte schwinden. Seine Lider sanken und Träume umgaukelten ihn, bis ihn lautes Rufen weckte. „Vater! Vater!" schallte es durch den Wald. Es war die Stimme Berthas, welche mit Minna heraufgeeilt war, ihn zu suchen. Hatte sie schon die seltsame Weise seines Entfernens vom Hofe beunruhigt, so stieg ihre Angst mehr und mehr, als er beim Losbrechen des Gewitters nicht wiederkehrte. Was hatte ihn hinausgetrieben? Dem Fußpfade hatte er sich zugewandt, welcher zum Hügelzuge hinaufgeht. Dorthin mußte sich auch Bertha mit Minna, welche eine Leuchte trug, begeben. Dem Steige folgend, wollten ihn die Mädchen suchen. „Vater! Vater!" schallte es wieder durch die Bäume.

Odemissen konnte sich nur durch Ächzen bemerkbar machen. Jetzt hörten es die beiden Suchenden. Sie eilten dahin, woher die Laute kamen. Welcher Schreck durchfuhr Odemissens Tochter, als sie ihren Vater in seinem Blute liegen sah! Mit lautem Aufschrei sank sie neben ihm auf die Kniee nieder, neigte ihr Haupt dem seinen zu.

„Bertha! Bertha! Kind!" lallte er. „Karl — Karl — Behren — Karl!" — Dann senkte er den Kopf. Wie von leisem Frost durchschauert, zuckte er noch einige Male. Dann streckte er sich. Sein Leben war entflohen. Laute Klagen ließen die Mädchen durch die Nacht erschallen. Da fuhr Bertha empor!

Welchen Namen hatte der sterbende Vater genannt? Karl! In welcher Beziehung stand dieser zu dem düsteren Ereignisse? Wie bangte ihr! Wild stürmte ihr Blut zum Hirne, zum Herzen. Vergebens bemühte sich die ältere, sie zur Heimkehr zu bewegen. Vergebens war es!

Hier wollte die Herrin des Meierhofes weilen. Bei der lieben Leiche wollte sie Totenwache halten bis zum neuen Morgen. Lange standen Bertha und Minna weinend da.

Wohl strahlten helle Sterne vom Himmel hernieder, wohl blinkten, wohl winkten sie, hell zitterte ihr Licht durch das feuchte Frühlingsgewand der Bäume, wohl nickten sie, wohl glitzerten sie, als spendeten sie Grüße aus einer schöneren Welt. Ihr Licht konnte die Nacht im Busen der Armen nicht erhellen.

Digitized by Google

Ein anderer Schein schimmerte durch die Büsche. Er schwankte und wankte hin und her, kam näher und näher. Man hörte menschliche Stimmen. Es waren Männer, welche vom Dorfe heraufkamen. Es waren ihrer zwei.

„Hier in der Nähe muß er liegen," sagte der erste, welcher eine Laterne mit sich führte. Minna sprang auf. „Der Hofmeister," sagte sie, erleichtert, tief aufatmend.

„Wer sendet Euch?" fragte Bertha, ihnen entgegentretend.

„Der junge Herr vom Edelhofe schickt uns herauf. Er versprach reichen Lohn, wenn wir den verunglückten Meier glücklich herabbrächten und gebot uns Schweigen. Er suchte auch Euch, die er seine Braut nannte, und da er Euch nicht fand, sagte er, jetzt müsse er fort, eilig fort; doch später kehre er wieder."

Kaum hatte der schlichte Mann geendet, als lauter Hufschlag vom Thale heraufscholl.

Es war Karl, kein anderer. Donnernd sprengte er über die Holzbrücke. Jetzt war er der Geliebten nicht sehr fern; aber vorwärts, vorwärts trieb es ihn in rasender Eile. Ferner und ferner erscholl seines Rosses Hufschlag. „Fahre wohl! fahre wohl!" rief ihm das arme, doppelt unglückliche Mädchen nach. Still war's unten im Thale.

Rasender Schmerz durchwühlte Berthas Hirn, Berthas Brust; jetzt aber galt es, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Sie nahm den Anwesenden das eidliche Versprechen ab, nichts zu verraten, nur vorzugeben, der Meier sei plötzlich vom Schlage getroffen. Da! Vom Turme der Dorfkirche schlug die Stunde der Mitternacht. Bertha faltete die Hände, die übrigen thaten ein Gleiches. Alle senkten das Haupt dem Toten zu. Es war ein feierlicher Augenblick an dieser ernsten Stelle.

Die letzten Schwingungen der Glockentöne waren verhallt. Die Knechte legten die Leiche ihres Herrn auf die mitgebrachte leichte Tragbahre. Langsam schritten Bertha und Minna, jede eine Leuchte in der Hand, voran, bergab. Langsam, vorsichtig folgten die Träger. Unbemerkt erreichte der kleine Trauerzug den Meierhof.

Die Leiche wurde gewaschen und mit einem Hemde, weißem Halstuche und gleicher Zipfelmütze in dieselbe Kammer, in dieselbe Bettstatt gelegt, in der vor langen Jahren Hans Kords Gattin, in jüngerer Zeit sein einziger Sohn, sein Erbe kalt und starr gelegen hatte.

Die blutbefleckten Kleidungsstücke wurden unter einem hohen Haufen ausgerotteter Dornen, welche am nächsten Tage verbrannt wurden, verborgen, und als Knecht und Hofmeister, die dieses besorgt hatten, wieder auf dem Hofe waren, brach der neue Tag an.

Die Heuerlinge und Knechte erschraken anfangs bei der Nachricht, ihr Herr sei vom Schlage gerührt und tot; bald aber wußten sie sich's wohl zu erklären. Manchem war das seltsame Wesen, welches der Verblichene am letzten Lebenstage gezeigt hatte, aufgefallen. Dieser und jener hatte schon gesagt: „Bei dem ist heute nicht alles im Oberstübchen richtig."

In der Stube, durch welche der einzige Weg in die Totenkammer führte, saß Bertha den ganzen Tag. Nur einzelnen getreuen Dienstboten gestattete sie einen Blick auf das Totenlager. Sonst schloß sie die Thüre ab und führte den Schlüssel stets in ihrer Tasche.

Am zudringlichsten zeigten sich Danhardts, Vater und Sohn. Sie thaten fast so, als seien sie jetzt Herren im Hause. Weshalb sagte der Alte schon beim ersten Kommen: „Wegen der Vormundschaft muß ich gleich in diesen Tagen mit dem Amtmann sprechen?" Die Leute wollten sich offenbar, die günstige Gelegenheit benutzend, der Verwaltung des Vermögens bemächtigen.

Am zweiten Morgen teilte Vetter Fritz, der Verräter, schon Befehle auf dem Hof aus, die jedoch von den Leuten auf Berthas Geheiß nicht befolgt wurden. Dies Treiben der entfernten Verwandten mahnte die Odemissen zur Vorsicht.

Als am Abend vor der Beerdigung der „biedere ältere Vetter" der Base mit schlecht verhehltem Frohlocken verkündete, sie habe nun in ihm selbst den ersten und in seinem Vetter mütterlicherseits, Meier Diepwald, den zweiten Vormund gefunden und bald nach dem Begräbnis auf Danhardts Hofe einen ordentlichen Bauernhaushalt zu lernen, erwiderte das Mündel wider Willen recht kalt: „Über die Verwaltung meines Vermögens wird höheren Orts entschieden werden. Über meine Person verfügen Sie nicht." Ein boshaft hämisches Lächeln überzog das Gesicht des Gauners, als er diese Worte hörte. Was wollte die Närrin gegen ihn ausrichten, der vom Amte zu ihrem Beschützer gemacht war?

Sehr eifrig erkundigte sich der Vormund nach dem Verbleib aller Wertpapiere. Diese fanden sich nicht. Der alte Hofmeister hielt sie nämlich in seinem festen, eichenen, eisenbeschlagenen Koffer sicher verborgen.

Vor und unmittelbar nach der Beerdigung, welche in herkömmlicher Weise verlief, sagte Bertha sehr wenig; als aber Fritz und Emma Westermann, welche von Salburg zu der Leichenfeierlichkeit herübergekommen waren, abfahren wollten, stieg die junge Meierin, ehe sich die liebevollen Verwandten dessen versahen, mit in den städtischen Wagen und: fort ging's, erst sehr rasch, dann in einem scharfen Trabe.

Jetzt konnten sich Danhardts nicht länger halten. Solch ein Widersinn, wie der ihrer Verwandten, mit der sie es stets so herzlich gut meinten, war ihnen denn doch nicht vorgekommen; als ihnen aber vom treuen Eckard, vom Hofmeister, deutlich gemacht wurde, es sei besser, daß sie sich entfernten, da alles schließlich anders kommen werde, als sie es sich gedacht hätten, brachen sie in laute Drohungen aus Mit Hilfe des Amtes wollten sie die Sache schon ins reine bringen. Jeder, welcher der Vormundschaft nicht gehorchen wolle, werde sofort seines Dienstes entlassen.

Bertha Odemissen fühlte sich wohler, als sie ihren Heimatsort weit hinter sich hatte. Jetzt erst teilte sie dem Vetter Fritz Westermann den Zweck ihrer Reise mit. Ihre Verwandten besaßen mancherlei Beziehungen zu einflußreichen Hofbeamten, welche der Waise einen nicht allzu schwer zu erlangenden

Digitized by Google

Zutritt zur regierenden Fürstin, der Vormünderin des noch jugendlichen Landesherrn, verschaffen sollten. Dieser hohen Frau wollte sie ihre Bedrängnis klagen und um Schutz gegen die Anmaßungen Danhardts bitten. Was sie beabsichtigte, erzählte sie abends den alten freundlichen, herzlichen Westermanns, welche den Entschluß der Nichte billigten und ihr gern ihre möglichst große Beihilfe zusicherten.

Am Morgen des zweiten Tages konnte ihr „Oheim Rat" schon die glückverheißende Mitteilung machen, daß die Landesmutter bereit sei, die Bedrängte zu empfangen.

Bertha hatte alles hübsch ausgedacht, was sie, wenn sie Gehör an höchster Stelle fände, sagen wolle; als sie aber den Schloßplatz überschritt, die hohe Treppe erstieg und ihr der diensthuende Kammerdiener mit einem tiefen Bücklinge die Thür zum Zimmer der Durchlauchtigsten öffnete, als sie vor der achtunggebietenden Gestalt stand, wollten die Gedanken nicht wieder zu ihrer Verfügung stehen; die freundlichen Worte aber, mit denen sie aus hohem Munde angeredet, die Leutseligkeit, mit der sie empfangen wurde, flößten ihr Mut ein.

Sie erzählte nun in schlichter Weise vom plötzlichen Tode des Vaters, von der Roheit des ihr bestimmten Vormundes, von der Zudringlichkeit dieses, wie seines Sohnes. Sie sprach von den qualvollen Tagen, welche ihr diese wenig gebildeten und gesitteten Leute bereiten würden, wenn sie auf deren Hofe den Haushalt lernen solle; zumal der jüngere entfernte Vetter seinen Absichten auf ihre Hand, und noch weit mehr auf ihr Eigentum, so unverhohlen Ausdruck verliehen hätte.

Die Fürstin richtete einige Fragen an die Schutzsuchende, um zu erfahren, wie weit diese selbständig sei, und nickte, da sie so treffende, verständige Antworten erhielt, beifällig mit dem Kopfe.

Plötzlich faßte sie an ihre Stirn, fragend: „Bin ich recht berichtet? Schwebt nicht manche böse Klage zwischen dem Meierhofe und dem Rittergute Odemissen?"

Bertha nickte seufzend, indem sie erwiderte: „Durchlauchtigste Fürstin! Leider haben die Streitereien Menschenalter hindurch gedauert und, wie ich gestehen muß, zum Schaden beider Teile."

„In welcher Weise würden Sie dem Unwesen ein Ende zu machen suchen?"

„Hohe Herrin! Läge es an mir, so würde von unserer Seite keine neue Klage angestrengt, jede alte möglichst rasch beendet."

Hier nickte die Regentin mehrfach und fragte nach kurzem Nachdenken: „Getrauten Sie sich wohl, da Sie doch der Volljährigkeit nicht mehr zu fern stehen, die Verwaltung des Ihrigen sofort zu übernehmen?"

„Durchlauchtigste Gebieterin! Ich würde diese Frage verneinen müssen, wenn mir nicht der zuverlässige Hofmeister und die langbewährte Haushälterin meines Vaters treu zur Seite stehen würden," antwortete die Bittstellerin mit leicht bebender Stimme.

„Dann erkläre ich Sie hiermit für volljährig," sagte die hohe Frau, ihr die Hand auf die rechte Schulter legend. „Das Amt wird durch meine Regierung hiervon sofort benachrichtigt werden. Bleiben Sie Ihren guten Grundsätzen getreu und wirken Sie, wirtschaften Sie zu Ihrem Glück und zu anderer Heil."

Hiermit reichte sie der schönen Bäuerin die Rechte, die diese mit wahrhaft herzlichem Danke ehrerbietig küßte.

Leichter, als sie hinaufgegangen war, ging Bertha Odemissen vom Schlosse hinunter. So rasch es ihr möglich wurde, fuhr sie mit einem Mietswagen ab. Es zog, es trieb sie heimwärts. Jetzt konnte sie mit froher Zuversicht der Zukunft entgegensehen.

Ehe das Fuhrwerk auf dem eigenen Hofe hielt, hörte die Meierin Odemissen zu Odemissen schon lautes heftiges Schelten. Sie sah den Hofmeister in lebhaftem Wortwechsel mit beiden Danhardts begriffen. Rasch stieg sie aus. Ohne die Verwandten eines Grußes, auch nur eines Blickes zu würdigen, sagte sie dem vielerprobten Diener wenige Worte ins Ohr.

Dieser wandte sich um und band erst einen Hund los, ehe aber der andere, der böseste, von der Kette kam, hatten die beiden Vettern das Bedenkliche der Lage begriffen und, Drohungen ausstoßend, das Weite gesucht.

Am anderen Morgen wanderte wirklich der beleidigte Vormund dem Amtsorte zu, dort seine Klagen und Beschwerden vorbringend.. Es war schon gegen Mittag, als er vorgelassen wurde. Wie knurrte der Beamte, als er von der Widersetzlichkeit der Minderjährigen und ihrer aufrührerischen Leute hörte. „Das soll der Jungfer denn doch vergehen, sich gegen Bestimmungen fürstlicher Behörden aufzulehnen," rief er einmal über das andere Er war gerad dabei, nach den Äußerungen des Bauern den Thatbestand aufzunehmen, als der Regierungsbote, einen als dringlich bezeichneten Brief bringend, eintrat.

Der Amtmann war sehr kleinlaut geworden, als er das Schreiben sorgfältig fortlegte. Auf einmal setzte er dem vor ihm Stehenden gegenüber ein durchaus anderes Gesicht auf.

Er erhob sich. „Danhardt!" sagte er recht ernst und würdevoll, „die Bertha Odemissen hat sich ad Serinissimam regentem (diese Worte wurden sehr laut und mit Ausdruck gesprochen) mit einer Beschwerde über das Gebaren ihrer Vormundschaft gewandt.

„Serenissima haben, um solchem Unfug ein Ende zu machen, die seitherige Anerbin Bertha Odemissen für mündig zu erklären geruht. Damit ist die Vormundschaft erloschen."

„Dagegen werde ich dementieren!" rief der erboste Bauer, wurde aber sehr kleinlaut, als ihm bedeutet ward, er habe sofort das Gerichtszimmer zu verlassen und sich hinfüro gebührlich zu verhalten. Er fiel recht zusammen, der Mann, der vorher ein so großes Wort geführt hatte. Die Hoffnung, auf Umwegen den Hof der Väter mit allem dazu Erworbenen in die Gewalt zu bekommen, die eitle Base mürbe zu machen, war jetzt dahin.

Als er nach Haus kam, wußte er seinem Un-

Digitized by Google

mute auf keine andere Weise Luft zu verschaffen, als daß er seinen Fritz, den Tölpel, der es nicht verstand, sich bei Mädchen beliebt zu machen, mit den bittersten Vorwürfen überhäufte, und dieser fand nicht Worte genug, alle Schuld am Mißlingen der Pläne dem Vater zuzuschieben, der denn doch einmal nicht mehr in die neue Welt passe.

Im Dorfe gab es einen Dichter, den Hambernd, den verdorbenen Schuster, der jetzt nur noch um Schnapsgroschen das schlechteste Schuhzeug besserte. Dieser hatte gleich ein Gedicht auf die neueste Geschichte fertig und alt und jung ergötzte sich daran:

„Danhardt ging so risch ans Amt.
Danhardt kam so klein nach Haus.
Danhardts hielten einen Rat,
Und es wurde nichts daraus!"

Das ganze Dorf verhöhnte die habgierigen Menschen, denen der fetteste Bissen vor dem Munde weggenommen war; auf dem Meierhofe ging es jetzt so ruhig, so sicher! Eine feste, besonnene Hand leitete dort alles. Mit Wohlwollen wurde der geringste Arbeiter, die letzte Magd behandelt.

Die Gegend weit umher war in großer Aufregung. In allen Häusern, in denen wehrpflichtige Söhne waren, herrschte Angst und bange Furcht. Die Hilfstruppen, welche die Rheinbundstaaten gegen die aufständigen Spanier gestellt hatten, waren fast aufgerieben und mußten durch neue Mannschaften wieder und wieder ergänzt werden. Dazu bereitete Napoleon seinen unseligen Feldzug gegen Rußland vor, und wie viele Menschen erforderte er!

Die Leute, welche bestimmt waren, ausgehoben zu werden, mußte man nachts aus den Betten holen, damit sie nicht entliefen. Schier unaufbringlich waren die Kriegssteuern, welche mit unerbittlicher Strenge beigetrieben wurden. Überall hörte man Wehklagen; als es aber laut wurde, Fritz Danhardt habe den Wachtmeister geradezu gezwungen, Karl Behrensteins That anzuzeigen, so daß dieser habe fliehen müssen, herrschte gegen den Buben eine solche Erbitterung, daß er lange Zeit hindurch nach Eintreten der Dämmerung das väterliche Gehöft nicht verlassen durfte.

Unter diesen Umständen wurde des Todes des Meiers nur selten gedacht, und jener Franz, welcher den verhängnisvollen Streich ausgeführt hatte, war froh, daß er in der bunten Jacke steckte und wegen seiner That nicht verfolgt wurde.

Wenn etwas dem vielbeneideten Mädchen Freude bereiten konnte, so war es lediglich das Schweigen, welches die Wissenden über die Todesart des Vaters beobachteten; sonst sah es düster in Berthas Herzen aus.

Weshalb war des Sterbenden letztes Wort Karl? In welcher Beziehung stand dieser zu dem dunklen Ereignisse? Sollte er mit dem Vater in Streit geraten sein? Sollte er diesen unerkannt erschlagen haben? Entsetzlich wäre dies gewesen! Hätte sie dann ihre Hand in die seine zum ewigen Bunde legen können? In die Hand, an der so teures Blut klebte? Wiederum: Hatte ein düsteres Verhängnis dies unheilvolle Ereignis herbeigeführt, konnte sie dann von dem lassen, dem all ihr Sinnen, all ihr Denken, dem das Beben der kleinsten Faser ihres Herzens gehörte? Man sah auf Berthas Angesichte nichts von dem, was in den Tiefen ihrer Brust vorging. Von dem Ringen zwischen Entsetzen und Liebe, von dem Hin- und Herwogen von Hoffen und Verzweifeln, welches hier so viel Schmerz wachrief, entdeckte man dort nichts. Sie trug es nicht zur Schau, wie sehr sie litt und wie schwer sie duldete.

## XXX.

Wochen um Wochen, Monde um Monde vergingen, ohne daß Bertha eine Nachricht von dem bekommen hätte, dessen Wiederkehr sie bald herbeisehnte, bald fürchtete. Drüben auf dem Edelhofe wußte man auch nichts vom Verbleiben des jungen Herrn. Leute, welche dort verkehrten, hatten es aus des Oheims eigenem Munde wiederholt vernommen.

Vom Meier zu Odemissen war als Eigentümer eines dem angestammten Hofe einverleibten, von einem Vorfahren erheirateten kleineren Besitztums jährlich an einem bestimmten Tage dem Gutsherrn unter dem Namen „Dienstgeld" eine Abgabe zu entrichten. Dann hatte der Bauer selbst, oder, wenn er verhindert war, der ihm Nächststehende auf dem Edelhofe zu erscheinen und das Geld aufzuzählen.

Jetzt lag es Bertha ob, diese Pflicht zu erfüllen. Sie begab sich zur bestimmten Zeit, schlicht schwarz gekleidet, ins Herrenhaus. Hier wurde sie von Frau Rat Helloh recht kalt empfangen.

„Ich komme, um pflichtgemäß das Dienstgeld zu überbringen," sagte sie.

„Ach so! — Sie ist jetzt unser Meier! Ja, ja! — Sie — kann — sich setzen!"

„Danke! Werde den Herrn stehend erwarten."

„Sie hat schwere Stunden erlebt. Namentlich muß es Ihr hart sein, daß Ihr Vater unvorbereitet aus dieser Welt der Sünde und des Elends geschieden ist. — Recht hart ist's. — Hoffentlich hat Sie Ihren Geist mehr dem Herrn, dem heiligen, zugewandt und vor allem die Bücher von sich gethan, die der Wahrheit nicht die Ehre geben und der Lüge und dem Greuel Weihrauch streuen."

„Es ist nicht Ihre, sondern meine Sache, zu bestimmen, mit was für Werken ich mich in meinen stillen Stunden beschäftigen will."

„Widme Sie recht viel Zeit dem Buche der Bücher und solchen Schriften, welche vom Geiste dieses Zeugnis ablegen. Ich kann Ihr ein herrliches Kleinod nennen:

‚Stoßseufzer einer gläubigen Seele
oder
wahrhaftes Trostbrünnlein und Herzensbalsam
eines Knechts des Herrn Herrn
von
Johann Daniel Wackelhals.'

Dies kaufe Sie sich! Es kann Ihr Erquickung und Lechzung sein auf dem Wege nach dem ewigen Jerusalem."

Digitized by Google

Sie hätte gern noch recht viel aus dem geistlichen Schatzkämmerlein ihres Busens hervorgeholt, die halb hoch-, halb demütige Frau, wenn nicht ihr Bruder, der Hauptmann, plötzlich eingetreten wäre. Er stutzte einen Augenblick, begriff aber, als er das auf den Tisch gelegte Geld sah, sogleich, um was es sich hier handele.

„So, das —"

„Dienstgeld," sagte Bertha, „bitte um Bescheinigung der Zahlung im Buche."

„Soll erfolgen," sagte er und überzählte das Daliegende. Dann nahm er Feder und Dinte und bemerkte erst in seinem großen, dann in der Nachbarin kleinerem Buche den Empfang.

Eben wollte Bertha gehen, als er: „Halt, noch eins!" rief. Er trat vor einen kleinen Schrein, goß, indem er ihr den Rücken zuwandte, ein großes Glas voll Schnaps und bot es ihr mit den Worten: „Dies schulde ich dem pflichtigen Bauern als Willkomm."

Dem armen Mädchen ward, als solle es in die Erde versinken. Scham, Zorn, herbes Weh, das alles durchwogte Berthas Brust. „Ich verkannte Sie, hielt Sie bisher für einen ritterlichen Herrn," erwiderte sie und ging.

Wie ihn dies Wort traf! „Ich hielt Sie bisher für einen ritterlichen Herrn!"

„Die Hexe hat doch ein gewandtes Mundwerk," sagte er noch oft.

Bald sollte er ihr wieder begegnen.

* * *

Der Streit um den Platz, auf welchem die alte Eiche stand, in deren Schatten die Kinder so oft gespielt hatten, wollte durchaus nicht von der Stelle rücken. Durch Erkenntnis des Obergerichts war neuerdings ein Amtsaugenschein angeordnet. Der jetzige Amtmann Gradwich erschien mit seinem Schreiber und dem Gerichtsdiener. Ebenso stellte sich der Anwalt des Rittergutes ein.

Lange sprach der Beamte mit Behrenstein über Bertha. Die durchlauchtigste Regentin hatte sich wiederholt über ihren Verstand, ihre gesunden Lebensanschauungen, ihr bestimmtes Wesen lobend ausgesprochen, in allerletzter Zeit wiederum Erkundigungen darüber einziehen lassen, in welcher Weise auf dem Meierhofe gewirtschaftet werde, und das allgemeine Urteil war ein überaus günstiges.

Es wurde nach des Herrn Aussage in vornehmeren Kreisen erzählt, die Fürstin habe bei offener Tafel erklärt, ein angenehmeres, gescheiteres, unterrichteteres Mädchen sei ihr noch nicht vorgekommen. Dabei seien die Grundsätze der jetzigen Meierin die ehrenhaftesten. Allem Streite und Zwiste sei sie abhold.

Der alte Krieger wurde bei Anhören des Mitgeteilten verstimmt. Wenn in den höchsten Kreisen des Landes Teilnahme für seine Gegnerin herrschte, dann standen alle Angelegenheiten für den Edelhof nach seiner Meinung weit schlechter als früher. Seinem, der Landesherrschaft treu ergebenen Sinne war es zuwider, daß er anders handeln solle als diese erwartete.

Eine kleine Zeit standen die Herren, die Örtlichkeit betrachtend, schon da, als Bertha, wie immer schwarzgekleidet, erschien. Während die übrigen sie achtungsvoll begrüßten, faßte ihr Gegner nicht einmal den Mützenschirm an. Auf Ersuchen des Amtmanns trug er selbst seine Klage vor:

„Seit unvordenklichen Zeiten gehört dieser Anger zum Rittergute Odemissen. Wir sind stets mit Pferd und Pflug darübergezogen und haben gelegentlich Huderecht darauf ausgeübt, wie viele glaubwürdige Zeugen dies bestätigt haben.

„Was erwidern Sie hierauf?" fragte der Richter, zu des Vorredners Gegnerin gewandt.

„Gleiche Rechte haben wir überall ausgeübt, und dies durch nicht minder zuverlässige Leute bekunden lassen," lautete die Antwort.

„Der alte Gauner von drüben fand immer Gesindel, welches beschwur, was ihm ‚eingebeichtet, wurde," fuhr Behrenstein heraus

Im ersten Augenblicke wollte Bertha sich fortbegeben, doch besann sie sich und wandte sich bittend an den Amtmann.

„Darf ich Ihren Schutz gegen solche Beschimpfung in Anspruch nehmen?"

„Sie mag klagen, die Odemissen, wenn sie will, und mein Herr Klient wird dann seine gelinde Strafe bezahlen," krähte der Hofgerichtsanwalt dazwischen; der Richter aber sah die Sache von einem ganz anderen Standpunkte an und sprach tiefernst:

„Ich bin von einem Fräulein, welches sich in allerhöchsten Kreisen hoher Achtung erfreut, um Hilfe angerufen und ersuche Herrn Hauptmann Behrenstein, recht bald das begangene Unrecht zu sühnen. Ich stehe jetzt nicht nur als Beamter, sondern als jemand vor Ihnen, der auf den Namen eines Ehrenmannes Anspruch macht."

Heißen Dank empfing der Herr aus schönem Munde, während der andere hätte vor Scham in die Erde kriechen mögen. Das leidige Schimpfen! Er hatte es sich so sehr angewöhnt und meinte es in der That wirklich nicht so arg, wie es lautete. Leider waren die herben Worte aus seinem Munde heraus und wollten mit Gewalt nicht wieder dahin zurück. Er befand sich in peinlicher Verlegenheit. Schließlich fand er das Wort: „Auf der einen Erklärung muß ich beharren: Der Anger, der Baum ist unser."

Die Beleidigte wandte sich nun zum Amtmann: „Der Behauptung von gegnerischer Seite kann ich sofort mit schlagendem Beweise entgegentreten. Als Kind habe ich beim Spielen oft einen Stein berührt, welcher unter einem Busche versteckt und offenbar eine Grenzmarke ist. Hier!"

Dabei schritt sie einem Busche zu, einen kaum aus der Erde hervorragenden Stein mit der Hand anfassend.

Behrenstein wollte schon aufs neue herausfahren; doch stieß sein Anwalt ihn an, flüsternd: „Lassen Sie mich lieber reden." Dann fuhr er laut fort:

„Es könnte hier eine Täuschung oder ein Irrtum vorliegen. Ich meinerseits muß bezweifeln, daß dies ein Grenzstein sei, da er wohl platt ist, sonst aber kein äußeres Zeichen eines solchen trägt."

Digitized by Google

Der Amtmann erklärte: „Ist dieser Stein ein ‚Schnatweiser', so kann das Grundstück nicht Eigentum des Rittergutes sein. Gerichtsdiener! Holen Sie einen Spaten!"

Dieser brachte bald das Geforderte und fing an zu schaufeln. Beim Aufheben des Steines fanden sich unter demselben: alte Eierschalen, Kohlen und eine Kupfermünze vom Jahre 1682.

„Sie werden nun eingestehen, daß Sie nach dem Befunde diesen Stein für eine Grenzmarke halten müssen?" fragte der Beamte.

Der Anwalt zuckte mit der Achsel.

„Gut," fuhr jener fort, „dann nehmen wir das Ergebnis der Untersuchung schriftlich auf und Kläger und Verklagte unterzeichnen das Schriftstück. Dann wird man Fräulein Odemissen das Eigentumsrecht an Platz und Baum nicht absprechen können."

„Himmeldonnerwetter!" fluchte Behrenstein. „Dann sind wir übel daran. Dann können wir ja an dieser Seite mit Pferd und Pflug, Mann und Maus nicht vom Hofe kommen."

Noch einmal trat Bertha vor. „Um zu zeigen, daß ich nicht unrecht Gut in meine Hand bringen will, mache ich die Herren auf einen anderen Stein aufmerksam, den nur sehr wenig Leute beachtet haben. Beim Ziehen der Mauer auf unserer Grenze ist dieser vom Mauerwerke halb umschlossen. Er befindet sich hier." Damit zeigte sie einen behauenen Sandstein, welcher in eine Mauer von Muschelkalkstein eingefügt und nur an einer Seite sichtbar war.

„Herr Hauptmann! erkennen Sie diese Darlegung der Sache für richtig an?" fragte der Richter und fuhr, als der Gefragte mit einem lauten: ‚Jawohl,' antwortete, fort: „Dann freuen Sie sich, daß das Ergebnis des Augenscheins ein für Sie nicht ungünstigeres wurde, und sagen Sie Ihrer liebenswürdigen Nachbarin hübsch Dank. Da Grund und Baum keines Klagenden Eigentum ist, beide aber Ansprüche daran haben, so werden Rittergutsbesitzer und Vollmeier den Gegenstand der Klage als gemeinsames Eigentum zu betrachten haben. Also: Vertragen Sie sich hübsch darum! Sehen Sie", sagte er zum Hauptmann leiser, „daß eine hohe, hohe Frau im Urteil doch recht hat?

„Fräulein Odemissen! Ich wünsche Ihnen Glück, viel Glück zu einer solchen Führung Ihrer eigenen Angelegenheit." Hiermit gab Gradwich dem Mädchen die Hand und wandte sich zum Gehen.

Auch Bertha ging schon, als sie plötzlich fühlte, daß eine starke Rechte die ihre ergriff. Sie wandte sich, sie sah in des Hauptmanns Gesicht. Drin zuckte es, die Lippen bebten. Des alten Herrn ganzer Körper zitterte.

„Ein alter Soldat, der zum ersten Male in seinem Leben kapituliert, bittet um gut Quartier," sagte er, indem Thränen in seine Augen traten. „Gegen Deine Waffen richten die meinen nichts aus! Bertha! Ich verzeihe es jetzt auch unserem Jungen, daß er sich Dir gefangen gegeben hat! Kind! vergieb mir!" Sie sah zu ihm auf. Aus den Augen des rauhen Mannes schimmerte viel aufrichtige Wehmut. „Bertha," sagte er noch einmal, „vergieb mir! Laß uns eins sein! Dir fehlt Dein Vater, mir mein Karl. So laß es zwischen uns sein, daß Du mich als Deinen Alten ansiehst. Guck her! Solch ein Mädchen, wie Du bist, kann ich grauer Kerl auch lieb haben, und wenn einst bessere Tage kommen, wenn Dein Schatz wiederkehrt, Donnerwetter ja! Tausend Teufel! dann, wenn Dein Hochzeitstag ist, dann will ich alter Bursch noch einmal wieder lustig sein, wie in meinen jungen Tagen, gerade so, als ob die Feier mir selbst gälte! — Hol mich der —"

„Herr Hauptmann!"

„Was hier! was da! was Hauptmann? Bist die Meine! Hörst Du? Sagst Du zu mir! Abgemacht!" Damit umarmte er die Halbwirre und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Stirn. „Mädel! Hier treffen wir uns oft, täglich! aber komm nicht ins Herrenhaus! Meine Schwester soll unser Einvernehmen nicht stören und Dir nichts vorheulen. Jetzt muß ich den Herren nacheilen! Leb wohl!"

Noch einmal drückte er ihr die Hand, dann ging er.

„Welch ein Wandel des Geschicks!" sagte sie; dann aber stürzten ihr die hellen Zähren aus den Augen. Er fehlte ihr ja, dessen Kommen sie dennoch fürchtete.

Der Amtmann freute sich herzlich; der Rechtsanwalt aber zog ein saures Gesicht, als der Hauptmann meldete, er habe von Fräulein Odemissen nicht nur Generalpardon, sondern sogar einen Kuß bekommen, den er aber für einen anderen aufheben werde. Er habe wohl oder übel die Waffen strecken müssen; denn mit einem Frauenzimmer ihres Schlages sei in Unfrieden doch einmal nicht auszukommen.

Am andern Morgen sah Bertha zur alten Eiche hinüber. Richtig, dort schilderte der Alte schon auf und ab. Sie ging zu ihm hinüber. „Guten Morgen, liebes Kind," rief er ihr von weitem zu.

„Guten Morgen, Herr —"

„Was hier Herr, was da Herr! Mädchen, sage Oheim, nicht oncle, wie das gottverfluchte Franzosenpack!" Hier faßte er ihre Rechte. „So! Sieh mir scharf, tief ins Auge! Fest, Mädchen! Nun thu den Mund auf! Hörst Du? Sprich mir nach: Lie —" „Lie" — „ber" — „ber" — „Oheim Du!" — „Oheim Du! Lieber Oheim," sagte das Kind noch einmal so weich, so schmeichelnd, so treuherzig dabei, daß es dem alten Eisenfresser ganz eigentümlich ums Herz wurde.

„Hör einmal, lieber Oheim! Wir wollen miteinander lustwandeln gehen, wie gute Deutsche sagen. Ich weiß einen prachtvollen Weg; aber ein klein wenig mußt Du hier warten. Ich laufe eben hin, Hut und Tuch zu holen."

Leichten Fußes, wie ein junges Reh, lief sie und kehrte ebenso flink zurück. „Nun komm!" sagte sie. Er ging, wohin sie sich wandte. Ihm war so wohl! Er war so froh! Ihm ward zu Mute, wie ihm seit langen Jahren nicht gewesen war. Ganz, ganz leise regte in ihm sich der Wunsch: „Könnte ich doch noch einmal wieder jung werden; aber nein! Karl muß zurückkehren. Eine Frau Behrenstein wird

Digitized by Google

sie denn doch noch einmal, und das soll ein Glück für Odemissen bedeuten!"

Sie gingen und gingen, stiegen und stiegen. Nun in das Herrenholz! „Führst Du mich auf Holzwege, Schelmin Du?" neckte er.

„Bist Du lange nicht darauf gewesen?" neckte sie wieder. Wohin steuerte sie mit ihm? Hinauf ging's durch das Gutsholz ins Meierholz, nach jener Stelle, wo ihr Vater dem Herrenhofe vor langen Jahren den Quell abgegraben hatte. Sie zeigte die kurze Strecke, welche zwischen dem alten Borne des Rittergutes und dem ihrigen lag und sagte:

„Sieh einmal! Ohne große Mühe und Kosten ließe es sich machen."

Er sah sie fragend an.

„Ich meine so! Wir können unserem Brunnen zwei Ausflüsse von genau gleicher Höhe im Satz geben, beide von gleicher Weite, natürlich am besten aus hartem Sandstein gehauen. Ein kurzer Röhrenstrang genügt, das Wasser der einen Öffnung von hier in Euere alte Leitung zu führen."

„Du wolltest —"

„Ein Geschäft mit Dir schließen, nicht etwa großmütig scheinen, lieber Oheim."

„Und Deine Forderung für das Wasser?"

„Was ich bieten kann, hat einen hohen Wert für Euch. Was ich fordere, fügt Euch keinen Schaden zu; ist mir aber höchst begehrenswert."

„Und was verlangst Du als Gegengabe für Deine halbe Quelle?"

„Nichts geschenkt, nur Zustimmung zu einem Abkommen."

„Weshalb zögerst Du, es zu sagen?"

„Ablösung der Zehntrente und des Dienstgeldes mit dem fünfundzwanzigfachen Betrage."

„Aber mein Kind! wenn Karl zurückkehrt, Ihr Euch heiratet und Rittergut und Meierhof zusammenfallen —"

„Oho! Nein, Oheim, nimmermehr! Meine Vorfahren, alle die alten Hanskorde würden sich im Grabe umdrehen, wenn sie hörten, eine ihres Stammes habe das zugegeben! Nein, nein! Ich weiß aus hundert Äußerungen meines Pflegemütterchens, wie wehe es ihr that, daß sie sehen mußte, wie ihr väterlicher Hof vom Meierhofe verschlungen wurde. Nein, nein! Beide Güter sind groß genug, um nebeneinander zu bestehen. Sieh hin! Wenn ich einmal dorthin komme, wo ich alle meine Vorfahren zu treffen hoffe („da mag's eine Hitze sein!" dachte der Hauptmann, „davor behüt Dich Gott!"), dann sollen diese sagen: ‚Seht, da kommt die, welche es zuwege brachte, was wir anderen alle nicht vermochten, die hat unseren alten Meierhof zu einem Freigute gemacht.' Ja ja! Runzele nur die Stirn; aber sei nicht böse, daß ich in dem alten Geleise fortfahre, in dem unser Wagen seit Menschengedenken gelaufen ist. — Na! nun sieh mich freundlich an. Nick einmal mit dem Kopfe! So thu's doch!" schmeichelte sie.

Er konnte ihr nicht widerstehen, er lächelte, er nickte. Da ergriff sie hastig seine Hand, heiße Küsse darauf drückend. Ihr alter Hof frei! Das Ziel, wonach so viele thatkräftige Männer vergebens gerungen hatten, war erreicht, erreicht!

„Sieh einmal hin, mein Lieber, wie schön sich alles gestalten kann! Der Herrenkamp, der alte Zankapfel, kommt zu meinem Hofe und Ihr bekommt dafür die entsprechende Bodenfläche, von Sachverständigen abgeschätzt, von mir wieder. Ihr gesteht mir das Flößrecht auf jener Wiese zu, welche mein Vater mit großen Kosten vergebens angelegt hat, weil Ihr ihm Euerer Mühle wegen das Wasserrecht absagtet. So können wir alle Streitigkeiten leicht ausgleichen. Nicht wahr?"

Der Hauptmann nickte wieder, ohne sich bitten zu lassen.

„Nicht wahr, Oheim, in den nächsten Tagen gehen wir miteinander nach Tiefenhausen zum Amte? Dort schließen wir gerichtlich einen Friedensvertrag und lohnen dann unsere Rechtsanwälte ab?"

Er nickte wieder. „Hexe," sagte er, ihre Rechte drückend.

„Komm, lieber Oheim! Nun gehen wir miteinander den anderen Weg durchs Dorf."

„Schließlich werde ich in meinen alten Tagen noch geleitet wie ein kleines Kind," lachte er, willig mit ihr gehend.

Wenn ein Elefant durch den Ort geführt worden wäre, hätte man nicht mehr Fenster und Augen und Mäuler so wagenweit aufgerissen, als nun, wo zwei Menschen, die jedermann im Neste kannte, friedlich die Dorfstraße hinabgingen.

„Das bedeutet etwas," sagte der eine.

„Will der steife Kerl auf seine alten Tage noch heiraten?" fragte der andere.

Jürgen Voßbart mit den schiefen Schultern spottete: „Der will am Ende auf die letzte Trift noch Bauer werden."

„Lästermaul," strafte ihn ein anderer, „die vom Edelhofe magst Du schmähen, auf die Bertha sollst Du nichts sagen, auf die lassen alle kleinen Leute nichts kommen! Wie manchem hat die in dieser schweren Zeit, wo uns die französischen Blutsauger Gut und Blut nehmen, nicht schon aus großer Bedrängnis geholfen."

„Hast recht, ganz recht," sagte der Zimmerstoffel. „Wenn der Sticheljürgen seiner boshaften Zunge nicht einen Zügel anlegt, kann's sein krummer Buckel noch einmal zu entgelten haben. Wenn der auf die Jungfer Odemissen etwas sagt, macht er sich die ganze Welt zu Feinden."

Überall und auf allen Wegen hörte man nun, welch guten Leumund das Mädchen besaß. Jeder im Orte war ihr zugethan, mit Ausnahme — ihrer zärtlichen Verwandten und der Frau Rat Helloh.

„Was würde mein Vater sagen, wenn er wüßte, daß wir so freundlich zu einander stehen!" äußerte Bertha.

„Er würde sich natürlich freuen, daß alles so glatt abgehen wird."

„Ob?"

„Nun, er gab doch vor seinem Ende zu Eurer Verlobung seine Zustimmung!"

Sie sah ihn verwundert an; doch merkte er es

Digitized by Google

nicht. Es war ihr, als klängen tausend Stimmen von allen Seiten mit lautem Getöse durcheinander.

Es war ihr, als tanzten alle Bäume und Sträucher, Hütten und Häuser, als drehe sich die ganze Welt um. Es bedurfte einer Weile, bis sie mit größter Spannung fragen konnte: „Wie äußerte sich Karl?“

„Na nun! Er kommt in der fürchterlichen Gewitternacht, in der Dein Vater starb, zu mir und verlangt eine große Summe Geldes. In fliegender Eile erzählt er hastig, er sei von Danhardt verraten, wie ihm dies Dein erkrankter Vater mitgeteilt habe. Letzterer habe auch gewußt, Karl solle noch vor Tagesanbruch verhaftet werden. Rasch hole ich soviel Geld und Wertpapiere, wie ich eben habe, während er die Kleider wechselt. Kurz Abschied nehmend sagt er trocken: ‚Übrigens hat der Meier zu meiner Verlobung mit Bertha seine Zustimmung gegeben.‘ Dann rennt er hinunter, springt aufs Pferd und fort geht's.

„Er hoffte in nahezu drei Tagen preußisches Gebiet zu erreichen, und wenn nicht dort, so doch in Rußland Kriegsdienste nehmen zu können. Mag es ihm bald vergönnt sein, auf das verfl . . . Franzosenpack einhauen zu können.“

Wie erleichterte dies ihre Brust! Der Vater hatte ihre Verlobung gutgeheißen. Der Vater hatte einem Behrenstein versöhnlich die Hand gereicht! Der Vater war im Frieden mit dieser Wendung des Schicksals dahingeschieden! Dann hatte Karl also das baldige Ende des Verstorbenen nicht erwartet und vorausgesetzt, daß seine Verlobte von letzterem erfahren würde, was sich ereignet hatte.

Von wem aber war der verhängnisvolle Schlag gegen das teuere Haupt geführt? Was hatte den Erschlagenen zum Walde gelockt? Wo war jenes schwarze Bündel, das er beim letzten Gange unter dem Arme trug, geblieben? Was hatte es enthalten? Alle diese Fragen blieben noch unbeantwortet; eins aber diente ihrer Seele zur Beruhigung: Der Tote war im Frieden dahingegangen.

Frau Rat Helloh vernahm aus dem Munde der Leute viel von den Beziehungen, welche ihr Bruder zu der bedauernswerten, im Dunkel geistiger Nacht tappenden Bäuerin pflegte. Tief beklagte sie dies, wagte aber, einen Zornesausbruch Adolfs befürchtend, ihr Mißfallen darüber nicht zu äußern.

Der letztere fluchte jetzt nur noch, wenn er auf die Fremdherrschaft, auf die Franzosen zu sprechen kam. Sonst verschluckte er manches Donnerwetter, welches ihm schon im Munde stak. Sollte dies die Verehrerin des griechischen Götzendienstes bewirkt haben? Nein, nimmermehr! Himmlische Mächte hatten das inbrünstige Bitten und heiße Flehen der frommen Mathilde erhört. Ob ihre Kämpfe um sein Heil auch eine völlige Umkehr, helle Erleuchtung bewirken würden? Mit viel herzlichen Seufzern flehte sie darum.

## XXXI.

Schwere Kriegsstürme nahten wieder. Furchtbar hatte der gewaltige Corse gerüstet. Truppen und Truppen bewegten sich auf allen Wegen. Heeresmassen, wie sie die Welt seit der Zeit der Perserkriege nicht gesehen hatte, wälzten sich ostwärts. Manche, die der neuen Zeit, die über den Rhein gekommen war, anfangs zugejauchzt hatten, zürnten jetzt. Die Bauern, welche über Aufhebung der Leibeigenschaft voll Freuden gewesen waren, fluchten, wenn sie ein Gespann nach dem andern mit den Heeressäulen oder den langen Wagenzügen, welche diesen folgten, vom Hofe ziehen sehen mußten; niemand aber machte seinem Unmute so unverhohlen, in so kräftigen Ausdrücken Luft, wie der alte Preuße, der Hauptmann. In ihm sahen alle im Dorfe, denen der Jammer und das Elend des deutschen Vaterlandes zu Herzen ging, ihren Vormann.

Eine längere Zeit schon weilte Emma Westermann in Odemissen. Sie war sehr still geworden, saß oft lange Zeit stumm, in Gedanken versunken da. Sie mußte etwas auf dem Herzen haben, etwas mußte sie schwer drücken.

Eines Tages saß Bertha, welche viel in der Küche, der Speisekammer, zu schaffen hatte, ihr gegenüber, sie still beobachtend. Leise trat sie zu ihr hinan, legte die Rechte auf ihre Schulter und sagte: „Emma! Schwesterchen! Du hast mir etwas zu sagen; doch will es nicht über Deine Lippen. Dich drückt Kummer und Leid. Vertraust Du mir nicht mehr?“

Die andere brach in Thränen aus: „Es wird mir unendlich schwer; die Bitte, welche ich zu stellen habe, ist eine zu große.“

„Um so härter wird Dir das Tragen. Sage mir's ganz leise ins Ohr, liebes Emmchen!“

Die Pflegeschwester erzählte nun, sie sei mit einem Kaufmann verlobt, dessen Eltern für wohlhabender angesehen würden, als sie seien. Der junge Mann wolle gern, um heiraten zu können, das Geschäft übernehmen; doch würden ihm so harte Bedingungen gestellt, daß er sie nicht erfüllen könne, auch reichten Westermanns Kräfte nicht aus, eine so hohe Summe aufzubringen. In seiner Not habe ihr der Bräutigam den Rat erteilt, von Bertha ein Darlehn in der Höhe von fünftausend Thalern zu erbitten, welches später nach und nach zurückerstattet werden könnte.

„Fünftausend Thaler? Emma, weißt Du, was es heißt, fünftausend Thaler Schulden haben, verzinsen und nach und nach abtragen müssen? Das geht nicht an,“ erklärte die, auf deren Hilfe die Brautleute so fest gerechnet hatten.

„Dann verzeih mir! Ich stellte die Bitte, weil ich meinem Liebsten dies versprechen mußte,“ sagte die Schwergedrückte recht kleinlaut.

„Dummes Ding, schwatz nicht so!“ schalt Bertha. „Habe ich Dir je einen Wunsch, den ich Dir gewähren konnte, versagt?“ Damit gab sie der Weinenden einen Kuß. „Wart, wenn Du mir nicht hübsch artig bist! Ich bin zur Hilfe nicht nur verpflichtet, sondern auch bereit; doch weißt Du, daß ich so meine eigene Weise habe, etwas zu thun. Bin eine echte Odemissen. Sagte Mütterchen nicht oft: ‚Die Bertha macht auch alles nach ihrem eigenen Odemissenschen Kopfe‘?“



Digitized by Google

Nach einigen Tagen fuhren beide Mädchen Salburg zu. Bertha zog bei günstiger Gelegenheit ihre Pflegemutter allein in ein Zimmer. „Mütterchen," begann sie, dieses in ihre Arme schließend, „verzeih mir, daß ich erst jetzt komme, um ein altes Unrecht gut zu machen. Mich hat es von jeher gedrückt, daß Dir bei der Abfindung von Deinem elterlichen Hofe zu kurz geschehen ist.

„Heute bin ich alleinige Herrin eines ansehnlichen Vermögens an Grund und Boden, Holz und Barmitteln und möchte, da mir jetzt niemand drein zu reden hat, die alte Unbill aus der Welt schaffen. Dort in jenes Pult lege ich ein Päckchen auf Deinen Namen gerichtlich übertragener Schuldverschreibungen. Die eine Hälfte des Gesamtbetrages reicht hin, Emma glücklich unter die Haube zu bringen. Eine Bedingung nur verbinde ich mit dieser freiwilligen Schenkung, daß Ihr derselben mir und andern gegenüber nie Erwähnung thut!"

Gerührt drückte die Frau das Pflegekind, welches ihr einen so großen Stein vom Herzen gewälzt hatte, an die Brust, seufzend: „Wie viel Segen ist nicht durch Dich in dies Haus gekommen." — „Nein, Mütterchen, weit mehr, als ich vergelten kann, habe ich von Euch empfangen!" gab die andere ihr zurück.

* * *

Wie ganz anders wurde Bertha durch das Leben in der kleinen Fürstenstadt berührt als früher! Alle Leute, mit denen sie zu verkehren hatte, waren voll von der ungesehenen Macht, welche der Beschützer des Rheinbundes gegen Rußland ins Feld führte. Sie wußten nicht genug die stattlichen Reiterscharen, die wohlausgerüsteten Heerhaufen Fußvolks zu preisen, welche durchgezogen waren. Die unendlichen Reihen französischer Geschütze sollten den wilden Horden des Zarenreiches nach ihrer Meinung übel zusetzen.

Für alle vom Fürstenhofe Abhängigen stand es fest, daß der Unüberwindliche mit neuem Ruhme, mit Siegen gekrönt, bald aus den halbasiatischen Steppen zurückkehren werde. Wieviel von dem Glanze, in dem der „Herrscher der Welt" strahlte, fiel nicht auf die herab, welche, mit ihm verbündet, ihre Truppen mit den seinigen hatten ziehen lassen!

Jetzt, wo sie in ihrem stillen Dorfe aus dem Munde des geliebten alten Herrn nur Verwünschungen über die Unterdrücker, leise Äußerungen von Hoffen auf Mißlingen des großen Heereszuges vernahm, berührten die überschwänglichen Lobeserhebungen des Fremdentums, das knechtische Beugen vor der Zwingherrschaft der Welschen, ihr Ohr auf das allerpeinlichste, schmerzlichste.

Sie wäre gewiß von Salburg mit ganz anderen Eindrücken geschieden, hätte sie die Flüche der bedrängten Bürger, die Angstschreie der geringen Leute, deren Söhne für Fremder Ruhm gefallen waren, vernommen. So schied sie von dem Orte, in dem sie die heiteren, glanzvollen Kinderjahre verlebt hatte, mit Empfindungen unangenehmer Art.

Draußen auf der Landstraße zogen große Züge rheinbündlerischer Reiter dahin. Bertha mußte einmal mit ihrem Wagen am Wege halten, um jene in ihren Bewegungen nicht zu hemmen. Manch schmucker Bursch saß jetzt auf hohem Rosse, der sein Heimatland, sein Vaterhaus nimmer wiedersehen sollte. Sie sangen, die Leute; doch nein! Es ging nur ein seltsames Summen durch ihre Reihen. Man hörte keinen Schlachtgesang, wie ihn etwa die Cherusker anstimmen mochten, als sie in die Hermannsschlacht zogen, oder wie ihn die Sachsen erschallen ließen, da sie die Scharen Kaiser Heinrichs des Fünften vor sich hertrieben. Es war ein sonderbares Kriegslied voll Spott auf die Franzosen, voll Fremdenhaß, dessen Schlußzeile immer lautete:

„Wir folgen dem falschen Napoleon nach."

Es war kein Sang, der in dem Reitersmanne, welcher mit dem Säbel in der Faust, dem Tode entgegenstürmt, Flammen der Begeisterung entfachen kann.

Wohl wollten Rittmeister und Lieutenant den Leuten den Mund zutreiben; es half nichts. Immer von neuem erklang das Lied vom falschen Napoleon. „So sehen Truppen, welche herrlichen Siegen entgegensehen, nicht aus," sagte die unfreiwillige Zuhörerin, an deren Ohr mancher Klang von Todesahnen, manche Äußerung dunkler Verzweiflung schlug. Nun waren sie vorübergezogen, die Reiter, und Bertha konnte die Fahrt weiter fortsetzen.

„Ihr Alter" stand schon auf einem Hügel, ihrer Ankunft erwartungsvoll entgegensehend. Er zürnte bitter, als ihm „das Kind" von den in der Fürstenstadt gemachten Beobachtungen berichtete; wie rieb er sich aber die Hände, als er das auf der Landstraße Gehörte vernahm! „Es muß noch einmal wieder ein Morgenrot über Deutschland aufgehen," sagte er, und sein Ahnen sollte ihn nicht betrügen.

Von Karl kam kein Brief, keine Nachricht, kein Gruß. Schreiben von seiner Hand wären auch schwerlich übergekommen, hätten seinen Lieben vielleicht nur Verlegenheiten bereiten können; von den Leuten aber, welche den Feldzug nach Rußland mitmachten, kamen nach einigen Wochen schon Mitteilungen, in denen über Mangel an Nahrung für Mensch und Vieh, große Dürre, unendliche Anstrengungen und Sterblichkeit unter den Mannschaften geklagt wurde. Hier und da hörte man Befürchtungen laut werden, welche in seltsamem Widerspruch zu der Sprache standen, die alle die amtlichen Siegesnachrichten führten.

Vom Einzuge der Franzosen in Moskau erzählte man, bald aber auch vom Brande der Kaiserstadt. Während die einen Napoleons Scharen an den Grenzen Asiens wähnten, flüsterten andere schon vom Rückzuge.

Bald ward es offenkundig, wie furchtbar russische Heere, Entbehrungen und grimme Kälte unter Napoleons Streitmacht aufgeräumt hatten.

Nach und nach kamen einzelne, dann Scharen Versprengter aus Rußland zurück. Der eine Flüchtling bot noch mehr als der andere ein Bild des Jammers und des Elends.

An einem der letzten Tage im Januar des Jahres 1813 ging Bertha vom Hofe, um im Freien etwas zu besichtigen, als ein Verwundeter in sehr zerrissenem Zeuge daherkam. Er sah sie erst groß

Digitized by Google

an, dann warf er seinen Stab hin und stürzte ihr zu Füßen. „Vergebt, Jungfer Bertha," flehte er, „ich that's ja notgedrungen, er wollte mir die Urkunden entreißen."

Erschreckt blickte sie den Menschen an. Was sagte er? „Ich that's, weil ich mir anders nicht zu helfen wußte! Deshalb schlug ich ihn."

„Unseliger! Was thatest Du?" fragte sie den Flehenden entsetzt.

„Ach, ich mußte es ja! In Notwehr schlug ich Eueren ‚Ältesten' nieder."

Es überkam sie ein Grauen, als sie den Totschläger ihres Vaters in diesem elenden Zustande, mit verzerrtem Gesichte, zu ihren Füßen liegen sah. Auf ihr Geheiß erhob er sich, den Vorgang erzählend, der so tiefes Weh über die vor ihm Stehende gebracht hatte.

Jetzt erst erkannte sie den Mann. Es war jener Franz, der Knecht vom Herrengute, der in jener Schreckensnacht auf dem Hofe seines Vaters den aushebenden Gerichtsdienern in die Hände gefallen, und von diesen für einen Rekruten erklärt worden war.

Er wollte jetzt zu seinen Eltern zurückkehren, dort gesunden und, da er dienstunfähig geworden war, als Knecht arbeiten.

Mild sagte die, welche er so tief betrübt hatte: „Geh in Frieden! Ich verzeihe Dir; doch meid diesen Ort, meid meine Nähe und schweig wie das Grab über das Geschehene, dann widerfährt Dir kein Leid."

„Dank! Unendlichen Dank!" sagte er schluchzend, versprach hoch und heilig ewige Verschwiegenheit und ging, indem er sich mehrmals nach der Tochter dessen, den er niedergeschlagen hatte, umsah.

„Dann hat also Karl meinen Vater sterbend gefunden, und die Leute gesandt, ihm zu helfen," sagte sie und schritt ernst, aber erleichtert dem Hause zu. Nun konnte sie mit reinster Freude die Wiederkehr des Heißgeliebten erhoffen.

## XXXII.

Der Winter ging unter bangem Fürchten und Harren dahin; ein frischer Hauch aber zog durch die Herzen der Vaterlandsfreunde, als Preußen seine Waffen wider den Erbfeind kehrte. Wie jauchzte der alte Kämpfer aus den Kriegen des großen Königs, wenn er von ersehnten Erfolgen hörte. Bitter war ihm die Nachricht von dem Rückzuge nach den Schlachten bei Lützen und Bautzen.

Alle heimlich verbreiteten Lieder begeisterter vaterländischer Dichter, die das Volk zur Erhebung aufforderten, fanden in ihm den willigsten Verbreiter. Welch ein Klang war's in seinem Ohre, als Bertha ihm ein Flugblatt vorlas, welches entgegen den Lügen, die durch öffentliche Maueranschläge verbreitet wurden, die Siege Bülows und Blüchers vom 23. und 26. August 1813 meldete! Der rauhe Krieger! Es fehlte auch ihm nicht an echter Frömmigkeit. Bewegt zog er seine Mütze ab. „Hab Dank, Du dort oben!" flüsterte er, „Du bist doch der Deutschen Gott und wirst Dein Volk nicht verlassen." — „Amen!" sagte sein Liebling.

Es war an einem Morgen gegen Ende des September. Adolf Behrenstein trat eben aus der Hausthür, als der alte Waldschütz vom Hirschsprunge, der unter ihm in preußischen Diensten gestanden hatte, daher kam. In großer Erregung schritt er, immer mit der Rechten winkend, heran.

„Frohe Meldung, Herr Hauptmann!" rief er, an die Mütze fassend. „Um Mitternacht beging ich meinen Bezirk, wo in letzter Zeit bei Dunkelheit mehrfach gefrevelt war. Von einem Äseplatze in die Ferne sehend, wurde mir's, als leuchte im Südosten heller Feuerschein am Himmel Was sollte das sein? Ich mußte es wissen und stieg deshalb zum Rabensteine empor. Da! Herr Hauptmann! In der Ferne leuchteten Wachtfeuer in langer Reihe! Dort lagert ein Heer! Das sind keine Franzosen! ‚Das sind ihre Feinde, unsere Befreier!' So rief ich, rief ich! Bis in die Morgenzeit blieb ich auf der Höhe, immer zu den lodernden Flammen hinübersehend, an denen unsere Retter lagern mußten.

„Als der Tag graute, stieg ich ins Thal hinab, der Landstraße folgend. Lange war ich gewandert, als ein reisender Kaufmann dahergeritten kam. Ihm waren am Tage vorher russische Reiter begegnet. Ihr Führer hatte in deutscher Sprache von einem Zuge gegen Kassel gesprochen, wo sie dem Muschö Hans Narr (Hieronymus Napoleon) einen Besuch machen wollten."

„Tausend Dank, alter Waffenbruder! Bei solcher Herzerquickung muß auch der Leib sein Teil haben. Darauf wollen wir in Rheinwein anstoßen." Hiermit zog Behrenstein den alten Gefährten ins Herrenhaus. Lange hielt jener dort nicht aus. Das ganze Dorf mußte wissen, welche Freude seine Brust erfüllte. Überall jauchzte man ihm zu.

Die Sprache, welche er jetzt führte, war noch kräftiger als früher. Es mußte heraus, was ihm im Innern glühte und flammte. Die Worte, in denen er von der Landesherrschaft, der Verbündeten des korsischen „Generalspitzbuben", sprach, waren gerade keine Zeugnisse von jener Anhänglichkeit, mit der er trotz alledem an seinem angestammten Herrscherhause hing.

Es giebt immer und überall böse Menschen. Waren es nicht Danhardts, so waren es andere, welche seine „staatsgefährlichen Äußerungen" den Behörden überbrachten.

Eben durchschwirrten Nachrichten von großen Siegen der Deutschen das Land, und Leute verschiedensten Standes besprachen sie auf den Dorfgassen, als vor dem Rittergute ein geschlossener Wagen hielt, welchem der Amtmann mit dem Gerichtsdiener und dem Wachtmeister entstieg.

Die drei gingen ins Herrenhaus und traten nach kurzem Aufenthalte mit dem Hauptmann heraus, als Bertha dazu kam. Sie begriff sofort, um was es sich handelte. Stürmisch warf sie sich um des Oheims Hals. Mit lauter Stimme rief sie alle Vorübergehenden, welche insgesamt eine drohende Haltung annahmen und den Wagen nicht fahren

Digitized by Google

lassen wollten, rief sie dann das ganze Dorf zusammen. Mit Dreschflegeln, Heugabeln, Wagenrungen kamen die Leute herbeigeströmt, den Alten, der neuerdings so herzensgut geworden war, zu befreien; dieser aber beruhigte sie. „Leute," rief er, „widersetzt Euch der Obrigkeit nicht. Geht ruhig fort. Man wird es nicht wagen, mir ein Leid zu thun; sollte es mir indes an den Kragen gehen, mag es sein; denn den Tod fürs Vaterland kann ich auf dem Schlachtfelde doch nicht sterben."

Von neuem warf sich Bertha an seine Brust und rief: „Dann gehe ich mit Dir ins Gefängnis, Dein Schicksal zu teilen, es zu lindern."

Leise wollte Behrenstein die Schluchzende beiseite schieben, als diese lauschend auffuhr. „Hört! hört!" rief sie mit einem Male. Da! Alle horchten auf. Oben vom Meddelbrinke her lautes Schmettern. Der Hauptmann zog den Hut vom Kopfe, ihn in den gefalteten Händen zusammenknitternd. Seine Lippen bewegten sich, seine Augen thränten. Betete er? Wieder lauteres Schmettern von Hörnern, ganz in der Nähe. „Preußische Flügelhörner!" rief der Alte. „Herr Gott, Dich loben wir! Herr Gott, wir danken Dir!" Horch, Hufschlag! „Hoch der König von Preußen!" erscholl's. Mutige Reiter, den Säbel schwingend, sprengten die Straße herauf. Dann: Trommelschlag und Pfeifenklang. Massen Fußvolks rückten heran.

„Leute, bringt Tische und Bänke unter die alte Eiche, heute ist hoher Festtag in Odemissen!" rief der Hauptmann. Viele Hände regten sich da. Bertha, Minna, alle Frauenzimmer vom Rittergute wie vom Meierhofe mußten Speise herbeischaffen.

„Heute mögen unsere Keller leer werden," sagte der Alte, und es dauerte nicht lange, so saßen Bauern und Krieger durcheinander unter dem Geäst der alten Eiche, in deren Wipfeln es heute rauschte wie einst in den Zeiten des Cheruskerfürsten. Der Tag, welcher erst ein Tag des Schreckens zu werden drohte, ward ein Tag der Freude, des hellen Jauchzens.

Der Herr Amtmann war der dummste nicht. Bei der unerwarteten Wendung, welche eintrat, gab er dem Kutscher einen Wink, nach Hause zu fahren; er selbst aber ging mit seinen beiden Getreuen auf einem Fußwege nach Tiefenthal, um sofort nach Salburg zu berichten, wie es ihm ergangen war.

Unter der alten Eiche stieg die Glut der Begeisterung immer höher empor. Laut erklangen vaterländische Lieder und manches Auge bekam schon einen ganz anderen, als den gewöhnlichen Ausdruck. Da trat noch ein Blaurock auf den Platz. An seinen Abzeichen erkannte man den Hauptmann; dieser aber trug den rechten Arm in einer Binde, das Haupt verbunden. In der Linken führte er einen kräftigen Knotenstock.

Einen Augenblick übersah er staunend das Treiben. Bertha bemerkte ihn nicht und drehte ihm eben den Rücken zu, als der Kommende laut ausrief: „Habt Ihr denn keinen Becher Weines für einen zerschossenen Krieger?" Mit dem lauten Rufe: „Karl!" ließ Bertha ihren Krug fallen, stürzte auf ihn zu, umarmte ihn, bedeckte ihn mit ungezählten Küssen. Laut jauchzend sahen alle diesem aufregenden Auftritte zu und manches Auge wurde feucht.

Oheim Adolf kam jetzt auch heran. Strammen Schrittes, wie ein Lieutenant, ging er auf seinen Karl zu. Schon wollte er diesen umarmen, als er kerzengerad stehen blieb, fest auf des Lieblings Brust sehend, feierlich die Hand grüßend an den Hut legte. Was sollte das bedeuten? Mit einem Hochgefühl, wie es nur ein Mann seiner Art empfinden kann, erzeigte er dem ersten eisernen Kreuze, auf dessen Brust, der ihm von allen Menschen der liebste war, seine Ehrerbietung. Dann umarmte, dann küßte auch er den, der ihm so lange gefehlt hatte.

Der laute Freudenschall lockte schließlich auch Frau Rat Mathilde Helloh herbei. Sie traute ihren Augen nicht, als sie dies seltsame Bild sah. Da erblickte sie das Brautpaar. Mit aufrichtiger Freude begrüßte sie warm den Langersehnten. Reine, heilige Gefühle durchwallten ihre Brust.

„Nicht wahr, Schwester," fragte Adolf, „nun hast Du nichts mehr dagegen, daß meine Bertha Frau Behrenstein wird?"

„Von Behrenstein," verbesserte der glückliche Bräutigam.

„Was hier, was da!" rief der Alte, „über solche Dinge sind wir heute hinaus." Mathilde aber drückte die früher so sehr Verkannte mit den Worten: „Lieb Töchterchen!" ans Herz.

Bis zur Stunde, bis die Kälte des Herbstabends die Leute ins Haus trieb, weilte diese Frau unter zechenden Kriegern und Bauern, zeigte sich fröhlich mit den Fröhlichen.

Bald schon war Hochzeit in Odemissen. Fast die ganze Gemeinde hatte sich versammelt, als das Brautpaar zur Trauung nach der Kirche schritt.

Kurz hernach zog Karl von Behrenstein mit seiner jungen Frau nach Salburg, wo jetzt selbst in Hofkreisen vom korsischen Tyrannen, vom deutschen Vaterlande geredet wurde.

Untüchtig zum Felddienste wollte er doch dem großen Zwecke, soweit er konnte, dienen. Mit dem Krückstocke in der Hand bildete er Mannschaften für Vollendung des großen Freiheitskampfes aus.

Später kehrte er auf sein und seiner Frau väterliches Erbe zurück, wonnevolle Tage verlebend.

Reicher Segen erblühte der ganzen Gemeinde aus dem Herzensbündnisse der Sprossen zweier früher tödlich verfeindeten Geschlechter.

Ende.

Digitized by Google

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Liesa.

Ums felsige Eiland zur Mitternacht
Da donnert's im Wogenbrande,
Da zucken die Schlangen des flammenden Lichts;
Doch Gewitter und Sturm, es gilt ihnen nichts,
Den verwegenen Männern am Strande.

Und sieh! Inmitten der trotzigen Schar
Ein Weib, hochragenden Leibes!
Wohl keines glich jemals auf Helgoland
Der blühenden Witwe, Frau Liesa genannt,
Wohl mancher begehrte des Weibes.

Vom Donner geweckt und vom zuckenden Strahl,
Empor vom Lager sie wankte,
Ein Traumbild entwich ihr, gar wunderbar:
Es brächten die wilden Wogen ihr dar
Das Glück, das sie heimlich verlangte.

Sie sieht, als ein Blitzstrahl erleuchtet die Flut,
Ein Schiff an den Felsen zerschellen,
Vergebens es mit den Fluten ringt,
Hinab in den grausigen Strudel es sinkt,
Und über ihm tosen die Wellen.

Geschäftig eilet die Männerschar,
Die Beute der See zu gewinnen,
Doch Liesa steht, starr an die Stelle gebannt,
Den Blick auf die dunklen Fluten gewandt,
Wie träumend in tiefem Sinnen.

Doch plötzlich durchzuckt sie's! Im Blitz sie gewahrt
Ein wildes, verzweifeltes Ringen.
Ein Mann ist's! Jetzt wirft ihn die Flut ans Land,
Dann naht sie aufs neue dem tückischen Strand,
Mit Gier ihren Raub zu verschlingen.

Da wirft sich entschlossen das mutige Weib,
Frau Liesa, den Wellen entgegen.
Hoch über ihr stürzet zusammen die Flut,
Des achtet sie nicht, bis im Arm ihr ruht
Des Meeres selt'ner Segen.

Ein Jüngling war's, den ein gütig' Geschick
Sie ließ vom Tode erretten.
Gar sorgsam hüllt sie in ihr Gewand
Den Armen und trägt ihn mit starker Hand
Ins traute Heim, ihn zu betten.

Und lange betrachtet sie inniglich
Den Fremdling im tiefen Schlummer,
Wohl schwächlich schien er, doch edler Art,
Ob er ihr zum Glücke gesendet ward,
Drob hegte sie heimlichen Kummer.

Doch sieh! Wie vom Blick der blühenden Frau
Der Jüngling vom Schlafe erwachte,
Wohl Staunen ergreift ihn ob dieser Stund',
Wie träumend hört er aus Liesas Mund,
Wer mutig ihm Rettung brachte.

Da ergreift es den Jüngling wunderbar,
Er wähnt sich aufs neue geboren:

„Hast Du mich gerettet aus wilder See,
So bin ich nun Dein, Du himmlische Fee,
Auf ewig zum Dienst Dir erkoren!"

Und ein glühendes Sehnen schwillt beider Herz,
Dahin die Zeit nun, die trübe;
Es sinkt in seliger Liebeslust
Das schöne Weib an des Mannes Brust;
So fanden sich beide in Liebe.

Es läutet das Glöckchen auf Helgoland,
Es kündet von hoher Freude:
Johannsen Daling aus fernem Land
In Liesa die liebende Gattin fand;
Den Treuschwur leisteten beide.

Und Tage seligsten Liebesglücks
Verflossen dem glücklichen Paare.
Doch manchmal nagte der Sehnsucht Schmerz
Nach der Heimat dem jungen Gatten ans Herz,
Der fern er schon etliche Jahre.

Und bange Sorge füllt Liesas Brust.
Wenn ihr der Gatte nicht bliebe!
Doch lehrte sie's, mit liebender Hand
Um den Gatten zu schlingen ein festes Band,
Die allmächtige Zauberin Liebe.

Da kam ein Mädchen aus fernem Land
Zurück zum Heimatstrande,
Mit Jugend und Schönheit lieblich geschmückt,
Des Zauber alle Herzen berückt,
Doch Unheil schuf es und Schande.

Und Liesas Gatten entbrennt das Herz
In lodernden Liebesflammen,
Zur Fremden zieht's ihn mit Zaubergewalt.
Wie schlagen beider Herzen so bald
In wilder Liebe zusammen.

Gar bitt're Kunde trifft Liesas Ohr;
Doch glaubt nicht, was heimlich gesprochen,
Das liebende Weib, bis selbst es gesehn,
Wie Liebe und Treue mit nichten bestehn,
Daß Daling den Schwur ihm gebrochen.

Da flammt es in wilder Eifersucht
Empor in Liesas Herzen.
Doch wenn ihr auch das Herz drob bricht,
Im steinernen Antlitz verrät sie nicht
Der verlorenen Liebe Schmerzen.

Doch einst, in stürmischer Winternacht
Tritt sie vor des Gatten Bette:
„Auf, Daling, mach Dich zum Sterben bereit!
Ich führe Dich in die Ewigkeit,
Daß Deine Seele ich rette!"

Aus süßem Traume er jäh erwacht
Und ruft mit entsetzten Sinnen:
„Du willst mich töten?" Verzweifelt er ringt,
Mit dämonischer Kraft ihn die Gattin bezwingt
Und führt ihn gefesselt von hinnen.

Digitized by Google

Drauf fährt sie im Kahn aufs nächtliche Meer
Weitab vom Strande den Armen.
Vergebens er um Gnade fleht,
Sein Hilferufen der Sturm verweht,
Die Gattin kennt kein Erbarmen.

Auf hoher See in finsterer Nacht
Heißt sie ihn zum Tod sich bereiten.
Er betet. Drauf nimmt sie die Fesseln ihm ab
Und läßt ihn mit starken Armen hinab
In die eisigen Fluten gleiten.

Wild brausen die Wogen um Helgoland;
Laut heult's um die Felsen am Strande;
Schon dämmert des Morgens rötliche Glut,
Da fährt im Nachen auf tosender Flut
Ein einsames Weib zum Lande.

**J. Beyer.**

---

## Sonntagskinder.

Von **G. Lotty.**

Sonntagskinder haben immer etwas vor anderen voraus; das steht nun einmal unumstößlich fest! Gar verschieden äußert sich dieses Besondere allerdings. Oft merkt es niemand als das Sonntagskind selber, daß es doch etwas Apartes ist, an Gottes Ruhetag das Licht der Welt erblickt zu haben. Manches Sonntagskind hat, wie man so sagt, Glück im Leben: was es angreift, gelingt; das eine findet alles Verlorene wieder; ein anderes hat Talent, dieses Reichtum, jenes Schönheit. Das sind allerdings wohl die wenigsten, denen man es sogleich von außen anmerkt, daß es Sonntagskinder sind, aber eine besondere Gabe ist dennoch jedem mitgegeben. Das eine versteht die Vogelsprache, und wenn alle anderen Sterblichen nur Vogelgezwitscher hören, da klingen dem Sonntagskinde süße, bezaubernde Lieder von Liebe, Glück, Heimat und Frieden, und kehrt es mit solchem Klang im Herzen heim, dann leuchten ihm die Augen; aber das Alltagskind ist erstaunt, wenn es auf seine Frage, was dem andern denn begegnet sei, hört, der Vöglein Gesang sei so wunderfüß gewesen, und kann nicht begreifen, was daran nur so Besonderes gewesen sein kann. Ja wenn es wüßte, was das Sonntagskind gehört hat! Ein anderes versteht der Blumen Sprache und Wesen. Wie sie im Mondenschein flüstern, im Winde sich biegen und neigen, wie sie glühen und duften, wenn die Sonne sie wach küßt, erschrocken die Blättchen zusammenfaltend, wenn der Sturmwind kommt, daß er kein Blättchen aus ihrem Kranz entführe, wie die Thränentröpfchen funkeln in ihren Kelchen, in Leid um eine entblätterte Schwester, in Freude um eine erschlossene Knospe. Ein Sonntagskind, das am Meere geboren, versteht, was jede Woge erzählt, ehe sie am Eiland zerschellt. O, niemand erzählt schöner als die Wellen! Von fernen Ländern, von der glühenden Sonne und den dunklen Menschen, die sie bescheint, von den segelnden Schiffen und von den goldenen Sternen, die sich in den Wellen spiegelten und die manchmal in lauen Nächten, wenn stille Sehnsucht die ganze Welt durchzieht, sich vom Nachthimmel herabstürzen durch das All, in dunkle unbekannte Tiefen — sie erzählen von Kampf und Sturm, von Seeungeheuern und lieblichen Meerfrauen, die sich auf den Wellen schaukeln, von allem, allem wissen sie etwas. Die Natur belauschen, sie verstehen in ihrem ewigen Wechsel, das ist so recht eine Gabe vom lieben Herrgott fürs Sonntagskind. Ja, eine Lichtgestalt stand an jeder Wiege eines solchen, hat es im Schlaf geküßt. Schlägt dann das Kind die Augen auf, dann ist etwas ganz Besonderes darin. Die Augen werden deshalb gerade nicht immer schön, sie bleiben oft ganz unscheinbar in Form und Farbe, aber ein Funken ist darin, der glüht und leuchtet. Die Lichtgestalt heißt Phantasie! Solch Sonntagskind bin ich! Kein Glück, kein sonnendurchflutetes Leben liegt hinter mir, mein Herz hofft auch nicht mehr von Tagen zu Tagen, was mir der blühende Frühling nicht trug, werde der Herbst mir noch tragen, aber die Phantasie hat mich geküßt und mir ihr buntes Zauberreich erschlossen. Die Göttliche trägt mich fort über Länder und Meere, nach Grönlands Eisbergen, nach des Südens Glut und Glanz. Sie erschloß mir das Reich der Natur, die Sprache der Tiere und Blumen, alles, alles ist mein; war wohl je ein König so reich, als ich kleines bescheidenes Sonntagskindchen?! Und welche Wünsche und Ideen ich habe, das glaubt gar keiner; manchmal lächelt selbst die Phantasie über mich und denkt sicher, daß so etwas selbst bei ihren tollsten Lieblingen noch nicht vorgekommen sei. So hatte ich mir denn schon oft gewünscht, ich möchte einmal in die Herzen der Menschen schauen können; es müßten lauter Gärten sein, dachte ich mir, und ich darin herumspazieren können. O, wie das lehrreich und interessant sein würde. Ich jauchzte vor Freude, wenn ich daran dachte. Ich begab mich zur Phantasie und stellte ihr meinen Wunsch so recht beweglich vor. „O Kind, welch Begehren," lächelte sie, „Du würdest tief erschrecken! Und dann," meinte sie, als ich stürmisch verneinte, „weiß ich nicht, ob das nicht hieße, vom Baum der Erkenntnis eine noch unreife Frucht brechen. Nun, ich will sehen, was ich für Dich thun kann."

Ein glühender Sommersonntag neigte sich zu Ende, dunkelrot leuchtete die Heide, als ich nach einem Streifzug durch die Fluren mich mitten ins blühende Heidekraut legte. Wie habe ich doch immer die kleinen rosa Glöckchen geliebt! Von Gottes Hand ein rosenroter Schein über ein armes dürres Stückchen Erde gebreitet und die harten braunen Stämmchen der Heideblume stehen da so unverzagt, genügsam und treu, gerade wie die Heidekinder selber. Träumend schaute ich einem Spinnchen zu, das seine feinen Fäden von einem Wachholderzweig zum andern zog. Wie ich lange hinsah, da wuchs das kleine Netz an, groß und größer und wogte immer näher zu mir, bis es mich wie ein riesiger dichter silberner Schleier umwob. Ich wollte aufspringen, aber ich konnte es nicht, wie gebannt blieb ich liegen und schloß die Augen. Leises Klingen ließ mich aufschauen. Da stand umwallt von Nebelschleiern ein Engel vor mir, mildes Licht ging von ihm aus und von seinen Zügen strahlte eine Reinheit, wie man sie manchmal bei kleinen schlafenden Kindern sieht. „Komm mit," sagte er und das klang wie Musik. Ich erhob mich sofort, wagte jedoch nicht zu fragen, wohin? Er schwebte voraus in die Luft, ich fühlte, wie ich aufgehoben wurde und sah, daß mich eine Wolke trug. Der Atem stockte mir; war das der Tod? Flog ich fort ins Jenseits, wie ich mir so oft ausgemalt hatte und immer mit einem gewissen Schauer, aber doch voll Neugier, wie es sein möchte? Nun konnte ich es nicht mehr aushalten und fragte ganz bescheiden: „Führst Du mich ins Jenseits?" Der Engel antwortete: „Nein, zu den Herzen der Menschen." Ehe ich mein Entzücken und meinen Dank ausdrücken konnte, sprach er: „Da sind wir." Vor mir dehnte sich eine un-

Digitized by Google

endliche, unabsehbare Fläche, über der leichte Nebelschleier hingen, ich vermochte nichts deutlich zu erkennen, doch schien es, als sei ich in einem Garten mit größeren und kleineren herzförmigen Beeten. Der Engel hob seine Hand und deutete vor uns. Ich schrie auf vor Entzücken. Silberweiß leuchteten da Blumensterne, Blätter, Gräser und darunter schimmerte es in den prächtigsten Farben; es sah aus als ob ein dichter Silberflor über die köstlichsten, farbenreichsten Blüten gelegt sei. Als ich näher trat, bemerkte ich, daß es Schnee und Reif war, der über allem lag und eisige Kühle wehte mich an. „Wie schade um die Blumen!" rief ich aus, „woher kommt das?" — „Es ist das Herz eines gottbegnadeten Dichters, herrliche Blüten wuchsen aus seinem Herzen und seinem Geiste, da verriet ihn sein Liebstes und nun sind Haß und Menschenverachtung gekommen und haben ihren Reif auf alles gelegt!" — „Wird kein Frühlingswind je den Schnee forttauen?" fragte ich betrübt. „Wir hoffen!" erwiderte der Engel lächelnd. Nun traten wir vor einen anderen Herzensgarten. Goldgelbes Tausendgüldenkraut wucherte üppig darin, ein häßliches Schlinggewächs mit großen, grauen, glatten Blättern bedeckte jede freie Stelle, einige schreiendrote Verbenen, brennende Liebe genannt, und als Mittelpunkt eine große bunte Glaskugel, wie man sie sehr oft in den kleinen Vorgärten der Villen sieht und die ich immer so häßlich gefunden. „Wem gehört dieses Herz?" fragte ich. „Einem reichen Manne," antwortete der Engel, und mir war, als läge leises Grollen in seiner sonst so silberklaren Stimme, „das Tausendgüldenkraut ist die Liebe zum Geld, die alles überwuchert. Du wirst dieses Kraut in so vielen, ach so vielen Herzen finden und auch das Schlinggewächs in fast allen, denn es ist die Ichsucht." — „Und die Glaskugel?" fragte ich. „O, das ist die Eitelkeit. Die Prahlsucht, der Mammon, der Ruhm, alles muß sich noch darin bespiegeln!" Weiter ging es. Wir blieben vor einem ziemlich öden Fleckchen stehen. Brennesseln und Unkraut aller Art mußte darin gewesen sein, doch jetzt lag es ausgerissen und verdorrt am Boden, einzelne Dornenzweige lagen auf dem Unkraut, wie um es an neuem Emporschießen zu hindern, in der Mitte war eine Stelle frei, und dort stand auf feuchtem Grund ein kleiner Rosenstrauch, eine einfache, aber süß duftende Blüte hing daran. „Jedesmal, wenn ich komme," begann mein geflügelter Begleiter, und jetzt zitterte seine Stimme wie in verhaltenem Jubel, und aus seinen herrlichen Augen brach ein Strahl himmlischer Freude, „liegt wieder mehr Unkraut am Boden und die Rose hat neue Schößlinge und Knospen, und von der Tafel, wo Sünde und Unrecht verzeichnet steht, darf ich ein Zeichen auslöschen. Es ist das Herz einer Magdalena, einer büßenden. Die Rose ist die ehrliche Arbeit, mit der sie ihren kranken, alten Vater ernährt und ihm, der ihr verzieh, das Leben verschönt." Ich schwieg beschämt; hätten wir Menschenkinder da unten wohl die Rose so hoch geschätzt?! Nun standen wir vor einem sehr sauber gehaltenen Fleckchen Erde. Alles war hübsch ordentlich abgeteilt, einige Immortellen, ein Strauch Fingerhut standen zusammen, Küchen- und Heilkräuter auf der andern Seite, alles grün und frisch, aber ohne jede Blüte, so reizlos, so nüchtern. „Das Herz einer sehr praktischen Hausfrau?" fragte ich etwas naseweis. „Ach nein," lächelte der Engel. „Einer Diakonissin Herz; sie thut alles aus Pflicht, sie wollte ein Amt haben, aber keine Liebe, kein göttlicher Funke des Erbarmens glüht im Herzen." Und ernst schüttelte er das Haupt. „Hier das letzte Herz, was ich Dir zeige," fuhr er fort, „sieh es Dir genau an!" Ich sah ein eigentümliches Chaos vor mir. Hier standen einige großglockige Maiblumen, aber halbzertreten, und dennoch sterbend noch Wohlgeruch spendend, daneben rote Erika — ach, die liebe Heimatblume! — und da, o wie garstig, ein tüchtiger Schoß jener unangenehmen Schlingpflanze wuchs lustig inmitten einiger Disteln mit besonders scharfen, vorspringenden Stacheln, dazwischen ein Fleckchen brach und unbepflanzt; hie und da lugte grünes Moos lustig vor. Im Mittelpunkt, ganz rein von Unkraut war die Stelle, blühte aber eine wundervolle schneeweiße Lilie, ein zauberisch süßer Duft wehte aus ihrem Kelch, in dem ein großer Tautropfen, wie eine leuchtende Perle lag. „Es muß ein sehr sonderbares Menschenkind sein, dem dieses Herz gehört," sagte ich leise. „Ja," sagte der Engel, und war es Einbildung oder zuckte es wie ein schelmisches Lächeln um seine Lippen, „sehr sonderbar und ich will es Dir erklären. Die Maiglocken sind die Begeisterung für edle Menschen, und hier wurden dieselben zerstört, aber sie werden neu emporblühen, hier, die Erika ist die Liebe für Natur und Heimat und die Disteln die Empfindlichkeit, die gleich ein scharfes spitzes Wort bereit hat zum Stechen und Verwunden. Du siehst, sie sitzt da mitten in der Ichsucht; die Lilie hingegen ist die reine, selbstlose, alles tragende Mutterliebe dieses Herzens. Um jener Lilie willen mit dem Thränentau der sorgenden Liebe wird viel Unkraut übersehen!" Mir war so eigen zu Mute; je mehr ich den Herzensgarten ansah, desto bekannter kam er mir vor, ja, ich glaubte einen großen, schmalen Lackstiefel zu sehen, der die kleinen Maiblumen kürzlich so unbarmherzig zertreten, und die Erika — die Disteln — ach und die Lilie — „mein Kind," schrie ich auf. Der Engel verschwand und mir war es, als versänke ich ins Endlose.

Über der Heide lag Dämmerung, wo die Sonne hinabgetaucht war, glimmte noch ein matter rosiger Schein und der Abendstern lugte durch die alten Föhren. Ich ging langsam und nachdenklich heim. Es ist doch sehr gut, ein Sonntagskind zu sein. Wie wäre ich wohl sonst zu den Herzen der Menschen gekommen!

---

## Worte des Trostes.

Du kannst Dein eig'nes Leid nicht tragen,
Es dünkt so tief Dir und so schwer?
So mußt nach fremdem Leid Du fragen,
Versenken Dich in fremde Klagen —
Die eig'nen hörst Du dann nicht mehr.

Das eig'ne Leid muß klein Dir scheinen,
Wenn Du bedenkst das Weh, die Not,
Wodurch viel tausend Augen weinen!
Wenn Du von aller Schmerz den Deinen
Nur kennst, so bist Du seelisch tot.

**Christian Morgenstern.**

---

Digitized by Google

## Zu dem Tolstoj-Aufsatz.

Dr. Eugen Kühnemann hat mit wohlthuender Begeisterung über Tolstoj gesprochen. Die Jugend, wenn sie nicht verdorben ist, hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, begeistert zu sein. Und sicherlich liegt in dem Wirken des Grafen ein Zug, der mit sich reißen kann; dieser Mann verdient Achtung und Verehrung. Aber nicht mehr, als mancher Held und manche Heldin der Menschenliebe; ja vielleicht stehen andere darin dem Herzen Gottes noch näher. Ich erinnere an jenen armen Priester, der es sich zur Aufgabe gesetzt hat, verwahrloste Kinder des Londoner Elends-Viertel — Straßen-Araber — vor geistigem und körperlichem Untergange zu retten; ich erinnere an jenen andern, der mit den verlassenen Aussätzigen auf einer Insel im Meere gelebt, sie gepflegt, ihnen Trost zugesprochen hat, bis sein eigener Körper, von der Krankheit zerfressen, zusammengebrochen ist. Diese stehen meinem Leitbilde von Nächstenliebe noch näher als Tolstoj. Sie hatten nichts als ihre Hände, nicht die Macht der Feder, nicht weltlichen Besitz, nicht ein Schloß im Hintergrunde ihrer Eremiten-Behausung; niemand kam ihnen zu Hilfe, kein Weib, keine Kinder erquickten ihr Herz; lange, lange Jahre kümmerte sich kein Stein um ihren Heldenkampf, und von des zweiten Mannes Wirken, das Jahrzehnte gedauert hat, erfuhr die Welt kaum früher, als nachdem er gestorben war.

Ja, Tolstoj kleidet sich wie ein Muschik, er befohlt selber seine Stiefel, er lebt einfach; er beschränkt sich auf wenige, fast ärmlich eingerichtete Räume seines Herrensitzes; er ist unablässig thätig, durch Schreiben und Handeln seine Überzeugungen zu verbreiten. Und in diesen selbst liegt ein Kern der Wahrheit. Unser Leben ist zum Teil Lüge, Unsittlichkeit, Widerspruch gegen das Christentum, das die Lippen bekennen. Das Gold hat die Menschheit vergiftet, die Herrschenden und Besitzenden entsittlicht; die Wissenschaft, vornehmlich die der Natur, hat oft den Blick auf das Ganze verloren und durch Unterstützung und Ausbreitung des Materialismus die Völker des Abendlandes schwer geschädigt; Kunst und Dichtung haben sich nur allzulange in den Dienst des Goldes gestellt und sich dem Volke entfremdet und die Priester durch starre Betonung des Äußerlichen Millionen von Seelen von sich fortgetrieben. So ist gar viel gesündigt worden. Und es verdient Dank der Mann, der wie viele vor ihm, aber mit minderem Erfolg, gegen die verhängnisvollen Verbrechen der Zeit aufgetreten ist. Aber in seinen Heilmitteln verborgen liegt, meines Wissens noch niemals erkannt, der russische Quietismus. Er kämpft aus ehrlichster Überzeugung für sein Christentum, aber es ist ein *Christentum der Unkultur*. Die Rückkehr zur Natur fordern mit ihm, forderten schon vor ihm Hunderte ernster, einsichtiger Männer. Aber Tolstojs Naturbegriff ist ein zweischneidiger. Für Menschen der *Überkultur, die*, wie Tolstoj selber, alle Genüsse und Vorzüge der höheren Schichten genossen haben, ist dieses natürliche Leben ein Heilmittel, für die unteren Schichten aber ein Gift, weil es jedes geistige Vorwärtsstreben ersticken müßte. Gewiß kann der Mensch leben vom Brote allein, das er sich selber gesäet, das er geschnitten und gedroschen hat; sicherlich kann er leben in einfachen Hütten, ohne die Scheingenüsse der Städte, kurz mit wenigen Bedürfnissen. Die ungeheure Mehrzahl der Erdbevölkerung lebt ja heute noch so. Aber in dem Bedürfnis liegt auch ein Hebel, nicht nur zur *äußeren Kultur*, sondern zur *inneren Gesittung*. Es kann auch ein natürliches Leben geben, das sich als Ergebnis hoher Gesittung einstellt. Und dieses ist's, dem unbewußt die Menschheit entgegengeführt wird. Tolstojs Leitbilder sind mir aus *seinem* Wesen und aus dem des russischen Volkes vollkommen verständlich. Aber es ist ein Herzensirrtum, zu glauben, daß sie wahrhaft erlösende Macht in sich tragen. Vor allem aber ein Irrtum ist's, zu denken, daß sie dem germanischen Wesen jemals entsprechen könnten. Wenn wir einmal — und die Zeit wird kommen — innerlich gesundet sind, so wird das germanische Gemüt wieder vorwärts dringen, wird Geist und Natur versöhnen, eine Weltanschauung schaffen, die das Edelste und Reinste des Christentums in sich enthalten, es aber nicht in einer unmöglichen Bedürfnislosigkeit ausprägen wird. Es wird alle Einrichtungen des Staates, wie die Gliederung der Blutsgenossen und deren Beziehungen verinnerlichen, wird der Wissenschaft, der Kunst, Dichtung und Religion die Seele geben, die ihnen allen heute noch fehlt oder verloren gegangen ist.

Ich werde für Tolstoj stets herzliche Verehrung hegen, seine Menschenliebe bewundern, aber trotz allem vermag ich ihn nicht anzuerkennen als „Vater und Meister" — am wenigsten für unser Volk. Aber nicht leugne ich, daß die Mahnworte seiner sittlich-religiösen Schriften auch bei uns tausende von schlafenden Gewissen, oben und unten, aufrütteln können und für die sittliche Bewegung, die sich seit etwa zwei Jahrzehnten vorbereitet und bald ganz Europa umfassen wird, großen Wert besitzen. Sie haben manchem schon die Augen geöffnet, sie werden dieses Staarstechen noch bei manchen besorgen können. Auch andere Schriften haben das gethan. Die Menge dieser Geheilten, der Schauenden nimmt von Jahr zu Jahr zu. Und die Schauenden werden Sehende werden und diese die Kulturträger einer nicht mehr zu fernen Zukunft. Doch vergesse man nicht: diese Hoffnungen beziehen sich nur auf Europa. Die Woge der Zukunftsgesittung wird sich am Ural brechen.

O. v. L.

---

## Ein hartes Herz.

Es ruh'n im Saitenspiel gebannt die Tongewalten,
Bis zur Erlösung sie des Meisters Hand berührt,
Und ihre reine Flut des Geistes Traumgestalten
Von Harmonien umwogt durch Kampf zum Siege führt.

So auch das Menschenherz, in dessen reinen Saiten
Des Lebens Sturm gebraust, der Schmerz den Ton gebannt,
In dessen Tempelbau, dem vor Gott selbst geweihten,
Der Thränen Flut gelöscht der heil'gen Flamme Brand.

Das von des Schicksals Hand in dunkle Nacht gestoßen,
Mit seinem eig'nen Blut der Liebe Flamme nährt;
Das aus der Welt des Glücks, der Liebe ausgeschlossen,
Nur mit den Geistern mehr vergang'ner Zeit verkehrt.

Die Welt nennt hart solch Herz, dem, um dahinzuschmelzen
Wie Gold in Feuersglut, ein liebreich Wort oft fehlt,
Von dessen Glückes Grab den Stein hinwegzuwälzen
Oft eines Kindes Hand die Macht der Liebe stählt.

Es giebt kein hartes Herz, auch kein's so fest verschlossen,
Daß seinen Pulsschlag nicht vernähm' der Liebe Ohr;
Wie unterm Mosesstab aus Felsen Quellen flossen,
So springt von ihr berührt der Liebe Quell empor.

Digitized by Google

## Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Menschen von innerlich rohem Wesen haben oft ein merkwürdig feines Gefühl für die geistige Überlegenheit edler Naturen. Sie werden dadurch vor sich selbst gedemütigt und vergelten diese Kränkung mit meist unversöhnlichem Haß.

*

Wenn Dich hundert Menschen getäuscht haben — das heißt, Du Dich in ihnen getäuscht hast — so mißtraue dennoch nicht dem hunderterſten. Denn seine Liebe kann Dich für alles Leid reich entschädigen.

*

Die von andern am meisten Liebe nehmen, besitzen selber davon am wenigsten. Nur die Liebe geben, ohne Ersatz zu verlangen, sind und bleiben reich.

*

Am meisten Knecht seiner selbst ist der Herrschsüchtige.

*

Das Licht, das Deine Gottes- und Menschenliebe in fremden Herzen entzündet, leuchtet Dir selber in der Nacht des Leides.

*

Künstler und Schriftsteller, die in hohem Ton von ihren Erfolgen sprechen und fremdes Verdienst verkleinern, sind innerlich fast stets über ihre Wirkungen unsicher.

*

Kleine Schmerzen, die uns Menschen und Weltlauf bereiten, dürfen wir nicht pflegen und nähren, sonst werden sie zu großen Leiden. Ritzwunden des Lebenskampfes soll man nicht beachten, dann heilen sie am raschesten.

*

Jedes echte Dichterwerk spricht mehrere Sprachen: es sagt anderes dem Jüngling, dem Manne und dem Greise. Ein Buch, das wir nicht auf allen drei Stufenleitern der Entwicklung mit Freuden lesen können, hat nur mittleren Wert.

*

Das Tiefste kann schlicht gesagt werden, das Flachste sehr gelehrt. Leider liebt die Menge den Schein zu sehr, um der einfachen Wahrheit zu folgen und darum wird diese stets am wenigsten erkannt.

*

Nur sehr reiche Geister dürfen sich gestatten, einseitig zu sein. Der Durchschnittsmensch, der nur auf einem Gedanken durchs Leben trabt, reitet ihn bald lahm, so daß er versagt, wenn es zum Sprunge kommt.

*

Wer für einen falschen Gedanken ichfreie Begeisterung hegt, kann dadurch persönlich bereichert werden. Sobald er aber seine Begeisterung auf andere, auf die Massen überträgt, wird diesen zum Fluch, was ihm Segen sein konnte, denn es weckt die Ichsucht. Und an ihr scheitert zuletzt der uneigennützige Verkünder des Falschen.

*

Kein größeres Unglück giebt es für Kinder, als in einer Ehe aufzuwachsen, wo in Erziehungsfragen der Wille des Vaters und der Mutter nebeneinander zur Geltung zu kommen streben. Solche Kinder treten zumeist mit gebrochenem Willen ins Leben.

*

Die Köpfe eines großen Teils der heutigen Menschen sind nicht mehr Heimstätten seßhafter Gedanken, die sich natürlich und gesund entwickeln, sondern Gasthöfe, in denen durchreisende Ideen fremder Herkunft für einige Tage absteigen. Kein Wunder, wenn sie zuweilen ganz leer stehen und nur paßlosem Gesindel zum Unterschlupf dienen.

*

Im geistigen Zwielicht unserer Tage hält man manches für einen Geist, was nur ein mit Zeitungspapier bekleideter Haubenstock ist.

*

Die Menge wäre sicher „souverän“, wenn Millionen einen Kopf haben könnten. Das geht nun nicht und darum bedarf sie der Leithämmel. Was aber solche nötig hat, ist weder, noch wird es jemals souverän werden. Massen wirken auch niemals geistig, sondern nur mechanisch, das heißt durch Druck nach einer Richtung, durch einen solchen lassen sich aber niemals geordnete Gebilde schaffen.

*

Wenn der Kritik nichts mehr zum Verneinen übrig bleibt, zerstört sie sich selber.

*

Man sagt, die Gegenwart eines Menschen sei durchaus von der Vergangenheit bestimmt. Ich habe oft gefunden, daß sie viel mehr von der geträumten Zukunft bedingt ist. Das Bild, das Du Dir von dieser machst, kann so gewaltig wirken, daß es Dich von allen Bedingungen Deiner Vergangenheit losreißt. Das Nicht-Seiende wird so Dein Zwingherr.

---

## Der Wünsche Friedhof.

Im Herzen liegt ein Friedhof,
Und am Feierabend,
Wenn die Seele müde von des Tages Last,
Dann tritt sie durch die stille Pforte
Und geht zu jenen Hügeln,
Unter denen schlummert,
Was ihres Lebens Wonne einst,
Und betet.
Im langen Grase flüstert's
Und Schatten ziehen um die Hügel.
Im blassen Lichte der Erinnerung
Steht vor des Geistes Auge, was einst war
Und feurig nach Entfaltung hat gerungen.
Ein Hügel hier, darüber Rosen neigen
Und ihre Blätter still herniederstreun.
„Mein Lieben,“ sagt die Seele und geht weiter
Zu einem kleinen Grab, von Veilchen blau.
„Mein Mutterglück, mein Allerheiligstes.“
Hier hohe Schwerterlilien, dunkler Lorbeer.
„Mein Ehrgeiz.“ Und die Seele lächelt,
Geht lächelnd weiter zu der Hoffnung Grab,
Das dichter Epheu zäh umspinnt,
Zum Tausendgüldenkraut,
So niedrig, wie der Trieb,
Dem schon sein Name fröhnt.



Digitized by Google

Dort an der Mauer, abseits von den andern
Ein Hügel, wild von rotem Mohn umweht.
Drin schläft die heiße Lust der Welt.
Zu ihm auch tritt die Seele,
Blickt umher und flüstert
Ein Gutenacht den Wünschen, die gestorben.
So schwer gestorben,
Mit dem Tod gerungen
Und fast die lebenswarme Brust gesprengt,
Drin sie gewohnt in sonniger Jugend Tagen,
Gepflegt, verwöhnt, ein Abgott diesem Herzen,
Das dann sie selber in den Sarg gelegt.
Und wie die Seele auf dem Gräberfeld
Die Augen hebt, da blickt sie auf das Kreuz.
Es breitet seine weißen Marmorarme
Durch Abenddämmern ihr entgegen.
„Der Glaube lebt, ob auch die Wünsche sterben.
Und zeigt das Kreuz von dieser Welt nach oben,
Wird, wer es trägt, von hier emporgehoben.
Der Glaube lebt!"

**Agnes Harder.**

---

## Zeitschriften.

Angezeigt von O. v. L.

**Der Kunstwart.** Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgeber: Ferd. Avenarius. (Dresden, A. Stephanieplatz 3.)

In selbständiger Haltung, von großem Gerechtigkeitsgefühl geleitet, geht das Blatt seinen Weg weiter. Es unterstützt das Werdende, ohne dessen Ausschweifungen gut zu heißen, bekämpft Veraltetes, ohne gutes Alte preiszugeben. Es giebt wenige Zeitschriften auf diesem Gebiete, die ich den Lesern als einen Führer empfehlen könnte, der „Kunstwart" gehört zu ihnen. Und wenn auch zuweilen ein Mitarbeiter etwas weitergeht als nötig, so dämpft die ruhige Art des Herausgebers den Übereifer. Jeder, der für Dichtung, Plastik, Malerei oder Musik Teilnahme hegt, ob schaffend oder genießend, findet in dem Blatte Anregung und Förderung. Der Bezugspreis stellt sich auf 2,50 Mk. im Vierteljahr für 6 Hefte.

**Der Zuschauer.** Halbmonatsschrift für Kunst, Litteratur und öffentliches Leben. Herausgegeben von Otto Ernst und Constantin Brunner. (Hamburg II. Durchschnitt 16.) 3 Mk. im Vierteljahr.

Das Blatt tritt mit dem uns zugesandten Hefte vom 1. Januar in das 2. Jahr seines Bestehens. Es ist also sehr beträchtlich älter als viele der anderen litterarischen Zeitschriften des letzten Jahrzehnts, die meist nach 3—6 Monaten in die Walhalla der toten Blätter hinübergegangen sind. An Stelle von Leo Berg ist Otto Ernst in die Leitung eingetreten. Das Blatt hält sich in der Mitte zwischen den „Alten" und „Jüngsten", was sicher Billigung verdient. Das Heft bringt neben einigen schönen Gedichten von Fitger und dem Prinzen Schönaich-Carolath eine etwas schwächliche Novelle von Axel Delmar, eine sehr beachtenswerte Schilderung „Aus der litterarischen Geschäftspraxis" von A. Reichenbach; Besprechungen, u. a. Als Beilagen erscheinen der „Pasquino", eine Art von satirischem Witzblatt, und der 1. Bogen eines Romans aus dem Französischen des H. Gréville.

**Neue litterarische Blätter.** Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur. Herausgegeben von Franziskus Hähnel. (Bremen, J. Kühtmanns Buchhandlung. [Gustav Winter.])

Das Blatt ist geschickt geleitet. Es steht begreiflicherweise — Hähnel ist 1864 geboren — mit seinen Sympathien auf Seite der jüngeren Dichter, ohne aber in seinem kritischen Teil gegen Schöpfungen der älteren Schriftsteller den Knüttel zu schwingen. Es erscheint monatlich einmal und kostet 3 Mk. im Jahre.

**Jung-Deutschland und Jung-Elsaß.** Halbmonatsschrift für Dichtkunst, Kritik und modernes Leben. Verleger und Herausgeber: G. L. Kattentidt. (Straßburg i. E., Heuplatz 2.) Bezugspreis 3 Mk. für das halbe Jahr.

Das Blatt bringt hauptsächlich Gedichte, der Mehrzahl nach von jungen Schriftstellern, kleine Prosabeiträge und Bücheranzeigen. Bei der Wahl der lyrischen Gedichte dürfte der Herausgeber etwas größere Strenge walten lassen.

**Das Recht der Feder.** Halbmonatsschrift für die Berufsinteressen der deutschen Schriftsteller und Journalisten. Organ verschiedener Schriftstellervereine. (Berlin W. 9., Linkstr. 31.)

Das Blatt behandelt so oft Fragen, die allem Federvolke wichtig sind, daß es beste Empfehlung verdient. Es kostet nur 1,50 Mk. im Vierteljahre.

**Das Atelier.** Organ für Kunst und Kunstgewerbe. Geleitet von Hans Rosenhagen. (Wilhelm u. Brasch, Berlin SW., Schützenstr. 68.)

Das vortrefflich geleitete Blatt hat sich nun ganz entschieden auf die Seite der Jungen gestellt. Das beweist der Bericht über die dritte Ausstellung der „XI" in Schultes Kunstsalon. Man fühlt, daß der Beurteiler mit dem Herzen bei der Sache ist. Und da darf man nicht mäkeln, wenn die Begeisterung vielleicht doch etwas zu lichterloh aufschlägt, wie es L. v. Hofmann gegenüber geschieht. Begeisterte Berichterstatter sind so selten, daß man sich ihrer freuen darf. Und Hofmann ist von anderen Seiten so verständnislos verhöhnt worden, daß es den ruhigen Beobachter empören konnte. Sehr richtig ist R.'s Verurteilung von Klingers „Kreuzigung". Dank verdient auch der kurze Aufsatz „Noblesse oblige". Reichhaltig wie stets ist die Abteilung der kleineren Nachrichten. (2 Mk. im Vierteljahr.)

**Prometheus.** Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte in Gewerbe, Industrie und Wissenschaft. Herausgegeben von Dr. Otto R. Witt. (R. Mückenberger, Berlin SW., Dessauerstr. 13.)

Die vorzüglich geleitete Zeitschrift erhält sich dauernd auf der gewonnenen Höhe. Die Aufsätze sind niemals trocken, aber trotz der anregenden Darstellung stets ernst und gediegen. Besonders hervorgehoben seien die „Transatlantischen Briefe" des Herausgebers, die sich auch durch die gefällige Darstellung auszeichnen. Ich empfehle die Wochenschrift angelegentlich. (Preis 3 Mk. im Vierteljahr.)

**Das zwanzigste Jahrhundert.** Deutschnationale Monatshefte für soziales Leben, Politik, Wissenschaft, Kunst und Litteratur, geleitet von Fritz Lienhard und Hans Lüstenöder. (H. Lüstenöder, Berlin W. 30., Elßholzstr. 2.)

Die Zeitschrift hat sich seit der neuen Leitung entschieden verinnerlicht. Im Märzhefte S. 595 heißt es: „Gegner des Judentumes zu sein und weiter nichts, ist die allerniedrigste Stufe des Antisemitismus." Das Wort ist klar und wahr. Ein Blatt, das deutsches Sein und Streben widerspiegeln will, hat so viel zu thun, daß es geistig verarmt, sobald es

Digitized by Google

einseitig nur den einen Gegner allein ins Auge faßt. Und „Das zwanzigste Jahrhundert“ hat sichere Hoffnung, sich trotz aller Gegner durchzuringen, wenn es das Deutschtum im besten Sinne allseitig ausprägt, in der Beurteilung der inneren und äußeren Politik, der litterarischen und religiösen Strömungen, der sozialen Verhältnisse, kurz, überall, wo geistige Güter der Gesamtheit auf dem Spiel stehen. Daß die Monatsschrift bei ihren Urteilen über die heimischen und fremden Verhältnisse sich nicht im Rahmen einer bestimmten Partei bewegt, kann nicht schaden. Denn die Einseitigkeit des herrschenden Parteitreibens ist recht dazu geschaffen, alle freier denkenden Deutschen von der Teilnahme am politischen Leben zurückzuhalten und es den Einpeitschern von Programmen zu räumen, die mehr oder minder der Ichsucht einer Sippe dienen.

---

## Tote Liebe.

Was fragt Ihr wieder mich nach ihm
Und rührt an meine Wunde?
Lehrt lieber mich die schwere Kunst,
Wie mir das Herz gesunde!

O könnt' ich doch den falschen Mann
Für immerdar vergessen,
Die Zeit verlöschen, da wir zwei
Beisammen still gesessen! — —

Denn ob er nah mir — oder fern,
Ob er das Glück erworben — —
Für mich ist er auf Erden doch
Gestorben, ach — gestorben.

**Gertrud Triepel.**

---

## Neue Bücher.

**Die Nordsee.** Meerdichtungen von Heinrich Heine. Nebst einem Anhang „Heine als Dichter des Meeres“ von Karl Hessel. (Norden 1893, Verlag von Herm. Braams.)

Das Büchlein ist im ersten Teil eine Zusammenstellung der Meerdichtungen Heines in Vers und Prosa. In Folge und Anordnung spürt man hier die glückliche Hand des feinsinnigen Heinekenners Karl Hessel. Im zweiten Teil bringt der Herausgeber eine kritische Würdigung der Meerschilderungen Heines; er räumt ihnen eine erste Stelle in der deutschen Litteratur ein, und ich möchte dies Urteil zu meinem eigenen machen. Ich hatte Gelegenheit, anläßlich einer metrischen Untersuchung mich eingehender mit Heines Nordseebildern zu beschäftigen, und ich habe erkannt, wie meisterhaft der Dichter allein schon in der Form, durch den rhythmischen Wogengang die Stimmung des Meeres zu malen weiß. Neu und eigenartig hat mich Hessels Auslegung der letzten drei Gedichte des ersten Nordseebilder-Cyklus berührt. Im „Seegespenst“ erblickt er eine Verkörperung der Sehnsucht nach dem eben abgeworfenen Judentum, in „Reinigung“ den Wiedergewinn des inneren Gleichgewichts, in „Frieden“ die Verherrlichung eines reinen, von der Konfession losgelösten Christentums. Die Auslegung ist hübsch; ob sie aber mehr ist als eine geistreiche Vermutung, wage ich nicht zu entscheiden, da sie nirgendwo in brieflichen oder mündlichen Äußerungen des Dichters eine Stütze findet. Das geschmackvoll ausgestattete Werkchen sei den Verehrern Heinescher Dichtkunst aufrichtig empfohlen.

P. R.

---

## Kleinigkeiten.

Von **Caroline Nolimetangere.**

Einmal geschwiegen, da man hätte reden sollen, zieht Reue durch das ganze Leben nach.

*

Die Frau soll bei allem, was sie thut, Gefühl entwickeln — nicht zum wenigsten beim „Kochen“.

*

Mancher trägt von seinem ersten Liebesrausche einen lebenslänglichen Kater davon.

*

Manche Erfahrung, um welche unser Verstand reicher wird, kostet das Herz viele Tropfen kostbaren Blutes.

*

Es giebt im Leben Tage, an welchen jede Kleinigkeit imstande ist, einen langen philosophischen Gedankengang zu erschließen.

*

Sich in Gedanken stets in einer glücklicheren Vergangenheit verlieren, heißt, sich systematisch zum teilnahmlosen Egoisten erziehen.

*

Die Liebe ist ein Klavier, auf dem jeder Schüler nach Belieben spielen kann.

*

Leicht entbrannte Menschen sind keines andauernden, tiefen Gefühles fähig. Ihre Neigungen gleichen den Raketen.

*

Das Leben ist ein Wagen, der abwechselnd vom Verstande oder vom Herzen, oder auch von der Unvernunft gelenkt wird.

---

## Neu eingesendete Bücher.

J. Dominicus: **Vor der Auferstehung.** Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 3 Mk. — Martha Renate Fischer: **Die Aufrichtigen.** Eine Bauerngeschichte. Stuttgart, Bonz u. Co. 3,60 Mk. — Wilhelm Jensen: **Heimkunft.** Roman. Leipzig, Reißner. 2 Bde. — M. Jokai: **Zwei Mädchenherzen und andere Novellen.** Deutsch von L. Wechsler. Berlin, Bibliographisches Bureau. 3 Mk. — P. Relav: **Die Kellnerin.** Roman. Ebenda. 2 Mk. — E. Stilgebauer: **Menschenschicksal.** Novellen. München, Albert u. Co. 2 Mk. — B. Wilberg: **Alpennovellen.** Erste Folge. Dresden und Leipzig, Pierson. 1 Mk. — *** **Eine suchende Seele.** Roman. Leipzig, Reißner. — J. W. Braun. **Umsonst gelebt.** Roman. Berlin, Fontane. — A. Herse: **Liebe und Sport.** Novellen. Berlin, Deutsche Schriftstellergenossenschaft. 1 Mk. — Th. Fontane: **Von vor und nach der Reise.** Plaudereien und kleine Geschichten. Berlin, Fontane. — W. von Polenz: **Karline.** Novellen und Gedichte. Ebenda. 2 Mk. — P. Rachè: **Plebejerblut.** Moderner Roman. 2. Aufl. Dresden und

Digitized by Google

Leipzig, Pierson. 2 Mk. — W. Wolters: Sterbliche Götter. Roman. Berlin, Bong u. Co. 6 Mk. — F. von Zobeltitz: Die Pflicht gegen sich selbst. Roman. Ebenda. 2 Bde. 10 Mk. — O. E. Hartleben: Ein Ehrenwort. Schauspiel. Berlin, Fischer. 2 Mk. — F. Sommer: Pestalozzi in Stanz. Charakterbild in 3 Aufzügen mit Vorwort von Pastor prim. Seyffahrt. Liegnitz, Seyffahrt. 0,75 Mk. — J. Schaumberger: Die neue Ehe. Drama. München, Albert u. Co. 1,50 Mk. — Balder: Aus der deutschen Gegenwart. Stimmen aus der Wüste (Gedichte). Leipzig, Naumann. 2 Mk. — E. von Bodmann: Stufen. Lyrisches und Satirisches. Zürich, Sterns litterarisches Bulletin. 1 Mk. — Verfasser des „Justus": Germania. Gedicht in 11 Gesängen. Dresden und Leipzig, Pierson. — C. Klings: Liebeswonne. Gedichte. Leipzig, Claußner. — A. Zipper: !99999! Heitere Gedichte. Leipzig, Körner. — Otto Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur Nr. 727—745: Friedrich Hebbel: Ausgewählte Werke. Herausgegeben von Oskar Linke. Geb. 3 Mk.; einzeln: Gedichte, Nibelungen, Maria Magdalena, Judith, Gyges, Erzählungen. Mit Vorbemerkung von E. Suchier. — Jakob und Wilhelm Grimm: Kinder- und Hausmärchen. Auswahl 0,75 Mk. und vollständige Ausgabe 1,50 Mk., geb. 0,25 Mk. mehr. — Beckers Volksbücher: Eine christliche Volks-, Gemeinde- und Arbeiter-Bibliothek. Herausgegeben von Julius Becker. Mit Vorwort von Lic. Pfarrer Weber.-M. Gladbach. 1. Serie, 1.—3. Heft. Naturwissenschaftliches. Jedes Heft von 40 S. 0,20 Mk. Gera, Becker. — Meisterwerke komischer Deklamation. Graz, Verlag „Minerva" (A. Schlöffel). 1 Mk. — Tausend Geistesblitze. Ebenda. 1 Mk. — E. Eckstein: Verstehen wir Deutsch? Volkstümliche Sprachuntersuchungen. Leipzig, Reißner. — Hoffmann von Fallersleben: Mein Leben. Herausgegeben in verkürzter Form und bis zu des Dichters Tode fortgeführt von H. Gerstenberg. Berlin, Fontane. 2 Teile 7 Mk. — E. von Hesse-Wartegg Andalusien. Leipzig, Reißner. — H. Haas: Aus der Sturm- und Drangperiode der Erde. Berlin, Verein der Bücherfreunde. 2. Bd. — Die neue Kunst und der „Schaupöbel". Dresden, „Union", Herzog und Schwinge. — M. G. Conrad: Wahlfahrten. München, Albert u. Co. — Wie kam Johannes Wadde zur Sozialdemokratie? Hamburg, Gröning. 0,15 Mk. — O. Sommer: Zur Frauenbewegung in Deutschland. Wolfenbüttel, Zwißler. — Mathilde Weber: Warum fehlt es an Diakonissinnen und Pflegerinnen. Berlin, Oehmigke. 0,80 Mk. K. Pröll: Welt-National. Berlin, Kommissionsverlag Stankiewicz. 1 Abzug 0,10 Mk., 100 Abzüge 3 Mk. — O. Prange: Das rote Gespenst. Stuttgart, R. Lutz. 1,50 Mk. — Mahnworte der Gräfin Victorine Butlar-Haimhausen. Herausgegeben durch Freiherrn von Broich. Berlin, „Pionier". — R. von Wichert: Die Lebenskraft. Vortrag. Leipzig, Pfeffer.

## Briefkasten.

Frl. L. St—un in Dr. Sehr gut gemeint, aber doch nur Kunstspielerei. — Hrn. Rekt. W. R. in K. Angenommen. — Hrn. v. R. in Bremen. Sie haben recht, die Gedichte sind bezeichnend für eine Übergangszeit. Aber ich glaube, daß Sie reifer geworden sind. Senden Sie mir anderes; ich glaube, Sie sind nicht unbegabt. — Hrn. H. E. in Gleiwitz. Die Reimfolge in „Frühlingsahnen" ist zu verkünstelt und dadurch erhält das Gedicht etwas Einförmiges. Senden Sie anderes. — Hrn. General Sch. in C. Wir kennen noch eine andere scherzhafte Erklärung. Als die ältesten Studenten in Prag in einer Burse kneipten, waren mehrere Säle nötig, ein Saal am anderen. Beste Empfehlung. — Hrn. W. K. in W. Zu unselbständig. — Frl. H. in G. Gedanke gut. Ausführung nicht glücklich. Besten Gruß. — Leo Rüdiger. „Klein Erna" soll gekürzt erscheinen. Sie müssen sich überhaupt kürzer fassen lernen. — Hrn. S. in S. Leider zu wenig Eigenart. — cand. med. J. Greifswald. Gedanke von „Am Bergwald" hübsch; Ausführung aber unzureichend. — Hrn. Dr. K. L. in R. Vielleicht senden Sie gelegentlich ein anderes Gedicht; dieses ist mir in der Form zu frei, im Ausdruck zuweilen zu hart. Die Wohnung des H. Dr. M. ist Berlin, NW., Spenerstr. 27. — Hrn. Chr. Karl. in S. Alles Anfängerarbeiten, wenn auch gutgemeinte. Ob Sie wirkliche Begabung besitzen oder nur der „Reimfriesel" Sie befallen hat, kann ich noch nicht entscheiden. — Frl. H. Sp. in O. Die Gedichte wimmeln von Form- und Sprachfehlern; den „Gedanken" fehlen die Gedanken. Ich kann Ihnen nur raten: lassen Sie die litterarische Arbeit, denn der Liebe Mühe ist umsonst. — Hrn. E. B. in Z. Sie sind ein kluger und ehrlich denkender Mann, von warmer Nächstenliebe erfüllt. Aber ein Dichter sind Sie nicht. Und heute stelle ich das erste höher. Besten Gruß. — Frl. M. H—r. in M. „Zum ersten Mal allein!" hat eine wirklich dichterische Vorstellung zum Stoff. Aber der Schluß verdirbt den Eindruck. Könnten Sie den „Ruf", der zum „Leidensstabe" wird, entfernen? Beste Wünsche für Ihre Gesundheit. — A. B. C. Belgard. 1) Wenn man ein Gebiet des Wissens nach dem Zusammenhange seiner Teile gründlich kennt, wird man auf diesem Gebiete logisch denken lernen. Wenn Sie als Laie z. B. eine Compound-Dampfmaschine sehen, werden Sie über sie nicht logisch denken können, weil Sie den Zusammenhang der Teile von der Kraftquelle aus nicht verstehen. 2) Das Lied in ursprünglicher Fassung ist ein Volkslied; der Gedanke ist dann von verschiedenen Dichtern in verschiedener Fassung behandelt worden. — Hrn. Franz H. u. Fr. S. in Hildesheim. Für den warmen Gruß aus Wohldenberg herzlichen Dank. — Hrn. W. Pf. in Str. Die Gedichte sind noch zu jugendlich. Doch erfreut das reine Gemüt, das sich in ihnen spiegelt.

## Inhalt der No. 28.

Unordnungen. Roman von L. Haidheim. Forts. — Odemissen. Roman von W. Oesterhaus. Forts. und Schluß. — **Beiblatt:** Liesa. Von J. Beyer. — Sonntagskinder. Von G. Lotty. — Worte des Trostes. Von Christian Morgenstern. — Zu dem Tolstoj-Aufsatz. Von O. v. L. — Ein hartes Herz. — Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L. — Der Wünsche Friedhof. Von Agnes Harder. — Zeitschriften Anzeig. von O. v. L. — Tote Liebe. Von Gertrud Triepel. — Neue Bücher. — Kleinigkeiten. Von Caroline Nolimetangere. — Neu eingesendete Bücher. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leirner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

# Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 29.


## Anordnungen.

Roman

von

**L. Haidheim.**

(Fortsetzung.)

### Fünfzehntes Kapitel.

Wilma Luise war, wie sie mit Ina verabredet, rechtzeitig gekommen, nach den eingegangenen Rechnungen zu sehen, fand aber die Etage verschlossen und Heinrich nicht zu Haus. Ein zweiter Versuch hatte denselben Erfolg und so schritt sie unruhigen Sinnes die Straße hinab, die Besorgungen zu machen, welche sie als Vorwand für diese Tour genommen.

Sie fühlte sich auch in eigener Sache wieder schwer bedrückt, denn Estinghaus hatte, seit er sie neulich, also seit fast einer Woche, so unerwartet verließ, wieder keine Zeile geschrieben. Das wurde ihr nun doch aber auffällig. Sie begann von neuem den schweren inneren Kämpfen zu verfallen, welchen sie eben entronnen zu sein geglaubt. Dachte sie dann, Trost suchend, an seine Zärtlichkeit, an all das Liebe, was er ihr neulich gesagt, so hob sich ihr Mut und sie suchte sich einzureden, daß er eben in einem solchen Übergange zu ihm ganz neuen Geschäften sehr in Anspruch genommen sei. Dasselbe hatte ihr Reinhagen tröstend geantwortet und nichts hätte ihr Herz mehr erleichtern können, als daß der Onkel diesen Grund von Estinghaus' Schweigen völlig billigte. „Er hat jetzt neue und sehr ernste Pflichten, laß ihn in Ruhe!" hatte er gar gesagt.

Nun, so mochte er sich erst ganz einarbeiten, sie wollte ihn nicht stören. Ihre Zeit war zudem auch sehr kurz gemessen. Übermorgen kam sie ja schon zurück, um wochenlang bei Ina zu bleiben. Die alten Leute ließen sie ungern von sich, aber sie widersprachen nicht.

Wilma Luise nahm sich vor, dann schon am Morgen zu fahren, so daß sie immer noch Zeit haben würde, die Briefangelegenheit in Inas Sinne zu erledigen. Und dann sollte von Grund aus Ordnung gemacht werden; nicht nur mit den Rechnungen, sondern auch in Inas Haushalt, wo die Griese sicherlich in bekannter Weise bis zuletzt alles hatte schlendern lassen, nur vor den Augen Ordnung haltend.

„Ah, Fräulein von Hohenbostel!" redete sie eine liebe, sympathische Stimme an.

Sie blickte auf. Es war Frau van Boom, die ihre Lebhaftigkeit innerlich schon bereute. Warum ließ sie Wilma Luise auch nicht gehen, da sie selber heute so eilig war? Inzwischen hatte diese die Professorin begrüßt und mit wirklicher Freude. Von allen Bekannten Rodungs waren Booms ihr die liebsten. Die beiden Damen erzählten sich flüchtig, daß Rodungs in den nächsten Tagen heimkehrten und daß Professors seine Mutter erwarteten.

„Es geht Ina also gut? Wie mich das freut!" sagte die junge Frau und sah dabei plötzlich ganz merkwürdig bedenklich in Wilma Luises Augen.

Was mochte sie haben? Es kam dieser keine Ahnung der Sachlage.

Wie sie noch standen und plauderten, fuhr ein offener eleganter Mietswagen an ihnen vorüber, neben dem Kutscher saß ein Diener und im Wagen auf dem Rücksitz — Estinghaus; im Fond, ihm gegenüber, zwei Damen. Die Drei sprachen so lebhaft miteinander, daß Estinghaus seine Braut nicht bemerkte, sie aber starrte ihm aufzuckend mit großen erschreckten Augen nach — er trug eine Rosenknospe im Knopfloch und sah eigentümlich aufgeregt aus.

Die Professorin stand mit dem Rücken dahingewendet, so daß sie nichts bemerkte als den Ausdruck in Wilma Luises Gesicht. „Weiß sie davon?" fragte sie sich, nur an Rodungs denkend. Dann nahm sie Abschied, sie war wirklich heute zu eilig, sonst hätte sie, ihrem Herzen folgend, mit Inas Schwester zuerst von „der schlimmen Geschichte" gerebet, denn zu ihr hatte sie viel Vertrauen. Aber die Zeit — die Zeit!




Digitized by Google

„Und Ihr Herr Bräutigam ist jetzt hier? Da giebt es wohl bald Hochzeit?“ fragte sie noch.

„Ich hoffe!“ nickte Wilma Luise, aber ohne Lächeln, ohne jede Freudigkeit.

„Großer Gott, das arme Ding weiß um Inas Thun!“ Mit dem Eindruck und daß die Schwester ratlos sei, mußte die Professorin nun fort. „Wilma Luise, bleiben Sie bei Ina! Bleiben Sie die nächsten Wochen!“ bat sie noch dringlich.

Dann eilte sie weiter, sie hatte kostbare Minuten verplaudert, und Wilma Luise sah ihr betroffen nach: „Was meint sie? Warum soll ich bei Ina bleiben? Sie ahnt doch nicht —?“

Dann kam das Herzweh aber so schwer über sie, daß sie alles darüber vergaß. Also spazieren fuhr er mit den Bradfords? Das war's, was ihn so sehr, so ganz in Anspruch nahm?

Sie that ihm in gewisser Weise unrecht, er fand wirklich im ganzen Tage nur eine freie Stunde, aber die hatte er auch, wie den späten Abend, immer neben Anny Bradford verlebt. Wilma Luise hatte Anny nie gesehen, aber sie wußte ganz gewiß, sie war es, die ihm im Wagen gegenübersaß, ihn so strahlend anlächelte. Und er schien so tief erregt, sorgenvoll unruhig, und doch — froh, froh ihres Anblicks — Annys! — —

Sie fand zu Haus für eine mehrwöchentliche Abwesenheit viel zu ordnen, vorauszubedenken und ins Werk zu richten. Die drei alten Leute standen fortwährend um sie herum, jedes von ihnen wollte ihr noch allerlei besonderes Liebes thun, ihr dies oder jenes schenken. Wilma Luise fühlte diese Güte tief, aber mehr mit Bitterkeit. Sie bildete einen so schmerzlichen Kontrast zu dem, was Estinghaus versäumte und war ein verschämter, zartfühlendster Ausdruck des Mitleids mit ihr.

Er hatte ihr einen ganz kurzen, kühlen Brief geschrieben und darin zum Schluß gesagt: „Es geht mir viel im Kopf herum, ich habe Schweres durchzumachen; sei nicht ungeduldig, ich habe Anspruch auf Deine Nachsicht.“

Was meinte er? Sie konnte nicht darauf kommen, daß er sich selbst bewunderte wegen seiner „Treue“, daß er schwer mit sich kämpfte und doch schon fürchtete, zu unterliegen. In diesem inneren Zwiespalt mochte er nicht schreiben und daß er mächtig mit der Versuchung rang, gab ihm, wie er dachte, ein Recht auf die Nachsicht seiner Braut.

Sie litt schweigend Folterqualen. „Gieb ihn frei, er liebt Dich nicht mehr!“ rief es wieder unablässig in ihr.

Und so lief sie die Nächte ruhelos in ihrer Kammer auf und ab und konnte sich nicht durchringen bis zum Entschluß, denn ihr war, als thue sie ihrerseits ihm damit vielleicht unrecht. Gerade eben hatte sie ein Buch gelesen, dessen Heldin den treulosen Gatten durch geduldige Liebe zu sich zurückführt; die Charakteristik war fein und psychologisch richtig, die Gedanken waren sehr schön; das Buch hatte sie tief erschüttert und nun dachte sie, sie wolle auch in geduldiger Liebe ihr Heil und das seinige suchen.

Denn er würde lebenslang nicht hinwegkommen über die Selbstvorwürfe; er würde nie glücklich werden können, redete sie sich ein und dachte an den Estinghaus, den sie lieben gelernt, dessen hohe Idealität und edler Sinn sie entzückt hatten. Ach, sie meinte ja am besten zu wissen — über seine herrlichen Herzenseigenschaften sei nur der Staub der Welt gefallen; sie hoffte aber auch, er rang sich durch!

* * *

So war sie denn nun reisefertig, aller guten Vorsätze voll; sie wollte den Geliebten treu und ergeben lieben und sanft und sacht ihn wieder zu sich zurückzuziehen suchen, sie wollte Ina retten, welche doch den ersten Schritt auf dem schlimmen Wege gethan, von der eigenen Mutter dazu verleitet; sie wollte Rodung eine Freundin in der Not sein, die ihn vor sich selbst schützte und ihn zurückhielt, wenn der Zorn ihn fortriß.

Denn wissen mußte er alles, das war ihr nach und nach klar geworden und stand jetzt unumstößlich fest. Aber er sollte es erst erfahren, wenn Ina selbst es ihm bekennen konnte. Und dahin Ina zu bringen, mußte ihre letzte, größte Aufgabe sein. Dann blieb das alles zwischen ihnen dreien und wurde vergeben und vergessen.

Mit diesen Gedanken hatte sie sich reisefertig gemacht und ging zum Morgenkaffee hinab. Auf ihrem Platz lag ein Brief von Estinghaus; im Nebenzimmer setzte Tante Dellinghof sich die Morgenhaube auf, die beiden Herren saßen schon länger am Kaffeetisch, lasen die Zeitungen und rauchten und sprachen dazwischen von Sinchen, die plötzlich vom Kloster aus zu einem reichen Vetter gereist war. Sinchen schien zu meinen, sie dürfe Dellinghofs nicht mehr zur Last fallen. Das thörichte, alte Sinchen!

Unterdes öffnete Wilma Luise ihren Brief und begann zu lesen. Dellinghof hörte etwas wie einen dumpfen Schreckenslaut — blickte auf — sah Wilma Luise mit ganz entstellten Mienen auf das in ihren Händen knisternde Papier starren — und dann plötzlich schrie er auf, sprang zu ihr hin und fing sie, die schwankend sich erhob, um die Stube zu verlassen, in seinen Armen auf. Ein Stöhnen wie von einer Sterbenden klang herzerschütternd durch das Zimmer.

Minuten später — sie lag bei klarem Bewußtsein in völliger Erstarrung — stand Reinhagen geisterbleich mit dem Brief in der Hand vor Dellinghof: „Er giebt die Verlobung auf — der Schuft! Er ist sogar so rücksichtsvoll, erst mit nächster Post den Ring zurückzuschicken, damit der Schrecken sie nicht töte!“

## Sechzehntes Kapitel.

Rodungs hatten ihre Rückkehr verfrüht. Das Wetter war plötzlich rauh und schlecht geworden; die Leute von Sylt hatten ihnen selbst dazu geraten. Es sei eben Herbst und werde nicht so leicht besser werden. Die Seeluft, die tiefe Stille des von den Kurgästen fast ganz verlassenen Orts — und — wie Rodung vorausgesetzt — diese großartige, seltsam-

Digitized by Google

traurige und doch erhebende Naturschönheit thaten Ina unendlich wohl, viel mehr aber, als alles dies, die Gewißheit der Hilfe Wilma Luises.

Rodung hätte sich dieser gleichmäßigen Stimmung sehr freuen können, aber nun war über ihn eine Unruhe anderer Art gekommen, deren er sich vor sich selber schämte. Er, der selbstgewisse und klare Mann, der immer behauptet hatte, daß ein eifersüchtiger Ehemann ihm einfach lächerlich sei, er war eifersüchtig — litt heimlich Folterqualen! Hundertmal hatte er im Kreise der Freunde das Dichterwort citiert:

„Hab ich zu fürchten angefangen,
Hab ich zu fürchten aufgehört."

Und nun war es doch über ihn gekommen, verfolgte ihn wie ein ruhelos nagender Wurm: „Sie liebt Dich nicht, — sie liebt Märzner!" Wie diese „wahnsinnige Idee" in ihm entstanden? Er wußte es kaum selbst, schalt sich hundertmal einen Narren.

Als er ganz unerwartet Märzner in Sylt fand — derselbe war von seiner Mutter zur Abänderung seines Planes, nach Norderney zu gehen, veranlaßt, die alte Dame weilte mit dem Sohne hier, — und als er dann Märzners Freude sah, seine strahlenden Augen, Inas Lächeln, da war ihm der erste vage Gedanke gekommen. Aber der verflog wieder vor der Sprache der Vernunft.

Da saßen sie einmal am Strande, Märzners wollten morgen abreisen; — es war ein stiller, weicher Herbstnachmittag. Der Assessor hatte in einer Zeitung Auszüge aus der Schackschen Übersetzung arabischer Liebeslieder gefunden, sprach darüber und reichte sie den Damen zum Lesen. Ina nahm dies Blatt, las, wurde sehr ergriffen und weinte plötzlich fassungslos, stand dann schnell auf und ging von ihnen weg. Rodung sah, sie konnte sich nicht beherrschen, sie hätte es sonst gethan. Da war's ihm, als beleuchte ein Blitz die vergangene Zeit und enthülle ihm plötzlich Märzners Liebe zu seinem Weibe, seiner Ina.

Er hatte in bekannter, jäh auflodernder Weise Märzner scharfe Worte gesagt, nur die Gegenwart der alten Dame verhinderte einen ernsten Streit. Aber dann kam Ina zurück, gab ihm zärtlich die Hand, setzte sich zu ihm. Er beruhigte sich.

Man trennte sich verstimmt, aber höflich und mit dem allseitigen ernsten Willen, die kleine Reibung zu vergessen. Von der Zeit an hatte Rodung seine Frau mit Argusaugen beobachtet. Märzners reisten andern Tages. Aber sie war ruhig und zufrieden und blieb es.

„Nun ja," sagte die Eifersucht, „sie sieht ihn ja in kurzer Zeit wieder."

Und einmal in der Nacht schoß es ihm plötzlich durch den Sinn: „Daher ihre Nervosität seit all der Zeit, ihre Thränen, ihre Scheu!" Das war ja klar wie die Sonne! Wie wahnsinnig sprang er auf und lief hinaus an den Strand. Nun schien alles durchsichtig vor ihm zu liegen, tausend und tausend kleine unbeachtete „Symptome" paßten zu einander wie ein festes Gefüge.

Er rang aber noch immer gegen sich selbst, nannte sich verrückt, führte den Gegenbeweis gegen seine Argumente mit Aufbietung desselben Eifers. Auf Stunden und Tage beruhigte er sich auch, Ina verriet nie ein Sehnen nach „dem Geliebten", sagte im Gegenteil, sie bliebe am liebsten den ganzen Winter hier. Indes Rodungs Urlaub lief ab.

Als sie in Berlin ankamen — Ina hatte so fest darauf gerechnet, Wilma Luise an der Bahn zu finden und war sehr enttäuscht — wachte in ihm der Argwohn wieder auf. Wilma Luise war nur ein Vorwand, flüsterte derselbe. Sie hatte Märzner zu sehen gehofft. Sie sah blaß und aufgeregt aus.

Heinrich berichtete sofort, der Portier habe ihm gesagt, Fräulein von Hohenbostel sei zweimal an einem Tage dagewesen — vorgestern — er müsse geschlafen haben, denn er habe kein Klingeln gehört.

So kamen sie zu Hause an.

Ina sah noch immer auffallend unruhig aus und ging zuerst hastig durch alle Zimmer; sie schien etwas zu suchen; vielleicht Blumen, oder gar einen Brief von ihm? Rodung mußte sie mahnen, sich um ihr Kind zu bekümmern, der Junge war müde, ungeduldig und schrie, daß allen die Ohren gellten.

Dazu sah Rodung sofort, es war nichts in der musterhaften Ordnung, die Frau Griese gehalten. Die neue Köchin sollte erst abends kommen — es ging auf drei Uhr nachmittags. Er schickte Heinrich nach einem Restaurant um ein Mittagsessen, befahl dem Mädchen, den Tisch zu decken und gab seiner Frau die Schlüssel zum Silberzeug, welches er im feuerfesten Schranke verschlossen hatte. Das ganze Ungemach einer nicht erwarteten Heimkehr überfiel ihn.

Aber was war das? Ina sah kreideweiß aus und starrte nach seinem Schreibtisch wie auf ein Gespenst. „Was liegt denn da?" sagte er erstaunt, ihrem Blick folgend. „Ein ganzer Haufen — Rechnungen? Lauter Rechnungen?" Ohne die Couverts zu öffnen, sah er das schon.

„Gnädige Frau! Ach, wollen gnädige Frau nicht einmal herauskommen!" rief das Hausmädchen zur Thür herein.

Ina winkte ihr, sie solle gehen, — Rodung blickte aber gar nicht auf, sondern sagte nur, den ersten Brief öffnend: „So geh doch, die haben ja beide den Kopf verloren! Sorg nur, daß wir bald essen können."

Dann schwankte sie hinaus. Ein letzter Blick fiel auf ihn, ein Blick voll Todesangst. Aber er sah noch ganz ruhig aus. Die erste Rechnung war von seinem Schneider.

* * *

Ina lag in ihrer Kammer auf den Knieen neben einem Stuhl, als er hereintrat, einen ganzen Haufen aufeinander gelegter Rechnungen offen in der Hand.

„Jetzt sieh, die Person hat eine Unmasse Geld unterschlagen," rief er. „Ich lasse sie sofort verhaften." Er sah sehr zornig und eisern aus, so hatte sie ihn noch nie gesehen. Als er sie aber da fand, mit diesem Aussehen, blieb er einen Moment

Digitized by Google

wie erstarrt an der Thür, das Wort stockte ihm im Munde, dann stürzte er zu ihr hin: „Ina, Ina! Du weißt — Du —? Du weißt dies alles?“

Und während er mit der Rechten zitternd auf die raschelnden Papierblätter schlug, starrte er sie an, als ob sie sich plötzlich in ein giftiges Reptil verwandelt hätte.

„Ja!“ hatte sie genickt, sprechen konnte sie nicht.

Er griff sie an der Schulter und riß sie hart empor; seine Lippen bebten, er sah sich gar nicht ähnlich; seine Züge waren starr, sein Blick plötzlich eiskalt, voll Abscheu. „Du machst Schulden? Du läßt Dich so mahnen? Einmal, zweimal, dreimal! Läßt Dir drohen, man wolle sich an mich wenden?“ Ein Schrei brach über seine Lippen. Seine immer leicht erregte Heftigkeit brach maßlos hervor, er ballte die Fäuste und schlug sich damit vor den Kopf, vor die Brust. „Das mir? Das mir? Von meinem Weibe?“

Sie stand vor ihm wie gebrochen, Furcht, kindische Furcht war der hervortretende Zug in ihrem völlig blutleeren Gesicht, Furcht vor einer Gewaltthätigkeit.

Das brachte ihn zu sich selbst. Er bezwang sich mit übermenschlicher Gewalt. Und nun sprach er wieder ruhig: „Ich gab Dir mehr Haushaltsgeld wie eine der andern uns befreundeten Familien braucht —“

Sie nickte, aber nur ganz mechanisch. Doch dies Zugeständnis schon, überhaupt dies Bekennen, und ach, daneben seine Liebe, ihre Schönheit, das alles wirkte auf ihn. Wider Willen, unbewußt bezwang sie ihn. Es sträubte sich ja auch alles in ihm, diese Unehrenhaftigkeit von ihr zu glauben. Sie mußte eine Entschuldigung, eine Milderung vorbringen.

„Kannst Du mir erklären, wie Du mir dies — diese Schande anthun konntest? Wie Du Dich selbst, Herr Gott, Dich! so erniedrigen mochtest?“

„Ja!“ nickte sie, und ihre Augen fragten angstvoll: „Aber — dann —?“

Er sah wieder diese Furcht, die ihn so unbeschreiblich verletzte und demütigte.

„So sprich!“ Er ging bis ans Fenster, lehnte sich gegen dasselbe, und sie bekannte, was sie Wilma Luise bekannt; es war noch längst nicht alles, aber ihn traf jedes Wort wie ein Schlag. Ihre Mutter! Sie hatte mit ihrer ehrlosen Mutter heimlich im Verkehr gestanden? Und so konnte sie hehlen, so konnte sie Heimlichkeiten haben? Sie war also das echte Kind ihrer Mutter?

„Sag die volle Wahrheit!“ schrie er sie an.

Vielleicht hätte sie es gethan, hätte die Wahrheit voll und ganz bekannt. Da riß es draußen an der Schelle.

Sie erschraken beide, denn sie hörten die wohlbekannte Stimme des Professor van Boom. „Ich muß Herrn Regierungsrat in einer ihm wichtigen Sache sofort sprechen!“ sagte er zu Heinrich. Die Stimme klang aufgeregt, dringend.

War da ein Unglück passiert? Rodung raffte sich auf und ging hinaus. Er sagte sich schnell, der Diener dürfe ihn und seine Frau so nicht zusammen sehen. Nicht einen Blick hatte er für sein Weib.

Sie hörte, wie beide sein Zimmer betraten. Dann sah sie sich mit wirren Blicken um. Wenn er nun alles erfuhr? Ihre Durchsteckereien mit der Griese?

„Wilma Luise! Wilma Luise! Du hast mich verlassen! Es hätte noch alles gut werden können!“ schluchzte sie thränenlos, mit gerungenen Händen. Was sollte aus ihr werden? Eine Todesangst packte sie. Wovor sie sich so grenzenlos entsetzte, wußte sie vielleicht selbst kaum. Zumeist vor ihrem eigenen Bilde, wie es jetzt vor ihrer Seele stand.

Und plötzlich riß sie Hut und Mantel vom Seitentisch, nahm die Handschuh, ohne sie anzuziehen — so und nun — fort — fort. Aber dann, schon an der Treppe, stürzte sie noch einmal zurück nach dem Kinde. Es schlief, die Wärterin saß im Nebenzimmer und aß, eins der Mädchen plauderte mit ihr. Mit einem Blick übersah Ina das alles, die beiden aber bemerkten sie erst, als sie ein ersticktes Schluchzen hörten.

Da lag die gnädige Frau vor der Wiege auf den Knieen und gebärdete sich wie eine Verzweifelnde. Die Wärterin, in dem Glauben, es sei dem Kinde ein Unglück geschehen, sprang mit einem Schrei herbei, ihre Herrin aber flog empor, sagte kein Wort und verschwand aus der Kinderstube.

Bestürzt blickten die beiden ihr nach. Dann flüsterten sie: „Was giebt es? Ihr ganzes Gesicht war naß von Thränen! Nun, der Herr hatte gleich wieder mit ihr gescholten und laut geredet! Wo mag sie hin wollen?“

„Laß sie nur, sie geht spazieren und weint sich aus und bis dahin hat er auch schon seinen Ärger niedergeschluckt,“ trösteten sie sich.

Lieber Gott, die arme gnädige Frau! Die Griese hatte sie ja schrecklich betrogen und bestohlen und davon kam ja alles Unheil. Sie selber war ja eine so gute, freundliche Dame, nur ein bißchen zu zaghaft! Und die Griese, die mochte ihr nun auch wohl fehlen, denn das mußte man dem schlechten Weibe lassen, das Kochen verstand sie aus dem Fundament und der Herr war so eigen! Ja! Und das konnte die gnädige Frau nun partout nicht vertragen.

„Wenn mich mein Zukünftiger so anfahren wollte, das könnte ihm schlecht bekommen!“ sagte das Hausmädchen kriegerisch gestimmt.

„Na, und meiner! Das wollt ich ihm schon vertreiben!“

So waren sie eines Sinnes, als Heinrich zurückkam und bestellte, das Essen werde gleich gebracht. Die drei Frauenzimmer meldeten ihm dann ihrerseits, was sie erlauscht, es herrschte eine große stille Aufregung in der Küche. Dann wurde das Essen vom Restaurant gebracht. Der Besuch war noch nicht fort, man stellte es zum Warmhalten in den Ofen.

Es dauerte sehr lange, bis der Herr Professor ging. Der Hausherr brachte ihn selbst bis an die Thür. Dort trafen beide Herren einen Jungen, der ein Paket trug. Der Professor ging. Ganz mechanisch nahm Rodung das Paket.

„Von wem kommst Du?“

Digitized by Google

„Das soll ich nicht sagen!“

In demselben Moment fühlte sich der erschreckt aufschreiende Junge mit eisernem Griff gepackt und sah in ein paar wild lodernde Augen.

„Wieder Heimlichkeiten? Wieder? Das fängt also schon jetzt wieder an?“ knirschte der aufs äußerste gebrachte Mann und schleifte den Jungen förmlich in seine Stube. Dort riß er das Paket auf und erkannte sofort die vermißte Silberplatte. „Von wem kommst Du?“ herrschte er noch einmal den heulenden Jungen an.

„Von meinem Herrn!“

„Wer ist das?“

„Der Althändler Gehrke!“

Rodung horchte auf. Großer Gott, was der Professor ihm mit aller Schonung gesagt, das bewies ihm der nächste Augenblick? Aber van Boom hatte behauptet, die Griese sei es, die wahrscheinlich betrügerischerweise im Namen seiner Frau diese Sachen verkauft habe. Das wollte er sofort wissen.

Doch Ina — Ina konnte er jetzt nicht sehen, nicht befragen; er war nicht mehr Herr über sich. Er warf einige Worte auf einen Briefbogen, couvertierte und adressierte ihn und schickte den Jungen damit zurück zu seinem Herrn.

Heinrich kam herein mit der scheuen Anfrage, ob die gnädige Herrschaft nun speisen wolle, das Essen sei schon eine ganze Weile da. Mitten im Sprechen hielt er inne, er hatte die Silberplatte bemerkt. Sein Gesicht verriet sofort, er wußte was davon, er wunderte sich.

„Ich habe erfahren, daß die Griese im Verdacht steht, uns bestohlen zu haben,“ sagte Rodung mit stockendem Atem. Er wollte jetzt hören, was seine Leute wußten und dachten.

„Wir hatten uns vorgenommen, die Mädchen und ich, wir wollten den gnädigen Herrn und die gnädige Frau bitten, uns das Silber neu zuzuzählen, damit wir nicht in Verdacht kämen,“ sagte Heinrich befangen und unsicher.

„So wußtet Ihr, daß sie uns bestahl?“

„Nein, beweisen konnten wir's nicht; sie sagte immer, wenn was fehlte, gnädige Frau hätten's befohlen.“

„Aber wenn Ihr Argwohn schöpftet, warum sprachet Ihr nicht?“

Heinrich schwieg.

Da brach diese so mühsam gezügelte Heftigkeit wieder los. „Wirst Du reden!“ schrie sein Herr ihn an. „Soll ich zur Polizei —“

„Wie konnten wir's wissen, Herr Regierungsrat, was gnädige Frau gut hießen oder befahlen? Gnädige Frau und Frau Griese machten ja alles heimlich zusammen ab!“

Es war Rodung, als schlüge man ihn ins Gesicht. „Du kannst gehen!“ sagte er, mühsam sich fassend.

Ob er essen wolle, fragte der Diener noch einmal scheu.

„Nein!“

Und nun ging der Unglückliche in seiner Stube auf und ab, völlig ratlos, ganz vernichtet, alle Gedanken verwirrt. Wo sollte er anfangen? Wo würde er enden? Und der Professor hatte ihm mehrere Male wiederholt: „Sie können nichts thun, als in aller Stille die Sachen ordnen! Jeder Eclat würde Sie selbst in Ihrer Ina treffen. Wir sind fest überzeugt, die arme kleine Frau ist unerhört betrogen und hat das Herz nicht gehabt, Ihnen dies zu bekennen!“

Ha! Betrogen war sie vielleicht, aber er noch mehr! Und hatte sie denn nicht mit der Elenden gemeinsame Sache gemacht? War nicht ihr ganzes Leben bei ihm lauter Lug und Trug gewesen? War die Griese mit ihr und Märzner im Komplott? Er war wie wahnsinnig, fürchtete es zu werden. Konnte sie ihn nun nicht auch weiter betrogen haben? O, er hatte sich nicht getäuscht, er hatte recht gesehen; sie und Märzner! „Nein,“ sagte dann wieder der letzte Rest von gesundem Sinn, der ihm geblieben war.

Wie lange er so hin- und hergegangen, wußte er nicht. Heinrich meldete Herrn Gehrke, den der gnädige Herr hätte rufen lassen. Einen Moment wußte Rodung gar nicht, wer das war, noch was der Mann wollte. Dann fiel's ihm ein.

Der alte Herr sah sehr verstört darein. „Gnädiger Herr, ich bin untröstlich! Sie waren der letzte, der es erfahren sollte,“ stotterte er.

„Von wem haben Sie das Ding da erstanden?“

Herr Gehrke wühlte mit zwei Fingern in seiner Westentasche und brachte ein kleines Blatt Papier zum Vorschein. „Die volle Wahrheit wird jetzt das beste sein; ich kann's nicht ändern!“ sagte er bedrückt und reichte Rodung den Schein Inas. „Eine dicke, ältliche Frau, sie sagte, sie sei die Haushälterin, brachte mir die Sachen!“ setzte er dann hinzu.

„Mehrere? Was noch?“ fragte der Hausherr. Er sah starr aus wie ein Steinbild und seine Stimme klang ganz rauh. Dann erst las er den Schein.

„Ja! Zu verschiedenen Zeiten!“ erwiderte Gehrke und nannte die Stücke.

„Und wo sind dieselben jetzt?“

„Ich habe sie in meinem Geschäft verkauft, sie waren von mir ehrlich bezahlt!“

„Wie kamen Sie denn dazu, die Platte zurückzuschicken?“

Gehrke zögerte einen Moment.

„Sie hatten wohl den Preis dafür noch nicht bezahlt, das Geschäft war noch nicht perfekt und Ihnen wurde schwül zu Mute?“

„Nein, gnädiger Herr, das nicht, denn ich bin berechtigt, mich einen reellen Mann zu nennen. Ich bezahle sofort den vereinbarten Betrag,“ sagte scharf und beleidigt der alte Mann.

„Nun also?“

„Herr Regierungsrat Märzner sah die Platte bei mir.“

Mit einem erstickten Aufschrei stürzte Rodung bis dicht vor den betroffenen Alten. „Wer? Wissen Sie, was Sie sagen?“

„Ganz genau!“ erwiderte dieser und erzählte nun den Verlauf des Rückkaufs.

„Der Herr Regierungsrat kamen zurück, fragten mich auf meine Ehre und sagten mir, der Dame sei

Digitized by Google

die Platte gestohlen, der Schein sei falsch, sie habe aber nicht gewagt, ihrem Gemahl den Diebstahl anzuzeigen. Nun, Herr Regierungsrat, das konnte ja ganz gut sein! Er bezahlte mir, was ich verlangte und ich sollte die Platte hier ins Haus liefern; die Adresse der gnädigen Frau hatte ich ja!"

„Wie viel hat der Herr Ihnen gegeben?"

Gehrke nannte den Betrag.

Rodung ging an seinen Tisch, zählte das Geld auf und sagte dann: „Hier, ich wünsche mit dem Herrn selbst nicht zu verkehren; Sie werden ihm sofort sein Geld zurückgeben. Wissen Sie seine Adresse?"

Gehrke verneinte.

Rodung gab sie ihm. Der Mann ging.

Dann stand er eine Weile wie angewurzelt und starrte ins Leere. Plötzlich raffte er sich auf, griff nach seinem Hute und verließ das Haus. „Wie die Mutter! Der Mutter Blut!" murmelte er.

## Siebenzehntes Kapitel.

Es dunkelte längst, da kam er erst zurück. Ihm blieb jetzt noch eins zu thun, sie mußte fort, fort aus seinem ehrlichen Hause. Er ging direkt in ihre Kammer, dieselbe war leer. Er schritt durch alle Stuben, in welchen Heinrich, wie immer, die Gasflammen angezündet hatte; Ina war nicht da. Es war ihm, als sähe alles ihn sonderbar wüst und verödet an; obwohl jedes Ding richtig an seinem Platze stand. Immer lag ihm im Sinn: Die Mutter! Die Mutter machte es ebenso!

Auch bei dem Kinde fand er sie nicht. Er fragte niemand. Sie erwartete ihn am Ende in seiner Stube, wollte Verzeihung, wollte heucheln, wieder heucheln! Fort! fort mit ihr! Sein Herz war ganz übervoll von Haß und Verachtung; aber erstarrt wie von Stein und Eis. Doch sie war auch bei ihm nicht.

Hatte sie sich vor ihm versteckt? Lag sie wohl in ihrem Bette? Er ging noch einmal durch die ganze Zimmerreihe, sie war nirgend. Im Eßzimmer stand Heinrich.

„Wo ist die gnädige Frau? Sagen Sie ihr, ich ließe bitten." Damit ging er weiter.

Warum er das sagte, machte er sich nicht gleich klar. Später erst wußte er, daß ihm auf einmal eine furchtbare Angst das Herz zusammenschnürte, die wollte er sich selbst wegleugnen.

Heinrich kam fast unmittelbar hinter ihm her in sein Zimmer. „Gnädige Frau sind ausgegangen. Schon als der Herr Professor hier waren."

„Fort?" Er hatte sich auf sein Sofa geworfen, weil er sich wie gebrochen fühlte; nun flog er schon wieder empor. „Fort? Ausgegangen? Wohin? Wann?" Er sah ganz verwildert aus; sein Wahnsinn raunte ihm zu: „Sie ist zu ihm!"

Die Mädchen, die Wärterin standen draußen umher; er sah allen an, sie begriffen, es ging etwas Schreckliches vor.

„Gnädige Frau sind ausgegangen; sie hatten den Hut auf und den Mantel an," sagte scheu das Stubenmädchen, und dann blickten sie ihm erschrocken nach, weil er gar so sonderbar drein sah und ihnen keine Silbe antwortete.

Er hatte sich kurz umgedreht und war nun wieder allein in seiner Stube.

„Sie ist zu ihm!"

Und dann sank er auf das Sofa, vergrub das Gesicht in den Händen und ein Schluchzen schüttelte ihn, das plötzlich in einem lauten, wilden Gelächter endete.

Die draußen hörten es, getrauten sich aber nicht hinein. Dann wurde es still, ganz still. Sie schlichen in die Küche, warteten und horchten und ein Grauen befiel sie.

Wohl eine halbe Stunde später klingelte es wieder; vielleicht war es die Gnädige. Alle drei liefen zur Thür.

Aber nein, nicht sie, nur Fräulein Wilma Luise und der Herr Landgerichtsrat; die erstere blaß wie der Tod. Als die beiden hörten, die Herrschaft sei schon vor mehreren Stunden gekommen, schien das gnädige Fräulein sehr zu erschrecken.

Da riß der Herr schon seine Thür auf und rief: „Kommt herein!" Wie das so scharf und streng klang. Großer Gott, was konnte da passiert sein?

Was da drinnen vorging, vermochten sie trotz angestrengten Lauschens nicht zu verstehen, sie hörten nur einmal, wie Wilma Luise aufschrie und dann durch alle Stuben lief und wieder hinein zum Herrn Schwager, und nun sprachen alle drei aufgeregt durcheinander.

Nur einmal hörten sie das gnädige Fräulein rufen: „Bist Du wahnsinnig? Ina?" Und dann sagte sie was von Fehlen und von Ehre und daß Inas Herz rein wäre.

Auch die Stimme des alten Herrn klang tadelnd; ein paarmal verstanden sie auch, er sprach von Verrücktheit. Wer war denn um Gottes willen verrückt geworden?

Das Gespräch der drei in des Herrn Stube dauerte nur kurze Zeit, dann kam derselbe heraus und schickte nach einem Wagen, und dann fuhr er mit dem Herrn Onkel der gnädigen Frau eilig weg.

Wilma Luise aber kam in die Kinderstube, wo das Kind lachend und krähend auf dem Schoß der bestürzten Wärterin lag. Sie kniete nieder, küßte es und weinte zum Herzbrechen, weinte so fassungslos, daß die gutherzige Person auch in Thränen ausbrach, einmal über das andere flehte: „Gnädiges Fräulein, gnädiges Fräulein, der liebe Gott ist ja auch noch da! Ach, weinen Sie doch nicht so, das kann das arme Herz ja nicht aushalten." Und dann erzählte sie, die gnädige Frau hätte auch an der Wiege geweint, auch so herzbrechend geweint wie das gnädige Fräulein.

Ja, Wilma Luise lag und weinte sich „fast die Seele aus" und konnte sich nicht wiederfinden. Der Zwang, den sie sich all diese Wochen — o, und wie viel länger schon! — angethan, rächte sich. Es war zu viel des Unglücks, sie erlag.

Die beiden Mädchen waren hereingeschlichen,

Digitized by Google

schluchzten auch jetzt mit ihr und liefen dabei hin und her, die Tropfen der armen, armen gnädigen Frau zu holen, Wilma Luise Zuckerwasser zu bringen, Kamillenthee zu kochen. Sie thaten, was sie nur konnten, legten liebevoll die tödlich Ermattete mit vieler Überredung auf das Sofa im Wohnzimmer Inas und ließen sie endlich auf ihr dringendes Bitten und nachdem sie viele Male versichert, sie wolle nun auch gewiß nicht mehr weinen, allein.

Da lag sie dann völlig erschöpft; die Thränen, welche momentan versiegt waren, drangen ihr immer wieder heiß in die Augen; sie wäre glücklich gewesen, sterben zu können, denn ihr Elend schien ihr unerträglich. Und dabei nicht einmal an das eigene Leid denken zu dürfen! Sich nicht darin versenken zu können, vor der furchtbaren Angst um Ina!

Endlich, spät abends kamen die Männer wieder, sie brachten keine Nachricht von ihr. Nur eine ganz schwache Hoffnung; ein Polizist vom Lehrter Bahnhof hatte erklärt, es sei allerdings eine Dame an ihm vorbeigegangen, die ihm durch ihre schöne Haltung und Vornehmheit auffiel. Aber er hatte nicht sagen können, zu welchem Zuge und nichts Spezielleres bemerkt.

Beide Herren sahen sehr ernst und sorgenvoll aus. Reinhagen blieb dann bei Wilma Luise. Rodung müsse allein sein, sagte er und ging ruhelos hin und her.

„Du bleibst bei meinem armen kleinen Jungen?" hatte dieser Wilma Luise mit schwerem Seufzer gefragt, ehe er in sein Zimmer ging. „Versprichst Du mir das?"

„Ja, wenn Du es wünschest?" sagte sie, und es rührte sie der Ton so sehr, daß ihre Thränen wieder hervorstürzten.

Auch Rodung mußte kämpfen, seiner Herr zu bleiben. Bei ihm äußerte sich dieser Zwang durch die starre Eiseskälte, welche Ina oft so gepeinigt hatte. Wilma Luise begriff dieselbe längst.

Und nun sagte ihr Schwager: „Onkel Reinhagen hat mir mitgeteilt, daß Du selbst so schmerzlich betroffen bist! Armes, liebes Kind!"

Er tröstete mit keinem Wort, aber sie fühlte, hinter seiner anscheinenden Schroffheit lag das goldene Herz, dies warme, liebevolle Herz, das Ina doch nie so recht erkannt hatte. Und als er dann von ihnen ging, sah er unendlich unglücklich aus.

Ganz spät kam noch ein Wagen vorgefahren. Sie schrak auf, stürzte ans Fenster und riß es auf.

„Es wird der Notar sein," sagte aber Reinhagen traurig. „Rodung hat noch ein unaufschiebbares Geschäft mit ihm zu erledigen." Und dann fragte er, dicht vor sie hintretend, mit durchdringendem Blick: „Hältst Du es für möglich, daß sie zu Märzner —?"

Sie wurde ganz heftig. Wie konnte man nur auf diese Idee kommen? Es war eine Schändlichkeit auch nur von ferne daran zu denken.

Den Landgerichtsrat traf dies alles, wie Wilma Luise plötzlich mit Schrecken sah, viel tiefer als sie für möglich gehalten. Er sah aschgrau aus und lief ohne Rast und Ruh auf und ab. Als sie ihn jetzt beobachtete, sah sie, wie seine Züge ganz verheert waren, seine Lippen fortwährend zuckten.

„Herr Gott, Du glaubst doch nicht, sie habe sich ein Leid angethan?" schrie sie auf.

Der alte Herr hatte Mühe, nicht zu weinen. Diese Wahrnehmung rief ihre weibliche Fürsorge für ihn wach. Er hatte nichts genossen, Rodung auch nicht. Sie ließ die Mädchen ins Zimmer schaffen, was im Hause war, bereitete Thee und holte Wein herbei.

„Nein, nein, Onkel, Ina ist zur Tante oder zur Mutter!" tröstete sie dabei. Das war ihre feste Überzeugung.

Die Männer hofften dasselbe, hatten aber nicht telegraphieren wollen, ehe der Morgen kam. Ina konnte ja noch zurückkehren. Nur keinen Eclat, keinen Skandal!

Des Onkels wiederholte Warnung an das Dienstpersonal, leise zu sein, Rodung nicht zu stören, fiel Wilma Luise auf, aber sie dachte nichts Besonderes dabei. Er ließ ihn, als der Notar gegangen war, auch nicht rufen, sondern brachte ihm selbst die von Wilma Luise bereiteten Butterbrote und eine Flasche Wein; Heinrichs Hilfe dabei lehnte er ab.

Dann saßen sie, nachdem die Dienerschaft ins Bett geschickt war, noch lange und flüsterten. Ihre Angst um Ina ließ sie nicht schlafen, auch als sie endlich zu Bett gegangen waren.

Rodung hatte sich eingeschlossen.

Und nun in der Stille, geteilt zwischen den Qualen des eigenen Herzens und der Angst um Ina, fiel Wilma Luise ein, wie Märzner damals im Winter oft gesagt, er sei ein ganz anderer „jetzt", und wie er Inas Blumen mit sich genommen. Ja, ja, es war möglich, daß er Ina sehr liebte, aber nie, darauf wollte Wilma Luise schwören, war in Ina ein Schatten von Untreue aufgestiegen. Märzner? Ja, ja! Wie hatten sie alle nur so blind sein können. Und dann fragte sie sich, ob Estinghaus' Liebe jemals einen ähnlichen Ausdruck gefunden? Nur in der allerersten Zeit, nur da.

Es fiel Wilma Luise nicht im Traum ein, daß seine Erkaltung von dem Tage datierte, wo er erfuhr, sie sei nicht reich. Sie fand seine Erklärung in ihrer Bescheidenheit ganz begreiflich und wiederholte sich in heißem Schmerz die Worte, die sie auswendig wußte: „Ich habe ehrlich geglaubt, Dich über alles zu lieben und mich doch in mir selbst getäuscht; als ich Dich wiedersah, wurde mir klar, wir standen nicht mehr auf gleichem Boden. Das Leben in der Fremde hat mich erst begreifen gelehrt, was ich sein kann und was mir not thut. Vergieb mir, Wilma Luise; Dein Herz ist groß und edelmütig, gewähre mir Gerechtigkeit und Milde! Ich würde in der Enge, in der ich früher mich kaum zufrieden fühlte, verkümmern und Dich nicht glücklich machen, und habe doch nicht Adlerschwingen, mich und Dich hinaufzuheben in die Sphäre, in der ich nur noch atmen kann. Mit Dir aber ein kleines Los zu tragen, vermag ich nicht; ich habe mich ernst geprüft und kann, so sehr ich um Dich leide, mein Streben nicht unbillig finden. Du aber kritisierst mich scharf und willst mich nur mit Deinem Maße messen. Du würdest untröstlich sein, mich Deinem Ideal unähnlich zu finden."

„Schneidender, roher Egoismus! Elende Aus-

Digitized by Google

flucht!" Das war, was Reinhagen ihr über diesen Brief gesagt.

Sie litt jetzt unter der Kritik, die sie aus Estinghaus' Briefe traf, unaussprechlich. O gewiß, er hatte sie kleinlich gefunden, ihren Horizont zu eng, und nichts in ihr, was zu dem Manne paßte, der schon früher, vor ihrer Verlobung, klagend ausrief: „O, hätte ich Adlerflügel!"

Dann irrten ihre Gedanken wieder in heißer Angst zu Ina. Diese Qual! eine ganze lange Herbstnacht warten zu müssen, ehe man sie suchen konnte.

Endlich war Wilma Luise doch eingeschlafen. Als sie erwachte, war es heller Morgen; die Sonne schien, das gab ihr Mut.

Die Mädchen, die beide hereinkamen und besorgt und liebevoll nach ihrem Befinden fragten, erzählten ihr, es sei ganz in der Frühe ein fremder Herr in einem Wagen gekommen und der habe Herrn Regierungsrat mitgenommen. Eine halbe Stunde später sei auch der Herr Onkel aufgestanden und weggefahren.

Heinrich hatte das berichtet, den der Herr, als der Tag graute, geweckt.

Und dann fragten sie scheu und zagend, was es denn heiße, daß alle so verstört seien und die gnädige Frau nicht nach Hause gekommen?

Wilma Luise wußte nicht, was antworten und log, die Tante im Stift sei erkrankt, da habe ihre Schwester alles stehen und liegen lassen und sei zu ihr gereist. Aber die Mädchen glaubten ihr nur halb und begannen von der Griese zu sprechen.

Wilma Luise geriet außer sich über alles, was sie jetzt hörte. Das Weib hatte ohne Zweifel Rodung um Hunderte betrogen. Aber sie fühlte sich so schwach, sie ertrug diese neue Aufregung nicht.

Eben schickte sie die Mädchen hinaus, da hörte sie einen Wagen vor dem Hause halten. Hatten sie Ina gefunden? Sie zweifelte in dieser Minute nicht, daß ein Polizeibeamter Rodung vorhin geholt. Eine erstickende Angst befiel sie. Wenn Ina den Tod —? Aber nein, nein, Reinhagen und sie hatten beide die feste Überzeugung, dazu habe sie nicht den Mut.

Da kamen sie; Rodung, der Onkel, Ina nicht! Ihr Schwager war sehr blaß, sehr steinern und ging ohne eine Silbe an ihr vorüber; sie hörte, wie er seine Thür verriegelte. Reinhagen sah aus wie das Unglück selbst.

„Onkel, was habt Ihr erfahren?" hauchte sie ganz tonlos vor Angst.

Er zog sie in die Stube und drehte den Schlüssel um. Ihr Herz schlug wie ein Hammer.

„Wenn das Unglück kommt, dann kommt es in Geschwadern!" sagte der alte Mann ganz müde. „Rodung hat sich mit Märzner duelliert — Märzner wird wohl sterben!"

„Barmherziger Gott!"

„Und er weiß es; er hat Rodung herangewinkt und ihm ganz leise flüsternd gesagt: ‚Ich habe Ihre Ina sehr verehrt — aber ich war Ihnen immer ein ehrlicher Freund!'"

„Onkel! Onkel! — O, Gott! Die Unglückliche! Die Mutter, die arme Mutter! Er ist ihr Einziger — ihr Glück, ihr Stolz!"

„Gott helfe ihr!"

„Aber Rodung! Ist er denn toll?" rief sie außer sich.

„Gar nicht, oder nur ein wenig! Aber kaput ist er fürs Leben! Stirbt Märzner, so wird er's nicht überwinden."

Wilma Luise schrie nur immer krampfhaft und preßte ihr Tuch vor den Mund, daß niemand sie höre.

„Es ist die alte Geschichte! Cherchez la femme!" rief wütend der alte Jurist.

In dieses Entsetzen hinein brachte Heinrich ein Telegramm; es war an Rodung; aber er wagte seinen Herrn nicht zu stören.

„Von Ina?" rief Wilma Luise hoffend.

Reinhagen riß es ohne weiteres auf. Viktorine telegraphierte: „Ina hier — komme sofort auch hierher."

Sie lebte! Sie lebte! Wilma Luise sank in fieberhafter Aufregung auf die Knie. Großer Gott! Welche Gnade! Sie sagte sofort der Dienerschaft, die gnädige Frau sei glücklich im Kloster angekommen. Es fiel allen ein Stein vom Herzen.

Reinhagen schob, da sein Klopfen keine Antwort fand, das Telegramm durch die Thürspalte. Es regte sich drinnen nichts.

Sie lebte! Jetzt plötzlich wurde Wilma Luise sich erst bewußt, welche unaussprechliche Angst sie gewaltsam in sich unterdrückt hatte.

Und Ina, die man schon schmählich beargwöhnt, sie war in ihrer Angst zu der geflüchtet, welche doch immerhin ihre Kindheit mütterlich überwacht und sie geliebt hatte, so gut sie konnte.

Reinhagen lief in höchster Aufregung immer hin und her; aber alles, was er dachte, gipfelte in seiner Sorge für Märzner.

Dann fiel Wilma Luise ein, daß ihr Vater noch nichts wußte. Darüber machten sie sich nun auch bittere Vorwürfe. Sie beschlossen, zu ihm zu fahren. Es war sehr hart für die Tochter, dem freudearmen Vater so viel Unglück bringen zu sollen. Indes sie wußte, niemand ging so sanft und schonend dabei zu Werke, wie sie es thun würde.

## Achtzehntes Kapitel.

Sie fanden ihn ganz behaglich seine Pfeife rauchend; er war schon im Straßenanzuge, sah wohl aus, freute sich sehr, sie beide zu sehen und merkte fürerst nichts.

„Ich habe oft Heimweh nach Euch und dem stillen Hause; käme auch gern und lebte da billiger als hier, aber ich bin nun einmal als Berliner Junge zur Welt gekommen und kann die hiesige Luft nicht entbehren," plauderte er vergnügt. Mitten im Sprechen sah er sie aber stutzend an.

Sie fanden beide den Mut nicht, seine bescheidene Lebensfreude so grausam zu vernichten. Sein hohes Ehrgefühl würde Inas Schuld nicht minder schwer empfinden, als die des unglücklichen Adolf, das wußten sie gewiß.

„Zum Kuckuck, wie seht Ihr aus?" rief er unterdes erschrocken.

Digitized by Google

Nun mußten sie beginnen.

„Lieber Hohenbostel, ich hoffe, Du nimmst es nicht zu schwer, daß Wilma Luises Brautschaft ein unliebsames Ende erreicht hat!“ sagte Reinhagen, während ihr nun doch wieder Thränen kämen, die sie tapfer zurückzudrängen bemüht war.

Der Alte blieb eine ganze Weile stumm. Dann stand er auf und reichte ihr die Hand mit festem Drucke. „Du hast also eingesehen, daß er nichts ist als ein rücksichtsloser Streber, der die Hand, welche ihm die Leiter hielt, mit einem Fußtritt lohnt?“ sagte er und umarmte und küßte sie zärtlich. „Du bist viel zu gut für ihn, mein Liebling!“

„Sie hat immer beide Augen zugedrückt, seinen Schwächen gegenüber“ gab Reinhagen zur Antwort, erzählte den Hergang und wunderte sich, daß Hohenbostel so klar über Estinghaus' Charakter urteilte.

Wilma Luise war hinausgegangen in Adolfs Kämmerchen und weinte sich da satt; sie ertrug diese Verstandesurteile noch nicht; ihr war, als wäre ihr Herz in Stücke gerissen und sie fühlte körperlich, wie es zuckte und weh that.

„Was mich an der ganzen Sache verdrießt, ist, daß sie ihm nicht den Laufpaß gegeben,“ sagte ihr Vater indes zornig. „Ich habe ihn gründlich satt gekriegt. Ging da neulich mit Ulrichs in die französische Weinstube und da trafen wir ihn. Er saß dort mit seinem Kollegen, stand nach einer Weile auf und trat zu uns; man sah jedoch, es kam ihn ordentlich sauer an. Und als Ulrichs und ich ihm gratulierten, da spielt er sich auf, daß ich nicht wußte, was sagen? Sein Gönner, der Prinz — und er selbst, seine Tüchtigkeit, seine Begabung hatten ihm zu der Stelle verholfen, kein anderer! Natürlich nicht gerade so grob wie ich es hier sage, aber das war der Sinn seiner Redensarten, und dabei that er groß und herablassend, als wären wir beiden Bittsteller, ordentlich wohlwollend sprach er mit dem Vater seiner Braut und meinst Du, daß er Ulrichs mit einer Silbe dankte für die Reise, die der für ihn gemacht? Der kleine, brave Kerl wurde ganz blaß bei der Art und Weise des Protzen. Natürlich hatte er nicht auf Dank reflektiert; Du kennst ihn ja besser als ich, aber so gewissermaßen von oben herab angesehen zu werden, das hat uns doch beide bitter verdrossen. Von Rodung auch kein Wort! Na, mit dem kann er wenigstens mehr Staat machen, als mit einem Chemiker und einem alten Kerl wie ich, Rodung hat auch Einfluß.“

Reinhagen hatte den erregten Mann mit einem wahren Behagen schimpfen lassen. Rechfertigte Hohenbostels Bericht doch all seine eigenen Wahrnehmungen. Gott sei Dank, daß das Mädchen von dem Menschen frei gegeben war! Sie überwand es wohl noch! — Freilich — sie war nicht, wie die Mädchen sonst wohl sind.

Indessen war er ja noch lange nicht zu Ende mit seinen Hiobsposten.

Wilma Luise kam jetzt wieder, getrieben von der Angst, wie der Vater wohl das schwere Unglück bei Rodungs aufnehmen würde, voll Sorge, es ihm so vorsichtig wie möglich zu sagen.

„Die Grieſe hat Rodungs in die schlimmsten Unannehmlichkeiten gebracht,“ begann sie mit einem warnenden Blick für Reinhagen.

„Wundert mich gar nicht,“ sagte ihr Vater gelassen; „daß die stahl, hätte Rodung sich selbst ausrechnen können. Inas Indolenz hat mich oft geärgert; seine Bequemlichkeit war aber noch schlimmer! Er, als der klügste im Hause, wollte nichts merken, nur um die Person nicht wegjagen zu müssen! Und Ina! Aber mit der ihren Nerven ist ja nichts zu machen, da schweigt man schon!“

„Ina thut sehr unrecht, Papa, sie wußte, die Unordnungen rissen mehr und mehr ein, sie ließ sich von dem schlechten Weibe völlig beherrschen, vertuschte und verheimlichte. — Aber Papa, Du kennst unsere liebe kleine Ina! Sie ist ein so zaghaftes Geschöpf und Rodung zu heftig.“

Auf diese Weise erfuhr Hohenbostel nach und nach in mildester Form auch dies und daß Ina bei Tante Viktorine sei. Er begriff dies letztere nicht gleich so recht, war aber viel zu wütend, um lange zu fragen.

Ina hatte jetzt allein unrecht; Ina hatte die Schuld; Rodung war ein Mann, so lauter wie Gold! So urteilte er und zwang sich zur Härte gegen die Tochter, um deren Gatten gerecht zu werden.

Mitten in seinen Ärger hinein brachte die Hauswirtin eine Visitenkarte:

Sennor Alonzo de Cordea, Valparaiso. Und unter der Karte stand mit Bleistift: „In Ahnkelekenneit son Sennor Adolfo von Hohenbostel.“

Der Hauptmann hatte halblaut gelesen, da er aber das seltsame Wort nicht gleich herausbrachte, sah seine Tochter ihm über die Schulter.

„Adolf! Vater, der Herr kommt von Adolf! — in dessen Angelegenheit!“ rief sie atemlos vor Überraschung.

Hohenbostel stürzte selbst nach der Thür, Reinhagen hielt ihn aber zurück. „Ruhig Blut! Wer weiß — ein Abenteurer, ein Strolch!“

Er hatte der Frau gewinkt, den Fremden heraufzuführen. Wilma Luise räumte ganz maschinenmäßig schnell ein wenig auf. So mischte sich in alle Seelenqual immer ablenkend die Gewohnheit des Fürsorgens wie ein Segen.

Und nun trat ein Herr ein. Sie standen alle drei ganz erschrocken da; denn statt des erwarteten Strolches trat zu ihnen ein sehr fein aussehender, eleganter Mann, der sich mit raschem Blick zu orientieren schien, wer der Hausherr sei. Er hatte fast weißes Haar, aber sehr dunkle Augen und das Alter eines Fünfzigers etwa.

Hohenbostel ging auf ihn zu, bot ihm die Hand und sagte sehr erschüttert: „Seien Sie willkommen, mein Herr. Lebt mein Sohn?“ Eine große Bangigkeit lag in seinen Zügen.

In gebrochenem Deutsch wandte der Kreole sich ihm zu. „Er lebt sehr gut, mein Herr, ich will sagen, er lebt glücklich.“ Und dann wandte er sich lächelnd an die beiden andern: „Ich will beweisen, daß mein Freund Adolfo mich gut berichtet hat; die Sennorita ist seine Schwester Wilma Luise und der



Digitized by Google

Sennor Don Augusto Dellinghof — o nein — ich irre — es wird Herr Reinhaken sein?" Und indem er aus einer Juchtentasche eine Photographie in Kabinettform nahm, bot er sie dem von aller Aufregung dieser Stunde ganz blaß aussehenden Vater: „Sie werden ihn verändert finden, mein Herr!"

Ein dreifacher Freudenruf erklang. Starr vor Staunen und aufdämmerndem Verstehen sahen sie auf die sehr schön gearbeitete Photographie. Ja, das war er — ihr Adolf — aber viel hübscher, zum Manne geworden, die Lippen von einem Schnurrbart bedeckt. Sie wagten ihren Augen nicht zu trauen. Das war nicht Adolf, wie sie ihn sich in ihrem Schmerz gedacht, der Unglückliche, der verlorene Sohn, vielleicht zerlumpt, verkommen! Dies hier war ein Mann in guter Lebenslage, sorglos lächelnd, mit dem zärtlichen Blick, der sie früher so oft entzückt hatte, sie aus dem Bilde heraus grüßend, als rufe er ihnen ein Liebeswort zu. Thränen perlten dem Alten in den Bart.

„Aber wer — wer ist die schöne, junge Dame?" fragte er und zeigte mit zitternder Hast auf das Bild, indes Wilma Luise sich jetzt erst auf die Pflicht besann, dem Gast einen Stuhl zu bieten.

„Das ist meine Tochter Annunziata, mein Herr von Hohenbostel, und sie liebt ihn sehr; sie ist mein letztes, einziges Kind, und sie soll ihn haben, wenn ich finde, er hat Wahrheit gesprochen in allem, was er mir über sich und seine Angehörigen sagte. Aber ich zweifle nicht! Denn ich finde schon alles, wie er gesagt hat; ich würde diese kleine Stube haben malen können nach seiner Schilderung."

„Unmöglich! Unmöglich! Das schöne Mädchen! Seine Braut? Seine Frau?" stammelten sie ganz überwältigt.

„Sie sind der gute Onkel, der ihm Geld geben wollte, Offizier zu werden! Ich weiß," sagte Sennor de Cordea jetzt zu Reinhagen. Er wünschte Hohenbostel Zeit zu lassen, sich zu beruhigen, fand aber Reinhagen ebenso tief bewegt. So fuhr er fort: „Ich werde mir die Erlaubnis nehmen, den beiden Herren und der schönen Schwester meines jungen Freundes zu erklären, was mich nach Deutschland führt.

Es ist dies nämlich, zu erfahren, ob ich meine Tochter Ihrem Sohne geben darf? Ob er ein Mann ist von gutem Namen und von unbefleckter Ehre? Ich bin Gutsbesitzer in Lima; es ist das etwas anderes als in Deutschland, meine Herren und werte Sennorita; aber das macht nichts aus, der Reichtum macht nicht glücklich, das kenne ich, der ich viel Geld und Gut habe und noch mehr schweres Unglück; ich hatte vor achtzehn Monaten noch vier schöne Kinder und eine geliebte Gattin. Weil meine Frau eine Deutsche war, gab ich meinen Kindern deutsche Lehrer. Aber es ging nicht gut damit, ich entließ den einen und den andern! Da kam Ihr Sohn zu mir; er wünschte die Stelle zu haben und erzählte mir frei und offen seine Geschichte. Ich dachte, wahr oder nicht wahr, er gefällt mir! Ich behielt ihn — und meine drei Knaben — hoffnungsvolle, schöne Kinder —"

Er stockte, erhob sich und ging in der Stube auf und ab.

„Sie liebten ihn von Anfang an," fuhr er dann fort, „sie lernten jetzt gern, und wir waren sehr froh miteinander. Da kam das gelbe Fieber; nie noch hatte es die Hacienda berührt; wir wohnten damals noch nicht in Valparaiso — wäre ich doch eher dahin gezogen! Nun mordete uns die schreckliche Krankheit. Mein Haus starb fast aus; und Adolfo hat mit mir mein Weib, meine drei Söhne begraben, nachdem er sie wie ein Bruder gepflegt; o, er war uns mehr wie ein Bruder, er war der Engel Gottes im Hause —"

Wieder konnte er nicht weiter. Seine Hörer atmeten kaum.

„Verzeihung, meine teure Sennorita, ich kann nicht mehr — erlassen Sie —" Sennor Cordea stockte, fuhr dann aber, sich zusammennehmend, fort: „Ich will dem letzten Kinde nichts weigern, nichts, was gut ist! Jetzt, mein Herr, bitte, warum verließ Ihr Sohn sein Vaterland?"

Sie fühlten alle drei, Adolf war ihnen jetzt schon wiedergegeben. In höchster Aufregung hätten sie am liebsten alle zugleich gesprochen. Der Vater erzählte, und wahrheitsgetreu.

„Und wie heißt der andere, sein Freund?" fragte der Kreole noch einmal.

„Wilhelm von Hollbach, sein Vater ist hier in Berlin Landgerichtspräsident."

„Es ist alles recht; er hat nicht ein Wort anders erzählt," rief Sennor de Cordea sehr zufrieden. Und dann fragte er: „Sie kennen meine Tochter nicht, mein Herr Baron, sehen Sie dies Bild, so wissen Sie nur, sie ist ein schönes Mädchen; aber ich, ihr Vater, schwöre Ihnen, sie ist auch gut, und sie hat von ihrer Mutter deutsches Blut in den Adern! Sind Sie einverstanden, sollen die Kinder sich haben?"

„Ob ich einverstanden bin? Ich danke Ihnen, mein Herr, für das Vertrauen, welches Sie in meinen Sohn setzen, indem Sie ihm das Schönste und Beste geben, was Sie haben!"

Der brave Hohenbostel sah in diesem Moment nicht aus wie der arme Hauptmann, der kümmerlich von seiner Pension lebt, sondern wie ein stolzer Ehrenmann, der sich bewußt ist, sein Name hat überall einen guten Klang.

„So werde ich ihm heute telegraphieren! Meine Schwester wird mit dem jungen Paare im Frühling herüberkommen, wir verheiraten sie und gehen dann, in Paris ein oder mehrere Jahre zu leben. Annunziata soll haben, was sie froh machen kann, sie und Adolfo."

Man schüttelte sich die Hände.

Der Hauptmann konnte seinem Gast auch nicht die geringste Erfrischung anbieten, er hatte nichts im Hause — gar nichts. Dennoch fühlten alle drei, daß die deutsche Gastfreundschaft sich nicht so karg zeigen dürfe.

Sennor de Cordea mochte ihnen wohl ihre Gedanken ansehen, denn er brach jetzt sofort auf. „Ich habe nun noch eine Bitte, mein Herr Baron, wollen Sie mich gütigst begleiten zu dem Vater Wilhelm von Hollbachs? Ich habe übernommen, auch dorthin gute Nachricht zu bringen. Ich kenne den Freund Adolfos, ich weiß alles."

Man hörte ihm an, er wußte auch in diesem

Digitized by Google

Falle die ganze Wahrheit. Reinhagen fragte und de Cordea teilte ihnen mit, daß der junge Mensch auf einem Comptoir in La Paz arbeite, sich auch gut führe.

„Von uns findet sich mancher verlorene Sohn gebessert heim; und viele werden trotz allem tüchtige Männer. Sie haben dort eine strenge Lebensschule!"

Es war Reinhagen — so groß auch seine Freude — doch heute wahrlich nicht nach der Rolle des Gastgebers zu Mute. Gleichwohl litt es sein Stolz nicht, den Südamerikaner, ohne ihm Gastfreundschaft zu erweisen, gehen zu lassen.

So lud er ihn zu Hiller, bat Hohenbostel, dem er um keinen Preis nun auch noch von dem Duell erzählen wollte, auch den Präsidenten einzuladen und dachte unruhig nach, wen er wohl noch dazu bitten könnte und wie er vermeiden möchte, daß Hohenbostel die Zeitungen in die Hände bekam, oder irgend einem schwatzhaften Bekannten begegnete.

Der Hauptmann war zum Ausgehen bereit. Seine Erscheinung und sein Wesen schienen de Cordea sympathisch zu sein, man glaubte das aus der hochachtungsvollen Liebenswürdigkeit desselben herauszufühlen. Hohenbostel sah plötzlich wie verjüngt aus — Wilma Luises Leid hatte er ganz vergessen, es war ihm selber auch kein Schmerz. So gingen die beiden.

Reinhagen und das junge Mädchen blieben allein.

„Ward je in solcher Laune ein Glück empfangen?" rief er. Es bekümmerte ihn tief, daß seine Freude über den Liebling seines Herzens nicht rein und ungetrübt sein konnte. Und er sollte nun heute abend ein Gastmahl geben? War's nicht zum Verrücktwerden?

Jetzt fiel ihm auch noch Viktorines Forderung ein: „Komme sofort."

Dieser Ruf galt freilich Rodung, aber der war der letzte, der dort jetzt taugte. Der konnte auch Ina jetzt gar nicht sehen. — Großer Gott — wie sollte das enden? Wenn Märzner starb?

„Wilma Luise, Du mußt hin!" rief er. Sie fuhr zusammen und wehrte hastig ab. Er ließ sich aber nicht irre machen. „Sei brav, Mädchen, Du hast Deine Selbstlosigkeit so oft bewährt, nun ist sie nötiger als je! Reise Du! Das kleine Kind? Zu dem Kinde soll Tante Dellinghof kommen — Du bist die einzige, die auf Ina wirken kann — die einzige, der Rodung nachgiebt. Und hier in Berlin bist Du nicht am Platz, mein Herz!"

„Nein, o nein, Onkel Reinhagen," unterbrach sie seine Überredung, „ich — ich wäre nur so gern allein mit meinem —"

„Herzen? Du armes, thörichtes Ding! Ja — Dir selber wäre vielleicht wohler; — aber die andern?"

Sie sah es ein, sie weinte bitterlich und fügte sich. „Onkel, wenn wir nur wüßten, ob Märzner lebt?" bat sie.

„Hast recht! Mich läßt's auch nicht ruhen!"

Sie fuhren nach dem Krankenhause.

Er lebte noch — mehr konnten sie nicht erfahren.

Ein junger Assistenzarzt sah sie traurig wieder fortgehen. Das blasse junge Mädchen interessierte ihn; er bot ihnen seine Dienste an. Als er dann erfuhr, was sie herführte, sagte er ihnen, er selbst habe der Operation beigewohnt, der Chef sie persönlich gemacht: „Er kann durchkommen, es ist Hoffnung da." O, wie Wilma Luise ihm dankbar war, um Rodungs willen! Denn das war das Schreckliche, Rodung schien ihr fast ein Mörder! Er hatte Märzner ungerecht beschuldigt und bestraft.

Als Reinhagen und Wilma Luise tödlich erschöpft nach Haus kamen, fanden sie ein versiegeltes Billet an ersteren ihrer warten. Rodung schrieb darin, er habe das Haus verlassen, er müsse allein sein, er ertrüge keinen Menschen, auch den liebsten Freund nicht! Er bat dann, Reinhagen möge als Hausherr seine Stelle vertreten und dableiben, bis er zurückkäme; auch das Kind müsse er ihm anvertrauen, Wilma Luise werde zu Ina gehen, er sage auch nichts dagegen. „Macht alles nach Gutdünken — und lasset mich dieses Schicksal tragen, wie ich kann."

Der arme, alte Herr vermochte sich kaum noch auf den Beinen zu halten. Alles stürmte auf ihn ein, und Wilma Luise, die keinen Laut der Klage oder Ungeduld ausstieß, sah aus, als würde sie in der nächsten Minute noch einmal in Ohnmacht fallen.

„Sei ohne Sorge um mich, Onkel," bat sie ihn trotzdem mit ihrer traurig-müden Stimme und den traurig-müden Augen. „Es ist für mich ein Glück, daß ich nicht Zeit habe, an mich zu denken!"

Das mochte ja auch wohl wahr sein. Zeit hatten sie beide nicht, was gab es jetzt sofort alles zu bedenken. An Dellinghofs depeschierte Reinhagen: „Packt sofort auf und kommt, — Rodung bedarf Eurer für einige Zeit."

Der Stiftsdame wurde gemeldet, daß Inas Schwester kommen solle. Dann war noch bei Hiller das Diner zu bestellen, ein paar Freunde mußten dazu eingeladen werden, welche Rodung weder kannten, noch irgendwie seine Verhältnisse, und glücklicherweise fielen ihm jetzt endlich mehrere ein, an die er sofort schrieb. Je mehr Gäste er hatte, um so gewisser konnte er sein, daß nicht er allein die Kosten der Unterhaltung tragen mußte. Der alte Herr lachte bitter. Das war nun sein „Ruhestand", auf den er sich so lange gefreut, seine „Altersruhe"!

In dem Glauben, Wilma Luise schliefe, warf er sich auf sein Bett und sofort umfing ihn ein bleierner Schlaf.

Sie aber schlief nicht, konnte es nicht vor namenloser Nervenaufregung. Ihr war, als müsse sie sterben, wenn sie — obwohl todmüde! — ruhig daliegen sollte. So ging sie daran, Inas Sachen zu packen, die Mädchen halfen dabei und erzählten ihr, der Herr sei kreideweiß geworden, als er dem Söhnchen Lebewohl gesagt, daß heißt, gesagt habe er kein Wort, das Kind nur heiß geküßt, aber seine Lippen hätten so arg gezittert und er habe ganz entstellt ausgesehen.

Und dabei immer diese ängstlich fragenden, scheuen Blicke der beiden. Welches Glück, daß sie

Digitized by Google

gutherzige und anhängliche Mädchen waren! Dennoch, welche Pein lag in diesen Blicken!

Als es gegen fünf Uhr ging, mußte sie fort! Sie hatte nicht das Herz, Reinhagen zu wecken. Er konnte noch eine Stunde ungestörter Ruhe genießen, dann solle Heinrich an seine Thür klopfen, bis er erwache, befahl sie.

Der ehrliche Bursche wollte sie durchaus zur Bahn bringen, sie litt es aber nicht: Der Herr Gerichtsrat bedürfe seiner. Eine Droschke ließ sie ihn holen und als sie dann noch für Dellinghofs Logis und Empfang alles Nötige angeordnet, ging sie allein fort, wie befreit, daß sie endlich einmal allein sein durfte.

Heinrich und das Hausmädchen trugen ihren und Inas Koffer die Treppen herab. Am Fuß derselben begegnete den beiden Eddo Möllendorf, der unruhig und eilig aussah. Er erinnerte sich sofort des Gesichts des Dieners, fragte und erfuhr nun: Der Herr und die gnädige Frau seien verreist.

Wer denn jetzt abreisen wolle? fragte er.

„Das gnädige Fräulein!"

„Fräulein Wilma Luise? — Sie ist hier?"

Die verlegen-wichtigen Mienen des Burschen und die mit inniger Anstrengung, aber offenbar in einem gewissen Pflichtgefühl hervorgepreßten Thränen der Zofe ergänzten ihre zurückhaltenden Äußerungen; Eddo sah — das Gerücht, welches er eben an der Table d'hote besprechen hörte und das ihn hertrieb, war irgendwie begründet.

Er stand einen Moment unschlüssig, da kam Wilma Luise reisefertig die Treppe herab. Eddo ahnte noch nichts von dem Absagebriefe, den sie empfangen, aber ein einziger Blick in ihr Gesicht erschreckte ihn so, daß er mit zwei Sprüngen ihr entgegenflog.

„Wilma Luise, um Gottes willen, was ist vorgegangen? Man erzählt sich, Rodung habe Märzner, seinen besten Freund —?"

Sie hätte von allen Menschen auf der Welt am liebsten Eddo gerade jetzt vermieden. Eine blitzartige, heiße Röte schlug über ihr Gesicht, das entsetzliche Gefühl, das sie momentan überwältigte, war ihr völlig klar, sie schämte sich für Estinghaus — sie schämte sich seiner, — beides.

Und er stand da vor ihr und ihm war auch, als leuchte ihm ein Blitz. Mit einem Schlage wußte er es, kein Mensch hatte es ihm gesagt; er hatte in den letzten Stunden nur an Rodung und an die mögliche Ursache des Duells gedacht, sich mit der Frage das Hirn zermartert, inwieweit Ina —? Doch nein, nein, er konnte sich nicht vorstellen, daß sie irgendwie in die Sache verwickelt sei.

Nun vergaß er aber das Ehepaar und alles andere völlig und nur eins blieb ihm bewußt, beherrschte ihn ganz: Estinghaus hatte dies Mädchen, diesen Engel, unglücklich gemacht; es war aus zwischen den beiden. Das alles dauerte nur Sekunden. Dann hatte er sich wieder, und auch sie that sich übermenschliche Gewalt an.

„Sie wollen verreisen, Fräulein Wilma Luise?"

„Zur Tante; Ina ist auch bei ihr," stammelte sie, instinktiv so gleich die Thatsache klarstellend.

„Wollen Sie mir gestatten, Sie zur Bahn zu begleiten? Ich höre, Rodung ist verreist?" fuhr er fort.

Wie viel lieber hätte sie ihn fortgeschickt! Aber es lag eine solche Bitte in seinen Augen, so viel bescheidene Ritterlichkeit, die es unmöglich fand, sie allein gehen zu lassen.

Sie hatte ihm stumm die Erlaubnis gegeben, nun saßen sie nebeneinander und wußten beide, daß sie alles wußten, was in der Seele des andern vorging. Er sagte nichts, denn er sah, sie konnte jetzt auch nicht die leiseste Berührung ihrer Qual ertragen, und sie dankte ihm die Schonung.

Dagegen sagte sie ihm mit wenig Worten, daß das Duell stattgefunden habe und daß Rodung schon jetzt wisse, seine unbezähmbare Heftigkeit habe ihn den Freund verkennen lassen.

„Also doch?" sagte er sich leise. So hatte also das Gerücht nicht gelogen?

Wilma Luise sah ihm auch jetzt die Gedanken an. „Eddo! Sie beleidigen mich in meiner Schwester!" rief sie aufflammend. „Sie hören es, Rodung kann sich nie verzeihen, was er Ina angethan!"

Er küßte ihre Hand in tiefem Schrecken. „Wilma Luise, Verzeihung!" stammelte er, und sie war so elend, daß nun ihre Thränen hervorstürzten, wie sehr sie auch dagegen rang.

„Gehen Sie zu Onkel Reinhagen, Eddo, er braucht einen Freund, der ihm zur Seite steht und Rodung vielleicht auch," bat sie.

Ach, hätte sie doch von ihm verlangt, daß er ihr die Sterne vom Himmel hole — oder ihr jeden Tropfen seines Herzblutes gebe!

Als sie dann glücklich ganz allein im Eisenbahnwagen saß und er von ihr Abschied nahm, da wagte er es nun.

„Mut, Wilma Luise, Mut!"

Es lag nichts in den wenigen Worten, was sie verletzen konnte, nichts als eine wahre, ehrliche Männerfreundschaft und die nahm sie willig an. Seit Eddo gewußt, sie war ihm verloren, hatte er in ihr nie etwas anderes gesehen, als die Braut eines andern und ebenso fern lag ihm heute jedes einstige Gefühl, wie überhaupt jeder Gedanke an sich selbst Das empfand sie von jeher und auch heute.

Mit einem letzten Händedruck schieden sie und nun endlich war sie allein — endlich! Das treuherzige Aufleuchten seiner Augen hätte er jeder andern Unglücklichen gegenüber auch haben können, er war ein edler, warmherziger Mensch.

## Neunzehntes Kapitel.

Wenn uns ein schweres Unglück auf der Seele lastet, dann kann uns nur der Schlaf für Stunden Vergessen bringen — aber, ach, fast sollte man sich vor dieser Wohlthat fürchten, um des Erwachens willen!

Noch liegt der Schlummer auf dem Geist, den Augen, da fühlt man schon wieder den Druck des Kummers; ehe irgend ein anderer Gedanke erwacht, ist das schreckensvolle Bewußtsein des Unglücks da — und mit schwerem Seufzer beginnt der neue freudlose Tag.

Digitized by Google

So geschah es Ina Rodung, als sie nach dem tiefen traumlosen Schlaf der äußersten Erschöpfung durch einen Strahl des Tageslichts geweckt wurde. Ihr erstes Empfinden war das einer herzbeklemmenden Schwere, noch halb bewußtlos öffnete sie die Augen, sah verwundert umher: wo war sie denn? was war geschehen? — und dann wußte sie alles mit einem Schlage. Sie war aus ihres Gatten Hause entflohen, schuldig der Lüge, der Täuschung, schuldig, ihre Hausfrauenpflichten gröblich vernachlässigt zu haben, schuldig des Komplotts mit Frau Griese zum Zweck der Täuschung gegen ihren braven, liebevollen Gatten, schuldig, ihr Kind verlassen zu haben, aus Furcht vor — nein, nein, es war nicht Furcht gewesen, die sie, wie gesagt, fortgetrieben, es war die grenzenlose Scham, so — so vor ihres Mannes Augen dazustehen!

Wie vernichtet schlug das junge Weib die Hände vor das Gesicht in unerträglicher Qual. Die Selbsterkenntnis schwang ihre furchtbare Geißel und stumm wand sich das schuldige Opfer unter ihren Schlägen, jeder Gedanke brannte, als müßte er blutige Striemen auf ihrer Seele zurücklassen. Dazu kam die Reue und eine Art trostlosen Nichtbegreifens des eigenen Thuns.

Und wenn sie nur gestern dies Ärgste nur noch unterlassen hätte, diese Flucht! Rief ihr nicht, als sie im Bahnhofsgebäude ankam, schon der Ausgeber der Fahrkarte zu: „Sie haben noch zwanzig Minuten Zeit!?“ Gab ihr der Himmel nicht so Frist, sich zu besinnen? Und rief dann nicht ihre Vernunft ihr zu: „Kehre um, geh heim, vertraue Dich Deinem Manne!?

Aber da war sie, wie von Gott verlassen, diese zwanzig Minuten umhergerast, in brennender Ungeduld, daß sie warten mußte; da wollte sie von Umkehr nichts wissen, wollte nicht in ihrer gräßlichen Demütigung vor Rodungs Augen treten!

Und ihn haßte sie in jener Stunde, haßte ihn in demselben Maße, wie sie sich vor ihm schämte, aber jetzt und gestern schon rief eine unerbittliche innere Stimme ihr zu: „Du hassest ihn nur, weil Du Dich vor ihm schämst!“

Sie war abgereist; der Zug war nicht der, mit welchem sie gewöhnlich fuhr; einerlei, nur fort! Darüber mußte sie zweimal umsteigen und viel länger fahren. Erst spät abends kam sie im Kloster an. Ach, und als sie nun vor Tante Viktorines Augen treten sollte, wünschte sie sich fast wieder nach Haus. Fast? — Ach nein, nein, schon seit der ganzen letzten Stunde hatte sie in der eisigen Nachtkälte und Dunkelheit ein jammervolles Sehnen nach ihrem trauten Heim, nach ihrem Kinde!

„O, das Kind, ihr Kind! Wie hatte sie es zurücklassen können? Sie sah es immer vor sich, diese frühen Abendstunden hatte sie stets dem Bübchen geweiht, bei ihm in der Kinderstube gesessen, sich an ihm gefreut mit seligem Mutterglück. Wie war es möglich, daß sie entfloh ohne ihr Kind? Doch nein, jetzt fiel es ihr ein, daß ihr an der Wiege der Gedanke gekommen war: „Das Kind ist unschuldig an Deinem Unrecht! Es ist zu kalt für das Kind!“ Diese zwei Erwägungen hatten sie fast unbewußt geleitet.

Und nun hielt der Wagen von der Station vor dem Kloster, der Kutscher knallte mit seiner Peitsche und der alte Görner kam heraus, erkannte sie im Schein der großen altmodischen Laterne über der Thür und schrie fast auf vor Überraschung:

„Wird gnädige Chanoinesse froh sein! Ist das eine Freude, eine große Freude!“

Und dann wollte Ina, halb tot vor Herzklopfen, sachte hineinhuschen, aber da begegnete ihr die Frau Dechantin, die von einer Konferenz mit der Frau Äbtissin, kam und nun gab es ein Erkennen, ein Jubeln, Fragen, Zusammenlaufen aller im Kloster anwesenden Damen und die ganze Gesellschaft begleitete Ina zu Viktorine, die sich gerade hatte zu Bett legen wollen, und Ina log und log immer wieder: Es habe sie wie eine Ahnung von Unglück gepackt, die Angst um Tante Viktorine sie hergetrieben!

Im ersten Augenblick war diese entzückt von dem Zeichen der innigen Liebe; aber nach Minuten schon sagte sich die kluge Dame, da ist etwas nicht in Ordnung, und wie sie sah, kam auch ihren Mitschwestern derartiges zum Bewußtsein.

Sie begannen Inas bleiche, ganz entstellte Züge zu beobachten, sich Blicke zuzuwerfen und — das deutliche Zeichen — sie fanden plötzlich, daß es Zeit sei, Tante und Nichte allein zu lassen. Jede that vor dem Fortgehen noch irgend eine zielsichere Frage und dann zogen sie sich mit ihrer Ausbeute und der „merkwürdigen Geschichte“ zurück.

Viktorine und ihr „Ziehkind“ standen sich endlich allein gegenüber.

„Ina, was führt Dich her?“ flüsterte die Chanoinesse, die Hände angstvoll faltend.

Da hatte sie sofort und rückhaltlos bekannt, nicht so sehr in dem Verlangen nach einer Beichte, als aus vollständiger Erschöpfung. Sie konnte nicht mehr, es war ihr alles einerlei, Zorn und Strafe, Liebe und Vergebung. Da sie nicht einmal Thränen mehr hatte, machte das, was Viktorine von ihr hörte, dieser den Eindruck vollständiger Gefühllosigkeit und Gleichgültigkeit. Ina war in der That auf dem Punkte angekommen, wo alle Empfindung abgestumpft erscheint.

Das Ärgste, was die entsetzte Tante sagen konnte, das ächzte sie in ihrer scharfen Weise: „Wie die Mutter! Wie die Mutter.“.

Sie schickte Ina dann zu Bett und diese wünschte nichts sehnlicher. Wie tot, nur der rasenden Kopfschmerzen sich bewußt, sank die junge Frau auf das schnell bereitete Lager.

Aber nun war das Erwachen da! Die tiefe Ruhe hatte ihr sehr wohl gethan; keine Spur von körperlicher Schwäche lenkte sie ab von der qualvollen Einsicht.

Wie lange sie so gelegen, wußte sie nicht, sie hatte ihre Uhr aufzuziehen vergessen. Niemand kam, darin sah sie schon ein Zeichen von Viktorines Stimmung. Zugleich ersehnte sie aber ein Entgegenkommen derselben, denn sie scheute sich unbe-

Digitized by Google

schreiblich, heute vor die strenge Tante hinzutreten. Es lag noch so viel Kindliches, Unreifes in ihr! Und da sie sich nun auch hier gedemütigt und gestraft sehen sollte, wohin sie sich geflüchtet aus Furcht vor der Demütigung und Strafe, kam ihr der kindische Trotz; sie redete sich plötzlich ein, daß sie es sei, die sich zu beklagen habe, zu beklagen vor allem über des Gatten kalte Strenge, die sie in dies Elend getrieben. Das half ihr wenigstens momentan, sich eine gewisse Haltung zu geben.

Viktorine sah, heimlich sehr erstaunt, die bleiche, düsterblickende Frau mit voller äußerer Sicherheit eintreten. Ihr Staunen wurde aber zum Entsetzen, als Ina ihr in auflodernder, nie gesehener Heftigkeit erklärte, sie sei das Opfer der pedantischen Härte ihres Gatten und alle Schuld trage Rodung allein, zu dem keine Macht der Welt sie zurückbringen werde. Ihr Kind wolle sie haben und im übrigen werde sie, auf eigenen Füßen stehend, ihnen allen beweisen, sie sei doch nicht „ganz wie die Mutter!“ die übrigens, wie sie trotz allem bestimmt glaube, die harte Verurteilung auch nicht verdient habe, ja, die man dadurch nur noch tiefer ins Verderben getrieben.

Viktorine saß wie erstarrt dieser zornglühenden Beredsamkeit gegenüber und fragte sich immer nur: „Ist das wirklich Ina?“

Diese aber sah, daß sie zum ersten Mal der Tante imponierte, sie sogar einschüchterte. Das gab ihr Mut und Energie. Sie gefiel sich in der Rolle der Tiefbeleidigten; daß sie mit Behagen die Schwächen Rodungs übertrieb und zu Charaktereigenschaften schlimmster Art umprägte, machte sie sich nicht klar. Während sie so tief erregt ihre eigenen „berechtigten“ Klagen hatte vorbringen wollen, war sie sich selbst plötzlich wie eine Märtyrerin erschienen und die Einflüsterungen der Griese: „Wenn der gnädige Herr nur nicht gar so hart wäre, so würde gnädige Frau ja vernünftig mit ihm reden können!“ trugen abermals schlimme Frucht. Aber das kam Ina am wenigsten zur Klarheit; sie fühlte sich in ihrer neuen Auffassung plötzlich unendlich erleichtert, befreit von all der Qual der Selbstvorwürfe. Tausend kleine Schroffheiten Rodungs fielen ihr wieder ein. Ja, sie war die Gekränkte, die moralisch Mißhandelte! Und da half alles Reden Viktorines jetzt nicht, Ina wollte sich scheiden lassen.

„Du bist verrückt!“ hatte die Stiftsdame zuerst aufbrausend gerufen.

Aber Ina war nicht verrückt, keineswegs! Das sah sie selbst völlig ein, Ina zeigte sich im Gegenteil plötzlich, als Anwalt ihrer selbst, merkwürdig geschickt und klug und von einer an Haß streifenden Bitterkeit gegen Rodung.

Viktorine sagte kein Wort von ihrem Telegramm an diesen, und Ina fragte in ihrer Aufregung nicht, schien im Gegenteil ihrem Gatten die Angst um sie zu gönnen.

Mit heißen Wangen und funkelnden Augen lief sie ruhelos in dem großen Zimmer Viktorines auf und ab und redete sich tiefer in ihre Bitterkeit hinein, fand immer mehr Entschuldigungsgründe für sich selbst und nannte sich „ein Kind“, da sie ihn geheiratet; ein Kind, ohne jede Welterfahrung, ungewohnt der Selbständigkeit und sich in schwieriger Lage nun völlig selbst überlassen. Daß sie selbst diese „Freiheit“ jubelnd empfangen, hatte sie momentan vergessen, oder wollte nicht daran denken.

In dieser sich steigernden aufgeregten Kampfeslust fand Wilma Luise die Schwester. Die arme Wilma Luise! Sie hatte während der Fahrt nicht einmal für eigenes Leid allein Zeit gefunden, alles andere Unglück mischte sich hinein und jetzt Ina gegenüber durfte sie an sich selbst gar nicht mehr denken.

Ina gab den Vorteil, den sie als Anklägerin sich gewonnen, auch ihr gegenüber nicht auf. Wilma Luise sah ebenso betroffen wie Viktorine diese Veränderung; aber viel tiefer verletzte dieselbe sie. Dennoch wagte sie nur zaghaft Vorwürfe zu machen und auf jeden derselben fand Ina, scharf und prompt, eine anklagende Erwiderung. Sie, sie war die Beklagenswerte, sie war die Gekränkte, und alles, was sie verfehlt, das war die Folge der grausamen Verwahrlosung, welche Rodung sich gegen sie hatte zu Schulden kommen lassen.

Vergeblich widersprach Wilma Luise ihr mit Worten der eindringlichsten Verteidigung. Ina glaubte jetzt schon fest an die Selbsttäuschung, in die sie sich eingesponnen. Und wenn sie nun noch gar erfahren hätte, wie ungerecht Rodungs Verdacht Märzner betroffen!

Daß manches Wahre in Inas jetzt so herber Verurteilung ihres Gatten lag, konnte nicht geleugnet werden, aber wie bauschte Ina diese einzelnen Auslassungen einer ärgerlichen Stimmung auf zu solchen Anklagen?

„Ich bin entsetzt über Dich, Ina! Zu Deinen schweren Mißgriffen nun noch so bittere Ungerechtigkeit?“ rief Wilma Luise.

Darüber wandte sich Inas Groll nun auch gegen sie. Die sonst so weichmütige, energielose junge Frau hatte sich unter dem Druck der übergroßen Nervenüberreizung bis zur Exaltation hinauf gefiebert und da sie doch nicht krank war, konnte Wilma Luise, der immerhin auch noch nicht die genügende Erfahrung zu Hilfe kam, die Schwester um so weniger verstehen.

Was Ina schließlich am meisten erbitterte, war die Kränkung, die sie in Rodungs Fernbleiben fand. Ihr dieselbe wahrheitsgemäß zu erklären, sah sich Wilma Luise außer stande; sie fühlte, daß sie mit dem Bericht von Rodungs Duell Ina in die Gefahr, sich selbst völlig zu verlieren, nur noch weiter hineintreiben würde, und Ina ihrerseits war so sehr gewöhnt, sich von ihm geliebt, angebetet, vergöttert zu fühlen, trotz aller kleinen Mißklänge, daß jetzt ihre Eitelkeit, durch dies Zeichen seiner neuen „Härte“ schwer verwundet, ihr zuflüsterte: ihre Selbstachtung müsse fordern, daß Rodung demütig ihre Rückkehr zu ihm erbitte.

Sie wollte dann bereit sein zu verzeihen, ja; — aber nur als Siegerin konnte sie das — nur als solche.

Digitized by Google

Der Rest des Tages und der Abend gingen in diesen aufregenden Auseinandersetzungen hin.

Die arme Wilma Luise! Von ihrem eigenen Leid hätte sie jetzt gar nicht sprechen mögen! Sie wußte ja von vorn herein, daß heute weder Ina noch Viktorine Zeit und Stimmung noch wirkliches Mitgefühl dafür gehabt hätten.

Am anderen Morgen hatte die Chanoinesse ihren Entschluß gefaßt uud derselbe war so aus ihrem innersten Wesen heraus ihr ähnlich, daß beide Nichten sich kaum darüber wunderten, wenn sie ihn auch mit Bitterkeit vernahmen. Viktorine erklärte ihnen bestimmt und „wohlmeinend", daß sie Ina im Kloster nicht behalten könne, wo man mitleidslos jeden derartigen Familienskandal verurteile und sie in den Bann thun würde, wenn sie der Nichte Vorschub leiste.

Sie gab dann erzählend eine Probe von der Art, wie man eine Frau, „die ihrem Manne durchgegangen", behandele und erklärte sich für nicht stark und widerstandsfähig genug, die Folgen einer derartigen moralischen Entrüstung ihrer Klosterschwestern auf sich zu nehmen.

„Mir kann es nur lieb sein, daß Du mir klaren Wein einschenkst," sagte Ina trotzig und wußte sofort, wohin sie wollte, nämlich in die tiefste Einsamkeit des winterlichen Gebirges. Dort werde sie irgend ein Haus finden, wo gute Leute sie aufnähmen. Ihr sei, das fühle sie, Einsamkeit jetzt nötiger als alles andere.

Wilma Luise küßte ihre Schwester. Dieser Entschluß, in sich selbst die verlorene Ruhe und Klarheit wieder zu suchen, dies Bedürfnis danach söhnte sie mit Ina völlig aus. Aber nicht ganz allein sollte diese dahin. Sie wollte mit ihr gehen.

Ina lehnte zwar im ersten Augenblick dies Anerbieten ab, aber gleich darauf schmiegte sie sich fest in Wilma Luises Arme. Ihre eigentliche Natur gewann schon wieder die Oberhand.

Viktorine aber drängte förmlich zur Eile! Sie dachte, je eher Ina zur Besinnung käme, um so besser. Wilma Luise hatte der Tante heute in der Morgenfrühe alles erzählt, was sie Ina noch verschwiegen; die kränkliche Klosterdame fühlte eine wahre Angst vor neuen Scenen. Je eher die Schwestern abreisten, um so schneller kam ihr die gewohnte Ruhe wieder und um so weniger wurde im Kloster von der „peinlichen Geschichte" ruchbar.

Daß dieselbe vorläufig möglichst vertuscht wurde und daß die Freunde Rodungs auch in Berlin dies thaten, war Wilma Luises für Viktorine sehr willkommene Meinung. So wurde also der Mittagszug zur Abreise der Schwestern benutzt.

(Schluß folgt.)

# Am Alsterufer.

Aus der Chronik eines hansischen Patrizierhauses

von

**Gustav Kopal.**

## Erstes Kapitel.

Die „Staats- und Gelehrte Zeitung des Hamburgischen unparteiischen Korrespondenten" vom Freitag den 5. Juli 1839 enthielt folgende Anzeige:

„Das Dampfschiff Henriette, Kapitän H. Spliedt, fährt am Sonnabend den 6. Juli, morgens 7 Uhr, nach allen Elb-Stationen und Helgoland, und am Montage wieder zurück, zu den bekannten heruntergesetzten billigen Preisen.

Die Bagage ist am Freitage an Bord zu bringen, woselbst auch, sowie Stubenhuk Nr. 27, Karten zu lösen sind."

Die Abfahrt eines Dampfschiffes war in Deutschland zu jener Zeit noch etwas ziemlich Seltenes und verhältnismäßig Neues. Um einer solchen Sehenswürdigkeit willen wanderten selbst manche der in der alten Hansastadt gerade anwesenden Fremden nach dem Hafen. Schon lange vor der festgesetzten Abgangszeit harrte eine zahlreiche Schar Neugieriger „am Jonas", wo an der St. Pauli-Landungsbrücke die stattliche „Henriette" lag. Mächtige Rauchwolken entstiegen ihrem sehr hohen Schornsteine; bereits zum zweiten Male läutete ein Matrose die Schiffsglocke.

Dann aber sollte die Geduld der gaffenden Menge auf eine harte Probe gesetzt werden.

Bereits hatte der Stundenzeiger der Turmuhr von St. Michaelis die Ziffer VII um ein bemerkbares Stück überschritten (einen Minutenzeiger besaß das Werk noch nicht), und noch immer wurden keine ernstlichen Anstalten getroffen, die gewaltigen Schaufelräder in Bewegung zu setzen. Der unten im Kesselraum gebändigte Gigant Dampf stöhnte und schnaubte ungeduldig, aus dem Rohr neben dem roten Schlot drang von Zeit zu Zeit ein weißer Qualm, der die Pfeife ihre schrillen Signale ausstoßen ließ . . . aber der Kapitän schien keine Eile zu haben. Ihm kam es ersichtlich auf ein Viertelstündchen nicht an, das dem verspäteten Passagier die willkommene Chance gab, noch an Bord zu gelangen.

Da kommen noch ein paar Nachzügler vom Johannisbollwerk her. Eine Lohnkutsche hält an der Landungsbrücke, ein junger Herr springt heraus und hilft einer älteren Dame und zwei jungen Mädchen aus dem Wagen. Sie überschreiten den Steg, ein Arbeitsmann trägt ihnen das Handgepäck nach. Der Kapitän winkt, und drei Schläge der Schiffsglocke künden an, daß die Abfahrt vor sich gehen soll.

Digitized by Google

Im selben Augenblick aber entsteht auf dem mit Passagieren dicht besetzten Hinterdeck eine eigentümliche Unruhe — man läuft hin und her. Der Kapitän verläßt seinen Posten auf der Brücke, die die beiden buntbemalten Radkasten verbindet.

„Was giebt's? Was ist geschehen?" lautet die allgemeine Frage. Mehrere Minuten vergehen, ohne daß die „Henriette" von der Vertauung gelöst würde.

Ein Viertel schlägt's vom Turme, da erscheint der Kapitän in der zur Kajüte führenden Thür und ruft dem zweiten Offizier ein kräftiges „Go on!" zu. Der Laufsteg wird eingezogen, der Dampf zischt empor, die Schaufelräder drehen sich, und majestätisch schwimmt die stolze „Henriette" hinaus in die von den Sommersonnenstrahlen wie mit Goldstickerei durchwirkten grünen Fluten des Elbstromes.

Zu einer der von den Passagieren des ersten Platzes gebildeten Gruppen tritt ein würdig aussehender alter Herr, den Hut leicht lüftend. „Lieber Herr Salomon, Sie kennen alle Leute und wissen von allem Bescheid, setzen Sie mir einmal vernünftig auseinander, was sich denn eigentlich hier zugetragen hat. Ich war im Rauchsalon und habe nichts gesehen, hörte jedoch seltsame Gerüchte über einen Unfall, der sich zugetragen haben soll."

„Ich kann Ihnen ganz genaue Auskunft geben, Herr Oberalter," antwortete eifrig der Gefragte. „Sie kennen doch das alte Fräulein Klinghaus?"

„Die Tochter des verstorbenen Senators Klinghaus? Ja; ich entsinne mich, sie vorhin an Bord gesehen zu haben."

„Dieselbe; die schwerreiche alte Dame, die draußen an der Alster in Pöseldorf so prächtig wohnt und so wohlthätig ist, wohlthätig ganz im stillen, aber ich kann es bezeugen, ich bin ja ihr Bankier seit vielen Jahren. Habe mich recht gefreut, in so vornehmer Gesellschaft die Tour nach Helgoland zu machen, wenn die Dame auch ein bißchen zurückhaltend ist, ja, man könnte fast sagen menschenscheu, gegen mich ist sie aber immer sehr freundlich —"

„Sie wollten mir erzählen, was mit der Dame vorgegangen sei," unterbrach der Oberalte den unermüdlichen Schwätzer.

„Gleich, gleich, mein verehrter Herr. Also das Fräulein Klinghaus ist plötzlich leichenblaß geworden und zusammengesunken wie eine Tote. Sie hat sich in der Kajüte aber rasch wieder erholt."

„Weiter nichts?" warf der alte Herr gleichgültig hin. „Bejahrte Damen haben ihre Zufälle. Und deshalb ging das Schiff nicht rechtzeitig ab?"

„Erlauben Sie, das Fräulein ist noch keineswegs bejahrt, sieht nur viel älter aus, als es in Wirklichkeit der Fall ist; das Haar wird vor der Zeit weiß geworden sein. Wissen Sie, Herr Oberalter . . ." auf einen bedeutsamen Augenwink des Redenden trat der Oberalte zur Seite und wandelte mit dem Bankier das Deck entlang, außer Hörweite der anderen Passagiere.

„Die Dame," so fuhr Herr Salomon im Flüstertone fort, „hat, als sie wieder zu sich kam, zuerst erklärt, sie könne nicht reisen, wolle ihr Passagiergeld im Stiche lassen, sie gedenke ein anderes Bad aufzusuchen. Ich habe ihr zugeredet, das doch nicht zu thun, denn daß ihr Helgoland sehr gut bekommt, weiß ich ja ganz genau seit Jahren, und ihr Hausarzt sagt es auch. Der junge Doktor, der sich um sie bemüht hat — dort steht er, Doktor Stein, erst seit kurzem von der Universität, sehr netter junger Herr — meinte gleichfalls, sie solle doch die Reise nicht aufgeben. Unter uns gesagt, sie war wie geistesabwesend; ich glaubte schon, daß sie gar nicht auf uns höre. Doch als der Doktor Stein erwähnte, bei dem prachtvollen Wetter brauche sie auch die Seekrankheit nicht zu fürchten, richtet sich das Fräulein Klinghaus auf, blickt ihn scharf an und sagt mit fester Stimme, sie fürchte sich durchaus nicht, sie dächte gar nicht daran, sich zu fürchten, hätte auch niemand zu fürchten — als ob sich das nicht von selbst verstände! Dann befiehlt sie dem guten Kapitän, der etwas verlegen dabeistand: ‚Vorwärts also, ich reise!' Der Mann war nicht wenig froh, daß die Geschichte ihr Ende gefunden hatte."

„In dem allen finde ich noch nichts besonders Merkwürdiges," meinte kopfschüttelnd der Oberalte, und schon wollte er sich abwenden, doch der Bankier blieb ihm zur Seite. „Herr Oberalter, noch ein Wörtchen im Vertrauen. Wissen Sie, was mir allerdings sehr merkwürdig vorkommt bei der Sache?"

„Nun?"

„Sehen sie dort die junge Dame mit den blonden Locken, ein Fräulein Walther — der Vater ist Senior-Partner der Firma Walther, Peemöller & Co., sehr ordentliche Leute, kein großes Geschäft, aber solide — die junge Dame, die vorhin mit ihrer Mutter und einer Schwester in Begleitung des Doktor Stein an Bord kam, als es die höchste Zeit war. Wollen Sie mir glauben, daß diese junge Dame die Veranlassung zu dem plötzlichen Unfall gewesen ist? Wahrscheinlich ohne daß sie es weiß, versteht sich. Aber sie allein war die Ursache, das habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen, die noch sehr gut sind, gottlob!"

„Jetzt beginnen Sie meine Wißbegier zu erregen, also zur Sache."

„Nochmals ganz unter uns und im Vertrauen: Als das junge Mädchen in die Nähe der alten Dame kam und sie mit ihren schönen dunklen Augen ganz unschuldig anguckte — eine Seltenheit, blondes Haar und braune Augen, nicht wahr? — da schrickt Fräulein Klinghaus zusammen, als sähe sie ein Gespenst, blickt noch einen Augenblick starr in das hübsche Gesicht und wird kreideweiß. Im nächsten Moment knickt sie schon zusammen. Sie wäre heruntergesunken von dem Klappstuhl, auf dem sie saß, wenn der Advokat Doktor Helling, der neben ihr stand, sie nicht aufgefangen hätte. Ist das nicht kurios?"

Der Oberalte blickte sehr strenge. „Sie besitzen eine rege Phantasie, Herr Salomon. Aus einem plötzlichen Unwohlsein, wie es eine ältere Dame so leicht anwandeln kann, machen Sie eine dramatische Erkennungsscene. Sehen Sie, dort hat das junge Mädchen bei seiner Mutter Platz genommen, spricht mit ihren Verwandten und kümmert sich um die alte Dame nicht im mindesten. Und Fräulein Klinghaus, eine in der höchsten Achtung unserer

Digitized by Google

ersten Familien stehende Dame, wie Sie ja selbst sagen, verweilt jetzt gleichfalls wieder auf Deck, ist guten Mutes, unterhält sich ersichtlich mit ihrer Reisebegleitung ganz unbefangen und erscheint durch den Anblick des Fräulein Walther, das doch ganz in ihrer Nähe verweilt, in keiner Weise geniert — oder wollen Sie das Gegenteil behaupten?"

„Bewahre, Sie haben ganz recht, Herr Oberalter," beteuerte der Bankier, „überhaupt, was geht's mich an? Am besten wird es sein, ich spreche gar nicht mehr darüber, denn das Fräulein ist sehr reich, sehr einflußreich, seit sehr vielen Jahren meine sehr gute Kundin; wozu soll ich mir den Mund verbrennen? Sehen Sie, Herr Oberalter . . ."

Der Angeredete war bereits, durch eine Handbewegung kühl grüßend, zur Seite getreten und verschwand im Eingange zum Rauchsalon. Im Selbstgespräch vollendete Herr Salomon recht unlogisch seinen Satz mit dem Gemurmel: „Aber was ich gesehen habe, habe ich gesehen!"

## Zweites Kapitel.

Das Bad Helgoland, als solches 1826 gegründet, war jetzt schon alljährlich stark besucht. Dem Erfinder der Dampfböte hätten die Insulaner ein Denkmal setzen können, so viel verdankten sie der neuen Beförderungsart. Wenn der Sommer schön war, so stellten sich sowohl von Bremerhaven wie auch von Hamburg so viele Badegäste ein, daß sich fast ein Mangel an Wohnungen bemerkbar machte. Die Logispreise stiegen, und die Helgoländer verdienten viel Geld.

Freilich wurde die oft gepriesene Sittenreinheit und Einfachheit der Bewohner des einsamen Felsens durch die Zunahme der Frequenz nicht eben gefördert. Manche Bedürfnisse des Festlandes, die man sich früher dort gar nicht hatte beschaffen können, wurden jetzt eingeführt und galten bald für unentbehrlich. Wer hatte früher auf der Insel sich den Genuß von Kuhmilch gewähren können? Nur der englische Gouverneur besaß eine gehörnte Lieferantin dieses schätzbaren Stoffes. Andere Leute begnügten sich mit Ziegen- und Schafsmilch. Der Speisezettel bestand früher im wesentlichen aus Variationen über das harmlose Thema „Fisch und Kartoffeln". Die modernen Badegäste jedoch machten ganz andere Ansprüche, und die regelmäßig fahrenden Dampfböte brachten alles Gewünschte zu anständigen Preisen. Das Leben auf Helgoland wurde von Jahr zu Jahr teurer, aber man brauchte auch nichts mehr zu entbehren, und stetig wuchs die Zahl der Kurgäste.

Zu ihnen gesellte sich leider nur allzubald noch eine andere Art von Besuchern, die nicht des Seebades wegen kamen. Auch unter der im allgemeinen so soliden Bevölkerung Hamburgs gab es Persönlichkeiten genug, die nur der Spielhöllen wegen das Dampfschiff bestiegen. Die Zahl der grünen Tische mehrte sich rasch. Dadurch that sich eine neue Quelle des Erwerbes für die Helgoländer auf, denn die Spieler verthaten viel Geld, besonders die glücklichen, und die Bankhalter zahlten willig beträchtliche Steuern und Abgaben. Aber schon munkelte man davon, daß auch einzelne Eingeborene verführt würden, das leicht Verdiente in einer der vielen geheimen Spielhöllen zu riskieren. Denn an den konzessionierten Roulettetisch zu treten, das war noch für jeden Insulaner streng verpönt durch die öffentliche Meinung der einheimischen Bevölkerung.

Die Gäste, die nur ihrer Gesundheit wegen kamen, klagten natürlich über die fortwährend zunehmende Teuerung. Indessen waren immer noch verhältnismäßig billige Wohnungen zu finden, nämlich auf dem Oberlande; je weiter der Weg zu der großen Treppe, die ins Unterland führt, von wo aus der Weg nach der Badeanstalt oder die Fahrt nach den Dünen angetreten werden muß, desto niedriger die Forderung für das Logis, das galt schon damals als Regel.

Ziemlich entfernt von dem Mittelpunkte des Oberlandes lag ein Häuschen, das von einem alten Lotsen bewohnt wurde. Selten fand er einen Mieter; in diesem Jahre aber war der Zufluß von Fremden ungewöhnlich stark, und auch hier waren zwei Damen aus Hamburg eingezogen, die Frau des Kaufmanns Walther und ihre Tochter Mathilde; die andere Tochter war nur bis Kuxhaven mitgefahren und von dort am nächsten Tage in die Heimat zurückgekehrt.

Die Wohnung war klein und äußerst einfach, doch sie genügte den bescheidenen Ansprüchen der beiden nur des Seebades halber gekommenen Damen. Auch der Wirt war mit seinen Gästen zufrieden und stellte ihnen aus freien Stücken seinen „Garten" zur Verfügung.

Unter einem Garten pflegt sich der Bewohner des Festlandes ein Stück Land zu denken, das, mit Bäumen und Gesträuchen, Rasen und Blumenbeeten geschmückt, zum Spazierengehen und dann zum Ausruhen in einer Laube einladet. Solche Ansprüche kennt der Helgoländer nicht. Bäume läßt der Seewind fast auf der ganzen Insel nicht anders wachsen, als allenfalls im Schutze der Häuser, und nur in verkrüppelten Exemplaren. Blumen gedeihen meist nur in Töpfen hinter den Glasscheiben der Fenster. Zum Promenieren ist die „Kartoffelallee" zweckmäßig angelegt. Man spricht in Helgoland von einem „Garten" mit demselben Rechte, mit dem man dort den oft nur wenige Fuß breiten Raum zwischen den Häusern als „Straße" bezeichnet.

Dennoch wurde der Garten des alten Lotsen bald zum Lieblingsaufenthalt der beiden Mieterinnen. Auf dem kaum sechzig bis siebzig Quadratfuß großen Platz wuchsen zwar nur wenige kümmerliche Pflänzlein um eine Bank herum, die sich an eine Flaggenstange lehnte. Aber die Aussicht! Die freie prächtige Aussicht auf das weite, unendliche Meer, so einfach und erhaben, immer wechselnd, immer großartig. Auf dem weißen Sande der Düne fand das Auge den Ruhepunkt, wo es ausruhend verweilen konnte; von dort aus schweifte es wieder in die nur durch den Horizont begrenzte Ferne hinaus, die einzelnen Segel begleitend, die auftauchten und



Digitized by Google

wieder verschwanden. Ein seltsamer, eigenartiger Zauber ist es, den das Meer ausübt auf den, der es betrachtet von dem einsamen Felsen der Nordsee aus, und die fesselnde Gewalt dieser Naturschönheit zieht manchen gewaltiger an, als alle Wunder der Gebirgsreise, alle Reize des vorüberschwebenden Panoramas der Ufer großer Ströme!

Es war ein sonniger Sommer-Nachmittag; auf dem Festlande mußte glühende Hitze herrschen, aber hier, wo der Seewind seinen erfrischenden Hauch sandte, blieb die Atmosphäre vor drückender Schwüle bewahrt.

Frau Walther und ihre Tochter Mathilde saßen im Freien; die ältere Dame las in einem Briefe, die jüngere blickte in stummer Betrachtung auf das Spiel der Wellen.

Die ältere Dame hatte blaue Augen, ihr Haar war dunkel und schon von einigen Silberstreifen durchzogen. Einen auffallenden Gegensatz hierzu bildeten die braunen Augen der Tochter und deren seidenweiches, blondes Haar, das in vollen natürlichen Locken bis auf die Schultern hinabhing. Die Züge der Mutter mußten dereinst sehr hübsch gewesen sein und nahmen noch jetzt durch den liebevoll-freundlichen Ausdruck alle Welt für sich ein. Die Tochter glich einer voll aufgeblühten Rose; die herrlichen Formen ihrer hohen schlanken Gestalt, wenn auch jungfräulich zart, prangten schon zu voller Weiblichkeit entwickelt. Auf dem fast durchsichtigen Teint erschien die zarte Röte der Wangen wie hingehaucht. Das träumerisch sinnende, von langen Wimpern halb verschleierte Auge verlieh dem lieblichen jungen Mädchen einen eigentümlichen Reiz.

Eine Ähnlichkeit zwischen Mutter und Tochter ließ sich nirgends entdecken, weder in den Zügen, noch in dem Ausdruck des Gesichtes. Der Mutter schwebte gern ein Lächeln auf den Lippen, das die Gutmütigkeit und den Frohsinn ihres Charakters bekundete. Die Tochter hatte etwas tief Ernstes, Würdevolles in ihrem Wesen, weit entfernt von der Miene der Überhebung; das schöne Gesicht war keineswegs stolz und kalt, nur unwillkürlich legte es Zurückhaltung auf und wenn ein Lächeln auf dem feingeschnittenen Munde spielte, so war es von einer sanften Schwermut nicht frei.

Der freundliche Blick der Mutter gewann die Herzen gleich einem heiteren Frühlingshimmel, der alles anzieht und jedem wohlthut. Aus dem dunklen Auge der Tochter leuchtete ein sinniges Gemüt, ein klarer Geist; wie der Spiegel eines Gebirgssees so ernst und still, mochte es manchen durch seine anscheinende Kälte zurückschrecken, und es mußte schon ein kühner Forscher sein, der diese Tiefe zu ergründen versuchte. Aber wer den Schatz zu heben, dieses Herz zu gewinnen verstehen sollte, wohl würde er reich belohnt werden durch eine unendliche Fülle der Liebe.

Frau Walther mochte den Brief ihres Mannes, den sie heute mittag empfangen, schon mehrere Mal nachdenklich gelesen haben; nur eine kurze Antwort hatte sie auf die Frage der Tochter nach dem Gesundheitszustande der fernen Lieben erteilt. Die Dame erwog augenscheinlich eine ihr gewordene Mitteilung von besonderer Tragweite.

Das junge Mädchen mußte bemerkt haben, daß die Mutter mit sich selbst zu Rate ging, und wartete gelassen ab, ob die Angelegenheit ihr bekannt gegeben werden würde. Endlich ließ Frau Walther das Schreiben sinken und wandte sich an die Tochter, ihre Hand ergreifend.

„Der Brief enthält eine Kunde, mein Kind, die für Dich von größter Wichtigkeit ist. Dein Vater teilt mir mit, daß er kaum noch einen Zweifel daran hegen könne, daß Doktor Stein von der Reise nach Helgoland als glücklicher Bräutigam heimkehren werde — als Dein Verlobter, Mathilde! Das ist in kurzen Worten der wesentlichste Inhalt des Briefes, soweit er Dich betrifft; es ist die Schlußfolgerung, die der Vater aus einer Reihe von Beobachtungen zieht, und die auch übereinstimmen mit den Eindrücken, die ich empfangen habe, mit den Ahnungen, die ich hege — und doch könnte ich immer wieder zweifelhaft werden an dem, was ich so gern als sicher annähme! Du allein kannst diese Zweifel lösen. Ich wäre froh, wenn Du es könntest und wolltest. Dadurch böte sich mir zugleich die Lösung des Rätsels, weshalb Du, sonst das fröhliche offene Kind, seit einiger Zeit so ernst, ja ich möchte sagen, verschlossen geworden bist. Das wirst Du zugeben, nicht wahr?"

Mathildens Wangen zeigten bei der bedeutsamen Mitteilung nicht jenes höhere Rot, das der aufmerksam beobachtenden Mutter gezeigt hätte, daß der Antrag von der Tochter sehnlich erwartet würde, oder als Zeichen des freudigen Erstaunens eine für den Wunsch des Bewerbers günstige Stimmung verkündet. Eher war die Farbe des jungen Mädchens um einen Schatten bleicher geworden. Mit ruhiger, ernster Stimme, die indessen einen Seufzer zu unterdrücken schien, antwortete das junge Mädchen auf die letzte Frage der Mutter nur durch die Gegenfrage:

„Konnte ich anders?"

„Ich glaube Dich zu verstehen, mein Herzenskind," rief eifrig die ältere Dame, über deren Züge eine aufleuchtende Hoffnung flog. „Die Schrift sagt: Das Weib soll Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen. Wie dürfte ich Dir verargen, daß Du ein zartes Herzensgeheimnis selbst der Mutter nicht offenbaren wolltest! Also das war es . . ."

Das junge Mädchen, das den Worten der Mutter mit immer wachsender Spannung gefolgt war, sprang erregt auf. „Nicht doch, Mama. Du mißverstandest mich in der That. Indessen . . ." sie atmete tief auf, nahm wieder Platz und fuhr fort, nach Fassung ringend: „Laß uns verständig und ruhig die Sachlage betrachten. Auch Du und der Vater haben bemerkt, daß Emil . . . daß Doktor Stein um mich werben möchte. Ihr billigt und unterstützt diese Werbung, nicht wahr?"

„Gewiß," meinte etwas verwundert die Mutter. „Doktor Emil Stein ist ein sehr braver junger Mann, ein geschickter Arzt, der schon eine ganz hübsche Lebensstellung erworben hat. Er liebt Dich um Deiner selbst willen, darüber kann kein Zweifel bestehen — auch in dieser Beziehung enthält der Brief des Vaters

Digitized by Google

einige Aufschlüsse, die ich Dir heute noch nicht mitteilen kann, die Dir aber später nicht vorenthalten werden sollen. Meine Überzeugung ist: Du würdest an der Seite des geachteten Mannes glücklich werden, und Du besitzest alle Eigenschaften, ihn vollkommen glücklich zu machen. Daß in Deinem Herzen das Bild eines anderen wohnen sollte, wäre mir fast undenkbar. Oder hältst Du es nicht für wahrscheinlich, daß Doktor Stein um Dich anhalten werde?"

„Das wird er. Sein Antrag wird sicherlich nicht ausbleiben."

„Und Dein Herz bleibt stumm?" fragte ängstlich und zärtlich zugleich die Mutter.

„Mein Gewissen sagt mir, daß ich Doktor Stein nicht heiraten darf."

„Das hätte ich nicht erwartet," meinte Frau Walther unangenehm überrascht und erstaunt. „Ich war der festen Überzeugung, daß Dein Herz keinem anderen gehöre."

Das junge Mädchen blickte der Mutter frei und fest ins Auge. „Das ist auch nicht der Fall. Verlaß Dich darauf!"

„Also haben wir darin geirrt, daß der zu erwartende Antrag Deinen Wünschen entgegenkommen werde. Du weißt, daß wir niemals versuchen würden, Dich zu bewegen, eine Konvenienzehe zu schließen. Weshalb aber sagtest Du, daß Dein Gewissen Dir nicht erlaube, den Antrag anzunehmen?"

Das junge Mädchen sann einen Augenblick nach. Dann führte es die Hand der Dame an die Lippen und sagte: „Mutter, höre mich ruhig an, laß mich ausreden, ohne mich zu unterbrechen. Doktor Stein ist hochachtbar und gewiß völlig wert, geliebt zu werden. Ich bin ihm nicht abhold; weshalb sollte ich es Dir gegenüber leugnen? Du wirst meine Worte als heiliges Geheimnis bewahren, Deines Schweigens bin ich sicher, sehr sicher. Ich glaube, ich würde als Doktor Steins Gattin ihn von ganzem Herzen und von ganzer Seele lieb gewinnen können. Ja, Mama, noch mehr: Es gab eine Zeit, zu der ich, in dem Gedanken, das Weib dieses wackeren Mannes zu werden, glückliche Träume durchlebte, und noch jetzt würde ich mit freudigem Herzen und Dank gegen Gott ihm, der mich aufrichtig liebt, meine Hand reichen, wenn — —"

Sie stockte abermals und richtete einen kurzen Blick der gespanntesten Erwartung auf die Mutter. Diese schüttelte unwillkürlich verwundert den Kopf und murmelte: „Das verstehe, wer kann — aber so fahre doch fort, mein Kind!"

Die Züge des jungen Mädchens wurden von tiefer Traurigkeit überschattet. In wesentlich verändertem Tone fuhr Mathilde fort: „Wenn, so sagte ich, nicht ein einziger Umstand schon genügte, es mir unmöglich zu machen, Emils Hand anzunehmen. Nur drei Worte brauche ich Dir zu sagen, und Du wirst meine Weigerung billigen."

„Drei Worte?"

„Ja. Sie lauten: Louise liebt ihn."

Jetzt erbleichte die Mutter.

„Louise liebt den Doktor Stein?" rief sie erschrocken. „Woher weißt Du das, Mathilde? Wie könnte es sein? Wie ist es möglich, daß ich das nicht geahnt habe? Und ich glaubte, ich kenne das Herz meines Kindes — meiner Kinder . . . aber nein, ich habe sie verkannt, alle beide. Ich fürchte, daß Du recht hast, Mathilde. Also deshalb ist seit kurzem auch die sonst so lebensfrohe Louise still und in sich gekehrt. Deshalb fand ich sie oftmals in Thränen, für die sie keine Ursache angeben konnte."

„Für mich ist kein Zweifel möglich," sprach Mathilde, „weshalb diese Thränen geflossen sind. Du selbst sollst urteilen. Zunächst, was meinst Du, wann mag die Zuneigung, die Doktor Stein mir in der That widmet, entstanden sein?"

„Wahrscheinlich bald nach der schweren Nervenkrankheit, während der er Dich so geschickt behandelte."

„Und als Louise und Du mich so treu pflegten. Da begann sie ihn zu schätzen als den Retter ihrer Schwester. Nachher wurden seine Besuche in unserem Familienkreise immer häufiger, als vor der Krankheit. Du wirst Dich erinnern, daß ich ihn fast ausnahmslos nur in Louisens Gegenwart sah. Die Schwester und er schlossen bald herzliche Freundschaft; er neckte und scherzte unbefangen mit dem heiteren Backfischchen, während er mir gegenüber stets schüchtern und zurückhaltend blieb; kaum wagte er mich anzusehen. Daß ich mit freudigem Gefühl seine Verehrung meiner Persönlichkeit fort und fort wachsen sah, habe ich Dir vorhin schon offen gestanden. Wozu brauchte ich es noch zu verhehlen, da ich zu entsagen fest entschlossen bin?!"

Die Mutter ergriff stumm die Hand des jungen Mädchens, und eine Thräne rollte über ihre Wange. Mathilde fuhr fort:

„Was Louise betrifft, mit der der junge Arzt in einem gewissermaßen geschwisterlichen Vertraulichkeitstone verkehrte, so dachte sie nie daran, ihr Herzchen zu hüten. Zu spät mochte sie gewahr geworden sein, daß seine ungezwungene, frische und offene Art Eindruck auf ihr empfängliches Gemüt gemacht habe. Er selbst freilich hielt das junge Mädchen für nichts anderes als für ein hübsches, anmutiges, etwas schwärmerisches Kind, denn als solches hatte er es bei den ersten Besuchen kennen gelernt, kaum ein Jahr nach Louisens Einsegnung. Aber im Laufe der Zeit hatte sich das Kind zur Jungfrau entwickelt. Sie schmollte oft mit ihm, es verdroß sie, daß er sie nicht mit anderen Augen betrachtete; in ihrem innersten Gemüte keimte damals schon die Liebe auf. Ein Zufall ließ mich eine Ahnung der Sachlage fassen, eine Reihe von stillen Beobachtungen bestärkte meine Vermutungen, und schon zu einer Zeit, als Louise selbst kaum mit sich im klaren hierüber gewesen sein mochte, durfte ich mir nicht mehr verhehlen, daß das Lebensglück des jungen Mädchens auf dem Spiele stand. Und als ich das erkannt, da war mir eine heilige Pflicht streng und unabweislich vorgezeichnet. Ihre Erfüllung wurde mir zunächst etwas hart — doch nein, im Laufe der Zeit ist sie mir weit weniger schwer geworden, als ich damals dachte, glaub es mir, Mutter — laß uns hiervon abbrechen; nicht von mir, von Louischen soll

Digitized by Google

die Rede sein. Das arme Kind entdeckte endlich ihr Herz, und da ward Louise zunächst sehr unglücklich, wenn ich das als Unglück bezeichnen darf, was damals ihre Seele zu erfüllen anfing. Sie schuf sich selbst einen Schmerz, den sie mit einem gewissen beseligenden Gefühl trug und erduldete, denn es war ja der Schmerz der Liebe. Wenn sie auch ohne Erwiderung liebte, sie liebte doch! Meine stets sich steigernde Zurückhaltung dem armen Emil gegenüber mag sie immer wieder mit Hoffnung erfüllt haben. Nun aber, da die Krisis naht, da Doktor Stein meine stumme Abweisung nicht verstanden oder als eine bald zu überwindende mädchenhafte Herbheit betrachtet haben mag, bangt mir um das liebe, herzige Kind. Louisens ganzes Wesen, ihr gesamtes Fühlen und Denken hängt mit allen Fasern an dem geliebten Manne; würde er der Gatte einer anderen, so könnte sich ihr Herzeleid zur Verzweiflung steigern. Sei ruhig, Mama, laß mich zu Ende kommen; Du kennst jetzt das Leiden, höre nun auch das Mittel, das ich anwenden will, um Heilung zu schaffen."

„Das könntest Du? O, mein Herzenskind, Du ... doch laß hören, laß hören!"

„Es ist sehr einfach. Längst habe ich mir überlegt, wie der Knoten gelöst werden könne. Daß ich Doktor Steins Werbung ablehne, würde an sich Louisen wenig nützen. Ich will, daß sie glücklich werde."

„Er liebt sie ja gar nicht, so meintest Du vorhin; solltest Du Dir die Macht zutrauen, seinen Sinn wandeln zu können?"

„Ja, in der That. Ich habe seit dem bedeutsamen Tage, als ich mir die Pflicht auferlegte, ihm zu entsagen, den jungen Herrn mit völlig unbefangenem Blicke beobachtet und geprüft. Es ist ein herzensguter, einfacher Biedermann, der mich durchaus nicht derart romantisch liebt, daß er ohne mich nicht leben könnte. Er wird" — um den Mund des jungen Mädchens zuckte ein schmerzliches Lächeln — „einen so zierlich wie möglich geflochtenen Korb empfangen, und er wird ihn sehr bald mit Ergebung tragen lernen, denn dazu will ich ihm in zweierlei Beziehung behilflich sein. Zunächst muß ich möglichst weit aus seinem Gesichtskreise entfernt werden. Ich muß fort! Ich kann mich bei einer unserer Verwandten im Hausstande nützlich machen, oder eine Stellung als Gesellschafterin suchen; mir bleibt es gleich. Aus den Augen, aus dem Sinn, sagt das alte Sprichwort; fort muß ich jedenfalls. Und dann, wie möglichst zart auch die Ablehnung sein werde, ein Gefühl der Kränkung erzeugen wird sie trotz alledem. Hoffentlich wird Doktor Stein mir grollen."

„Und Louise? Sie wird wieder neuen Lebensmut schöpfen, so meinst Du, nicht wahr?"

„Mein Plan ist noch umfassender angelegt. Mama, Doktor Stein ist ein Ehrenmann, verschwiegen, wie es ein Arzt sein muß; ihm gegenüber halte ich etwas für gestattet, was einem anders gearteten Charakter gegenüber von vornherein für durchaus unstatthaft gelten müßte. Doch will ich über meinen Gedanken vorerst Dein Urteil hören. Doktor Stein wird mündlich um mich werben, das steht für mich fest; wenn er es dennoch schriftlich thun sollte, so bitte ich ihn um mündliche Rücksprache. Im Laufe dieses Gespräches möchte ich, mit aller Vorsicht und in einer auf das sorgfältigste gewählten Form, ihn dahin gelangen lassen, daß er inne wird, an welcher Stelle seine Hand nicht ausgeschlagen werden würde. Er trägt, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Binde vor den Augen; ich traue mir genügend Geschicklichkeit zu, sie auf eine solche Weise fallen zu lassen, daß er mein Zuthun gar nicht bemerkt. Daß dies Experiment voll und ganz gelinge, dafür bürgt mir seine Eigenart, die zu erkunden ich genügend Gelegenheit hatte. Und wenn er dann endlich dasjenige sieht, was ihm wohl kaum entgangen wäre, falls nicht die Neigung zu mir ihn verblendet hätte, so wird eine Wirkung nicht ausbleiben, von der ich mir im Interesse Louisens sehr viel verspreche. Ich fasse kurz zusammen: Doktor Stein wird in dem bittern Gefühle, von mir verschmäht worden zu sein, nur kurze Zeit verharren, bald wird ihn ein anderes Empfinden mit heilsamer Wirkung beherrschen. Nach Jahresfrist ... doch nein, schon nach Monaten, vielleicht sogar nach Wochen, wird er um Louise werben, und sie — nach aufrichtiger, ehrlicher Überzeugung darf ich es Dir versichern, Mama — ist wie geschaffen für ihn, eignet sich in höherem Grade dazu, seine Gattin zu werden, als ich. Eben diese Gewißheit und zugleich die fest begründete Zuversicht, die ich zu dem Gelingen meines Vorhabens hege, ermutigt mich zu der dringenden Bitte: Mama, laß mich in der Art handeln, wie ich Dir dargelegt habe!"

„Es ist eine Bitte, die ich jeder andern Persönlichkeit unbedingt abschlagen würde," erwiderte die Mutter. „Dir aber darf ich selbst bei einem so gewagten Schritte volles Vertrauen schenken. Thue, wie Du gesagt hast. Daß auch nur der Schatten irgend welches Kompromittierens zu fürchten wäre, halte ich für unbedingt ausgeschlossen, da die Angelegenheit in Deinen Händen liegt. Du hast recht, das Mittel erscheint auch mir von fast sicherer Wirkung, und es gilt das Lebensglück meines Kindes, meiner Louise. Aber Du, das Deinige opferst Du ihr, mein edles, hochherziges Kind ..."

„Mama," unterbrach die Tochter mit gepreßter Stimme, „Du wirst wahrscheinlich dem guten Papa sofort den Inhalt unseres Gespräches mitteilen wollen. Schon heute abend geht ein Dampfboot mit der Post ab; bist Du gewillt zu schreiben, so wirst Du Dich beeilen müssen."

Frau Walther nickte zustimmend und drückte dem jungen Mädchen nochmals bewegt die Hand. „Ich will schreiben. Wir werden später noch manches Wort auszutauschen haben; ersparen wir uns einstweilen die Fortsetzung dieses Gesprächs, das auf mich und auf Dich doch recht angreifend gewirkt hat. Also wenn Doktor Stein sich einstellt, Du hast völlig freie Hand. Gedenkst Du gleichfalls zu korrespondieren?"

„Ja; ich bin Antworten auf mehrere Briefe von Bekannten schuldig. Drinnen ist es doch recht beengt. Hier draußen läßt sich recht gut schreiben; ich hole mir einen Tisch und mein Schreibzeug."

Digitized by Google

Die Damen begaben sich in das Haus; das junge Mädchen kehrte nach einer Minute zurück, nahm einen Bogen Briefpapier und schrieb nach kurzem Sinnen:

„Meine liebe, gute, treue, alte Anna!

Meine Hoffnung war vergebens. Wohl durfte ich erwarten, daß zu einer Zeit, als ein braver junger Mann sich um meine Hand bewarb, das Geheimnis meiner Geburt mir endlich enthüllt werden würde. Madame Walther hat sich nicht bewogen gefühlt, das zu thun. Die hohe Verehrung, die ich für die vortreffliche Frau empfinde, in der ich eine zweite Mutter voll inniger Güte gefunden habe, darf dadurch nicht im mindesten beeinträchtigt werden. Ihre Gründe, so zu handeln, werden zwingender Art sein. Der Himmel wird mir Kraft verleihen, geduldig mein Los zu tragen, wenn mir auch oft genug fast der Mut zum Ausharren in diesem fortwährenden schweren Kampfe schwinden möchte! Ein schwacher Trost ist mir dadurch geworden, daß eine bald bevorstehende Wandlung in meinen äußeren Verhältnissen mir das Ringen der verzagenden Seele erleichtern wird. Demnächst verlasse ich das Haus, in dem die Lieben weilen, die ich noch vor Jahresfrist stolz und glücklich meine Lieben nannte. Und jetzt?! Wie beugt sich mein Sinn angesichts der furchtbaren Gewißheit, daß die Zärtlichkeit und Güte, auf die ich das wohlbegründete Anrecht der Tochter zu besitzen glaubte, nur ein überreiches Almosen ist, das einer Fremden gespendet wird . . . und das durch unbegrenzten Dank zu vergelten kein Opfer mir zu schwer sein darf.

Der Gewißheit — so sagte ich. Damals, als ich aus Deinem Munde die Kunde hörte, die mich an den Rand des Grabes brachte, klammerte ich mich noch immer an das schwache Reis einer entfernten Möglichkeit, daß eine Kette von Mißverständnissen und Irrungen entstanden sei, deren Glieder sich doch vielleicht noch lösen könnten. Aber Tag für Tag schwand dieser letzte Halt. Die Liebe, die Herr und Madame Walther den beiden jungen Mädchen erwiesen, die aller Welt als ihre Töchter galten, hätte vor dem verhängnisvollen Tage Deiner Enthüllungen niemals in mir die Ahnung aufkommen lassen, daß Louise ihrem Herzen näher stehe als ich. Als mein geistiges Auge sehend geworden, gewahrte es fort und fort die früher ihm und allen anderen unbemerkbar gebliebenen kleinen und doch so wesentlichen Unterschiede in der Stellungnahme der Eltern zu der wirklichen und der angenommenen Tochter. Noch heute habe ich einen neuen Beweis hierfür erlebt — doch das gehört nicht hierher.

Mit namenloser Seelenpein habe ich ihn gehalten, den feierlichen Schwur, den ich in Deine Hände ablegte, zu schweigen über Deine Mitteilungen, so lange Du am Leben seiest, oder doch mindestens bis zu dem Augenblicke, in dem Madame Walther selbst mich aufklären würde. Daß dieser Moment jetzt endlich gekommen sei, durfte ich annehmen. Es war eine bittere Täuschung. Der heutige Tag war nicht der langerwartete.

Nun denn, ich werde die Fassung nicht verlieren. Daß dereinst doch noch die Stunde kommen muß, in der ich dieser schrecklichen Ungewißheit enthoben werde, ist ein Gedanke, der mich einigermaßen stärkt. Ich ersehne diesen Augenblick, selbst wenn er die schlimmste und furchtbarste Gewißheit bringen sollte!

Ich muß schließen für heute. Vernichte diesen Brief sofort. Lebewohl, Du Liebe, Gute. Gleich nach unserer Rückkehr sucht Dich sobald wie nur irgend möglich auf

Deine Mathilde."

Das junge Mädchen faltete und siegelte den Brief. Beim Adressieren erinnerte sie sich, daß die Wohnung auf Helgoland noch nicht genannt war; ein entsprechender Vermerk fand auf der Rückseite Platz. Dann verbarg Mathilde das Schreiben sorgfältig, und nunmehr richtete sie an zwei ihr bekannte junge Damen einige Zeilen.

Nach Erledigung der Korrespondenz griff die der Mutter noch immer Harrende zu den heute angelangten Hamburger Zeitungen. Der die Anzeigen enthaltende Teil eines jeden Blattes wurde sorgfältig durchgesehen. Eines der Inserate fand die besondere Beachtung des jungen Mädchens: Eine Gesellschafterin für eine alte Dame wurde gesucht; die Anerbietungen sollten unter einer bestimmten Chiffre poste restante Helgoland erfolgen. Mathilde setzte nach kurzer Überlegung ein Schreiben auf, in dem sie nach Darlegung ihrer Kenntnisse und Fähigkeiten um Gestattung einer persönlichen Vorstellung bat, erwähnend, daß auch sie, die Reflektantin, gegenwärtig auf der Insel weile.

Auch diesen Brief verbarg sie; war es doch noch immer Zeit genug (so dachte sie), der Frau Walther von dem gethanen Schritte Kenntnis zu geben, wenn eine Entgegnung auf das eingereichte Anerbieten erfolgen sollte.

Endlich brachte die ältere Dame die an ihren Gatten gerichtete Sendung, und das junge Mädchen brachte die sämtlichen Briefe zur Post.

## Drittes Kapitel.

Einige Tage später trat Frau Walther zu ihrer Tochter, ein Schreiben in der Hand: „Papa billigt Deinen Entschluß, einstweilen das Haus zu verlassen. Laß uns überlegen, was in dieser Hinsicht geschehen könne."

„Der erste Schritt hierzu ist meinerseits schon gethan," antwortete Mathilde. Sie berichtete nunmehr über die Eingabe, die sie auf Anlaß der Anzeige der eine Gesellschafterin suchenden Dame zur Post gegeben hatte. Frau Walther mißbilligte nicht gerade das selbständige Vorgehen des jungen Mädchens, warf indessen einige Bedenken auf: Würde Mathilde sich darin finden, in fremdem Hause eine bezahlte Stellung einzunehmen? Wäre es nicht angemessener, sich um Aufnahme in den Familienkreis einer Verwandten zu bemühen?

„Mich beherrscht gegenwärtig," entgegnete das

Digitized by Google

junge Mädchen, „ein Gefühl, das Du eine Caprice nennen magst, das aber jedenfalls einen mächtigen Einfluß auf mich ausübt, dem ich mich nicht entziehen kann: Ich sehne mich ganz unbeschreiblich danach, selbstverdientes Brot zu essen. Die Befriedigung dieser Sehnsucht wird mir, davon bin ich fest überzeugt, die Überwindung jener Schwierigkeiten sehr erleichtern; daß ich meine Lebensweise den Gewohnheiten fremder Leute anzupassen haben werde, kann ohnehin in keinem Falle ausbleiben."

„Lassen wir's einstweilen dahingestellt sein," entschied die Mutter. „Noch ist es ja auch sehr fraglich, ob auf Dein Anerbieten reflektiert wird. Um derartige Stellungen bewirbt sich fast immer eine Legion von jungen und älteren Mädchen. Die Chance, daß Du überhaupt eine Antwort erhältst, ist sehr gering."

„Vielleicht kommt mir der Umstand zu gute, daß die Dame aller Wahrscheinlichkeit nach bereits auf Helgoland weilt und ich also eine der ersten wäre, die sich persönlich vorstellen könnten. Auch habe ich keine kurze formelle Eingabe gesandt, sondern mit möglichst beredten Worten meinen festen Entschluß geäußert, durch Aufbietung des besten Willens alles daran zu setzen, den gehegten Erwartungen zu entsprechen; kurz, ich habe die unbekannte Dame recht herzlich gebeten, den Versuch mit mir zu wagen, ihre Wahl auf mich fallen zu lassen. Je eher meine Entfernung erfolgt, um so besser, glaub es, Mama."

Frau Walther seufzte: „Du wirst recht haben, mein Kind. Auch halte ich dafür, daß ein von Dir erwartetes Ereignis bald, ja möglichenfalls noch heute eintritt, denn ... mit dem heute angelangten Dampfer ist auch Doktor Stein wiederum auf Helgoland eingetroffen."

„Bist Du dessen sicher?"

Die Mutter antwortete, daß eine ihrer Bekannten aus Hamburg, die gleichfalls im Bade weilte, ihr jene Kunde überbracht habe.

„Dann ist die Nachricht gewiß richtig," meinte Mathilde wehmütig lächelnd, „denn die Dame versäumt kaum jemals, in der Lästerallee zu figurieren. — Überlässest Du es mir, Doktor Steins Besuch zu empfangen?"

„Auch ich glaube, daß das das beste sein wird. Die Zeit unseres gewohnten Spazierganges ist nahe; diesmal werde ich auf Deine Gesellschaft verzichten müssen. Bleibe nur hier, mein Kind; erst nach einigen Stunden, die ich auch zum Abstatten verschiedener Besuche zu verwenden gedenke, werde ich heimkehren, und auch ich bin überzeugt, daß dann Doktor Stein über sein Schicksal im klaren sein wird, soweit es die Hoffnung auf Deine Hand anbelangt."

Sie holte Hut und Shawl; nach wenigen Minuten trennte sie sich von dem jungen Mädchen, das sich ins Freie begab und im Garten auf der Bank Platz nahm, sich mit einer Handarbeit beschäftigend.

Schritte nahten sich. Ein junger Herr, dem ein Helgoländer Knäblein als Führer diente, wurde von diesem ersichtlich auf das Haus des alten Lotsen verwiesen, wo Frau Walther und Mathilde wohnten. Der barfüßige Junge empfing eine kleine Gabe und eilte mit lautem Dankeswort davon.

Der Herr trat herzu und fragte, höflich den Hut lüftend, nach einem Fräulein Walther.

Mathilde gab sich zu erkennen und erkundigte sich nach den Wünschen des Fremden.

„Doktor Arthur Helling Advokat aus Hamburg," stellte sich dieser vor, „mein Name thut jedoch nichts zur Sache. Im Auftrage einer meiner Bekannten, Fräulein Klinghaus aus Hamburg, komme ich zu dem Zwecke, wegen der vakanten Stelle einer Gesellschafterin Rücksprache zu nehmen, um die Ihre Bewerbung erfolgt ist."

„Ich bedaure, meine Mutter ist soeben ausgegangen," antwortete Mathilde einigermaßen befangen ob der ungewohnten Situation.

„Mein Auftrag ist nur kurz, mein Fräulein. Die Dame bat mich, im Laufe meines Spazierganges auf dem Oberlande hier vorzusprechen und mitzuteilen, daß Fräulein Klinghaus die Schreiberin des betreffenden Briefes bitten lasse, sich ihr demnächst persönlich vorzustellen."

Er überreichte eine Karte, auf der die Wohnung des Fräuleins, das im vorigen Jahre neu erbaute elegante Hotel auf dem Unterlande, angegeben war.

Mathilde fühlte sich etwas betroffen; der Auftrag war allerdings kurz genug. Sie hatte einen Brief erwartet, der vielleicht jene Bitte in verbindlichem Tone enthielt; jetzt kam nur diese, wenn auch höfliche, aber doch kühle und formlose Aufforderung. Doch sofort entsann sie sich, gehört zu haben, daß die Aristokratie in ihren gebildeten Untergebenen, in dem studierten Kandidaten, der wohlerzogenen Gouvernante nur zu oft nichts anderes zu sehen pflegt, als Dienerschaft einer etwas besseren Gattung.

Blitzesschnell durchzuckte sie der Gedanke, daß sie jetzt schon auf dem ersten Schritte die Dornen des neuen Lebenspfades zu fühlen beginne. Doch sie selbst hatte diesen erwählt, und fern davon, sich zurückschrecken zu lassen, tröstete sie sich damit, daß doch ein Erfolg bevorzustehen scheine.

Sie hatte den Advokaten, als dieser sich näherte, mit einem schnellen Blicke gemustert. Der Eindruck war ein günstiger. Der etwa fünfundzwanzig Jahre zählende Mann hatte ein freies, offenes Aussehen, und seine hübschen blauen Augen blickten keck und voll frischen Selbstbewußtseins in die Welt hinein; man fühlte es, daß man leicht Vertrauen zu dem jungen Rechtsgelehrten fassen könne. Ein damals soeben auch in Hamburg modern gewordener Bart à la jeune France umgab das Gesicht; von flotter Studentenzeit erzählte eine auf der linken Wange sichtbare Narbe. Die Kleidung war tadellos, von einfacher Eleganz.

Auch der Advokat hatte, während Mathilde die Karte las, das junge Mädchen prüfend betrachtet. Es war der scharfe Blick eines Mannes, der das Leben kennen gelernt hat und sich in allen Kreisen der Gesellschaft ungezwungen bewegt. Aber als Mathilde die Augen aufschlug, war es mit der Unbefangenheit des Advokaten vorbei. Die Schönheit Mathildens hatte er im stillen bewundert, ihr

Digitized by Google

seelenvoller und jungfräulich reiner Blick übte einen tiefen Eindruck auf ihn aus.

Diese gegenseitige Betrachtung hatte selbstverständlich durchaus nicht viel Zeit in Anspruch genommen; beiderseits genügte der kürzeste Moment. Dennoch entstand jetzt eine kleine Pause in der Konversation. Mathilde erinnerte sich, den jungen Mann auf dem Dampfschiffe gesehen zu haben, das sie nach der Felseninsel gebracht hatte. Eine gleiche Erinnerung stieg in Doktor Helling auf. Auch wußte das junge Mädchen, wer Fräulein Klinghaus sei; die Dame war ihr früher nur dem Namen nach bekannt gewesen als die einzige Tochter eines früheren Senators, sehr begütert und oft in großem Maßstabe Wohlthätigkeit übend. Das war ja das Fräulein, das bei der Abfahrt im Hamburger Hafen von einer plötzlichen Ohnmacht befallen worden war, und eben derselbe junge Mann hatte sich damals, den Doktor Stein unterstützend, um die Leidende bemüht. Auf Helgoland selbst, wo Frau Walther sehr zurückgezogen lebte, hatte das junge Mädchen bisher weder die Dame noch den Advokaten wiedergesehen.

„Ich werde nicht verfehlen, mich einzustellen," sagte endlich Mathilde, ärgerlich über sich selbst, durch die plötzlich in ihr entstehende Befürchtung, daß sie dem Abgesandten gegenüber den Anschein verlegener Unbeholfenheit erwecken könnte; „um welche Zeit dürfte mein Besuch dem Fräulein am besten passen?"

Auch der Advokat, sonst so schlagfertig in seinen Plaidoyers vor dem Handelsgericht, wunderte sich im stillen über sich selbst, daß er dem jungen Mädchen gegenüber mehrere Sekunden lang nicht hatte die banalen Worte finden können, die die Situation erforderte. So eigenartig angemutet hatte ihn noch nie ein weibliches Wesen. Er bezwang sich jetzt rasch: „Wenn ich Ihnen raten darf, mein Fräulein, so wäre ich der Meinung, daß der von der Dame erbetene Besuch ihr gegen drei Uhr am gelegensten kommen würde — falls Ihnen diese Zeit konveniert ..."

Wiederum stockte der Advokat; er mochte fühlen, daß diesem Mädchen gegenüber eine andere Form der Aufforderung wohl besser am Platze gewesen wäre, als die einfache Anweisung, sich vorzustellen.

„Ich werde um die angegebene Zeit kommen, noch heutigen Tages," erklärte Mathilde. Die Befangenheit des Doktor Helling konnte ihr nicht entgehen. Da er noch keine Miene machte, das Gespräch zu beenden, äußerte sie noch die Frage, ob das Fräulein nicht damals auf der „Henriette" die Überfahrt gemacht habe.

„So hieß das Dampfschiff," bestätigte Doktor Helling. „Sie werden auch Fräulein Klinghaus schon mehrfach hier gesehen haben. Die Dame ist stets von einem ihrer Neffen, ihrem Hausgenossen, begleitet, und die Unterhaltung zwischen den beiden fällt leicht auf, da sie nur durch Zeichen der Finger und Pantomimen geführt wird, denn der junge Mann ist leider taubstumm. Ihnen folgt ein alter Diener, graue Livree mit dunkelblauen Aufschlägen."

Mathilde antwortete verneinend und fügte hinzu, daß sie als Hamburgerin die Familie Klinghaus selbstverständlich dem Namen nach kenne. Noch wenige gleichgültige Worte wurden gewechselt, dann empfahl sich höflich grüßend der Advokat.

Sinnend blickte Mathilde ihm nach. Wort für Wort des soeben geführten Gespräches erwog sie in ihrem Geiste. Es nahm sie wunder, daß die Züge des jungen Mannes, der ihr die Karte überbracht hatte, noch immer so klar vor ihrer Seele standen. Das mochte freilich der Umstand bewirkt haben, daß die Botschaft, die er überbrachte, für sie eine so wichtige war — so dachte sie. Aber daß sie jenseits der Schwelle des neuen Lebens, vor der sie jetzt stand, auch ihn wiedersehen würde, war ein Gedanke, der, als er nach einigen Minuten in ihr auftauchte, ihr das Blut in die Wangen trieb und den sie gewaltsam zu bannen versuchte. Daß sein Wesen, sein Blick, sein Auftreten, seine gesamte Erscheinung ihr imponiert hatten, däuchte ihr rätselhaft, jedoch vergebens bot sie im inneren Streit mit sich selbst alles auf, jene Empfindung hinwegzudisputieren. Der Eindruck erwies sich stärker, als das junge Mädchen es je für möglich gehalten hätte. Plötzlich tauchte die Erinnerung an den jungen Arzt in ihrem Geiste wieder auf, an den Doktor Stein, der wohl noch heute um sie werben würde. Sie dachte: „Armer Emil, Dein Schicksal ist besiegelt. Du wirst Dich nicht ob meines Korbes zu Tode grämen, so sagte ich der Mutter, und ich fürchte, auch meine Zuneigung für Dich, die dereinst meine Seele sich in so glückliche Träume wiegen ließ, war eine Selbsttäuschung, sonst müßte die Entsagung mir schwerer fallen. Möge mir diese Erfahrung eine Lehre sein! In Zukunft bin ich meiner Phantasie gegenüber besser auf der Hut."

## Viertes Kapitel.

In einem der elegant eingerichteten Zimmer, die Fräulein Klinghaus in dem neuen Hotel bewohnte, saß der Advokat Doktor Helling und spielte mit einem anderen jungen Manne Schach.

Bei diesem edelsten der Spiele wird noch weniger gesprochen als beim „Whist", das bekanntlich seinen, das Gebot des Schweigens enthaltenden Namen bei mancher Spielpartie vergeblich führt. Diese beiden Spieler ließen keinen Laut hören; selbst wenn das warnende „Schach!" oder „Gardez la reine" anzusagen war, machte der Angreifer den Gegner nur durch eine Handbewegung auf die gefährdete Figur aufmerksam.

Der Gegner Hellings war jener Taubstumme, dessen der Advokat in seinem Gespräch mit Mathilden erwähnt hatte, ein im selben Lebensalter wie der Jurist stehender junger Mann, ein entfernter Verwandter und Pflegesohn des Fräulein Klinghaus.

Erwin Schrader, so lautete sein Name, trug sein Geschick mit gutem Mute, wie das die meisten seiner Schicksalsgenossen zu thun pflegen. Seine ausdrucksvollen Züge wiesen keinen Schimmer von Melancholie auf, und gerade jetzt strahlte aus seinen lebhaft blickenden Augen die Freude darüber, daß er durch geschickte, klug berechnete Züge den Advokaten in die

Digitized by Google

Enge getrieben hatte. Dieser erwies sich in der Regel als der stärkere Spieler; heute schien er zerstreut und beging Fehler auf Fehler, die seine Truppen bereits arg decimiert hatten.

Die beiden Herren lebten in inniger Freundschaft miteinander, und ihrem sehr regen geistigen Verkehr konnte der dem armen Erwin fehlende Sinn keinen Abbruch thun, denn Augen und Finger ersetzten dem jungen Manne fast völlig den ihm anhaftenden Mangel.

Die an den Taubstummeninstituten der Jetztzeit mit außerordentlichem und erstaunlichem Erfolge gelehrte Lautsprache war damals noch in ihren ersten Anfängen begriffen, und Erwin hatte überhaupt keinen Unterricht in dieser Methode erhalten. Dennoch war auch er des hohen Vorzuges teilhaftig geworden, der den Herrn der Erde, den Menschen, vor allen anderen Geschöpfen auszeichnet, der Sprache. Durch Gebärden und in Ausnahmefällen durch einzelne mittelst des Fingeralphabets buchstabierte Worte unterhielt er sich ganz nach Wunsch mit seiner Umgebung. War ihm auch der Laut des Mundes nicht verliehen, konnte ihn auch die Harmonie der Töne nicht entzücken, er beneidete niemand um diese Schätze, die er, der Taubstummgeborene, nie gekannt und ihrem Werte nach zu schätzen gelernt hatte. Er lebte zufrieden mit dem ihm gewordenen Anteil, der ihm, dem von wohlhabenden Verhältnissen Umgebenen, ein sehr reichlicher däuchte angesichts des recht trüben Loses, das so manchen seiner Jugendgefährten bedrückte.

Die Tante hatte sich seiner in liebreichster Weise angenommen. Als er aus dem Taubstummeninstitut entlassen worden war, ließ ihn die alte Dame eine Universität besuchen und gab ihm einen hochherzigen Jüngling zum Begleiter, mit dem Erwin gemeinsam studierte und mit dem er sehr bald ein festes Freundschaftsband schloß. Arthur Helling, der früh verwaiste Sohn unbegüterter Eltern, war fleißig und reich begabt. Durch einen Zufall wurde das Fräulein Klinghaus auf ihn aufmerksam und gewährte dem jungen Manne die Möglichkeit des Betretens der akademischen Laufbahn, in der Erwartung, daß er sich des taubstummen Kommilitonen annehme. Das that der dankbare Jüngling nach besten Kräften und sehr bald auch mit herzlicher Freude über die verhältnismäßig staunenswerten Fortschritte Erwins, der in den Wissenschaften eine reiche Quelle des Glückes fand und mit Feuereifer studierte. Seine Bücher und seine Experimentalforschungen wurden seine Welt. So eifrigen Anteil auch Arthur hieran nahm, ihm blieb Zeit genug für das trockene Brotstudium, das er nicht vernachlässigen durfte. Nach glänzend bestandener Prüfung konnte der Doktor beider Rechte die Hochschule verlassen und sich in seiner Vaterstadt Hamburg als Rechtsanwalt immatrikulieren lassen, wo ihm die eigene Tüchtigkeit, gefördert durch die Protektion des einflußreichen Fräuleins Klinghaus, bald zu einer Praxis verhalf. Trotz seiner Jugend war er bereits als eine hervorragende Kraft anerkannt worden, der der Weg zu den höchsten Ehrenstellen der freien und Hansestadt nicht schwer werden konnte.

Daß Doktor Helling der alten Dame, der er so viel verdankte, die volle Verehrung eines liebenden Sohnes widmete, war nur natürlich, und ebenso erkaltete auch sein intimes Freundschaftsverhältnis zu dem Taubstummen durchaus nicht im Laufe der Jahre. Fast alle seine Mußestunden brachte der Advokat in der Villa des Fräuleins in Pöseldorf zu, wo, wie schon erwähnt, auch Erwin wohnte und inmitten seiner umfangreichen Bücherei und seiner mannigfaltigen wissenschaftlichen Sammlungen ein sorgenfreies, verhältnismäßig sehr glückliches Leben führte. Das sehr beträchtliche Vermögen des Fräuleins, dessen Einkünfte sie trotz aller Freigebigkeit nur zum geringen Teil zu verbrauchen pflegte, bot auch dem jungen Manne die ihm stets zuvorkommend und freudig entgegengebrachten überreichen Mittel zur Erfüllung aller seiner Wünsche, und die eigenartigen Verhältnisse, unter denen er aufgewachsen war, und in denen er lebte, namentlich das Fehlen jeder Sorge um einen Erwerb, ließen nie auch nur den Keim eines Gefühls in ihm aufkommen, das einen normal veranlagten Jüngling dazu getrieben hätte, nach Selbständigkeit zu trachten, sich eine auf eigene Kraft gegründete Existenz zu erringen. Die Eltern hatte er schon im zartesten Kindesalter verloren; seit jener Zeit war er gewohnt, die Wohlthaten des an ihm Mutterstelle vertretenden Fräuleins anzunehmen, so daß ihm dies stets als etwas Selbstverständliches erschien. Er kannte nicht einmal den Betrag seines eigenen kleinen Vermögens, das für ihn zinstragend angelegt war, und irgend welcher gelegentlichen Mitteilung hierüber, die ihm auch nur in höchst seltenen Fällen gemacht wurde, schenkte der junge Gelehrte absolut keine Beachtung; hatte doch das Geld für den in einer abstrakten Welt Lebenden durchaus keinen Wert.

Daß das Fräulein Klinghaus auf ihrer alljährlich im Sommer unternommenen Badereise nach Helgoland von den beiden jungen Leuten begleitet wurde, war eine Regel, von der seit der Universitätszeit Arthurs und Erwins keine Ausnahme verzeichnet werden konnte. In diesem Jahre fehlte die sonst dem Fräulein zur Seite stehende Gesellschafterin; die Stellung war, wie man weiß, gerade unbesetzt.

Zu den beiden Schachspielern trat das soeben eintretende Fräulein Klinghaus; sie nahm Platz und betrachtete aufmerksam den Gang des Spieles. Ihre äußere Erscheinung war die imponierende einer Matrone mit silbergrauem Haar, aber die Gestalt blieb noch ungebeugt vom Alter. In ihren Zügen, die noch jetzt die Spuren vergangener Jugendschönheit trugen, lag etwas Entschiedenes, Gebietendes, wohl auch ein tiefer Kummer, gemildert durch die Zeit und den Entschluß, das Schicksal mit festem Sinn zu tragen. Die großen, klaren, lichtblauen Augen strahlten majestätisch und würdevoll; sie schienen zu bezeugen, daß diese Frau wohl schwerlich je einen anderen Willen gekannt habe, als ihren eigenen. Bei aller Strenge der Gesichtszüge lag oft auch eine gewisse Zärtlichkeit in ihrem Blicke, wenn sie ihn auf den beiden jungen Leuten ruhen ließ.

Die Entscheidung der Partie trat ein, Arthur

Digitized by Google

ward glänzend geschlagen, und ein triumphierendes Lächeln flog über die Züge des Taubstummen.

„Ich hätte einige Worte mit Ihnen zu sprechen, Arthur," bemerkte das Fräulein. „Hat Erwin die Zeitschriften schon gelesen?"

„Das hat er. Indessen ich weiß eine andere Beschäftigung für ihn." Der Advokat wandte sich zu dem Taubstummen und buchstabierte mittelst der Fingersprache, in deren Gebrauch er sehr gewandt war, das Wort „Problem", ihn fragend ansehend.

Freudig nickte Erwin, nahm ein Blättchen Papier zur Hand und notierte die Stellung der Figuren, um die von Arthur in dem Schlußspiele entdeckte Schachaufgabe herauszufinden.

„Waren Sie bei dem Fräulein Walther und haben Sie die Demoiselle persönlich gesprochen?" fragte das Fräulein.

Doktor Helling berichtete möglichst genau über die Ergebnisse seiner Entsendung, soweit sie das Fräulein interessieren durften. Auch hatte er unterwegs einen Bekannten angetroffen, einen Kaufmann aus Hamburg, der, wie eine aufs Geratewohl hingeworfene Anfrage ergab, die Familie Walther näher kannte und über ihre Respektabilität die günstigste Auskunft zu geben vermochte.

Das Fräulein fragte nach allen Nebenumständen und ließ sich den Eindruck, den das Gespräch mit dem Fräulein Walther auf den jungen Mann gemacht habe, sehr ausführlich schildern.

„Mir scheint," so sagte sie schließlich, nachdem der Advokat geendet, „daß die Demoiselle nach allem, was Sie sagen, lieber Arthur, geeignet sein dürfte, die vakante Stellung auszufüllen. Dennoch werde ich mir die Sache noch reiflich überlegen. Fraglich erscheint mir, ob eine derartige Individualität geeignet sei, die Launen einer alten Frau geduldig zu ertragen. Nein, nein, schütteln Sie nicht den Kopf, lieber Arthur. Ich werde mürrisch, bin leicht reizbar, meine Nervosität nimmt stets zu; die Jahre machen ihren Einfluß geltend. Das spürte ich neuerdings wiederum an dem so plötzlichen Anfall von Schwäche, der mich bei der Abfahrt des Dampfschiffs überfiel — doch genug hiervon. Es war noch etwas anderes, um das ich Sie fragen wollte. Waren Sie gestern im Spielsaal?"

„Um Ihren Wunsch zu erfüllen, begab ich mich dorthin, liebe Tante," antwortete der junge Mann, der schon seit vielen Jahren auf Wunsch des Fräuleins die alte Dame mit der soeben erwähnten Bezeichnung anredete, die auch Erwin im schriftlichen Verkehr gebrauchte.

„Sind Sie von gar keiner Neigung angewandelt worden, Ihr Glück im Spiele zu versuchen?"

„Nicht im geringsten. Das Roulette ließ mich völlig gleichgültig. Interessant war mir nur die Beobachtung einiger Typen unter den Teilnehmern an dem geistlosen und abstoßenden Treiben."

Er schilderte kurz seine Eindrücke und schloß: „Besonders zog mich das Gebahren eines älteren Herrn an, das auch schließlich die allgemeine Aufmerksamkeit erregte."

„Erzählen Sie nur weiter; Erwin ist noch immer mit der Feststellung des Problems beschäftigt."

„Es schien ein Offizier im Urlaube oder außer Dienst zu sein, denn obwohl er Civil trug, ließen der graue Schnurrbart, die militärische Haltung und die gesamte Art und Weise seines Auftretens darauf schließen, daß er dem Wehrstande angehöre oder angehört habe. Die Toilette machte auf Eleganz wenig Anspruch, namentlich die Wäsche erschien nicht tadellos. Dieser Herr pointierte am wildesten. Er hatte einige Kartonstückchen vor sich, auf denen er die gefallenen Zahlen des Roulettes markierte, um nach irgend einem System zu spielen."

„Das ist gerade der richtige Weg, sich zu ruinieren," bemerkte das Fräulein. „Die Berechnung der Chancen und die nachherige Verdoppelung der Einsätze trügt furchtbar."

„Es mögen seltene Ausnahmen vorkommen," meinte der Advokat, „und eine solche erlebte man eben gestern. Der alte Spieler gewann mehrere Male auf Zahlen und forcierte dann mit dem fünfunddreißigfachen Gewinn auf Farben und Kolonnen. Einzelne Verluste kamen vor; im ganzen und großen aber blieb ihm die launische Glücksgöttin hold, und nach einer Stunde hatte er einen blitzenden Haufen von Goldstücken und Geldrollen vor sich aufgetürmt. Es war ein schauerlicher Anblick, den dieser enragierte Spieler bot; auf seiner Stirn stand Tropfen an Tropfen, die mageren Finger zuckten krampfhaft, der ganze Körper bebte, die Augen traten aus ihren Höhlen. Endlich rief er mit heiserer Stimme: ‚Va banque!' Es ward mäuschenstill im Saale, als das Roulette gedreht wurde; man hörte die kleine Kugel klappern. Die Erregung des tollkühnen Pointeurs hatte sich fast allen Anwesenden mitgeteilt. Da rief der Croupier die herausgekommene Zahl in gewohntem gleichgültigen Ton, und der alte Mann . . ."

„Hatte verloren?"

„Nein, die Bank war gesprengt. Ihre Einlage mochte immerhin nicht unbeträchtlich sein, denn die Herren vom Bankkonsortium machten lange Gesichter. Eine Viertelstunde verging, ehe das Spiel mit erneutem Fonds fortgesetzt wurde."

„Trug der Gewinner seine Beute davon?"

„Nicht doch, er behielt seinen Platz und pointierte mit Blicken des Triumphes weiter. Mich widerte das häßliche Schauspiel an; ich entfernte mich mit tiefem Ekel. Hätte ein Zeichner Dantes Hölle illustrieren wollen, hier würde er physiognomische Studien haben machen können!"

„Dies abscheuliche Spiel kann für Helgoland noch einmal ein Fluch werden," sagte sehr ernst das Fräulein. „Es ist schlimm, daß die Eingeborenen dem wahnsinnigen Treiben keinen Einhalt thun wollen, weil es ihrer Gemeindekasse reichliche Abgaben zufließen läßt."

„Erfreulich war mir nur eben der Umstand, daß die Bank einmal eine Katastrophe erlebt hat," bemerkte der Advokat.

„Auf die Dauer hat die Bank nie Unglück," entgegnete die Dame. „Dadurch, daß sie gestern gesprengt worden ist, verbreitet sich der Ruf, daß



Digitized by Google

hier viel Geld mit Leichtigkeit erhascht werden könne, und neue Opfer strömen herzu. Auch die von dem alten Herrn gewonnene große Summe wird zweifellos wieder den Harken der Croupiers zum Opfer fallen, da er zu pointieren fortfuhr. Wie mancher einmal von der Erregung des Hazards gepackte Spieler hört nicht eher auf zu setzen, bis er zwischen Kugel und Strick zu wählen hat! — Hörten Sie den Namen des alten Herrn nennen?"

„Es ist ein Herr von Bach oder von Berg, wahrscheinlich ein fingierter Name. Der Gast ist erst gestern angelangt." Der Advokat nahm die auf dem Tische liegende Fremdenliste zur Hand, die soeben aus der Druckerei gebracht worden war. „Doktor Stein aus Hamburg," las er halblaut, „aha, mein Universitätsfreund, hm, hm; Herr Salomon, unser geschätzter Bankier, gleichfalls wiederum zum Besuche hier — ich hege eine Ahnung, daß seine Kapitalien auch den Bankhaltern des Roulettes zur Verfügung stehen und gewiß gute Zinsen tragen. Doch hier, das wird der Spieler sein: Herr von Bach, königlich griechischer Hauptmann a. D. Ob es ein echter Philhellene ist oder ein falscher? Unter dieser beliebten Marke sind schon so manche Schwindeleien verübt worden."

„Was mag die Uhr sein? Gleich drei . . . Arthur, ich habe Ihnen und Erwin eine kleine Überraschung bereitet. Die „Alsternixe" ist von Hamburg hierher bugsiert worden und liegt am Strande vor Anker."

„Das ist in der That eine sehr angenehme Überraschung," rief Doktor Helling erfreut. „Unser wackeres Segelboot, das sich auf der Alster wie auf der Elbe schon so vortrefflich bewährt hat, wird auch auf den grünen Wogen der Nordsee wie eine Möwe einherfliegen."

„Auf Ihre Vorsicht verlasse ich mich!"

„Unbesorgt, liebe Tante. Die Alsternixe ist seefest, auch werden wir nur bei leidlichem Wetter hinausgehen und einen erfahrenen Helgoländer zur Begleitung engagieren. Weiß Erwin schon —"

„Nein. Machen Sie mit ihm einen Spaziergang am Strande; seine Überraschung wird groß sein. — Ob meine Uhr richtig geht? Es ist doch drei vorüber, nicht wahr?"

Ehe der Advokat antworten konnte, trat ein alter Diener ein und meldete Fräulein Walther.

„Ich lasse bitten," sagte Fräulein Klinghaus in kühlem Tone. Sie erhob sich und ging in das Nebenzimmer; ihre Hand zitterte leicht, als sie den Thürgriff erfaßte.

Mathilde trat ein und wurde von dem Diener in das Nebenzimmer geleitet. Die jungen Leute hatten sich höflich erhoben; sie erwiderte schüchtern den Gruß und ein helles Rot überflog das feine Antlitz, als sie den Advokaten wiedererkannte.

Auf den Taubstummen wirkte die Erscheinung des schönen, jungen Mädchens wahrhaft blendend. Wie mit Purpur übergossen starrte er ihr nach und setzte sich erst nach geraumer Zeit wieder an den Tisch zum Schachbrett, auf dem er die Figuren einige Augenblicke lang zerstreut hin- und herzog, bis er endlich mit einer unwilligen Gebärde die ganze Problemstellung wirr durcheinanderwarf.

Dann schlug er die Hand vor die Stirn, erhob sich und ging zu dem Advokaten, der in Gedanken versunken zum Fenster hinaussah und den Taubstummen nicht beachtet hatte.

„Wer?" fragte Erwin in seiner Sprache.

Der Advokat gab die gewünschte Aufklärung diesmal auf diejenige Art, die den Taubstummen namentlich den Verkehr mit Leuten, denen die Fingersprache nicht geläufig ist, bedeutend erleichtert. Die an den Taubstummen gerichteten Worte werden langsam und deutlich ausgesprochen; jener liest sie von den Lippen des Sprechenden ab, da er die Bewegungen des Mundes genau kennen gelernt hat und weiß, welche Laute durch sie hervorgebracht werden.

Erwin winkte dem Freunde dankend zu und trat gleichfalls zum Fenster, das eine recht belebte Aussicht bot, die indessen diesmal die beiden Herren nicht eben sehr zu interessieren schien. Jeder von ihnen mochte auf das Ergebnis des Gespräches im Nebenzimmer gespannt sein. Arthur trommelte mit den Fingern auf dem Glase des Fensters den Rhythmus eines Volksliedes. Erwin, von Jugend auf an unendliche Geduld gewöhnt, hauchte auf die Scheibe und zeichnete mit einem Holzsplitter Mädchenköpfe auf die angehauchte Fläche, Skizzen verschiedener Art, deren Linien bald wieder verschwanden.

Endlich öffnete sich die Thür und Fräulein Klinghaus trat wieder ein. Das junge Mädchen mußte das Zimmer durch einen anderen Ausgang verlassen haben, denn Erwin sah soeben auf der Straße die Gestalt Mathildens erscheinen und in die nächste Seitenstraße verschwinden.

„Ich denke, die Sache wird sich machen," antwortete das Fräulein, den fragenden Blick Arthurs verstehend, „wir wollen nichts übereilen. Sie wissen, Doktor, daß ich in der Wahl meiner Gesellschafterinnen selten glücklich gewesen bin. Wie viele Dämchen dieser Kategorie hat mein Heim in Pöseldorf schon kommen und wieder Abschied nehmen sehen! Da gab es anspruchsvolle Zierpuppen und beschränkte Gänschen und eine Unzahl der verschiedensten Abstufungen unliebenswürdiger Menschenkinder. Nur zwei junge Mädchen vermochten meinen Ansprüchen zu genügen, und eben diese beiden wurden mir durch Verlobung bald entführt. Ob es mit der Bewerberin, die mich soeben verließ, auch so gehen wird? Das Gesichtchen ist einnehmend genug; Ihre vorhin gegebene Personalbeschreibung, lieber Arthur, war keineswegs allzu wohlwollend, wie ich zunächst annahm."

„Also das geben Sie zu, liebe Tante? Nun denn, ich meine, daß ein Antlitz, das so ausgeprägt den Stempel einer adeligen Gesinnung trägt, kaum wird täuschen können."

„Adel?" rief das Fräulein mit bitterer Betonung. „Ich weiß nicht, es ist seltsam," fügte sie kopfschüttelnd hinzu, „das Wort berührt mich zu Zeiten unangenehm, wenn ich daran denke, wie oft es gemißbraucht wird. Freilich sprachen Sie vom Herzensadel, lieber Arthur. — Was die Demoiselle betrifft, so werde ich ihr demnächst schriftlichen Bescheid zu-

Digitized by Google

kommen lassen. Vor unserer Rückkehr nach Hamburg soll sie keinesfalls die Stellung antreten. — Ich fühle mich heute etwas angegriffen. Arthur, hätten Sie die Güte, Fanny kommen zu lassen?"

Doktor Helling trat zum Glockenzuge und schellte zweimal; eine Kammerfrau trat ein.

„Fanny, wenn Besuch kommen sollte, ich bin indisponiert und nehme nicht an. Ich gedenke auch noch einige Briefe zu schreiben. Also lebt wohl, Ihr jungen Herren, wir sehen uns beim Thee."

Die alte Dame entfernte sich. Der Taubstumme begab sich zum Schreibtische, nahm Papier zur Hand, spitzte einen Bleistift und setzte die vorhin an der angehauchten Fensterscheibe begonnenen Zeichenübungen mit dem dauerhafteren Material fort. Doktor Helling trat wiederum ans Fenster, die Vorübergehenden musternd. Plötzlich öffnete er den Fensterflügel:

„Herr Doktor! Herr Doktor Stein! Emil, wohin so schnell? Und weshalb Du in diesem feierlichen Anzuge? Frack, Jabot, weiße Binde — was bedeutet das?"

Der Angeredete war überrascht näher getreten: „Du bist's, Helling? Noch hier auf Helgoland?"

„In eigener Person, geschätzter ehemaliger Leibfuchs, und bleibe so lange, bis die Gerichtsferien zu Ende, auf Cerevis! Nun aber beichte mir, weshalb Du auf dieser romantischen Felseninsel, auf dem heiligen Eiland der Helga, mit einem Schwalbenschwanz herumläufst, so daß die unvernünftigen Möwen Dich zu den Bewohnern der Luft zählen dürften, anstatt zu den meistbegabten Säugetieren? Welchen großen Gang gehst Du? Giebt's etwa noch ein Examen hier abzulegen, daß Du Dich derart in den Philister-Wichs geworfen hast?"

Doktor Stein lächelte etwas verlegen: „Umstände und Verhältnisse . . ." begann er seine Rede.

„Zwingen den früheren Korpsstudenten der Vandalia so gut, wie sie Götter zwingen," unterbrach ihn jovial der Studiengenosse, „das konzediere ich. Nun höre, Du sonst so fideles altes Haus, wir haben uns seit unendlich langer Zeit nicht näher gesehen. Du mußt fabelhaft beschäftigt sein, oder Dein Herz zum zwanzigsten Male verloren haben. Ha, welche Idee . . . der Frack ist verdächtig. Gehst Du zu einer Hochzeit, zu einer Taufe oder gar zu Deiner eigenen Verlobung?"

„Das wäre nicht unmöglich," nickte mit selbstbewußtem Blick der Mediziner.

„Es ist heraus," spottete gutmütig der Jurist, „der flotte Student ist solide geworden, er will heiraten wie Jean Pauls Doktor Katzenberger, um als verehelichter Mann eine größere Praxis zu gewinnen. Er sieht den Himmel voll Geigen und ahnt nicht den Pantoffel. Geh, Unglücklicher, renne in Dein Verderben, aber vorher besuche mich noch einmal, falls Du Zeit erübrigen kannst; heute abend halb zehn, hier im Hause Numero fünfundzwanzig, ein leiblicher Stoff wird vorhanden sein."

„Du bist noch immer der alte geblieben. Wenn ich es irgend möglich machen kann, besuche ich Dich heute spät, und wir wollen von Jena sprechen."

Die Universitätsfreunde schieden, und Doktor Helling wollte sich soeben zu seinem eifrig skizzierenden Freunde wenden, als der alte Diener erschien und auf einer Tablette eine Besuchskarte überreichte: „Der Herr wünscht das gnädige Fräulein zu sprechen."

„Herr von Bach, königlich griechischer Hauptmann a. D.," las der Advokat überrascht.

„Der Herr hat sich nicht abweisen lassen," berichtete der Bediente, „er bittet dringend und sehr bestimmt um eine Unterredung mit dem gnädigen Fräulein."

„Muß morgen wiederkommen," entschied der Jurist. „Fräulein Klinghaus nimmt heute durchaus keine Besuche an."

Der Diener ging.

„Die Tante wird recht gehabt haben," murmelte Arthur, „ich bin überzeugt, daß der gestern zunächst von so unverschämtem Glücke begünstigte Spieler nachher wiederum alles verloren hat. Nun gedenkt er eine Anleihe bei dem Fräulein zu machen, die nie zurückgezahlt werden dürfte. Diese Art von verschämten Armen hole —"

Wiederum trat der Diener herein.

„Der Herr von Bach hat mir diesen Ring gegeben und gebeten, ihn dem Fräulein zu eigenen Händen zu überreichen; vielleicht würde dann doch noch eine andere Entscheidung getroffen."

Verwundert nahm der Advokat den ihm überreichten Ring entgegen. Es war ein einfacher massivgoldener Reif, in den ein kleiner Smaragd gefaßt war.

„Je nun, lassen Sie das Ding durch Fanny hineinbringen; hier ist auch die Karte. Es wäre ja nicht unmöglich, daß der Besuch angenommen würde. Hören Sie, Johann, berichten Sie uns über den Erfolg, den diese ungewöhnliche Legitimation haben wird."

Der Alte ging und kehrte bald mit der Kunde wieder, daß Fräulein Klinghaus den Herrn habe in das Nebenzimmer treten lassen und jetzt sein Anliegen vernehme.

„Seltsam," murmelte Arthur. „Es ist gut. — Was mag denn Erwin da noch immer kritzeln?"

Er näherte sich dem Freunde, vor dem einige Skizzen lagen.

„Ganz recht," nickte der Advokat, „das sind ihre hübschen Locken; jeder dieser Köpfe ähnelt ihr. Der Junge verfügt über ein seltenes Talent, Physiognomien im Fluge aufzufassen und zu skizzieren. Gut, daß er diese Gabe besitzt, ihm ist so manches versagt. Hoffentlich verliebt er sich nicht in das Original, falls das junge Mädchen Gnade vor den Augen des Fräulein Klinghaus finden sollte. Erwin führt jetzt ein so glückliches Dasein; eine tiefgehende Leidenschaft könnte dem armen Schelm bitteres Herzweh bereiten."

Entzückt hielt ihm Erwin eines der am besten gelungenen Bildchen hin.

„Ja, ja," meinte der Advokat, „brillant getroffen. Er scheint sich in der That für Fräulein Walther zu interessieren. Hüte Dein Herz, mein guter Junge. Und mir scheint, das wäre eine Mahnung, die auch an andere Leute mit Fug und Recht gerichtet werden könnte."

Der Taubstumme stellte nunmehr in seiner Weise

Digitized by Google

durch Gebärden die Frage an den Freund, mit wem er vorhin am Fenster gesprochen habe.

Arthur erteilte Auskunft, etwa folgenden Inhalts: „Emil Stein, Du kennst ihn von Jena her. Er ist jetzt Doktor der Medizin und Arzt in Hamburg."

„Was will er in Helgoland?" gab Erwin zu verstehen.

„Er sucht eine Braut, wenn ich nicht sehr irre," erwiderte der Jurist.

Der Taubstumme, von einer plötzlichen Idee erfaßt, zeigte fragend auf das Bildchen.

„Die?" lachte Arthur, über den seltsamen Einfall des Freundes unwillkürlich den Kopf schüttelnd. „Nein, ich kann es mir nicht denken."

Erwin nahm erfreut das Bildchen wieder zurück und verbesserte noch einige Schattierungen.

„Als wenn es keine anderen Mädchen gäbe," murmelte der Advokat. „Nein, lieber Emil Stein, Doctor medicinae, Du magst ein herzensguter Mensch und ein braver Staatsbürger sein, aber für Dich dürfte diese Blume nicht blühen. Die mit ihren großen braunen Augen wird schwerlich für das hausbackene ruhige Glück geschaffen sein, das Du ihr bieten kannst. Wie achtungswert Du auch sein magst, dies Mädchen erringt eine Persönlichkeit Deines Schlages schwerlich. Die bekommst Du nicht, und die gönne ich Dir auch nicht. Wem gönne ich sie denn? Auch dem armen Erwin nicht, das war ja vorhin mein Gedanke . . . Wohl gar einzig und allein mir selbst? Pah, dummes Zeug! Mir scheinen es die jüngst erschienenen Verse Heinrich Heines angethan zu haben; wie käme ich sonst auf Dinge, die mir bisher so fern lagen? Fort damit, zerstreuen wir uns. Halt, ich habe ja ganz vergessen, Erwin zum Strande zu geleiten, wo unsere prächtige Alsternixe vor Anker liegt. Heda, Freundchen, wollen wir noch ein wenig am Strande spazieren gehen?"

Die Antwort lautete bejahend. Soeben wollten die beiden jungen Leute das Zimmer verlassen, als das Fräulein hereintrat, augenscheinlich von hoher Erregung befangen.

„Um des Himmels willen, was fehlt Ihnen, liebe Tante?" fragte der Jurist erschrocken, „Sie sehen ganz bleich aus."

„Nichts, durchaus nichts, lieber Arthur; nur eine heftige Migräne plagt mich. Hören Sie, ich brauche eine größere Summe Geldes, als gegenwärtig in meinem Besitze ist, und zwar sofort; sagen wir — hundert Louisdor, das wird genügen. Wie verschaffe ich sie mir?"

„Erinnern Sie sich doch nur, liebe Tante, Herr Salomon weilt ja auf Helgoland. Auf einige Zeilen von Ihrer Hand zahlt er jeden beliebigen Betrag aus."

„Nun freilich, daran dachte ich ja gar nicht; wie kann man nur so zerstreut sein!" Die alte Dame trat zum Schreibtisch, setzte in flüchtigen Zügen eine Anweisung auf und klingelte. Dem erscheinenden alten Diener gab sie im Flüstertone einen Befehl und händigte ihm die Anweisung aus. Als er das Zimmer verlassen hatte, erhob sich das Fräulein, mahnte in gewohntem ruhigem Tone die jungen Leute an den beabsichtigten Spaziergang zum Strande, und begab sich in ihr Zimmer, indem sie die auf Arthurs Lippen schwebende Frage nach ihrem Befinden durch die Versicherung abschnitt, daß sie sich bereits wieder zu erholen beginne und nur noch der Ruhe bedürfe.

„Welches Datum haben wir heute?" murmelte Arthur, sich zum Gehen bereit machend. „Aha, da ist der Kalender." Er schrieb den Tag unter eines der vorhin von Erwin entworfenen Bilder und legte es in seine Brieftasche.

„Was machst Du da?" fragte durch eine entsprechende Geste der Taubstumme.

„Ich notiere mir den heutigen Tag," gab Arthur zu verstehen, und fügte im Selbstgespräch hinzu: „Denn es scheint mir ein merkwürdiger zu sein — wer weiß, vielleicht entwickeln sich noch weitere Überraschungen."

Der Taubstumme wählte unter den übrigen Skizzen eine der am besten gelungenen aus und wollte sie, nachdem er die anderen in kleine Stückchen zerrissen und fortgeworfen hatte, in die eigene Brieftasche legen; da kam ihm ein Gedanke, den er dem Freunde sofort mitteilte.

„Vom Porträt des Fräulein Klinghaus in ihren jüngeren Jahren redet er," murmelte der Advokat, „von dem Bilde, das in der blauen Stube der Villa in Pöseldorf hängt — was soll das? Aha, jetzt verstehe ich. — Du hast recht, eine gewisse Ähnlichkeit ist vorhanden. — Eine große? — Nicht doch! Indessen, je mehr ich mir die Erinnerung an das alte Pastellbild zurückrufe, desto mehr tritt die Ähnlichkeit hervor. Man muß die damalige Frisur und die veraltete Kleidung hinwegdenken und an ihre Stelle die modernen Äußerlichkeiten setzen. Die beiden Damen könnten, wenn sie auf einem Liebhabertheater aufzutreten hätten, vortrefflich als Mutter und Tochter gelten. Der Zufall spielt oft sonderbar. Doch nun genug davon, vorwärts zum Strande, zur wackeren Alsternixe!"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Klein-Erna

Liebe, kleine Menschenblüte!
Mit dem sonnigen Gemüte
Hast Du, da ich's kaum gedacht,
Dich mir tief ins Herz gelacht!

Hältst mich nun an Deinen Ketten,
Nichts kann mich daraus erretten,
Ziehst mich jubelnd hinterdrein,
— Lieber, kleiner Sonnenschein!

Nur ein Trost ist mir geblieben:
Alle müssen ja Dich lieben,
Folgen Dir zur Kinderwelt,
— Lieber, kleiner Siegesheld!

Schau ich wo Dein blondes Köpfchen,
Blitzt nur auf ein Kleiderknöpfchen,
Läßt das Herz mir nimmer Ruh,
— Lieber, kleiner Wildfang Du!

Pflückst Du ab der Blümchen viele
(Meistens mit zu kurzem Stiele),
Streben alle sie Dir zu,
— Selbst ein lichtes Blümchen Du!

Wie am dunklen Himmelsbogen
Stern auf Sternlein kommt gezogen,
Strahlst Du Licht uns allen zu,
— Unser aller Sternlein Du!

**Leo Rüdiger.**

---

## Arnensunde.

Eine Plauderei von **F. Gebhardt** (Stefanie Eusebius).

Lange schon hatten die Bewohner von R. sich darum bemüht; eine Eingabe nach der anderen, und immer umsonst, war an den hohen Rat des Kreisausschusses ergangen, und man hatte schon längst alle Hoffnung auf Erfüllung des Wunsches aufgegeben. Da mit einem Mal hieß es: R. erhält eine Chaussee!

Das war aber nicht etwa darum, weil das arme vielgeplagte, in der Niederung eines Flußdeltas gelegene Dorf auch dieses Jahr wie alljährlich durch das Hochwasser arg zugerichtet und von allem Verkehr abgeschnitten gewesen — das hätte ganz gut noch ein volles Jahrhundert so weiter gehen können, ohne daß das Schicksal der bedrängten Bauern einige Herzen höheren Orts gerührt hätte. Die Sache verhielt sich anders. Der Land- und Kreistagsabgeordnete, Baron U., ritt eines Tages nach Hause. Sein Weg, nebenbei der einzige, den es von der Stadt nach seinem Gute gab, führte ihn durch das überschwemmte Dorf. Da geschah es, daß — das Wie muß unaufgeklärt bleiben — er von des Rosses hohem Rücken herabstürzte in die kühlen Fluten. Nun heißt es ja freilich:

„Ein Vergnügen eigner Art
Ist so eine Wasserfahrt —"

Doch dem hochgeborenen Herrn mußte es wohl nicht als ein hervorragendes Vergnügen erschienen sein. Denn da er glücklich mit Hilfe einiger wackeren Dorfbewohner den rettenden Strand erreicht und einen Wagen bestiegen hatte, um so weniger gefährdet die Heimreise fortsetzen zu können, sprach er das große, prophetisch klingende Wort aus: „Kinder, jetzt verlaßt Euch auf mich, es soll anders werden!"

Und es ward anders. Kaum daß die Wasser sich verlaufen, langte an einem schönen Frühlingstage ein Ingenieur, begleitet von allen zu einer Feldeisenbahn gehörigen Dingen und den nötigen Arbeitern, im Dorfe an, und die Arbeit begann. Das war ein großes und schwieriges Werk, ein ganzes Dorf, oder doch alle Straßen eines ganzen Dorfes um mehrere Fuß, ja zum Teil um mehrere Meter zu erhöhen, ein Werk, um dessentwillen buchstäblich Berge versetzt werden mußten. Waren's auch nur Sandberge, so kann man dies drum doch nicht geringer rechnen, wenn man bedenkt, daß der Baron U. Ursache eines so erdumwälzenden Ereignisses wurde; sogar eines weltbewegenden, oder doch stadtbewegenden Ereignisses. Denn täglich waren die Bewohner des Städtchens auf den Beinen, um das Niegeschaute zu sehen: eine niedliche, kleine Lokomotive, die aus einem Spielzeugkasten genommen schien und nun prustend, pfeifend und ächzend wohl eine halbe Wegstunde weit einen langen Zug schwerer, sandbeladener Wagen hinter sich herzog. Die armen, ohnehin schwergeplagten Hausmütter hatten ihre liebe Not in dieser Zeit. Alle Zucht und Ordnung schien dahin, jedes Band friedlichen Familienlebens gelockert. Selbst die besten Söhne waren nicht zu halten; sie folgten dem Zuge der Zeit, vergaßen Schule und Arbeit und achteten selbst der sonst geheiligten Essensstunden gering, wenn es galt hinauszuwandern und das geschäftige Treiben draußen zu beobachten und vermehren zu helfen. Und wer konnte das der stürmischen Jugend verargen, wenn selbst die ehrsamen Bürger und Hausväter in echt männlicher Neugier — wollte sagen: echt männlichem Wissensdrang — ihre Hausherrnpflichten und Rechte aufs Spiel setzten? Wie viel heimliche Flüche der Lehrer lud der Baron U. unbewußt durch diese Folgen seines unfreiwilligen Bades auf sein Haupt, wie viel Thränen der verzweifelten Hausfrauen, welche selbst durch die Hoffnung auf eine schöne Zukunft, in welcher sie auch zur Zeit der Wassersnot nie Mangel an Milch, Kartoffeln und derlei Dingen leiden würden, nicht über die Unbill der Gegenwart sich hinauszusetzen vermochten, auf sein Gewissen!

Doch nicht immer ist das Schicksal grausam. Es kommt zuweilen eine Stunde, da es dem Unschuldigen, Verkannten glänzende Rechtfertigung zu teil werden und ihn als Sieger über alle schmähenden Gegner hervorgehen läßt; zuweilen verwandelt es eine momentane Unbill oder einen scheinbaren Verlust in den Ursprung eines ungeahnten Gewinns. Ähnlich war's auch hier. Der Baron, das Dorf R., die Bürger und die männliche Jugend des Städtchens erlebten die Stunde, da sie strahlend im Gefühl des Triumphes dastanden als Sieger über Lehrerschaft und kleinlichen Hausfrauenzorn — sie hatten ja mit ahnungsvollem Geiste vorausgesehen, daß auf dem Arbeitsterrain noch irgend etwas Wichtiges, Bedeutendes vorgehen müsse, etwas, das so wichtig

Digitized by Google

und bedeutend war, daß nunmehr auch die Lehrerschaft zur Partei der Sieger überging und die armen Frauen und Mütter in ihrer Ohnmacht schließlich alle Waffen strecken mußten. Der Sandhügel, den man abzutragen begonnen, und der, schon in früherer Zeit durch unbarmherzige Menschenhand seines Kiefernschmuckes beraubt, so nichtssagend und unscheinbar in die märkische Gegend hineingeblickt, hatte es, wie der Volksmund sagt, „in sich", nämlich ein ganzes Gräberfeld aus wer weiß welcher Vorzeit; man begann beim Graben auf Urnen zu stoßen. Erst waren's wenige, meist Scherben oder Gefäße von unscheinbarer Gestalt, doch je weiter man grub, je mehr und mehr und stets seltsamer geformte kamen zum Vorschein. In interessierten und nichtinteressierten Kreisen wuchs die Aufregung; es entwickelte sich eine kleine Völkerwanderung nach dem Urnenfeld, ja zuletzt kamen gar Professoren aus großen Städten, und es verbreitete sich das Gerücht, daß der ganze aufgefundene Schatz in ein Museum wandern würde. Der Besitzer und Herausgeber der städtischen „Zeitung" hatte reichlichen Stoff für dieselbe, zumal gelehrt sein wollende Leute ihre Ansichten über die Angelegenheit schwarz auf weiß auszusprechen sich gedrungen fühlten. Die wohlehrsamen Bürger und Hausväter schüttelten zwar verständnislos die weisen Häupter, doch fühlten sie sich in der Seele des Städtchens, das nun doch zu öfteren Malen öffentlich genannt wurde, aufs tiefste geschmeichelt. Urnen — wer hätte sich auch so etwas träumen lassen! Gewiß niemand, am wenigsten der Urheber des Ganzen, der Baron U., der durch einen einzigen unschädlichen Wassersturz plötzliches Licht in das Dunkel der städtischen Vorgeschichte gebracht.

Urnen! Welche Schauer der Romantik umwehen nicht schon den bloßen Klang dieses Wortes! Die ganze dunkle, sagenumwobene Vergangenheit mit ihrer Heldenherrlichkeit steigt empor aus dem Grab, darin sie vergessen geschlummert. Was erzählt nicht so ein Stückchen granen, unscheinbaren Scherbens! Was für Gedanken kann es wecken dem, der es erblickt! Und wenn des Beschauers Auge das eines Kenners ist, welche Mannigfaltigkeit in Formen und Zierraten entdeckt es, je länger es sich der Betrachtung hingiebt. Was klein und unwichtig erscheint dem flüchtigen Blick, wird ihm zum eigenartigen Merkmal und Kennzeichen, und gelehrte und kluge Leute wissen oft Bücher zu schreiben über Dinge, die der gewöhnliche Mann als „wertlose Scherben" bezeichnet, und sammeln mit Sorgfalt diese Scherben, sie aufzubewahren künftigen Geschlechtern zum Frommen und zur Belehrung.

Ja, es geht oft sonderbar zu in der Welt und im Leben. Wie oft trägt ein Mensch lange Zeit in sich herum das dumpfe Bewußtsein: So, wie es ist, kann und darf es mit Dir nicht bleiben! Du mußt auf irgend eine Art Dir einen Weg zur Abhilfe schaffen, Dein Leben in andere Bahnen lenken! Und das arme Herz in seiner Not petitioniert ein über das andere Mal an den hohen Rat des Verstandes — der aber ist schnell mit seinem: „Geht nicht!" zur Hand, bis der Bittsteller zuletzt müde und hoffnungslos sich in sein Schicksal ergiebt. Da muß denn auch wohl erst etwas, das dem weisen Verstande selbst wichtig und unentbehrlich erscheint, irgend ein teuergewordenes Hoffen, ein langgehegter Lebensplan in Gefahr geraten oder dahinsinken ins Nichts, damit sich der Geist aufraffe zum willensstarken Entschluß, dem Leben seines Trägers neue und sichere Wege zu bahnen, die gefahrlos ihn hindurchleiten auch durch wildschäumende Fluten des Leids.

Einen neuen Lebensweg sich schaffen, nein, das ist wahrlich kein leichtes Werk. Wie lange oft gilt's zu grübeln und zu suchen, bis daß irgend ein Gebiet in unserem Geiste sich findet, welches den Stoff hergeben soll, daraus wir diesen neuen Weg uns erbauen können. Da heißt es denn oft auch, ganze Höhen abzutragen, Höhen, an deren Wölbung wir uns gefreut, ob ihr Grund auch nur lockerer Sandboden ist; unermüdlich das Erdreich abzuschaufeln, bis wir nach langer mühseliger Arbeit endlich genug beisammen haben für unsere Zwecke. Wir aber müssen diese Arbeit allein und mit eigener Kraft vollenden, uns kann kein künstlich Maschinenwerk dabei zu Hilfe kommen. Aber nur immer getrost das Erdreich aufgewühlt und durchgraben, immer weiter bloßgelegt sein Inneres! Wie des Arbeiters Schaufel zuletzt unter dem Flugsand, den lange Jahrhunderte darübergehäuft, auf das Urnenfeld stieß, so wird der rastlose Gedanke, wenn er die wirren, wirbelnden Bilder des Alltagstreibens erst aus dem Herzen gedrängt, aus seinen Tiefen ans Licht rufen die Bilder langvergangener Zeit: Freuden, die wir einstens gekostet und Schmerzen, die wir einstens durchkämpft; Hoffnungen und Träume, die wir vor Zeiten gehegt; Zweifel und Enttäuschungen, die wir getragen; Gedanken, die wir ehemals gedacht — und von denen wir leicht nicht mehr wußten, daß wir sie je unser eigen genannt — eins nach dem andern steigt wieder empor. Und je tiefer wir dringen, je unermeßlicher dehnt es sich aus, das Urnenfeld unserer Erinnerungen, vor unserem staunenden Blick, der es kaum zu fassen vermag: Glitt doch gleich einem Schattenbild dahin in einförmiger, gleichmäßiger Öde unser äußeres Leben, Jahr um Jahr, ohne daß wir kaum jemals wirklich empfanden, daß wir gelebt — und dennoch, daß wir trotz allem gelebt, ein reiches inneres Dasein, des sind ja Zeugen die Bilder unserer Erinnerungen in ihrer nie geahnten Fülle, der Mannigfaltigkeit ihrer Form und Gestalt. Geöffnet ist das Grab, in dem sie verschüttet gelegen, und nun schauen wir sie an als etwas Neues, eins nach dem andern. Manches werfen wir achtlos wieder beiseite, doch manches wieder betrachten wir aufmerksam und genau. Da ist wohl auch eins, das uns lächeln macht, gleichwie der Beschauer lächelt, der ein wunderlich gestaltetes Schmuckstück aus Urzeiten vor sich sieht; minder nicht ändert sich ja Sinn und Wünschen des einzelnen Menschen in den fortschreitenden Jahren, als ganzer Völker Geschmack und Sitte im Lauf der Jahrhunderte. Und ein anderes wieder beschauen wir nur mit Wehmut, trauernd darüber, daß es der Scherben nur ist eines einst schönen und wertvollen Gebildes, das nun der Zeit zerstörende Hand zermürbt, oder gar unsere eigene thöricht oder in grausamer Lust, vielleicht auch die Bosheit fremder Menschen in Stücke geschlagen, die nichts mehr zusammenzufügen vermag. Aber auch manches schöne, wertvolle und wohlerhaltene Stück entdecken wir unter dem Schatz unserer Erinnerungen. Und so kann es wohl geschehen, daß wir — wenn wir zu jenen thörichten Menschen zählen, die nun einmal in sich tragen den unbesiegbaren Drang, auch den gleichgültigsten Leuten, ja der ganzen Welt, und wenn niemand anders, doch den vier Winden all das geheimste Fühlen und Denken ihres Innersten anzuvertrauen, und die man gemeinhin Poeten nennt — auch sammeln, was wir für richtig und wertvoll ansehen unter den Gräberfunden unseres Herzens, und es aufbewahren, wie wir meinen, späteren Geschlechtern zum Frommen und zur Belehrung.

Damit kann es uns aber denn zuweilen recht seltsam ergehen. Da kommt vielleicht eines Tages ein gelehrter

Digitized by Google

Herr, wirft einen flüchtigen Blick auf eines von unseren Urnenstücken, setzt seine weiseste Miene auf und beginnt der staunenden Welt auseinanderzusetzen, wozu jenes gedient, wie und wann es entstanden, wodurch es zu Tage gefördert und weshalb es dem Lichte der Öffentlichkeit preisgegeben worden. Da wird jede kaum bemerkbare Linie in den Verzierungen, jede zufällige Abweichung in derselben auf ihren Zweck und Ursprung hin untersucht und erklärt, und ein Glück ist es zu nennen, wenn diese Erklärung einmal das Rechte trifft. Meist aber thut sie das um so weniger, je gelehrter sie klingt. — O ihr, die ihr so ruhig schlummert in euren Gräbern, ihr Dichter und Denker, die ihr uns die Urnenschätze eures Geistes vererbt, wenn ihr wüßtet, wie sie euch daran herumdeuteln und kritteln, wo doch nichts zu deuteln oder zu kritteln ist, wie sie euch eure Worte und Gedanken auseinanderzerren und Absicht und Berechnung suchen, wo ihr nur der führenden Hand eures Genius folgtet! Vielleicht aber wißt ihr's und lächelt nur der allzuweisen Thoren, wenn ihr aus eurer Höhe herniederschaut auf das Erdengetriebe, lächelt auch der wackeren Hausväter und Alltagsmenschen, wenn sie mit Achselzucken fragen, wozu all das seltsame wertlose Scherbenzeug je gedient haben könne, wozu es je noch nützen solle, und warum man es gar noch aufbewahre mit Mühen und Sorgfalt! Lächelt, wie auch jene unter unseren Vorvätern, denen einst der ans Licht gehobene Hausrat im Leben gedient, lächeln würden, wenn je zu ihnen die Kunde dränge, was man unter dem Aufgefundenen suchen zu müssen meint, wie man aus ihm Schlüsse zieht auf das Leben und Wesen in alter Zeit, Fehlschlüsse vielleicht; aber das weiß der, der sie zieht, doch nicht und kann es nicht wissen. Uns aber, die wir noch leben und wirken, sollte das zur Warnung dienen! So wie wir urteilen über die, die vor uns gelebt, so wird uns geschehen von denen, die nach uns kommen. Nach dem Wesen und Denken eines einzelnen wird das Urteil gesprochen werden seiner ganzen Zeit. Und wohl uns, wenn vor den Trümmern unserer Schöpfungen einst unsere Enkel stehen, wie wir heut vor den Trümmerresten jener herrlichen Kunstwerke, die aus ihren Gräbern in den klassischen Gefilden wieder hervorgezogen werden ans Licht: Durchbebt von Gefühlen der Bewunderung und der Trauer; der Bewunderung für jene göttliche Kraft, die so Hohes zu schaffen vermochte, und die selbst noch lebendig spricht aus den unscheinbarsten Trümmern, die uns von manchem Gebilde nur geblieben; der Trauer darüber, daß es eben nur Trümmer sein müssen, die uns Zeugnis und Kunde geben von einer Welt versunkener Schönheit und Größe.

Ob sie wohl so empfinden werden, die späteren Geschlechter, wenn ihnen erzählen von unseren Tagen die Urnenfunde in künftiger Zeit?

## An die Sterne.

Hier aus mächt'ger Erdentiefe,
Aus des Kummers Heimatland —
Em'ge Sterne! eurem Lichte
Ist mein Auge zugewandt.

Auf die arme Sehnsucht-Heide
Dieser Welt schaut ihr herab,
Wie, erlöst von Angst und Leide,
Sel'ge Geister auf das Grab.

Sterne! o laßt euren Frieden
Üben heil'ge Segensmacht!
Daß mein Herz ein Stern erstrahle
Schöner in des Elends Nacht!

Lehret folgen meine Seele
Eurem hehren stillen Gang!
Das auf meiner Lebens-Harfe
Sei des Ew'gen Wiederklang. —

**Christian Dietrich Oweſen.**

## Bilder aus Rom.

Von **Antonie Andrea.**

### II.

### Ein Turnier.

Rom hat einen Sonntagsstaat angelegt und befindet sich in freudigster Aufregung. Die langen Fensterreihen zu beiden Seiten des Korso prangen im Schmucke malerischer Draperien; die Balkone sind mit bunten Teppichen und Blumengewinden behangen; quer über der Straße wölben sich Triumphbogen, unter denen farbige Lampions schaukeln, und in der Luft schweben und flattern verschwistert italienische und deutsche Banner.

Prinz Tommaso von Savoyen führte die bayerische Fürstentochter Isabella heim — darum hat die antike Römerstadt moderne Festtoilette gemacht, und heißt unter dem Titel der italienischen Hauptstadt die deutsche Prinzessin willkommen, welche die holde, königliche Margherita auf dem Balkon des Quirinals unter stürmischem Jubel des Volkes schwesterlich umarmte: Nun sind auf acht Tage „Isabella" und „Tommaso" das Echo von Rom! . . .

Die Gräfin Maria, eine der geistvollsten und ausgezeichnetsten Damen der römischen Aristokratie, schön, jung und — Witwe, ist Hofdame der Königin Margherita, und steht infolgedessen im Centrum der Festlichkeiten, die ihren Glanzpunkt erreichen sollen in einem großartigen Turnier in der Villa Borghese.

An dem Palais der Gräfin in der Via Massimi fährt eine Equipage vor; der Diener springt von seinem hohen Sitz und öffnet den Wagenschlag einem elegant gekleideten, langaufgeschossenen Herrn, dem ein feines Parfüm entströmt, als er die mit Decken belegte Marmortreppe zu den Gesellschaftsräumen der Gräfin Maria hinaufeilt.

Von einem glücklichen Zufall begünstigt trifft er die schöne Frau allein — über einer Mappe mit deutschen Kostümzeichnungen, die sie hastig schließt während sie dem Eintretenden zunickt:

„Gruß, Cavaliere!"

Wie bezaubert von ihrem Anblick verweilte er in dem hohen Thürbogen. Welch interessante Männererscheinung! Die Würde seiner Haltung, der dunkle Vollbart zu dem blassen, geistreichen Gesicht, die blitzenden, von langen Wimpern bedeckten grauen Augen — das alles ist ansprechend — wenn nur sein Blick ruhiger, nicht so scharf und lauernd wäre.

„Holdseligste Gräfin, meine Ergebenheit auf Leben und Tod!"

Er begleitet das große Wort mit einer entsprechenden Geste, der elegante Herr, ehe er auf die schöne Frau zueilt und ihre feine, duftige Hand an seine Lippen führt.

Digitized by Google

Aber diese Stimme! Selbst die Gräfin Maria, im allgemeinen an sie gewöhnt, fährt noch jedesmal bei ihren ersten Klängen zusammen und seufzt im stillen, daß der Anstand ihr nicht erlaubt, sich die Ohren zuzuhalten gegen diesen hohen, scharfen Diskant — so vollständig im Widerspruch mit dem chevaleresken, selbstbewußten Rest des Menschen.

Aber für die Mißhandlung ihres empfindlichen Gehörnervs wird sie durch das Auge entschädigt, welches sich lächelnd an der hohen Gestalt und dem klugen spanischen Granden-Gesicht mit dem dunklen Vollbart weidet.

„Cavaliere," neckt sie ihn, als er ihr gegenüber Platz genommen, „ich bin untröstlich, meinen Freunden die Zeit heute nach der Elle abmessen zu müssen: Fünf Minuten für jeden — nicht mehr und nicht weniger . . ."

Der Cavaliere Lopezzi, zur Zeit der berühmteste Advokat in Rom, erregt in allen Gesellschaftskreisen ungeheures Aufsehen durch seinen fabelhaften Luxus und seine maßlose Verschwendungssucht. Man hält ihn für unerschöpflich reich und hat ihm ohne Bedenken die Thüren zu den aristokratischen Salons geöffnet.

„Grausame Heilige!" seufzte er künstlich, „in fünf Minuten komme ich noch nicht aus der Verwirrung, die Sie hier" — er deutete auf seine Brust — „angerichtet haben. Lassen Sie mich wenigstens zu Atem kommen! Darf man wissen, in welchem Kostüm Sie bei dem morgenden Turnier glänzen werden?"

„Sie sind der siebente, edler Ritter, der so indiskret ist, danach zu fragen!" rief die Gräfin munter. „Erfahren Sie denn, daß — Sie nichts wissen dürfen, während mir bereits ein Vöglein gesungen, daß Sie als Spanier in die Schranken treten werden . . . Haben Sie sonst noch was an das Licht zu ziehen aus der Verwirrung Ihres Herzens? Es bleiben Ihnen noch zwei Minuten."

„Ich bete Sie an, Gräfin! Entschuldigen Sie die Eile, Sie lassen mir ja nicht Zeit. Wo wird der Spanier die Dame finden, für welche er seine Lanze zu brechen begehrt?"

„Ich vermute — in einer Hofloge!" lächelte die Gräfin mit bezaubernder Koketterie.

„Rechts oder links?"

„Gewiß, rechts oder links!" ergötzte sie sich an seiner Neugierde.

Der Advokat hatte so lange an der Rose in seinem Knopfloch genestelt, bis diese geschickt der Gräfin zu Füßen fiel. Sie that, als bemerkte sie es nicht. Da klirrte im Vorsaal ein Degen, Schritte glitten über den weichen Teppich und vor dem anmeldenden Diener schlug ein Offizier von der königlichen Leibgarde die Portière zurück, der schlank, kräftig, schön wie ein Kriegsgott, den Helm mit dem wallenden Federbusch unter dem Arm, die braunen Augen unter der massiven Stirn blitzend vor Übermut, über die Schwelle trat.

„Guten Tag, Capitano!" rief die Gräfin, ein eigenes Leuchten in den lächelnden Zügen.

Der junge Mann grüßte militärisch — die Rose zu den Füßen der reizenden Frau fesselte ihn dermaßen, daß er vergaß von dem Advokaten Notiz zu nehmen, der sich unwillig umwandte, um ein Gemälde an den Wand zu betrachten.

„Warum so feierlich?" fragte die Gräfin scherzend den Offizier. „Ich weiß wohl, was Sie hertreibt, und sage Ihnen von vornherein, daß ich nichts verrate!"

„Nicht — warum die arme Rose hier auf dem Teppich schmachtet?" fragte jener mit klangvoller Stimme, während es spöttisch unter seinem Schnurrbärtchen zuckte.

„Wahrscheinlich, weil man sie noch nicht aufgehoben!" lächelte die Gräfin etwas boshaft. Dann aber in einen scherzhaften Ton fallend: „Thun Sie doch nicht, Capitano, als ob Sie noch für etwas anderes Sinn hätten, als das morgende Turnier!"

„Wahrhaftig, Gräfin! Es läßt mich völlig gleichgültig!"

„Sie Heuchler!"

„Erlauben Sie! So oft ich die Ehre habe mit Ihnen zu sprechen, fordert Ihr Witz mich in die Schranken. Das morgende Kampfspiel wird für mich eine reine Äußerlichkeit sein, wird mich nicht halb so angreifen als dasjenige zwischen Ihrem stolzen Geist und meiner soldatesken — Einfalt."

Die Gräfin errötete heftig und runzelte die feine Stirn, dann aber lächelte sie anmutig zu dem Advokaten auf, der sich erhoben hatte, um sich zu verabschieden.

„Gräfin," sagte er, die schlanke, sorgfältig behandschuhte Rechte beteuernd auf der Brust, „in jedem Kostüm und in jeder Loge erkenne ich Sie wieder. Ich kann mich auf mein Auge wie auf mein Herz verlassen!"

Huldvoll reichte die schöne Frau ihm die Hand.

„Auf Wiedersehn beim Turnier, Cavaliere! Und vergessen Sie nicht, Ihre Lanze zu brechen für die Dame, welche Sie dazu ermächtigen wird."

Dankend verneigte sich der Cavaliere; in seinem Innern triumphierte er, und der Blick, mit welchem er den Offizier streifte, war eine offenbare Herausforderung.

Kaum hatten sich die Portièren hinter ihm geschlossen, als der junge Marssohn sein Taschentuch herauszog und emsig damit in der Luft fuchtelte.

„Verzeihung, Gräfin!"

„Wünschen Sie einen Fächer? Sie sehen ganz echauffiert aus."

„Wie Sie sehen, strenge ich mich an, um die Luft von dem entsetzlichen Parvenügeruch zu säubern."

„Was fällt Ihnen ein, Orlando? Es ist echtes Pariser Parfüm."

„Aber total verdorben in dem Rock des Plebejers! — Auch die Rose dort hat ihren ursprünglichen Duft verloren. Erlauben Sie!"

Die Rose aufzulesen und aus dem Fenster zu werfen war das Werk eines Augenblicks.

Dann ließ sich der Hauptmann aufatmend in ein Fauteuil nieder. „Und nun, Gräfin, gestatten Sie mir, meine Freude auszudrücken, daß ich Sie trotz Soireen, Hofdiners und ähnlichen aufreibenden Ereignissen in Ihrer Berufsthätigkeit, so frisch und fröhlich finde!"

„Sie armer Mann!" betrachtete ihn die schöne Frau mit erheucheltem Mitleid. „Alle Freude des Lebens währt nicht lange. In wenig mehr als einer Minute ist es aus mit der Ihren."

„Weil Sie mich fortschicken wollen?"

Sie nickte ernsthaft, aber tief auf dem Grunde ihrer Augensterne lachte der Schalk.

„Alle haben heute der Notwendigkeit weichen müssen — selbst mein prächtiger Cavaliere!"

„Ah! Gerade gegen diesen will ich das Feld behaupten — noch mehr, auch recht behalten!" rief der junge Mann keck.

„Gesetzt, meine Großmut gönnte Ihnen noch andere fünf Minuten, würden Sie mir alsdann anvertrauen, worin das Recht besteht, welches Sie gegen den Cavaliere zu behalten gedenken?"

Digitized by Google

„Sie wissen es längst, Frau Maria!“ lachte der junge Mann, dem der feine Spott in ihrem Ton nicht entgangen war. „Nämlich, daß er sich eines Tages als Abenteurer ersten Ranges entpuppen wird, Ihr prächtiger Cavaliere, und mit noch mehr Eclat als er erschien, von der Bildfläche verschwinden!“

„Nun, was schadet es?“ warf die Gräfin trotzig das Köpfchen auf. „Er hat dann wenigstens seinen Zweck erfüllt.“

„Und der wäre?“

„Mein Gott, was sind Sie schwerfällig! — Mich und die Gesellschaft eine Zeitlang zu amüsieren,“ rief die Gräfin ungeduldig.

Der Hauptmann ging einmal auf und nieder in dem weiten Saal, dann blieb er vor der schönen Frau stehen.

„Nur amüsiert — Sie nur amüsiert, Maria? Weiter nichts?“ fragte er mit tiefbewegter Stimme.

Sie erzitterte, aber während sich ihre Wimpern senkten vor seinem innigen besorgten Blick, schürzten sich eigensinnig ihre roten Lippen.

„Und wäre es mehr — wen geht es was an?“

„Mich!“ rief der junge Mann energisch, und stolz und zärtlich zugleich flammte es in seinen Augen auf. „Mich, Maria, der ich Ihr Jugendfreund bin und Ihrem sterbenden Vater gelobt habe, mit der selbstlosen Treue eines Bruders über Sie zu wachen.“

„Ich brauche keine brüderliche Aufsicht!“ rief sie gereizt. „Ich bin kein Schulmädchen mehr!“

„Aber Sie sind ein Weib, Maria, und als solches empfänglich für den Schein!“

Zornig funkelten ihre schönen Augen ihn an, aber schnell bezwang sie sich und lächelte ironisch.

„Nicht immer, Signore Orlando, sonst müßten ja Sie mir den größten Eindruck machen. Sie können unmöglich so bescheiden sein zu leugnen, daß Sie der schönste Mann in Rom sind, daß sogar mein Cavaliere neben Ihnen aufhört ‚prächtig‘ zu sein.“

Er biß sich die Lippe, aber er lachte.

„Sehen Sie, wie recht ich habe! Meine Person belieben Sie zu bemerken, aber ob hinter dieser eine Seele — ein Stückchen Herz und Wahrheit stecken, davon wissen Sie nichts und es kümmert Sie nicht.“

„Ich werde mich wohl hüten!“ rief die Gräfin schelmisch.

„Sehr klug von Ihnen! Stehe ich armer Schlucker doch nicht auf der Liste Ihrer Bewerber —“

„Nicht einmal auf der meiner Anbeter — wozu doch eigentlich kein Vermögen nötig wäre!“ unterbrach sie ihn schnell.

„Nicht einmal darauf!“

„Noch weniger lieben Sie mich wie — die andern. Sie haben es sich zur Aufgabe gemacht, dafür zu sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Ich höre nichts als Tadel, Warnungen und Strafpredigten von Ihnen. Ein wahres Glück, daß Sie kein reicher Mann sind!“

„Und ein wahres Glück, daß ich Sie nicht liebe wie — die andern!“

Beide lachten. Ihre Wangen glühten und das Feuer sprühte ihnen aus den Augen, aber sie vermieden sich anzusehen.

Als der Hauptmann sich verabschiedete, gab die Gräfin ihm einige Schritte im Saal das Geleit. Das Lachen und Zanken zwischen ihnen schien kein Ende nehmen zu wollen. Er hatte verschmäht, ihre Hand zu küssen, weil sie es dem Advokaten gestattet, dafür hielt er aber die feinen Finger desto länger umschlossen.

„Wenn Sie nicht wollen, Maria, daß ich den Spanier morgen jämmerlich aus dem Sattel werfe, so hüten Sie sich, ihm irgend ein Zeichen Ihrer Gunst zu geben!“ drohte er der schönen Frau.

„Wie schade! Ich hatte die himmelblaue Schärpe eigens für ihn sticken lassen. Er liebt himmelblau, mein prächtiger Cavaliere! Wem anders könnte ich sie sonst geben?“

„Im Notfalle — mir, und auch zum Lohne, daß ich wie ein Kerberos vor dem Thore Ihres Herzens Wache halte.“

„Ach nein! Himmelblau würde Ihrer Höllenhund-Physiognomie schlecht kleiden.“

„Thut nichts! Um Ihnen aus der Verlegenheit zu helfen mag meine Schönheit immerhin etwas leiden.“

Ihr silbernes, übermütiges Lachen klang ihm nach bis ins Vorzimmer, als aber das Rasseln seines Säbels verhallt war, stampfte die Gräfin Maria zornig den Teppich mit ihrem reizenden Füßchen und murmelte: „Ich will ihn aber zwingen — ich will es!“

(Schluß folgt.)

---

## Rückstrahlung.

Sacht wie auf Ätherschwingen schwebt
Der Mond dahin in stiller Feier,
Wie eine Himmelsbraut umwebt
Von zartem, schwanenweißem Schleier.

Ihm unbewußt entströmt ihm sacht
Der sonnenflossene Wunderschimmer,
Und scheucht der Erde dunkle Nacht,
Verklärt sie mit kryſtallenem Flimmer.

So scheucht ein Herz, das licht und rein,
Das Dunkle fort aus seinem Kreise,
Strömt unbewußt den Himmelsschein
In andre Herzen sanft und leise.

**E. Ehrenberg.**

---

## Neue Bücher.

Angezeigt von **Friedrich Kummer.**

**Holzwegtraum.** Ein Sommernachtsgedicht von Wilhelm Jensen. 2. Aufl. Berlin, Felber. 2 Mk.

Ein Traumleben führen die meisten Gestalten der Jensenschen Muse, und wohl keiner unserer Schriftsteller hat die Grenze zwischen Wachen und Träumen so oft und so duftig mit all ihren leicht zerflatternden Reizen dargestellt wie Wilh. Jensen. Die gleiche Zierlichkeit, die reife Kunst eines Meisters spricht aus dem Sommernachtsgedicht „Holzwegtraum“, aber auch alle Schwächen und Mängel Jensens, so daß der mit der Eigenart des Dichters Vertraute in den plaudernden Trochäen des kleinen Epos nichts Neues, nichts stofflich Fesselndes finden wird.

**Koljas Braut.** Roman von E. Eschricht. Leipzig 1893, Karl Reißner.

Der Roman spielt in einem kleinen russischen Handelsstädtchen, einem Umladeplatz für Waren aus dem Innern. Allerhand Züge dieses Kleinlebens sind gut beobachtet und höchst gewissenhaft wiedergegeben. Freilich stellt sich infolgedessen auch eine gewisse Schwerfälligkeit ein, die zum Teil



Digitized by Google

auf der ziemlich interesselosen Handlung beruht. Den jungen Kolja drängt es hinaus auf die See, seine Braut entstammt einer schmutzigen, jüdischen Kleinbürgerfamilie. Die Verherrlichung der hübschen Jüdin Chonne Jaube und das ganze alttestamentarische Wesen macht einen unerfreulichen, lästigen Eindruck, der immer mehr gegen den Schluß hin überwiegt. Anzuerkennen ist die Sorgfalt und der nicht immer bei Romanschriftstellerinnen zu findende Ernst, den dieses Buch bekundet.

**Individ.** Ein absonderlicher Reisebericht von Wilhelm Bode. Bremerhaven und Leipzig 1892, Tienken.

Etwas flach und schal mutet das Idealbild an, das Herr Wilhelm Bode sichtlich mit dem besten Bemühen entworfen hat. Aber in seinem utopischen Staat ist doch etwas gar zu sehr der Philister die wichtigste Person im staatlichen Gefüge, und das enge persönliche Wohlbehagen so hervorgehoben zu sehen wie sie, ohne dem Streit, dem Vater aller Dinge, und den menschlichen Leidenschaften den gebührenden kulturellen Anteil zu gewähren, macht einen kleinlichen Eindruck. Den Absichten jedoch, die den Verfasser leiten, wird jeder Verständige seine Achtung schenken, besonders in der Zusammenfassung und der Nutzanwendung, die am Schlusse gegeben wird.

**Des Seemanns Tagebuch.** Von Gustave Toudouze. Engelhorns allgem. Romanbibliothek.

In diesem Roman kann man nichts anderes erblicken als gewöhnliches Lesefutter. Auch in technischer Beziehung verrät das Werk keineswegs die Hand eines Meisters. Die Gruppierung der Handlung ist launenhaft und entspricht weder den Gesetzen der künstlerischen Klarheit noch denen einer fortschreitenden psychologischen Entwickelung. Der Umstand, daß ein fünfzigjähriger Mann ein Tagebuch führt und darin den Mord seiner Frau erzählt, sowie der fernere Umstand, daß er dies Buch offen liegen läßt, und endlich der Umstand, daß die Tochter dies Buch findet und die kriminellen Stellen darin liest, diese „Umstände" kennzeichnen wohl das Buch zur Genüge.

**Novellen von Franz Wolff.** Leipzig 1894, Mutze.

Es sind drei inhaltlich unendlich dürftige Novellen zu einem schmalen Bändchen vereinigt worden, die im Grunde genommen nur oberflächliche Schriftstellerarbeiten sind und auch nicht die spärlichsten Reize der Sprache oder der Charakteristik darbieten. Die erste Novelle „Ein Modell" ist verhältnismäßig am sorgsamsten gearbeitet, aber ebenfalls ohne die Hand eines Künstlers zu zeigen. „Ein Frauenherz" steht unter dem erlaubten Durchschnitt von Gartenlaubenerzählungen. Endlich „Ein Talent" hat zwar ein hübsches Thema, das aber langweilig und mit der Psychologie eines mäßig begabten Geschäftslitteraten auseinandergezerrt wird.

**Andreas Hofer.** Zeitbild aus den Tiroler Befreiungskriegen in vier Akten von Josef Kerausch Heimfelsen. Leipzig, Aug. Schulze.

Man darf allerdings an dieses Festspiel nicht den Maßstab des Dramatikers legen. Das Stück ist und soll nichts anderes sein als die Wiedergabe einiger ruhmvoller Erinnerungen aus der Geschichte Tirols, die bei Gelegenheit der Enthüllung des Hoferdenkmals angebracht waren. Allerdings ist damit nicht die Geschmacklosigket versifizierter Prosa entschuldigt, die z. B. folgenden Satz hervorgebracht hat: „Ich reite also gleich persönlich in die Stadt und hoffe so in beiden Fällen Euer Excellenz Befehl gerecht zu werden." Solche seitenlangen Jambenstellen sind in der Prosa unerträglich.

**Chrysoulas Liebe.** Bühnendichtung in drei Akten von Hermann Friedrichs. Leipzig, Mutze.

Diese Dichtung ist aus einer tieferen und reicheren Empfindung heraus geschaffen als zahlreiche modern sich spreizende Werke. Gleichwohl haften dem Stück Mängel an, die den Leser zu keinem vollen Genusse kommen lassen, Mängel der Sprache sowohl wie der Charakteristik und Handlung. Und doch scheint mir die allgemeine dichterische Stimmung, die das Stück beherrscht, ein genügendes Gegengewicht zu sein gegen alles, was man in der Ausführung tadeln kann. Hermann Friedrichs ist einer unserer hoffnungsvollsten jüngeren Autoren.

**Sein Modell.** Schauspiel in 4 Aufzügen von Heinrich von Zimmermann. Budweis, F. Zdarssa.

Spuren von starkem Talente finden sich neben arg romantischen und verworrenen Motiven. Die dramatische Schilderung eines Malerheims, wie sie der erste Aufzug giebt, ist ganz vortrefflich. Die große Lebewelt, in die uns die folgenden Akte führen, macht dagegen einen höchst unwahrscheinlichen und romantischen Eindruck, so daß im Verlauf des Stückes das Interesse an den handelnden Personen erlahmt. Zimmermann, von dem wir schon manche tüchtige Proben seines dramatischen Könnens gesehen haben, sollte einen Stoff suchen, der sich auf logisch unanfechtbaren und lebensgetreuen Voraussetzungen aufbaut, dann ist ihm ein Erfolg wohl zu verheißen.

**Eine Frühlingsfahrt nach Malta.** Mit Ausflügen in Sizilien von Julius Rodenberg, Berlin 1893, Gebrüder Paetel.

„An Bord der Asia", „Malta", „Syrakus", „Taormina und Aci Reale", „Girgenti und Palermo", das sind des vielerfahrenen Wanderers Haltepunkte auf seiner Fahrt durch die entzückenden Eilande des jonischen Meeres. Mit offenem Blick und feinem Naturgefühl schildert Rodenberg das Geschaute. Er hat dabei auch Resultate eingehender Studien verwertet, die er über Kunst und Vergangenheit Süditaliens gesammelt hat. Demjenigen, der Malta und Sizilien bereisen will, ist mit gutem Gewissen zu empfehlen, den Winken zu folgen, die Rodenberg in seinem Buche dem Wanderer giebt. Angesichts der letzten sizilianischen Unruhen gewinnt das Buch an thatsächlichem Interesse.

**Vergessene deutsche Brüder.** Wanderungen im Böhmerlande und im Sachsenlande Siebenbürgens von Karl Pröll. 3. Auflage. Leipzig, Reclam. 20 Pf.

Den Lesern dieser Zeitschrift ist Karl Pröll, der aufrechte Kämpfer für das bedrängte Deutschtum an den Grenzen des Reichs, eine wohlbekannte Erscheinung. Bedeutsam ragt diese Sammlung von Volks- und Landschaftsbildern aus der Masse ähnlicher, meist vom Zufall zusammengewehter Skizzenbücher hervor. Einmal durch die Kraft, die Tüchtigkeit der Gesinnung, die Karl Prölls zahlreiche nationale Schriften durchzieht. Dann ist aber auch der litterarische Charakter von nicht unerheblichem Interesse, denn aus Prölls Arbeiten spricht stets eine Individualität von ausgeprägter Eigenart, die bereits in der äußeren Gewandung, dem gedrungenen Stil, Beachtung und Auszeichnung heischt. Für den wählerisch Empfindenden sind Sammlungen alter Feuilletons meist ein Greuel. Karl Pröll ist einer der wenigen, dessen kleine Schriften an Interesse gewinnen, wenn man sie gesammelt vor sich sieht.

Digitized by Google

## Das Märchen meines Lebens.

Von M. Müller.

Ein kleines Kind lag ich in meinem Bettchen und schlief. Da weckte mich ein eisiger Hauch, der über mein Gesicht strich, und ich sah neben mir eine große, graue Gestalt, der ich, wähnend es sei die Mutter, die Ärmchen verlangend entgegenstreckte. Die Gestalt legte ihre Hand, eine kalte, harte Hand auf meine Augen, drückte die Lider herab und sagte mit müder, milder Stimme: „Habe ich Dich doch geweckt, armes Kind? Noch ist es nicht Zeit, da Du aber nun mich, die Sorge, gesehen hast, vergiß nicht mein Bild, damit Du mich wiedererkennst, wenn ich Dich rufe.“ Und sie beugte sich über mich, fast lieblich erschienen mir ihre Züge, lächelnd schlief ich weiter, den traumlosen, süßen Schlaf der Kindheit.

Die Jahre vergingen. Noch wurde ich nicht zu den Erwachsenen gezählt, da weckte mich nachts wieder der eisige Hauch, ich erkannte dieselbe graue Gestalt, aber streng und abschreckend war ihr Antlitz, härter und rauher dieselbe müde Stimme, mit der sie mir zurief: „Jetzt ist es Zeit, jetzt wache —“ und die Sorge wich nicht mehr von meiner Seite. Am Tage nahm sie allerlei Gestalten an, aber des Nachts war es immer dasselbe graue Gespenst, welches in gleichem, müdem Tone auf mich einsprach, bis ich weinend und schluchzend den Kopf in die Kissen vergrub. Glaubte ich wohl einmal, sie habe mich verlassen, sie kam doch immer wieder; bald erzählte sie von mir selbst, von meinem Geschick, später von dem meiner Lieben; von allem Bösen und Schlechten der Welt berichtete sie, und quälte mich mit Fragen, wie ich wohl raten, helfen, bessern könnte. Wie oft, wie oft verwünschte ich sie, wie sehnte ich mich nach Erlösung von ihr, aber die Sorge blieb und die Jahre vergingen.

Jetzt bin ich alt geworden und es ist so still um mich her. Ich begehre nichts mehr für mich, meine Lieben weiß ich wohl geborgen, sie ruhen alle friedlich gebettet in dem kühlen Schoß der Erde, die Zeit hat mich gelehrt, daß alles Böse und Schlechte endlich, das Gute aber unendlich ist und am Ende den Sieg davon trägt; ich könnte zufrieden sein, und doch, mir fehlt etwas, ich sinne und sinne — nun fällt es mir ein, die Sorge ist es, die Sorge hat mich verlassen. Wenn ich zurückblicke auf mein Leben und liebe, traute Erinnerungen mich umspielen, da muß ich meiner steten Begleiterin gedenken und ihr Antlitz erscheint mir lieblicher noch wie damals, als sie an meinem Kinderbettchen stand, denn ich erkenne es jetzt, die Sorge war es, die mein Leben erst lebenswert machte, ohne sie wäre es schal und inhaltlos geblieben; daß es nicht so gewesen, daß es reich an Liebe und Segen war, danke ich Dir, Du vielverkannte, treue Gefährtin, Freundin Sorge.

---

## Vermischtes.

**Wirtshausschilder.** Es darf wohl angenommen werden, daß die Wirtshäuser und Herbergen schon sehr frühzeitig durch Zeichen vor den Thüren bemerkbar gemacht wurden, und daß solche mit der Zeit in ihrer Verschiedenartigkeit in dem Grade zunahmen, als neue Wirtschaften entstanden. Man erwählte dazu gern Tierbilder, wie die vom Hirsch, Eber, Wolf, Bären, Pferd, Schwan, Raben und Adler; weiter Pflanzen, wie Eiche, Linde und Fichte; auch Himmelskörper, wie Sonne, Mond und Sterne, und noch später unterschied man sich obenein durch launige Bezeichnungen, wie „Zum letzten Heller“, Der blutige Knochen“, „Zur holden Eintracht“, u. s. w.

Alle diese und noch andere Zeichen und Benennungen bedürfen keiner weiteren Erklärung, wohl aber diejenigen, welche als ursprüngliche angesehen werden müssen. Dahin ist zu rechnen das Fünfeck und nebenbei das Sechseck. Dieses nicht allzugroße Zeichen von roter Farbe ist von der Schweiz an bis zur Nord- und Ostsee hinauf anzutreffen, und nicht allein in Städten sondern auch in Dörfern, und nachweislich ist es nun dasjenige, welches überall und ziemlich kurz hintereinander in Gebrauch kam. Daß dem so ist, das hat seine Ursache.

Als man in Deutschland anfing, große Kirchen und prächtige Profanbauten aufzuführen, gelangte auch die Zunft der Bauleute und insonderheit die der Steinmetzen zu einem Ansehen, worin es ihr später eine andere kaum nachthat. Nun dürfte es hinreichend bekannt sein, daß die Bauleute ihre besonderen, ihre mehr oder weniger geheimen Zeichen hatten, um damit einen Zudrang fremder Elemente abzuwehren. Sie prüften zuziehende Gesellen durch Handzeichen und das Paßwort, und wer sich nicht auszuweisen vermochte, wurde abgewiesen.

Mit eines ihrer äußerlichen Hauptunterscheidungszeichen war das Fünfeck (Pentalpha), nebenbei auch das Sechseck (Hexagon). Zwar haben ihm einige Forscher bei seinem damaligen Aufkommen in der Gefolgschaft der Bauleute einen auf den Stand dieser bezüglichen Inhalt beizulegen gesucht, wogegen sich aber, und auch nicht mit Unrecht, die Ansicht anderer Kulturhistoriker kehrt, eben weil man sich damals — so ums zwölfte Jahrhundert und auch noch später — wenig oder gar nicht um eine tiefergehende und klarlegende Symbolik aus Wissensmangel kümmerte, vielmehr die überkommenen Formen nur als solche, d. h. als Unterscheidungszeichen schätzte und sie mit einer gewissen Geheimthuerei umwob. Derselben Auffassung nähert sich u. a. auch Schauberg in seiner Symbolik, und er deutet noch weiter an, daß das fünfeckigrote Wirtshausschild den mittelalterlichen Bauleuten seine Entstehung verdanke und durch sie zur Verbreitung gekommen wäre. Die aus verschiedenen Gegenden zusammengeströmten Bauleute bei Kirchen und sonstigen Bauten waren ohne eigene Haushaltung. Zu ihrem Unterhalt und zu frohen Stunden errichteten sie gemeinsam entweder selbst oder noch mehr spekulative Leute in der Nähe des Bauplatzes Schenken, und gekennzeichnet wurden diese naturgemäß mit einem architektonischen Zeichen, welches zugleich dasselbe war, das insonderheit die Steinmetzen unten an hervorragenden Arbeiten anzubringen pflegten. Weil nun das Baugewerk in Deutschland am frühesten die wandernden Gesellen stellte, so fanden sich auch die Wirte längs der Landstraßen aus spekulativen Ursachen gemüßigt, ganz dasselbe anlockende Zeichen über ihre Hausthüren zu hängen, und der Wandersmann freute sich, ein Haus anzutreffen, sei's in der Stadt, sei's im Dorfe, wo er Gesellen seines Handwerks vorzufinden hoffen durfte.

Woher nun das Zeichen?

Die Forschung führt darauf, daß das Fünfeck bei den Pythagoräern gebräuchlich war, nämlich bei den Anhängern des um 500 v. Chr. lebenden Philosophen Pythagoras, der die Zahlensymbolik lehrte und zu Ansehen brachte. Gemäß ihrer Anschauung entstände alles in der Welt aus Notwendigkeit, aus Folgerichtigkeit, also aus Harmonie; selbst das

Digitized by Google

schöpferische Weltwesen, das alles harmonisch geordnet habe, befände sich unter der eisernen Macht der Harmonie. Die Geschichte weist nach, daß solcherlei Gedanken, obwohl durch den griechischen Weisen erweitert, nicht den Ursprung in ihm hatten, und er diese symbolische Unterrichtsweise sich in Babylon und Ägypten angeeignet hatte, von wo er so um 511 v. Chr. nach seiner heimischen Insel zurückkehrte. Damit befindet sich in Übereinstimmung auch die weitere und gleichfalls aus sichersten Quellen stammende Kunde, daß das Fünfeck (Pentalpha) schon in gar grauen Zeiten bei den Indern, Chaldäern und auch bei den Völkerschaften bis China hinauf als ein besonders geheiligtes Zeichen galt, insofern es nebst dem Dreieck ein Sinnbild des ewigen, allsehenden und allwissenden Lichts war. Von Mesopotamien aus hatte das Zeichen mit noch anderen seinen Weg zu den ägyptischen Priestern, deren einer von ihren sieben Graden dem Baufache oblag, gefunden — davon zeugen viele Merkmale in den Tempeln — und von ihnen war es nicht weit bis zu den sich umschauenden und wißbegierigen Griechen, die zudem es sich in ihren hervorragenden Männern angelegen sein ließen, sich an Ort und Stelle in die damals berühmten Mysterien einweihen zu lassen, wie weiland Moses, der Hebräer. Griechische Bildung, Religions- und Mysteriendienst legten Ausläufer nach dem eigentlichen Abendlande und zunächst nach Italien. Der Kultus folgte Cäsars Heerstraße nach Gallien, und die hier bereits in geordneten Verhältnissen lebenden und geschulten Druiden (Priester) kehrten sich nicht engherzig von auswärtigen Anschauungen und Gebräuchen ab, insofern sie und mit ihnen das Volk durch selbige nur gewinnen konnten. Die Germanen, als ihre Nachbarn und manche religiösen Berührungspunkte mit ihnen habend, thaten alsbald desgleichen. So gelangte denn auch das Fünfeck nach Deutschland und wurde späterhin ein ausschließliches Eigentum der Bauleute und zumal der Steinmetzen. Das ist zu entnehmen aus manchen kirchlichen und profanen Bauwerken, die noch stolz in unsere Zeit hineinragen.

Als Deutschland mit Gründung der Städte zu bauen anfing, wimmelte es überall von Bauleuten. Sie fühlten sich durch ihre Kunst nach geometrischen Gesetzen, die anderen abgingen, über einen großen Teil der Menschen erhaben und hielten demgemäß zu einander, und bei dieser Verbrüderung leisteten ihnen sowohl geheime, als auch weniger geheime und auf ihre Kunst bezügliche Zeichen, d. h. Bauzeichen, Dienste. Immerhin muß hierbei angenommen werden, daß ihnen der ursprüngliche Sinn und die Bedeutung mancher, wenn nicht gar der meisten geometrischen Zeichen abhanden gekommen war, insofern sie in ihrer Allgemeinheit nicht eine höhere Bildung und nur diejenige ihres Handwerks besaßen, also daß auch das von den alten Kulturvölkern geheiligte Fünfeck zu einer verallgemeinerten Anwendung gelangte, und es sich materiellen Eigennutzes wegen auch Wirte zulegten.

Von Goethe ist es in einem Festgedicht das Fünfwinkelzeichen genannt worden, desgleichen im Faust der Drudenfuß und daselbst eine Reihe weiter Pentagramma.

Noch ein anderes befremdliches Zeichen, obschon weniger verallgemeinert, dient manchen Wirtschaften zum charakteristischen Merkmal. Das kann befremden, weil es sich dabei um ein Tier handelt, das im Altertum sich zwar in Griechenland wie überhaupt auf der Balkanhalbinsel blicken ließ, sonst aber dem nördlichen Europa völlig fremd war. Trotzdem liegt bei der Annahme des Zeichens keine Zufälligkeit vor, und man wird des inne werden, wenn man folgendes in Betracht zieht: Dem Löwen war schon im fernen Altertum eine wichtige Rolle zugewiesen, worauf u. a. führen die Löwengestalten am Throne Salomons und die Löwenköpfe bei den Herakliden, deren Rachen Wasser des ewigen Lebens entströmte. Weil man dafür hielt, daß dies Tier mit offenen Augen schlafe, so diente es in Ägypten den Pharaonen symbolisch als Wache, und in derselben Eigenschaft befand es sich als Monument vor den Eingängen der Gebäude. Daneben galt der Löwe als ein Sinnbild des Sonnenlöwen, des Himmelskönigs Osiris, des überwindenden Sonnenlichts.

Wenn nun auch schwerlich in letzterem Sinne, so jedoch in ersterem dürfte sich dies herübergekommene Symbol in Deutschland heimisch gemacht haben, demnach es vor den Hausthüren besagen soll: dieses Haus ist bewacht, bewahrt, es steht unter einem mächtigen Schutze, und dazu gewährt es einen Trank zur Labung! **Gustav Raatz.**

**Bestrafung der Lästerzungen in Schweden.** In alten Zeiten hat in Schweden ein lobenswertes Gesetz bestanden, kraft dessen ein jeder, der einen anderen verleumdete, lästerte und beschimpfte, eine Geldbuße entrichten mußte, welche den Namen „Bösmaulgeld" erhielt. Damit war es aber noch nicht abgethan, der Verleumder wurde vor Gericht gezwungen, sich selbst auf den Mund zu schlagen, seine Verleumdung zu widerrufen, sich für einen Lügner zu erklären und endlich rücklings aus dem Gerichtszimmer hinauszugehen. Überdies wurde ein solcher Ehrenabschneider für unfähig erklärt, sein Testament zu machen, und falls der Kläger nicht für ihn bat, wurde er aus der Stadt verwiesen.

**Der Hahn als Hexe.** Eine Baseler Chronik berichtet aus dem Jahre 1474: „Im August dieses Jahres wurde ein Hahn angeklagt und überführt, Eier gelegt zu haben. Darauf ward er verurteilt, wegen Hexerei mit einem seiner Eier auf dem Ruhlenberge verbrannt zu werden. Dieses Urteil wurde unter dem Zulaufe einer großen Volksmenge an dem Hahn wirklich vollstreckt." — Zu Sevilla wurde im Jahre 1784 eine Hexe lebendig verbrannt, welche — es klingt fast unglaublich — Eier gelegt haben soll. Th.


## Stellegesuch.

Ein Fräulein aus guter Familie, die durch fremde Unehrlichkeit um ihr Vermögen gebracht worden ist, wünscht eine Stellung als Gesellschafterin oder Stütze. Sie kann im Haushalte sich nützlich machen, die Pflege einer alten Dame übernehmen, französisch, englisch und deutsch vorlesen. Ihre Gehaltsforderungen sind bescheiden; freundliche Behandlung ist die Hauptsache. Bester Wille zur Erfüllung der übernommenen Pflichten ist vorhanden. Nähere Auskunft erteilt O. v. Leixner, Gr. Lichterfelde 3 bei Berlin.


## Inhalt der No. 29.


Unordnungen. Roman von L. Haidheim. Forts. — Am Alsterufer. Aus der Chronik eines hanseatischen Patrizierhauses. Roman von Gustav Kopal. — **Beiblatt:** Klein-Erna. Von Leo Rüdiger. — Urnenfunde. Eine Plauderei von F. Gebhardt (Stefanie Eusebius). — An die Sterne. Von Christian Dietrich Owesen. — Bilder aus Rom. Von Antonie Andrea. II. — Rückstrahlung. Von E. Ehrenberg. — Neue Bücher. Angezeigt von Friedrich Kummer. — Das Märchen meines Lebens. Von M. Müller — Vermischtes.



Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).



Digitized by Google

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 30.

# Anordnungen.

Roman

von

**L. Haidheim.**

(Schluß.)

## Zwanzigstes Kapitel.

Eddo Möllendorf war, als er Wilma Luise verlassen, vom Bahnhof direkt wieder zurückgefahren nach Rodungs Hause, um sich Reinhagen zur Verfügung zu stellen; er traf aber den alten Herrn nicht mehr, erfuhr zu seinem heimlichen Staunen, derselbe gebe ein Diner bei Hiller, und sagte sich dann, daß wahrscheinlich die Einladungen zu demselben nicht mehr hätten rückgängig gemacht werden können.

Für heute vermochte er also nichts mehr für Wilma Luises Freunde zu thun und da ihn sein Geschäft dringend nach Hamburg zurückrief, beschränkte er sich darauf, Reinhagen im nächsten Café eine Karte zu schreiben, des Inhalts, daß er den lebhaften Wunsch habe, ihm mit Rat und That beizustehen, falls er dies für wünschenswert halte.

Alle seine Gedanken drehten sich von dieser Stunde an in so quälender Unruhe um die Ereignisse der letzten Tage, daß es ihn sehr kränkte, als von dem Landgerichtsrat keinerlei Beantwortung seines so gut gemeinten Anerbietens eintraf.

Daß Ulrichs Wilma Luises Verwandten so viel näher stand als er, sagte er sich freilich, aber das besserte seine Stimmung wahrlich nicht, sondern mehrte seine eifersüchtige Unruhe, deren Thorheit er sich selbst beschämt zugestand, ohne davon loskommen zu können.

Inzwischen gingen im Städtchen die abenteuerlichsten Gerüchte über die geheimnisvoll-schlimmen Vorgänge im Rodungschen Hause von Mund zu Mund. Auf welche Quelle dieselben zurückzuführen sein möchten, war nicht herauszubringen.

Ulrichs, dem Dellinghof in der ersten Aufregung und Empörung alles mitgeteilt, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wie seine erregten Schilderungen von Wilma Luises Zustand auf den kleinen Chemiker wirkten, Ulrichs schwieg wie das Grab, konnte aber nicht verhindern, daß man ihm von allen Seiten förmlich Fallen stellte, ihn in taktlosester Weise mit Fragen bedrängte und, was noch schlimmer war, ihm allerlei Thatsachen berichtete, die wohl wahr sein konnten und die ihm unmöglich schienen zu glauben.

So hielt er's nach einigen Tagen nicht länger aus, er mußte hin, mußte sich mit eigenen Augen überzeugen; man konnte darin keine Aufdringlichkeit sehen, ein zu weit getriebenes Zartgefühl beraubte die beiden alten Herren sonst vielleicht wirksamer Hilfe.

Am Zuge traf er Adams, den dieselbe Unruhe erfüllte und der es ebenso für Pflicht hielt, sich den beiden alten Herren zur Seite zu stellen.

In ihrer Empörung über Estinghaus stimmten sie natürlich völlig überein; tausend kleine Züge und große hatten sie bemerkt und freuten sich jetzt beide, einer Meinung zu sein; diese Übereinstimmung rechtfertigte seine Erbitterung auch, sagte Ulrichs sich befriedigt. Wenn Adams so dächte, der ganz objektiv urteilte, wie gerecht war dann sein eigener Haß!

Sie fanden in dem von seinem Herrn und der Hausfrau verlassenen Hause Dellinghofs in tiefer Bekümmernis. Reinhagen war nicht daheim, er habe jetzt immer überall zu thun, klagte das alte Paar. Der Professor und er ordneten persönlich alles und seien heute darüber aus, bei der Griese Haussuchung halten zu lassen, obwohl zu fürchten sei, die Person werde sich nicht ertappen lassen. Von Dellinghofs erfuhren sie, was dieselben übereingekommen waren, über die Sache zu sprechen.

Adams, welcher Rodung und dessen Beziehungen doch ferner gestanden, ließ sich damit zufriedenstellen, oder gab sich den Anschein davon aus Taktgefühl; Ulrichs brauchte nur in seines alten Freundes Augen zu sehen, so wußte er, da lag noch schweres, nicht zu besprechendes Unheil im Hintergrunde. Vage Be-



Digitized by Google

fürchtungen flogen ihm durch den Sinn, aber sein ganzes Gefühl sträubte sich gegen den ihm sich aufdrängenden Verdacht! Nein — nein — Ina Rodung stand ihnen allen zu hoch, um auch nur in Gedanken sich mit einem Zweifel an sie heranzuwagen.

Als Adams später, um seine Geschäfte zu erledigen, sich verabschiedet hatte, erfuhr Ulrichs endlich von Dellinghof selbst Rodungs wahnsinnigen Irrtum.

„Der arme Kerl, der Rodung!“ erzählte dieser. „Sein Gesicht wurde erdfahl und ganz steinern als der unglückliche Märzner ihm mit einem herzergreifenden Blick zuflüsterte: ‚Rodung, ich bin Ihnen allezeit ein ehrlicher Freund gewesen.‘ Und was in diesem Blick lag! Welche Qual, so jung, so thatenfroh und hoffnungsvoll vom Leben scheiden zu müssen! Und das um ein Nichts! Um einen dummen verrückten Argwohn!“

Alle Aufregung dieser letzten Zeit brach auch bei Ulrichs hervor. „Ist Rodung denn wahnsinnig, seine Frau zu beargwöhnen?“ rief er und Dellinghof nickte trübe, aber einverstanden; ja, Rodung war von Sinnen, aber Inas andere Schuld verrieten sie nicht.

Sie erzählten nur, die Griese habe Rodungs bestohlen; das hörte er aber kaum an; was bedeuteten ihm solche Nebensachen! Er wollte wissen, wie Wilma Luise Estinghaus' Scheidebrief trüge, das war ihm das Wichtigste Es verletzte ihn, daß das alte Ehepaar im Grunde nur froh war über diese Lösung und das schwere Herzeleid der geliebten Pflegetochter wenig mit empfand.

„Die arme Wilma Luise!“ sagten sie wohl; aber ihre Erleichterung klang zu fühlbar durch. Dagegen berichteten sie, daß, Gott sei Dank, Hohenbostel nach Italien unterwegs sei. Bei jenem Diner bei Hiller hatten er und Sennor de Cordea große Freundschaft geschlossen. Der Amerikaner endete damit, daß er Hohenbostels vergnügte Weinlaune benutzte, ihn zu einer gemeinsamen Reise durch Frankreich und Italien zu bereden.

Reinhagen konnte nichts lieber kommen, er unterstützte Cordeas Bitten und trieb es so weit, daß Hohenbostel einwilligte.

Am andern Morgen wollte derselbe sich zwar in begreiflicher Rücksicht auf die Kostenfrage zurückziehen, aber Reinhagen ließ dies nicht zu. Er betonte lebhaft, daß man Adolf Rücksichten schulde, daß Hohenbostel ihm später in Raten das Geld zurückzahlen solle. Zeit war nicht zu verlieren, denn schon kam de Cordea und mahnte zur Abreise. Im wesentlichen ohne Ahnung von all den Wirren in seiner Familie, war Hohenbostel zu aller Beruhigung abgereist, ehe er nur recht zur Besinnung kam. Diese Thatsache nahm Dellinghofs mehr in Anspruch, wie es Ulrichs vorkam, als die Herzensnot der armen Wilma Luise.

In ihm dagegen wuchs das Mitleid über alle ruhige Vernunft hin. Er hörte aus dem Bericht der Freunde, das edle — und ach — von ihm so heiß geliebte Mädchen hatte in dieser Not der Ihrigen nicht einmal Zeit gefunden, an sich selbst zu denken, die schwere Herzenswunde ausbluten zu lassen. Daß der Mensch sie aufgegeben, um eine „glänzende Partie“ zu machen, sah ihm ähnlich genug, unbegreiflich nur, daß nicht ihre Liebe daran sofort erlosch! Seine zitternde Stimme, seine flammende Empörung ergriff das alte Ehepaar nun doch wieder; sie begannen eigentlich erst jetzt einzusehen, daß Wilma Luise anders fühlte wie sie. Nun kam ihnen natürlich auch das tiefste Mitleid. Sie redeten sich gegenseitig in die glühende Erbitterung hinein.

Dabei erzählten sie, daß in den Zeitungen ein über das andere Mal die außerordentliche Tüchtigkeit des neuen Bankdirektors erwähnt werde. Dellinghof behauptete, bitter lachend, man thue als sei das Genie entdeckt, welches die aus dem Leim gegangene Welt wieder zusammenrichten werde. Er nannte ihn nur den großen Mann der Zukunft. Professor van Boom hatte erzählt, Estinghaus scheine sehr intim mit gewissen Herren von der Presse zu verkehren und spöttelnd hinzugesetzt: „der verstehe die Mache.“

Ulrichs speiste bei ihnen; es war ein trübseliges Mahl. Er hatte das Gefühl, als ob Ina und Rodung gestorben seien; eine unbeschreibliche Öde lag auf der früher so reizenden Häuslichkeit. Der Anblick des lachenden Kindchens trieb ihm Thränen in die Augen. Solch ein Glück zu eigen zu haben! Und ihr Glück aus Unverstand scheitern zu lassen.

Ganz erfüllt von dem, was er von Dellinghof gehört und viel tiefer davon berührt, wie sie es ihm anmerkten, war Doktor Ulrichs dann zum Bahnhof gefahren, wo er Adams treffen wollte. Der Zug nach Köln sollte eben abgehen. Ulrichs war um einige Minuten zu früh gekommen. Gedankenlos blickte er in das Gewühl.

Dann fesselte ihn eine englische Familie, die vor einem Coupé erster Klasse sich mit dem Kommissionär eines Hotels über einen fehlenden Koffer stritt. Eine junge Dame, die dazu gehörte, wurde mehrfach von den Eltern befragt, und gab lässige, teilnahmlose Antworten; sie war hübsch und elegant und schaute erwartend, ja unruhig sogar, umher.

Ulrichs beobachtete dies alles ohne jedes Interesse, weil er eben nichts Besseres vor hatte, ja, es fiel ihm, was er sah, eigentlich erst lange nachher ein. Plötzlich aber spannten sich seine Züge, es trat funkelndes Leben in seine Augen, ein heißes Rot in seine Wangen.

Ein hochgewachsener Herr in einem kostbaren Pelz, dessen Kragen hoch heraufgeschlagen das Gesicht fast verhüllte, kam rasch heran, das Haupt stolz getragen, der Schritt elastisch; die junge Dame lachte ihm froh entgegen, er nahm einem ihm folgenden Diener ein großes, sehr anspruchsvolles Bouquet ab und bot es ihr an, die es freudig empfing.

„Das ist die Millionärin!“ flüsterte in diesem Moment Adams Ulrichs zu. Er war unbemerkt herangekommen.

Flüchtig nickte der Chemiker. Aber was wollte er denn jetzt? Adams stand wie erstarrt, hätte aber auch keine Zeit gefunden, irgend etwas zu thun, denn schon war Doktor Ulrichs ohne jedes Besinnen, mit unheimlich funkelnden Augen zu der jungen Dame getreten. In anscheinender Ruhe und voller Höflichkeit der Mienen verneigte er sich mit bestem

Digitized by Google

Anstand uud sagte in gutem Englisch: „Miß Bradford, der Herr, welcher Ihnen diese Blumen bietet, hat seiner Braut vor wenigen Tagen um Ihretwillen die Treue gebrochen. Sie dürfen darüber nicht in Unkenntnis bleiben!“ Und dabei bot er ihr seine Visitenkarte, die sie mechanisch annahm.

Die Art und Weise Ulrichs war äußerlich so still und korrekt, daß die Engländer ihn ruhig reden ließen, weil sie zuerst offenbar meinten, er wolle von ihrem Koffer sprechen; selbst Estinghaus, wiewohl er betroffen aussah, dachte nicht entfernt an eine solche Möglichkeit.

„Einsteigen, rasch einsteigen!“ rief da hinein der Schaffner. Und nun war Ulrichs schon mit abermaliger Verbeugung zurückgetreten, zu Estinghaus sich mit schneidend scharfem Hohn wendend: „Sie wissen, wo ich zu finden bin!“

Die kleine Gruppe stand momentan wie erstarrt und sah ihm nach — einen Moment — dann fanden sie Worte — redeten auf Estinghaus ein: „Was hat er gesagt? Was meinte der Mensch? Ist es wahr, was er sagte?“ — Dazwischen rief abermals der Schaffner dringend: „Einsteigen, Einsteigen!“ und mahnte die Reisenden in großer Eile ihre Plätze zu nehmen. — Estinghaus, gelbbleich, ein Bild höchster Wut, half den Damen — die jüngere fragte ihn etwas in großer Erregung — er antwortete, die Thür wurde zugeschlagen und der Zug setzte sich in Bewegung. Und plötzlich flog das schöne Bouquet, wie man noch deutlich sah, von des Vaters Hand geschleudert, auf den Perron und der Zug brauste aus der Halle.

„Mensch! Was fällt Dir ein! Was thust Du?“ schrie Adams Ulrichs an.

Der kleine Mann stand aber — in seinem schönen männlichen Gesicht eine wahrhaft exaltierte Energie — ruhig da und erwartete seinen Feind, der jetzt mit zwei langen Schritten auf ihn zu kam und vor Wut bebend ihm zurief: „Das werden Sie mir büßen! Wie können Sie wagen?“

„Sie hörten schon — ich stehe Ihnen zu Diensten!“ erwiderte Ulrichs.

„Aber ich werde mich doch mit Ihnen nicht schlagen?“ knirschte Estinghaus, auf den Gegner höhnend herabsehend, der neben ihm stand wie ein Knabe an Gestalt.

„Auch noch feig? Ehrlos und feig?“ fuhr der Chemiker jetzt in flammender Wut los.

Adams erzählte nachher, der kleine zierliche Mensch habe wahrhaft der größere und weitaus der vornehmere geschienen neben Estinghaus, dessen Züge ganz entstellt ausgesehen.

„Wenn ich nicht wüßte, daß Sie betrunken sind, sinnlos betrunken —“ schrie dieser.

„Auch das nicht, Herr Bankdirektor! Nüchtern, so nüchtern, wie Sie nur irgend wünschen können,“ versetzte Ulrichs, und auf einen fragenden Blick von Estinghaus mußte Adams bezeugen:

„Ich halte Ulrichs für sehr erregt, aber vollkommen nüchtern.“

„Nun, Sie werden von mir hören!“

Auch Adams hatte den Eindruck, daß ein Duell dem neuen Bankdirektor sehr ungelegen kam; nicht sowohl aus Feigheit, als seiner Stellung und seines Rufes halber.

## Einundzwanzigstes Kapitel.

Die drei alten Leute, die jetzt in Rodungs Hause lebten und ihre einzige Freude an dem verlassenen Kindchen fanden, hörten vorläufig von diesem Vorfall nichts.

Rodung hatte von einem kleinen Orte im Schwarzwald aus abermals geschrieben und Reinhagen gebeten, alle Rechnungen, deren Platz in seinem Schreibtische er genau bezeichnete, zu bezahlen, die Gelder dazu seien bei seinem Bankier zu erheben, und auch etwa sich noch herausstellende Unordnungen zu beseitigen. Er könne es nicht und wolle auch niemals die Details wissen. Das Dienstpersonal sollte gekündigt und mit einem im voraus zu zahlenden Halbjahreslohn zur gesetzlichen Zeit oder auch auf Wunsch eher entlassen, die Wohnung ebenfalls gekündigt werden.

Mit bangem Herzen lasen sie diese Anordnungen, die ganz aus Rodungs Wesen heraus ihnen sagten, er wolle mit der Vergangenheit schroff und ohne Schonung für sich und andere brechen.

Was die noch etwa sich herausstellenden Unordnungen betraf, so war es Frau Dellinghof, welche gar nicht aufhörte, solche zu entdecken. Es fehlten überall und aller Orten irgend welche Teile an der Vollständigkeit der noch so neuen und gediegenen Ausstattung.

Sie sagte gar nichts mehr, aber das Pflichtgefühl der braven, musterhaft ordentlichen Hausfrau empörte sich über diese Zustände mehr und mehr, und wenn auch die Mädchen sie wiederholt versicherten, die Griese habe alles und jedes brauchen können und mit der größten Frechheit fortwährend Sachen weggetragen, so vermochte sie doch, so sehr sie sich an Inas Jugend und mangelnde Erziehung erinnerte, der jungen Frau den schwersten Tadel in ihrem Herzen nicht zu ersparen.

Jetzt stand sie den ganzen Tag und bemühte sich, die fehlenden Drell-, Damast- und Silbersachen festzustellen und zu ergänzen, so weit dies möglich; sie und die beiden Herren überlegten, ob man nicht die Griese gerichtlich belangen solle; aber Reinhagen riet selbst davon ab, nach der erfolglos verlaufenen Haussuchung. Auch er fand in der Erledigung von Rodungs Aufträgen viel zu thun und begriff die Erbitterung des pedantisch ordentlichen Mannes vollkommen.

Dellinghof seinerseits hatte es übernommen, die täglichen zweimaligen Nachfragen im Krankenhause zu machen. So war der an Rührigkeit gewöhnte Mann immer beschäftigt, und was die drei Alten nur ersinnen konnten an Aufmerksamkeiten, das mußte er dem schwer leidenden Märzner hintragen.

Dessen Mutter war gekommen und zu dem Sohne geführt worden. Die Professorin brachte ihnen diese gute Nachricht, und daß man ihr gesagt habe,

Digitized by Google

der Verwundete werde genesen, wenn nichts Besonderes hindernd dazwischen trete.

Von Wilma Luise kam die erste Nachricht mit der überraschenden Thatsache, daß sie und Ina das Kloster verlassen würden.

„Wir haben die Absicht, im Harz, in der Nähe des Städchens J., ein einsames Haus und gute, schlichte Menschen aufzusuchen, die wir aus ihren früheren Verhältnissen kennen, und bei denen wir uns einmieten können. Ina ist ganz aus dem Geleise geworfen, schwer krank, nicht am Leibe, aber an der Seele. Sie verträgt keine noch so zarte Berührung. Laßt sie gewähren, sie kann nur von innen heraus gesunden. Ich werde sie behüten wie meinen Augapfel.“ Von sich selbst schrieb sie kein Wort. Wilma Luise blieb sich immer gleich.

Der Brief war abends vom Kloster aus zur Post getragen, am andern Morgen reisten die Schwestern so früh ab, daß noch keine der Stiftsdamen erwacht war. So hatte Viktorine es angeordnet, und ihre Nichten atmeten erleichtert auf, als sie, das Stationsgebäude erreichend, den Zug schon angemeldet sahen.

Nur fort, nur weiter! Irgend wohin, wo nicht neugierige Blicke sie verletzten.

Diese Empfindung lag in beiden. Viktorines Mangel an Nachsicht und Milde für Ina, an aufrichtiger Teilnahme für Wilma Luise, hatte sie unbeschreiblich verletzt und Ina in den vollen Trotz hineingetrieben.

Eine große Pein lag jetzt für diese in dem Umstande, daß sie fast ganz denselben Weg nach Berlin zurückfahren mußten, den sie vorgestern abend gekommen. Erst auf einer der letzten Stationen bogen sie dann seitab und auch dies nur, um die Stadt zu vermeiden, an die zu denken der aufgeregten Frau schon eine Qual war.

Trotzdem fing sie bitterlich an zu weinen, als sie nun die Türme in der Ferne sahen. Die Sehnsucht nach dem Kinde war aber nicht imstande, sie zu reuiger Rückkehr zu ihrem Gatten zu bestimmen, und Wilma Luise überredete auch nicht dazu. In einem Seelenzustande, wie es der beider Gatten jetzt war, durften sie sich nicht wiedersehen.

Auf der kleinen Zweigbahn gab es dann erst einen längeren Aufenthalt. Die Schwestern gingen in der Umgebung des Stationsgebäudes umher, und wenn auch der lachende, sonnenhelle Tag mit ihrer Stimmung im Widerspruch stand, so erleichterte er dieselbe doch, ehe sie sich dessen bewußt wurden. Auch die Bewegung that ihnen gut, und Wilma Luise sagte eben in dem ersten Wiederaufleuchten ihres auf das Liebevoll-Verständige gerichteten Geistes: „Wir wollen nicht unthätig und in dumpfer Verdrossenheit unser stilles Harzleben beginnen, Ina, laß uns darüber denken, was wir Nützliches thun können?“ — Da standen sie vor einem offenen, breiten Thor still, das an einer langen Mauer plötzlich vor ihnen lag und ihnen einen Blick in den dahinter liegenden Park gestattete. Seitwärts stand auf einem Brett zu lesen: „Schloß Jerbach“ — und in einiger Entfernung fuhren zwei Wagen, der eine kam eilig heran, der andere fuhr ebenso schnell nach entgegengesetzter Richtung. Ah, — dies war also das berühmte, alte Jagdschloß der Fürsten von H.?

Doch ehe sie das nur ausdenken konnten, wurden beider Blicke starr und hefteten sich voll Erstaunen und dann voll Teilnahme auf eine Gruppe Männer, die eben, offenbar einen Kranken oder Verunglückten tragend, unter einer nahen Gruppe von Bäumen erschien und sich ihnen entgegen nach dem Thore wandte. Die Schwestern wichen zurück. „Was mag da passiert sein?“ fragten sie sich.

Da hielt schon der Wagen, ein bedeckter Landauer, neben ihnen, ein Mensch sprang vom Kutschersitze herab und wollte durch das Thor laufen, stutzte vor Ina, sah sie und Wilma Luise sonderbar befremdet an, und nun erkannte Ina in ihm einen der Lohndiener, welche öfter bei Gesellschaften in ihrem Hause geholfen.

„Breitmann?“ Sie wurde flammendrot, als sie den Mann fast unwillkürlich angerufen.

„Gnädige Frau! — Ach, du liebe Zeit, wie kommen denn gnädige Frau und gnädiges Fräulein Schwester hierher?“ stotterte der Mensch, Eile und Aufregung in jedem Zuge.

Unterdes sah Wilma Luise, wie jener zweite Wagen jetzt völlig in der Entfernung verschwand, aber keine Ahnung sagte ihr, wer darin saß!

„Komm!“ flüsterte Ina ihr zu und zog sie am Arm, indes sie dem Lohndiener antwortete, sehr hastig und obenhin: „Wir warten auf den Zug, sind auf der Reise.“

„Ach so! ach ja!“ rief er und murmelte, im Garten verschwindend, etwas, was wie: „Solch ein Unglück — nichts für Damen!“ klang.

„Was mag sein?“ fragte Ina und sah ihm nach.

Aber Wilma Luise, die erst eben unter dem Einfluß des Entsetzens über Rodungs Duell gestanden, erinnerte sich jetzt an dieses, kombinierte schnell, dies hier sah auch fast so aus, und nun riß sie, ohne Ahnung, wer die Duellanten sein könnten, die Schwester mit sich. Fort, nur fort; nur nicht neue Schrecken! Eine feige Angst davor überwältigte sie momentan, sie hatte nie etwas Ähnliches empfunden. So wandten sie sich dem Bahnhof zu und eilten fort.

Aber schon hielten sie ein, denn ein Mann — ein Herr überholte sie, lief, ohne sie zu beachten, an ihnen vorbei, und sie standen und starrten ihm nach. Adams? Herr Adams? Wie kam er hierher? Und jetzt sahen sie zurückschauend, wie der Lohndiener Breitmann ihnen lebhaft und angstvoll winkte; sie hörten ihn rufen, nun kam er angelaufen, auf sie zu.

„Der Herr Doktor läßt bitten! Der andere Herr Doktor — er übersteht's nicht — das ist meine Meinung, wenn's der Herr Doktor ja auch noch nicht wahr haben will — und ich soll dringend bitten, der Herr Doktor Ulrichs wollten das gnädige Fräulein —“

„Ulrichs! Doktor Ulrichs? Was ist mit ihm?“

„Ja, und der Herr Adams haben noch zwei Männer zur Hilfe, und sie sitzt in der Lunge, die Kugel, sagt der Herr Doktor, und Herr Doktor Ulrichs sieht aus, als könnt' er jede Minute sterben, war aber ganz bei Besinnung, und als ich in meiner

Digitized by Google

Dämlichkeit sage, daß die gnädige Frau und's gnädige Fräulein just den Park besehen wollten, da reißt er die Augen auf, so weit er kann und wurde so furchtbar aufgeregt und rief: ‚Ich will — ich will sie sehen — dann mag's vorbei sein', und da guckt ich den Herrn Doktor an und der mich, und da bin ich nur gelaufen und hier — ha!"

Während der Lohndiener so redete, folgten sie ihm. Am Boden auf den Mänteln der Herren lag Ulrichs, sein schönes, männliches Antlitz ohne einen Blutstropfen — tot schien es.

„Nur eine Ohnmacht; sehr ernster Fall, meine Damen! Die Aufregung, als er Ihren Namen nennen hörte!" Dabei blickte der Arzt sie trotz tadelloser Höflichkeit finster an. Was thaten diese Damen hier? Was hatten sie hier zu suchen? mochte er denken.

„Wir warten auf den Zug, sind auf der Reise," erklärte auch hier Ina unter dem Eindruck dieser Mienen, und dann fragte sie· „Hat er sich mit Herrn Adams —?"

Der Arzt that, als höre er die Frage nicht, der Lohndiener Breitmann aber, dessen Wichtigkeitsgefühl in diesem Augenblick den höchstmöglichen Gipfel erreicht hatte, erwiderte: „J, bewahre, mit dem Herrn Bankdirektor, gnäd —"

„Mit Estinghaus?" rief Ina im furchtbarsten Schrecken.

Aber eine Antwort hörte sie nicht, denn Wilma Luise taumelte — hielt sich nur mühsam aufrecht.

„So, das fehlte noch!" flüsterte wütend der Arzt, der den Verwundeten in den Armen hielt.

„Ich — ich — bin nicht — komm, Ina!" stammelte Wilma Luise, und jetzt kehrte Adams mit zwei Männern zurück.

„Tot?" rief er entsetzt.

„Noch nicht, aber machen Sie nur so fort, so kommt's schon," war des Doktors ungeduldig-zornige Antwort.

Adams, er und die anderen Männer hatten Mühe, den Körper des Bewußtlosen, der schwer wie Blei schien und äußerst behutsam gehoben und angefaßt werden mußte, auf die Wagenkissen zu betten. Ulrichs kam nicht wieder zu sich. Wie zu Stein erstarrt lehnte Wilma Luise an dem Thorpfeiler, alles Leben in den namenlos entsetzten Augen. Kein Mensch sagte es ihr und doch begriff sie alles.

„Fertig! Vorwärts!" befahl der Doktor, dem Adams zuflüsterte, wer die Damen seien.

Schritt für Schritt ging's vorwärts. — Wohin?

Adams, ganz verwirrt über das Erscheinen der beiden Schwestern, wünschte ihnen doch jede Auskunft zu geben, und so sprang er denn noch einmal zu ihnen zurück und machte sich dabei nicht viel Sorge, was er sagen, was er verschweigen solle.

„Wie ein Held stand er da — der brave, tapfere Mensch — und da zielt der andere — zielt ganz kaltblütig — hatte den ersten Schuß, denn Ulrichs war der Beleidiger! Das stand fest. Und um Ihretwillen that er's! Sie hat er gerächt, Fräulein Wilma Luise!" Er war sich seiner Grausamkeit nicht bewußt, wollte nur den Freund gerechtfertigt haben.

Sie sank, als der Wagen fort war, in die Knie, griff mit beiden Händen nach dem Kopfe und stöhnte: „Gemordet! Gemordet!"

Eine Viertelstunde später kam der Zug, die Schwestern nach den Harzbergen mit sich nehmend. Jetzt war es Ina, welche fürsorgend und tröstend zu handeln hatte. Für sie eine große Wohlthat.

Wilma Luise war momentan völlig zusammengebrochen: „Ein Mörder! — Gemordet! — Um meinetwillen!" Das waren die einzigen Gedanken, die sie fassen konnte. Und dann nach einer Weile war's ihr, als gäbe es ihr einen Ruck vorwärts, nach oben! Sie hatte sich wieder! Aber es fröstelte sie; sie kam sich selber sonderbar fremd vor.

Der Mann, der kaltblütig zielend ihren „Rächer" niederschoß, der war ihr plötzlich nur ein Gegenstand grauenerfüllter Abneigung. Aber wozu einen Rächer? Sie wollte keine Rache; brauchte keinen Rächer, wollte viel lieber alles Unrecht über sich ergehen lassen! Und nun opferte der treue Freund sich doch für sie. Sie wußte, auch ohne das Geringste von der ganzen Sachlage erfahren zu haben, Ulrichs war edel und ehrenhaft vorgegangen, und weil er das war, hatte es so kommen müssen! Ach, wäre es nur nicht um ihretwillen! O, nur das nicht!

Und so, eine Beute der schrecklichsten Aufregung, kamen sie wie Flüchtlinge in ihrem Bestimmungsort an. Jetzt hatte Ina sich einmal vergessen müssen und es auch über sich vermocht, doch es lag in beider Naturen, daß sie gar bald die Rollen wieder tauschten.

* * *

An demselben Tage saßen die alten Leute in Inas Stube abends um die Lampe versammelt; die Männer lasen die eben angekommenen Zeitungen, die Amtsrätin spielte mit dem zur Nacht gebadeten Kinde, das die Wärterin ihr hereingebracht hatte, und das rosig und frisch wie eine Blüte sie anlachte.

Da stand Dellinghof plötzlich von seinem Platze auf und ging, die Zeitung in der Hand zusammenballend, in der Stube auf und ab. Seine Frau und Reinhagen beachteten es nicht weiter, bis er nach einer Weile, nervös von dem jubelnden Geschrei des Kindes, scharfen Tones befahl: „Bring den Jungen fort, Frau!"

Erstaunt blickte sie auf und da er ihr hinter Reinhagens Rücken allerlei Gesten machte, die sie nicht verstand, die sie aber erschreckten, denn er sah sehr erschüttert aus, verließ sie mit dem Kinde das Zimmer.

Dann trat Dellinghof zu dem Freunde, legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte, ihm ernst in die Augen sehend: „Du hast recht, Alter, das Unglück kommt uns in Haufen! Jetzt halt Dich tapfer!"

Reinhagen sprang auf: „Hat er sich erschossen?" Er meinte Rodung.

„Nein! Aber Ulrichs hat eine Kugel in der Lunge! — Duell! — Auch ein Duell! Und mit einem ‚hochgestellten Beamten'. Wer kann das sein?"

„Estinghaus! Sicher, der! Ulrichs hat Wilma Luise mit allen Kräften seines braven Herzens geliebt! Glaub mir, — der ist's! — Und in die Lunge getroffen? Das ist meist tödlich! Himmel und Hölle, was ist das jetzt für eine Welt!" tobte Reinhagen los.

Digitized by Google

Die Amtsrätin, die ebenso erschrak, hinderte die Männer, jetzt gleich ihre Nachforschungen anzustellen. Es sei Abend; Ulrich werde gut versorgt sein, zu ihm dürften sie doch nicht, fänden wohl kaum Zutritt im Hospital und wüßten nicht einmal, wohin man ihn gebracht. Sie fügten sich schwer, sahen aber schließlich ein, es nützte sie nichts, die etwaigen Vermutungen an den Biertischen zu erfahren, und weiter ließ sich nichts thun.

Die Morgennummer brachte schon einen Artikel über die „Duellwut", knüpfte an den Fall Märzner an und ließ annehmen, daß ein gestern stattgehabtes zweites Duell damit im Zusammenhange stehe. Seltsamerweise wurden bezüglich des zweiten Falles keine Namen genannt; man sprach nur von dem Beleidigten, der auf eine ganz unqualifizierbare Weise provoziert sei.

Erst nachdem sie diesen Artikel gelesen, fanden sie unter den eingegangenen Briefen einen von Adams. Er glaube, Reinhagen Bericht über den Hergang schuldig zu sein, schrieb er. Ulrichs könne allerdings genesen, wenn sich seine Lunge sehr kräftig erweise. Er müsse, sobald es angehe, nach dem Süden, habe der Arzt erklärt!

Und nun folgte die genaue Erzählung des ganzen Hergangs. Adams ließ Estinghaus Gerechtigkeit widerfahren, er hatte sich durchaus kavaliermäßig benommen, als aber Ulrichs schroff jeden Vermittelungsvorschlag der Sekundanten abgewiesen, war ein Ausdruck über des Bankdirektors Züge geflogen, der nichts Gutes verhieß. Ganz kaltblütig hatte er dann gezielt, Ulrichs stand wie eine Statue da, alles Leben in den schönen bleichen Zügen konzentriert; und dann — ein leichter Knall — er schwankte, fiel vornüber — —

Der Arzt hatte den Kopf geschüttelt. Ulrichs Konstitution schien ihm nicht viel Vertrauen einzuflößen, unbedingt tödlich sei die Verwundung freilich nicht.

Der Patient wünschte sehnlichst nach seiner eigenen Wohnung transportiert zu werden, das ergab sich aber als unmöglich.

„Estinghaus ist vom Kampfplatze fortgegangen, ohne mit irgend jemand zu reden. Ich fürchte, er hätte sonst die rachsüchtige Genugthuung allzu deutlich gezeigt, die ihn, wie es mir schien, erfüllte," schloß Adams.

## Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Am Ausgang eines der schönsten Harzthäler liegt auf waldiger Höhe über der kleinen betriebsamen Ortschaft J. ein einsames Forsthaus, das im Winter zu jener Zeit keine Gäste bei sich aufnahm, und auch im Sommer deren nur wenige beherbergen konnte.

Vom Berg und Wald gegen Nord und Nordwest geschützt, hat es, mehr noch wie die ganze Umgegend, eine besonders warme Lage und weiche Luft. Zur Sommerzeit sind die vielen Gärten des Orts beinahe ein einziger köstlicher Rosenhag, denn nirgend gedeiht die Königin der Blumen schöner wie hier. Im Winter indes, wo rings die Berge mit ihren dunklen Tannenwäldern dem Platz etwas Heimliches, Geborgenes geben, da bietet das einsame Waldhaus einen ganz eigenen, seltenen Reiz, denn von seinen Fenstern aus blickt man zur Linken meilenweit in das Flachland hinaus, und zur Rechten über die stille, ernste Pracht der beschneiten oder bereiften Tannenwälder, und die schöne vielfältige Gestaltung der hoch anstrebenden Berge, welche der Brocken überragt.

Hier fühlten sich die beiden Schwestern wohl geborgen vor aller Welt. Das alte Ehepaar, dessen Kinder verheiratet und in die Fremde gezogen waren, lebte sehr still für sich und nahm wenig Teil an Außendingen; dafür aber hielt die Frau Försterin ihre kleine Häuslichkeit wie ein Schmuckkästchen und wußte ein Behagen darin zu verbreiten, welches wie ein wohlthuender Balsam auf die beiden jungen Damen wirkte, welche sich durch ihr bescheidenes, stilles Wesen bald die Teilnahme ihrer Wirte gewonnen hatten.

Daß die schönen Schwestern ein schweres Unglück erlebt haben mußten, war den alten Leuten bald klar geworden. Da die Damen aber nichts darüber sagten, so fragte man auch nicht. „Alte Leute haben warten gelernt," sagte die Försterin zu ihrem weißhaarigen Eheherrn, „ich bin gewiß, wir erfahren es schon noch mit der Zeit."

Wenn Wilma Luise mit größter Vorsicht ein passendes Asyl für Ina und sich hätte suchen sollen, sie würde kein besseres gefunden haben als dies, wohin beinahe der Zufall sie geführt. Die winterliche Stille ringsum, die dennoch so herrliche Natur, die sich jedem ihrer Blicke bot, dies gleichmäßige Leben, das keinerlei Aufregung oder Beunruhigung brachte, sondern ein Gefühl von sicherem Gleichmaß, thaten Ina sehr wohl. Die Überreizung ihrer Nerven verlor sich, sie kam zum Nachdenken, zur Selbstprüfung; die Rinde, welche Trotz und Eigenliebe um ihr Herz gelegt, schmolz hinweg, und die heiße, nie ruhende Sehnsucht nach ihrem Kinde vollendete die Wandlung. Was Ina litt in dem Verlangen nach ihrem Liebling, war unbeschreiblich.

„So geh zu ihm, geh heim, Ina, thue den ersten Schritt, Du bist ihn Deinem Manne schuldig!" bat Wilma Luise, wenn Ina in Thränen zerfloß.

Aber, nein! Das nicht! Nur das eine, das einzige nicht. Da traf Wilma Luise immer auf einen ihr ganz unbegreiflichen Starrsinn und sie wußte genau, daß derselbe ganz unbesieglich sein würde, sobald Ina erfuhr, daß Rodung ihr durch seinen eifersüchtigen Wahn so schweres Unrecht gethan. Dieser Wahn und das Leiden des Freundes, den sie in ihrem Gemüt hoch hielt, ohne einen zärtlichen Gedanken für ihn, würden Ina Waffen geben, die mehr waren, als der unberechtigte Trotz.

„Niemals dränge ich mich ‚ihm' auf!" sagte Ina. „Er ist klug und klar, ihm muß sein Verstand gesagt haben, daß er mir ein besserer Führer hätte sein sollen. Wenn sein Herz dazu schweigt, so beweist mir dies, daß ich seine Liebe verloren habe und ein Gnadengeschenk will ich nicht."

Digitized by Google

Es war mit ihr nichts anzufangen. Wilma Luise schwieg also, denn Ina härmte sich so sehr, daß sie zum Erschrecken abmagerte, aber sie gab nicht nach.

„Würde er mir nicht schreiben, wenn ihm die Möglichkeit — nein, das Verlangen käme, mir zu verzeihen, mich wieder zu haben?“ sagte Ina bitter.

Wilma Luise seufzte. Auch sie fand, daß Ina ein gewisses Recht zu diesen Einwänden hatte. Aber sie gab dies nicht so ohne weiteres zu. Dagegen durfte sie Ina klagen, wie weh ihr war um Ulrichs und für ihn fand sie warme Teilnahme.

Reinhagen schrieb ihr viele und lange Briefe, sie ihm auch. Ganz genau wußte sie jetzt, wie alles gekommen und ihr Mädchenstolz half ihr, den Mann aus ihrem Herzen zu bannen, den sie mit selbstvergessener Liebe zu ihrem Ideal gemacht. Nun lag der thönerne Götze in Scherben vor ihren Füßen und an der Stelle desselben war eine schreckliche, schmerzvolle Leere.

Dies elende Gefühl der bittersten Enttäuschung verursachte jetzt ihre größte Qual. Dennoch berührte sie jedes Wort über Estinghaus wie ein glühendes Eisen; in der Angst davor zwang sie sich übermächtig, auf Inas Gedanken und Interessen sich zu konzentrieren; sie schuf sich selbst eine Wohlthat damit, die völlig auch wieder ihrer Natur gemäß war, und Ina nahm diese Selbstverleugnung in gewohnter Unbefangenheit an.

Für das stille Leben im Waldhause war Wilma Luise die leitende Seele. Sie schaffte Lektüre, Handarbeit, Malutensilien herbei. Sie machte Ina aufmerksam auf den geregelten Gang der Haushaltung und die wunderbar anmutige Weise der alten Hausfrau, die den ganzen Tag zu schaffen hatte und doch nie eilig oder unruhig wurde.

Und Ina nahm teil an dieser Beobachtung der neuen Umgebung Alles, was sie in ihrem Hause verfehlt hatte, fand sie hier in mustergültiger Weise innegehalten. Das bewog sie, sich der Försterin zu nähern, sich Belehrung zu erbitten — und die Alte hatte recht gehabt — es dauerte nicht lange, so wußte sie Inas Unglück und Inas Fehler.

Mit dieser Offenheit aber hatte sich die junge Frau auch die ganze Freundschaft ihrer Hauswirte gewonnen und wie sie dann, ihrer elastischen Natur gemäß, schon begann, wenn auch noch unbewußt, sich nach Ablenkung und Erleichterung ihres Kummers zu sehnen, so fand sie diese als Haushaltsschülerin der Försterin. Die alten Leute gerieten förmlich in Entzücken über die reizende junge Frau, die so kindlich und vertrauensvoll ihnen ihr schweres Leid klagte und so eifrig bemüht war, zu lernen. Ina kam ihnen vor wie ein „verwunschenes Prinzeßchen“, dem die Aufgabe gestellt war, des Lebens Alltagslast geduldig auf sich zu nehmen.

Auch hier fand das holde, liebebedürftige Frauchen sofort wieder Hände und Herzen bereit, sie über die Steine des Weges hinwegzutragen. — Freilich, nützlich war es ja für jeden, auch für so ein Prinzeßchen, sich einmal mit der Prosa abzugeben!

Der Förster ging ins Städtchen hinab, holte Anschreibebücher und lehrte Ina ordnungsmäßiges, einfaches Buchführen, hielt ihr lange Vorträge über die Notwendigkeit desselben und zeigte stolz seine eigenen Haushaltsrechnungen durch viele, viele Jahre. Immer Neues lernte Ina und da sie bei jeder anderen Beschäftigung traurig wurde, so wirtschaftete sie am liebsten mit der Försterin, und die alte Frau lehrte die junge Kochen und Backen, bis sogar zuweilen ein fröhliches Lachen der beiden durch das Haus klang.

Wilma Luise freute sich dieser Ruhestunden für sich. Mit sich selbst fertig zu werden, hatte sie noch nicht Zeit gefunden; jetzt, wo sie stundenlang allein war, kam es ihr erst recht zum Bewußtsein, wie verödet ihr Leben und wie hoffnungslos ihre Zukunft geworden. Mit fieberhaftem Eifer durchsuchte sie jeden Tag die Zeitungen. Estinghaus' Name wurde hier und dort erwähnt — aber die Nachricht seiner Verlobung mit Miß Bradford fand sie nirgend.

So gingen die Monate still dahin. Das Weihnachtsfest verlief den Schwestern unendlich traurig. Sie kämpften beide schwer gegen die Sehnsucht, diesen Tag wenigstens bei den Ihrigen zu verleben. Ina weinte glühende Thränen, holte zweimal den Koffer, um einzupacken und abzureisen, unterließ es aber dann doch in der heimlichen Hoffnung, Rodung werde kommen, sie zu holen. Aber Rodung kam nicht — sie erwarteten ihn vergebens. Sie erhielten von allen Briefe, nur von ihm nicht.

## Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Winter nahte seinem Ende.

Die Gespräche über die beiden aufregenden Duelle mit ihren Ursachen und Folgen waren in Berlin längst verstummt; in der kleinen Landstadt aber wärmte man sie aus Mangel an anderem ergiebigen Unterhaltungsstoff immer wieder auf und reihte ein neues Detail an das andere.

Freilich, für Reinhagens und Dellinghofs Mitbürger und Bekannte war es auch interessant genug, zu erfahren, wie sich „das Familiendrama“ weiter entwickelte; es gab Spürnasen genug in der Gegend und die befähigsten wetteiferten ordentlich in der Verfolgung neuer Entdeckungen. So wußte man denn nicht nur alles, sondern noch viel mehr und die allgemeine Aufmerksamkeit wurde immer wieder neu angeregt, dann erst kehrte Reinhagen nach monatelanger Abwesenheit in sein Haus zurück und gleich darauf auch Dellinghofs mit Tante Sinchen. Aber die letztere wich sogar ihren Kränzchenschwestern aus, spielte lieber nicht ihr geliebtes Boston, sagte alle auf sie herabregnenden Kaffeeeinladungen ab; und es verlautete, sie habe sich in ein Damenheim in Berlin eingekauft und werde es nächstens beziehen.

Doch wenn auch noch so zurückhaltend, die Freunde unserer Freunde hielten den Klatsch nicht auf. Als dann aber gar die Nachricht sich wie ein Lauffeuer verbreitete, Doktor Ulrichs sei ebenfalls, obwohl noch sehr angegriffen, in seine Häuslichkeit zurückgekehrt, da glaubte man das Schlußkapitel des Romans selbst zu wissen und an demselben Tage

Digitized by Google

schon wurde in einem Damenkaffee festgestellt, daß Wilma Luise verpflichtet sei, den kleinen Ulrichs zu heiraten, der um ihretwillen beinah das Leben eingebüßt. Daß Ulrichs durch sein Patent auf dem besten Wege war, ein reicher Mann zu werden, wußte man, Wilma Luise hatte nicht den geringsten Vorwand, sich ihrer moralischen Verpflichtung zu entziehen. Ein paar Tage später freilich machte man schon bedenkliche Mienen. Der junge Fabrikherr sei doch noch sehr schwach! Wenn die Wunde auch geheilt sei, die Lunge war erkrankt, er sähe bleich aus wie der Tod und wäre zum Schatten abgemagert; so erzählten die, welche ihn besucht hatten.

Aber Thatsache war, Ulrichs ging zwischen seinen Leuten wieder herum, zeigte sich sehr geneigt, die Leitung der Geschäfte selbst wieder zu übernehmen und erklärte mit auffälliger Bestimmtheit, er fühle sich so gesund wie ein Fisch im Wasser. Reinhagen schüttelte Dellinghof gegenüber den Kopf zu seines jungen Freundes fieberhafter Überschätzung seiner Kräfte.

Das ging so eine Woche und eine zweite und viel schneller als sie gefürchtet, kam auch schon das Wahre von der Sache zu Tage; Ulrichs hatte einen Blutsturz und lag von neuem schwer krank. Nach einigen Tagen, als er wieder sprechen durfte, war sein erstes Wort eine heiße Klage:

„Mit diesem Willen, dieser geistigen Kraft den elenden Körper nicht zwingen zu können!"

Eine trostlose Unruhe bemächtigte sich seiner — er war zu klug, um seine Lage jetzt noch verkennen zu können und doch erfüllte ihn eine glühende Sehnsucht nach dem Leben. Dann redete er sich ein, er könne noch genesen, werde es zuverlässig, wenn nur dies heimliche heiße Sehnen nach Wilma Luise gestillt würde. Und eines Tages faßte er Mut, Reinhagen seine inneren Qualen zu gestehen.

„Wenn sie käme — wenn ich sie nur sehen, ihre liebe Stimme hören könnte, würde ich gesund!"

„Der arme Kerl! — Er glaubt das ganz fest — er hat, meint er, nur dann Hoffnung, gerettet zu werden!" seufzte Reinhagen in schweren Zweifeln, die seine Freunde teilten, ohne ihm zuzureden, wie er doch heimlich gehofft.

Man hatte Wilma Luise die volle Wahrheit geschrieben, sie aber wenig darauf geantwortet. Die Amtsrätin und Sinchen lasen jedoch die wenigen Zeilen wiederholt und fühlten das Leid, das sich darin aussprach, mit jedem Male mehr.

„Ich habe mein Herz nicht vergeben, es gab sich selbst jubelnd und vertrauend und nun krankt es und kann auf die Stimme der Vernunft nicht ebenso antworten, vor großem Schmerz. Wenn es aber noch eine Verschärfung dieser Pein giebt, so ist es die Erkenntnis, daß die Liebe mich blind gemacht, daß ich darum das lauterste Gold nicht zu schätzen wußte."

Inzwischen wuchs in Ulrichs die Sehnsucht, Wilma Luise an seinem Krankenlager zu sehen, zu einer fixen Idee, welche seine Vernunft völlig gefangen nahm.

„Ich lebte gern noch, Reinhagen, und sie würde mich retten!" versicherte er mit fieberglühenden Augen. Dann wieder bat er flehentlich: „Sie ist die Güte selbst — schreibt Ihr doch nur — sie kommt gewiß und wenn sie ihre Hand auf meine Stirn legt, werde ich gesund."

Immer sorgenvoller sah Reinhagen diese fieberhafte Exaltation wachsen, selbst der Arzt meinte kopfschüttelnd: „Er verzehrt sich so! Vielleicht, wenn Fräulein von Hohenbostel sich entschließen könnte! Sie kann ihn nicht retten — aber eine gewisse Besserung — ein Stillstand wäre möglich."

Und heute bat Ulrichs wieder: „Reinhagen — wenn Ihr wartet bis es zu spät ist! O, Gott, wenn ich fort müßte und hätte durch sie leben können!"

„Gut, Du sollst Deinen Willen haben!" sagte der alte Landgerichtsrat mit von Herzweh erstickter Stimme.

„So telegraphiere! Nicht schreiben! Jede Stunde eher ist für mich —!" drängte Ulrichs aufgeregt. Ein glückliches Lächeln verklärte dann seine Züge. Seit vielen Tagen zum ersten Mal legte sich ein sanfter, friedlicher Ausdruck darüber.

Und als dann nach zwei Stunden die Rückantwort lautete: „Ich komme noch heute!" da atmete er tief auf und murmelte, ganz strahlend vor Freude: „Nun bin ich gerettet! Nun werde ich schlafen können!"

Und in der That, der so schwer vermißte sanfte Schlaf kam fast unmittelbar darauf.

* * *

Dellinghofs empfingen Wilma Luise an der Bahn. Sie erschraken sehr, als sie ihr liebes Kind nun aus dem Mantel gewickelt und ihm den Hut abgenommen hatten. Wie mager und verhärmt sah das Mädchen aus. Und in den schönen Augen lag noch immer so gar kein Frieden! Die Tante weinte, Wilma Luise strich ihr sanft mit der Hand über das weiße Haar.

„Ich führe Krieg mit meinem Stolz und meinem thörichten Herzen, Tante, das sind die Kriegskosten, aber ich bin dem Siege nahe!"

„Dem Menschen," sagte Sinchen bitter und meinte Estinghaus, „gab Gott eine Himmelsleiter, aber er —" Und dann schwieg sie doch vor Wilma Luises flehendem Blicke.

Frau Dellinghof begriff sofort, sie ertrug noch keine Berührung ihrer Herzenswunde und warf Sinchen einen mahnenden Blick zu.

Wilma Luise sah denselben aber und sagte leise: „Sorgt Euch nicht, ich habe meinen Stolz und jetzt hilft er mir!"

Das war alles was darüber gesprochen wurde.

Gleich darauf kam Reinhagen von Ulrichs zurück, der zu des Arztes größter Zufriedenheit nach langem Schlaf mit Appetit gegessen und voll freudiger Hoffnung ein wenig mit ihnen geplaudert hatte, um gleich darauf wieder einzuschlafen.

Reinhagen ließ sich keinerlei Weichheit gegen seinen Liebling merken, begrüßte sie herzlich und sie fühlte, er selbst war ihr sehr dankbar, daß sie Ulrichs' Wunsch erfüllte. Dieser war indessen ganz einverstanden gewesen mit des Arztes Wunsch, daß sie

Digitized by Google

erst morgen zu ihm kommen solle. So blieb ihnen der Rest des Tages zu stiller, ernster Aussprache.

Wilma Luise erzählte von Ina und Dellinghofs von Rodung, der jetzt seine Übersiedelung in die weit entfernte kleine fürstliche Residenz vorbereitete. — — Was er sich von diesem Wechsel des Domizils versprach, war weder ihnen, noch Reinhagen recht klar; er ging straff und kalt einher, nachdem er ihnen, ehe er wiederkam, schriftlich herzlichen Dank gesagt; mit keinem Wort fragte er nach Einzelheiten, er war überhaupt finster und wortkarg und schroffer als je in seinem Urteil. All seine Schwächen schienen sich zu vergrößern, weil jede Herzenswärme in ihm unterdrückt wurde.

„Und doch liebt er Ina glühend," sagte Reinhagen, „ich bin fest davon überzeugt. Er hat ihr Bild wie sonst über seinem Schreibtisch und das Mädchen, welches sein Zimmer ordnet, hat ihn davor stehen sehen."

„Es reizt ihn, glaube ich, im höchsten Grade, daß Ina ihm nicht schreibt, ihn nicht um Verzeihung bittet!" meinte Frau Dellinghof.

„Und Ina will von ihm das erste Wort, härmt sich und vergeht vor Sehnsucht nach dem Kinde," sagte Wilma Luise trübe.

Aber wenn sie auch hin und her sprachen, sie konnten sich nicht einigen über das Mehr oder Minder der Schuld auf beiden Seiten.

Dazwischen erzählten Dellinghofs von Märzner, der mit seiner Mutter an der Riviera gewesen war und vollständig geheilt, nur noch der Kräftigung bedurfte. Professor van Booms hatten sich als treueste Freunde nach beiden Seiten bewährt, auch noch diese und jene der befreundeten Familien. Andere hatten sich begnügt, nur die Form der Höflichkeit zu bewahren, kurz, es erging Rodung und Ina, wie es eben in ähnlichen Fällen den meisten ergeht. Es fand sich jetzt, daß keiner von den nächsten Freunden an eine wirkliche Schuld Inas glaubte, aber damit war das öffentliche Gerede infolge des Duells nicht ungeschehen zu machen.

Rodung hatte sich viel vorzuwerfen gegen Ina, schien das aber nicht einsehen zu wollen. Am herzlosesten hatten sich Rodungs Verwandte benommen, darin stimmten die drei überein, aber sie waren gerecht genug einzugestehen, daß Inas Wesen diesen Leuten von Anfang an hatte unverständlich und unliebsam erscheinen müssen und daß sie es unter ihrer Würde gehalten, sich auf ihr Niveau, auch nur für Momente herabzulassen.

Daß die vornehme, stolze, „hochfeine" Dame dann Fehler machte, über welche alle diese einfachen, aber gewissenhaften Hausfrauen sich hoch erhaben wußten, das war ein Triumph, den Rodung von ihnen erst hatte fühlen müssen! Das waren sie sich selber schuldig. So kam es denn, daß er auf geschwisterliche Liebe und Schonung nicht rechnen durfte. Wie denn zwischen ihm und den Seinen eine erste Wiederbegegnung geendet hatte, erfuhr die Amtsrätin nur durch die Professorin, der Rodungs Schwester auf der Straße begegnet war.

„Wir sind für ewig auseinander! Mein Bruder ist ein verblendeter Mensch!" hatte Frau Anderweil erklärt. — —

## Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Laß Dir nur nicht merken, daß Du Ulrichs verändert findest!" hatte Reinhagen seinen Liebling ermahnt.

Und obwohl so vorbereitet — wie erschrak Wilma Luise, als sie ihren getreuen Ritter wiedersah!

Er hatte darauf bestanden, sie in vollem Anzuge zu empfangen und that sich auch für den Moment ihres Eintretens keinen Zwang an, denn die Freude ließ ihn wirklich die Schwäche vergessen. Dennoch — wie verändert! Es überlief sie eiskalt.

Er hatte keine Ahnung davon. Seine krankhaft großen Augen waren nie schöner gewesen als in dieser Stunde, die ihm, wie er sagte, das höchste Glück brachte.

Wilma Luises tiefe Erschütterung war aus anderen Gründen so natürlich, daß es ihm nicht einfiel, sie auf sein Aussehen zu schieben. Er hielt ihre Hände und küßte dieselben mit einer ritterlichen Dankbarkeit und Hochachtung, welche auch jetzt wieder seine, jedes persönliche Empfinden besiegende Vornehmheit der Gesinnung bewies.

„Ich bin Ihnen so unendlich dankbar, daß Sie gekommen sind, Fräulein Wilma Luise! Und ich wußte es so gewiß, Sie würden mir die Genesung bringen!" sagte er mit solcher Überzeugung, daß sie wirklich dachte, er sei auch jetzt im Fieberwahn.

Dann mußte sie sich zu ihm setzen, der nun doch schon so ermattet war, daß er sich dies selbst nicht verhehlen konnte und eingestehen mußte. Fast überkam es ihn wie eine Enttäuschung, daß nicht sofort alle Krankheit und Schwäche von ihm gewichen. Mit seinem liebenswürdigen Lächeln verspottete er sich dann selbst. „Aber daß Sie mich gesund machen, das weiß ich gewiß!" schloß er mit einer sie unsagbar schmerzlich berührenden Energie.

Sie sah aus seinen Blicken, auch er fand sie verändert, ihr Aussehen machte ihm Sorge. Er fragte genau nach, ob sie sich wohl fühle, bat sie dringend, sich zu schonen, zu pflegen und forderte Reinhagen auf, sie zu überwachen. Daß dies Aussehen seine Gefühle für sie nicht beeinträchtigte, sondern eher erhöhte, ahnte sie wohl, aber nur vermöge jenes feinen Instinkts, welcher fast jede Frau die Liebe eines Mannes ahnen läßt.

Sie blieb wohl eine Stunde bei ihm und sprach mit ihm von allem möglichen, nur nicht von ihrem persönlichen Erleben — nicht von Estinghaus. Dagegen schilderte sie ihm das schöne Stillleben im Forsthause und Inas rührenden Eifer, ihre vernachlässigte hausfrauliche Ausbildung zu ergänzen.

Mit seinem feinen Takt wußte er immer die peinlichen Berührungen für sie zu vermeiden. Es war eine friedliche, harmonische Unterhaltung und sie that ihnen beiden wohl. Aber Ulrichs ließ sie nicht fort, ohne das Versprechen, wiederzukommen. Wie hätte sie ihm auch ein Nein sagen können, der um ihretwillen alle die Leiden trug?



Digitized by Google

Sie war sehr aufgeregt, als sie mit Reinhagen fortging. Ulrichs feste Überzeugung, sie werde ihm Genesung bringen, kam ihrer Unerfahrenheit nicht so trügerisch vor, wie Reinhagen sie hielt. Ach, wenn sie ihn doch retten könnte! In seinen Augen lag so heißes Sehnen nach dem Leben!

Am Nachmittag kam Rodung; Reinhagen hatte ihn benachrichtigt. Er brachte die Wärterin und das Kind mit. Wilma Luise fand ihn gealtert, im übrigen ganz so wie Dellinghofs ihn geschildert. In seinen Augen aber lag trotz der kalten, strengen Mienen ein heißer Schmerz. Da er telegraphiert hatte, holte Wilma Luise ihn von der Bahn ab. Er dankte ihr diese Zartheit ohne Worte; sie erwies ihm eine große Wohlthat damit.

Bei dem Anblick des holden Kindes war es aber um ihre Fassung geschehen; das Wiedersehen Ulrichs hatte sie schon so erschüttert, nun konnte sie nicht anders, sie weinte und während sie den Kleinen herzte und küßte, sagte sie aus tiefbewegter Seele: „Die arme Ina! Wenn sie doch dies Glück hätte!"

Er wurde auch nicht zornig, sondern sah sie traurig an. Dann packte er die Wärterin, die sich auch die Augen wischte, mit dem Kinde in einen Wagen und befahl derselben in seiner bekannten selbstgewissen Art: „Sagen Sie, ich sei mit dem gnädigen Fräulein spazieren gegangen." Er fragte gar nicht, ob Wilma Luise wolle. Kaum waren sie aber allein, so that er einen tiefen Atemzug, der sehr wie ein Seufzer klang und dann brach es wie ein Vorwurf von seinen Lippen: „Ich habe zu Dir das Vertrauen gehabt, Du würdest Ina zu mir zurückführen!"

Was lag in den wenigen Worten! Noch mehr in seinem Ton! Wilma Luise empfand, wie heiß er sich nach seinem Weibe sehnte, aber sie hielt sich ganz still.

„Ina hat schwer gefehlt und schwer gebüßt. Du aber hast an ihr mehr gesündigt wie sie an Dir!" sagte sie ernst.

„Eben weil ich das fühle, hoffte ich auf Dich!" gab er erregt zu.

„Du konntest doch nicht wünschen, Schwager, daß ich ihre Rechtsbegriffe ganz verdrehte? Ihre eigene Schuld, ihre Fehler habe ich ihr klar gemacht, ach, und bitterer hat wohl keine junge Frau ihre Unreife und Unzulänglichkeit für die Pflichten des Weibes beweint. Du hast Ina geheiratet, da sie fast noch ein Kind war, denn wie ein solches hat man das junge Mädchen pflichtlos und unbelehrt umhergehen lassen, bis es Dein Weib wurde. Du hast Ina nie gefragt, ‚bist Du imstande, Dein Hausfrauenamt auszufüllen?' Du hast Dich begnügt, sie an die Spitze Deines Hauswesens zu stellen und hast gefordert, daß sie es regiere. Wo war da Deine Vernunft? Und wenn Du in der einen Stunde sie mit Deiner glühenden Liebe überschüttet hattest, dann konntest Du sie, um geringer Ursache willen, in der nächsten auf das verletzendste tadeln und demütigen; Du schaltest sie bitter, daß sie nicht verstand, was niemand sie gelehrt, Du aber halfest ihr nicht, den rechten Weg zu finden; sie war jung, schüchtern und unerfahren, Du ein Mann, klug und klar. Wo ist da der Schuldige?

„Du gabest Ina eine Person zur Hilfe, deren Unredlichkeit Du lange ahntest, und wenn dieselbe durch das Fehlen irgend einer Sache zu Tage trat, dann zürntest Du Ina, nicht Dir! Aus Bequemlichkeit drücktest Du die Augen zu; und daß Dein junges Weib Dir dies nachmachte, daß es, in Furcht und Zittern vor Dir, immer tiefer in die Hände dieses Weibes geriet, das sah der kluge Mann nicht? Das rief Dir Dein Herz nicht zu? Das ertrug Dein Gerechtigkeitsgefühl?"

„Wilma Luise, Du bist sehr hart!" rief er gequält.

„Ich sage nur, was ich in bitteren Stunden eingesehen habe!"

„Und so denkt Ina von mir?"

„Kannst Du Dich wundern, wenn sie sich jetzt fragt: War seine Liebe die rechte?"

„Wie lebt sie? Womit füllt sie ihre Zeit aus?"

Wilma Luise hatte diese Frage förmlich ersehnt. Sie erzählte ihm, wie Ina getrotzt und sich erbittert, um nicht unterzugehen in grenzenloser Reue und in der peinvollen Erkenntnis ihres eigenen Unrechts; wie sie dann nach und nach still geworden und demütig und wie sie jetzt lerne bei der alten Försterfrau. Und dann schloß sie: „Wie ich Dir Dein Unrecht sage, so habe ich Ina das ihrige wahrlich nicht vorenthalten. Und wenn Du sie hättest sehen können, wie sie in unseren langen, einsamen Abenden saß und rechnete, Haushaltsbücher führen lernte und dann in Thränen zerfließend klagte, daß niemals sich irgendwer um sie in dieser Weise bemüht, dann wärst Du vielleicht doch gekommen, hättest das arme Weib an Dein Herz gezogen und sie fühlen lassen, daß Deine Liebe von der Art ist, die sich nicht ermüden läßt und die verzeiht."

Noch nie hatte Wilma Luise so geredet, nie gewußt, daß solche Kraft, solche Klarheit in ihr lagen. Rodung sah sie zuweilen ganz scheu von der Seite an. War das die schöne, glückselige Wilma Luise noch, die er an dem zweiten Tage ihrer Verlobung mit Eftinghaus kennen gelernt, lachend und frisch wie ein Frühlingsmorgen? Und nun erst bemerkte er, wie schmal und blaß ihr Gesicht geworden, wie um Augen und Mund dunkle Kreise lagen und ein leidvoller Zug! Und wie ernst der früher so strahlende Blick geworden war! Arme Wilma Luise!

Ganz bang fragte er: „Hat Ina sich sehr verändert?"

Sie las ihm aus den Augen die Angst.

„Nicht in der Weise wie Du fürchtest!" beruhigte sie ihn. „Blaß und traurig sieht sie aus, aber nicht wie ich."

„Und spricht sie von mir, von dem Kinde?"

„Das kannst Du fragen? Ihre Thränen heißer Sehnsucht danach sind nicht zu zählen!"

„Aber nach mir sehnt sie sich nicht?"

„Sie fürchtet sich mehr vor Deiner Strenge!"

„Aber ich habe sie überschüttet, sagst Du selbst, mit meiner Liebe —!"

„Mit Deiner Leidenschaft, Schwager, die Liebe ist geduldig und von Herzen sanftmütig."

Digitized by Google

„O, Wilma Luise, Du sagst, ich sei herb gewesen und fühlst nicht, daß Du es geworden!"

„So vergieb mir, Rodung!" bat sie demütig.

„Ach, vergeben? Soll ich Dir vergeben, daß Du mir das Herz in der Brust wendest? Daß Du mir die Augen öffnest und daß ich jauchzend rufen möchte: Mein ist die größere Schuld! O, Kind, Kind, wenn Du wüßtest, was es heißt, sein Weib, sein abgöttisch geliebtes Weib zu sehen, wie es sein weißes Ehrenkleid durch den Staub schleppt! — Aber Du — Du allein hast recht, ich habe das Kleinod nicht behütet, wie ich gesollt, ich war verantwortlich für diese Kinderseele, die mich so entzückte und die ich doch nicht zu behandeln wußte!" Dann kam er aber dennoch auf seinen unglücklichen Argwohn zurück. „Wilma Luise, daß Märzner ein Ehrenmann ist, weiß ich; geliebt hat er sie aber und jede Frau fühlt instinktiv, was sie einem Manne ist!" Der Gedanke regte ihn so auf, daß er nicht weiter konnte.

„Ina ist bis heute der Gedanke noch nicht gekommen, daß Märzner je mehr für sie empfunden als die Verehrung, die er, als Dein Freund, ihr schuldig war. Seine Art und Weise berührte sie sehr wohlthuend, er war stets frisch und heiter, und Du schüchtertest sie ein mit Deinen kritischen Bemerkungen, Du verletztest sie damit, er aber glich durch einen Scherz die kleinen Unebenheiten aus."

„Ja, so war es! Der richtige Anfang zu einem Ehestandsdrama."

„Wessen Schuld?" fragte Wilma Luise, zum ersten Male wirklich scharf.

Er nahm reuig ihre Hand. „Verzeih, verzeih! Ich bin so wund, wie ein Mensch, der auf Dornen sich gebettet. Und mir wird nicht wieder wohl, bis sie mir verziehen hat."

„Gott sei Dank, Schwager! Es geht ihr gerade so! Und dennoch rate ich Dir, überstürze nichts, führe sie nicht zurück in die alten Verhältnisse."

„Nein, nein, aber sie sehen, mich mit ihr aussprechen muß ich!" rief er ungeduldig.

Er wurde rot und blaß vor stürmischer Freude und wäre am liebsten querfeldein gelaufen. Das Eis in ihm war gebrochen. — Wilma Luise kannte aber ihre Schwester genauer wie er selbst. Ina mußte nicht nur aus sich heraus zu dem heißen Verlangen nach Versöhnung kommen, dahin war sie schon, sondern auch zu der Überzeugung, daß dafür kein Preis ihr zu hoch, keine Nachgiebigkeit und kein Eingeständnis ihrer eigenen Schuld zu schwer sei. Das kindische Element in Ina würde sie verleiten, von neuem zu trotzen, sobald sie ihn zu weich sah.

Sie verriet nichts von diesen Gedanken, sondern bat nur und sprach eindringlich dafür, daß er die Schwester erst sich selbst völlig wiederfinden lassen solle. „Das wird sie vollends, nun sie so allein ist," meinte sie und er stimmte zu, sah auch ein, nach Berlin in die alten Beziehungen durfte sie nicht, das hätte sie gleich wieder aus der inneren, mühsam erkämpften Ruhe geschreckt.

Wann Wilma Luise zu Ina zurückkehren würde, blieb noch ungewiß. Dellinghofs wollten nichts davon hören.

## Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die drei Alten lebten förmlich auf, da sie Wilma Luise wieder hatten und die gewohnte Lebensordnung ihnen nun nach Reinhagens Ausdruck „wie durch Zauber" das schwer vermißte häusliche Behagen herstellte. Darüber fanden sie sich nach den vielen aufregenden Wochen und ihrer „Verlassenheit" in Berlin bald innerlich ebenso zurecht; „ihr Kind" klagte nie, war freundlich und teilnehmend um sie bemüht — mit Schaudern sprachen sie von der jetzt hinter ihnen liegenden Zeit und so sicher ihrer Zukunft mit Wilma Luise, als ob sie nie mehr fortgehen würde. — Auch ihr war wohl in dieser zärtlichen Liebe der alten Leute. Die immer schmerzlichere Leere ihres Herzens vergaß sie am besten in der häuslichen gewohnten Beschäftigung und hier in ihrem eignen trauten Stübchen konnte sie doch zeitweise allein sein, durfte sie seufzen oder auch einmal still vor sich hin weinen, wenn ihr besonders schwer ums Herz war. Die Alten sahen die Thränenspuren nicht oder thaten so in zarter Rücksicht.

Auf einem Spaziergange mit ihr hatte Reinhagen, gegen den sie sich rückhaltloser aussprechen durfte als gegen Dellinghofs, die jetzt alles zu tragisch nahmen, ihr geraten, Ina nicht nur für Tage, sondern gleich für einige Wochen völlig sich selbst zu überlassen. Was er sich davon für dieselbe versprach, war gerade das, was Ina am nötigsten, ein Zwang, selbständig den rechten Weg zu finden.

Er war wohl im Recht! Bis jetzt hatte wieder Wilma Luise sich schützend zwischen Ina und die Anforderungen des Lebens und des Pflichtgefühls gestellt. Die Konsequenzen ihrer Mißgriffe und Fehler hatte Ina ebenso wenig allein zu tragen gehabt, wie man sie jedes kleine Ungemach allein hatte bekämpfen lassen. Immer fand sich jemand, der sie verwöhnte und verweichlichte. Das sollte nicht so fortgehen.

Auch Rodung, der jetzt wieder still und verschlossen, aber wie es schien, mit einem gewissen freudigen Eifer seinen Geschäften nachging und abends öfter herauskam, stimmte dieser Meinung, wie es schien, zu, denn auch er befürwortete Wilma Luises Bleiben bei den Alten. Er sagte wenig, sah aber merkwürdig gesänftigt aus und sprach mit hoffender Freude von dem schönen stattlichen Hause und dem daran befindlichen großen, baumreichen Garten, welches der Herzog ihm zur Dienstwohnung hatte überweisen lassen und welches er jetzt in stand setzen ließ. — Auch erzählte er befriedigt, Seine Hoheit erweise ihm jede mögliche Gunst und sei höchst einverstanden mit seiner Übersiedelung.

Über den Kranken, dem Wilma Luise viele Zeit widmen mußte und der sie dennoch immer mit traurigen Blicken scheiden sah, war es wirklich wie eine Besserung gekommen. Das sehr milde Wetter that dazu vielleicht das meiste, Ulrichs jubelte und triumphierte: Hatte er es nicht voraus gesagt, daß Wilma Luise ihm Genesung bringen würde? — Wer hätte das Herz gehabt, ihm zu widersprechen? Ihr wurde dabei immer banger zu Mute.

Digitized by Google

Er hatte ihr nie direkt von seiner Liebe gesprochen, aber sie dieselbe fühlen und erkennen lassen in jedem Blick, jeder Miene, in allem, was er that und dachte. Diese Art, sie bescheiden und stumm zu verehren, hatte sie niemals geängstigt, war sie doch gewöhnt daran und sah sie in derselben ja von jeher kaum mehr als warme Freundschaft.

Viele Morgen- oder Nachmittagsstunden hatte sie, von Sinchen oder Reinhagen begleitet, neben ihm gesessen, als sei sie seine Schwester, und im fröhlichen Geplauder vergaßen sie dann für Momente völlig seine Krankheit, sprachen von allem, was sie beschäftigte oder was ihnen Teilnahme weckte und fanden sich in heiterer Überraschung immer eines Sinnes — einer Meinung. Ulrichs reicher Geist, sein vielseitiges Wissen, mehr aber noch sein goldenes Herz wurden Wilma Luise erst jetzt klar und vertraut, sie erschloß auch ihm mehr und mehr von ihrem Innenleben und fühlte sich in diesem Verkehr wohlthätig abgelenkt, erfrischt und dankbar.

In den letzten Tagen hatte Ulrichs sich allerdings nicht ganz so wohl gefühlt, aber es würde ja seiner festen Überzeugung widersprochen haben, daß sie ihm schon jetzt die sichere Genesung gebracht, darum mochte er nicht hören, daß man ihn sorgend fragte oder sich um ihn kümmerte.

„Nach vier Wochen und dann geht's nach dem Süden!" verkündete er ihr mit leuchtenden Augen, als sie heute bei ihm eintrat; Reinhagen war durch eine geschäftliche Frage des Buchhalters zurückgehalten worden. Und dabei lag noch etwas anderes in diesem Blick — etwas, was ihr wie ein eiskalter Schrecken zum Herzen drang — und sie aus der gewohnten Ruhe warf, denn er ließ sie heute zum ersten Mal die unverhüllte Liebe sehen, die bereit ist, Bitten — Forderungen zu stellen.

Sie durfte sich nicht sagen, daß ihr diese Wendung ganz unerwartet kam — denn sie hatte sich in letzter Zeit mehrfach gefragt: „Wenn er es will — was wirst Du thun?" Jetzt begriff sie plötzlich, daß sie doch nicht ernstlich daran geglaubt, daß sie es sich nie als etwas Mögliches vorgestellt, sein Weib zu werden. Ihr war, als möchte sie jetzt in blinder Angst fortlaufen. Aber die feste Gewohnheit der Selbstbeherrschung blieb ihr treu; sie meinte es wenigstens und dachte nicht an den Scharfblick der Liebe. Mit möglichst ruhiger Miene stellte sie sich ebenso heiter und zuversichtlich und pries dabei im stillen ihren guten Stern, der ihr gerade heute einen Vorwand gab, sich der beunruhigenden Stimmung ihres Kranken zu entziehen.

„Ich kann heute nicht lange bei Ihnen bleiben, lieber Freund, die Tante will zu ihrem Augenarzt nach Berlin, ich habe ihr versprochen, sie zu begleiten," sagte sie.

Dann erschrak sie aufs höchste, denn er wurde so bleich wie ein Sterbender. Doch auch er hatte seine Selbstbeherrschung.

„Es ist nichts," sagte er und sprach ruhig weiter, aber sie fühlte — sie sah — er hatte sie erraten, er litt unter diesem Schlage mehr wie den Tod.

Ein gezwungenes Gespräch schleppte sich ein Weilchen zwischen ihnen hin; sie sah, es war besser, sie ging, er brauchte sich dann wenigstens nicht zu zwingen. Außer sich vor Reue, vor Selbstvorwürfen schied sie von ihm, ohne zu wissen, wie sie gut machen sollte, was sie verschuldet.

Er ließ sie auch ohne die sonstigen Bitten und Einwände gehen, sah unbeschreiblich elend aus und versuchte dennoch selbst jetzt sie freundlich anzulächeln. Ach, es war ein herzzerreißendes Lächeln.

Wie betäubt, in leidenschaftlicher Unzufriedenheit mit sich selbst, ging sie fort. Sie hatte nicht so sein wollen, begriff nicht, wie sie doch, trotzdem sie sich zusammengenommen, so steif und linkisch sich hatte gebärden können und hätte weinen mögen vor Reue. Eine qualvolle Angst um ihn erfüllte sie. Und plötzlich stand sie still — kehrte sie wieder um.

Als sie Ulrichs Thür öffnete, stand er am Fenster, überrascht trat er ihr entgegen; sie sah, seine Augen waren feucht, eine unendliche Trauer lag in seinen Mienen — aber nur Trauer, keine Spur von Zorn, Bitterkeit oder sonst einer unedlen Regung.

„Haben Sie etwas vergessen, Fräulein Wilma Luise?" fragte er bedrückten Tones.

„Ja, Ulrichs! Ich vergaß —"

Sie stand in dunkler Glut vor ihm, nie reizender wie gerade jetzt. Der Mut, der sie zu ihm zurückgetrieben, hielt nun doch nicht recht stand. Er sah sie an wie eine Erscheinung; eine vage Ahnung kam ihm, aber er wagte nicht daran zu glauben. Wie es zuging wußte sie nicht, aber sie empfand bei seinem Anblick plötzlich nur noch ein Gefühl unendlicher Freude, ihm wohlthun zu können.

„Ich vergaß, Sie zu fragen, ob Sie — ob Sie mich mitnehmen möchten nach Italien?" fragte sie dennoch sehr leise und zaghaft.

„Wilma Luise? Wilma Luise — ist es möglich?" Er sank auf einen Stuhl, ihre Hände in den seinigen und dieselben mit Küssen bedeckend. Sie stand still neben ihm; seine grenzenlose Freude erschütterte sie und hob ihre opfermutige Stimmung noch. „Sie wollen mich also begleiten? Wollen mein Weib werden? Mein? O, Gott, Gott, nun gieb mir noch ein einziges Jahr!" rief er wie außer sich, und jetzt hörte sie doch das Bangen um sein Leben.

Sanft und liebevoll sprach sie ihn zur Ruhe. Ja, sie wollte alles gern und freudig thun, was ihm Gesundheit und Freude gab, aber nun sollte er sich auch schonen, still sein und sie heute fortlassen. Sie war sich klar bewußt, daß sie ihm dies Opfer brachte, aber ihr war, als müsse es so sein, als dürfe sie nicht anders handeln.

Er hörte nicht auf, ihre Hände zu küssen, ihr seinen Dank auszusprechen; aber als sie nach einer Weile ihn wieder bat, sich jetzt zu ruhen, sie fortzulassen, gab er ihr nach. Vielleicht fühlte er selbst, sie hatte recht, wenn sie ging und ihn allein ließ. Aber er war wie beseligt, seine Augen sagten es ihr deutlicher noch als sein Mund.

„Jetzt werde ich ganz gesund — schon in der Vorfreude!" versicherte er sie.

Als sie ihn dann zum zweiten Male verlassen hatte, fühlte sie, daß ihre zitternden Glieder sie kaum

Digitized by Google

trugen. Nach Hause konnte sie so nicht, sie schlug den Weg nach Randau ein, den Fußweg, der zwischen Hecken quer durch das Feld sich zog. Die Sonne schien warm, ein erstes Frühlingsahnen ging durch die Natur. Eine unaussprechliche Erschütterung war in ihr vorherrschend, und daneben das Gefühl, daß sie ihre Pflicht gethan, aber trotzdem wollte ihr keine rechte Befriedigung kommen.

„Pflicht ohne Liebe!" Das war für einen Ulrichs zu wenig, und mehr konnte sie ihm doch nicht geben!

Aus ihrer aufgeregten Versunkenheit schrak sie auf, als sie Fußtritte hörte. Eddo! Eddo Möllendorf!

Sie begrüßten sich. Er sagte ihr, daß er sich um seine Mutter gesorgt habe und deshalb hergekommen sei.

„Und nun läßt mich ein freundlicher Zufall Sie finden, Wilma Luise, an die ich so viel denke!" setzte er warm hinzu.

Sie fühlte, er wollte sie dies wissen lassen, seine warmen Blicke sagten ihr noch mehr. Er fragte, auf wen sie warte, und sie sagte: Auf Reinhagen, den die Geschäftssachen der Fabrik in Anspruch nähmen.

Nun gingen sie plaudernd auf und ab, und er fragte nach Ulrichs, sprach sehr herzlich von ihm und meinte mit einem leisen Lächeln: „Man könnte ihn fast beneiden und doch — wie furchtbar muß es sein, zu sterben mit dieser heißen Liebe! Denn Sie wissen es ja auch, er verehrt Sie mit glühender Seele! Ich hätte vor eifersüchtiger Qual vergehen müssen, Wilma Luise, wenn der Ärmste auch nur die geringste Hoffnung hätte!"

Und da sie von neuem erschreckt schwieg, nahm er ihren Arm, den sie ihm willenlos ließ, und sagte in seiner ruhig bestimmten Weise: „Vergeben Sie mir das rasche Wort! Ich werde Ihnen heute nicht von meiner alten Liebe sprechen, die nun mal nicht sterben will, weil sie das Hoffen nicht lassen kann. Zucken Sie nicht zusammen, liebe, liebe Wilma Luise — o, bitte, sagen Sie mir auch nichts Abweisendes — ich verlange vorderhand nichts, ich will geduldig warten, bis Sie wieder froh sein können und die Wunde vernarbt ist, welche Ihr Herz traf."

„Nein! Nein!" stammelte mit weißen Lippen das erschrockene Mädchen und fühlte plötzlich, daß sie ihn sehr gern hatte — sehr — und daß, wenn einer ihr Herz wieder gewinnen könnte, es Eddo gewesen sein würde. Wie männlich und sympathisch stand er da vor ihr, wie lag in jedem Blick, jedem Zuge der echte, treue Mann, der nur edel und brav sein kann. Und sie hatte sich Ulrichs versprochen.

Eddo Möllendorf faßte ihr „Nein" ganz anders auf. Er sah sie mitleidig an. „So weh thut's noch?" fragte er sanft und zärtlich. „Armes Kind, arme Wilma Luise! Aber ich wußte es wohl, Sie hatten ihm Ihr ganzes Herz gegeben, ganz und gar! Doch glauben Sie mir, die Zeit ist eine sichere Trösterin; ich will warten, bis sie ihr Werk an Ihnen gethan, will geduldig warten. Ich spreche heute nur darum von mir, liebe Wilma Luise, weil ich eine gewisse Berechtigung darin finde, Sie warnen zu dürfen! Wir alle ängstigen uns namenlos um Sie; nicht jede Form dieser unheilvollen Krankheit mag ansteckend sein, aber begreifen Sie doch nur, wie uns alle bangt um unsere geliebte, opfermutige Samariterin."

„Eddo, um Gottes willen, hören Sie auf — ich ertrage es nicht!" rief sie unaussprechlich gequält.

Er stutzte, sah ihr scharf ins Gesicht, in das seinige trat ein grenzenloser Schrecken, und da in ihren Mienen für seine entsetzt fragenden Augen die Bejahung lag, packte er in besinnungsloser Aufregung plötzlich ihr Handgelenk, ihre Schulter. „Wilma Luise, sind Sie wahnsinnig? Sie — Sie wollen — den — diesen lebendig toten Mann heiraten?"

„Eddo! Eddo! Um Gottes willen! Er hat um mich sein Leben geopfert!"

„Nein, nein und tausendmal nein! Früher oder später wäre er der Krankheit doch erlegen, sie ist das Erbe seiner Mutter!" rief er in rasender Heftigkeit.

Er hatte sie losgelassen, sie lehnte sich an ein Gitterwerk, welches den Weg hier einfaßte, ihr war als wiche der Boden unter ihr und sie müsse versinken.

Möllendorf ließ aber nicht nach. „Wilma Luise," trat er drohend vor sie hin, „so wahr mir Gott helfe, ich werde mich zwischen Sie und den Unglücklichen stellen und werde sehen, wer Sie mir streitig macht! Wenn eine Wahnsinnige sich ins Wasser, ins Feuer stürzt, so springt ein ordentlicher Mann ihr nach und rettet sie wider ihren Willen! So thu ich, dazu helfe mir Gott!"

„Eddo! Ich habe es versprochen."

Es war ein erlöschender Klang, aber es mußte wohl etwas sehr Zwingendes darin liegen. Ein schönes, sieghaftes Lächeln flog wie ein flüchtiger Schein über sein Antlitz.

„Versprochen oder nicht versprochen, ich leide es nicht, Wilma Luise! Du sollst leben, Du sollst Glück und Seligkeit geben und empfangen, Du sollst einsehen lernen, daß Dein Herz nicht tot ist, daß auch die schwersten Schmerzen überwunden werden! Sieh mich nicht so hilflos und entsetzt an, Geliebte, ich lasse Dich nicht, es ist nun viel schneller und anders gekommen wie ich dachte, aber mir scheint, sehr zu rechter Zeit."

„Und Ulrichs?" stammelte sie.

Er wurde sehr ernst, eine aufrichtige mitleidsvolle Bewegung sprach sich in seinen Zügen aus. Er wußte offenbar keinen Rat und ihr wurde von neuem bewußt, daß sie sich freiwillig dem Unglücklichen versprochen. Eine Scheu überkam sie beide.

Der Schrecken, das Entsetzen vor dem ungeheuerlichen Opfer, das ihm in ihrem Thun zu liegen schien, hatte ihn fortgerissen; jetzt kam die volle Empfindung eines schweren Konflikts über ihn. Schweigend begleitete er sie noch eine Strecke in unruhigem Grübeln.

Da kam Reinhagen aus dem Thor der Fabrik, sie sahen es und schritten ihm entgegen.

„Weiß er es?" fragte Eddo finster. Er zürnte Reinhagen schon im voraus.

„Von mir nicht; vielleicht hat Ulrichs es ihm jetzt gesagt!" erwiderte sie leise.

„So ist also —?"

„Erst heute, erst eben," bekannte sie.

Reinhagen sah bedrückt aus, aber sonst völlig unbefangen.

„Vernünftig, daß Du weggingst, es geht ihm

Digitized by Google

heute schlecht!" sagte er zu Wilma Luise. Dann begrüßte er Eddo. „Ich fürchte, es geht zu Ende mit ihm!" seufzte er und erzählte, Ulrichs habe selbst ihn nicht sprechen können, werde eben ins Bett gebracht und sein altes Faktotum sei in großer Angst.

„Halten Sie Fräulein Wilma Luise diese Tage zurück, Herr Landgerichtsrat," sagte Möllendorf dann. „Man bewundert, offen gesagt, den Mut der Ihrigen, der keine Ansteckung zu fürchten scheint." Es klang sehr vorwurfsvoll.

Auf den alten Herrn machte die Bemerkung sichtlich einen tiefen Eindruck. Er richtete erschrockene Blicke auf den viel jüngeren Mann.

Eddo empfahl sich. „Ich habe einen ganz altmodischen Glauben an Gottes Hilfe!" sagte er mit festem Ton zu Wilma Luise. „Es giebt solche Lagen, wo man selbst nichts thun kann, alles von einem höheren Herrn erwartet."

Sie verstand ihn; aber sie wußte auch ebenso gewiß, daß er sich im Notfall doch selber helfen würde. —

Bedrückt und schweigend gingen sie und Reinhagen nach Hause. Ihr war das Herz zum Zerspringen voll, vorherrschend blieb in ihr aber die Empfindung, daß sie auch Eddos Liebe noch nicht annehmen könne. Sie fühlte sich noch nicht innerlich frei genug, selbst wenn zwischen Ulrichs und ihr heute nichts gesprochen wäre.

Am Nachmittag begleitete sie die Amtsrätin nach Berlin. Die alte Dame nahm sie dabei ganz in Anspruch, sie empfand diesen Zwang zuerst sehr peinlich, nachher wurde er ihr zur Wohlthat.

Nur flüchtig konnten sie Rodung aufsuchen. Er hatte sein ganzes Mobiliar gestern schon nach der neuen Heimat abgehen lassen, wohnte in einer Reihe möblierter Zimmer und sah wieder trübe und abgespannt aus.

„Ich zähle die Tage, bis ich hier fort kann," sagte er zu Wilma Luise. Sie fühlte wohl, er meinte: „bis ich ‚sie' wieder habe."

Als sie abends spät heimkehrten, standen Reinhagen und Dellinghof am Zuge. Beider Mienen so ernst? Was konnten sie haben? Schon ehe der Schaffner die Wagenthür geöffnet, hatte Wilma Luise sich das erschrocken gefragt, gleich darauf wußten sie es.

Ulrichs hatte einen schweren Blutsturz gehabt! Am Nachmittage war Reinhagen noch einmal zu ihm gegangen, getrieben von einer Unruhe, die er jetzt Ahnung nannte. Er fand Ulrichs blaß, aber in glücklichster Stimmung und hörte von ihm selber, was Wilma Luise den Ihren noch verschwiegen. Es machte ihm keine Freude, aber er hatte auch nicht das Herz, einen Einwand zu erheben.

So saßen sie in friedlichster Unterhaltung, als dem Kranken plötzlich schlecht wurde, sehr schlecht. Er klagte über Angst, Beklemmung, riß das Fenster auf und dann schoß ihm ein Blutstrom aus dem Munde. Reinhagen erfuhr vom Arzte, daß derselbe etwas der Art schon befürchtet, daß er schon länger sich gesagt, Ulrichs Leben hänge nur noch an einem Faden.

* * *

Nur einmal noch durfte er Wilma Luise sehen, er machte sich jetzt keine Illusionen mehr über seinen Zustand. Seine geisterhaft großen, klaren Augen sahen plötzlich hinweg über alles Irdische.

Sie war bis ins Innerste erschüttert. Auf seinem abgezehrten, bleichen Gesicht lag ein solch wunderbarer Schimmer von Glück, Frieden und Ruhe, daß ihr war, als solle sie neben ihm niederknieen, und ehe sie es wußte, hatte sie es schon gethan.

Er zog ihre Hand wieder an seine Lippen wie neulich, und doch so ganz anders! Dann sah er ihr tief in die Augen und legte seine Hand leise auf ihren Kopf, als segne er sie. „Ich habe überwunden, Wilma Luise!" sagte er ernst, aber mit fester Stimme. „Wenn die Menschen sterben, fordern sie vom Priester die Wegzehrung und gehen dann getrost den Weg des Todes. Sie haben mir mehr gegeben: das Glück, nach dem mein Herz sich so ungestüm sehnte, den Trost für die letzten langen, heißen Schmerzensjahre, den Trost auch für das Dunkel, dem ich entgegenschreite."

* * *

In den Abendstunden dieses Tages begann der Kranke zu phantasieren; in der Nacht starb er, sanft und friedlich, ohne Kampf. Sie trauerten schmerzlich um den treuen Freund; Wilma Luises ganze Spannkraft war nötig, um Reinhagen zu trösten über den Verlust dieses geliebten Freundes.

Wenn ein guter Mensch zwischen seinen Mitbürgern ohne Ansprüche auf Lob und Anerkennung dahin lebt, bemerken sie ihn in ihrem eigenen auf das Ich gerichteten Streben kaum; erst wenn er stirbt, erkennen sie es meist, was sie an ihm hatten. So war es mit Ulrichs; am meisten empfanden dies seine nächsten Freunde. Er fehlte ihnen unaussprechlich. Dennoch kam ihnen allen ein gewisses Friedensgefühl, daß er ausgelitten. Aber Frieden und Ruhe sollen die Menschen nie lange haben!

Ein Brief von Hohenbostel kam, dem Reinhagen vor einiger Zeit nun doch in möglichst schonender Weise alle diese Ereignisse hatte mitteilen müssen, unter denen sie seufzten, während sie ihm die Freude am schönen Land Italien nicht stören wollten. Jener Brief hatte ihn nicht gleich erreicht, da die beiden Herren, die vortrefflich harmonierten, einen Ausflug nach Corsika gemacht.

Jetzt bewies sich Hohenbostel für diese Schonung nichts weniger als dankbar, glaubte den beruhigenden Versicherungen Reinhagens nicht, sah womöglich alles noch schwärzer als es war und fand sich tief beleidigt durch dies „Beiseiteschieben", wie er es nannte. Zum Glück wünschte er Cordea nicht einzuweihen in diese unerquicklichen Familienereignisse; das zwang ihn, seine anfängliche Absicht, sofort zurückzukommen, einstweilen hinauszuschieben, und so enthüllten seine Zeilen nichts Positives, sondern nur Vorwürfe für alle samt und sonders.

Digitized by Google

## Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Es ist eine schlimme Erfahrung, die wir immer wieder machen, daß auch die selbstloseste Liebe uns oft in undankbarsten Launen findet. So war es die ersten Tage nach Wilma Luises Abreise mit Ina gewesen. Sie hatte sich, ohne zu wissen warum, bedrückt gefühlt durch deren Gegenwart, und das wurde ihr klar, sobald sie sich mit den alten Försterleuten allein sah.

Wenn man so reizend ist wie Ina und so von aller Welt verzogen und verwöhnt, dann hält die ernste Selbstscheu nicht lange stand, ohne in der Selbstliebe eine siegreiche Gegnerin zu finden. Dazu kam nun auch noch Inas leichtbewegliche, der Freude zugeneigte Jugendlichkeit; sie hatte das Trauern und Bereuen satt, es war genug der Zerknirschung und bitteren Reuethränen, und da sie nicht nur Buße gethan hatte, sondern auch ernstlich nach Besserung trachtete mit Buchführen und Haushalten, so empfand sie den Ernst der Schwester wie einen Druck, der ihr stündlich zum Vorwurf gereichte, und meinte sich nachgerade auch von ihr schlecht behandelt.

Daß Wilma Luise nicht hinweg konnte über ihr Leid um den „schlechten, unwürdigen Menschen", das ärgerte Ina förmlich, und wenn sie nicht gewagt hatte, diese Ansicht zur Schau zu tragen, so fand sie sich auch nicht zum Mitleid geneigt.

An ihr selbst wurde ihr dennoch in einzelnen ernsten Momenten klar, daß das Unglück nicht immer veredelnd wirkt; dann bereute sie wieder, überhäufte die Schwester mit Zärtlichkeit und wurde wieder „artig"; im Grunde litt sie aber schwer unter dieser Selbsterziehung.

So lange Wilma Luise da war, machte sich Ina das alles nicht klar, aber die Undankbare! sie vermißte dieselbe vorläufig auch nicht, im Gegenteil, sie ließ sich mit Hochgenuß von den alten Leuten verziehen und alles Kindliche in ihr brach jetzt fröhlich und wie befreit hervor, wozu der Förster vergnügt lachte: „Solch ein Kind!"

Sie machte sich ein unendliches Vergnügen an einer Brut junger Küchlein, neckte sich mit Katze und Hund, ging mit dem alten Mann in den Wald und ließ sich lange Wilddiebsgeschichten mit Interesse erzählen, kochte aber auch allerlei gute Sachen unter der Anleitung der Försterin mit dem Vergnügen eines ganz jungen Mädchens an seinen Leistungen.

Als Wilma Luise ihr schrieb, sie würde noch nicht nach der Försterei zurückkommen, war sie es wohl zufrieden; aber von dieser Stunde an datierte dennoch ein neuer Stimmungswechsel. Das „Ferienvergnügen" an ihrem Alleinsein verschwand nach und nach und nur dieses blieb; es blieb ohne einen Endtermin, auf den man hätte hoffen und sich freuen können.

Einige Tage ging es noch gut und dann kam eine große Aufregung und rief das heiße Verlangen nach Wilma Luise wach. Die Post brachte Ina einen Brief von fremder Hand. Wie sehr ersehnte sie einen solchen von der ihres Gatten; aber Rodung schrieb nicht und Wilma Luise erwähnte ihn auf seinen Wunsch in ihren Briefen nie, denn er meinte auch, seinerseits ihr nicht nachgeben zu dürfen, ehe sie nicht das Verlangen nach Aussöhnung kund gab!

Zweifelnd hatte Ina die Adresse hin- und hergewendet, plötzlich erkannte sie die Handschrift und fuhr zusammen. Der Brief war von ihrer Mutter, nach Berlin adressiert, Rodung hatte mit seiner festen Hand den jetzigen Aufenthalt Inas daraufgeschrieben und ihn so weitergehen lassen.

Wie kränkte es sie, daß er kein Wort weiter für sie hatte! Sicherlich ahnte er doch, von wem der Brief ihr kam? Aber er war auch viel zu stolz, um sich einem Einfluß entgegenzustellen, den er — das wußte sie von der Schwester — tief verachtete. Mit peinlicher Scheu und voll Argwohn begann sie den Brief zu lesen, mitten darin warf sie ihn entrüstet fort, nahm ihn dann doch wieder und las zu Ende.

Ihre Mutter schrieb ihr, sie habe gerüchtweise gehört, daß Ina sich scheiden lassen wolle, und halte es für ihre Pflicht, ihre geliebte Tochter darauf aufmerksam zu machen, daß Rodung, als sehr wohlhabender Mann, ihr ein reichliches Jahrgeld zahlen müsse. Ina solle nicht zu sehr das Köpfchen hängen lassen; wenn ihr Prozeß beendet sei, werde ihre sie zärtlich liebende Mutter der Tochter raten, in der Schweiz, oder wo sonst es ihr belieben möchte, Aufenthalt zu nehmen, wo dann ihre Mutter glücklich sein würde, sich mit ihr zu vereinigen.

Dies war der Kern des Briefes, der, in ein Übermaß von gefühlvollen Phrasen gehüllt, Ina mit einer unbeschreiblichen Ernüchterung und tiefstem Unbehagen erfüllte. Sie, welche diese Mutter, die sie nie gekannt, so echt kindlich geliebt hatte, sah auf einmal klar ein, sie hatte sich schwer getäuscht. Nicht mit einem Wort mahnte diese Frau sie, Frieden zu schließen mit Rodung, zu ihm zurückzukehren, ihm eine gute, pflichttreue Gattin zu werden; nein, einzig vom Geldpunkt schrieb sie!

Die arme Ina! Auch sie stand vor einem zertrümmerten geliebten Götzenbilde, von dem sie freilich jetzt schon länger geahnt, daß es ein solches sei. Jetzt glaubte sie auch, was Wilma Luise vermutete, daß Adolf nie bei der Mutter gewesen, nie durch sie Inas Geld empfangen!

Wie leicht wäre die Wahrheit festzustellen gewesen, wenn die Schwestern sich hätten entschließen können, mit Reinhagen darüber zu sprechen! So aber trugen sie die bittere Furcht vor dieser Wahrheit, gegen alle anderen schweigend, mit sich herum, um nur nicht neue Enthüllungen über diese Frau hervorzurufen. Was das für Schatten waren, unter denen sie einhergehen mußten!

Die Folgen dieses Briefes mochten jedenfalls von der Schreiberin am wenigsten vorausgesehen sein, in Ina kam jetzt plötzlich die Erkenntnis zum Durchbruch, daß es für sie nur einen Weg geben könnte, den, zurück in Rodungs Haus, in ihres Gatten Arme, und daß sie sich plötzlich sehnte, diesen Weg zu gehen. Eine große Aufregung trieb sie jetzt hin und her. Sie fühlte das moralische Muß, sie wollte auch — wollte gern — aber wie sollte sie es machen?

Digitized by Google

In ihre Verwirrung hinein — denn jetzt fragte sie sich angstvoller als jemals: wie würde Rodung sie empfangen? — sah sie einen Burschen auf das Forsthaus zukommen, welcher eine ältliche Dame dahin zu weisen schien. Jetzt entließ dieselbe ihn und ging allein weiter. Ina erkannte sie nicht, doch kam sie ihr bekannt vor. — War es ihre Mutter?

Großer Gott, nein! Die Präsidentin Märzner, mit der sie in Borkum so vergnügt gewesen. Was führte die liebenswürdige alte Dame zu ihr? Und wie hatte dieselbe sie aufgefunden? Blaß und rot werdend stand Ina vor ihr, unsäglich peinvolle Verlegenheit in jeder Miene.

„Ich habe von Ihrer Tante Ihren Aufenthalt erfahren, liebe Frau Ina, verzeihen Sie mein Eindringen bei Ihnen; ich komme auf den dringenden Wunsch meines Sohnes, nachdem die Chanoinesse meine Bitte um ihre Vermittelung, wie ich leider sagen muß, sehr schroff abgewiesen."

Ina wurde noch verwirrter. „Bitte, kommen Sie mit mir in das Haus, gnädige Frau!" bat sie und fragte sich, was die alte Dame meinen könne?

Diese nickte und so gelangten sie in Inas Zimmer. Dort setzte die Präsidentin sich und nahm Inas Hand.

„Ich hörte von der Tante Stiftsdame bestätigen, meine arme Frau Ina, was uns ein Gerücht zutrug, und sehen Sie, darum bin ich hier und weiß nun Ihnen gegenüber doch nicht, wie anzufangen — wie zart genug meine Worte zu stellen!"

Ina sah unbeschreiblich peinlich erregt aus und sagte nichts, wußte nichts anderes zu sagen, als: „Ich sah noch niemand von meinen Bekannten, Sie sind die erste, gnädige Frau."

„Und ich würde mir sehr unbescheiden vorkommen, teure Frau, wenn nicht mein Sohn —"

„Was ist mit dem Herrn Regierungsrat?" fragte Ina, da die alte Dame zögerte.

„Lassen Sie mich offen und gerade heraus sprechen, teure Frau," raffte die Präsidentin sich auf, „mein Sohn ist, Gott sei Dank, geheilt, ganz genesen."

„Er war krank?" fragte Ina teilnehmend.

„Mein Gott, Sie wissen nicht? Nichts von dem Duell? Er hat auf den Tod gelegen, wochenlang!"

„Duell? Mit wem? Mit meinem Mann?"

Ina erriet alles aus den Mienen der alten Dame.

„Und das wissen Sie nicht?" rief diese.

Ina war aufgesprungen und lief wie außer sich hin und her. In eiligen kurzen Wechselreden klärte sich ihr alles auf und ihrem trostlosen: „Um meinetwillen? Um meinetwillen?" folgte jetzt ein Strom von Thränen.

Doch Märzner lebte, war gerettet, an ihn dachte sie wenig. Aber Rodung? O, der Unglückliche! Wie weit hatte sie ihn getrieben! Sie schlug die Hände vor das Gesicht! Wenn sie ihren Gatten zum Mörder gemacht hätte!

Die Präsidentin sprach, ihre Bewegung mißverstehend, jetzt weiter: „Es ist die Galeottogeschichte! Sie kennen dies Stück, Ina, wir sprachen in Borkum davon. Nun, teure Frau, mein Sohn hat Ihrem Gatten jeden Zweifel an der Lauterkeit seiner Verehrung für Sie genommen; es müssen also tiefere Gründe vorliegen, welche das Zerwürfnis zwischen Ihnen und Rodung unheilbar machen. Jetzt bin ich hier, um Ihnen zu sagen, daß ich glücklich sein werde, Sie mit mir in mein Haus zu nehmen. Die Zeit wird alles Peinliche lösen, mein Sohn —"

„Gnädige Frau! Frau Präsidentin! Halten Sie ein! Ich — ich! Wie dürfen Sie mir das sagen?" hatte Ina sie, von neuem aufspringend, unterbrochen. Ihr kam erst jetzt zur Klarheit, was die alte Dame mit der Galeottogeschichte hatte andeuten wollen.

In den Mienen der jungen Frau lag so unverkennbar der Schrecken und die völlige Abwehr, daß die alte Dame sie bestürzt anstarrte. Ina sah ganz verwildert umher, als möchte sie am liebsten davonlaufen.

„Warum nicht sagen? Warum wollten Sie mich nicht anhören?"

„Weil ich meines Gatten treues Weib bin und bleiben will, Frau Präsidentin," flammte die junge Frau auf.

Wortlos, fassungslos stand die alte Dame da. Dann sagte sie ganz zitternd: „Aber alle Welt sagt — und Ihre Tante bestätigt es mir ganz überzeugt — Sie wollten die Scheidung, Sie seien es, die sich unversöhnlich von dem Gemahl abwende? Ihre Tante sprach sehr verbittert von Ihnen! Und ich — ich — ich — bin ich denn eine alte thörichte Frau? — ich habe geglaubt, was ich für meinen Sohn wünschte!" Die alte Dame weinte.

Ina hörte auf diesen schmerzlichen Ruf für den Augenblick nicht; er fiel ihr erst später ein; sie achtete auch der tiefen Erregung der Präsidentin nicht sonderlich, viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, ganz erdrückt von dem Gewicht ihres Unrechts und der Folgen desselben.

Sie hatte in der That im Kloster auf Scheidung getrotzt! Wußte Rodung das? Kam er deshalb nicht? O, sicher, gewiß! So war es. Sie weinte wieder; die alte Dame weinte auch, zu sagen hatten sie sich nicht viel mehr!

„So gebe Gott, liebes Kind, daß Sie und Ihr Gatte den Frieden zurückgewinnen. Mein armer Sohn muß sehen, daß er's überwindet!"

„Das wird er! Er ist unser bester Freund gewesen, ich habe keinen lieber gehabt, außer meinem Mann, und daß der mir über alles geht, wußte ich nie so wie heute!" sagte Ina bestimmt.

Sie küßten sich und schieden liebevoll voneinander.

Ina blieb in einer Unruhe zurück, welche die ganze Nacht keinen Schlaf in ihre Augen kommen ließ. Rodung hatte sicher erfahren, daß sie geschieden sein wollte. Und jetzt erst wurde ihr bewußt, daß sie ohne ihn und seine Liebe sich ihr ferneres Leben gar nicht vorstellen konnte. Aller Trotz war vergangen, eine unsägliche Angst, daß er von ihr nichts mehr wissen wolle, trat an dessen Stelle und zugleich ein unruhiges Hin- und Herdenken, wie sie wohl einlenken könne. Zuletzt beschloß sie, gleich morgen direkt nach Haus zu reisen, darüber schlief sie endlich ein.

Digitized by Google

Aber zwei Tage später war sie noch im Forsthause. So vertraulich sie sich zu dem alten Ehepaare gestellt, so mochte sie doch jetzt über ihre Unruhe und ihre Zweifel mit ihnen nicht sprechen. Sie hatte verschiedene Briefe an ihren Gatten angefangen und zerrissen. Bei jedem sah sie mehr ein, daß die Sache doch so leicht nicht wieder ins rechte Gleis zu lenken war. Mutlos und ganz nervös schrieb sie an Wilma Luise die dringende Bitte, sofort zu ihr zurückzu kommen, sie fühle sich wie zusammengebrochen.

Der Förster beredete sie, mit ihm nach einem nahen Gehege zu gehen, wo er zu thun hatte; schweigsam schritt sie neben ihm her. Es war ein wonniger, zweiter Frühlingstag, wie es auch der gestrige gewesen, sonnenhell und mild; Ina empfand aber vor übergroßer Unruhe nicht viel davon und merkte auch nicht, daß der Alte sie sorgenvoll beobachtete und den Kopf schüttelte. Sie bekam am Ende doch die Stille schon satt? dachte er.

Als sie zurückkehrten, sahen sie einen Reisewagen die Chaussee daherkommen und in das Städtchen fahren.

„Ach, wenn doch einer käme!“ dachte Ina sehnsüchtig. „Wer es auch sei, nur ein liebes, bekanntes Gesicht.“ Aber natürlich zu ihr kam niemand, Rodung am wenigsten.

Nach einer Viertelstunde hatten sie die Försterei auf einem Waldwege wieder erreicht, und als sie eben auf die Lichtung traten, wurde derselbe Wagen sichtbar, der vorhin in das Dorf bog. Ina stutzte und stand still. Wirklich! Der geschlossene Landauer hielt vor der Försterei. Atemlos, reglos, das Herz stand ihr still, blickte sie hin. Der Kutscher sprang vom Bock und öffnete den Wagen.

Da! Was war das! Eine Kinderstimme? Mit einem schluchzenden Aufschrei flog sie über den Hof, an das Gefährt. Ja! Ja! Er war es, ihr kleiner Max!

„Mein Kind! Mein Kind! Meine Seele! O, mein Liebling, meine Wonne!“

Sie wußte gar nicht, was sie rief und that; man hatte ihr das Kind aus dem Wagen entgegengereicht, sie hielt es in ihren Armen, kniete auf den Steinen vor der Hausthür und küßte es, weinte, lachte, alles in einem Atem.

Die Wärterin war aus dem Wagen geklettert, sie, die Försterleute, der fremde Kutscher — alles weinte mit, oder stand tief gerührt dabei; Ina wußte sich in ihrer wahnsinnigen Freude gar nicht zu fassen, und der Kleine schaute sie stumm und groß an, schrie aber nicht.

Endlich bewog man sie, in das Haus zu gehen. Sie ließ das Kind nicht von sich, nun die übergroße Aufregung sich legte, zerschmolz sie in weichen, seligen Thränen, So war ihr nie zu Mute gewesen. Wie eine Erlöste kam sie sich vor und eine glühende Dankbarkeit gegen Rodung, daß er ihr das Kind schickte, erfüllte sie; daß es ein Versöhnungszeichen, war ihr klar.

Da kam denn auch die Wärterin und legte dem Kinde einen Brief in die Hand, den solle es der Mama gleich beim Kommen geben. Die gnädige Frau möchte doch entschuldigen, daß sie das in der Rührung vergessen.

Ina las:

„Das Bübchen kommt, die Mama um Vergebung für den Papa zu bitten. Laß es nicht umsonst sein, Ina, geliebtes, teures Weib! Lasse mich nicht länger allein!“

So schrieb ihr Mann an sie, die Schuldige! Sie küßte diese lieben Worte, warf sich in ihrer Kammer auf die Knie und war selig.

Aber nun, als sie endlich an Antwort dachte, welche Prüfung! In dem kleinen Städtchen wurden um sieben Uhr abends das Postburau wie das Telegraphenamt geschlossen, heute gingen weder Brief noch Depesche fort. Sie mußte sich gedulden! Es half nichts.

Von dem Kinde mochte sie sich keine Minute trennen, wieder war ihre Nacht schlaflos, aber wie anders als die vorige. Wieder entwarf sie im Geist einen Brief an ihren Gatten, diesmal ohne Zagen, ohne ängstliche Wahl der Worte. Sie schrieb einfach:

„Ich küsse Deine Hände, geliebter, einzig geliebter Mann und danke Dir tausend, tausendmal für das Kind! Vergieb mir und komme schnell zu Deiner Ina.“

Am anderen Tage war er da. Jetzt wußte Ina ganz gewiß, daß sie ihn lieb hatte über alles.

* * *

Es bleibt nicht viel mehr zu sagen. Wer einige Jahre später Rodung und Ina in ihrer neuen Heimat so still und glücklich leben sah, konnte nicht ahnen, durch welche Stürme sie sich diesen Frieden erkauft. In ihrem jetzigen Gesellschaftskreise bewundert man die hausfrauliche schöne junge Frau, welche dem pedantischen Ordnungssinn ihres Gatten sich so ganz und gar fügt.

Es ist Ina nicht leicht gelungen, aber das mit viel Mühe und Selbstüberwindung erkaufte Können ist ihr zum hohen Segen geworden. Daß sie beide darüber nicht kleinlich und engherzig sich von den hohen geistigen Freuden des Lebens abwandten, ist Rodungs Verdienst, und wenn man einmal von des trefflichen Mannes Schwächen lächelnd spricht, so nennt man seine größte, den Stolz auf die Musterhausfrau, seine noch immer schöne, reizende Ina.

Zum ersten Male kehrte das Paar in die einstige Heimat zurück, als zwei Jahre nach Ulrichs Tode Wilma Luise die Pflegeeltern verließ, um Eddo Möllendorfs Gattin zu werden. Er hatte recht gehabt, die Zeit ist die beste und zuverlässigste Heilkünstlerin, und treue Liebe behält zuletzt den Sieg.

Die drei alten Leute sahen ihr Kind gern scheiden, denn sie fühlten wohl, daß es für sie Abend wurde und sehnten sich, Wilma Luises zärtliches Herz in sicherer Obhut zu wissen.

Wie ganz anders trat sie in ihre Ehe als sie einst gehofft! Wie war ihr so ernst und schwer oft zu Mut, wenn sie bei gelegentlichen Anwesenheiten in Berlin einem hageren, gelbbleich und freudlos aussehenden, eleganten Herrn begegnete, was ihr mehrere Male so geschah, der bei ihrem Anblick heftig zusammenzuckte und scheu auf die andere Seite der Straße bog.



Digitized by Google

Es war Estinghaus — verändert zum Erschrecken. Er hatte sich verheiratet, nicht mit Anny Brodford, der Millionenerbin, aber mit einem doch auch sehr reichen, sehr jungen Mädchen aus vornehmem Hause. Die ganze Stadt sprach von der jungen lebenslustigen Frau und der Art, wie sie in einem Gefolge von alten und jungen Herren zu sehen war, wie sie ihres Gatten Haus zu einer Stätte unaufhörlicher, viel bekrittelter Lustbarkeiten machte und rücksichtslos allem Gerede trotzte, das sie doch herausforderte.

Wilma Luise regten solche Begegnungen noch immer auf, aber sie dienten auch jedesmal dazu, ihr Eddos Liebe wertvoller zu machen.

Nicht mit den wonnigen Illusionen einer Zwanzigjährigen schritt sie zum Altar, aber mit dem dankerfüllten Herzen, welches gelernt hat, eine echte Liebe zu schätzen.

Neben Hohenbostel, dem jugendlichen Greise, stand unter den Hochzeitsgästen sein schöner, stattlicher Sohn mit der feinen glutäugigen Annunciata, deren Diamanten ein Vermögen repräsentieren. Der Alte lebt bei ihnen und die helle Freude blickt ihm aus den Augen.

Ende.

# Am Alsterufer.

Aus der Chronik eines hansischen Patrizierhauses

von

**Gustav Kopal.**

(Fortsetzung.)

## Fünftes Kapitel.

Einige Tage darauf hatten Frau Walther und Mathilde wiederum das gemütliche Plätzchen in dem Garten des von ihnen bewohnten Hauses eingenommen. Diesmal leistete ihnen der Hausbesitzer, der alte Lotse, Gesellschaft.

Der „seebefahrene Mann" war im allgemeinen nicht eben sehr mitteilsamer Natur und überließ gewöhnlich seiner Frau fast den gesamten Verkehr mit den Leuten, die während der Saison seine Putzstube bewohnten, aber im diesjährigen Sommer hatten die Gäste Gnade vor seinen Augen gefunden. Er konnte manchmal stundenlang bei ihnen im Freien weilen und erzählen.

Den Anknüpfungspunkt gaben in der Regel die auf den Wellen der Nordsee vorübergleitenden Schiffe, die das kundige Auge des Insulaners sofort an der Bauart als einer bestimmten Nation gehörig erkannte, falls die Nationalflagge gerade nicht geheißt war. Dann erzählte er abenteuerliche und manchmal fast fabelhaft klingende Geschichten von seinen eigenen Reisen und von Erlebnissen der ehemaligen Schiffsmaaten, von fremden Ländern und tropischen Küsten. Auch manchen schauerlichen Bericht gab er von den Stürmen und Schiffbrüchen, die er erlebt hatte. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte namentlich das junge Mädchen dem „gesponnenen Garn", wie er seine Erzählungen nannte, und die ersichtlich so rege Anteilnahme der anmutigen jugendlichen Hörerin berührte den greisen Seebären stets recht wohlthuend.

Auch heute saß er wieder auf einem Holzblock, schmauchte sein kurzes Pfeifchen und blickte auf das Meer hinaus. Die Damen beschäftigten sich mit ihren Handarbeiten, ließen aber oft die Nadel sinken und vertieften sich in ernste Gedanken.

Unfern der Insel segelte mit vollem Zeug ein ungewöhnlich großes Vollschiff, das die Hamburger Flagge führte.

„Ist ein Ostindienfahrer," bemerkte der Alte. „Bringt Reis und Thee, Rum und Zucker. Steckt manches gute Glas Grog drin in dem geräumigen Kasten."

„Das Schiff war wohl lange auf Reisen?" meinte Frau Walther.

„Gewiß, Madame. Wohl mehrere Jahre."

„Wie froh werden die Leute sein, daß sie endlich wieder die Heimat erreichen," meinte Mathilde. „Wahrscheinlich haben sie manche Gefahren erlebt, wohl auch Stürme überstanden, aber jetzt sind sie in Sicherheit an der schützenden Küste — wohl ihnen!"

Der Alte schüttelte das Haupt. „Sind noch nicht im Hafen, die Leute des Ostindiers. Die Küste nützt ihnen gar nichts. Die See ist des Seemanns Freund, das Land ist sein Feind. Was kann ihm auf freiem Wasser ein Sturm anhaben, wenn das Schiff gehörig gebaut ist und Kapitän und Mannschaft ihre Schuldigkeit thun? Aber wenn sich Brandung im Lee zeigt und die steifen Böen stoßweise aus mehreren Strichen kommen, dann geht die Gefahr an."

„Nun, unsere Elbe hat ja keine Felsenriffe," warf die ältere Dame ein.

„Oho! Sand hat sie, und das ist ein böses Ding. Von hundert Schiffen, die nach Hamburg bestimmt sind und ihre Verklarung belegen müssen, haben neunzig ihre Havarie vor und auf der Elbe erlitten. Nur die anderen zehn werden auf dem Meere wrack."

„Wie ist das möglich?" rief Mathilde etwas ungläubig.

„Fragen Sie jeden Assekuradeur," murrte der Lotse, der nicht gut Widerspruch gegen seine Orakelsprüche vertragen konnte. Er klopfte die Pfeife aus und ging langsam ins Haus, um frischen Vorrat zu holen.

Digitized by Google

„Die Worte des alten Mannes," sprach nachdenklich die Mutter, „erinnern mich an einen jungen Mann, der das Schiff seiner Hoffnung bereits geborgen glaubte, aber doch noch so nahe dem Hafen scheitern sollte. Der arme Mensch! Es muß ihn doch recht schmerzlich berührt haben, als er Deine unwiderrufliche Entscheidung vernahm — oder könnte er noch irgend welchen Zweifel hieran hegen?"

„Sicherlich nicht, Mama," antwortete Mathilde, einen Seufzer unterdrückend. „Ich habe Dir ja den Hergang schon mehrere Male so ausführlich wie nur möglich erzählt. Du darfst überzeugt sein, daß die ganze Episode vollständig abgeschlossen ist. Auch was mich selbst betrifft, kann ich nicht behaupten, daß mir die Verzichtleistung auf das früher geträumte Glück so schwer geworden wäre, wie ich einst geglaubt hätte Lassen wir jetzt das Thema ruhen. Ich bin überzeugt, Doktor Stein hat, seitdem er wieder in Hamburg weilt, bereits andere Gedanken gefaßt. Louischens leichte Indisposition, von der Papa schrieb, hat jedenfalls dem Hausarzte schon die Gelegenheit geboten, das liebenswürdige junge Mädchen wiederzusehen und es mit ganz anderen Augen zu betrachten, als bisher. Wir dürfen gespannt darauf sein, was die nächste Post uns bringt."

„Welch merkwürdiges Zusammentreffen, da kommt die Post schon," rief die Mutter, „der Briefbote biegt soeben um die Ecke."

„Er nähert sich uns; das ist ja ein ganzes Paket von Briefen, das er herausucht."

Wenige Sekunden später waren die Damen eifrig mit dem Lesen der an sie gerichteten Mitteilungen beschäftigt.

„Von dem Fräulein Klinghaus," sprach eine Stimme. Vor den Damen stand der alte Diener Johann, den betreßten Hut lüftend, und überreichte Mathilden ein Schreiben, um sich sofort mit höflichem Gruße wieder zu entfernen. Die in ihre Lektüre Vertieften hatten sein Nahen gar nicht bemerkt.

„Du bist ja arg erschrocken, Mama," meinte Mathilde etwas verlegen, „wie konnte der Bediente auch so ungesehen zu uns herantreten . . ."

„Vom Fräulein Klinghaus?" sprach Frau Walther, in hohem Grade erstaunt. „Kind, kennst Du das Fräulein? Von ihr erhältst Du ein Schreiben?"

„Eine geschäftliche Beziehung," antwortete Mathilde, indem sie einen halb scherzhaften Ton anzuschlagen versuchte. „Lies selbst, Mama, und teile mir dann mein Schicksal mit." Sie löste das Siegel und übergab den Brief der älteren Dame, ohne von dem Inhalt Kenntnis zu nehmen.

Frau Walther durchflog die Zeilen und sagte betroffen: „Die Dame ist auf Deine Bewerbung hin geneigt, den Versuch zu machen, ob Du Dich zu ihrer Gesellschafterin eignen wirst. Wenn das der Fall, wird die Gehaltsfrage leicht geregelt werden — wie soll ich das verstehen? Weshalb hast Du mir von Deinem Besuche bei dem Fräulein Klinghaus, dessen hier erwähnt wird, gar nichts gesagt?"

„Ich wollte warten, bis ein Erfolg wahrscheinlich sein würde, liebe Mama. Auch bist Du so sehr von mancherlei Dingen in Anspruch genommen, daß ich es für geraten hielt, erst selbst einen bestimmten festen Anhalt zu gewinnen, ehe ich Dir über den Stand der Sache berichtete."

„Ach, hättest Du nur früher geredet," seufzte die ältere Dame halblaut. „Doch wie konntest Du ahnen —" sie unterbrach sich und fuhr nach einem Moment des Besinnens fort: „Ich gebe zu, daß Deine Beweggründe an sich ganz triftig sein mochten, und doch wäre es besser gewesen, daß Du mir von der Antwort des Fräuleins auf Deine Bewerbung gesagt hättest. Nie wäre ich auf den Gedanken gekommen, daß sie die auf Helgoland weilende Dame war."

„Ich verstehe Dich nicht, Mama," sagte das junge Mädchen, dem die Verwirrung nicht entgehen konnte, mit der Frau Walther über die Sache sprach, und das infolgedessen zunächst mit voller aufmerksamer Beobachtung, bald darauf schon mit fieberhafter Spannung ihren weiteren Äußerungen gelauscht hatte. „Nach allem, was ich gehört habe und was meine eigenen Augen gesehen, durfte ich annehmen, daß eine so vorzügliche Stellung in einem so hochangesehenen Hause mir nicht leicht wieder geboten würde. Damit, daß ich überhaupt eine Stellung suchte, hattest Du Dich schließlich durchaus einverstanden erklärt. Weshalb sollte ich von einer durch Zufall auftauchenden Aussicht, die meine kühnsten Erwartungen bei weitem zu übertreffen versprach, vorzeitig reden? Und welcher Grund bewegt Dich, die jetzt eingetroffene mir günstige Entscheidung so aufzunehmen, wie Du soeben gethan . . . ich weiß nicht, ob ich es Bestürzung nennen darf; oder sollte ich mich irren?"

Unwillkürlich bewegte die Mutter den Kopf verneinend und suchte nach Worten, doch die Sprache versagte ihr.

„Habe ich," fuhr Mathilde fort, „unbewußterweise einen Fehlgriff gethan, so ist noch nichts verloren; Du brauchst mich ja nur aufzuklären. Einige Zeilen der Verzichtleistung wären leicht geschrieben. Verlangst Du diese von mir? Ich werde selbstverständlich," fügte sie resigniert hinzu, „Deine Beweggründe ehren, auch ohne sie zu kennen."

„Ich könnte Dir auch, aus sehr schwerwiegenden Ursachen, heute nur unvollkommenen Aufschluß geben," meinte zögernd und die Worte vorsichtig wählend die ältere Dame. „Später sollst Du ihn erhalten. Jetzt kann ich nur sagen, daß eine Reihe von allgemeinen Beweggründen gegen das Engagement spricht, das mir viel zu denken giebt. Laß mich vorerst eine Frage stellen: Wann hast Du die Weisung erhalten, Dich persönlich bei der Dame einzufinden?"

Mathilde gab Auskunft auf diese und auf noch manche andere von Frau Walther gestellte Frage. Nach allen Nebenumständen des Besuches, auch nach den anscheinend unbedeutendsten, erkundigte sich die ältere Dame sehr genau. Ja, selbst auf bereits ausführlich Berichtetes kam sie mehrfach wieder zurück.

„Höflich nahm sie Dich zuerst auf, aber doch mit einer gewissen Kälte — Du hast ihre Züge sorgfältig beobachtet?"

„So gut es mir möglich war. Sie saß seit-

Digitized by Google

wärts eines Fensters derart, daß sie mich im vollsten Lichte betrachten konnte, daß aber der Schatten der Gardinen auf sie selbst fiel. Dennoch bemerkte ich, daß ihre Augen mit so regem Interesse auf mir ruhten, wie man es einer Unbekannten kaum entgegenbringt, forschend, fast fragend. Ja, der Ausdruck ihres Gesichts wäre mir nahezu vorwurfsvoll erschienen. Im ersten Moment hegte ich auch kaum Hoffnung auf ein günstiges Ergebnis der Unterredung. Dieser Eindruck trug wohl dazu bei, daß ich Dir den gethanen Schritt verschwieg."

„Vielleicht steht Dir auch eine schwere Aufgabe bevor," bemerkte die Mutter, „eine so schwere, daß ihr Deine Kräfte kaum gewachsen sein werden."

„Wie meinst Du das?"

„Nun, eine so reiche und gänzlich unabhängige Dame hat ihre Launen. Du wirst möglicherweise unverdiente Kränkungen geduldig hinnehmen müssen, Deinen guten Willen schlecht belohnt sehen. Auch ist das Fräulein manchmal leidend, dann sollst Du ihre trübe Stimmung lindern, ihr Leben erleichtern. Sicherlich verlangt sie viel Aufopferung von Dir. Glaubst Du, daß Du ihr ebenso viel Liebe und Güte erweisen kannst, wie Du uns stets bezeugt hast? Doch das ist kaum möglich, wie könntest Du ihr eine kindliche Verehrung zollen, ihr . . . der reichen Dame, die sich stets bewußt bleibt, daß sie Deine Leistungen bezahlt!"

„Gerade dieser Gedanke wird mir stets neuen Mut geben, meine Pflicht zu erfüllen. Auch schien das Fräulein nur in den ersten Minuten der Unterredung starr und zurückhaltend. Im Laufe des Gesprächs wurde zu Zeiten ihre Stimme weich und freundlich, und alsdann fühlte ich mich auf unerklärliche Art zu ihr hingezogen. Selbst für recht bittere Stunden dürfte mich ein nachher gesprochenes gütiges Wort aus ihrem Munde entschädigen."

„Gottes Finger lenkt oft die Wege der Menschen wunderbar Mein liebes Kind, noch kann ich zu keiner Entscheidung gelangen, doch Deine Worte haben bewirkt, daß ich auf ein Abbrechen der Unterhandlungen einstweilen nicht bestehe. Du wirst jedenfalls mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, aber wenn es Dir dennoch gelingen sollte, die Zuneigung der Dame zu erringen, so erkennst Du später vielleicht die Hand der Vorsehung, die Dich geführt hat. In diesem Sinne werde ich an Papa schreiben; warten wir seine Entscheidung ab! — Doch was ist das, der Briefbote kommt noch einmal zurück?"

Der Mann überreichte noch ein Schreiben, auf das Mathilde erschrocken blickte: es war ein von ihr kürzlich geschriebener Brief. Die Mutter las die Aufschrift und die Rückseite, während sich der Bote wieder entfernte, und sagte betrübten Tones: „Eine Trauerkunde! Deine ehemalige Amme, die alte Anna, von der Du stets so viel hieltest, hat diesen Deinen Brief nicht mehr erhalten sollen. Auf der Rückseite ist bemerkt, daß die Adressatin verstorben sei und das Schreiben an die Absenderin zurückzugehen habe. Hier ist der Brief. Aber Du bist ja blaß wie eine Leiche — hast Du die Gute so sehr in Dein Herz geschlossen, daß ihr Hinscheiden derart auf Dich wirkt? Das konnte ich nicht wissen, ich hätte Dir sonst die traurige Kunde schonender mitgeteilt. Fühlst Du Dich unwohl?"

Mathilde sank an die Brust der erschrockenen Dame. Ein heftiger Thränenstrom erleichterte ihr gepreßtes Herz. Ängstlich geworden, führte Frau Walther das junge Mädchen in das Haus, tröstende Worte redend.

Sie erhielt lange Zeit keine Antwort. Endlich erhob sich Mathilde von dem Sofa, zu dem die Mutter sie geleitet hatte, holte ein Portefeuille und zog, das Futter zerschneidend, ein viereckiges Läppchen von weißem Leinen hervor, das in einer Ecke die feingestickten Buchstaben M. v. A. und eine Krone aufwies.

„Annas Tod entbindet mich eines Gelöbnisses, das ich in ihre Hände ablegte. Sie hat mir mitgeteilt, was sie wußte."

Frau Walther war zunächst sprachlos vor Erstaunen. Endlich fand sie Worte. „Mein armes, armes Kind! Meine liebe, herzliebe Mathilde! Wie schwer mußt Du gelitten haben! — Dies unglückselige Ding erhieltest Du von Anna?"

Mathilde bejahte stumm, mit flehender Gebärde die Hände faltend.

„Ich verstehe Deine Bitte," sagte Frau Walther, deren Augen feucht schimmerten, „und werde sie erfüllen, so weit ich es vermag. Es wäre besser gewesen, wenn jene Frau so treu an dem von ihr geleisteten Gelübde hätte halten können, als Du Dein ihr gegebenes Versprechen gehalten hast. Ihre Schwatzhaftigkeit hat Dein Gemüt seines Frohsinns beraubt und ihm die schwere Last eines Geheimnisses zu tragen gegeben, die Dir noch lange hätte erspart werden können. Möchtest Du mir zunächst nicht ausführlich erzählen, was Anna Dir anvertraut hat?"

„In kurzen Worten: Sie teilte mir mit, daß nach allen ihren Beobachtungen ich ein angenommenes Kind sei, daß ich aus vornehmem Hause stammen müsse, wie das von einem Wäschestück abgeschnittene Zeichen beweise, und daß sie selbst habe fest versprechen müssen, von ihrem Wissen mir durchaus nichts zu offenbaren, wenn ich heranwachsen würde. Sie sei Euch für empfangene Wohlthaten, die eine moralisch Gesunkene wieder emporgehoben, zu hohem Danke verpflichtet gewesen. Dennoch habe sie es nicht übers Herz bringen können, mich auch noch nach so vielen Jahren gänzlich in der Unkenntnis dieses Familiengeheimnisses zu lassen."

Mathilde berichtete nunmehr über das ihrerseits abgelegte Gelübde des Schweigens, so lange die alte Amme noch leben würde, und endete:

„Ihr Tod löst das Band, das meine Zunge fesselte. Jetzt, Mama — ach, darf ich Dich noch so nennen . . . doch Du bist mir eine so treue, liebevolle zweite Mutter gewesen, laß mich diese Bezeichnung noch anwenden — jetzt, Du liebe, liebe Mama, ergänze Du das Wenige, was ich weiß, laß den Schleier fallen, der meine Herkunft umgiebt. Oder vielmehr, versage mir nicht die Gewißheit über

Digitized by Google

das, was ich während des soeben mit Dir geführten Gespräches erraten zu haben glaube."

„Kind, was redest Du da? Ich weiß nicht, was Du meinst," antwortete Frau Walther erstaunt. „Oder sollte Anna mehr gewußt haben, als wir meinten — ich bitte Dich dringend, verhehle mir nichts, sage mir alles, was sie Dir anvertraut hat. Vielleicht hängt viel, sehr viel davon ab."

„Ich habe Dir nichts verhehlt," erwiderte das junge Mädchen, die Mutter offen anblickend. „Anna wußte sicher selbst nicht mehr, als das Dir vorhin Berichtete."

„Du erwähntest doch des von uns vorhin geführten Gespräches, also desjenigen über Deine künftige Stellung bei dem Fräulein Klinghaus."

„Nun ja. Aus Deinen Worten ging mir plötzlich Klarheit auf. Beste Mama, laß mich nicht länger in dieser qualvollen Ungewißheit: Ist Fräulein Klinghaus meine Mutter?"

Frau Walther fuhr erschrocken zurück; mit ersichtlich ungeheucheltem Erstaunen antwortete sie kopfschüttelnd: „Mein armes Kind, wie magst Du auf diesen Gedanken gekommen sein? Das ist ja ein ganz unglückseliges Mißverständnis, und kaum erkläre ich mir, wie es entstanden sein mag. Fräulein Klinghaus ist nicht Deine Mutter!"

Sprachlos rang Mathilde die Hände.

Die ältere Dame fuhr fort: „Fräulein Klinghaus ist eine hochangesehene Dame, und auf dem blanken Spiegel ihres guten Rufes haftet kein Flecken, kein Hauch trübt ihn. Doch brechen wir ab hiervon. Du quälst Dich unnötig, liebe Mathilde. Schon nach kurzer Zeit wird eine Lösung kommen, die Dich hoffentlich beruhigen und Deiner Seele den Frieden zurückgeben wird. Oder —" die Dame betrachtete nachdenklich das Wäschestückchen und wies auf die siebenzackige Krone — „solltest Du an dieses winzige Läppchen hochfliegende Gedanken geknüpft haben? Träumtest Du, die Tochter eines fürstlichen Geschlechtes zu sein?"

„Etwas derartiges schwebte der alten Anna vor," erwiderte Mathilde, „und das mag wohl einer der Beweggründe gewesen sein, weshalb sie glaubte, mir jene Enthüllungen, oder richtiger Andeutungen, machen zu müssen, denn enthüllt wurde mir in Wahrheit sehr wenig. Daß indessen dieser Reif nur eine Freiherrnkrone ist, wußte ich längst, denn die Bedeutung des Wappenzeichens zu erkunden, war erklärlicherweise gleich, nachdem das Läppchen in meinen Besitz gelangt, meine erste Aufgabe. Von allen Anwandlungen des Hochmuts bin ich indessen weit entfernt geblieben. Im Gegenteil! Mein früheres stolzes Selbstbewußtsein als Tochter einer geachteten Hamburger Kaufmannsfamilie wich dem entgegengesetzten Gefühl, in peinigenden Grübeleien fürchtete ich, daß ein Makel an meiner Herkunft hafte. Ist dem so, liebe Mama, sprich es aus; in demutvoller Ergebung werde ich mein Geschick tragen, und ich bin völlig gefaßt auch auf das Schlimmste."

„Beruhige Dich, liebes Kind. Deine Befürchtungen sind unbegründet — wenigstens in der von Dir angegebenen Beziehung. Deine Geburt ist makellos. Wenn Ereignisse von höchster Wichtigkeit die Beschaffung Deiner Familienpapiere erforderlich machen würden, so sind diese vorhanden. Sie werden treulich für Dich bewahrt, ebenso wie eine des vollen Vertrauens würdige Persönlichkeit Dein kleines Vermögen verwaltet, denn Du bist keineswegs mittellos, Mathilde. Deine Erziehung hat uns keine Lasten auferlegt. Wohl haben wir für Dich dasjenige freiwillig und gern gethan, was sich nicht für Geld beschaffen läßt, mit herzlicher Elternliebe haben wir uns Deiner angenommen, das darf ich wohl sagen. Aber durch innige Kindesliebe hast Du uns reich vergolten, was wir thaten; Du hast uns also im Grunde gar nichts zu danken."

Das junge Mädchen ergriff die Hand der Frau Walther und drückte einen heißen Kuß darauf; ihr Herz war zu voll, als daß sie hätte reden können. Indessen ihre Augen wiederholten dann so dringend und so verständlich die vorhin gestellte Frage, daß die ältere Dame nach einem Moment des Zögerns fortfuhr:

„Vollständige Aufklärung Dir zu geben, werde ich erst in der Lage sein, wenn Du das zweiundzwanzigste Lebensjahr zurückgelegt haben wirst, denn daß es so gehalten werden solle, war aus sehr wichtigen Gründen, ja ich darf sagen, aus leider durchaus zwingenden Gründen, die Du später kennen und billigen wirst, der letzte Wunsch Deiner sterbenden Mutter."

„Meine Mutter ist tot?"

„Ja, sie verschied kurze Zeit nach der Trennung von Dir. Ich wiederhole, was ich schon vorhin sagte: Kein Flecken wird je ihr Bild in Deinen Augen trüben. Es war meine Herzensfreundin, ich verlor viel an ihr. Sie starb ruhig, weil sie wußte, daß ich mich Deiner annehmen würde. Ich brauchte ihr nicht durch einen Eid zu geloben, daß ich jenes unglückselige Geheimnis bewahren würde, sie wußte, daß ihr letzter Wille mir heilig sein müsse, um so mehr, als es sich um ihres einzigen Kindes Wohlfahrt handelte. Genügen Dir diese beiden Punkte zur Erklärung unseres Schweigens?"

Mathilde preßte die Hände an die wie im Fieber glühende Stirn. „Sie genügen nicht nur vollkommen, liebe Mama, sie legen auch mir eine zwingende Pflicht auf. Der letzte Wille der sterbenden Mutter muß auch mir heilig sein! — Sei es denn! Ich werde geduldig ausharren, bis die Stunde schlägt, die die Binde von meinen Augen nimmt. Hier meine Hand darauf, nie will ich auch nur den Versuch machen, Dich zu irgend welchen weiteren Enthüllungen zu bewegen, ehe Du selbst den Zeitpunkt für gekommen erachtest. Es muß sein! Ich werde mich stark erweisen."

„Du bist mein tapferes, standhaftes Mädchen," sagte Frau Walther gerührt, „und der Himmel wird Dir auch ferner Kraft verleihen, das Dir auferlegte Geschick zu tragen. Hinzufügen darf und muß ich indessen, nach der jetzigen Gestaltung der Dinge, noch eines, und zwar die Antwort auf eine Frage, die Du auf den Lippen gehabt haben magst, aber die auszusprechen Du Dich vielleicht scheutest — die

Digitized by Google

Frage nach Deinem Vater. Höre, Mathilde, was ich Dir sagen darf: Dein Vater ist verschollen, wahrscheinlich weilt auch er nicht mehr unter den Lebenden. Sollte das nicht der Fall sein, sollte er wiedererscheinen in unserem Gesichtskreis, so ist es unsere Aufgabe, ihn fern zu halten von Deiner reinen Nähe. Wie schwer auch diese Worte Dich treffen mögen, ich mußte sie sprechen um Deiner verklärten Mutter wegen, um Deiner selbst willen! — Für meine unglückliche Freundin war jene Krone mit den sieben Zinken eine Dornenkrone. Wollte Gott, daß das Zeichen nie in das Leinenzeug meiner armen Freundin gestickt worden wäre! — Nun aber genug hiervon für heute. Du bedarfst der Ruhe, der Zerstreuung. Überhaupt ist es ein glückliches Zusammentreffen der Umstände, daß Du wohl bald die Stellung bei dem Fräulein Klinghaus erhalten wirst. Die an Dich herantretenden neuen Lebensaufgaben werden Dein Wirken und Denken so sehr in Anspruch nehmen, daß der Einfluß des quälenden Grübelns über das Geheimnis Deiner Herkunft jedenfalls gemildert wird. Das war auch einer der Gründe, weshalb ich . . ." die Dame besann sich — „weshalb ich," fuhr sie fort, „gegen die Annahme der Dir gebotenen Stellung schließlich keine Einwendungen mehr erheben wollte. Alles andere, was noch zu ordnen ist, wird unschwer geordnet werden."

„Laß uns wieder ins Freie gehen," bat Mathilde. „Mir ist zu Mute, als solle ich ersticken."

Frau Walther willigte ein.

Draußen fanden die Damen den alten Lotsen auf dem Holzblock sitzend und kräftig paffend. Der Tag neigte sich seinem Ende zu.

„Es giebt Meerleuchten," meinte der Alte. „Müssen heute abend noch spazieren fahren."

„Der Anblick ist großartig," sagte die Mutter, „Du solltest ihn nicht versäumen, Mathilde."

Das junge Mädchen schüttelte den Kopf.

„Das Fräulein muß jedenfalls mit," riet der alte Mann. „So etwas bekommen die Damen vielleicht in ihrem Leben nicht wieder zu sehen. Bei Mörmers Gatt werden bengalische Flammen abgebrannt. Die Musik spielt, alle Badegäste werden da sein, an Feuerwerk wird es nicht fehlen. Und dann noch das Meerleuchten!"

„Es wäre mir lieb, wenn Du dies mit ansehen wolltest, Mathilde. Es wird Dich zerstreuen."

„Gehst Du, Mama?"

„Ich will es thun. Der Anblick wird großartig werden, und wenn ich mich noch warm einhülle, dürfte mir auch die Nachtluft nicht schaden."

Bald waren die Einzelheiten der Fahrt verabredet und nach einer Stunde saßen die beiden Damen wohlverwahrt in einer großen Schaluppe, in Gesellschaft mehrerer anderer Badegäste, die ziemlich frühzeitig aufgebrochen waren, um noch den Sonnenuntergang zu betrachten.

Es war ein herrliches Schauspiel. Langsam und majestätisch sank die flammende Kugel zum Meere hinab, es mit ihren Strahlen übergießend, bis endlich die blendende Helle am Horizont verschwunden war und eine Aureole von Purpur und Gold zurückließ, die die weißen Wölkchen prächtig einfaßte. Der gesamte westliche Himmel flammte als Glutmeer, das dann allmählich in mildere Tinten überging, bis endlich nur noch ein schwaches Rosa den Azur des Himmels färbte, in dem bald einige Sterne zu flimmern begannen. Und jetzt —

Jeder Ruderschlag hob Tausende von funkelnden Tropfen, hinter jedem Kiel zog sich eine lange silberne Furche. Die in das Meer getauchte Hand glitzerte wie von Diamanten übersäet; überall wo ein Körper die dunkle See berührte, sprühte sie strahlende Funken. Die Räder eines vorüberziehenden Dampfbootes warfen Millionen der leuchtenden winzigen Lebewesen auf, die die feenhafte Erscheinung bilden. Das Ganze gewährte einen Anblick, der sich kaum beschreiben läßt und der, wenn er sich in voller Schönheit bietet, unvergleichlich, unvergeßlich ist.

Das sich in den blanken Reverberen des Leuchtturms spiegelnde Abendrot machte nunmehr dem Lampenlichte Platz, dessen Helle hoch in der Luft über dem Gestein der Insel strahlte, um den Schiffer vor den gefährlichen Klippen der Nordküste zu warnen. Die Brandung war heute bei dem ruhigen Wetter schwach, aber dennoch brachte auch sie die leuchtenden Funken zum Vorschein, und einzelne gezackte Riffe schienen wie mit Perlenstickerei überdeckt.

Der Korso der Böte näherte sich dem berühmten „Mörmers Gatt", der riesigen Höhlung, die von den nimmersatten Wellen in den roten Stein gewaschen worden ist. Jahrhunderte mochte es gewährt haben, ehe sich diese gigantischen Säulen bildeten, zwischen denen jetzt die salzige Flut strömt, immer aufs neue mit gierigem Zahn das Gestein untergrabend, lockernd, zerfressend. Der „Mönch", die einsame Felsensäule, die so lange den Wellen trotzte, hat daran glauben müssen; endlich haben sie ihn gestürzt und begraben. Wenn man die Landkarten des Helgoland der früheren Jahrhunderte ansieht, so kann man sich des trüben Gedankens nicht erwehren, daß im Laufe der Zeit die ganze Insel das Schicksal jenes Felsens teilen wird.

„Mörmers Gatt" prangte in wilder Romantik. Unter der Grotte war eine Teertonne in Brand gesetzt worden. Rote Glut strahlte aus den hohen Thoren und spiegelte sich weithin in dem dunklen Wasser. Die Fahrzeuge mit den bewundernden Menschen nahten. Auf den Masten oder am Buge schimmerten farbige Laternen; aus einer größeren Schaluppe schwebten leise Musikklänge über die See. Zum Glück war das Orchester nicht stark an Zahl, denn in anderer Beziehung zeigte es sich schwach. Der harmonische Klang eines Männerquartettes löste die Instrumente ab, und das deutsche Lied vereinte seinen ergreifenden Zauber mit der großartigen Naturschönheit.

Auf Mathilde wirkte die Umgebung in der That zerstreuend; der Eindruck war so überwältigend, daß sie sich ihm völlig hingab.

Nicht fern von ihrer Schaluppe lag noch ein zweites von Badegästen gefülltes größeres Boot. Die anderen Fahrzeuge hatten sich bereits auf die entgegengesetzte Seite der Grotte begeben. Nur ein

Digitized by Google

Segelkutter legte sich noch zu den beiden Schaluppen.

„Ist kein Helgoländer," brummte der alte Lotse, „muß wohl das von der Elbe angekommene Boot sein. Das war sonst nicht Brauch, daß sich die Herrschaften ihre Boote mitbrachten."

Es war die „Alsternixe", das Fahrzeug des Fräulein Klinghaus. Doktor Stein und Erwin Schrader nebst einem Helgoländer Fischer bildeten die Bemannung, und Johann, der bejahrte Diener des Fräuleins, hatte zu seiner Freude den Befehl erhalten, als dasjenige zu dienen, was der Segel-Sportsmann als „lebenden Ballast" bezeichnet.

Der Advokat hatte gerade den Anker ausgeworfen und befestigte nunmehr eine langgestielte eiserne Pfanne am Buge des Bootes, auf die er ein Paket legte.

„So," sagte er, „jetzt wollen wir der Gesellschaft ein Schauspiel geben, als wäre Feuerwerk auf dem Mühlenpavillon bei der Lombardsbrücke. Da, Erwin, mache den Anfang mit dem Sprühteufel da, dann will ich das bengalische Feuer losbrennen."

Der Taubstumme nahm die ihm dargereichte Jagdflinte, in deren Lauf eine Rakete stak, und berührte die Zündschnur mit der bereitgehaltenen brennenden Lunte. Zischend und sprühend flog der feurige Bote hinauf gegen die Sterne, die einen Augenblick von den aus der Höhe sich ergießenden farbigen Leuchtkugeln verdunkelt wurden. Rasch folgte die zweite und dritte Rakete. Ein überraschtes allgemeines „Ah!" der Gesellschaft, begrüßte die Verschönerung der Ausfahrt. Dann rief man Bravo, klatschte in die Hände und begehrte Dacapo.

„Vorerst eine Abwechslung," lachte der Advokat. Er warf den Rest seiner glimmenden Cigarre auf das Paket in der Pfanne. Ein bläulicher Lichtstrahl erhellte die ganze Umgebung. Phantastisch strahlte der Felsen in dem grellen Glanze, der endlich in ein glühendes Rot überging.

Mathilde war bei dem zischenden Geräusch der Raketen aufgestanden und wendete den Blick nach der Seite hin, wo der Kutter und die zweite Schaluppe lagen. Ihr Platz war dicht bei dem Steuer des Bootes. Der leichte Sommerhut war in den Nacken gesunken, die blonden Locken umwallten frei den Kopf, und in ihrem hellen Kleide glich das junge Mädchen einer Fee, die als Beherrscherin des feuchten Elements über den Wellen schwebte. Der volle Lichtschein des bengalischen Feuers, der auf die schöne Gestalt fiel, übergoß sie mit einer Glorie, die von ihr selbst auszugehen schien.

Die beiden jungen Leute waren von dem unerwarteten Anblick überrascht, und namentlich Erwin wurde von der prachtvollen Erscheinung wie geblendet. Starr blickte er zu ihr auf, wie zu einer überirdischen Gestalt, und faltete die Hände in andächtiger Bewunderung. Auch Arthur war von der Schönheit des Mädchens, als es in der farbigen Beleuchtung prangte, betroffen, und preßte unwillkürlich die Hand auf das Herz, als wolle er eine Empfindung zurückdrängen.

Ein schriller Schrei aus der anderen seitwärts liegenden Schaluppe zog ihn von seiner Betrachtung ab. Dort stand ein älterer Herr, der das Mädchen in der hellen Beleuchtung anstarrte, als sähe er einen der Unterwelt entstiegenen Geist. Seine Haare sträubten sich, wie abwehrend streckte er ihr die Hände entgegen. Dann aber, als ob er sich einer plötzlichen Einbildung schäme, wandte er sich ab und stieß ein heiseres Gelächter aus.

Die Flamme erlosch.

Die erste Schaluppe, deren Ruder müßig in den Dollen ruhten, war näher getrieben und lag jetzt fast Bord an Bord mit dem Kutter.

„O, welchen Dank schulden wir Ihnen," sagte Mathilde in dem überströmenden Gefühl ihres Herzens zu dem Advokaten, „der Anblick war entzückend schön! Ich glaube nicht," fuhr sie, sich zur Mutter wendend fort, „daß sich auf Erden noch etwas von ähnlicher feenhafter Schönheit finden läßt."

Der alte Lotse meinte: „Haben den Vesuv noch nicht gesehen, wenn er Feuer speit. Das ist noch schöner; Gottes Feuerwerk!"

Der Advokat äußerte zerstreut einige höfliche Worte. Er hatte in dem alten Herrn den Spieler wiedererkannt, der kürzlich die Bank gesprengt und bald darauf dem Fräulein Klinghaus einen Besuch gemacht hatte. Das eigentümliche Benehmen des früheren Offiziers beim Anblick des jungen Mädchens war ihm aufgefallen.

„War es mir nicht, als hörte ich einen leisen Schrei aus dem anderen Boote dort?" fragte Frau Walther, halb an die Insassen des Kutters gewendet. „Sollte sich ein Unfall zugetragen haben?"

„Nicht doch," gab Doktor Helling Auskunft. „Mir schien es, als ob der Herr dort vorn in der Schaluppe von irgend einer auffälligen Erscheinung so betroffen worden wäre, als sähe er das Haupt der Medusa. Vielleicht hat er in der Zerstreuung eine der Damen für eine den Wellen entsteigende Nixe gehalten. — Heda, Steuermann, wir wollen den Anker klar machen und dann noch ein wenig Pulver verbrennen."

Die Böte trennten sich. Bald stieg eine zweite lichte Helle auf, die auf die ganze Breitseite der ersten Schaluppe fiel. Nunmehr musterte Frau Walther prüfend die Gesellschaft der zweiten Schaluppe. Als ihr Blick auf den alten Herrn fiel, erbleichte sie und wandte sich ab.

Der Spieler lugte mit Hilfe eines Lorgnons scharf nach dem jungen Mädchen hinüber und schenkte der magischen Wirkung der bunten Flammen auf die Felsenwände und auf das Meer nicht die geringste Aufmerksamkeit.

„Geht übermorgen nicht ein Dampfschiff, Mathilde?" fragte Frau Walther.

„Ja, Mama."

„Nun, so wollen wir übermorgen die Heimreise antreten."

„Übermorgen schon? Wolltest Du nicht noch eine Woche länger hier verweilen?"

„Es ist besser so. Meine Kur ist so gut wie vollendet. Auch habe ich mit dem Vater vieles zu besprechen."

„Jedenfalls scheiden wir von Helgoland mit einem herrlichen Eindruck," meinte das junge Mädchen

Digitized by Google

sinnend, nochmals den Blick nach dem Kutter richtend, wo soeben der letzte Rest der bengalischen Flamme verglimmte.

Die Mutter unterdrückte einen Seufzer und mahnte den Lotsen an die Heimfahrt.

## Sechstes Kapitel.

Die Villa in Pöseldorf, das Besitztum des Fräulein Klinghaus, war dereinst von ihrem Vater, dem Ratsherrn, an einer der schönsten Stellen des rechten Ufers der Außenalster erbaut und von ausgedehnten Parkanlagen umgeben worden. Das Gebäude selbst, sehr geräumig und zum Bewohnen im Sommer wie im Winter eingerichtet, wies eine verhältnismäßig einfache und schmucklose Außenseite auf, denn der Baumeister hatte nur die Aufgabe zu lösen gehabt, eine recht bequeme und behagliche Heimstätte zu schaffen. Das war ihm gelungen; architektonische Schönheiten zu schaffen, hätte auch außerhalb des Bereiches seines Könnens gelegen. Dagegen war die geniale Kraft eines bei den Hamburgern der damaligen Zeit mit Recht in hohem Ansehen stehenden Mannes, dem die Stadt so manche herrliche Gartenanlage verdankte, mit Erfolg bemüht gewesen, die Umgebung so prachtvoll wie nur möglich zu gestalten. Wundervolle Partien von Gebüschen und Bäumen, unter diesen mehrere noch aus alter Klosterzeit Harvestehudes stammende Riesen, teilweise mit Epheu bewachsen, erinnerten an die Familiensitze des englischen Adels. Große Rasenplätze von dem sammetartigen Grün, das nur durch stete, sorgfältige Pflege erzielt wird, wechselten ab mit entzückenden Blumenbeeten, künstlich geschnittenen Taxushecken und stolzen Terrassen, von steinernen Balustraden eingefaßt und mit Standbildern mythologischen Genres aus grauem Sandstein geziert. Auch das „Auge der Landschaft", das Wasser, fehlte nicht, denn in der Ferne schimmerte der weite Spiegel der Außenalster, an die ein Teil des Gartens grenzte, durch den Laubschleier der Gebüsche.

An der Ausstattung des Innern war nichts gespart worden. Hohe, im Rokokostil gehaltene Zimmer mit reichem, wenn auch jetzt etwas veraltetem Mobiliar, eine Fülle der zu jener Zeit so beliebten Nippessachen, kostbare Gemälde nebst wertvollen Skulpturen berühmter neuerer und älterer Meister, und prächtige Marmorkamine zeugten von dem Reichtum der Familie Klinghaus, alte Familienporträts von einer stolzen Vergangenheit dieses Patriciergeschlechtes, denn schon im sechzehnten Jahrhundert waren so manche Klinghaus sowohl vielvermögende „königliche Kaufleute" wie auch hochangesehene Licentiaten und Ratsherren gewesen und hatten sich einen ehrenvollen Platz in den Annalen der alten Hansastadt gesichert. Das Fräulein war die letzte ihres Namens und wohl auch die reichste Dame, die ihn je getragen hatte. Selbst die harten Schläge der „Franzosenzeit" hatten den festgefügten Bau dieses althanseatischen Hauses verhältnismäßig nur wenig zu erschüttern vermocht und den schweren Stürmen unruhiger Zeiten war stets wieder andauernder Sonnenschein gefolgt, der reiche goldene Frucht reifen ließ.

Gegenwärtig fehlte dem vornehmen Besitztum das Leben. Wie ein verzaubertes Schloß erschien diese Villa in Pöseldorf dem jungen Mädchen, das bald nach der Rückkehr des Fräuleins von Helgoland unter das Dach aufgenommen worden war. Überall herrschte Einsamkeit und fast stets waltete ein klösterliches Schweigen. Die Fenster des oberen Stockes waren verhängt, die Lauben und Gänge des Gartens wurden nie von fröhlichen Menschen belebt. Nur der Gesang der Vögel tönte durch die Wipfel und Büsche, und selten störte der Schall eines menschlichen Fußtrittes die befiederten Sänger, denn Fräulein Klinghaus gab keine Gesellschaften und liebte die größte Ruhe.

Schon als Mathilde in dem Lohnwagen, der sie und ihre Habseligkeiten vor das Dammthor gefahren hatte, anlangte, war der erste Eindruck keineswegs freundlich anmutend, ja eher erkältend. Der alte Johann kam ihr entgegen und sah so ernst aus, als empfinge er einen Leidtragenden bei einer Beerdigung. Auch schien er sich für zu gut zu halten, um Hand an Mathildens Gepäck zu legen. Er rief einen jüngeren Diener, gab ihm entsprechende Anweisung und schritt dann selbst voraus, um den Weg zu zeigen, wie er mit höflicher Gemessenheit bemerkte, nachdem er das junge Mädchen mit einem kurzen, trüben Blick gemustert hatte.

Langsam ging der Zug über die mit Treppenläufern belegten Laufgänge und durch die Korridore nach dem ersten Stock. Das Zimmer, das der alte Johann öffnete, war hoch und geräumig, aber etwas düster durch die das Haus überragenden Kronen der Eichen, Buchen und Rüstern. Auch die Vorhänge waren von dunkler Farbe, freilich von kostbaren Stoffen, der Fußboden glänzte parkettiert, aber wie gern hätte Mathilde die vornehme Ausstattung gegen die um vieles freundlichere Ausstattung ihres früheren Zimmers im Waltherschen Hause vertauscht, des behaglichen Stübchens mit den weißen Gardinen, den Blumen vor dem Fenster, der freien Aussicht auf die Alster.

Der Diener ging mit dem Bemerken, daß er die Kammerfrau herschicken wolle, und Mathilde blieb allein. Sie konnte einige Thränen nicht unterdrücken. Zum ersten Male weilte sie, von allen ihren Lieben getrennt, allein in der Welt, in völlig neuer und fremd anmutender Umgebung. Vielleicht wäre sie durch einen freundlichen Empfang ihrer jetzigen Gebieterin, durch einige herzliche Worte oder sonst irgend welchen von einer gutmütigen Seele gebotenen Willkommensgruß leichter über den ersten Schritt auf dem neuen Lebenswege hinweggekommen. Diese kühle Aufnahme schien dem jungen Mädchen in der bedrückten Stimmung kein gutes Vorzeichen. Ein Gefühl der Verzagtheit beschlich ihr Herz. Doch sie hörte die Kammerfrau kommen und nahm sich zusammen, abermals den festen Entschluß fassend, dem ihr beschiedenen Geschick mit mutigem Herzen Stand zu bieten.

Digitized by Google

Sinn des von Erwin Gesagten begriff, so half Fräulein Klinghaus.

Der Abend flog rasch dahin. Nach dem Thee mußte Mathilde vorlesen; Erwin, an ihrer Seite sitzend, blickte in das Buch und folgte mit den Augen der Häkelnadel, mit der die gerade gelesenen Worte zu bezeichnen Mathilde beauftragt worden war. Wenn der junge Mann oder seine Tante eine Bemerkung über den Inhalt des Buches zu machen hatten, was recht oft der Fall war, so mußte Mathilde auf ein gegebenes Zeichen pausieren. Dann wurde die Gebärdensprache, manchmal durch rasch mit den Fingern buchstabierte Worte ergänzt, zwischen den beiden geführt, und Mathilde machte die Beobachtung, daß diejenigen Bemerkungen und Urteile des jungen Mannes, deren Sinn sie zu erfassen vermochte, geistreich und treffend waren, was oft gerade durch den ihm durch seine Ausdrucksweise auferlegten Lakonismus um so schärfer hervortrat. Einzelne Male durfte auch sie ihre Meinung äußern, und da der Inhalt des Werkes, eine Reisebeschreibung, die für die Schilderungsgabe und den psychologischen Scharfblick des Verfassers ein sehr günstiges Zeugnis ablegte, sie lebhaft interessierte, bestand sie diese Geistesprobe mit allen Ehren. Ja, trotz aller bescheidenen Zurückhaltung, die dem jungen Mädchen ihre Stellung auferlegte und deren sie wohlweislich stets eingedenk blieb, folgte sie ihrer Wahrheitsliebe und nahm, als im Laufe einer Meinungsverschiedenheit zwischen der Tante und dem Neffen auch sie um ihre Ansicht befragt wurde, durch Vorbringung eines neuen und durchschlagenden Argumentes entschieden Partei für Erwin. Der junge Mann war ersichtlich sehr glücklich hierüber. In diesem Augenblick konnte Mathilde nicht umhin zu bemerken, daß seine Züge mit den vom Eifer des Disputierens gerötenten Wangen und den ausdrucksvollen Augen etwas sehr Anmutendes hatten. Ihre Seele durchflog der Gedanke: „Wir werden bald gute Freunde werden," und etwas Ähnliches glaubte sie in Erwins Blick kaum verkennbar zu lesen.

Die Tante erschien in dem vorhin erwähnten Momente, als sie Widerspruch von einer Seite erfuhr, von der sie solchen wahrlich nicht gewöhnt war, zunächst ziemlich verdutzt. Nach einiger Überlegung gab sie indessen den von ihr vertretenen Standpunkt als durch Überstimmung verurteilt freiwillig auf, und ihr Auge ruhte keineswegs unfreundlich auf der neuen Gesellschafterin. Ja, es ereignete sich, als gegen Mitternacht die Unterhaltung beendet wurde, etwas, das für Mathilde durchaus unerwartet war: Die Dame ließ die Bezeichnung „Demoiselle" fallen, und fügte dem Gutenachtwunsche die Worte „mein Kind" hinzu. Das war, wie Fanny draußen auf dem Korridor Mathilden zuflüsterte, noch keiner Gesellschafterin passiert.

„Doch es ist noch nicht aller Tage Abend," fügte die Kammerfrau mahnend hinzu. „Das gnädige Fräulein war gerade in recht guter Stimmung; Sie werden die Dame noch in anderer Gemütsverfassung kennen lernen."

Mathilde beschloß im stillen, sich durch den günstigen Erfolg des ersten Eindruckes nicht in rosige Träume wiegen zu lassen und alles aufzubieten, um die gute Meinung von ihrer Qualifikation zu der neuen Stellung zu befestigen. Daß nach den vielfachen Anregungen des Abends der Schlummer sich noch lange nicht auf ihre Augen herabsenken werde, durfte sie annehmen; sie verwandte deshalb noch eine volle Stunde auf das Studium der Fingersprache.

* * *

Der Gang der Lebensweise auf der Villa in Pöseldorf war, so ward die neue Gesellschafterin schon nach wenig Tagen inne, ein äußerst gleichförmiger. Alles wurde nach dem Glockenschlage der Uhr geregelt. Stets zu denselben bestimmten Stunden nahm man die Mahlzeiten ein, bei denen nach englischem Vorbilde ein gewisses feierliches Ceremoniell herrschte und deren äußerst lange Ausdehnung das junge Mädchen zunächst recht ungewohnt berührte. Sehr selten unterbrach ein Besuch aus der Stadt die herrschende Einförmigkeit, und noch seltener nahm das alte Fräulein Veranlassung, nach Hamburg zu fahren, abgesehen von dem allsonntäglichen Besuche der Hauptpredigt in der Kirche zu St. Petri. Theater oder gar Konzerte wurden nie besucht. Mit den Nachbarn pflog Fräulein Klinghaus so gut wie gar keinen Verkehr, mit Ausnahme des Doktor juris Helling, der unfern der Villa wohnte und so oft dort einsprach, daß er fast als Hausgenosse gelten konnte.

Die Beschäftigungen der Damen waren einfach. Täglich, wenn das Wetter es nur irgend erlaubte, ging oder fuhr man spazieren, stets in Begleitung Erwins, der auch manchmal neben dem Wagen ritt. Zu Zeiten wurde auch mittelst der „Alsternixe" eine Segelpartie unternommen, bei der Doktor Helling nicht fehlen durfte. Die übrige Zeit wurde mit ernster Lektüre und dem Studium volkstümlich-wissenschaftlicher Werke derjenigen Disciplinen, denen sich Erwin zugewandt hatte, ausgefüllt. Die alte Dame verfuhr hierin nach bestimmten Plänen, die sie nach Abrede mit dem Taubstummen unter dem Beirat seines Universitätsfreundes auf längere Perioden festsetzte. Länder- und Völkerkunde, Malerei, Bildhauerkunst wurden bevorzugt. Daß die belletristische Litteratur, sowie die Musik gänzlich ausgeschlossen waren, bedauerte Mathilde im stillen; namentlich kam es ihr, die stets für die Schätze der Tonkunst empfänglich gewesen, zunächst recht hart an, hier keine Taste berühren zu dürfen. Nur alle drei Wochen, an den Nachmittagen, zu denen ihr der Besuch der Familie Walther gestattet wurde, fand sie Gelegenheit, ein halbes Stündchen zur flüchtigen Entschädigung auf jenem Gebiete zu verwenden. Eine immerhin die Geisteskräfte anspannende, wenn auch Mathilde nicht gerade sehr sympathische Abwechselung bot das Schachspiel, das der Taubstumme liebte und dessen höhere Feinheiten dem jungen Mädchen zu lehren er sich zu Zeiten bemühte. Fräulein Klinghaus blieb hierbei stets Zuschauerin. Auf eine gelegentliche Erwähnung Mathildens, daß

Digitized by Google

Dank des jungen Mädchens erwiderte er nur einige unverständliche Worte und entfernte sich dann fast unhörbaren Schrittes, kalt und gemessen wie immer. Sein Gesicht schien in unveränderliche, höflich ernste Falten gelegt.

Mathilde betrachtete und bewunderte die prächtigen Kinder des Spätsommers. Nach den Reden Fannys zu schließen, durfte sie freilich dem alten Manne die Machtvollkommenheit zu dieser Plünderung des Gartens und des Gewächshauses zutrauen. Es nahm sie indessen wunder, wie er die Blüten mit so auserlesenem Geschmack hatte zusammenstellen können, denn der Strauß in seiner harmonischen Farbenwirkung hätte auf einer Blumenausstellung hohe Ehre eingelegt.

Der ihr bezeichnete Zeitpunkt war gekommen. Noch einen flüchtigen Blick warf sie in den Spiegel auf ihre einfache Toilette und begab sich dann klopfenden Herzens hinab in den Salon.

Das alte Fräulein saß auf dem Sofa. Erwin stand in einer Ecke, in einem Album blätternd, und erwiderte den Gruß Mathildens durch eine leichte Verbeugung. Die alte Dame sah ernst und gebietend aus wie immer.

„Ich hoffe, daß Ihre Stellung eine dauernde sein werde, Demoiselle," antwortete sie auf die schüchterne Anrede Mathildens, und wiederum war ihr Blick so prüfend strenge, als empfinge sie eine reuig heimgekehrte Sünderin.

Wenige freundlich aufmunternde Worte hätten dem jungen Mädchen sehr wohlgethan, aber diese schienen dem Fräulein überflüssig. Sie fuhr fort: „Wollen Sie den Thee bereiten."

Mathilde ging an diese Beschäftigung, bei der ihr auf einen stummen Wink des Fräuleins die Kammerfrau die nötigen Anweisungen gab; ihre Finger zitterten etwas, doch alles ging gut. Auch Erwin setzte sich nunmehr und nahm die ihm gebotene Tasse leicht errötend; sein Blick ruhte auf den feingeformten Händen des jungen Mädchens.

„Wie Sie wissen, ist mein armer Neffe von dem harten Lose betroffen, taubstumm zu sein," sagte Fräulein Klinghaus. „Dies thut indessen der Konversation mit ihm wenig Abbruch; wir unterhalten uns stundenlang durch die Gebärdensprache, die auch Ihnen bald durch die Beobachtung ohne Mühe geläufig werden wird. Das zum Buchstabieren einzelner Worte erforderliche Fingeralphabet läßt sich gleichfalls unschwer erlernen."

Mathilde gab ihrer Bereitwilligkeit hierzu entsprechenden Ausdruck.

„Dort auf dem Nebentische in dem Arbeitskorbe liegt eine schriftliche Anleitung nebst Abbildungen zum Studium der Fingersprache, das Ihnen mit Hilfe Erwins leicht werden wird.

Der Taubstumme, der sehr wohl verstanden hatte, um welchen Gegenstand sich das Gespräch drehte, holte die erwähnte Anleitung und legte sie vor den Platz der Tante auf das Tischtuch.

„Bis nachher," gab ihm das Fräulein zu verstehen. Sie erzählte dann einiges von Erwins Erziehungsgange.

Das junge Mädchen äußerte im Gespräche hierüber, daß sie inniges Mitleid mit dem bedauernswerten jungen Mann empfinde.

„Mitleid?" entgegnete das Fräulein lebhaft und mit merkbarer Zurückweisung. „Dessen bedarf er nicht. Er fühlt sich glücklich in seiner Lebenslage, vielleicht glücklicher, als er selbst ahnen mag. Ihm hat der Besuch der Universität eine Fülle geistiger Schätze erschlossen, in denen er mit ungestörtem Genuß wahrhaft schwelgt; auch wird er hiervon nicht abgezogen von mancherlei Eindrücken der Außenwelt. Es waren schwierige philologische Fächer, die er auf der Hochschule erwählt hatte, beispielsweise, um Ihnen einen ungefähren Begriff hiervon zu geben, Demoiselle, hat er Arabisch, Persisch, Chaldäisch, Hebräisch, Sanskrit erlernt, und er studiert Schriften, deren Buchstaben ich nicht ansehen kann, ohne Augenschmerzen zu riskieren."

„Ich habe Übersetzungen der Tausend und eine Nacht und der Lieder des Hafis in französischer Sprache gelesen," bemerkte Mathilde, „und begreife, daß sich jenes mühevolle Studium lohnt, wenn man solche Dichter in der Ursprache lesen kann."

Das Fräulein blickte etwas freundlicher. „So werden Sie sich auch für einige Bearbeitungen orientalischer Sagen aus seiner Feder interessieren; Erwin mag sie Ihnen gelegentlich anvertrauen. Auch giebt es noch manche andere Seite seines reichen Geisteslebens, die auf ein junges Mädchen von mehr als oberflächlicher Bildung anregend wirken könnte. Seine Aquarellbilder sind künstlerisch schön. Schade, daß er niemals zu bewegen ist, sie größeren Kreisen vor die Augen zu führen; jeglicher Ehrgeiz ist ihm fern. Wollen Sie mir die Mappe geben, die dort auf dem Schreibtische liegt."

Mathilde reichte ihr die Mappe; die alte Dame schlug sie auf, trotzdem der Taubstumme dies durch einen bittenden Blick und eine Handbewegung zu hindern suchte. „Sehen Sie hier, diese Ansicht vom Elbstrande bei Blankenese; beachten Sie die wunderbare Stimmung, die in dem Bilde liegt."

Das Bild zeugte in der That von außergewöhnlicher Begabung. Während Mathilde es betrachtete, nahm die alte Dame ein anderes Blatt zur Hand und meinte: „Das Blatt hier habe ich selbst noch nicht gesehen; das ist ja Mörmers Gatt in künstlicher Beleuchtung durch Feuerwerk, noch nicht vollendet, aber es wird eins seiner vorzüglichsten Bilder werden."

Erwin nahm jetzt mit sanfter Gewalt dem Fräulein die Mappe aus der Hand und gestikulierte eifrig.

„Ich vergaß," nickte die alte Dame freundlich, „er liebt es nicht, wenn man die erst halb ausgeführten Skizzen betrachtet."

Der junge Mann wählte jetzt selbst einige Aquarelle aus und reichte sie den Damen; jenes von Helgoland verschloß er in eine andere Mappe. Die Bilder, Landschaften verschiedenster Art mit Staffage, gaben Mathilden die beste Gelegenheit, ein Gespräch durch Gebärden zu beginnen, und sie wunderte sich im stillen, wie leicht man sich auf diese Art verständlich machen konnte. Wenn sie nicht sofort den

Digitized by Google

Sinn des von Erwin Gesagten begriff, so half Fräulein Klinghaus.

Der Abend flog rasch dahin. Nach dem Thee mußte Mathilde vorlesen; Erwin, an ihrer Seite sitzend, blickte in das Buch und folgte mit den Augen der Häkelnadel, mit der die gerade gelesenen Worte zu bezeichnen Mathilde beauftragt worden war. Wenn der junge Mann oder seine Tante eine Bemerkung über den Inhalt des Buches zu machen hatten, was recht oft der Fall war, so mußte Mathilde auf ein gegebenes Zeichen pausieren. Dann wurde die Gebärdensprache, manchmal durch rasch mit den Fingern buchstabierte Worte ergänzt, zwischen den beiden geführt, und Mathilde machte die Beobachtung, daß diejenigen Bemerkungen und Urteile des jungen Mannes, deren Sinn sie zu erfassen vermochte, geistreich und treffend waren, was oft gerade durch den ihm durch seine Ausdrucksweise auferlegten Lakonismus um so schärfer hervortrat. Einzelne Male durfte auch sie ihre Meinung äußern, und da der Inhalt des Werkes, eine Reisebeschreibung, die für die Schilderungsgabe und den psychologischen Scharfblick des Verfassers ein sehr günstiges Zeugnis ablegte, sie lebhaft interessierte, bestand sie diese Geistesprobe mit allen Ehren. Ja, trotz aller bescheidenen Zurückhaltung, die dem jungen Mädchen ihre Stellung auferlegte und deren sie wohlweislich stets eingedenk blieb, folgte sie ihrer Wahrheitsliebe und nahm, als im Laufe einer Meinungsverschiedenheit zwischen der Tante und dem Neffen auch sie um ihre Ansicht befragt wurde, durch Vorbringung eines neuen und durchschlagenden Argumentes entschieden Partei für Erwin. Der junge Mann war ersichtlich sehr glücklich hierüber. In diesem Augenblick konnte Mathilde nicht umhin zu bemerken, daß seine Züge mit den vom Eifer des Disputierens gerötеten Wangen und den ausdrucksvollen Augen etwas sehr Anmutendes hatten. Ihre Seele durchflog der Gedanke: „Wir werden bald gute Freunde werden," und etwas Ähnliches glaubte sie in Erwins Blick kaum verkennbar zu lesen.

Die Tante erschien in dem vorhin erwähnten Momente, als sie Widerspruch von einer Seite erfuhr, von der sie solchen wahrlich nicht gewöhnt war, zunächst ziemlich verdutzt. Nach einiger Überlegung gab sie indessen den von ihr vertretenen Standpunkt als durch Überstimmung verurteilt freiwillig auf, und ihr Auge ruhte keineswegs unfreundlich auf der neuen Gesellschafterin. Ja, es ereignete sich, als gegen Mitternacht die Unterhaltung beendet wurde, etwas, das für Mathilde durchaus unerwartet war: Die Dame ließ die Bezeichnung „Demoiselle" fallen, und fügte dem Gutenachtwunsche die Worte „mein Kind" hinzu. Das war, wie Fanny draußen auf dem Korridor Mathilden zuflüsterte, noch keiner Gesellschafterin passiert.

„Doch es ist noch nicht aller Tage Abend," fügte die Kammerfrau mahnend hinzu. „Das gnädige Fräulein war gerade in recht guter Stimmung; Sie werden die Dame noch in anderer Gemütsverfassung kennen lernen."

Mathilde beschloß im stillen, sich durch den günstigen Erfolg des ersten Eindruckes nicht in rosige Träume wiegen zu lassen und alles aufzubieten, um die gute Meinung von ihrer Qualifikation zu der neuen Stellung zu befestigen. Daß nach den vielfachen Anregungen des Abends der Schlummer sich noch lange nicht auf ihre Augen herabsenken werde, durfte sie annehmen; sie verwandte deshalb noch eine volle Stunde auf das Studium der Fingersprache.

* * *

Der Gang der Lebensweise auf der Villa in Pöseldorf war, so ward die neue Gesellschafterin schon nach wenig Tagen inne, ein äußerst gleichförmiger. Alles wurde nach dem Glockenschlage der Uhr geregelt. Stets zu denselben bestimmten Stunden nahm man die Mahlzeiten ein, bei denen nach englischem Vorbilde ein gewisses feierliches Ceremoniell herrschte und deren äußerst lange Ausdehnung das junge Mädchen zunächst recht ungewohnt berührte. Sehr selten unterbrach ein Besuch aus der Stadt die herrschende Einförmigkeit, und noch seltener nahm das alte Fräulein Veranlassung, nach Hamburg zu fahren, abgesehen von dem allsonntäglichen Besuche der Hauptpredigt in der Kirche zu St. Petri. Theater oder gar Konzerte wurden nie besucht. Mit den Nachbarn pflog Fräulein Klinghaus so gut wie gar keinen Verkehr, mit Ausnahme des Doktor juris Helling, der unfern der Villa wohnte und so oft dort einsprach, daß er fast als Hausgenosse gelten konnte.

Die Beschäftigungen der Damen waren einfach. Täglich, wenn das Wetter es nur irgend erlaubte, ging oder fuhr man spazieren, stets in Begleitung Erwins, der auch manchmal neben dem Wagen ritt. Zu Zeiten wurde auch mittelst der „Alsternixe" eine Segelpartie unternommen, bei der Doktor Helling nicht fehlen durfte. Die übrige Zeit wurde mit ernster Lektüre und dem Studium volkstümlich-wissenschaftlicher Werke derjenigen Disciplinen, denen sich Erwin zugewandt hatte, ausgefüllt. Die alte Dame verfuhr hierin nach bestimmten Plänen, die sie nach Abrede mit dem Taubstummen unter dem Beirat seines Universitätsfreundes auf längere Perioden festsetzte. Länder- und Völkerkunde, Malerei, Bildhauerkunst wurden bevorzugt. Daß die belletristische Litteratur, sowie die Musik gänzlich ausgeschlossen waren, bedauerte Mathilde im stillen; namentlich kam es ihr, die stets für die Schätze der Tonkunst empfänglich gewesen, zunächst recht hart an, hier keine Taste berühren zu dürfen. Nur alle drei Wochen, an den Nachmittagen, zu denen ihr der Besuch der Familie Walther gestattet wurde, fand sie Gelegenheit, ein halbes Stündchen zur flüchtigen Entschädigung auf jenem Gebiete zu verwenden. Eine immerhin die Geisteskräfte anspannende, wenn auch Mathilde nicht gerade sehr sympathische Abwechselung bot das Schachspiel, das der Taubstumme liebte und dessen höhere Feinheiten dem jungen Mädchen zu lehren er sich zu Zeiten bemühte. Fräulein Klinghaus blieb hierbei stets Zuschauerin. Auf eine gelegentliche Erwähnung Mathildens, daß

Digitized by Google

Frau Walther verschiedene recht verwickelte Patiencen zu legen verstehe und ihr diesen Zeitvertreib gelehrt habe, erwiderte Fräulein Klinghaus schroff abweisend, daß in ihr Haus niemals eine Spielkarte kommen solle.

Überhaupt war die alte Dame gar nicht so selten trüber und sogar gereizter Stimmung. Mathilde hatte nur zu bald Gelegenheit genug, sich in Geduld und Selbstüberwindung zu üben; sie that dies standhaft. Einigermaßen erleichtert wurde ihr dies durch mehrere Umstände, zunächst dadurch, daß es auch an Lichtblicken nicht fehlte, denn in mancher Beziehung lernte Mathilde das Fräulein von vorteilhafter Seite kennen. Die Dame spendete, wie ihre von der Gesellschafterin zu führende Korrespondenz erwies, beträchtliche Summen für wohlthätige Zwecke, freilich ohne sich jemals persönlich an derartigen Bestrebungen zu beteiligen. Sie war, wenn sie ihre Umgebung durch Handlungen gekränkt hatte, die an Demütigungen streiften, bald darauf ersichtlich bestrebt, durch eine Art des Wohlwollens den verletzenden Eindruck wieder zu beseitigen.

Trotz alledem kamen Momente, in denen es Mathilde schwer wurde, in stiller Ergebung das ihr zugefügte Leid zu tragen, und in denen es ihr schien, als ob das Fräulein einen geheimen Widerwillen gegen die Gesellschafterin hege, die sie nur aus irgend welchen unbekannten Gründen nicht wieder zu entlassen sich bestimmt fühle. Derartige Trübsal brachten übrigens ausschließlich die Stunden, zu denen Erwin in seinen Gemächern beim Studium weilte. Die Gegenwart des Taubstummen, dem gegenüber das Fräulein zu allen Zeiten die Liebe und Güte selbst war und den sie durch Aufbietung alles dessen, was ihr großes Einkommen zu beschaffen erlaubte, für die Härte der Natur zu entschädigen suchte, ließ die Sonne der Huld der alten Dame gewöhnlich rasch wieder zum Durchbruche gelangen.

So vergingen Wochen und Monate. Während dieser Zeit hatte Erwin Schrader bald eine recht gute Freundschaft mit der neuen Gesellschafterin geschlossen, die, wie ihm nicht verborgen bleiben konnte, sich der kränkelnden Tante liebreich annahm und sich mit bestem Erfolg bemühte, seine Sprache zu lernen. Bald vermochte sich Mathilde ebenso gut mit dem Taubstummen zu unterhalten wie das Fräulein Klinghaus, und nach und nach geschah etwas, was noch bei keiner der Vorgängerinnen Mathildens geschehen war: Der junge Gelehrte vernachlässigte seine Studien, um sich so lange wie nur irgend möglich in der Gesellschaft Mathildens zu befinden, mit der er auf harmloseste, gewissermaßen kindlich-unbefangene Art verkehrte, wie mit einer Schwester.

Dies rechnete seine Tante dem jungen Mädchen hoch an, und da war es, als ob sich endlich der Bann lösen sollte, der auf der Villa zu liegen schien. Mathildens schöne klangvolle Stimme, der warme Blick ihrer Augen übten einen immer wohlthuenderen Einfluß auf das trübe verbitterte Gemüt des alten Fräuleins aus. Die herzliche Teilnahme und die töchterlich-ehrerbietige Aufmerksamkeit des jungen Mädchens schmolzen das Eis, das um das Herz der alten Dame gelegen haben mochte. Dem Zauber der anmutigen jugendlichen Persönlichkeit, die mit aufrichtiger Zuneigung um sie besorgt war, konnte die Greisin nicht widerstehen.

Immerhin aber traten dann und wann Perioden ein, in denen Fräulein Klinghaus von tiefer Melancholie befallen erschien. In ihrer Eigenart lag etwas, das Mathilde sich nicht enträtseln konnte. Das junge Mädchen erinnerte sich zu solchen Zeiten der verhüllten Porträts, von denen ihr die Kammerfrau erzählt hatte. Sollte ein Familiengeheimnis mit drückendem Kummer auf der Seele der Greisin lasten?

Solche Gedanken ließen die eigene, durchaus nicht vernarbte Herzenswunde neu schmerzen. Wohl war die Qual der für Mathilde so herbe gewordenen Ungewißheit über ihre Herkunft wesentlich gemildert durch die Eindrücke der jetzigen Stellung und durch die von dieser bedingten, oft schweren Pflichten. Nichtsdestoweniger blieb der peinigende Stachel haften. Indessen trat im Laufe der Zeit eine Linderung durch ein anderes Gefühl ein, das in das Herz Mathildens einzog, ohne daß das junge Mädchen selbst sich dessen schon bewußt gewesen wäre.

Die Besuche des jungen Advokaten Doktor Arthur Helling wurden zu Lichtblicken in Mathildens Dasein. Schon die äußere Erscheinung des Rechtsgelehrten hatte seiner Zeit einen gewinnenden Eindruck auf das junge Mädchen ausgeübt. Als sie den Freund Erwins näher kennen lernte, durfte sie bald auch hohe Achtung vor ihm hegen. Er war von kindlicher Liebe und Dankbarkeit für seine Wohlthäterin erfüllt und erwies ihrem taubstummen Neffen die aufopferndste Freundschaft. Der Jüngling, dem alle Genüsse des Lebens winkten, widmete seit Jahren fast alle seine Mußestunden dem Verkehr mit den Bewohnern der Villa in Pöseldorf.

Der Meinungsaustausch mit dem hochgebildeten und edeldenkenden jungen Manne ward für Mathilde eine Quelle des Genusses. Hier war die Fessel der abhängigen Stellung nicht vorhanden, die ihre Konversation mit dem Fräulein Klinghaus beengte, und ebenso fehlte der bei jeder längeren Unterhaltung mit dem Taubstummen sich doch fast stets bemerkbar machende Mangel so mancher wesentlichen Vorzüge der lebendigen Sprache: Der Wohlklang der Stimme, die durch die Betonung hervorgebrachten Abstufungen. Mochten auch die Gebärden und die Fingersprache für die konkreten Gegenstände des täglichen Lebens völlig ausreichen, ihre Unvollständigkeit trat doch bei so manchem Ausdruck für abstrakte Begriffe oft genug hervor. Auch erzählte Doktor Helling so manches Anregende, was dem jungen Mädchen bei einer Beschränkung des Verkehrs auf den Taubstummen, der sich fast nur für seine wissenschaftlichen Sphären interessierte, und auf das Fräulein, das den Tagesereignissen keine Beachtung schenkte und nie eine Zeitung las, anderenfalls völlig unbekannt geblieben wäre. Seine Botschaften aus der draußen lebendig pulsierenden Welt waren in dieser Einsiedelei bisher ziemlich gleichgültig aufgenommen worden. Seitdem Mathilde zu den Hausgenossen gehörte, ging auch Erwin häufig auf Gesprächsthemata ein, die ihn früher kalt gelassen hätten; ihm genügte es, wenn der

Digitized by Google

Ausdruck ihrer Züge Interesse an einer von dem Advokaten flüchtig berührten Tagesfrage verriet, die gerade die gebildeten Kreise bewegte, um einen längeren Meinungsaustausch hierüber zu veranlassen, an dem er selbst dann in der Regel mit Eifer teilnahm. Freudig lobte dann der Advokat seinen Freund, daß er trotz aller Vorliebe für die Büchergelehrsamkeit seinen Ideenkreis zu erweitern bestrebt sei, und dann erwärmte sich auch stets das Fräulein Klinghaus für Angelegenheiten, die sie ehedem von vornherein kurz abgewiesen hätte.

Auf diese Art wurden die Besuche Hellings zu einer stets willkommenen geistigen Erholung für das junge Mädchen, und schmerzlich entbehrte sie die Gegenwart des Advokaten, wenn überhäufte Geschäfte oder Reisen ihn tagelang von der Villa fern hielten. Ihr Herz pochte schneller, wenn sie ihn mit elastischem Schritte durch den Garten gehen sah, und sie beneidete unwillkürlich Erwin, der ihm entgegeneilen und ihm die Hand schütteln durfte. Zu einer Selbstanalyse ihrer Empfindungen gelangte sie nicht. Unbefangen verharrte sie in dem Glauben, daß das hochzuschätzende freundschaftliche Verhältnis zu dem jungen Rechtsgelehrten eben dasselbe sei, wie das zu dem Taubstummen, und erst ein unerwartetes Ereignis ließ hierin einen plötzlichen jähen Wandel eintreten.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## In Fesseln.

Es giebt Berge —
Mit schneeigen Häuptern den Himmel erstrebend,
Mit grünen Matten und rauschenden Wassern,
Gewaltige, köstliche Berge —
Ich sehe sie nicht.

Es giebt Töne —
Von Künstlerhand gelockt aus den Saiten,
Durchströmt vom Atem der Künstlerseele,
Ergreifende, mächtige Töne —
Ich höre sie nicht.

Es giebt Menschen —
Gestreift von des Genius leuchtender Schwinge,
Im Glück und im Schmerz aus der Fülle schöpfend,
Frei schaffende, heitere Menschen —
Ich kenne sie nicht.

Es giebt ein Leben —
Fernab von dumpfigem Kerkergefüge,
Voll freudiger Arbeit und Schönheit und Liebe,
Ein reiches, gesegnetes Leben —
Still! still!

E. Gnade.

---

## Spaziergänge in der Seele.

Von O. v. L.

### IV.

### „Außen" und „Innen".

Wir haben auf unseren Spaziergängen bis jetzt hauptsächlich nur Vorstellungen (sinnlich vermittelte, d. h Empfindungen, und unmittelbare, d. h. Gefühle) kennen gelernt. Jene Thätigkeit des Etwas in uns, die wir Verstand, Vernunft, Wille nennen, haben wir noch nicht angetroffen, oder doch nur flüchtig berührt. Auch jetzt bei dem vierten Ausfluge werden wir noch nicht nach ihnen Ausschau halten können. Denn wir müssen vorher endlich den Schauplatz, auf dem wir uns bewegen, näher betrachten. Bis jetzt verwendete ich die Worte „außen" und „innen" ganz im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauchs — was ich auch einmal hervorgehoben habe. Nun aber gilt es zu untersuchen, mit welchem Rechte ich das darf, und ob sich nicht bei näherer Untersuchung für diese Ausdrücke ein anderer Sinn ergiebt, als man mit ihnen zu verbinden pflegt.

Die naive Anschauung dürfte nun vielleicht eine solche Untersuchung für Wortklauberei und für sehr überflüssig halten. Was „außen" und „innen" bedeute, glaubt jeder ganz genau zu wissen. Es ist doch so „klar": was innerhalb des Körpers vorgeht, ist „innen", das andere „außen", was ich in mir fühle und denke ist die Innenwelt, das übrige die Außenwelt. Und auch die Dinge sind ganz klar und durch bestimmte Eigenschaften gekennzeichnet. Der Mensch sieht den Himmel blau, also *ist* er blau; er stößt sich am Stein, also *ist* der Stein hart; Malaga schmeckt süß, also *ist* er süß. Kurz, das alles sieht jedes Kind ein, es ist also überflüssig, darüber weiter nachzudenken.

Aber der Schein des Verständnisses ist noch kein Verstehen und der sogenannte einfache Menschenverstand ist manchem Vorstellungskreise gegenüber ohnmächtig. In seiner Selbstzufriedenheit lebt er ja oft recht friedlich und fröhlich, aber seine Einsicht genügt nur für die Ordnung des gewöhnlichen Lebens.

Aber schon die geringste Selbstbeobachtung könnte ihn zuweilen stutzig machen. Wir wollen wieder Beispiele heranziehen.

A. sieht aus seinem Zimmerfenster. Auf der anderen Seite der Straße vor einem Laden steht sein Schneider. A. sieht genau die Gestalt, das Gesicht, kurz, er hat eine vollkommen deutliche, sinnlich vermittelte Vorstellung. Nun aber denkt er lebhaft an einen Freund, den er erwartet. Noch aber sieht er den Schneider. Plötzlich aber steht dort der Freund, ganz genau erkennbar an Mienenspiel, Gestalt und Bewegung. Und zwar so, als ob er eben durch die Thür in das Zimmer träte, dessen Abschnitt sich deutlich jetzt dort unten auf der Straße zeigt. Einige Sekunden später steht wieder der Schneider vor seinem Laden und die Häuserreihe vor dem Schauenden.

Lassen Sie uns nun diese Thatsache eingehender untersuchen.

A. blickt auf die Straße, d. h. seine Augen sind ge-

Digitized by Google

öffnet und dadurch zum Sehen befähigt. In den Blickpunkt fällt der Schneider vor seinem Laden. Naturwissenschaftlich gesprochen: die Lichtstrahlen, die von dem Gegenstande zurückprallen, in Farbenabstufungen „differenziert", gelangen in die Augen, durch die Linse und den Glaskörper auf die Netzhaut, erzeugen dort ein umgekehrtes Bild, das nun durch die Nerven vermittelst Bewegungen zum Gehirn geleitet wird. Der Sehende ist ganz sicher: das, was ich sehe, ist „draußen".

Nun erinnert sich das „Etwas"; d. h. die Erwartung, also ein Gefühl (unmittelbare Vorstellung), strebt danach, Bild zu werden und gewinnt Gestalt — die des Freundes — wird somit Gedächtnisvorstellung. Und zu ihr gesellt sich das Gedächtnisbild des Zimmers. Daß der Schauende weder den noch abwesenden Freund, noch das Zimmer, dem er den Rücken kehrt, *sehen* kann, wird er sofort zugeben und ebenso, daß die Vereinigung der zwei Gedächtnisbilder *innen* vor sich gegangen sei.

Nun aber kommt die Hauptfrage: Ist das Bild des Schneiders dort, wo ich es sehe? Ist es wirklich „außen"?

Wir wollen es annehmen. Wie könnte aber dann ein nur innerlich geschautes Bild so wirken, daß es ein äußerlich vorhandenes *unsichtbar* macht? Dieses zweite sendet die bewegten Ätherwellen noch immer in das Auge, und das umgekehrte Bildchen ist auf der Netzhaut — aber A. sieht es nicht, sondern sein „Etwas" schafft, sich erinnernd, ein Bild aus dem Innern und macht so die Ätherwellen einfach wirkungslos. Da nun das innere Bild des Freundes nicht „außen" ist, deshalb das „außen" stehende niemals decken könnte, so folgt daraus, daß jenes zweite überhaupt nicht „außen" sein kann. Nur weil es schon innen ist, kann es ebenfalls innen durch ein zweites Bild gedeckt, zum Verschwinden gebracht werden.

Ein Vater hat eben das Krankenbett seines geliebten Kindes, das vor Schmerzen stöhnt und ächzt, verlassen, um den Arzt zu holen. Er eilt voll Angst durch die belebten Gassen; schwere Wagen rollen vorüber, Menschen trippeln, schlurfen, stapfen an ihm vorbei, Hunde bellen, Hufe klappern; ein Hundertstel des Lärmes bewegt die Luft stärker, als es die Wehlaute des Söhnleins vermögen. Aber wenn auch die bewegten Luftwellen zum Ohr hereindringen und das Organ in Thätigkeit versetzen, das Etwas hört nur die Laute, deren es sich *erinnert*, und diese machen für die Zeit die „Außenwelt" verstummen.

In beiden Fällen hat eine aus dem Gefühl geborene Vorstellung *den Einfluß der „Dinge" überwunden*; in beiden Fällen ist, was ich für vorläufig ohne weitere Ausführung erwähne, *die Kette der äußeren Ursächlichkeit zerrissen*.

Wir müssen noch ein anderes Beispiel heranziehen.

Ich greife nach einem Apfel, um ihn zu essen. Meiner rein natürlichen Anschauung gemäß ist die Frucht rund, die Schale glatt, halb gelblich, halb rot; das Fleisch weiß, der Geschmack weinig und etwas süß. Ich schreibe das alles als *Eigenschaft* dem Apfel zu und sage: Der Apfel *ist* rund, *ist* rotbackig, süß u. s. w. Die Zusammenfassung aller dieser Eigenschaften bildet mir die mittelbare Vorstellung Apfel.

Nun aber wollen wir untersuchen, ob der gesunde Menschenverstand mit diesem Zuschreiben von Eigenschaften recht habe. Der Apfel *ist* also zunächst rundlich.

Ich habe schon einmal, als ich von *weichem* Sammet gesprochen habe, hervorgehoben, daß weich zwar einen Getasteindruck bezeichnet, aber doch richtig angewendet sei, indem der Blick die gleitende Bewegung der Hand nachahme (vergleiche Spaziergänge II S. 566). Jenes Etwas, das den Gesichtseindruck wahrnimmt, nimmt auch den des Getastes wahr und vereint beide zu einer gemeinsamen Empfindung. Wenn ich etwas Rundes sehe, so wird in mir zugleich die Gedächtnisvorstellung jener Tastempfindung wach, die ich beim Umfassen eines runden Gegenstandes erhalten habe. Das Gleiche ist bei *glatt* der Fall. Wenn ich etwas Glattes sehe, betaste ich es, ohne die Hände zu Hilfe zu nehmen; und betaste ich's mit geschlossenen Augen, so *sehe* ich zugleich den Schimmer, den alle glatten Gegenstände zeigen.

Wann lerne ich nun die Eigenschaften des Apfels „rund" und „glatt" kennen? Erst wenn ich ihn *sehe* und *betaste*. Was ist aber Sehen und Tasten? Eine Thätigkeit von mir; eine *Empfindung* aber, auch nur von mir, ist rund und glatt.

Untersuche ich nun die Farben der Schale, so erweisen sich auch Gelb und Rot als *meine Empfindungen*, d. h. als sinnlich vermittelte Vorstellungen. Und schmecke ich den Apfel, so würden für süß und weinartig bestimmte Geschmackswärzchen thätig, und erst wenn das Fruchtfleisch mit diesen in Berührung kommt, veranlaßt es die vermittelten Vorstellungen, die ich mit diesen Worten verbinde.

Daraus folgt zunächst: *Alles, was ich den Dingen außerhalb meines Körpers als deren Eigenschaften zuschreibe, sind meine sinnlich vermittelten Vorstellungen*, d. h. *meine eigenen Empfindungen*.

Der zweite Schluß: Also ist *meine* Außenwelt bestimmt durch den Umkreis *meiner* Empfindungen, und nichts ist in meiner *Welt*, was nicht zuvor meine *Empfindung* geworden ist.

Indem ich ein Ding *genieße*, genieße ich thatsächlich nur die von ihm veranlaßten, aber nicht erzeugten Empfindungen; ich genieße bestimmte Thätigkeiten innerhalb meines eigenen Körpers, die „Lust", und sei es die höchste, die sich durch ihn gewinnen läßt, ist ebensowenig in der „Außenwelt", wie der sogenannte physische Schmerz in ihr ist.

Ich habe also überhaupt keine andere Welt als die in mir; indem ich „Äußeres" wahrnehme, ist es bereits ein Inneres, und nichts als Inneres nehme ich wahr. Und die Eigenschaften der Dinge sind die Eigenschaften des Empfindenden, das ich im Anstoß der Außenwelt kennen lerne.

Die Ausführungen haben es wohl den Lesern klargemacht, daß der gewöhnliche Sprachgebrauch die Worte unrichtig anwende und der Ausdruck „außen" bei tieferer Betrachtung sich als falsch erweist.

Wir haben nun aber gesehen, daß der Einfluß der Empfindungen durch Gefühle gebrochen werden kann; mit anderen Worten, daß unmittelbare Vorstellungen die sinnlich vermittelten aufheben können. Wenn nun im Etwas eine Kraft vorhanden ist, die das zu bewirken vermag, so können nicht die Empfindungen das Tiefste sein. *Im Verhältnis zu den Gefühlen müssen sie außerhalb sein*. Ich weiß — bestimmte Bewußtseinszustände ausgenommen — daß sinnlich vermittelte Vorstellungen zwar in mir auftauchen, aber nicht von mir veranlaßt werden; ich weiß sie nicht so sicher als mein Besitztum, wie ich es von den Gefühlen weiß. So sind sie denn auch ein Äußerliches. Und nur in diesem beschränkten Sinne kann ich von außen und innen mit Recht sprechen.

Ich befinde mich im Zustande großer Trauer. Ein ge-

Digitized by Google

liebtes Wesen ist mir gestorben. Das Gefühl erfüllt mich. Daneben aber habe ich Augenschmerzen. Ich werde nun ganz genau unterscheiden können, daß jenes Leid ganz anders, viel inniger mit meinem „Etwas" zusammenhängt, als die Stiche im Augapfel. Ja, das Weh kann sich so steigern, daß ich den körperlichen Schmerz gar nicht wahrnehme.

Ich empfinde starkes Verlangen nach einer Mahlzeit. Da kommt eine Nachricht, die mir eine sehr große, geistige Freude bereitet, die mich im tiefsten Innern durchglüht. Der Hunger ist für Stunden vergessen, ich könnte „vor Freude" gar nichts genießen.

Auch diese Beispiele beweisen, daß die Empfindungen im Verhältnis zu den Gefühlen etwas Äußerliches darstellen und den Kern meiner Wesenheit gar nicht berühren. Da aber nun die Nerven die Empfindungen leiten, und diese den ganzen Körper durchziehen, so ist unser Leib für das tiefste Wesen des Etwas *außen*. Seine Gesetze sind nicht die Gesetze des Etwas, sein Leben nicht das des Etwas, wenn auch durch die Empfindungen ein merkwürdiger Zusammenhang beider hergestellt wird.

Wäre der Körper mit dem Etwas eine untrennbare Einheit, so ließen sich gewisse Thatsachen nicht begreifen. Das Kind müßte von Beginn an sich mit ihm als eins empfinden. In Wahrheit aber lernt es ihn erst allmählich als zu sich gehörig kennen. Es betrachtet mit gespanntem Blick seine Händchen, seine Beine, tastet an ihnen umher.

Eine zweite Thatsache bietet das Einschlafen. Am Tage, im wachen Zustande, hat man das sogenannte „Muskelgefühl", d. h. man empfindet genau die Lage der einzelnen Körperteile. Wenn ich z. B. sitze, so nehme ich den Druck wahr, den der Stuhl auf das Gesäß ausübt, ich empfinde den Widerstand, den meine Sohlen auf dem Zimmerboden finden, ich weiß — auch bei geschlossenen Augen — genau, welche Haltung meine Hände und mein Kopf einnehmen. Ich lege mich nun zu Bette. Auch hier empfinde ich die Lage meines Körpers bis ins kleinste; wenn ich meine Hände mit ausgespreizten Fingern oder zur Faust geballt auf die Brust lege, oder sie falte, so kann ich trotz des Mangels an Licht durch die bloße Muskelempfindung die Stellung jedes einzelnen Fingers ebenso genau beschreiben, wie die Lage der Beine und des Kopfes.

Wäre nun das Etwas überall auf das innigste mit jedem einzelnen Gliede verbunden, so müßte dieses Wissen um den Körper stets bleiben. Nun aber beginne ich langsam einzuschlafen. Die „äußeren" Verhältnisse bleiben ganz unverändert, der Widerstand der Unterlage, der Druck der Decke, die Berührungen der Körperteile sind die gleichen. Aber ich *vergesse meinen Körper*. Jeder kann das beobachten. Wenn er zu empfinden beginnt, daß er in der nächsten Minute einschlafen werde, muß er für einen Augenblick fragen: „Wie ist die Lage meines Körpers?" Und da wird er wahrnehmen, daß er nichts davon weiß; er wird außerstande sein, anzugeben, wie seine Hand eben gestaltet ist, wo sie die Brust berührt, wo seine Beine sich befinden. Mißlingt der Versuch das erste und zweite Mal, so wird er das dritte Mal sicher gelingen. Vorausgesetzt ist nur, daß man keine Schmerzen hat, die stets von neuem die Gedächtnisvorstellung des kranken Gliedes wachrufen.

Wir sind nun eingeschlafen; die Welt der mittelbaren Vorstellungen ist versunken, wir *empfinden* nicht mehr Lichtstrahlen, Schallwellen, selbst wenn sie unsere Lider treffen, in unser Ohr dringen. Man kann bekanntlich starke Gewitter, deren Schläge das Haus erbeben machen, verschlafen, man empfindet von den Lichtstrahlen, die das Zimmer mit Flammenwiderschein erfüllen, nichts.

Aber noch eins ist zu erwägen.

Jeder Mensch ist für den anderen „außen". Ich *fühle* mein Etwas als Tiefinneres, der andere *empfindet* mich nur, ich bin ihm nur eine Gruppe von sinnlich vermittelten Vorstellungen. Aber da ich mein Etwas fühle und meinen eigenen Körper empfinde, so werde ich keinen Augenblick zweifeln, daß auch in dem anderen das Etwas vorhanden sei. So scheint es nun doch, als wäre sein Etwas *außerhalb* für mich, das meinige aber außerhalb für ihn. Diesen Widerspruch können wir nur lösen, indem wir den *Raum* betrachten, den *Raum der inneren Welt*. Dann wird sich uns auch zeigen, inwieweit wir berechtigt sind, das Wort „innen" anzuwenden.

## Das Grab im Kreuzgang.

Von **L. v. Oberhofen.**

Verfallene Stufen führen Dich hinein,
Wo durchs Gemäuer Sonnenstrahlen dringen;
Ihr Schein huscht über mosiges Gestein
Und über Gräsern tönt ein leises Singen.
Des alten Kreuzgangs wunderbare Ruh
Nimmt Deine müde Seele ganz gefangen,
Zu Deinem Herzen sprichst Du: „Ruh auch Du,"
Und leise ist Dein Fuß den Weg gegangen.
Verworrene Ranken und viel Halme grün
Bedecken ebenmäßig fast den Boden;
Wie träumend streicht die Luft darüber hin,
Schwarzdrossel singt im Bogenfenster Oden.
Wie Weihrauch zittert's um die Pfeiler hin,
Die üppiger Epheu wunderlich umsponnen,
Um zu verdecken noch die Spur der Zeit,
Die längst schon die Zerstörung hat begonnen.
Halb überdeckt vom schimmernden Gewirr
Des grünen Ephens siehst in schöner Reine
Zu Deinen Füßen Du ein Marmorkreuz,
Umgeben vom Spätsommersonnenscheine.
Rings ist es still — nicht regt sich Halm noch Blatt,
Das Summen über Gräsern ist verklungen,
Mariengarn schwebt lautlos durch die Luft
Und hat sich silbern auch ums Kreuz geschlungen.
Von oben lacht herein des Himmels Blau.
Es grüßt den Ort, der still und abgeschieden,
Verborgen vor der Welt trägt nur zur Schau,
Was mächtig Dich ergreift: den tiefsten Frieden.
Mir däucht: das Leben auch ein Kreuzgang sei,
In dem wir mancherlei begraben müssen,
Und mit der Zeit erstickt der Sehnsuchtsschrei,
Wir lernen stille kämpfen, leiden, büßen. —
Ein Kreuzgang wildverwachsen ist mein Herz,
Du bist einst mild und groß hindurchgegangen;
Wie ernste Melodien den Kirchenraum —
So Deines Wesens Tiefen mich durchdrangen,
Bis ich ein Grab bereitet hab' für Dich,
Um Dich im Herzen stille zu begraben;
Ein Kreuz steht dort und mahnet ernsthaft mich,
Daß wir nicht immer, was wir wünschen — haben.

Digitized by Google

Epheu umrankt mit stetem Grün das Grab,
Und Immergrün trägt manchmal blaue Blüten;
Ich hab' es lieb — als meine Lebensgab,
Du Gott der Liebe mögst es mir behüten!

---

## Bilder aus Rom.

Von **Antonie Andrea.**

(Schluß.)

Ein großartiges Amphitheater in der Umrahmung von immergrünen Eichen und Lorbeerbäumen, unter der azurnen durchsichtigen Ätherkuppel des römischen Himmels.

Für die Ritter die weite Arena; für die Damen die zahllosen Logen im Schmucke bunter Stoffe und blühenden Gesträuchs. Wohin das Auge reicht, ein schimmerndes, bewegliches Durcheinander von schwebenden Bannern, flatternden Bändern, funkelnden Steinen, kostbaren Roben, glühenden Wangen — verkörperte Schönheit und Ritterlichkeit in prächtigen Gewändern und glänzenden Rüstungen.

Ein blendendes Bild aus dem Mittelalter, gemalt von der Künstlerhand des modernen Roms.

In der Loge, über welcher die große Königskrone in den Farben des Regenbogens strahlt, thront die holde Königin der Italiener in einer lichtschimmernden, seegrünen Robe mit Gold gestickt und dem Diamanten-Diadem in dem blonden Haar, zu ihrer Rechten die deutsche Fürstentochter in keusch weißem Gewande, Rosen und Perlen in den rötlich goldenen Locken, und den anmutigen Hintergrund bilden die Hofdamen und Kavaliere in der phantastischen Tracht des Mittelalters.

Den Mittelpunkt der Loge zur Rechten der königlichen bildet ein deutsches Edelfräulein von zauberhafter Schönheit, aber stolz wie Kunigunde, der sie die Pracht des Gewandes und den Adel der Haltung abgelauscht zu haben scheint; umgeben von ihren Damen nimmt sie einen thronartigen Sitz ein, über dem ein Baldachin sich wölbt; in einer kleinen Entfernung stehen zwei anmutige Pagen ihrer Winke harrend.

Da schmettern die Herolde die Trompeten und die Arena belebt sich. Ein Beifallssturm umbraust die auftretenden Ritter. Sie senken die Lanze vor der königlichen Loge, dann sausen sie auf feurigen Rossen über den weiten Kampfplatz. Noch spielen sie miteinander, noch kokettieren sie nur mit Mut und Geschicklichkeit vor den Logen, wo jeder die Dame seines Herzens weiß oder vermutet.

Die glänzendsten Erscheinungen sind unbestritten ein Deutscher und ein Spanier. Der erstere entzückt die Blicke der Zuschauer durch die Eleganz und Kraft seiner Haltung und Bewegungen, der letztere imponiert durch den Reichtum seiner Kleidung und durch sein gemessenes Wesen.

Beide reiten zum zweiten Male an der Loge des Fräulein Kunigunde vorüber; der Deutsche senkt huldigend die Lanze, aber eifrig im Gespräch mit einem ihrer Edelfräulein beachtet die Schöne es nicht. Der Ritter zögert einen Augenblick; eine Rose fiel ihm auf die Schulter. Woher kam sie? Er drückt sie an die Lippen und grüßt hinauf — doch der große, mit Brillanten ausgelegte Fächer in der Hand der schönen Kunigunde verbirgt ihm ihr Antlitz. Wie ein Pfeil schießt er durch die Arena auf seinem edlen Rappen — plötzlich bäumt dieser unter dem scharfen Sporn des Ritters, der oben Zeuge war, wie aus der Loge Kunigundens eine himmelblaue Schärpe flattert — nieder auf den Spanier, der sie mit seiner Lanze auffängt.

Eine der Damen Kunigundens beugt sich über die Brüstung; sie lächelt zu dem Deutschen hinüber, dessen schlanke Gestalt vor Zorn zu beben scheint; sie lächelt Kunigunde an, die ihr Antlitz noch immer mit dem Fächer schützt — oder will sie verbergen, das die duftige Rose fehlt, die sie vorhin am Busen trug? —

Das Spiel der Ritter wird immer lebhafter, immer fesselnder. Der Deutsche, mit einem Franzosen und einem Venezianer in den Schranken, hat bereits mehrere Siege erfochten. Auch jetzt behält er Oberhand und die andern beiden ziehen sich vom Kampfplatz zurück. Da sprengt der Spanier vor, um seine Lanze mit ihm zu kreuzen. Heftig rennen die beiden Gegner gegeneinander an, daß ihre Schilde klirren. Eine atemlose Spannung — dann ein Schrei in der Runde — aufwirbelnder Sand — der Spanier liegt am Boden, und an der Lanze des Deutschen flattert die himmelblaue Schärpe.

Ein nicht endender Jubel! Selbst aus der königlichen Loge fliegen Sträuße und Bänder auf den ritterlichen Sieger herab, der bescheiden die Huldigungen über sich ergehen läßt. Nur einmal blickt er auf zu der Loge des Fräulein Kunigunde. Zwei Augenpaare treffen sich. Triumphierend und übermütig flammt das eine — halb zornig, halb zärtlich das andere —

Die Scene wechselt. Zwölf andere Ritter treten in die Schranken. Ein anderes Bild — andere Interessen — andere Gefühle.

* * *

Ein Hofball zum Schluß der Festlichkeiten. In voller Toilette steht die Gräfin Maria in ihrem Ankleidezimmer vor den prüfenden und bewundernden Blicken ihrer beiden Zofen. Unten, in dem großen Portal, wartet längst ihr Wagen.

Neidisch hält der große Wandspiegel das strahlend-schöne Frauenbild gefangen, aber er ist unzufrieden, daß die holden Augen so trüb, so gar nicht ballfreudig schauen.

Eine merkwürdige Nachricht ist wie eine Bombe in die vornehme Gesellschaft gefahren: Der „prächtige" Cavaliere, der elegante, reiche Advokat Lopezzi ist spurlos geworden, nachdem er sich erwirkt hatte, an dem heutigen Abend bei Hofe vorgestellt zu werden. Die beim Turnier erlittene Niederlage ist es schwerlich, die ihn vertrieben, man munkelt von einem Verbrechen.

Ist der Mann mit dem scharfen Sopran dem Herzen der Gräfin sympathischer gewesen als ihrem Ohr? Nein! Dennoch ist er die Ursache ihrer tiefen Betrübnis. Ein anderer hat recht behalten — er wird sie leichtsinnig, eitel und einfältig schelten, der Mann mit der Marsgestalt und der Zunge, die ihr nie geschmeichelt.

Die Gräfin sank auf einen Sessel, daß die beiden Zofen, welche das Kunstwerk ihrer Toilette — von Luft, Duft, Tautropfen und Blumen — zu stande brachten, entsetzt aufschrieen.

„Ausspannen lassen! Ich kann nicht fahren — ich bin krank — elend —"

Doch springt sie wieder elastisch auf und eilt in ihr Boudoir, um dort wie eine sterbende Blumenfee auf das Kanapee zu sinken. Was hilft das Jammern der Zofen, das Verwundern des Dieners, das Staunen des Kutschers? Die Gräfin ist krank!"

Digitized by Google

Nun läutet es. Eine klingende Männerstimme im Vorzimmer — —

„Die Gräfin ist krank!

Maria fährt empor: „Wie ärgerlich!“ Ah, er läßt sich nicht abweisen! Wie ärgerlich — daß ihr das Herz so stürmisch pocht.

„Um Gottes willen, Maria, Sie sind krank?“

Orlando in der blitzenden Galauniform eilt auf sie zu und ergreift ihre allerdings zitternden Hände.

„Ich glaube — ja —“

„Sie gehen nicht auf den Ball?“

„Ich glaube — nein —“

„Soll ich den Arzt rufen lassen?“

Sie schüttelt den Kopf.

Nun lächelte Orlando in der alten, übermütigen Weise, aber sie sah es nicht, denn sie hielt die Augen krampfhaft gesenkt.

„Darf ich dann — eine Tasse Thee bei Ihnen trinken?“

„Klingeln Sie!“ hauchte die Gräfin schüchtern.

Orlando zögerte indes. Er konnte ihre Hände nicht lassen und sich nicht satt sehen an ihrer wunderbaren Schönheit.

„Ich werde mich inzwischen umkleiden,“ sagte die Gräfin leise.

„Warum? Sie haben so reizend Toilette gemacht!“

Hastig entzog sie ihm die Hände.

„Mein Himmel, wie zerstreut ich bin! Sie müssen ja zum Hofball.“

„Wenn Sie die erste Quadrille mit mir tanzen wollen?“

Schelmisch zuckte es in ihren Mundwinkeln. Sie fühlt sich beim besten Willen nicht mehr krank.

„Bleiben wir lieber zu Hause und — machen Sie es kurz, Kerberos!“

„Was denn, liebe Maria?“ fragte er unschuldig.

„Nun — die fürchterliche Strafpredigt, welche Sie für mich in petto haben, wegen —“

„Eines Lumpen? Nein, teure Maria! Meine ganze Rache ist, daß ich Ihnen mitteile, was heute abend über ihn die Zeitungen bringen. Er wird steckbrieflich verfolgt wegen Unterschlagung der Kleinigkeit von sieben Millionen Francs — das gestohlene Eigentum dreier Spitzbuben, die der berühmte Advokat so glorreich verteidigt hatte!“

Eine liebliche Verwirrung malte sich in den Zügen der Gräfin; sie lächelte still vor sich hin; dann nach einer Pause: „Es ist ein großes Glück, daß Sie arm sind — mit Ihren Tendenzen —“

„Nein,“ unterbrach er sie, „es ist ein großes Unglück — denn ich liebe Sie, Maria, und wage nicht —“

„Sie sollen es aber wagen!“ unterbrach sie ihn ihrerseits mit zornigen Augen.

Er schaute hinein und breitete die Arme aus.

„Liebst Du mich, Maria?“

Sie flog an seine Brust.

„Ja, ja, ja! Hat mein Zorn es Dir nicht verraten? meine Rose nicht? Und Dein Weib will ich werden, Dein gutes, treues Weib! Hast Du nicht recht behalten, nicht das Feld behauptet? Du geliebter Tyrann — was kann man mehr von einem gescheiten Menschen und braven Soldaten verlangen?“

---

## Zu Pferde.

Der Herbstwind streicht übers Stoppelfeld,
In Abendsonnenlicht glänzt die Welt,
Auf feurigem Rosse jag ich dahin —
Die Bienen summen, die Erika blühn —
Und denke an Dich, an Dich.

Dort wo am nebligen Horizont
Der Feuerball glühend auf Wolken thront,
Dorthin schweift suchend der sehnende Blick,
Im Westen, im Westen weilt ja mein Glück,
Weilst Du, mein Blondkopf, weilst Du.

Und ich sporne das Roß — es wiehert und schnaubt
Und jagt, daß in Wolken vom Boden es staubt;
Vorbei, an Seen, an Waldesgrün —
O könnt durch die Luft mit den Vögeln ich ziehn!
Zu Dir, mein Liebling, zu Dir.

In düsteren Tann nun lenke ich ein,
Und da — mit einem Mal — fällt es mir ein,
Daß wir ja schieden in Groll und Weh,
Und daß ich ja nie mehr Dich wiedersehe —
Nie mehr — mein Mädel — nie mehr!

**W. Borgius.**

---

## Awe Jens Lornsen.

Zwar etwas „post festum“, aber doch in nicht minder dankbarem Gedenken ehren wir heute in diesen Blättern das Andenken des hochgemuten Friesen, dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht. Am 18. November vorigen Jahres waren hundert Jahre verflossen seit dem Tage, an welchem der wackere Vorkämpfer für Deutschtum und Freiheit zu Keitum auf der Insel Sylt geboren ward. Wir wollen versuchen, unseren Lesern in kurzen Zügen das Wirken des Mannes vor Augen zu führen.

Lornsens Vater war Schiffskapitän, und der Sohn sollte eigentlich den seemännischen Beruf seiner Väter ergreifen. Doch bald zeigte sich seine Neigung zu den Wissenschaften, und er bezog daher, nachdem er in Tondern und Schleswig die Schule besucht hatte, die Universitäten zu Kiel und Jena. Hier wurde er einer der Mitbegründer der Jenenser Burschenschaft. Nach bestandenem Examen begann Lornsen in Kopenhagen seine Beamtenlaufbahn und war im Jahre 1830 bis zum Kanzleirat aufgerückt. Ein körperliches Leiden, welches zugleich niederdrückend auf seinen Geist wirkte, veranlaßte ihn, um die damals vakante Stelle eines Landvogtes auf Sylt sich zu bewerben, die er auch erhielt. In der Stille der Heimatinsel hoffte er, seine zerrüttete Gesundheit wiederherzustellen. Aber der Aufenthalt in der dänischen Hauptstadt hatte den Mann keineswegs zum Dänen gemacht, vielmehr hatte er ihn noch in dem glühenden Wunsch bestärkt, seine geliebten Herzogtümer wieder deutsch zu sehen. Er ward bald der Führer der Partei, welche diesen Wunsch zu verwirklichen trachtete, und seine hervorragende Bedeutung (ein Freund nennt ihn einen „himmelstürmenden Geist“ und einen „Genius im Denken und Anschauen“) befähigten ihn dazu ganz besonders. Eine von Lornsen verfaßte Schrift: „Über das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein“, welche gewaltiges Aufsehen erregte, forderte in kühner Sprache eine



Digitized by Google

Repräsentativ-Verfassung, wie überhaupt selbständige Verwaltung für die Herzogtümer. Vor allem aber betont der Verfasser, daß die Herzogtümer deutsch sind und bleiben wollen. „Die Dänen haben zwar von jeher ein Bestreben an den Tag gelegt, uns mit sich zu einem Volke zu verbinden, und selbst in den neuesten Zeiten, in welchen bei den Deutschen das Volksgefühl kräftiger wie je sich kund gethan, hat man sich nicht enthalten, uns auf unser Sträuben zuzurufen, wir möchten uns doch freuen, lieber etwas, nämlich Dänen, als nichts, nämlich Deutsche zu sein. Spott und Hohn hat zwar die mächtigste und edelste Nation von jeher und von allen Seiten und Völkchen auf sich laden müssen; aber die Zeit hat es gezeigt und wird es fernerhin zeigen, daß auch der Deutsche fernerhin jedes unwürdige Ansinnen mit Nachdruck zurückweisen wird!" Auf Grund dieser Schrift wurde der Vogt von Sylt verhaftet und zu einjähriger Festungshaft verurteilt, die er in Friedrichsort und Rendsburg verbüßte. Sein leidender Zustand, der sich durch die Festungshaft bedeutend verschlimmert hatte, veranlaßte ihn dann, nach Rio de Janeiro zu gehen, um dort Genesung zu suchen. Von dort begab er sich über Marseille nach Pressi, einem Flecken in der Nähe von Genf. Hier stürzte er sich am 13. Februar 1838 in die Fluten des Genfersees.

Lornsens Wunsch hat sich verwirklicht. „Schleswig-Holstein meerumschlungen" bildet heute einen Bestandteil des geeinten deutschen Vaterlandes, und an dieser Lösung hat der wackere Friese einen nicht geringen Anteil gehabt. Gerade jetzt, wo die Regierung willens ist, die dänische Schulsprache in einem Teile der Herzogtümer wieder einzuführen, ist die Zeit, uns Lornsens Heldengestalt wieder zu vergegenwärtigen.

„Das ist an uns sein groß Vermächtnis,
So treu und deutsch zu sein wie er!"

K.

---

## Sieg.

Naheſt Du wieder
Finſtere Schwermut,
Mir zu umhüllen
Mit ſchwarzen Schleiern
Das arme Haupt?
Weiche von mir
Düſterer Dämon,
Der mir die kindliche
Lebensfreude
Grauſam vergällt!
O, laß mir offene,
Sehende Augen
Für das Gute des Daſeins
Die Schöne der Welt!
— Doch nein, Du willſt nicht?
Willſt mich nicht laſſen,
Feſt mich umſtricken,
Bis daß ich liege
Ein elender Sklave
Dir zu Füßen,
Verworrenen Geiſtes,
Willenlos? — — —
Nimmermehr ſoll Dir
Dein Anſchlag gelingen!
Ich kämpfe und ringe,
Tapfer mich wehrend,
Gegen die grauſe,
Finſtere Gewalt!
Schwer iſt der Kampf!
Faſt ſchon erlieg ich,
Die Kräfte erlahmen . . .
Siehe, da nahen
Zwei freundliche Engel
Mich zu erretten,
Mich zu befrei'n.
Sie nehmen mich ſchützend
Und leiſe tröſtend
In ihre Mitte,
Reden zu mir
Wie eine Mutter
Zum jammernden Kind.
Vor den beiden
Lieben Gefährten
Entflieheſt Du böſer,
Düſterer Geiſt. —
Den rettenden Engeln
„Arbeit und Liebe"
Mein Leben lang folg ich
Dankbar und ſtill.

**E. Arnoldi.**

---

Wir erhalten folgende Berichtigung zum Aufſatze Falſches und Echtes im deutſchen Sprichwort.

Geehrter Herr!

Schon ſeit einiger Zeit wollte ich Ihnen nachſtehende Mitteilung zugehen laſſen, bin aber ſtets, wie man zu ſagen pflegt, wieder darüber weggekommen. Hoffentlich iſt dieſelbe Ihnen auch heute noch angenehm.

Hier eine Berichtigung Ihres Artikels: „Falſches und Echtes im deutſchen Sprichwort." Sie ſchließen denſelben mit der Bemerkung, in einer Sammlung das Sprichwort: „Was thut der Deutſche nicht fürs Geld" geleſen zu haben, welches wohl nicht mehr im Gebrauch ſei und auch nicht ſehr rühmlich für den Deutſchen ſei. Dies iſt ein Irrtum. Das Sprichwort iſt noch im ganzen Hannöverſchen und Braunſchweiger Lande, ſowie in der angrenzenden Altmark im täglichen Gebrauch, wenn auch nicht mehr ſo häufig und nicht mehr in der urſprünglichen Bedeutung.

Wat makt dä Deutſche nich vor't Geld?
Vor Geld läßt hei den Deuwel danzen!

Dies iſt die mir bekannte älteſte Form des Sprichworts und bezog ſich auf ein Jahrmarkts- oder Volksfeſt-Vergnügen im kleinen. Es ſtanden dort ältere Frauen oder Männer, welche in einem größern weißen mit Waſſer gefülltem Glaſe einen aus blauem oder ſchwarzem Glaſe, ſelten aus rotem, geblaſenen Teufel tanzen ließen. Das Glas war mit einer Blaſe oder Pergament dicht zugebunden und hielt ſich der Teufel dicht unter dem elaſtiſchen Deckel. Gegen Zahlung einiger Pfennige durfte man mit den Fingern auf den Deckel drücken, wodurch der Teufel im Glaſe unter allerlei Drehungen auf und nieder ſtieg, alſo tanzte. Dies gewährte namentlich uns Kindern großes Vergnügen, beſonders weil es ein richtiger Teufel war, mit Hörnern, Klumsfuß und langem aufwärtsgebogenem Schwanze und gar luſtig auf und niederſtieg; aber auch Erwachſene opferten gern einige Pfennige,

Digitized by Google

um den Kindern ein Vergnügen zu machen, und die Bauern staunten ja auch gern solche Dinge an. Später kamen diese Spiele in Abnahme und mögen wohl ganz verschwunden sein. Das Sprichwort hingegen dehnte sich dann mehr und mehr auf alle neuen, namentlich halsbrecherische oder brotlose, Künste, wie die Alten sagten, aus. Der großartige Aufschwung in Gymnastik u. s. w. veranlaßte oft den Ausruf: J, was macht der Deutsche all fürs Geld. Ebenfalls die stete Verbesserung und Verschönerung des Kinderspielzeugs rief diese Äußerung hervor. Im Laufe der Zeit gebrauchte man es dann nicht nur als Bewunderung, sondern auch als Spott für anscheinend erfolglose Unternehmungen oder alberne Schaustellungen von Personen und Dingen. Dann hieß es: „Nun ja, was thut der Deutsche nicht fürs Geld!"

Es ist daher einmal eine Anerkennung der Leistungsfähigkeit und des Unternehmungsgeistes der Deutschen, im andern Falle aber auch eine abfällige Kritik, daß wir Deutschen, um Geld zu verdienen, alles machen, was möglich zu machen ist. Ich begrüße Sie

Mit vorzüglicher Hochachtung

**Carl Tippenhauer.**

---

## Vermischtes.

**Kalmückischer Leichenkultus.** Originell, wie bei wenig anderen heidnischen Völkern ist der Totenkultus bei den Kalmücken. Ein lutherischer Missionar giebt darüber folgende anziehende Schilderung:

Es war im Februar, als der Abagai Lama der Dörböder Horde, nahe am sareptischen Vorwerk, im 94. Jahre seines Alters starb, oder kalmückisch ausgedrückt: sich erhob und zu einem Gott wurde. Die anwesenden Gellongs beratschlagten nun, was nach ihrem Gesetze mit ihm zu thun sei; und um alles dieses pünktlich zu besorgen, wurde der Fürst um schleunige Ernennung eines neuen Lama gebeten. Bereits am andern Morgen kam der neu Erwählte, Dajamscha Lama, mit einer großen Begleitung hier an. — Eine große Schar gemeiner Priester (Gellongs) und Schüler (Gözüls) hatten sich überdies während der Nacht von allen Seiten eingefunden. In aller Frühe wurde wieder Rat gehalten und in den Schriften nachgesehen, ob sie den Leichnam ohne Bedenken verbrennen könnten, da dann Asche und Knochen der Lamas als große Heiligtümer verwahrt, zu allerlei Abgötterei angewendet, auch zur Heilung Kranker gebraucht werden. Bei dem gegenwärtigen Toten waren alle Kennzeichen, daß er dieses Prozesses der Verwandlung durchs Feuer würdig sei. Es wurden demnach alle Anstalten dazu gemacht, und den ganzen Tag Gebete in tangutischer Sprache gehalten. — Die Gellongs bekleideten den Toten mit seinem besten Ornat, einem gelbseidenen Talar und einer seidenen Krone mit fünf Spitzen, wie Eselsohren gestaltet, und setzten ihn mit untergeschlagenen Beinen in seinem Zelte zur Parade auf, doch so, daß er nicht von jedermann gesehen werden konnte. Die gemeinen Kalmücken gingen beständig um das Zelt her und beteten an, da denn der neue Oberlama bisweilen heraustrat und sich ebenfalls anbeten ließ, auch dem Volk mit einem Rosenkranz, den er ihnen auf den Kopf legte, den Segen erteilte. Nur wenige wurden ins Zelt gelassen, um niederzufallen und mit der Stirne das gelbe Kleid des Toten zu berühren. Unter dem Gebet saßen in verschiedenen Abteilungen die Gellongs in voller Bestürzung und ernsthafter Erwägung der großen Dinge, die sich in diesen Tagen auf der „schlechten Nase" — so nennen die Kalmücken die sandige Bergspitze auf dem sareptischen Lande — zugetragen hatten. — Die vornehmsten Geistlichen machten indessen das Testament des Verstorbenen und teilten seine Verlassenschaft unter sich nach dem Range, welches alles sogleich niedergeschrieben wurde. Nachmittags wurde unter der Aufsicht des Oberlama der zum Verbrennen des Toten bestimmte Ofen nach den vier Winden viereckig ausgegraben, und zwar 1 Elle tief und $1^1/_2$ Ellen lang und breit. Gegen Morgen, Abend und Mitternacht wurden drei Zuglöcher angebracht, und zwar deswegen, damit das zum Verbrennen bestimmte Holz nicht in den Ofen zu liegen komme, und sich die Holzasche nicht mit der Asche des Toten vermengen möge. In die Mitte des Ofens wurde ein großer eiserner Dreifuß, den sie in Sarepta hatten machen lassen, gesetzt, und sodann der obere Teil des Ofens eine halbe Elle hoch über der Erde mit Ziegeln stufenweise aufgemauert. Diese Arbeit verrichteten die angesehensten Gellongs. Um den Ofen herum wurde eine Hütte von Stangen gebaut und mit Filz und Decken umhängt. Nachmittags 4 Uhr waren sie hiermit so weit fertig, und um zu probieren, ob alles gut geraten sei, setzte sich einer auf den Dreifuß in den Ofen und fand nichts auszusetzen. — Hierauf zog die ganze Priesterschaft in Prozession zu dem Zelte des Verstorbenen. Der Oberlama ging etwas voraus allein, hinter ihm in zwei Reihen die administrierenden Gellongs. Beim Zelte angekommen, kleideten sie sich in ihr Amtshabit, aus baumwollenen oder seidenen gelben Zeugen bestehend, und den Leib bis auf die Arme, die sie bloß behielten, bedeckend. Als Oberkleid hingen sie ein seidenes Gewand um, aus lauter handbreiten gelb und roten Streifen von Taffet durcheinander geflochten und zusammengenäht. Auf dem Haupte waren sie unbedeckt. Nach geschehener Ankleidung wurden die musikalischen Instrumente und ein in einer Kapsel verwahrter Götze, dem besondere Ehre erzeigt wurde, hervorgebracht. Das Zelt wurde in der Geschwindigkeit von hinten aufgebrochen, der Tote mit einer ganz eigenen Behendigkeit und Fertigkeit herausgezogen und auf eine dazu verfertigte Bahre gesetzt, auch sogleich von acht Gellongs fortgetragen. — Die musikalischen Instrumente bestanden aus zwei, reichlich drei Ellen langen, geraden Hörnern von Kupfer, die von zwei Mann an einer mittelst Ringen befestigten Stange getragen werden; aus vier von beiden Seiten mit Pergament überzogenen und auf Stöcken befestigten Trommeln, deren Klöppel von starkem Eisendraht, in einem halben Zirkel gebogen, wie etwa an einem Armleuchter, und oben mit einem Knopf, mit Leder überzogen, versehen sind; zwei Paar messingenen Schalen, die aneinander geschlagen werden; ferner kleinen Glocken — welches zusammen eine Musik oder vielmehr ein Geräusch von Tönen gab, daß einem die Haut schauderte, zumal wenn man die fürchterliche heidnische Prozession dabei mit ansah. Voran ging der neue Lama, mit einer Pfauenfeder geweihtes Wasser auf die Erde sprengend. Das von allen Seiten herbeiströmende Volk wurde von einigen, mit derben Knütteln versehenen Gellongs zurückgehalten, und man hatte alle Aufmerksamkeit nötig, um nicht in den Bereich ihrer polizeilichen Funktionen zu kommen. —

Bei dem Feuerofen angelangt, stellte sich die Musik im Kreise um denselben auf; der Tote wurde in die vorbeschriebene Hütte getragen, sodann von den Priestern entkleidet und auf den Dreifuß im Ofen gesetzt. Um den Hals wurde ein eisernes Band gelegt, das mit eingemauert wurde,

Digitized by Google

um den Leichnam aufrecht zu erhalten. — Hierauf wurden die Kleider des Toten in voriger Prozession wieder zurückgetragen, während das Volk dreimal mit der größten Devotion vor dem Zelte aufs Angesicht fiel. Der Ofen wurde indes über dem Toten vollends zugewölbt und nur in der Mitte eine runde Öffnung gelassen und mit einem eisernen Kessel, dem der Boden ausgeschlagen war, bedeckt. An der westlichen Seite des Ofens war eine halbe Elle über der Erde ein viereckiges Loch, wodurch die geheiligten Sachen, als Weihrauch, Butter und mit Harz bestrichenes Holz hineingeworfen werden sollten. — Nachdem sich nun die ganze vornehme Geistlichkeit in der Hütte um den Ofen versammelt hatte, so wurde abends 7 Uhr das Feuer von dem Oberlama, der während dieses Prozesses mit dem Ornat und der Krone des Verstorbenen bekleidet war, unter Gebet und Gesang angezündet. Er nahm seinen Sitz gegen Westen auf einem erhabenen Polster. Vor und hinter ihm waren zu beiden Seiten des Ofens kleine Altäre errichtet, auf welchen sich allerhand Opfer von den zum Verbrennen des Toten bestimmten Materialien befanden, nebst einigen Burchans (Götzenbildern). In den drei untern Zuglöchern wurde beständig Holz nachgelegt, so daß die Glut einige Ellen hoch über die Hütte schlug und dadurch noch vermehrt wurde, daß der Lama beständig heiße, mit Weihrauch vermischte Butter löffelweise auf den brennenden Toten goß; auch warf er von Zeit zu Zeit durch die beschriebene Seitenöffnung einige Stücke geweihten und geharzten Holzes und weiße seidene Tücher in den Ofen. — Dabei wurde ohne Unterlaß tangutisch gebetet und gesungen, mit den Schellen geklingelt, zuweilen mit den Händen geklatscht und den Fingern geschnalzt, und andere wunderliche Gebärden, immer eine unheimlicher und närrischer als die andere, gemacht. Die Gellongs hatten dabei viel von der Hitze zu leiden und gingen daher oft ab und zu, um frische Luft zu schöpfen. Bei der Gelegenheit wurde einigen von uns vergönnt, näher zu treten und sich alles recht anzusehen, und dieses mochte mit in der Hoffnung geschehen, daß man ihre, nach ihrem Bedünken vielbedeutende und pompöse Handlung nicht nur bewundern, sondern wohl gar beifällig aufnehmen würde. Gemeine Kalmücken (die Schwarzen) wurden gar nicht herzugelassen. —

Nach einigen Stunden beständigen Feuers ließ man die Glut ausgehen und den Ofen abkühlen, worauf in der Nacht alles wieder eingerissen, eben gemacht, und die Asche samt den Steinen und allem Zubehör in die Horde geführt wurde, so daß am andern Morgen nichts mehr davon zu sehen war.

Einige Tage darauf errichteten sie ein kleines steinernes Gemäuer an dieser Stelle, ein längliches Viereck, welches mit vielen, teils von Metall, teils von Thon verfertigten Burchans, Schriften und geweihten, mit tangutischer Schrift versehenen Lappen und dergleichen angefüllt wurde. An jeder Ecke des Grabmals wurde eine gelbe baumwollene Fahne aufgepflanzt, und damit sich niemand an denselben vergriffe, so waren sie durchaus zerlöchert und zerschnitten. So lange sich diese Fahnen bewegen, so lange soll nach kalmückischem Glauben dieser durch die Gewalt des Feuers rektifizierte Lama sich als ein künftiger Gott zu den Göttern erheben. Die um dieses sein vermeintes Glück so emsig bemüht gewesenen Götzendiener ließen sich nach Vollendung ihrer Arbeit ein fettes Pferd zur Abendmahlzeit schlachten und verzehrten es mit dem größten Appetit.

## Briefkasten.

Frl. H. B. in St. Schreiben Sie ihm, vielleicht sendet er das Gewünschte. Aber vergessen Sie nicht, daß Selbstschriften-Sammler für die meisten der Schrecken aller Schrecken sind. — Frhrn. O. v. B. Ihr Buch ist mir noch nicht zugeschickt worden. Ich hätte Ihnen gern persönlich geantwortet, aber auf Ihrem Briefe fehlt die Angabe des Wohnorts. Besten Gruß. — Frl. Cl. D. in H. („Allerseelen".) Die letzte Strophe mit dem „Tretet leise" verdirbt den Eindruck des Gedichts. — Frl. E. W. in O. bei E. Dem „Fischer" Goethes und der „Loreley" nachempfunden. Eigenart fehlt. — Primaner E. S. in W. Noch zu wenig selbständig. — Frl. J. S. in B. Gedanke von „Kirchhof" gut, aber Ausdruck noch ungelenk. — Frl. M. G. in B. „Gieb Dich zufrieden" ist warm empfunden, aber hat doch nicht genug Eigenart. — Herrn Ernst G. in St. Die verbesserte Fassung soll kommen. Novellen bringen wir nicht. „Aus eigener Kraft" ist schon von einem Mitarbeiter besprochen. — Herrn H. J. in L. „Ruine" ist zu wenig eigenartig. — Herrn cand. Frdr. F. in M. Die Fabel angenommen. — Herrn E. K. in B. „Der Dümmste" soll gelegentlich kommen. — Frl. Elise Gr. in St. Sie besitzen eine gewisse Begabung, Erinnerungen und Nachklänge in gewandter Sprache wiederzugeben. Aber noch fehlt Ihnen Eigenart. Sie dürfen mir gelegentlich wieder etwas senden, aber nur auf einseitig beschriebenen Blättern. Soll mich freuen, wenn es strengeren Ansprüchen genügt. — Frl. A. P. in W. Entweder sind Sie „himmelschreiend unbegabt" oder Sie wollen mich zum besten halten. — Frl. A. Sp. in H. Alles nur Nachahmung. Ohne Heines und Lenaus freundliche Vorarbeit wären Ihre Gedichte unmöglich. Welchen Zweck hat derartige Poesie aus zweiter Hand? — Herrn R. H—g in M. (Thüringen). Leider nicht verwendbar. — Frau H. in M. Die Gedichte Ihres verstorbenen Gatten sind warmen Herzens für Sie und das Haus bestimmt gewesen. An die Öffentlichkeit hat er gewiß nicht gedacht. Es thut mir leid, Ihren Wunsch nicht erfüllen zu können. — Herrn X. in K. Ihre Gedichte sind zerrissene Akkorde, noch aber nicht ganze Gesänge. Auch ist die Sprache zuweilen flüchtig behandelt. Wie häßlich klingt: „Und ihn haben begraben"! Dann: „in zu Tode betrübtem Schmerz" — der Schmerz kann doch nicht betrübt sein. In „Abschied" sind die „freien Rhythmen" ohne tieferes Formgefühl behandelt, nach Belieben kurze und längere Zeilen nach nicht empfehlungswerten Vorbildern einiger Jüngsten. Sie können wieder einmal Neues senden. — Merkur. „Morgenklänge" sollen kommen. — Frl. Lina H. in M. Leider zu wenig Eigenart. Briefliche Antwort ist mir nicht möglich. Die Zehnpfennigmarke ist in eine Sammelbüchse des Vereins für Kinderheilstätten gethan worden. — stud. Th. O. in H. Leider noch etwas zu jung. Nicht Sie, aber Ihre Lyrik. —

## Inhalt der Nr. 30.

Unordnungen. Roman von L. Haidheim. Schluß. — Am Alsterufer. Roman von Gustav Kopal. Forts. — **Beiblatt:** In Fesseln. Von E. Gnade. — Spaziergänge in der Seele. Von O. v. L. — Das Grab im Kreuzgang. Von L. von Oberhofen. — Bilder aus Rom. Von Antonie Andrea. Schluß. — Zu Pferde. Von W. Borgius. — Uwe Jens Lornsen. Von K. — Sieg. Von E. Arnoldi. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
# Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 31.

## Haus Dodendorf.

Roman

von

**A. Marby.**

### I.

Eine volle Woche hindurch, von erster Morgenfrühe bis zur hereinbrechenden Abenddämmerung hallten Wald und Feld wider vom Knallen der Büchsen und fröhlichen Weidmannsrufen. Doch mit dem heutigen Sonnabend hatten die großen Herbstjagden auf Dodendorfer Gebiet ihr Ende erreicht. Das muntere Treiben daselbst war verstummt; bis auf jenes geheimnisvolle Rauschen und Raunen, das selbst bei unbewegter Luft durch die Kronen der hohen Föhren zieht, erschien der weite Forst wieder schweigsam und öde, selbst das verängstigte Wild, das während der großen Hatz dem tödlichen Blei glücklich entronnen und in unwegsames Dickicht sich geflüchtet, verließ erst, von Hunger getrieben, unter dem Schutze nächtlichen Dunkels sein sicheres Versteck.

Im Gegensatze zu der draußen waltenden feierlichen Abendruhe herrschte im Schlosse ein außergewöhnlich reges Leben.

Ein glänzendes Ballfest, wie solches Herr und Frau von Dodendorf als „Abschluß" der Jagdfreuden alljährlich zu geben pflegten, versammelte in den festlich geschmückten Räumen nicht allein die Nimrode, welche dem edlen Weidwerk gehuldigt, mit ihren Damen, auch wer irgendwie im Umkreise mehrerer Meilen zur Familie Dodendorf in freundschaftlichen Beziehungen stand, hatte eine Einladung erhalten und freudig angenommen. Der „Jagdball" bei den „Dodendorfern" zählte für alt und jung zu den beliebtesten Vergnügungen des ganzen Jahres.

Das alte Herrenhaus, ein langgestrecktes, zweistöckiges Gebäude, grau, verwittert, düster, ohne jeden architektonischen Schmuck, die Bezeichnung: „Schloß" eigentlich nicht verdienend, vermochte die zahlreich erschienenen Gäste kaum zu beherbergen. Zimmer, welche die übrige Zeit des Jahres unbenutzt standen, jeder kleine, irgend zulässige entbehrliche Raum, selbst Vorratsstuben mußten zur Unterkunft hergerichtet werden. Es bedurfte ernster Beratungen und tagelanger Vorbereitungen, um zu erreichen, daß alle Gäste sich behaglich fühlten.

Wie in den vorhergehenden Jahren war es auch diesmal gelungen, ein befriedigendes Gesamtresultat zu erzielen. Froh belebte Mienen und luststrahlende Augen leuchteten aus jedem Antlitz den Gastgebern entgegen. Von allen Seiten vernahmen sie enthusiastische Lobeserhebungen, welche die junge, schöne Schloßfrau mit einem verbindlichen reizenden Lächeln anhörte und dann den Spendern und Spenderinnen mit einer liebenswürdigen Schmeichelei vergalt. Ihr Inneres blieb gleichgültig gegen die überschwänglichen Lobsprüche aus fremdem Munde, welche auf ihren wahren Gehalt zu prüfen die kluge Dame wohlweislich unterließ, einzig ein Blick in das frische, von Zufriedenheit strahlende Antlitz des geliebten Gatten entschädigte sie reichlich für alle gehabten Mühen.

In der That befand Herr von Dodendorf sich in ausgezeichneter Stimmung. Erstens hatten die ohne den geringsten Unfall verlaufenen Jagden eine über Erwarten ergiebige Beute geliefert; ferner hatte kein Mißton die der geselligen Unterhaltung gewidmeten Stunden getrübt; das heutige große Schlußbankett trug in seinem brillanten Verlaufe vollends bei zur Erhöhung der heiteren Laune. Das Menü in seiner wohldurchdachten Zusammenstellung war dazu angethan, den verwöhntesten Gaumen zu befriedigen, die auserlesenen Weine lösten die Zungen, entfesselten Scherz und Witz und fröhliches Lachen — wer hätte griesgrämig dreinschauen mögen in der allgemeinen Lust? Sie zu erhöhen, that der Hausherr sein möglichstes.

Den Herren — darunter ehemalige Regimentskameraden, mit welchen er auf besonders vertrautem Fuße gestanden und noch immer stand, die daher während der Herbstjagden zu den ständigen Gästen auf Schloß Dodendorf zählten — trank er wacker zu,



Digitized by Google

wobei er Sorge trug, daß die belebte Unterhaltung nicht ins Stocken geriet; den Damen (alte und junge schätzten den stattlichen, ritterlich artigen Dodendorf nach Gebühr), flüsterte er, der Eigenart einer jeden entsprechend, feine Komplimente ins Ohr. Er schien an diesem Abend sich gleichsam zu vervielfältigen — man sah ihn überall, bald hier, bald dort — und dabei, trotzdem die Pflichten eines aufmerksamen Wirtes Herrn von Dodendorf vollauf in Anspruch nahmen, fand er noch wiederholt Zeit, seiner Gemahlin, war's auch nur im „Vorbeigehen", durch ein paar freundliche Worte, einen warmen Händebruck, oder nur durch einen zärtlichen, sprechenden Blick kundzugeben, wie er dankdurchdrungen ihr das Hauptverdienst zuerkannte, daß an dem prächtigen Abend „alles klappte". Er wußte, es beglückte Frau Paula, wogegen selbst nur der Schein von Vernachlässigung sie bitter verletzt haben würde. —

Vor vierzehn Jahren hatte des Schicksals Gunst den jungen Rittmeister, welcher einer verarmten Seitenlinie der „Dodendorfs" entstammte, mit seinem ihm bis dahin noch unbekannten reizenden Bäschen auf einem Hofballe im Berliner Königsschlosse zusammengeführt. Die liebliche, einer erblühenden Rosenknospe gleichende Erscheinung versetzte das leicht entzündliche Mannesherz in hellen Brand; von Stund an zählte er zu den eifrigsten Verehrern Paulinens; das Vorrecht der allerdings etwas weitläufigen Verwandtschaft klug benutzend, verbrachte er seine dienstfreie Zeit ausschließlich in Gesellschaft der Heimlichgeliebten und ihres Vaters, erschien als ständiger Begleiter der beiden in Theatern, Konzerten und auf Bällen, zeigte sich als kundiger Führer, wo immer er Vater und Tochter mit den Sehenswürdigkeiten der Residenz bekannt machen durfte. So wurde der Rittmeister nicht allein dem alten Herrn von Dodendorf, welcher seinem einzigen Kinde zuliebe sich entschlossen, statt der zwei bis drei in Aussicht genommenen Monate den ganzen Winter in Berlin zu verleben, unmerklich ein nahezu unentbehrlicher Gesellschafter, auch Pauline sah den stattlichen Vetter gern in ihrer Nähe. Seine feurigen Huldigungen verfehlten nicht den gewünschten Eindruck — noch bevor die Saison zu Ende, küßte er überselig das Geständnis der Gegenliebe von den frischen Lippen seiner jungen Braut.

Auf Wunsch seines Schwiegervaters quittierte Karl von Dodendorf ohne Bedauern den Dienst, keineswegs — wie die „böse Welt" bei dieser Verlobung zu argwöhnen sich erkühnte — beeinflußt durch den eigennützigen Gedanken an die drei Rittergüter in der Niederlausitz, welche einst in den Besitz der einzigen Erbin übergehen würden.

Die „Liebe" war die alleinige Ehestifterin, sie trug das Ihre bei, den flotten Gardeoffizier in einen tüchtigen Landwirt zu wandeln, an welchem der alte Herr von Dodendorf wahre Freude hatte und — als seine Zeit gekommen — die müden Augen zu ewigem Schlummer zufrieden schließen konnte in dem Bewußtsein, seiner Väter Erbe einen Nachfolger zu hinterlassen, der mit klugem Sinne und fester Hand es wahren, halten und mehren würde für das neu emporblühende Geschlecht. Sein Bestehen schien gesichert. Fünf kräftige Kinder — drei Söhne, zwei Töchter — hatte Frau Paula ihrem Gatten im Laufe der Jahre geschenkt.

Obgleich das Feuer der Leidenschaft, welches vordem die jungen Herzen gemeinsam durchglüht, allmählich sich geklärt hatte zu der steten, ruhigen Flamme einer innigen, dauerhaften Neigung, reichte sie für Karl von Dodendorf hin, in seiner Gemahlin noch immer das anbetungswürdigste Weib zu bewundern. Er erblickte in ihr nicht nur das Ideal einer Landedelfrau, die umsichtig, sparsam, mit praktischem Verständnis die Oberleitung der großen Wirtschaft führte und überall, wo es nötig erschien, selbstthätig eingriff, seinen Augen dünkte auch ihre reizvolle äußere Erscheinung derart bevorzugt, um, nicht zu ihrem Nachteil, einen Vergleich mit den jüngsten und schönsten Damen der Gesellschaft auszuhalten.

Sorgar neben ihrer um zehn Jahre jüngeren Cousine — Frau von Arnsfeld — welche allgemein für eine Schönheit ersten Ranges galt, hatte die hübsche Hausfrau das Urteil eines Paris nicht zu scheuen. Die beiden Damen waren zu verschiedenartige Erscheinungen, als daß eine die Reize der andern hätte verdunkeln können. Beiden war eine graziöse Anmut der Bewegungen, die stolze Haltung des Kopfes, gemeinsam, im übrigen reichte Frau von Dodendorfs mittelgroße, ein wenig zur Üppigkeit neigende, aber dabei zierliche Gestalt der hoch und schlank gewachsenen Cousine kaum bis zur Schulter, ihr von welligem, blondem Haar umrahmtes Antlitz leuchtete in blühender Frische, in ihren klaren braunen Augen lag der Ausdruck einer gleichsam selbstbewußten Überlegenheit, ganz im Einklange mit dem leicht ausgeprägten Zug stolzen Eigenwillens um den kleinen, reizend geformten vollen Mund.

Melanie von Arnsfeld besaß dunkles Haar, dunkle Brauen und Wimpern, wodurch die elfenbeinartige Blässe des feingeschnittenen Kameengesichts besonders hervortrat. Ihre großen, tiefblauen Augen strahlten in heiterer Lebenslust, um ihre roten, weichen Lippen schwebte ein liebliches, glückliches Lächeln.

„Genieße Deine Jugend! Schlürfe in vollen Zügen den Champagnerschaum vom Freudenbecher des Lebens" schien die Devise der bezaubernden Frau. Ihre ganze Erscheinung rief auch den Eindruck hervor, als wäre sie eigens geschaffen, wohlig unterzutauchen auf der lustberauschenden Woge glänzender Geselligkeit, nur für den Augenblick lebend, ohne Sorge um ein Morgen.

Von den zahlreichen Gästen im Dodendorfer Schlosse mochten wenige wissen, oder vielleicht nur ahnen, daß auch der holden Frau, die gleich einem leichtbeschwingten, schimmernden Falter durch die Säle und die Reihen der Tanzenden schwebte, des Lebens Leid keineswegs fremd! In einsamen Stunden hatte der lachende Frauenmund schon gar oft gezuckt in bitterem Weh, und die lustsprühenden Veilchenaugen hatten heimlich schon ungezählte Thränen der Verzweiflung vergossen. —

Wieder war ein Tanz zu Ende.

Hochatmend, mit ihrem eleganten Ballfächer sich

Digitized by Google

Kühlung zuwehend, stand Frau von Arnsfeld inmitten einer Schar von alten und jungen Verehrern, deren mehr oder minder feinen Schmeicheleien die Gefeierte ein empfängliches Ohr zu leihen schien; nur ein sehr aufmerksamer Beobachter hätte gewahren können, wie das laute Geplauder doch nicht vollständig die schöne Frau beherrschte, denn zuweilen, während vielleicht gerade von ihren lachenden Lippen ein zündender Witz in die lustige Unterhaltung flog, huschte ein trüber Schatten über die weiße Stirn, und aus den strahlenden Augen irrte verstohlen ein unruhig suchender Blick durch den Saal.

„Pardon, meine Herren Kavaliere!"

Leicht den Kopf neigend, löste plötzlich Frau von Arnsfeld sich aus der sie umringenden Gruppe, schritt rasch ihrer eben sich nähernden Cousine entgegen, schob ohne weiteres deren Arm unter den ihren und fragte, heiter lächelnd:

„Darf ich, Du Vielbeschäftigte? Hast Du auch mal für mich ein paar Minuten übrig?"

„Ließe sich die Frage nicht umkehren, Melanie?" versetzte Frau von Dodendorf mit leiser Ironie. „Du bist ja fortwährend umlagert von Anbetern, hüte Dich, den Neid und die Eifersucht unserer Damen, nicht allein der ledigen, herauszufordern."

„Pah, was frage ich danach!?" lautete die lachende, von einer abwehrenden Handbewegung begleitete Antwort. „Jeder amüsiert sich eben nach seiner Weise!"

„Nun, ich wäre die letzte, Dir Deine Triumphe zu mißgönnen. Doch was ich Dir noch raten möchte," fügte Frau von Dodendorf mit einem Anflug mütterlicher Besorgnis hinzu, „tanze heute nicht mehr, Melanie. Es dürfte Dir übel bekommen, Du bist stark erhitzt!"

„Ach, wäre die Versuchung nur weniger groß! Meister Strauß' verlockenden Melodien widerstehe, wer kann — und ich tanze so leidenschaftlich gern!" rief mit blitzenden Augen die junge Frau. „Aber," ein leises Rot färbte ihre Wangen, „Du könntest am Ende recht haben — deshalb will ich Deinem Rate folgen.

„Pauline," Frau von Arnsfeld dämpfte den Ton ihrer plötzlich verändert klingenden Stimme, „seit einer Stunde sehe ich mich vergebens nach meinem Manne um, erblicktest Du ihn irgendwo? Weißt Du, wo ich ihn treffe?"

„Wohl nirgend anders, als wo er gestern und vorgestern und alle diese Abende zu finden war — am Spieltische. Du solltest wirklich Deinen ganzen Einfluß aufbieten gegen Kurts verderbliche Neigung."

„Ich bin dagegen machtlos." Melanie drängte einen aufquellenden Seufzer gewaltsam zurück; ihr Antlitz verschwand gänzlich hinter ihrem großen Fächer, den sie mit graziöser Anmut bewegte, nicht, weil sie der Kühlung bedürftig, sondern um vor lauernden Späheraugen die angstvolle Qual zu verbergen, welche jetzt in ihren Blicken und Mienen sich geltend machte. „Was alles habe ich nicht schon versucht?" fuhr die junge Frau in leisem, bedrücktem Tone hastig fort. „Kurt selbst hat den besten Willen, den Spieltisch zu meiden, aber es bedarf nur eines aufforderndenWortes — und der unselige Hang ist stärker, wie alle guten Vorsätze. Auch heute hatte er mir fest versprochen, nicht zu spielen; noch nach aufgehobener Tafel, als ich ihn mit von Z.... angelegentlich flüstern sah, nickte er mir auf meine flehentlich bittenden Blicke beruhigend zu. Sollte er sein Wort doch wieder gebrochen haben? O, wie ich sie hasse und verwünsche, diese sogenannten lieben Freunde, welche eigennützig Kurts Schwäche zu mißbrauchen verstehen! Du bist eine so kluge Frau, Pauline — rate, hilf mir, wie ich dagegen erfolgreich ankämpfen kann."

Solch tiefes, leidenschaftliches Empfinden, wie in den hastig hervorgestoßenen Worten sich kundgab, hatte Frau von Dodendorf im Herzen der leichtlebigen Weltdame nicht vorausgesetzt. Selbst ihr gegenüber hatte jene verstanden, die Maske sorglosen Leichtsinns festzuhalten, nun überraschte der unerwartete Einblick in das grambeschwerte Innere Melanies die ältere Cousine derart, daß sie ein paar Sekunden zur Überlegung bedurfte, bevor sie, die vollen Schultern zuckend, erwiderte:

„Solche heikle Sache verträgt die Einmischung eines Dritten, Unbeteiligten, nicht, da mußt Du selbst den richtigen Weg zu finden wissen — und ich meine: Einer ‚liebenden' und ‚geliebten' Gattin, die zumal jung, schön und geistvoll, wie Du, kann dies nicht schwer fallen, wenn sie im passenden Augenblick ihre Vorzüge geschickt ins Treffen zu führen versteht. Du schautest zu lange, fürchte ich, den Dingen gleichmütig zu; schon von Beginn Deiner Ehe hättest Du mit aller Energie Kurts Spielwut, die Dir doch nicht verborgen bleiben konnte, entgegentreten, wenigstens Dein Vermögen — um Eurer Kinder willen — unantastbar sicher stellen müssen. Allerdings ist mir nicht bekannt, wieviel davon dem Hazard bereits zum Opfer gefallen, dagegen weiß ich aus sicherer Quelle: Dein Mann schuldet diesem und jenem bedeutende Summen; Anleihen zu erheben, scheint ihm gar keine Skrupel zu machen, auch Karls Börse, wie ich nebenbei bemerken will, hat er wiederholt in Anspruch genommen. Wahrhaftig, Melanie, es ist hohe Zeit, daß Du Deinen Mann warnst, ihm ernst ins Gewissen redest, ehe er beutegierigen Wucherern ins Garn gerät."

Niemand von allen, deren bewundernde Blicke den beiden graziösen Frauengestalten, die Arm in Arm in angelegentlicher Unterhaltung auf und ab wandelten, folgten, hätte zu ahnen vermocht, welches ernste Thema die Cousinen beschäftigte. In Frau von Dodendorfs regelmäßigem Antlitz veränderte sich kein Zug, das verbindliche Lächeln, welches stets ihren reizenden Mund zu umschweben pflegte, wich nicht für die Dauer eines Augenblicks; ihr scharfer Blick schweifte auch, während sie mit sorglich gedämpfter Stimme ihrer Meinung Ausdruck gab, unablässig ringsum, so daß es den Anschein gewann, als ob die Dame des Hauses selbst während eines „intimen" Zwiegesprächs die Pflichten der aufmerksamen Wirtin gegen ihre gesamten Gäste nicht aus dem Auge verlor.

Melanie von Arnsfeld, seit Jahr und Tag

Digitized by Google

Meisterin in der Kunst der Selbstbeherrschung, bedurfte doch jetzt ihrer ganzen Willenskraft, um auf ihrem Antlitz das gewohnte bezaubernde Lächeln festzuhalten und den vielen sie beobachtenden Augen durch kein äußeres Zeichen kundzugeben, welcher Sturm ihr Inneres durchtobte. Selbst Pauline sollte nicht ahnen, was in ihr vorging während der kühl gleichgültigen Rede, die, statt Rat und Trost zu spenden, in mitleidslosen Vorwürfen gipfelte. Das Recht, Kurt des Leichtsinns anzuklagen, ihn zu verurteilen — gestand sie ihrer Cousine nicht zu — das Richteramt war ihre — der eigenen Gattin — Sache. Nach dem letzten der gleichsam in „Herzenskälte" getauchten Worte — so dünkte es Melanie — hielt sie mühsam einen Aufschrei zorniger Abwehr zurück. Die zuckenden Lippen fest aufeinander pressend, schritt sie stumm, scheinbar unberührt von dem eben Gehörten, dahin, aber daß der Gleichmut nur erheuchelt, spürte Frau von Dodendorf an dem nervösen Zittern der auf ihrem Arme ruhenden Hand. Als die junge Cousine im Schweigen verharrte, beeilte sie sich, in leichterem Tone hinzuzufügen:

„Doch nun genug von dem unerquicklichen Thema, wie wir es im Augenblick nicht unpassender hätten wählen können. Plaudern wir von angenehmeren Dingen, um Deine frohe Laune wieder herzustellen, Melanie."

„O, um meine Laune sorge Dich nicht, sie kann —" Frau von Arnsfeld lachte hell auf — „nicht besser sein. Bitte, laß uns darauf anstoßen."

Mit einer heftigen Bewegung ihren Arm aus dem der Cousine ziehend, winkte sie einen der Diener, die während der Tanzpause Erfrischungen umherreichten, herbei, ergriff ein mit aromatisch duftender Weinbowle gefülltes Glas, nötigte ein zweites ihrer Verwandten auf, stieß mit dem ihren so heftig gegen jenes an, daß es zu verwundern, als die beiden Gläser nicht zu Scherben zerbrachen, und leerte, während Frau von Dodendorf kaum nippte, in raschen Zügen den Inhalt ihres Glases bis auf die Neige.

„Verzeih, Tante Arnsfeld," ließ im selben Augenblick die hörbar am Tonwechsel leidende Stimme eines noch knabenhaften Kadetten, der eilig auf die beiden Damen zutrat, sich vernehmen, „wenn ich gezwungen bin, Dir Mama zu entführen. Frau Generalin," beendete er seine Meldung, „wünscht sich zu verabschieden, Mama."

„Aber das würde ja einen allgemeinen Aufbruch bedeuten, dazu ist es noch viel zu früh!" rief Frau von Dodendorf.

Im Herzen dankbar für den zwingenden Grund, welcher sie einem längeren tête-à-tête mit Melanie, deren erglühende Wangen und blitzende Augen einen ihr „greulichen" Ausbruch bacchantischer Lustigkeit befürchten ließen, entzog, nickte sie mit ihrem freundlichsten Lächeln der Zurückbleibenden flüchtig zu und hing sich leicht an den Arm ihres Sohnes, der, stolz auf die Ehre, seine schöne Mama führen zu dürfen, sich bemühte, mit ritterlicher Grandezza den Kavalier zu spielen.

Bei der Generalin von O . . . angelangt, trat der angehende Jünger des Mars mit einer tiefen Verbeugung bescheiden zurück.

„Galant, wie sein Herr Papa!" bemerkte die Generalswitwe, wohlgefällig lächelnd. „Wahrlich, meine teure Frau von Dodendorf, es ist schwer zu glauben, daß Sie schon Mutter eines so stattlichen Sohnes sind. Viel eher wäre man geneigt, den ‚künftigen General-Feldmarschall' für Ihren jüngeren Bruder zu halten."

Nicht unempfänglich für Schmeicheleien, welche ihr jugendliches Aussehen betrafen, versuchte nun die schöne Hausfrau mit dem ganzen Aufgebot ihrer Liebenswürdigkeit die alte Dame zu längerem Verweilen zu bewegen, und ob die Bestürmte auch fein lächelnd entgegenhielt: „Das kaum bemerkte Verschwinden einer alten Frau würde dem Vergnügen der tanzlustigen jungen Herrschaften nicht um eine Minute früher ein Ende bereiten", schließlich gab sie doch Frau Paulinens verbindlicher Überredungskunst nach und verstand sich noch zu einem „halbstündigen" Aufschub.

Ein Nachtquartier für sich und ihre Gesellschafterin hatte die Generalswitwe von vornherein abgelehnt. Die kleine ländliche Besitzung, welche die Damen bewohnten, lag in geringer Entfernung von Schloß Dodendorf und war nach einer kaum viertelstündigen Fahrt zu erreichen.

Der befürchtete Ausbruch einer „bacchantischen Lustigkeit" bei Baronin Arnsfeld erwies sich als falsche Voraussetzung. Wohl blieb die weiße Stirn der schönen Frau wolkenlos, und ihre tiefblauen Augen strahlten in ungetrübt feurigem Glanze, während sie langsam, mit heiterem Scherzwort von Gruppe zu Gruppe schwebend, in bewußter Absicht sich einem der Saalausgänge näherte. Damen wie Herren, die sich bemühten sie festzuhalten, oder die sich ihr anzuschließen wünschten, hielt sie dadurch zurück, daß sie vorgab: einmal nach ihrem kleinen Achim sehen zu müssen. So erreichte sie ohne die „gewöhnte Gefolgschaft" ein stilleres Seitenzimmer, gerade im Augenblick, als die Tanzmusik aufs neue begann. Aber die einschmeichelnden Klänge, deren verlockende Macht Melanie vor kurzem als „unwiderstehlich" gepriesen, ließen sie gleichgültig.

Der prächtige Ballsaal in seiner blendenden Lichtflut, erfüllt von berauschendem Blumenduft und dem eigenen Summen und Schwirren eines fröhlich durcheinanderwogenden Menschenschwarmes widerte die junge Frau plötzlich an. Ohne sich umzuschauen eilte sie weiter, überschritt den Korridor bis zu einer am Ende der langen Zimmerreihe befindlichen Thür, öffnete ohne Zögern und befand sich nun in einem kleinen, matt erhellten Entree.

Einen Moment stand Frau von Arnsfeld tief atmend auf der Schwelle still, dann, mit den Örtlichkeiten im Schlosse genau bekannt, ging sie rasch auf eine von schwerem, dunklem Wollvorhange bedeckte Thür zu und streckte bereits die Hand aus nach der Portiere, als ihrem Beginnen unerwartet Einhalt geschah durch die in devotem Ton hervorgestoßene Frage:

„Gnädige Frau befehlen?"

Digitized by Google

Gleichzeitig tauchte aus der dunklen Fensternische ein Offizierbursche auf. Förmlich geblendet von der wunderholden Frauenerscheinung, die seiner nicht gewahr geworden, hatte er sie erst sekundenlang bewundernd angestarrt, ehe er, gemäß der erhaltenen Weisung, hervorzutreten wagte.

„Die Herren sind doch nebenan?" fragte Melanie kurz.

„Zu Befehl! Doch gnädige Frau können —" in dem breiten, frischen Gesicht des jungen Menschen malte sich eine leichte Verlegenheit — „können nicht eintreten — die Thür ist verschlossen."

„Nun, so wird sie sich schon öffnen, wenn ich klopfe."

„Verzeihen gnädige Frau Baronin —" der gewandte Bursche drängte sich behende zwischen Melanie und die verschlossene Thür — „dies darf nicht geschehen. Die Herren haben strengstens befohlen, jede Störung fern zu halten."

Frau von Arnsfeld maß den „dreisten" Burschen mit spöttischer Verwunderung, doch ließ er sich dadurch nicht einschüchtern; ja, seine zwar ehrerbietige, doch entschiedene Haltung belehrte die Dame, daß er gewillt, seinen Posten auf „alle Fälle" zu behaupten. Da sie nun nichts weniger beabsichtigte, als durch einen lauten Wortwechsel Aufmerksamkeit zu erregen, wodurch möglicherweise ein öffentliches Ärgernis herbeigeführt wurde, sagte sie, ihren Unmut bezwingend:

„Selbstverständlich schulden Sie dem Befehl Gehorsam, aber da Sie doch nur fremde Störung abzuwehren haben, mithin Ihrem Eintritt nichts entgegensteht —"

„Verzeihen gnädige Frau," wagte der Soldat einzuwerfen, „nur auf ein bestimmtes Zeichen, wenn die Herren einen Auftrag für mich —"

„Darauf kann ich nicht warten," fiel Melanie ungeduldig ein, „ich muß meinen Mann ungesäumt sprechen. Kennen Sie Lieutenant von Arnsfeld?"

„Zu Befehl."

„So gehen Sie und sagen —" die Baronin verstummte, sann einen Augenblick überlegend nach und schloß dann mit der Frage: „Haben Sie vielleicht ein Blättchen Papier und eine Bleifeder zur Hand?"

Bereitwillig entnahm der Bursche seinem Notizbuche die gewünschten Gegenstände und überreichte sie der jungen Frau, die damit rasch an einen Tisch trat und in flüchtigen Zügen die Worte niederschrieb:

„In wichtiger Angelegenheit muß ich Dich sofort sprechen. Du findest mich in unserm Zimmer.
Melanie."

Dann faltete sie das feine Papierblatt derart zusammen, daß es dem Überbringer bei etwaiger Neugier unmöglich wurde, einen Blick hineinzuwerfen, und übergab es nun dem gewissenhaften „Tempelwächter" mit der kurzen Weisung:

„Händigen Sie dies sofort Lieutenant von Arnsfeld ein, aber, hören Sie? nur ihm selbst."

„Zu Befehl — aber, halten zu Gnaden, Frau Baronin — ich weiß doch nicht —"

„Sie haben nichts zu fürchten," fiel dem Zögernden die Dame ins Wort, „berufen Sie sich auf meinen Befehl, ich übernehme die Verantwortung für Ihre Übertretungssünde."

Die schöne Frau unterstützte ihren Wunsch durch ein beredtes Lächeln, in ihren strahlenden blauen Augen lag ein so zwingendes Etwas, daß es dem armen Burschen heiß im Kopfe wurde. Er mußte gehorchen, auch wenn deshalb hunderttausend Donnerwetter aus dem Munde seines Herrn auf ihn niederhageln sollten. Zu seiner Beruhigung schien sein unbefugtes Erscheinen keinerlei Anstoß zu erregen, kaum daß, während er möglichst geräuschlos sich seines Auftrages entledigte, dieser und jener der in ihr Spiel Vertieften flüchtig von den Karten aufschaute, ohne nach dem Grunde der Störung zu fragen.

Auch Melanie, welche angestrengt lauschte, vernahm keinen Stimmenlaut, freilich, sie wußte: Am Spieltisch beherrscht der dämonische Klang des rollenden Goldes einzig und allein die Sinne, das waltende Schweigen wird fast nur durch die notwendigen Bemerkungen des Bankhalters, wohl auch zuweilen durch die leise gemurmelte Verwünschung eines Verlierenden unterbrochen.

„Herr Lieutenant von Arnsfeld werden kommen," meldete der eilig wieder eintretende Bursche in stramm militärischer Haltung.

Die junge Frau unterdrückte eine Frage, die sich über ihre Lippen drängen wollte und sagte nur, freundlich ihrem Abgesandten zunickend: „Ich danke Ihnen."

Dann schritt sie hinaus, erstieg die ins obere Stockwerk führende Treppe und trat in eines der dort befindlichen Mansardenzimmer, welches sie und ihr Gemahl zu bewohnen pflegten, so oft beide als Gäste im Dobendorfer Schlosse weilten.

Auf den Zehen schreitend, näherte sich Melanie einem Kinderbettchen, das in der durch einen grünen Lichtschirm künstlich verdunkelten Ecke des geräumigen, sehr behaglich ausgestatteten Gemaches stand und fragte leise die neben dem kleinen Lager sitzende junge Wendin: „Schläft Achim?"

„Ja, gnä Frau. Jun — ger Err schlaft sich sehre schöne," lautete die mit gleichfalls leiser Stimme erteilte Antwort.

„Ich bleibe jetzt ein Weilchen hier, Maika. Wenn es Dir Vergnügen macht, kannst Du inzwischen unten dem Trubel zuschauen, bis ich Dich wieder rufen lasse."

Maika erhob sich erfreut; gewährte es ihr doch die größte Lust, die „Herrischen" im Tanze sich drehen zu sehen, deshalb machte sie die Erlaubnis sich zu nutze.

Allein mit ihrem Söhnchen neigte Frau von Arnsfeld sich behutsam über das sanft schlummernde Kind, blickte lange, so lange auf das rosige Antlitz, bis ihre Augen sich mit Thränen füllten. Nun trat sie hastig zurück, damit das etwa ihren Wimpern entperlende Naß nicht auf die Stirn des Kleinen tropfte und ihn seinem gesegneten Schlafe entriß. Auf den von Maika verlassenen Platz niedersinkend, stützte sie den Kopf in die Hand und verfiel einem schmerzlichen Grübeln.

Doch schon nach wenigen Minuten sprang Me-

Digitized by Google

lanie, gepeinigt von zunehmender Unruhe, wieder auf. Im Zimmer auf und ab wandelnd, der teppichbedeckte Fußboden machte die leichten Schritte unhörbar, horchte sie auf jedes von außen zu ihr dringende Geräusch. Von der Tanzmusik klangen nur einzelne gedämpfte Töne bis in diesen entlegenen Raum; weder von den Gästen, von welchen es noch niemand an der Zeit hielt, das Schlafzimmer aufzusuchen, noch von der Dienerschaft, die hauptsächlich im unteren Korridor geschäftig hin- und hereilte, ging hier jemand vorüber. Mehr und mehr bedrückend legte die ununterbrochene, mit der lauten Fröhlichkeit in den Gesellschaftssälen scharf kontrastierende Stille sich der jungen Frau aufs Herz. Schwere Seufzer zitterten über ihre Lippen.

„Er kommt nicht — er kommt nicht!“ murmelte sie in steigender Bitterkeit vor sich hin. „Meine Bitte war nutzlos — ich will auch nicht länger warten.“

Sie stand im Begriff nach Maika zu klingeln, als sie wohlbekannte Schritte vernahm, die rasch sich näherten. Bevor noch Melanie die Stubenthür erreichte, wurde sie schon geöffnet, ein schlanker, stattlicher Dragoneroffizier trat über die Schwelle. In seinen feingeschnittenen Gesichtszügen malte sich ein Gemisch von Spannung und Ungeduld, während er, das Zimmer mit scharfem Blick überfliegend, in einer Hast, als sei die Zeit ihm karg bemessen, fragte: „Was ist denn vorgefallen, Melanie? Was wünschest Du?“

„Das fragst Du, lieber Mann?“ versetzte sie zärtlich vorwurfsvoll. „Errätst Du nicht, daß ich nur einen triftigen Vorwand ersann, Dich —“ sie schmiegte den schönen Kopf an seine Schulter — „Dich vom Spieltisch zu entfernen?“

Der Offizier schaute seine Gattin einen Moment verständnislos an, dann loderte heller Zorn in seinen Augen auf.

„Ist solche Verrücktheit möglich?“ stieß er heftig hervor. „Ich denke nicht anders, als Achim ist plötzlich erkrankt, oder Dir ist durch irgend jemand eine tödliche Beleidigung widerfahren. Von Vermutungen beunruhigt, gebe ich meine Karten ab, Karten, wie ich bessere seit Jahr und Tag nicht in der Hand gehabt — und um was? um ein Nichts — ein Hirngespinst — eine Laune —“

Arnsfeld wollte unsanft Melanie zurückdrängen, doch mit einer raschen Bewegung schlang sie beide Arme fest um seinen Hals, schaute zärtlich flehend in sein wein- und zorngerötetes Antlitz und sagte in weichem, innigem Tone:

„Kurt, und Dein Ehrenwort? Hast Du vergessen, daß Du gelobt mit heiligem Schwur, heute keine Karte anzurühren?“

„Bestes Kind,“ Lieutenant von Arnsfeld versuchte seine unwillkürliche Verlegenheit unter einem Anflug von Wärme zu verstecken, „an derartige Gelübde darfst Du keinen allzu strengen Maßstab legen, sie lassen sich häufig beim besten Willen nicht halten.“

„Doch, Kurt, o doch! Dein fester Entschluß würde sicher nicht ins Wanken geraten, wenn Du die — die traurigen Thatsachen im Gedächtnis —“

Ums Himmels willen, Melanie,“ fiel er mit aufs neue hervorbrechender Ungeduld ein, „verlange nicht, daß ich im Büßergewande mit einer Leichenbittermiene umherwandeln soll. Bitte, spare Deine Vorwürfe. Zudem habe ich jetzt weder Lust noch Zeit, Deine Gardinenpredigt anzuhören.“

„Du wirst aber nicht an den Spieltisch zurückkehren, Kurt?“

„Gewiß werde ich —“

„Nein, nein, nein! ich lasse Dich nicht! Noch gellt der beleidigende Hohn, in welchem Paula vorhin von Deiner Spielwut sprach, mir in den Ohren. Sie brandmarkte Dich als leichtsinnigen Schuldenmacher — auch bei ihrem Manne —“

„Albernes Weibergeträtsch!“ fuhr Arnsfeld auf. „Paula ist ein Geizteufel und revidiert wahrscheinlich jeden Morgen Dodendorfs Kasse, oder er muß ihr auf Heller und Pfennig Rechenschaft ablegen über seine Ausgaben und Einnahmen, denn woher wüßte sie sonst von der kleinen Summe, die er mir geliehen? Übrigens —“ er nahm einen prahlerischen Ton an — „zahle ich die lumpigen vierhundert Thaler noch heute an Dodendorf zurück. Ich habe gewonnen, Melanie — viel gewonnen. Bleibt Fortuna mir an diesem Abend, wie bisher, gewogen, dann hoffe ich, Dir morgen nicht nur mehr wie zwei und drei zerrissene Schuldforderungen, sondern ein kleines Vermögen zu Füßen legen zu können.“

„Du vergißt, wie oft und oft der Glaube an Deinen Glücksstern sich als trügerisches Hoffen erwiesen hat. Spiele heute nicht mehr, Kurt, laß Dir genügen an Deinem sicheren Gewinn, fordere nicht in Trotz und Übermut das Schicksal heraus! Bei allem, was Dir teuer, beschwöre ich Dich, gehe nicht ins Spielzimmer zurück.“

„Ich muß!“ beantwortete Arnsfeld rauh Melanies rührendes Flehen. „Bleibe ich fern, wo ich im Glück war, möchten's meine Partner mit Recht als Feigheit auslegen — ich schulde ihnen Revanche.“

„Du schuldest sie ihnen nicht, Du hast sie Dir heut genommen, nachdem diese ‚guten‘ Freunde zu unzähligen Malen Deine Taschen gründlich geleert! Laß Dir genügen an der geübten Vergeltung, nicht für heute und morgen, für alle, alle Zeit, geliebter Mann!“ rief die junge Frau in liebevollem Eifer. „Mache Dich endlich frei von der unseligen Leidenschaft, deren letztes Ziel der Bettelstab ist.“

„Melanie!“ schrie Arnsfeld. Blaß vor Wut suchte er seine Gattin von sich abzuschütteln, aber sie umklammerte mit der Kraft der Verzweiflung seinen Arm.

„Sage ich etwa zu viel? Wie weit sind wir denn noch davon entfernt? Das Vermögen dahin, unsere kostbare Wirtschaft zum Teil verpfändet, der Erbschmuck meiner Mutter verkauft — was man heute als solchen bewundert, sind falsche, wertlose Steine.“

„Schweige.“ Arnsfelds Stimme klang heiser.

„Nein, Du mußt mich hören,“ das arme Weib brach in Schluchzen aus, „ich will Dir ja keine nutzlosen Vorwürfe machen, Kurt, nur Dich bitten zu tausend, tausend Malen: werde Herr der unheimlichen Macht, die nur Jammer und Elend im

Digitized by Google

Gefolge hat. Wir könnten so glücklich sein, so glücklich! Ich wollte eine gar sparsame Hausfrau sein, wollte freudig auf nichtigen Tand verzichten, jeder Gesellschaft entsagen, nur Dir leben und — unseren Kindern. Ja, mein geliebter Mann," ein leises Rot überflog das zarte Gesicht Melanies, ihr schönes Haupt schmiegte sich hingebend an Arnsfelds Brust, der Ton ihrer Stimme klang weicher, durchzittert von tiefer Empfindung, „unseren — Kindern — wenn der Frühling seine neue Blütenpracht entfaltet, werden wir Achim nicht mehr unser einziges nennen."

Es blieb sekundenlang still zwischen beiden. Wohl ging es wie ein Erbeben durch die hohe Mannesgestalt, wohl zog Arnsfeld halb unbewußt sein reizendes Weib inniger an sich, aber von dem stürmischen Jubel, wie er seine Seele erfüllte, als ihm Melanies Lippen zum ersten Male eine gleiche Offenbarung zuflüsterten, empfand er nichts. Die frohe Botschaft kam so unerwartet, daß dem redegewandten Offizier im Augenblick das rechte Wort versagte. Er mußte sich erst sammeln, bevor er imstande war, das beklemmende Schweigen zu enden.

„Meine Melanie," erwiderte er endlich mit bewegt klingender Stimme, „Du siehst mich überrascht, bitte, lege meinem Benehmen keine falsche Deutung unter, glaube nicht, Dein süßes Geständnis läßt mich gleichgültig, nur — laß es mich offen bekennen — wäre mein Wunsch, Du hättest dazu eine passendere Stunde gewählt, aber auch so, sei überzeugt, beglückt es mich. Dies bekunde ich Dir durch das feste Gelöbnis: ich will und werde den Spieltisch meiden."

„Also kehrst Du nicht zurück zu den abscheulichen Karten, mein Kurt, begleitest mich in den Ballsaal?" fragte Melanie, jäh den Kopf erhebend, zärtliche Überredung in Blick und Ton.

„Gleich? Nein, liebes Herz, aber ich komme nach, sobald ich mich frei machen kann. Zuvor muß ich Abrechnung halten und dann warten, bis jemand aus Gefälligkeit meine Karten übernimmt."

„Ah so," die junge Frau, in welcher die schnell aufkeimende Freude ebenso schnell erlosch, richtete sich langsam empor, „nun weiß ich schon, wie es dann weiter kommt. Fühlst Du die Karten erst wieder in der Hand, verfällst Du unrettbar ihrem sardonischen Banne — so war es immer — nicht anders wird es heute sein. Kurt! Du gehst — gehst wirklich? Trotzdem Du weißt, wie unaussprechlich glücklich Dein Bleiben mich machen würde? Muß ich nicht Deine Liebe für erkaltet halten, wenn mein Geständnis, meine flehentlichen Bitten nichts — nichts über Dich vermögen?"

Arnsfeld stand bereits an der Thürschwelle; nach Melanies letzten Worten wandte er noch einmal den Kopf und sagte mit unverkennbarem Mißmut:

„Sei nicht kindisch, Melanie. Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe, um von Z . . . . abzulösen, der gewiß längst ungeduldig auf mein Wiederkommen wartet. Übrigens gab ich Dir mein Ehrenwort als Offizier und Edelmann: In dieser Nacht nehme ich vom Kartenspiel Abschied. Daran laß Dir genügen, sei nun wieder," er bemühte sich, seiner Stimme einen zärtlichen Klang zu geben, „mein gutes Frauchen und quäle Dich nicht mit Gott weiß was für schwarzen Schreckgebilden, sondern lache, scherze, tanze, sei fröhlich und amüsiere Dich nach Herzenslust. Ich werde sofort den Befehl geben, Dir Maika zu schicken, damit Du zur Gesellschaft zurückkehren kannst. Adieu, Liebchen, auf Wiedersehen!"

Der Redeschluß kennzeichnete Kurts leichtlebiges Naturell, aber der sorglose Ton war doch etwas erkünstelt, denn der aus Trauer, Zorn und Bitterkeit gemischte Ausdruck in dem schönen Frauenantlitz verursachte ihm ein eigenes Unbehagen. Er wartete noch einen Augenblick auf Antwort, doch als der fest geschlossene Mund Melanies stumm blieb, verließ Arnsfeld achselzuckend das Zimmer.

Nun kam Leben in die fast regungslose Gestalt der jungen Frau. Sie rang verzweiflungsvoll die schmalen, weißen Hände, schwere Seufzer zitterten über ihre Lippen.

„Vergebens — alles — alles vergebens — auch mein letzter, höchster Trumpf wirkungslos! Was nützt mir sein Schwur? Morgen ist er vergessen, wie alle die tausend vorangegangenen Schwüre, die zu brechen er niemals einer Ausrede ermangelte. Gott — Gott! Wie soll das enden?"

Bei ihrem unbewußt lauten Aufstöhnen erwachte der kleine Joachim.

„Mama?" rief er noch halb schlaftrunken, aber als sie nun vor ihm stand in ihrer strahlenden Schönheit, ermunterte er sich völlig und die vollen Ärmchen verlangend nach der Mutter ausstreckend, stammelte er bittend: „Achim Tuß beben, Mama, liebe, bute Mama."

Melanie hob ihn empor und stürmisch das Kind an sich pressend, flüsterte sie unter unaufhaltsam rinnenden Thränen: „Mein Kleinod — wenn ich fürchten müßte, Deines Vaters unselige Leidenschaft könnte einst als sein Erbteil auf Dich übergehen — wenn ich erleben würde, wie auch mein Sohn dem — fluchwürdigen Laster — sich ergiebt, so wollte ich lieber, Du wärest tot, oder — besser noch — nie geboren worden."

Noch schwebte das letzte Wort auf Melanies Lippen, als ihr die Sündhaftigkeit des eigenen schrecklichen Gedankens zu vollem Bewußtsein kam. In Reue und Angst erschauernd drückte sie das Kind mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sich, als gelte es, den Liebling zu schützen vor den schon ausgestreckten Knochenfingern des grausigen Sensenmannes; das rosige Knabengesicht mit heißen Küssen bedeckend, stieß sie schwer atmend hervor:

„Mein einziges Glück, mein süßer, süßer Junge, der Allbarmherzige wird Dich mir nicht nehmen, es wäre eine zu grausame Strafe für meinen frevelhaften Wunsch. — Verzeihe mir, Gott, der Du ja weißt, wie zugleich mit Achims Leben das meine erlöschen würde."

Die wilde Heftigkeit der mütterlichen Liebkosungen schien den Kleinen zu ängstigen. Aber ob auch Schreck und Scheu in seinen leuchtenden blauen Augen sich malte, hielt er trotzdem nicht nur tapfer stand, sondern er schmiegte seine warme Wange noch inniger an die thränenfeuchte Melanies und bat schmeichelnd:

Digitized by Google

„Nit weine, Mama, nit böse sein — Achim 'n butes Tind sein, Mama — gaubst Du, Mama?"

„Ja, mein Junge," die junge Mutter rang gewaltsam nach Fassung, „ich glaube Dir! Mama ist nicht böse, hat ihr gutes, folgsames Kind sehr, sehr lieb."

„Achim bute Mama auch sehr lieb haben — ja, Mama?"

Dabei legten seine Händchen sich fest um den schlanken Hals der schönen Mutter. Sie ließ es geschehen ohne Einspruch, nicht bedenkend, wie durch die zu nahe Berührung mit ihrem wilden Liebling ihr helles, mit kostbaren Spitzen überrieseltes Seidenkleid gar leicht gefährdet werden konnte. Die süße Tändelei wirkte wohlthuend auf ihr erregtes Gemüt, die fieberhaft raschen Pulsschläge beruhigten, die düsterblickenden Augen erhellten sich allmählich wieder. Als Maika — nach längerem Suchen hatte man sie in der Gesindestube gefunden in eifriger Unterhaltung mit der fremden Dienerschaft — endlich erschien, erhitzt und atemlos vom eiligen Treppensteigen, hatte Frau von Arnsfeld ihre volle Selbstbeherrschung wiedererlangt.

„O je," verwunderte sich die junge Wendin, „hunser Jungchen his sich ja munter!? Ätt' hichs g'wußt, wär' hich ja lange ier (hier). Warum aben gnä Frau nich früher rufen lassen? Nu sind gnä Frau wohl sehre böse?"

„Weshalb? Ich erlaubte Dir ja, eine Weile dem Tanze zuzuschauen," versetzte Melanie. „Wie war's denn unten?"

„O je, solche Pracht ab hich noch nich g'sehn — hund die Errschaften so lustig, hund halle Damen so fein geputzt — hund schöne von Hangesichte, haber so schöne, wie gnäge Frau Baronin," fügte das Mädchen im Tone innerster Überzeugung hinzu, „his sich doch keine nich."

Frau von Arnsfeld hörte wohl kaum auf Maikas Rede. Sie hatte Joachim wieder in seine Kissen gebettet, anfänglich widerstrebte zwar der ungebärdige kleine Kerl, doch fügte er sich bald dem sanften Ernst, womit die Mutter auf ihn einsprach.

„Nur," begehrte er, „noch einen Tuß, Mama — und mal tinken und dann lasen."

Während Melanie gern den ersten Wunsch erfüllte, bereitete Maika geschäftig den Trank, bot ihn behutsam den gierig schlürfenden Kindeslippen und sagte schmeichelnd: „Sollst hallens aben — hallens, was willst, mein Hachimchen, bist ja guter Junge — so — so — haber nu hauch schlafen, hund Kuckchen zumachen, Hachimchen."

Sein Durst war gestillt, gehorsam drückte er die Augen fest zu, aber nur für die Dauer einer Sekunde, dann hob er die weißen Lider ein wenig und schelmisch hervorblinzelnd, rief er vergnügt:

„Achim läst schon, Mama!"

„Schön von Achim," lobte Melanie, welche eben ihre brennenden Augen mit Kölnischem Wasser badete, „aber wenn ein artiges Kind schläft, liegt es ganz still, spricht kein Wort, sieht sich auch nicht mehr um."

„Nit um — banz artig, Mama, Achim banz artig," wiederholte der Kleine, legte sein Köpfchen auf die Seite und verhielt sich mäuschenstill, nach kaum zwei Minuten schlief er fest.

Die Baronin stand inzwischen vor dem Spiegel, bemüht, mit Maikas Hilfe ihre zerknitterte Robe möglichst wieder in Ordnung zu bringen, glättete dann ihr Haar, fuhr mit der Puderquaste leicht über Stirn und Wangen, streifte die langen Handschuhe über, ergriff ihren Fächer und nachdem sie Achims Wärterin wiederholt den Befehl eingeschärft, sich nicht aus dem Zimmer zu rühren, kehrte sie langsam in die Festräume zurück.

Hier eilte man von allen Seiten der reizenden Frau entgegen, sie bestürmend mit Fragen und Vorwürfen wegen ihres langen Fernbleibens, das einem „Raub an der Gesellschaft" gleichkomme.

Melanie von Arnsfeld war nichts weniger, als eine gefallsüchtige Kokette, aber doch noch zu jung und lebenslustig, als daß sie sich nicht hätte geschmeichelt fühlen sollen durch die feurigen und zarten Huldigungen, die ihr von alt und jung gespendet wurden. Es berührte sie angenehm, zu hören, wie allgemein sie vermißt worden war.

Im Bewußtsein ihrer sieghaften Unwiderstehlichkeit schalt sie sich jetzt eine „Thörin", die um einer „verlorenen Sache" willen eine kostbare Stunde unter Seufzen und Thränen vertrauert hatte, statt hier Triumphe zu feiern. Sie wollte das Versäumte nachholen — nicht nur fröhlich scheinen, sondern wirklich lustig sein!

Ob diese Absicht ihr gelang? Warum irrten — inmitten der belebtesten Unterhaltung — Melanies Augen wieder und wieder verstohlen suchend umher? Weshalb verdunkelte sich, wenn sie immer und immer vergeblich gespäht — momentan ihr Glanz wie unter gewaltsam aufquellenden und nur mühsam zurückgedrängten Thränen? Warum preßte sie dann die Purpurlippen festaufeinander wie in innerem heftigem Schmerz?

Von der Gesellschaft blieben die flüchtigen Symptome einer ungleichen Gemütsstimmung unbemerkt, denn gerade in und nach solchen „Anwandlungen", wo das Herz der jungen Frau sich zusammenkrampfte in wildem Weh, strahlten ihre Augen in sinnverwirrenderem Glanze, klang ihr Lachen doppelt hell, riß ihr Witz, ihr geistvolles Plaudern zur Bewunderung hin — oder sie tanzte mit einer fast rasenden Wildheit, das schnellste Galopptempo schien ihr noch zu langsam. „Abscheulich", zischelten die alten und jungen Damen in „tugendhafter Entrüstung" (keineswegs — wie sie einander gegenseitig versicherten — aus Neid!), „die Arnsfeld beträgt sich heute wahrhaft skandalös herausfordernd." — „Gott! wenn man auf solche Weise versuchen wollte, die Herren zu fesseln!?" — „Ich begreife nicht, daß ihr Mann solch' Benehmen duldet!?" — „Lieutenant Arnsfeld? Ach, meine Beste, wenn der am Spieltisch sitzt, könnte, glaube ich, sein intimster Freund die schöne Melanie entführen, ohne daß der Herr Gemahl Notiz davon nähme. Wissen Sie? unsere gute Dobendorf erregt mein Bedauern; man sieht ihr förmlich an, wie peinlich berührt sie sich fühlt von der Ausgelassenheit ihrer Cousine." — „Sie sollte sie doch auf das Unstatthafte aufmerksam und

Digitized by Google

ihr begreiflich machen, was für eine verheiratete Dame sich ziemt." — „Eine heikle Sache," meinte achselzuckend die vorherige Sprecherin. „Vermutlich fürchtet unsere liebenswürdige, feinfühlige Wirtin die Gastfreundschaft zu verletzen, welche ihre Verwandte mit Mann und Kind seit acht Tagen genießt."

Weder den teils gehässigen, teils spöttischen Blicken, noch den feinen Sticheleien schenkte Frau von Arnsfeld Beachtung. Selbst wenn die unverblümten Urteile der Melanie mehr oder minder befreundeten Damen ihr zu Gehör gekommen wären, hätte sie in ihrer scheinbar tollen Lustigkeit sich nicht stören lassen. Sie wollte heute gefallen, wollte berauschende Triumphe feiern, um das innere Weh zu betäuben, das mit jeder vorschreitenden Stunde immer nagender, immer brennender wurde.

Am liebsten hätte sie die ganze Nacht durchtanzt und durchjubelt. Nicht, daß sie noch erwartete, Kurt im Ballsaal zu sehen — darauf hoffte sie längst nicht mehr — sondern weil ihr vor ihrem einsamen Zimmer graute. Deshalb sah sie mit Bedauern, wie es in den Sälen allmählich leer und leerer wurde. Bald nach Mitternacht fuhr Wagen nach Wagen vor und entführte die größere Zahl der Geladenen, welche auf den umliegenden Gütern und in der nicht allzu fernen Kreisstadt ihren Wohnsitz hatten und die nächtliche Heimkehr einem Verbleiben im ohnehin überfüllten Dodendorfer Schlosse vorzogen. Die daselbst einquartierten Gäste, immer noch eine ansehnliche Schar, formten sich nun zu engerem Kreise, jeder und jede gab sich ungezwungener, aber, obgleich die Langeweile fern blieb, wozu besonders Melanies bezaubernde Heiterkeit beitrug — allmählich zogen die einen und die andern sich in ihre Zimmer zurück — den Ausdauernsten gebot schließlich die Rücksicht auf die Hausfrau, welche ermüdet schien, dem Beispiel der Festgenossen zu folgen.

## II.

Zu den zuletzt sich Verabschiedenden gehörte Frau von Arnsfeld. Ihr den Wirten herzlich gebotenes: „Gute Nacht" war von Vetter Karl mit gewohnter Freundlichkeit, dagegen von ihrer Cousine auffallend flüchtig und kühl erwidert worden.

„Heute machten wir richtig den ‚Kehraus'," lachte die junge blonde Gräfin Schöneichen, während sie und Melanie ihren auf den gleichen Korridor mündenden Gastzimmern zuschritten.

„Vielleicht," warf Frau von Arnsfeld halb fragend hin, „bewog uns dazu ein und derselbe Gedanke!?"

„Du meinst?" — Nun ja," die Gräfin nickte verständnisvoll, „ich hoffte allerdings auf Gustavs Erscheinen. Wenn nun unsere Männer hören: die Gesellschaft hat sich aufgelöst, dürfen wir sie so bald nicht erwarten. Sich von den dummen Karten bis zum frühen Morgen fesseln lassen, ist eine zu üble Angewohnheit. Weißt Du," die kleine blonde Dame hing sich zutraulich an Melanies Arm, „sie hat mir im ersten Jahr meiner Ehe unzählige Thränen erpreßt; ich konnte nicht einschlafen, solange mein Mann ausblieb. Fand er mich dann bei seinem Nachhausekommen in Thränen schwimmend, wurde er ärgerlich — und eine fatale Scene war fertig. Jedoch mit der Zeit gewöhnt man sich und lernt sich fügen, zumal Gustav behauptet: Das Spiel sei ein ‚nobler Sport', dem die Herren der höheren Stände fast ausnahmslos mit Vorliebe huldigen; ein vernünftiges kleines Frauchen müsse sich bemühen, mit der althergebrachten Männersitte — richtiger wohl, nicht wahr Melanie? Unsitte — möglichst gut sich abzufinden. Nun, ich habe es versucht — und wieder versucht, und jetzt schlafe ich meist wie ein Dachs, höre Gustav fast nie kommen — und Du — Melanie? Ich bin neugierig, zu hören, wie Du Dich in das Unabänderliche ergiebst?" fügte Gräfin Schöneichen in sichtlicher Spannung hinzu, wußte sie doch von ihrem Gemahl, daß Baron Arnsfeld dem „aufregenden Zeitvertreib" mit Leidenschaft fröhnte und gewöhnlich derjenige unter den Spielgenossen war, welcher am spätesten den Weg nach Hause fand.

„O, ich schlafe auch," erwiderte Melanie lächelnd, „in der That das beste, was wir armen Frauen thun können. Aber da sind wir ja schon an Deiner Thür, gute Nacht, liebe Hertha."

„Gute Nacht, teure Melanie. Was ich noch fragen wollte: Wann gedenkt ihr Dodendorf zu verlassen?"

„Morgen — nein," verbesserte sich Melanie, „heute mittag."

„Wie reizend! Dann fahren wir eine gute Strecke zusammen. Schlafe wohl! Auf —" die kleine Gräfin gähnte leicht, „auf ein frohes Wiedersehen beim Frühstück, Melanie."

Die jungen Frauen küßten sich flüchtig, dann fiel die Thür hinter Gräfin Schöneichen ins Schloß — im nächsten Augenblicke hatte auch Baronin Arnsfeld ihr Zimmer erreicht.

Hier fand sie nicht nur Joachim, sondern auch dessen Wärterin fest schlafend, doch unter der ersten leisen Berührung fuhr Maika zusammenschreckend auf und starrte verwirrt einen Moment in das Antlitz ihrer Herrin, ehe sie, völlig munter, ihrer Pflichtvergessenheit sich bewußt wurde. Ihren krausen Redeschwall, in welchem sie demütig um Entschuldigung bat, schnitt Melanie zwar freundlich, aber kurz ab; die junge Wendin, welche mit der ihrem Stamme eigenen Schlauheit sofort die „Verstimmung" der Baronin herausfühlte, war nun schweigend beim Wechseln der Toilette behilflich.

Noch zu aufgeregt, sich gleich zu Bett zu begeben, vertauschte Melanie das elegante, helle Seidenkleid mit einem warmen Morgenrock aus weißem Kaschmir; Maika löste ihr das prächtige Haar, strählte es sorgfältig und zwang dann die üppigen Massen in die Fessel eines lose geknüpften Sammetbandes. Nach dieser letzten Dienstleistung wurde sie von ihrer Herrin entlassen.

Dicht am Ofen, dessen Kacheln trotz der späten Stunde noch angenehme Wärme ausströmten, auf einem von Maika behaglich hergerichteten Plätzchen ließ die Baronin sich nieder. Sie wollte lesen, bis



Digitized by Google

ihre Nerven allmählich sich beruhigen und Müdigkeit sich einstellen würde. Doch das häufig erprobte Mittel erwies sich diesmal nicht stichhaltig. Wohl lief Melanies Blick scheinbar aufmerksam über die Zeilen, sie wandte auch Seite nach Seite um, bis sie inne wurde, daß ihr Thun mechanisch und sie nicht wußte, was sie gelesen hatte.

Seufzend schob sie das Buch zurück, stützte den Kopf in die Hand und ob auch in düsteres Grübeln versinkend, entging doch ihren geschärften Sinnen kein Geräusch.

Außer den sanften Atemzügen des schlummernden Kindes und dem monotonen Tick-Tack der zierlichen Schwarzwälder Wanduhr war kein Laut vernehmbar.

Wie im Zimmer, herrschte auch draußen tiefe Stille. Kein hohler Windstoß durchzog unheimlich rauschend die kahlen Baumkronen und peitschte die dürren Zweige gegeneinander, kein Wetterhahn knarrte in der vollständig unbewegten Luft dieser mond- und sternenlosen Novembernacht, deren Schweigen eine nur momentane Unterbrechung erlitt, so oft auf dem Hofe ein Hund kurz anschlug.

Melanie wartete — wartete, ohne eine Spur von Müdigkeit zu fühlen, dagegen steigerte sich eine nie empfundene atembeklemmende Bangigkeit mit jedem Glockenschlage.

Drei Uhr!

Noch war der leise schwingende Nachhall nicht verklungen, als knarrende Schritte die Treppe heraufkamen.

„Endlich!"

Tiefaufatmend erhob sich die einsame Frau und lauschte mit vorgeneigtem Kopfe auf die verschiedenen Männerstimmen, die lebhaft, aber in sorglich gedämpftem Flüstertone durcheinander redeten. Deshalb waren die einzelnen Stimmen schwer zu unterscheiden, doch die ihres Gatten glaubte Melanie unter Hunderten heraus — —

Plötzlich hörte sie deutlich seinen Namen nennen, aber nicht Kurt, ein anderer antwortete — und zwar in verächtlichen Ausdrücken, die sich auf Arnsfeld zu beziehen schienen. Bei dem unterdrückten Gelächter, das sie darauf vernahm, ballten sich ihre kleinen Hände, in ihr blasses Antlitz ergoß sich zornige Glut; als ob ihr selbst eine Beschimpfung zu teil geworden, krampfte ihr Herz sich zusammen.

Inzwischen langten die Herren oben an, wünschten einander gute Nacht und wandten sich ihren in verschiedenen Richtungen gelegenen Zimmern zu. Thüren wurden mehr oder weniger behutsam geöffnet und geschlossen, nach wenigen Minuten erstarb das letzte Geräusch und wieder umgab Totenstille das sehnsüchtig des Gatten harrende Weib.

Leise stöhnend preßte Melanie beide Hände gegen ihre schmerzenden Schläfen. Sie wußte, nun hielten die dämonischen Kartenbilder Kurt fest bis zum Morgen. Er spielte jetzt wohl nur noch mit von Z.... und von K.... den beiden ausdauerndsten Kumpanen des Unseligen! Wie sie die beiden haßte — haßte — haßte — — —

Ob denn die übrigen Kameraden, besonders Graf Schöneichen, der sich Arnsfelds Freund nannte, bei ihrem gemeinsamen Aufbruche nicht versucht hatten, ihn zum Mitgehen zu bewegen? Und war es geschehen, wer weiß, wie schroff der Verblendete die Wohlmeinenden zurückgewiesen! Darauf mochten die mißfälligen Bemerkungen, die Melanie vernommen, sich beziehen. Alle, die vorhin aus dem Spielzimmer kamen, huldigten dem Hazard, aber sie verstanden Maß zu halten, keiner würde von seiner Leidenschaft sich hinreißen lassen, die Zukunft von Frau und Kindern aufs unsichere Kartenglück zu setzen.

O, Hertha Schöneichen kann ruhig schlafen, ihre Existenz wird nicht gefährdet, mag ihr Mann früh oder spät nach Hause kommen.

„Glückliche Hertha!" seufzt Frau von Arnsfeld; eine neidische Empfindung gegen die kleine Gräfin wallt in ihr auf, warum bleibt ihr — Melanie — der Schlummergott fern? Wer bedarf denn eines tröstlichen Vergessens aller Leiden — wenn auch nur für wenige Stunden — mehr als sie? Sie möchte so gern schlafen, so gern! aber sie hat das Nutzlose derartiger Versuche hundertfach erfahren. Unausgesetzt von schrecklichen Ahnungen gepeinigt, kann sie keine Ruhe finden, muß wachen, wachen, wachen, bis der neu heraufdämmernde Tag „Erlösung" bringt.

Der große Kachelofen verliert allmählich die letzte Spur von Wärme, im Zimmer wird es fühlbar kalt. Melanie wickelt sich in ein Shawltuch und kauert in ihrem Sessel, regungslos, in sich zusammengeschmiegt, bis sie nach einer Weile von einer heißen Unruhe, die ihr das Herz bis in den Hals hinauf klopfen macht, wieder emporgejagt wird. Sie meint vor Angst ersticken zu müssen; die Hülle wegwerfend durchmißt sie rastlos das Zimmer, bis Erschöpfung sie abermals in ihren Sessel zwingt, oder, tief über ihr schlummerndes Kind geneigt, holt sie sich neue Kraft aus dem Anblick des friedlichen Bildes.

So verrinnt die Zeit. Für die in fiebernder Erwartung harrende Frau scheint jede Viertelstunde zur Ewigkeit sich auszudehnen. Als die Uhr die fünfte Morgenstunde verkündet, wirft Melanie frostschauernd sich auf ihr Bett; allmählich umfängt sie eine Art von Scheinschlaf, in welchem vollständige Erschöpfung wohl die brennenden Augen schließt und die Glieder fesselt, daß sie unfähig sind, sich zu bewegen, aber im Hirn kreisen unablässig die Gedanken mit quälender Schärfe, und den Gehörnerven drängt das leiseste Geräusch sich auf mit peinigender Deutlichkeit.

Im Schlosse herrscht noch tiefe Stille, doch auf dem Wirtschaftshofe geben schon Töne neu erwachenden Lebens sich kund und vermischen und mehren sich mit den verschiedenen Geräuschen frisch beginnender Tagesarbeiten.

Langsam dämmert der Novembermorgen herauf. Sein erster fahler grauer Schein kämpft mit dem matt verglimmenden Lampenlicht in Arnsfelds Stube. In ihrem seltsamen Zustand zwischen Schlaf und Wachen vernimmt Melanie den leise knirschenden Laut des erlöschenden Dochts; im selben Augenblick hört sie Tritte, schwere unsichere Männertritte, sie kommen näher, jetzt sucht eine tastende Hand nach der Thür, öffnet sacht, schließt ebenso — — doch

Digitized by Google

niemand schreitet über die Zimmerschwelle, nur keuchende Atemzüge verkünden die Anwesenheit — —

Die junge Frau, deren Herz zum Zerspringen klopft, versucht sich aufzurichten, aber bleierne Schwere liegt in den todmüden Gliedern, es ist ihr unmöglich, den Kopf zu erheben, kaum vermag sie die Augenlider aufzuschlagen, doch rasch erweitert sich ihr Blick und starrt mit einem Gemisch von Schreck, Abscheu und Grauen auf die hohe Mannesgestalt, welche wie haltlos gegen die Wand lehnt.

Melanie glaubt nicht anders, als ihr Gatte ist sinnlos betrunken. Sein Haar hängt wirr um das todblasse Antlitz, verstört sind Blicke und Mienen; wie er endlich mit schwankendem Gange ihrem Bett sich nähert, schließt sie, von Ekel erfüllt, ihre Augen und stellt sich schlafend.

Nun steht er dicht an ihrem Lager, neigt tief und tiefer sein Gesicht über die scheinbar Schlummernde. Sie spürt seinen heißen Atem, sein Mund berührt leise, leise ihre Stirn, dann hört sie ihn flüstern:

„Arme, süße Melanie, mein armes, armes Weib, Gott stehe Dir bei!"

Das ist weder die Stimme, noch sind's Worte eines Berauschten. Melanies Wimpern zucken, unter ihren halb geöffneten Lidern verfolgt sie furchtsam spähenden Blicks Kurts weiteres Thun.

Von ihrem Bett war er an das Lager Joachims getreten, steht dort minutenlang völlig versunken im Anschauen des schlafenden Kindes, als gelte es, das liebliche Bild unauslöschlich sich in die Seele zu graben. Ein unbezwingliches Gefühl drängt ihn, seinen Knaben zu küssen, er neigt sich hinab, aber noch ehe seine Lippen die reine Kindesstirn berühren, zuckt Arnsfeld empor, Schauer durchschüttern seine hohe Gestalt, die Hände über sein verstörtes Antlitz schlagend, entringt wider Willen ein qualvolles Stöhnen sich der schwer arbeitenden Brust. Doch der Laut der eigenen Stimme bringt ihn zu sich selbst. Er richtet sich straffer auf, heftet noch einen langen Blick auf Joachim, begiebt sich dann geräuschlos in eine dunkle Zimmerecke, zieht unter dort aufgestapeltem Reisegepäck einen ihm allein gehörigen kleinen Handkoffer hervor, schreitet damit zum Fenster, wo der erste falbe Schein des heraufdämmernden Morgens ein notdürftig Licht gewährt, öffnet behutsam, entnimmt einem der Behälter ein längliches, silberbeschlagenes Kästchen, schlägt den Deckel zurück und will eben nach dem blinkenden Inhalt seine Hand ausstrecken, als unerwartet fremde, eiskalte, zitternde Finger die seinen umspannen.

Es wäre Arnsfeld ein Leichtes, die zarte Frauenhand, welche sich erkühnt, die Ausführung seines unseligen Vorsatzes zu verhindern, wegzuschleudern, aber als er, halb erschrocken, halb entrüstet rasch das Haupt wendend, Aug' in Auge sich sieht mit seinem wie aus der Erde gewachsenen Weibe, lähmt der von Entsetzen, Trauer, Zorn und rührender Zärtlichkeit gemischte Ausdruck in Blicken und Mienen des geisterhaft bleichen Gesichts seine Willenskraft.

Lautlos schauen beide eine Weile sich an, bis Kurt Melanies Blick nicht länger erträgt. Er senkt scheu seine Augen, mustert dann, als ob dies von Wichtigkeit, aufmerksam der Gattin weißes Morgenkleid und stößt endlich unsicher, ohne recht zu wissen, was er sagt, hervor:

„Du hast wieder die Nacht hindurch gewacht, weshalb, Melanie? Ich bat Dich schon so oft, nicht auf mich zu warten, Du bedarfst der Ruhe, versuche noch jetzt zu schlafen, komm, auch ich bin müde, bin allerdings lange geblieben, verzeih, Liebchen, aber es war, ich gelobte es Dir ja, mein letztes Spiel —"

Nun zuckte die junge Frau zusammen.

„Letztes Spiel!" wiederholte sie tonlos. „So war's gemeint" — ihre Hand deutete auf den Pistolenkasten — „so? Kurt, Kurt, dachtest Du denn nicht an mich, an Achim? Du wolltest das Furchtbare vollbringen und Frau und Kind allein — hilflos — zurücklassen?"

„Nicht hilflos," entgegnete er in mühsam beherrschtem Tone. „Von allen Seiten werden meiner — Witwe — mitleidige Herzen sich zuneigen. Höre mich an, Melanie," fuhr er, ihrem Einspruch zuvorkommend, hastig, mit leidenschaftlich bewegter Stimme fort. „Der ruinierte Spieler hat keine Zukunft, für ihn giebt's nur einen Ausweg. Du wirst ihn mir nicht erschweren, wenn noch ein Funken von Liebe in Dir glimmt für den Ehrlosen, der Dich betrog um Vermögen, Glück und Stellung. Vergieb, armes Weib, vergieb! Noch bin ich nicht so tief gesunken, fühllos mit anzusehen, wie Du an der Seite des Ausgestoßenen in Groll und Verbitterung gegen die ehemaligen Freunde, die Dich nicht mehr kennen würden, in Haß und Verachtung gegen den schimachbeladenen Gatten Dich verzehrst —"

„Halt ein! Du irrst!" wehrte Melanie, deren Rechte noch immer auf dem inhaltsschweren Kasten lag. „Armut und Erniedrigung will ich mit Dir teilen. Nie, beim allmächtigen Gott! soll ein Wort des Vorwurfs, der Klage über meine Lippen kommen; in die Einöde will ich mit Dir fliehen, nur lebe, Kurt, lebe! Bewahre uns vor der hundertmal größeren Schmach, daß man mit Fingern auf Weib und Kind des — Selbstmörders zeigt. Ich könnt's nicht ertragen, Kurt! Darum, um meinetwillen — hörst Du, teurer Mann? Um meinetwillen mußt Du leben — leben!"

Ihr verzweiflungsvolles Flehen griff ihm an die Seele; als sie bei ihren letzten Worten mit bittend erhobenen Händen vor ihm niedersinken wollte, zog er sie in seine Arme, küßte mit leidenschaftlicher Inbrunst ihr Haar, ihren Mund, ihre Hände, drückte dann die bebende Gestalt sanft in einen Sessel, und vor ihr niederknieend und sein Antlitz, zerwühlt von Schmerz und Scham, in ihren Schoß verbergend, raunte er heiser:

„Du weißt nicht, was Du forderst, armes Kind. Dein Edelmut zerfleischt mein Herz. Fluch meinem verruchten Leichtsinn! Fluch ihm —"

„Nicht so, nicht so!" unterbrach ihn die junge Frau, erschauernd in namenlosem Grauen. „Rufe nicht selbst des Himmels Zorn auf Dich und mich herab! Bitten laß uns den Allerbarmer um einen Fingerzeig in der Dunkelheit. Wir werden und müssen

Digitized by Google

einen Ausweg finden. Aber vor allem mußt Du mir Vertrauen schenken, Kurt. Sieh, ich bin ruhig, ganz ruhig, auf das Schlimmste gefaßt. Laß mich alles wissen, alles!" Und als Arnsfeld, schwer atmend, in Schweigen verharrte, fügte sie leise hinzu: „Wie — hoch — ist die Schuldsumme? Wem bist Du verpflichtet?"

Noch ein kurzer Kampf, dann stieß er dumpf hervor, nicht bedenkend, daß in seinen ersten Worten eine Anklage lag gegen sein großmütiges Weib:

„Ich spielte mit Glück, heimste Gewinn ein auf Gewinn, bis Du mich zu Dir bitten ließest. Hättest Du den Wunsch unterdrückt, wäre ich unbedachter Thor Deinem Rufe nicht gefolgt, es stünde jetzt anders um mich. Die erzwungene Unterbrechung gereichte mir zum Unheil. Nach meiner Rückkehr wandte das Glück sich beharrlich von mir; ich erhielt nicht mehr eine gute Karte — das gewonnene Gold verschwand mir unter den Händen, ich geriet in Verlust, tief, immer tiefer. In Ärger und Zorn pointiere ich weiter, will das entflohene Glück gewaltsam wieder an mich fesseln, vergeblich, die launische Fortuna läßt mich im Stich! Da erfaßt's mich wie ein wilder Taumel, in blindem Eifer wage ich Summen, deren Höhe —" Arnsfelds Stimme verlor sich in ein hohles Murmeln, seine Zähne schlugen wie im Frost aufeinander — „mir erst zum Bewußtsein kommt, als wir, nachdem K . . . . darauf bestand, daß wir aufhörten, zusammenrechnen."

„Wie — hoch?" forscht nach kurzer Pause Melanie kaum hörbar, und als Kurt nicht gleich antwortet, spricht sie ermutigend weiter: „von K . . . . ist reich, er wird Dich nicht drängen —"

„K . . . .? Nein! Aber von Z . . . . mußte ich mich —" das Sprechen fällt Arnsfeld schwer, er hält wiederholt inne — „mit Ehrenwort verpflichten, ihm vor seiner Abfahrt um zehn Uhr — entweder die Barsumme einzuhändigen oder einen sicheren Wechsel, worauf ihm jede Bank anstandslos zehn — zehntausend Thaler auszahlt."

Minutenlang herrscht Schweigen, nur unterbrochen von den schweren Atemzügen der beiden unglücklichen Menschenkinder.

Melanies süßes Gesicht ist so farblos, wie ihr weißes Gewand, vor ihre Augen legt es sich wie ein blutiger Nebel, worin die Zahl Zehntausend in riesenhafter Größe zu schwimmen scheint.

Zehntausend Thaler!

Die junge Offiziersfrau weiß genau, was es mit einer Spielschuld auf sich hat, sie hat in diesen sogenannten „Ehrensachen" schon Erfahrungen gesammelt. Gerade, weil sie die weittragenden Folgen solcher bindenden Verpflichtungen kennt, fühlt sie sich wie vernichtet. Ihr ganzes bedeutendes Vermögen ist Kurts bodenlosem Leichtsinn zum Opfer gefallen; entblößt von allen Mitteln kann er sein Ehrenwort nicht einlösen, der vollständige Ruin ist da! Was in Melanies Kräften stand, ihn aufzuhalten, hat sie gethan, ihn abzuwenden erwiesen ihre Bitten und Thränen sich machtlos. Sie hat das dunkle Verhängnis, wie es nun den bethörten Mann ereilt und Weib und Kind mit ins Verderben reißt, vorausgeahnt, schon lange vor der letzten schrecklichen Nacht, wo inmitten heiterster Lust wiederholt plötzliche Todesangst ihr fast die Kehle zuschnürte.

Mit ihrer ganzen Kraft kämpfte Melanie gegen einen lauten Ausbruch der in ihr tobenden Verzweiflung. Was hätte es denn auch genützt, den Urheber allen Jammers unter zornigen Verwünschungen von sich zu stoßen, den ohnehin zu Boden Geschmetterten mit bitteren Vorwürfen zu überhäufen? Die trostlose Lage wurde dadurch keine andere.

Ein heiliges Erbarmen erwachte in der edlen Frau. Nicht noch tiefer niederdrücken, sondern trösten, aufrichten mußte sie den Schuldigen, wollte sie ihrem Kinde den Vater, sich den Gatten erhalten.

„Ermanne Dich, Kurt!" brach sie endlich das bange Schweigen. „Laß uns überlegen, was zunächst geschehen muß."

„Darüber —" Arnsfeld erhob langsam den Kopf und schaute Melanie an mit seltsam flimmernden Augen — „bin ich mit mir im reinen."

Sie hatte ihn verstanden, er las es in ihren entsetzten Blicken.

„Sieh mich nicht so vorwurfsvoll an, der Schritt ist unvermeidlich; armes, armes Weib, ergieb Dich darein!" raunte Arnsfeld, mühsam atmend. Er wollte Melanie an sich ziehen, doch sanft wehrte sie ihn ab, blickte ihm fest in die Augen und versetzte mit unnatürlich ruhig klingender Stimme:

„Du denkst nur an Dich! Aber wisse: Nicht allein wirst Du vor den Folgen Deiner — Deiner Verblendung Dich in Sicherheit bringen. Muß die Flucht ins — Jenseits stattfinden, werden ich und Achim Dich begleiten."

„Melanie!"

Aschfahl im Gesicht sprang Arnsfeld auf, seine Augen hafteten wie vor Schreck erstarrend auf seiner Gattin, die nun gleichfalls sich erhob und, ohne seinem Entsetzen Beachtung zu schenken, im Tone festen Entschlusses fortfuhr:

„Dies ist vorgesehen für den äußersten Fall, wenn kein anderer Ausweg bleibt. Noch hoffe ich, er wird sich vermeiden lassen! Nicht etwa —" ein bitteres Lächeln zuckte schemenhaft um den blassen Frauenmund — „weil mir das Leben besonders lebenswert dünkt, sondern um unseres Kindes willen! Ihm möchte ich gern, sollte Dir oder mir der Mut fehlen, unseren holden Knaben zu töten, das Andenken an seine Eltern rein erhalten."

„Melanie!" Laut aufstöhnend barg Kurt sein Gesicht in den Händen. „Du bist furchtbar!"

„Weil ich nicht leben mag ohne Dich? Ach, Kurt, ich will ja nicht sterben, nur, wenn Du — aber auch Du wirst leben — Dobendorfs müssen helfen —"

„Auf Karls Hilfe baue nicht!" murmelte Arnsfeld dumpf; „ihm schulde ich schon genug."

„So wird und muß Pauline sich erbitten lassen. Ich gehe zu ihr, sogleich!"

„Laß es bleiben, mein armes Weib! Jeder Schritt ist vergeblich, glaube mir! Du würdest Dich nur neuen Demütigungen aussetzen," bat Arnsfeld eindringlich.

Digitized by Google

„Mag's drum sein! Ich will geduldig standhalten, wenn sie nur hilft. O, sie müßte ja kein liebendes Weib, keine glückliche Mutter sein, bliebe ihr Herz meinem Flehen verschlossen."

Arnsfeld teilte das sanguinische Hoffen Melanies nicht, doch seine abmahnende Stimme verhallte ungehört.

„Um nicht den Vorwurf auf uns zu laden," beharrte die Baronin, „als ob wir in feiger Voreiligkeit den Tod gesucht, müssen wir das Äußerste wagen. Erst dann, wenn alle Hilfsquellen sich uns verschließen, vermögen wir den letzten Verzweiflungsschritt vor uns selbst zu rechtfertigen."

Bei ihren letzten Worten legte Melanie schon die Hand auf die Thürklinke, doch von einem plötzlich in ihr auftauchenden Gedanken beunruhigt, näherte sie sich nochmals ihrem Gatten, schaute ihn fest an und bat dringend, mit einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung auf den Pistolenkasten deutend:

„Kurt, Du wirst meine Abwesenheit nicht benutzen? Schwöre es mir! Ich bringe Rettung! hoffe, Geliebter!"

„Großmütigste aller Großmütigen!" In tiefer Erschütterung küßte Arnsfeld die kalten, bebenden Finger seiner Gemahlin. „Fürchte nichts! Geh in Gottes Namen."

## III.

Obgleich Frau von Dodendorf erst lange nach Mitternacht sich zu Bett begeben, ließen die Pflichten der aufmerksamen Wirtin sie nicht über die gewöhnte Zeit hinaus ruhen. Es gab verschiedenes anzuordnen, da die meisten der Logiergäste schon während der ersten Vormittagsstunden abzureisen gedachten.

Erquickt durch einen zwar kurzen, doch festen Schlaf betrat die schöne Schloßfrau, deren frischem, blühendem Antlitz keine Abspannung anzumerken war, ihr Ankleidezimmer, wo bereits die diensteifrige Hausjungfer auf die Herrin wartete.

Bei dem beginnenden Morgengrauen sind die dicken Fenstervorhänge in dem kleinen, angenehm durchwärmten Gemach noch geschlossen; zwei starke Wachskerzen, welche in silbernen Leuchtern auf dem Toilettentische stehen, verbreiten genügende Helle; Anne kann ihr Werk sofort beginnen. Mit flinken, gewandten Fingern kämmt und ordnet sie der Mode entsprechend das blonde Haar ihrer Gebieterin. Dank deren Güte hat Anne — sie ist die Tochter des Dodendorfer Leibkutschers und im gleichen Alter der jetzigen „Gnädigen", war sie als Kind häufig die Spielgefährtin des kleinen „Frölen" — in der Stadt das Frisieren erlernt, und da sie auch sonst klug ist und geschickt in allerlei weiblichen Arbeiten, verrichtet sie nicht allein Kammerjungferdienste, sie beaufsichtigt auch die jüngeren Kinder und macht sich nützlich in der Wirtschaft. Bei der übrigen Schloßdienerschaft gilt die geschmeidige Anne als der Gnädigen „rechte Hand".

Sie steckt eben die letzte Seitenlocke hinter dem kleinen Ohr Frau von Dodendorfs fest, als nach leisem, flüchtigem Anklopfen die Thür, welche auf den Korridor führt, noch bevor ein „Herein" erklingt, hastig geöffnet wird und Frau von Arnsfeld in sichtlicher Eile die Schwelle überschreitet.

Herrin wie Dienerin blickten halb erstaunt, halb erschrocken in das geisterhaft bleiche Gesicht der jungen Frau, deren Erscheinen zu so außergewöhnlicher Zeit nichts Gutes zu verkünden schien.

„Sieh da, Melanie!" Frau von Dodendorf wurde ihrer Betroffenheit schnell Meisterin. „Bereits ausgeschlafen? Was führt Dich schon so früh zu mir?"

„Verzeih die Störung, ich muß —" Melanie war bemüht, dem zitternden, gepreßten Ton ihrer Stimme Festigkeit zu geben — „in einer wichtigen Angelegenheit mit Dir sprechen."

Über Frau Paulas klare Stirn flog ein Schatten.

„Meine Zeit," versetzte sie halb ablehnend, „ist am heutigen Morgen sehr beschränkt. Ist Deine Sache wirklich so eilig?"

„Unaufschiebbar."

Das eine Wort, mehr noch der Ton, in welchem es hervorgestoßen wurde, gestattete keinen weiteren Einwand. Frau von Dodendorf bedeutete Anne durch einen Wink, sich zu entfernen.

„Sieh nach den Kindern, Anne," rief sie der lautlos Verschwindenden nach, dann wandte sie sich zu ihrer Cousine: „Bitte, nimm Platz und teile mir ohne Umschweife mit, was Dich veranlaßt, zu so früher Stunde mich aufzusuchen."

Melanie, obgleich sie sich kaum auf den Füßen erhalten konnte, setzte sich nicht. Ein hoher Kleiderschrank, gegen den sie sich lehnte, gab ihr Halt, und als nun Pauline, den zuletzt ausgesprochenen Wunsch mit Nachdruck wiederholend, vor ihr stehen blieb, berichtete sie mit dem Mut der Verzweiflung wahrheitsgetreu die Ereignisse der vergangenen Nacht, sowie die schreckliche Scene, welche in der letzten Stunde zwischen ihr und Kurt sich abgespielt.

Die Schloßfrau stieß zu verschiedenen Malen einen Laut des Abscheus aus; nun, als die erschöpfte Berichterstatterin eine Pause machte, rief sie, glühend vor Entrüstung:

„Welch ein unerhörter, strafwürdiger Leichtsinn! Kann Kurt sein Ehrenwort nicht einlösen, muß er natürlich den Dienst quittieren. Alle Welt sah voraus, daß es dazu kommen würde, nur Du schienst blind!"

„Blind, ich?" brach es mit schmerzerschütterndem Wehelaut über Melanies Lippen. „Blind, weil aller Welt verborgen blieb, was ich erduldet und gelitten während meiner dreijährigen Ehe, wie ich gekämpft mit allen mir zu Gebote stehenden Mitteln gegen die unselige Spielwut meines Mannes? Wie ich, seinen Eiden, seinen heiligen Versprechungen immer wieder vertrauend, Opfer auf Opfer brachte, bis ich nichts mehr besaß! Wüßtest Du, wie zahllose Nächte ich durchwacht in bitterer Verzweiflung, Du würdest Mitleid empfinden!"

„Ja, Mitleid mit Deinem Sohne, welchem Deine tadelnswerte Schwäche die Zukunft untergräbt, indem

Digitized by Google

Du ihn seines Vermögens beraubst," fiel Frau von Dobendorf mit schonungsloser Härte ihrer unglücklichen Cousine ins Wort.

„Weil ich gab," ein glühendes Rot züngelte flüchtig über Melanies schneeweißes Gesicht, „meinen Mann vor dem Verderben zu retten, deshalb verdammst Du mich? Paula, könntest Du in gleicher Lage anders handeln?"

„Müßte ich meinen Gatten als Schwächling verachten, unbedingt!" erfolgte die Antwort ohne Besinnen. „Ich meine," erläuterte Frau Pauline, „ein dem Spielteufel Ergebener, der unzugänglich allen Warnungen, Bitten und Thränen, ein Sklave seiner Leidenschaft bleibt und gewissenlos das Wohl seiner Familie abhängig macht vom Kartenglück, verwirkt, am Abgrunde angelangt, jedes Anrecht auf Hilfe von seiten der Frau, auch wenn sie die nötigen Mittel besitzt."

„Sie soll — sie soll teilnahmlos ihn untergehen lassen?"

„Auch das, wenn er sein Los sich selbst bereitet hat. Für die bedauernswerte Frau müssen die Pflichten der Mutter obenan stehen."

(Fortsetzung folgt.)

# Am Alsterufer.

Aus der Chronik eines hanseatischen Patrizierhauses

von

**Gustav Kopal.**

(Fortsetzung.)

## Siebentes Kapitel.

Es war Winter geworden. Eine scharfe Nord-Ost-Brise hatte innerhalb weniger Stunden die gesamte Alster mit einer spiegelglatten Eisfläche überzogen, wie sie in der damaligen Zeit nichts Seltenes war, und wie sie leider die Gegenwart überhaupt nicht mehr kennt, zu der die zum Eisbrechen sich vorzüglich eignenden eisernen Alsterdampfer oft noch wochenlang nach Eintritt strengen Frostes die Gebilde des Winters durchfurchen, so daß anstatt des früher so verlockend zum Schlittschuhlaufen einladenden blanken Spiegels ein wildgezacktes Gletscherfeld entsteht, auf dem man nicht einmal gehen, sondern nur mühsam vorwärtsstolpern kann. Damals gab es oftmals Bahnen, wie sie sich die kühnste Phantasie eines Eissportmannes nicht prächtiger zu denken vermöchte, von herrlicher weiter Fläche, so daß man von jedem Punkte des Ufers aus beliebig den Weg wählen konnte, ja gar, falls es noch wenig oder überhaupt nicht auf das neue Eis geschneit hatte, ohne Entrichtung des für die Geldbörse eines Knaben manchmal recht empfindlichen Obolus an die mit der Blechbüchse klappernden „Bahnfeger". Nur um ein geringes kleiner als jetzt war damals die Fläche der Außenalster infolge des Umstandes, daß sich vom Ferdinandsthor bis zum jetzigen Alsterglacis der „Baum" hinzog, ein Pfahlwerk, das den Zwecken der Abgrenzung der inneren Stadt hinsichtlich Erhebung der Accise und der Thorsperre diente.

An einer blitzblanken Stelle nahe dem Pöseldorfer Ufer, dessen hohe Bäume Schutz vor dem schneidenden Winde gewährten, tummelten sich zwei einzelne Schlittschuhläufer, elegant gekleidete junge Herren, durch Pelzwerk wohl verwahrt gegen den Frosthauch. Es war am Vormittage, also eine Zeit, zu der fast die gesamte männliche Bevölkerung Hamburgs durch Erfüllung ihrer Berufspflichten gehindert wird, auf dem Eise dem Vergnügen nachzugehen, und so blieb den beiden ein ausgedehntes freies Feld. Was die weibliche Einwohnerschaft der alten Hansastadt anbelangt, so möge erwähnt werden, daß zu jenen Tagen eine Schlittschuhläuferin daselbst etwas ganz außerordentlich Seltenes gewesen wäre. Wohl nur „importierte" Damen aus Holland, England, Skandinavien oder gar Amerika hätten es damals gewagt, sich an der in der Gegenwart so beliebt gewordenen und selbst als „Heiratsvermittelung" sich eines nicht unbegründeten Renommees erfreuenden körperlichen Übung zu ergötzen, denn die eingeborene Frauenwelt Hamburgs hielt noch zu viel späteren Zeiten seltsamerweise das Schlittschuhlaufen für „unweiblich".

Jenen beiden Herren fehlte es nicht an Mußestunden auch an Vormittagen in der Woche. Der eine war der Sohn eines althamburgischen Kaufmannshauses ersten Ranges, ein Herr Hartog, dem väterlichen Geschäfte bereits als thätiger Teilhaber angehörend, wenngleich auf dem Comptoir zu den unthätigsten Mitarbeitern zählend. Der Senior-Partner und der Prokurist vertraten die Firma so zuverlässig, daß dem etwas verhätschelten Muttersöhnchen Zeit genug zur Verfügung stand, um noble Passionen verschiedener Art zu kultivieren. Infolgedessen fehlte es Herrn Hartog junior auch nicht an noblen Bekanntschaften, die er mit Vorliebe unter der Geburtsaristokratie der benachbarten Länder suchte. Er fühlte sich außerordentlich glücklich, wenn er mit einem gutgekleideten Fremden spazierengehend ihn einem Mitbürger als Herrn Baron oder Herrn Grafen von Soundso vorstellen konnte.

In dieser Beziehung ist auch heutzutage noch manches unverändert geblieben. Kaum glaublich klingt es, aber durch unzählige Beispiele ist es bewiesen, daß Hamburger und Yankees, beides praktische Kauf-

Digitized by Google

leute und Republikaner, so oft einen überaus hohen Respekt vor altadligen Namen hegen. Wenn Fälle vorkommen, daß diese im übrigen so vorsichtigen und reservierten Herren beschwindelt werden, so hat oft genug das Wörtchen „von" oder ein stolzes Wappenschild als Blendwerk gedient.

Derartige trübe Erfahrungen zu machen, hatte auch Herr Hartog junior schon Gelegenheit gehabt. Diesmal aber war er seiner Sache sicher. Den anderen Schlittschuhläufer hatte er vor einiger Zeit als wirklichen echten Baron mit einem Stammbaum bis zu den Kreuzzügen und als aktiven Husarenlieutenant in den Diensten eines Nachbarstaates kennen gelernt; auch hatte der Kavallerist ihn ziemlich kühl behandelt und noch kein Geld von ihm entlehnt. Um so mehr schätzte der junge Kaufmann diese Bekanntschaft und stellte sich als ortskundiger Cicerone auf das bereitwilligste zur Verfügung, wenn der Husar gelegentlich zwecks Amüsements aus seiner nahegelegenen Garnison nach Hamburg kam. Daß er hierbei fast stets Civilkleidung trug, wie das auch heute der Fall war, verdient Erwähnung.

Beide Herren waren gewandte Schlittschuhläufer und zeichneten auf dem erwähnten geschützten Platze das Eis durch ihren scharfen Stahl mit Bogenlinien krausester Art.

Als sie nach einiger Zeit eine kurze Rast machten und ausruhend auf dem Stege des Klinghausschen Gartens Platz nahmen, zog der junge Kaufmann aus der Brusttasche seines sehr kostbaren Pelzes eine silberne Feldflasche nebst Becher mit altem Madeira und präsentierte die Labung dem Lieutenant, der sie auf einen Zug hinuntergoß und den exquisiten Tropfen für nicht übel erklärte.

„Das meine ich," nickte Herr Hartog, im stillen bedauernd, daß der recht teure Trank nicht die gebührende Würdigung gefunden habe. Er setzte mit Sachkennerschaft auseinander, daß ein derartiges echtes, vor langen Jahren direkt von Madeira eingeführtes Gewächs kaum noch in größeren Quantitäten existiere und selbst für schweres Geld im Handel nicht zu haben sei. Jetzt schlürfte auch der Kavallerist einen zweiten für ihn gefüllten Becher mit entsprechender Andacht und geruhte dann, etwas eingehender lobend zu urteilen.

Der reichlich genossene Wein lief wie flüssiges Feuer durch die Adern des jungen Offiziers, der sich sogar zu der leutseligen Erklärung verstieg, daß es sich, was die Naturalverpflegung betreffe, in der Gegend zwischen Elbe und Alster famos leben lasse.

„Was ist denn das für ein Kasten?" fragte er, sich erhebend und nach der Villa deutend, deren helle Wand durch das schwarze Gewirr der Verästelungen schimmerte.

„Eines unserer größten Landhäuser," gab Hartog Auskunft, „es gehört einem Fräulein, das sechs- oder siebenfache Millionärin ist."

Der Offizier horchte hoch auf. „Ist sie jung, hübsch, liebenswürdig, gebildet, etcetera?"

„Leider schon zu alt, um noch an das Heiraten zu denken," lachte der Kaufmann, „sonst hätte ich selbst längst auf die gute Partie reflektiert. Die Dame besitzt Treibhäuser mit den seltensten Gewächsarten; sind Sie ein Freund der Botanik?"

„Ich interessiere mich nur für die Blume des Weines."

„Ihre Gemäldesammlung enthält einige berühmte Meisterstücke."

„Ein schönes Mädchen ist mir lieber, als alle buntbemalte Leinwand."

„Dann blicken Sie aufwärts, Baron; es naht sich eine Dame, die nicht häßlich zu sein scheint."

„Beim Zeus, die ist klassisch! Kommt gerade auf uns zu. — Mein Fräulein, womit kann ich dienen?"

Es war Mathilde, die, da das Fräulein gerade den Besuch ihres Kurators empfing, eines bejahrten Notars, der alle Vierteljahr einmal Rechenschaft über die von ihm verwalteten Vermögenskomplexe ablegte, von der alten Dame angewiesen worden war, einen Spaziergang durch den Garten zu machen. Sie hatte sich dem Ufer genähert, um einen Blick nach dem fernen St. Georg hinüberzuwerfen und sich zu überzeugen, daß sie beim nächsten Ausgange durch den Pfad quer über das bereits haltbare Eis den Weg nach dem Waltherschen Hause beträchtlich würde abkürzen können.

Die beiden Herren, die auf dem Stege Platz genommen hatten, waren vorhin von dem jungen Mädchen gar nicht bemerkt worden. Überrascht vernahm sie die plötzliche Anrede.

„Wünschen Sie vielleicht den Weg über das Eis zu nehmen," fuhr der Husar in verbindlichem Tone fort, „dürfen wir Ihnen behilflich sein, vom Stege herunterzutreten? Er ist ziemlich steil und glatt, aber nur Mut, hier heißt es in der That: Ce n'est que le premier pas, qui coûte."

Mathilde antwortete mit kurzem Dank höflich ablehnend und hatte sich bereits halb abgewandt, um den Spaziergang fortzusetzen, als der unternehmende Reitersmann, der die ihm interessant genug erscheinende einsame Dame nicht so rasch entschlüpfen lassen wollte, abermals in durchaus respektvoller Weise eine nochmalige Anrede wagte:

„Möglichenfalls sind Sie es, meine Gnädige, die uns den richtigen Weg weisen könnte; wir wissen nicht, ob es erlaubt sei, von dieser Stelle aus das Ufer zu betreten und diesen Garten zu passieren, um irgend ein gastliches Haus der Nachbarschaft aufzusuchen. Wir sind ermattet und sehnen uns nach einer Stärkung; dürfte eine solche gegen Geld oder gegen gute Worte in der Nähe zu finden sein?"

„So leid es mir thut, ich kann Ihnen darüber keine Auskunft geben . . ."

„Also Sie sind nicht die glückliche Besitzerin dieser schönen Villa?"

„Ich zähle nur zu ihren Bewohnerinnen und die Erlaubnis zum Betreten dieses Gartens zu erteilen steht mir nicht zu. Aber einige hundert Schritte von hier können Sie leicht das Ufer ersteigen und quer über eine Wiese gehen, um die Harvestehuder Landstraße zu erreichen."

„Das ist doch die Villa des Fräulein Klinghaus?" nahm jetzt Herr Hartog das Wort.

„Das ist in der That der Fall."

Digitized by Google

„Die Dame zählt zu meiner Verwandtschaft," erklärte der junge Kaufmann, und nannte, höflich die Kopfbedeckung lüftend, seinen Namen, um dann, nachdem die Hoffnung, daß auch das junge Mädchen den ihrigen nennen würde, durch eine stumme Verneigung abgeschnitten war, fortzufahren: „Die verehrte Dame würde uns sicherlich gestatten, den kürzeren Weg durch ihren Garten einzuschlagen, falls sie anwesend wäre; wie schade — denn einem direkten Verbote Ihrerseits, mein Fräulein, entgegenzuhandeln, würden wir selbstverständlich nicht wagen."

„Von einem solchen kann keine Rede sein, meine Herren," erwiderte Mathilde, etwas in Verlegenheit gesetzt durch das sichere Benehmen der beiden Herren, die augenscheinlich den höheren Gesellschaftskreisen angehörten. „Nur die erbetene Autorisation zu erteilen mußte ich bedauernd ablehnen. Für einen Verwandten des Fräulein Klinghaus dürfte selbstverständlich der Weg durch den Garten offenstehen."

„Und ihn uns zu zeigen," fiel eifrig der Husar ein, „wäre eine mit verbindlichstem Danke anzuerkennende Gnade, mein Fräulein." Er hatte bereits die Schlittschuhe abgeschnallt und betrat den Steg. Wenn auch Mathilde von der so plötzlichen neuen Bekanntschaft nicht gerade angenehm berührt war, so glaubte sie doch zu entschieden ablehnendem Verhalten jetzt keinen genügenden Grund mehr zu haben. Sie ging, eine Seitenallee einschlagend, voran, neben ihr schritt der Husar. Der Kaufmann folgte etwas langsamer und lauschte den gut gewählten Redensarten, die der Offizier als Plänkler gegen die schöne Festung entsandte. Der Baron behielt den respektvollen Ton bei. Er hoffte auf eine interessante Bekanntschaft und wollte sich diese durch ein vorschnelles Wort nicht verderben.

Mit der ihr geboten erscheinenden Reserve beschränkte sich Mathilde auf einige wortkarge Erwiderungen, die zu erteilen die Höflichkeit sie zwang, und wies sobald wie nur möglich den Herren einen Weg an, den sie nicht fehlen konnten, um sich nunmehr von ihnen zu trennen.

Auch jetzt ließ der Lieutenant sich nicht so schnell abweisen; er äußerte seinen Dank für die gehabte Bemühung in überschwänglichen Worten, zugleich der Hoffnung Ausdruck gebend, daß eine nochmalige Begegnung in den Cirkeln der Hamburger höheren Gesellschaft nicht ausgeschlossen sei. Mathilde versuchte nunmehr, die Verabschiedung dadurch etwas rascher zu beenden, daß sie die von ihr eingenommene Stellung im Hause des Fräulein Klinghaus kundgab.

Dies Mittel hatte eine Wirkung, die der erhofften ganz entgegengesetzt war. Welche Rücksichten sollte der Baron einem „dienstbaren Geiste" gegenüber nehmen — als etwas anderes hatte er die ältliche Gesellschaftsdame seiner adeligen Frau Mama nie betrachtet, da die Frau Baronin dies gleichfalls nicht that. Nunmehr einen ungenierten Ton anschlagend, dankte er nochmals mit lebhaftem Wortschwall, und als Mathilde sich entrüstet abwenden wollte, verleitete der feurige Madeira den jungen Herrn, um einen Handkuß zu bitten.

Mathilde verlor kein Wort weiter. Sie eilte nach dem nahen Wintergarten und faßte schon den Griff der Thür, als der Lieutenant blitzschnell an ihrer Seite war und keck ihre Hand erfaßte, um trotz des empörten Widerstandes des jungen Mädchens den Glacéhandschuh mit seinem Schnurrbärtchen in Berührung zu bringen, welche Keckheit des Husaren selbst den jungen Kaufmann in peinliche Verlegenheit setzte. Und selbst dabei blieb es nicht: der Herr Lieutenant in Civil that etwas, was er sich wohl schwerlich erlaubt haben würde, wenn er die Uniform getragen hätte: „Einen Kuß in Ehren soll niemand wehren, mein hübsches Kind, und solche Gelegenheit kommt nie wieder," lachte er; sein Arm umschlang die Entrüstete, er versuchte einen Kuß auf ihre Lippen zu erzwingen.

Aber die Thür des Wintergartens öffnete sich von innen und das junge Mädchen erhielt unerwarteten Beistand. Es war Doktor Arthur Helling, der raschen Schrittes mit einem so unheilverkündenden Blick dem Zudringlichen nahte, daß dieser betroffen zurückwich.

Die Hand des Advokaten zuckte sehr verdächtig.

„Nur dieser Ort schützt Sie vor einer Züchtigung!" sagte der Jurist bleich vor Zorn. „Entfernen Sie sich augenblicklich."

„Herr, wissen Sie, wem Sie das gesagt haben?" murmelte erbost der Baron.

„Einem elenden Buben, der es wagt, eine Dame zu insultieren. Fort, oder ich lasse Sie durch die Dienerschaft der Polizei überliefern, da Sie mich nicht zu verstehen scheinen!"

Der Baron wurde mit Mühe von seinem ihm genahten Freunde zurückgehalten; er biß sich auf die Lippen, daß das Blut hervordrang. „Ich bin Offizier und von Adel, mein Herr," brachte er endlich heraus, „Sie werden Ihre Worte zu verantworten haben."

„Auf welche Weise es Ihnen beliebt. Ihr Begleiter kennt mich."

Er drehte den beiden den Rücken zu und führte Mathilde ins Haus. Sie zitterte wie Espenlaub; daß heftige Worte gewechselt worden waren, hatte ihr trotz des gedämpften Tones, in dem die beiden Gegner das Gespräch geführt hatten, nicht entgehen können. Mit bebender Stimme erzählte sie kurz den Hergang.

Doktor Helling beruhigte und tröstete die in lautes Schluchzen Ausbrechende, riet ihr, ein niederschlagendes Pulver zu nehmen, und empfahl dringend, dem Fräulein Klinghaus und Erwin von dem unliebsamen Vorkommnisse nichts zu erzählen.

„Weshalb nicht?" fragte Mathilde, die Thränen trocknend, die noch immer über ihre Wangen rollten.

„Weil — nun, weil die alte Dame imstande wäre, den frechen Burschen wegen Hausfriedensbruches polizeilich belangen zu lassen. Das gäbe unangenehme Weiterungen und eine schädliche Aufregung, die dem Fräulein wie Ihnen selbst besser erspart bleiben."

„Sie haben recht; ich werde schweigen. Aber wie soll ich Ihnen danken . . ."

„Nicht doch; vor allem gehen Sie und be-

Digitized by Google

ruhigen und erholen sich. Ich werde dafür sorgen, daß das Fräulein während einiger Stunden nicht nach Ihnen verlangt."

Mathildens Kräfte waren allerdings der Erschöpfung nahe. Der Rest des Tages ward ihr durch heftiges Kopfweh verbittert. Das Fräulein, das hiervon durch Fanny Kenntnis erhielt, gestattete der Leidenden das Verbleiben auf ihrem Zimmer.

Von schlimmeren Folgen, die der von ihr nicht genau verstandene Wortwechsel haben könne, ahnte dem jungen Mädchen nicht das mindeste. Die Rückwirkung des gehabten Schreckens äußerte sich in einer dumpfen Betäubung, die keinen klaren Gedankengang zuließ.

— — — — — — — — — — —

In ähnlicher, wenn auch nicht ganz gleicher Gemütsstimmung befand sich während desselben verhängnisvollen Tages Herr Hartog junior, Compagnon der bedeutenden Import-Firma Johann Ewald Hartog & Sohn, den sein Geschmack an hocharistokratischen Bekanntschaften heute in ein für ihn recht fatales Dilemma gebracht hatte.

Der vornehme Freund stellte nichts weniger als das für Herrn Hartog kaum faßbare Verlangen an diesen, sich sofort zu dem Advokaten zu begeben, sich als Kartellträger vorzustellen und Satisfaktion zu fordern. Der junge Kaufmann wußte kaum, was er darauf antworten sollte.

Mit den Börsen-Usancen Hamburgs und mehrerer anderer Welthandelsplätze war Herr Hartog sehr gut vertraut, aber von den Gesetzen der Ehre, richtiger der sogenannten Kavaliers-Ehre, hatte er verzweifelt unbestimmte Ahnung, und in ihrer Anwendung besaß er durchaus keine praktische Erfahrung. Von Duellen las man in Romanen und hörte man im Theater, aber wirkliche Zweikämpfe des in Rede stehenden Genres kamen in dem Hamburg der guten alten Zeit noch bedeutend seltener vor als jetzt, und wie man auch nur eine Nebenrolle in solch einem Drama auszufüllen habe, war dem guten Herrn Hartog vollständig dunkel. Wie gern er auch selbst den Kavalier spielte, auf derartige Schattenseiten des Highlife war er entschieden nicht eingerichtet.

Der gutmütige, etwas beschränkte Dandy (durch dieses Wort drückte man damals dasjenige aus, was man ein halbes Jahrhundert später viel geschmackvoller als „Gigerl" zu bezeichnen pflegte) war in seiner Art gewiß ein Ehrenmann und ganz ehrenwert, ungeachtet seiner menschlichen Schwächen. Seine Ehre setzte er unter anderm darin, pekuniären Verbindlichkeiten prompt und voll nachzukommen. Die Kavaliers-Ehre mußte doch etwas anders beschaffen sein, denn es war dem jungen Manne schon passiert, daß Kavaliere recht wenig Wert darauf legten, ihre Wechsel am Verfalltage einzulösen.

Daß wegen des heutigen erbitterten Wortwechsels ein Flecken auf dem Ehrenschilde seines Freundes hafte, den nur Blut abwaschen könne, wollte dem friedliebenden Löwen des Jungfernstieges durchaus nicht in den Kopf. Er versuchte, durch beschwichtigende Reden die Lohe des Zornes zu dämpfen, goß aber damit nur Öl ins Feuer, denn die Erwiderungen des Offiziers waren so scharf, daß dem jungen Kaufmanne bange werden mußte, von dem gereizten Wüterich selbst injuriiert zu werden.

Der Husar befand sich in einer um so höheren Erregung, als er sich des Gefühles nicht erwehren konnte, einen recht dummen Streich gemacht zu haben, und dies gab er im Gespräche auch offen zu. Er verwünschte den Moment der Unbedachtheit, der ihn verleitet hatte, an eine „Zierpuppe" seine Galanterien zu verschwenden, die, so harmlos sie auch gemeint waren, ganz unerwartet zu einer Katastrophe führten, die ihn in ein völlig falsches Licht setzen mußte. In seiner Garnison wäre es ihm sicherlich nicht begegnet, daß bei einem Duell sein Gegner sich schmeicheln durfte, der Ritter des schönen Geschlechtes zu sein. Wie war es nur möglich, daß ihm eine solche Sottise in dem „vertrackten Neste" passieren konnte! Doch nun war die Suppe einmal eingebrockt und mußte ausgegessen werden, so beschloß er trotzig seine Darlegung, denn der „Federfuchser" müsse revozieren oder sich schlagen, da, nach den Mitteilungen des Herrn Hartog zu schließen, Doktor Helling jedenfalls satisfaktionsfähig sei.

Der junge Kaufmann gab endlich nach, im stillen hoffend, daß der Advokat auf den Zweikampf nicht eingehen werde, und erklärte sich zum Karteltragen bereit. „Aber wo finde ich einen zweiten Sekundanten?" warf er noch ein.

„Nun, es fehlt Ihnen doch nicht an Freunden und Bekannten."

„Meine gesamte Bekanntschaft in dieser Stadt," gestand Hartog, „wird von den Gebräuchen beim Duell ebenso wenig wissen, wie ich selbst."

Der Baron verzog den Mund spöttisch. „Begleiten Sie mich in mein Hotel," sagte er, „in dem Zimmer neben mir logiert ein alter Offizier außer Dienst, ein Herr von Bach, mit dem ich oberflächlich bekannt bin und der mir diese kleine Gefälligkeit nicht abschlagen dürfte."

Herr Hartog kalkulierte im stillen, daß ihm selbst die „kleine Gefälligkeit" einige hundert Mark Banko Strafe kosten und sonst noch mancherlei Unannehmlichkeiten eintragen könne. Seufzend folgte er dem Husaren.

Man fand den Herrn von Bach zu Hause. Er saß an einem Schreibpulte und hatte einen großen, anscheinend mit mathematischen Berechnungen bedeckten Bogen Papier vor sich, den er beim Eintritt der Herren fast unwillig zur Seite schob. Aber das Aussehen des alten Spielers änderte sich, als ihm erklärt wurde, um was es sich handle, und als er dem Herrn Hartog vorgestellt wurde. Mit größter Bereitwilligkeit erbot er sich, den gewünschten Dienst zu leisten.

Man fand im Adreßbuche, daß die Sprechstunden des Advokaten es sicher erscheinen ließen, ihn am Mittage in seinem Bureau zu treffen, und die Kartellträger beschlossen, zu dieser Zeit den Besuch abzustatten.

Herr von Bach erwies sich als ein äußerst liebenswürdigen Mann; er lud die Herren ein, an seinem zweiten Frühstück teilzunehmen, ließ Austern



Digitized by Google

und Chablis kommen, und an dem bald gedeckten Tische speisten, tranken und plauderten die beiden adligen Herren sehr gemütlich, während dem Merkursjünger durchaus nicht besonders wohl zu Mute war. Der Gedanke an die wegen des Duelles geltenden gesetzlichen Strafbestimmungen lag ihm bleischwer auf dem Herzen. Er wagte eine Frage, wie es sich damit verhalte.

„Pah, nichts weiter als das?“ lachte Herr von Bach. „Sekundanten sind meines Wissens überall gänzlich straffrei, schon aus dem Grunde, weil Duelle ohne Sekundanten besonders strenge verpönt sind; ja, die Sekundanten sind nicht einmal verpflichtet, den Behörden von dem bevorstehenden Duelle Kenntnis zu geben.“

Etwas erleichtert atmete Hartog auf. Dankbar ging er auf den von dem Husarenlieutenant gemachten Vorschlag ein, die noch übrige Zeit durch ein Spielchen zu vertreiben. Auch der alte Herr willigte ein und erbot sich, die Bank zu übernehmen.

Nach einer Stunde hatten die beiden jüngeren Herren ein recht ansehnliches Sümmchen verspielt.

„Nun ist's genug,“ meinte der fast ganz ausgeplünderte Lieutenant ärgerlich. „Baron, Sie haben rasendes Glück. Ich will hoffen, daß ich bei dem Ehrenhandel am Leben bleibe, um demnächst Revanche nehmen zu können.“

„Was? Auf Leben und Tod geht es?“ fragte Hartog erschrocken. „Ich glaubte nicht, daß Sie die Sache so ernst nähmen.“

„Lieber Herr, auf Kaffeetüten schlagen wir uns nicht. Ich gedenke dem Herrn Doktor juris gehörig zur Ader zu lassen.“

„Wenn der Advokat sich aber nicht stellt, vielmehr die Sache den Gerichten anzeigt?“

„Dann bin ich gezwungen, ihn auf offener Straße mit der Reitpeitsche zu traktieren,“ antwortete finster der Husar. „Er sah indessen nicht danach aus, als ob er feige zurücktreten werde. Im Gegenteil, wenn ich aufrichtig sein will, kam es mir vor, als ob er schon mehr als einmal auf ernster Mensur gestanden habe.“

„Helling studierte in Jena, wie ich zufällig weiß.“

„So? Dann wird die Sache etwas prekärer. Dann muß ich auch die Wahl der Waffen beschränken, die mir als dem Beleidigten zusteht. Die Jenenser schlagen sich meisterhaft auf Pariser.“

„Was sind das für Dinger?“

„Degen mit Glockengriff, mit denen man recht nett aufgespießt werden kann. Als Kavallerist habe ich mich weniger um die Stoßwaffe bekümmert.“

„Also Säbel oder Pistolen,“ bemerkte gleichgültig der alte Spieler. „Wir werden das schon arrangieren. — Apropos, wenn die Herren Geschmack am Jeu finden, heute abend ist grüner Tisch im Hotel.“

„Hier im Hotel?“ rief der Husar. „In dieser soliden Handelsstadt?“

„Freilich, aber im strengsten Geheimnis. Es ist ein geschlossener Cirkel, aus Angehörigen der goldenen Jugend und einigen älteren Herren der höheren Finanzaristokratie bestehend. Einer unserer ersten Bankiers führte mich ein.“

„Sie machen mich neugierig,“ sagte Hartog, dem von diesem Zirkel der jeunesse dorée nichts bekannt war. „Für eine Einführung würde ich Ihnen dankbar sein. Ich setze gern einmal ein paar Louisdor aufs Spiel; es ist das einzige, was mich noch reizen kann.“

„Auch ich hätte große Lust, die Sache mit anzusehen,“ erklärte der Lieutenant, „obgleich ich noch nicht so blasiert bin, wie dieser gute Hartog. Wenn ich beim Anblick eines hübschen Mädchens gleichgültig bleiben könnte, so wäre mir die fatale Geschichte heute vormittag nicht passiert.“

Der Spieler nahm das Wort: „Sie sagten mir, Herr Lieutenant, daß Sie sich eines Liebeshandels wegen schlagen wollen. Ist die Affaire zur Mitteilung näherer Umstände geeignet? Ich bin ein alter Roué, der noch immer das größte Interesse an galanten Abenteuern nimmt.“

Der Lieutenant gab einen kurzen Bericht über die Veranlassung des Konfliktes.

„Weiter nichts?“ rief Herr von Bach kopfschüttelnd. „Der Advokat muß merkwürdig asketische Begriffe haben, daß er wegen eines Handkusses solchen Affront für geboten hält und eine blaue Bohne riskiert. Also das Mädchen war hübsch; welches Genre?“

Lachend entwarf der Husar eine ungefähre Schilderung Mathildens.

„Lange, blonde Locken?“ wiederholte Herr von Bach, der aufmerksam zugehört hatte, nachdenkend. „Solche sieht man ziemlich selten. Wo hat das Rencontre stattgefunden?“

„Es war die Klinghaussche Villa,“ gab der Dandy Auskunft, „die Blondine erklärte, dort Gesellschafterin zu sein.“

„Merkwürdig,“ murmelte der Spieler. „Ich kenne doch das Fräulein Klinghaus sehr gut, aber das junge Mädchen habe ich noch nicht in ihrer Gesellschaft gesehen.“

„Sie kennen die alte Dame?“ fragte Hartog. „Sie soll doch sonst äußerst unnahbar sein. Ich bin ein sehr entfernter Verwandter von ihr; wir sehen uns aber nie.“

„Wir sind seit langen Jahren gute Bekannte.“

In der Meinung des jungen Kaufmanns stieg der alte Herr, dessen aristokratische Manieren ihm ohnehin schon imponiert hatten, um ein Bedeutendes. Er beschloß, die neue „Connaissance“ thunlichst zu kultivieren, und fand einen Trost darin, auf diese Weise der so unangenehmen Angelegenheit auch eine gute Seite abgewonnen zu haben.

„Es wird Zeit, meine Herren,“ mahnte der Husar, auf die Uhr blickend. „Ich erwarte Ihre Nachrichten auf meinem Zimmer.“

Die Kartellträger begaben sich nach dem Bureau des Advokaten und kehrten bald mit der Nachricht zurück, daß Helling die Forderung annehme und daß sie mit einem von ihm namhaft gemachten Herrn als seinem Hauptsekundanten bereits entsprechende Verabredungen getroffen hätten.

„Waffen und Zeit?“ fragte der Lieutenant.

Digitized by Google

„Krumme Säbel," antwortete Herr von Bach, „übermorgen früh auf der holsteinischen Grenze."

## Achtes Kapitel.

Am nächsten Vormittage ereignete sich etwas, was sehr selten vorkam: Fräulein Klinghaus erklärte, ihre gewöhnliche Spazierfahrt diesmal allein und ohne Begleitung unternehmen zu wollen.

Mathilde, in dem Glauben, daß die Dame wohlwollende Rücksicht auf die gestrige Indisposition der Gesellschafterin nehme, versicherte, daß ihr wieder ganz wohl sei.

„Nicht doch, mein Kind," antwortete das Fräulein, „Sie bedürfen noch immer der Schonung, wenn Sie auch nicht mehr so leidend sein mögen wie gestern. Ich habe im übrigen einer Freundin einen Besuch abzustatten, den ich schon seit undenklichen Zeiten schulde, und werde dort konfidentielle Dinge besprechen. — Was willst Du, Erwin? Bis zur Stadt mitfahren, da Du in der Stadtbibliothek einige Werke einzusehen wünschest? Gewiß, es paßt sehr gut, ich fahre nach St. Georg. Mache Dich schnell bereit, denn Christian hält schon draußen."

Erwin ergriff die Thürklinke im selben Augenblicke, als Doktor Helling eintrat. Die beiden Herren wechselten sehr rasch vielsagende Blicke. Dann verließ Erwin, der auf eine seinerseits an den Freund gestellte Frage eine verneinende Antwort erhalten zu haben schien, mit betrübter Miene achselzuckend das Zimmer.

„Was giebt es Neues, Arthur?" fragte die alte Dame.

„Nichts von Bedeutung, liebe Tante. Ich bringe Ihnen die Papiere aus der nunmehr erledigten Prozeßsache zurück." Der Advokat begann über den Ausfall der Angelegenheit zu berichten.

„Das hat Zeit bis später," unterbrach ihn die Dame, „verschieben Sie die Auskunft über die Einzelheiten bis zu einem günstigeren Moment, werter Rechtsfreund, denn ich werde erwartet."

„Gut, so lege ich die Papiere auf Ihr Bureau, liebe Tante, und ich werde dem Erkenntnis einige Randbemerkungen mit Bleistift hinzufügen, die Sie vollkommen orientieren werden. Der Hamburgische Kurialstil ist für den gewöhnlich gesunden Menschenverstand manchmal nicht recht faßbar. — Noch eins, hier ist der Rechnungsauszug des Herrn Salomon; mein erster Kanzlist hat die Berechnungen geprüft und sie wie immer sämtlich richtig befunden."

„Fügen Sie das Konto-Korrent den anderen Dokumenten hinzu," nickte freundlich die alte Dame. „Doch da kommt Erwin. Auf Wiedersehen!"

Doktor Arthur Helling blieb mit Mathilde allein.

Der Jurist bat, als auch sie sich entfernen wollte: „Einen Augenblick, mein Fräulein. Ich freue mich, daß der Zufall mir die Gelegenheit zu einer Unterredung mit Ihnen verschafft, die ich andernfalls herbeizuführen gesucht hätte, da ich wegen einer recht wichtigen Angelegenheit mich mit Ihnen besprechen möchte."

„Sie machen mich neugierig."

„Zunächst erlauben Sie die Frage nach Ihrem Befinden. Ich hoffe, daß der gestrige unliebsame Vorfall keine allzu schlimmen Folgen gehabt hat."

Mathilde gab befriedigende Auskunft.

„Und nun," fuhr der Advokat mit einem gewissen feierlichen Ernste fort, „gestatten Sie mir, Ihnen die Vertrauenssache vorzutragen, um die es sich handelt. Die aufrichtige Hochachtung, die ich Ihrem Charakter zollen darf, rechtfertigt den Schritt, den ich thun will und den zu thun Verhältnisse mich zwingen, die nicht hierher gehören. Sie wissen, daß ich kein Freund von Komplimenten bin, und werden es nicht für eine leere Schmeichelei halten, wenn ich meiner Überzeugung Worte verleihe und Ihnen aufrichtig meinen Dank ausdrücke für alle die Sorgfalt und Liebe, die Sie dem Fräulein Klinghaus widmen. Die alte Dame ist mir, wie Sie wissen, eine zweite Mutter geworden, und es ist mir eine große Beruhigung, daß sie endlich ein junges Mädchen gefunden hat, das ihre recht hoch gespannten gesellschaftlichen Ansprüche erfüllt und sie mit kindlicher Liebe pflegt."

„Sie übertreiben doch ein wenig mein Verdienst, Herr Doktor," lehnte Mathilde bescheiden, wenn auch innerlich sehr wohlthuend berührt, den Lobspruch ab. „Das Fräulein war namentlich in der ersten Zeit oft recht unzufrieden mit mir."

Helling schüttelte den Kopf: „Es ließe sich noch manches darüber sagen, doch ich will zur Hauptsache kommen. Also auch der Anteil, den Sie an dem Fräulein nehmen, bewegt mich dazu, Ihnen von einigen Umständen Kenntnis zu geben, die mich ernsthaft beunruhigen. Zunächst erlauben Sie die Frage: Kennen Sie einen ältlichen Herrn, der sich von Bach nennt? Stehen Sie mit ihm in irgend einer Familienverbindung?"

„Den Namen habe ich nie in meinem Leben gehört."

„Die nähere Erklärung meiner Ihnen wohl recht seltsam erscheinenden Frage möge nachher folgen. Herrn von Bach lernte ich auf Helgoland kennen, zwar nicht persönlich, aber par renommée. Er scheint ein Spieler von Profession zu sein. Dort sprengte er die Bank. Am nächsten Tage verlor er alles wieder und erhielt gleich darauf hundert Louisdor von — dem Fräulein Klinghaus."

„Wie ist es möglich . . ."

„Es kommt noch schlimmer. Sehen Sie hier den Rechnungsauszug des Bankiers. Herr Salomon hat binnen eines halben Jahres weitere drei Anweisungen an Herrn von Bach ausgezahlt; die Gesamtsumme ist eine beträchtliche. Wenn ich nun auch mit den meisten pekuniären Angelegenheiten des Fräuleins betraut bin, so ist mir doch ganz unerklärlich, wie dies zusammenhängt. Indessen, die Dame ist sehr vermögend; ich würde mir nie erlaubt haben, ihre Privatangelegenheiten meiner Kritik zu unterziehen, wenn nicht ein anderer Umstand hinzugekommen wäre, der mich im höchsten Grade besorgt machen muß."

„Ich glaube, ich weiß, was Sie meinen," äußerte

Digitized by Google

Mathilde, als der Advokat pausierte, „den Gesundheitszustand des Fräuleins."

„Woher wissen Sie . . ."

„Durch Herrn Erwin Schrader. Kürzlich besprach ich auf Wunsch Ihres Freundes den Gegenstand mit ihm, und er bestätigte mir das, was ich nur vermuten konnte, da ich ja erst ein halbes Jahr hier im Hause bin: Der Gesundheitszustand des Fräuleins hat sich seit der vorjährigen Badereise sehr verschlechtert."

„Also auch Erwin ist das aufgefallen? Freilich, es liegt nur zu klar da. Seit jener Zeit ist die Dame erschreckend rasch gealtert. Wie waren ihre Augen noch klar im vorigen Herbst, wie klang ihre Stimme energisch und gebietend! Und jetzt? Die Hände welk, das Haar spärlicher geworden, die Züge weisen tiefere Furchen auf. Das ganze Wesen der Dame ist kränklich, trübe, reizbar. Sie sieht jetzt wohl um zwanzig Jahre älter aus, als sie in Wirklichkeit ist, man könnte die Fünfzigerin für eine Siebenzigerin halten."

„Das ist leider wahr."

„Schon nach der ersten Erscheinung des Herrn von Bach auf Helgoland in dem Hotel war Fräulein Klinghaus mehrere Tage unpäßlich. Durch einen zufälligen Umstand nahm ich Veranlassung, mir die Meinung zu bilden, daß ihr Leiden mit dem Besuche jenes Herrn in ursächlichem Zusammenhange stehe. Sie denken nach?"

Mathilde bemerkte: „Das Fräulein ist freigebig; es kann nicht der materielle Verlust sein, der sie verstimmt oder gar leidend werden zu lassen geeignet wäre."

„Nun hören Sie, weshalb ich mir die Anfrage erlaubte, ob Sie den Herrn kennen. Eine ihm übertragene Sendung privater Natur führte gestern den Herrn von Bach auf mein Bureau. Sein Anblick erinnerte mich an eine mir im Gedächtnis haftende Scene auf Helgoland, während der Beleuchtung von ‚Mörmers Gatt'."

„Auch ich erinnere mich dieser unvergeßlichen Partie lebhaft."

Der Advokat erzählte seine Beobachtung, daß der Spieler beim plötzlichen Anblick Mathildens in der grellen Beleuchtung der bengalischen Flamme einen Schrei ausgestoßen habe, als sähe er einen Geist.

Mathilde suchte diese Wahrnehmung als eine wohl irrtümliche darzustellen; in ihrer Seele stieg indessen die damals mit der Frau Walther gepflogene Unterredung wieder auf. Doch verscheuchte sie den Gedanken rasch, um nicht von der vollen Beachtung und Würdigung des von dem Advokaten Mitgeteilten abgezogen zu werden.

Doktor Helling fuhr fort: „Der Grund, weshalb ich Ihnen Kenntnis von meinen Wahrnehmungen gab, ist der, daß ich vielleicht sehr bald — eine längere Reise antreten muß."

„Jetzt in dieser Jahreszeit?" fragte Mathilde, unangenehm überrascht.

Der Advokat zuckte die Achseln: „Es handelt sich um eine fatale Angelegenheit, der ich nicht ausweichen kann. Sie, mein Fräulein, und Erwin werden die Aufgabe haben, meine Beobachtungen fortzusetzen und, wenn die Sachlage sich noch weiter komplizieren sollte, zu beraten, ob etwas zu thun sei und welche Maßregeln geboten scheinen."

„Sie halten es noch nicht für geboten, Herr Doktor, mit dem Fräulein unumwunden zu sprechen? Vielleicht verursacht nur eine durch kräftiges Einschreiten leicht zu beseitigende Geringfügigkeit die Ausbeutung der Dame durch einen Gewissenlosen."

„Nicht doch, die Sache muß einen tieferen Grund haben. Was Ihren Vorschlag betrifft, so würde Fräulein Klinghaus jeden Versuch einer Einmischung in ihre Angelegenheiten kurzer Hand zurückweisen."

„Und Ihr Kurator?"

„Der gute alte Herr! Die Geschlechtskuratel, die seltsamerweise in Hamburg immer noch als Zwang besteht, ist rein formaler Art. Die Dame würde sicherlich längst nicht mehr die Kurandin dieses ehrwürdigen Notars sein, wenn er sich jemals einen Widerspruch gegen ihre Anordnungen erlaubt hätte. In diesem Falle hätte sie sich sofort vom Gericht eine gefügigere Persönlichkeit zum Kurator bestellen lassen. Jene althergebrachte Einrichtung ist nur zu Gunsten der Schwachen und Unerfahrenen des schönen Geschlechtes getroffen; zu diesen gehört Fräulein Klinghaus bekanntlich nicht, und deshalb steht sie auch in dieser Beziehung durchaus unabhängig da."

Der Advokat sah auf die Uhr: „Meine Zeit ist heute noch vielfach in Anspruch genommen, ich will mich kurz fassen. Gelingt es mit Ihrer und mit Erwins Hilfe nicht, der Sache auf den Grund zu kommen, so läßt sich vorerst ganz und gar nichts machen. Auch ist noch nicht einmal mein Verdacht genügend bestätigt, daß die pekuniären Ansprüche, die der Herr von Bach geltend zu machen scheint, die Ursache der Verschlimmerung des Gesundheitszustandes der alten Dame seien. Sollte ich also durch eine Reise oder sonst irgendwie verhindert sein — wollen Sie mir versprechen, ein scharfes Auge auf jenen Mann zu haben, der, wenn ich mich nicht täusche, einen dämonischen Einfluß auf das Fräulein zu üben scheint? Vielleicht gelingt Ihrem beobachtenden Blick eine Entdeckung noch eher als mir."

„Selbstverständlich wird von meiner Seite alles geschehen, was nur irgend geschehen kann. Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, das mich hoch ehrt, und ich werde Ihnen jede auch noch so geringfügig scheinende Beobachtung sofort mitteilen."

„Mir oder Erwin, wenn ich nicht anwesend bin," sagte der Advokat. „Wir sind jetzt Verbündete, mein Fräulein, freilich im geheimen, aber es gilt dem guten Zweck; also zu Schutz und Trutz! — Ich wußte wohl, daß Sie mir Ihre Mitwirkung nicht versagen würden, um vielleicht der Dame, der ich so viel verdanke, einen Dienst zu leisten. Doch jetzt, mein liebes Fräulein, leben Sie wohl!"

Seine Stimme wurde leicht bewegt, als er ihr die Hand reichte und, die ihrige mit kräftigem Druck erfassend, schloß:

„Für Ihre kindliche Sorgfalt um die alte Dame und für Ihre Freundlichkeit gegen den armen Taubstummen segne Sie Gott!"

Er entfernte sich rasch. Verwundert blickte

Digitized by Google

Mathilde ihm nach. In so ernster Stimmung hatte sie den sonst so jovialen Mann noch nie gesehen; er schien ihr ganz verändert. Ob er sich die mutmaßliche Brandschatzung des Fräuleins so sehr zu Herzen nahm? In seinen Worten lag, so däuchte ihr, etwas Geheimnisvolles, ihr Unverständliches.

Sinnend nahm sie in einem Lehnstuhle Platz.

Der heute ziemlich trübe Himmel ließ das Zimmer mit seinen von dunklem Holzgetäfel bekleideten Wänden so düster erscheinen, als bräche schon die Nacht herein. Die Flammen des Kamins warfen phantastische Streiflichter über die altertümlichen Schnörkel der geschnitzten Mobilien, größtenteils Familienerbstücke, die das Fräulein pietätvoll bewahrte. Freilich steckte auch in den kunstvoll mit eingelegter Arbeit geschmückten Meisterstücken ein nicht unbeträchtlicher Wert, und falls einzelne Teile repariert werden mußten, machten sie auch dem geschicktesten Handwerker viel Mühe.

Wenn der kleine Teufelskopf, der von dem Aufsatze eines „Sekretärs", des Schreibbureaus des Fräuleins, herabgrinste, doch erzählen könnte, dachte das junge Mädchen. Möglichenfalls wußte er den Grund des Kummers, den das alte Fräulein im tiefsten Herzen barg, der ihre Stunden verbitterte und vielleicht gar ihre Lebensfrist verkürzte!

Sie gedachte wiederum der Familienporträts im ersten Stock. Jedenfalls lastete ein Geheimnis auf der Seele des Fräulein Klinghaus. Ob das Rätsel, das der Advokat vergeblich zu lösen suchte, in Beziehung zu jenen Bildern stand? Ob ihre Verschlossenheit durch Umstände bedingt war, die sie verborgen halten mußte? Doch Mathilde schrak vor diesem Gedanken zurück; wie hoch stand nach dem allgemeinen Urteil die gesamte Familie Klinghaus da!

Aus dem spielenden Geflacker der Flammen tauchten noch andere Gedankenverbindungen auf. Mathilde mußte ihres eigenen unseligen Geheimnisses denken, und sie grübelte über die ihr immer noch nicht recht erklärliche Frage Hellings, ob sie jenen Mann kenne, der der böse Geist des Fräuleins zu sein schien. Chaotisch flossen ihre Gedanken ineinander und ihre Stirn glühte fieberheiß.

Ein leichter Schritt weckte sie aus ihren Träumen. Eine wohlbekannte helle Stimme nannte ihren Namen.

„Louise! Du hier?" antwortete Mathilde angenehm überrascht, aufspringend und ihre Pflegeschwester umarmend.

Das junge Mädchen entledigte sich rasch des Pelzwerkes und der warmen Kaputze, und nahm ungeniert beim Kamin Platz. „Thue ich nicht ganz, als wäre ich zu Hause? Ich ahnte, daß Du mich hierzu auffordern wolltest, denn Du bist ja augenblicklich die alleinige Herrin all dieses Reichtums."

„Du wußtest, daß Fräulein Klinghaus nicht daheim ist?"

„Wäre ich sonst gekommen? Daß ein Besuch in diesem verzauberten Schlosse für gewöhnlich nicht gut angebracht sei, konnte mir doch nicht verborgen bleiben. Nein, ich durfte annehmen, daß ich Dir nicht ungelegen kam, weil ich wußte, daß das Fräulein nicht zu Hause sei. O, ich weiß noch viel mehr, ich weiß, wo sie ist; weißt Du es?"

„Nein. Sie besucht eine Freundin, so sagte sie."

„Große Ehre für Mama!"

„Sie ist bei Deiner Mama — bei unserer Mutter?"

„Gewiß. Ich war wie aus den Wolken gefallen, als die vornehme Equipage vor unserm Häuschen am Alsterwege hielt, aber Mama schien die Dame zu erwarten, führte sie in die beste Stube, die heute früh geheizt worden war, und schickte mich zur Tante Ernestine. Da sah ich auf der Alster unsern Nachbarssohn auf Schlittschuhen hinter seinem Handschlitten; mir kam sofort der Gedanke, den günstigen Augenblick zu benutzen, Dich zu sehen. In wenigen Minuten brachte mich der große Junge, dem ich eine königliche Belohnung von vier Schillingen versprach, über das Eis hierher."

„Das ist hübsch, daß Du gekommen bist. Nun erzähle, wie geht's bei Euch?"

„Du mein Herzensschwesterchen," begann Louise mit wichtiger Miene und doch zugleich etwas schalkhaft, „ich habe Dir so viel zu erzählen, daß ich nicht weiß, wo ich anfangen soll. Doch höre einmal — was mag der Besuch des Fräuleins bei unserer Mama bedeuten? Hoffentlich nichts Unangenehmes für Dich?"

„Schwerlich," entgegnete Mathilde, die wiederum plötzlich an die geheimnisvollen Reden der Mutter auf Helgoland erinnert ward. „Ich vermute, daß es sich um Wohlthätigkeits-Angelegenheiten handelt."

„Für die habe ich jetzt keinen Sinn. Ich denke an nichts anderes, als an mich selbst und an mein Glück. Höre, Mathilde, liebes süßes Tildchen — ich bin Braut!"

Ein herzlicher Kuß wurde zwischen den jungen Mädchen gewechselt. „Und wer ist Dein Verlobter?" fragte Mathilde.

„O Du abscheuliche Heuchlerin! Das fragst Du? Hättest Du keine Ahnung?"

„Vielleicht Doktor Stein?"

„Ja, Du böses, gutes Mädchen, mit ebendemselben Doktor Stein, den Du verschmäht hast um meinetwillen. Leugne nur nicht! Mama hat mir alles erzählt. Dir habe ich mein Glück zu verdanken."

„Das hätte Mama gethan?"

„Freilich. Sie wollte mir jenen wichtigen Umstand nicht verhehlen und riet mir, Emils Liebe sorgfältig zu prüfen. Aber er hat die Probe bestanden. Er liebt mich ganz aufrichtig und von Herzen, ist ja auch ein grundguter ehrlicher Mensch, und wie Du ganz genau weißt, halte ich gleichfalls etwas von dem jungen Herrn. Daß ich ihn jetzt, da er einmal gefesselt ist, auch festhalte, darfst Du mir glauben; ich mache mir keine Sorge darum. Hör einmal: Ich glaube, wenn Du ihn jetzt noch haben wolltest, er nähme Dich gar nicht mehr. Sage aufrichtig, Mathilde, bitte, bitte: Hast Du Emil niemals geliebt?"

„Ein ganz klein wenig vielleicht, vor langer langer Zeit," lächelte Mathilde, „aber Hand aufs Herz,

Digitized by Google

gegenwärtig achte ich ihn zwar sehr hoch und hoffe, daß wir in guter Freundschaft leben werden, indessen aufrichtig kann ich versicheren, daß Du nicht im mindesten einen Grund zur Eifersucht hast."

„Du unbegreifliches Mädchen mußt furchtbar wählerisch sein. Wie kann man Emil nicht lieben, meinen Emil! Jetzt fürchte ich, daß Du Dich niemals vermählen wirst. Du bist ja die reine Jungfrau von Orleans. ‚Nicht Männerliebe soll Dein Herz berühren', und so weiter; wie könnte jemals ein liebender Jüngling Eindruck auf Dein Herz machen, da Du Emil verschmähtest!"

Vor Mathildens geistigem Auge stand unwillkürlich Doktor Arthur Helling.

„Ich wüßte vielleicht einen Mann," sagte sie, „der mein Herz gewinnen könnte, wenn er wollte. Dieser Mann aber steht auf stolzer Höhe des Lebens, er achtet kaum einer unscheinbaren Feldblume am Weg, er, der nur die Hand auszustrecken brauchte, um die prächtigste Rose zu pflücken. Das weiß das arme Blümchen, und darum bescheidet es sich."

„Sehr poetisch, aber leider etwas undeutlich," scherzte die Schwester. „Doch vorerst will ich alles erzählen, was ich weiß." — Sie hatte in dem Egoismus der glücklichen Liebe kaum der Worte ihrer vermeintlichen Schwester geachtet und fuhr nunmehr in traulichem Geplauder über Emils Werbung und über sein Benehmen in der neuen Würde als Verlobter noch eine Weile fort. Dann zog sie aus der Tasche ein zierliches Etui heraus.

„Das Brautgeschenk!" sagte sie, ein hübsches Armband zeigend. „Die Ringe werden schon graviert; in den nächsten Tagen soll die Verlobungsanzeige in den Blättern erscheinen."

„O wie schön gearbeitet," lobte Mathilde das Wertstück.

„Emil ist so liebenswürdig, Du glaubst es gar nicht," fuhr das in der Seligkeit seines jungen Glückes schwelgende Mädchen fort. „Denke Dir, das habe ich gleich eingeführt, daß er kein Geheimnis vor mir haben darf. Rechtzeitig muß man sich den Mann erziehen, sagte unsere alte Anna. Er hat mir auch schon etwas höchst Wichtiges anvertraut, was ich um keinen Preis weiter sagen darf."

„Aber mir sagst Du es natürlich," bat Mathilde mit weiblicher Neugier.

„Nein, Tildchen, das geht keinenfalls."

„Warum sprichst Du denn davon?" schmollte die Enttäuschte. „Freilich, wenn es etwas Schlimmes ist . . ."

„Bewahre, das ist es nicht. Aber, weil Du es bist, der ich im Grunde mein Glück verdanke, vor Dir darf ich kein Geheimnis haben. Ich will Dir alles sagen, wenn Du versprichst, wie das Grab zu schweigen."

„Diskretion ist Ehrensache," beteuerte Mathilde lächelnd, der Erzählerin die Hand reichend.

„Denke Dir," flüsterte das junge Mädchen, „Emil muß morgen früh bei einem Duell gegenwärtig sein."

„Bei einem Duell? Ist der Zweikampf nicht strenge verboten?"

„Ja, aber das geht ihn nichts an, sagt er, denn er darf seine Hilfe als Arzt leisten. Ist es nicht schrecklich, zwei Menschen auf Leben und Tod miteinander kämpfen zu sehen? Ich könnte den Anblick nicht ertragen, ich würde die Besinnung verlieren vor Angst. Noch dazu ist der eine der Duellanten sein ganz intimer Freund von der Universität; nun muß er ihn vielleicht morgen als Leichnam vor sich sehen. Es ist schauerlich!"

„Sein Universitätsfreund —" alles Blut wich aus Mathildens Wangen. „Doch nicht Doktor Helling?"

„Ja; wußtest Du davon oder hast Du es erraten?"

Mit einem Ausruf des Entsetzens fuhr Mathilde wie vom Blitze getroffen zusammen. Sie wandte das Gesicht ab und suchte, nach Fassung ringend, ihre Erregung vor der Freundin zu verbergen. Doch das war vergebliche Mühe, denn die Erschrockene hatte bereits die Veränderung in den Zügen der Schwester bemerkt.

„Meine arme Mathilde," rief sie, die Hände der Totbbleichen fassend, „was hast Du, was fehlt Dir? O Himmel, wie konnte ich wissen . . ."

Mathilde erhob sich und winkte ihr zu schweigen. Sie suchte stotternd nach Worten, gab aber nach kurzem Bemühen den Versuch, die Freundin durch Ausflüchte zu täuschen, als nutzlos auf. Ihre Gemütsbewegung war allzu sichtbar. Tonlos flüsterte sie: „Bist Du Deiner Sache ganz sicher? Ist es wirklich wahr, daß Doktor Helling sich morgen schlägt?"

„Es ist leider nur zu gewiß, aber wie konnte ich ahnen, daß Du —"

„O sei stille!"

„Mathilde, Du liebst ihn!"

Mathilde zwang sich nunmehr mit äußerster Anstrengung zur Selbstbeherrschung. „Du bist ein thörichtes Kind," sagte sie mit halberstickter Stimme. „Ich stehe zu Doktor Helling nur in gesellschaftlichen Beziehungen, er ist der ständige Besucher dieses Hauses, ein Pflegesohn des Fräulein Klinghaus. Mein Schreck hatte einen andern Grund. Das Duell findet wahrscheinlich um meinethalben statt, oder richtiger, ich bin seine schuldlose Veranlassung. Gestern beleidigte mich ein fremder Mensch; Doktor Helling kam hinzu und nahm mich in Schutz. O, jetzt verstehe ich seine vorhin geäußerten Worte nur zu gut."

„Also deshalb erschrakest Du so sehr?" meinte Louise etwas ungläubig.

„Ja."

„Mathilde, ich bitte Dich, ich beschwöre Dich, vertraue Dich mir an! Mein ganzer Einfluß soll Emil bewegen, daß er das Duell rückgängig macht oder im schlimmsten Falle die Sache der Polizei zur Kenntnis bringt, damit die Behörde das Duell verhindert."

„Du gehst zu weit," warf Mathilde ein, zur Besinnung gelangend. „Doktor Helling würde mit Recht entrüstet sein, wenn wir, die Fremden, uns in seine Angelegenheit mischen wollten. Vollends die Anzeige bei der Polizei muß unbedingt unterbleiben. Sie würde geeignet sein, Doktor Helling

Digitized by Google

in einem falschen Lichte erscheinen zu lassen, und der Ruf Deines Verlobten müßte schwer geschädigt werden, denn der Arzt hat selbst bei solchen Angelegenheiten die strenge Pflicht der Verschwiegenheit. Auch würden die beiden Gegner sich schwerlich zurückhalten lassen, ihre Ehrensache an einem anderen Orte, zu anderer Zeit zum Austrage zu bringen."

„Du hast recht," seufzte Louise, „Emil darf nicht kompromittiert werden; auch würde er mir nie wieder etwas anvertrauen. Aber was soll geschehen?"

„Dein Verlobter muß nochmals dem Doktor Helling vorstellen, wie thöricht, wie unverantwortlich ein Zweikampf wegen einer solchen Geringfügigkeit wäre. Niemand in Hamburg wird es ihm verargen, wenn er zurücktritt — doch was rede ich da? Er wird nicht zurücktreten, er verachtet das Urteil der Welt. Der stolze ritterliche Mann zeichnet sich selbst den Pfad vor, den er betreten will, und ich besitze nicht den Schatten eines Rechtes, ihm in den Weg treten zu wollen. Aber wenn er fiele — ich könnte mich nie trösten, ich wäre freudlos mein Leben lang; war ich doch die Ursache des Zwistes . . . o eile, Louise, eile schnell zu Doktor Stein, er muß alles aufbieten, um einen Ausgleich zu bewirken."

Louise legte hurtig ihren Pelzkragen wieder um und griff zum Muff: „Meine arme Schwester, Du warst so liebevoll gegen mich, hast Dein Glück dem meinigen geopfert und jetzt muß ich Dir solche Nachricht bringen!"

„Um des Himmels willen verliere keine Zeit," bat Mathilde, die Besucherin durch den Garten bis zu dem Eise der Außenalster geleitend. „Vielleicht gelingt es Deinem Verlobten, eine Aussöhnung herbeizuführen."

Louise ergriff ihre Hand und blickte ihr treuherzig fest in die Augen: „Mathilde, sei offen, soll Emil nicht das eine Wort sprechen, das vielleicht sofort den Doktor Helling zum Einlenken bewegt, soll er durchaus nicht sagen, daß Du es bist, die ihn bittet, dies um Deinetwillen zu thun?"

„Nie und nimmermehr!" rief Mathilde erschrocken. „Das kann und darf nicht sein. Darauf gieb mir die Hand! Und nun kein Wort weiter; fort, rasch fort!"

„Ich verstehe Dich," antwortete Louise, ihre in Thränen schwimmenden Augen trocknend. „Mein armes, liebes Tildchen, leb wohl; beten wir zu Gott, daß der Kampf gnädig ablaufe und daß alles gut ende!"

Leicht wie ein Reh eilte sie dem Stege zu, wo ihr kleiner Kavalier mit dem Handschlitten getreulich ihrer harrte, und Mathilde, trostlos die Hände ringend, blickte ihr nach, wie sie über die glatte Fläche dahinflog.

Kaum ihrer Sinne mächtig, begab sich Mathilde wieder in die Villa zurück. Als die erste Betäubung gewichen war, löste sich der tiefe Seelenschmerz in heiße Thränen auf.

Dann dachte in der Stille ihres Zimmers das etwas gefaßter gewordene junge Mädchen lange nach.

Sie konnte sich keinem Zweifel hingeben, mit voller Klarheit war sie sich dessen bewußt geworden, daß sie den wackern jungen Mann heiß und innig liebte. Wie ganz anderer Art war die Neigung gewesen, die sie damals für den um sie werbenden Arzt gefaßt hatte und die schon im Keime zu bezwingen ihr weit leichter geworden war, als sie vordem jemals geahnt hätte.

Vergebens aber rief sich Mathilde alle und jede Begegnung mit dem Advokaten ins Gedächtnis zurück, um nachträglich noch irgend ein Anzeichen zu entdecken, das darauf schließen ließ, daß auch sie ihm nicht gleichgültig sei. Auch bei dem heute geführten Gespräch hatte er, so glaubte sie sich zu entsinnen, nur dem Gefühle aufrichtiger Hochachtung Ausdruck gegeben — und doch schien es ihr, je mehr sie sich seiner Worte erinnerte, als wäre manchmal der Ton seiner Stimme ein solcher gewesen, den er in der Unterredung mit einem sein Herz völlig kalt lassenden jungen Mädchen nicht angeschlagen hätte.

Wenn es nun doch wäre . . . .

Der Gedanke, den sie zuerst zagend abwies und gegen den ihr Mädchenstolz mit aller Kraft anzukämpfen sich bestrebte, gewann Herrschaft über sie, und während einer kurzen Spanne Zeit der Wirklichkeit vergessend, ergab sie sich willenlos einer beseligenden Träumerei.

Nur zu bald sollte sie schrecklich erwachen. Die Erinnerung an das, was Louise ihr mitgeteilt, tauchte jäh wieder auf; das junge Mädchen entwarf sich, ihrer Phantasie selbstquälerisch den Zügel schießen lassend, ein gräßliches Bild von einem unglücklichen Ausgange des Zweikampfes. Sie erblickte im Geiste den heißgeliebten Mann als starre Leiche auf blutgerötetem Schnee, und eine entsetzliche Todesahnung packte sie, die wie mit eisernen Krallen erbarmungslos ihr Herz zerfleischte. Von einer unbezwinglichen, immer unerträglicher werdenden Angst erfüllt eilte das junge Mädchen aus dem Zimmer und bat die ihr begegnende Kammerfrau um Beistand, da sie an heftigem Kopfweh und Schwindelanfällen leide; sie könne sich kaum noch aufrecht halten.

Als Fräulein Klinghaus zurückkam, ward ihr die Nachricht gebracht, daß die Gesellschafterin von einem bedenklichen Unwohlsein befallen worden sei und zu fiebern scheine.

Zum großen Erstaunen des Dienstpersonals blieb die alte Dame fast die ganze Nacht am Bette der Kranken. Sie selbst wandte die mildernden Mittel an, die der sofort geholte Hausarzt verordnete. Erst als die Leidende in einen festen Schlummer versunken war, erlaubte das alte Fräulein der Kammerfrau, die Pflege zu übernehmen.

## Neuntes Kapitel.

Der Morgen des zum Kampfe bestimmten Tages dämmerte kaum, als Doktor Arthur Helling nebst seinem taubstummen Freunde Erwin Schrader vor die Wohnung des Universitätsfreundes, Dr. med. Emil Stein gefahren kam, um ihn abzuholen.

„Ihr habt Flinten und Jagdtaschen mitgenommen?" fragte verwundert der Arzt, als er einstieg.

„Sie mußten bei der Dienerschaft den Anschein

Digitized by Google

befestigen, als gingen Erwin und ich auf eine harmlose Pürsch. In diesem Glauben befindet sich das Fräulein Klinghaus."

Der Arzt hatte ein Paket mitgebracht.

„Verbandzeug?" fragte Doktor Helling lakonisch.

Doktor Stein nickte: „Es soll mir lieb sein, wenn ich keine Gelegenheit habe, es anzuwenden, weder bei Dir, noch bei Deinem Gegner. Nochmals bitte ich Dich, Helling, sei vernünftig."

„Ich bin im Besitz meiner vollen Geisteskräfte."

„Aber Du wirst mir doch zugeben, daß das Duell ein Wahnsinn ist?"

„Ist dies schon Tollheit, hat es doch Methode," citierte Helling. „Solche Manie ist am schwersten heilbar, Du als Mediziner solltest das wissen. Laß also ab von Deinen Bemühungen; wozu sollen wir das gestern geführte Gespräch erneuern? Ich gebe Dir das Zeugnis, daß Du Dein Bestes gethan hast, mich zu bekehren. Damit laß Dir genügen. Übrigens freut es mich, daß Du so lebhaften Anteil an meinem Wohlbefinden nimmst."

Der Arzt blickte etwas verlegen und wollte eine Bemerkung machen, unterdrückte sie jedoch.

„Wenn ich falle, werden wenigstens einige Augen naß," meinte der Jurist, „das ist immerhin ein Trost. Sieh nur den armen Erwin! Wenn ich sein Aussehen richtig taxiere, hat er die ganze Nacht nicht geschlafen."

„Er ist mit allen Deinen Angelegenheiten betraut, nicht wahr?"

„Mit fast allen. Einiges habe ich für Dich reserviert. Also höre, Stein, nimm noch etliche Verhaltungsmaßregeln entgegen, für den nicht unmöglichen Fall, daß eine tüchtige Prime mir durch den Schädel saust und mich aus diesem irdischen Jammerthal erlöst. Hier in meinem Rock steckt eine Brieftasche, die Du an Dich nehmen wirst, wenn ich falle oder schwer verwundet werde. Es liegen darin mehrere Briefe, deren Besorgung ich Dir anvertraue, ferner ein Umschlag mit der Bezeichnung: ‚Ungeöffnet zu vernichten'. Du bewahrst ihn bis zu meiner Genesung und giebst ihn mir dann wieder. Andernfalls wandert das Ding ungesehen ins Feuer. Damit Du nicht neugierig wirst, will ich Dir sagen, was es enthält; es birgt die Bleistiftskizze eines Mädchenkopfes mit der Unterschrift ‚Helgoland' und einem Datum, weiter nichts. Niemand sonst darf hiervon wissen, vor allem Erwin nicht. Willst Du meine Bitte erfüllen?"

„Ich werde es," versprach Doktor Stein, dem Freunde die Hand reichend. „Hoffentlich stellt sich bald heraus, daß mein Versprechen unnötig war."

Es wurden keine Reden weiter gewechselt. Erwin Schrader hatte sich überhaupt auf eine Begrüßung beschränkt; er war still und in sich gekehrt und sah, wie der Advokat schon erwähnt hatte, bleich und übernächtig aus.

Beim Steinthore gesellte sich ein Reiter im Militärmantel zu der Equipage; es war Hellings Sekundant, ein Kavallerie-Offizier des Hamburgischen Kontingentes.

Der Wagen rollte schnell über den hartgefrorenen Boden. Bald war man an Ort und Stelle, einer Lichtung des Wandsbecker Gehölzes.

Eine zweite Equipage rollte heran. Herr Hartog junior, der vom Bock gefahren hatte, warf die Zügel seinem Diener zu.

Rasch waren die nötigen Vorkehrungen getroffen, und wenige Minuten nach dem Aussteigen standen sich die beiden Gegner kampfbereit gegenüber.

An die Seite des Advokaten stellte sich der Hamburgische Kavallerist mit dem blanken Säbel in der Faust, und in gleicher Weise nahm Herr von Bach neben dem Husarenlieutenant Stellung, um im Falle einer Verwundung sofort einen etwaigen Wechsel zu parieren.

Hartog stand seitwärts in einiger Entfernung und kommandierte, wie ihm am Tage vorher gelehrt worden war, auf ein ihm gegebenes Zeichen: „Bindet die Klingen! Los!"

Dann retirierte der junge Kaufmann, dem der blitzende Stahl ganz und gar nicht gefiel, noch um einige Schritte, wobei er fast über einige junge Tannen gefallen wäre.

Beide Duellanten waren im Gebrauche der Hiebwaffe geschickt. Der krumme Säbel ist, wie hier erwähnt sein möge, beim Zweikampf eine gefährlichere Waffe, als die Pistole Die Kugel wird nur zu oft vom Zufalle gelenkt, und dieser erweist sich fast immer als günstig. Der Säbel dagegen soll eine Wunde schlagen, die das Duell beendet, und ein kräftiger Hieb kann die Hirnschale spalten oder den Arm auf Lebenszeit verkrüppeln. Ein wahres Kinderspiel gegenüber dem ernsten Zweikampfe auf krumme Säbel sind die „Paukereien" der Studenten, bei denen fast der ganze Körper durch Binden und Polster geschützt ist, so daß der scharfgeschliffene, aber ziemlich leichte Schläger nur an wenigen Stellen eine Fleischwunde verursachen kann. Die Wucht des schweren Säbels dagegen zerhaut die Knochen.

Der junge Edelmann war ziemlich siegesgewiß in den Kampf eingetreten, überzeugt, daß er der geübtere Fechter sein müsse. Schon die ersten Hiebe ließen ihn gewahr werden, daß die Affaire gefährlich genug für ihn stehe. Doktor Helling verfügte über eine beträchtlich größere Körperkraft und seine in sofortigem lebhaftem Angriff niedersausenden Primen und Terzen schlugen klaffende Scharten in die Klinge des Gegners, während der Advokat die weit weniger gewichtigen Gegenhiebe wie spielend parierte. Der Husar sah voraus, daß sein Handgelenk bald ermüden und der Gegner ihm dann die Parade durchschlagen werde. Er beschloß deshalb, sofort einige ihm zur Verfügung stehende Finten anzuwenden. Die erste blieb ohne Erfolg; die zweite, brillanter Art und von einem berühmten Fechtmeister dem jungen Baron gegen schweres Geld gelehrt, endete damit, daß eine Winkelquart dem Advokaten verhängnisvoll wurde. Die Säbelklinge fuhr ihm in die Schulter und schlug eine leichte Fleischwunde.

Fast gleichzeitig aber, mehr ein a tempo-Schlag als ein Nachhieb zu nennen, zog sich eine steile Terz über das ganze Gesicht des Husarenlieutenants. Die Nase, die obere Kinnlade und die Backenknochen

Digitized by Google

waren stark verletzt und der Verwundete sank ohnmächtig zusammen.

Der Arzt sprang hinzu und leistete zuerst dem Bewußtlosen Hilfe, den der sehr betroffen gewordene Herr Hartog jetzt gleichfalls zu stützen und aufzurichten bemüht war.

Erwin, den Helling nur der Form wegen als zweiten Sekundanten mitgenommen hatte, war natürlich nicht in der Lage gewesen, sich bei der Anordnung der Mensur zu beteiligen. Er hatte zunächst mit abgewendetem Gesicht in einiger Entfernung gestanden. Als die Säbel klirrend aufeinanderschlugen, mußte ihm, dem Taubstummen, der Waffenklang entgehen. Erst nach einiger Zeit näherte er sich; es war gerade in dem Augenblick, als der Husar die Finte anwandte, die ihm einen Pyrrhussieg bringen sollte.

Zufällig warf der Sekundant des Husaren, der alte Herr von Bach, just im selben Moment einen Blick auf den Hinzutretenden. Der griechische Offizier a. D. wurde von den Zügen des taubstummen jungen Mannes so entschieden frappiert, daß er seine Obliegenheit als Sekundant vernachlässigte, und die Folge war eben, daß der Nachhieb Hellings mit kräftigster Wirkung „saß".

Erwin, der auf der Universität einige chirurgische Kenntnisse gesammelt hatte, beschaffte mit geschickter Hand das Zunähen der stark blutenden Wunde seines Freundes und das Anlegen des ersten Verbandes. Doktor Stein besichtigte nachher, was gethan war, und erklärte es für ausreichend.

Der Hamburgische Offizier, dessen sachkundiger Blick den ganzen Hergang genau beobachtet und richtig geschätzt hatte, trat auf den alten Herrn zu und äußerte ziemlich unwillig: „Sie scheinen in dem Gebrauch der blanken Waffe seit längerer Zeit keine Übung gehabt zu haben, Herr von Bach. Weshalb fuhren Sie nicht mit der Plempe dazwischen?"

„Ich wurde von einer plötzlichen Zerstreuung befallen," antwortete der alte Spieler gleichgültig, ohne seinen scharf-prüfenden Blick von Erwin abzuwenden.

„Zerstreuung?" wiederholte der Offizier ärgerlich. „Dann würde ich Ihnen aber raten, nicht wiederum Funktionen bei einer so ernsten Sache zu übernehmen, die füglich die volle Aufmerksamkeit beanspruchen sollte."

Herr von Bach beachtete die wohlverdiente Rüge nicht; seine Zerstreuung schien noch anzuhalten.

Der Kavallerist wandte sich mit entrüstetem Blick ab, löste den Zügel seines Pferdes von einem Tannenzweige und saß auf.

„Ich muß bei diesem Verwundeten bleiben," sagte Doktor Stein zu den anderen Herren. „Er ist zu transportieren; die Wunde ist schwer, aber, wenn keine Komplikation hinzutritt, nicht gefährlich. Freilich," setzte er leise hinzu, „wird er dauernd arg entstellt bleiben. Der Wagen muß langsam fahren; wir können mit Kissen und Mänteln leicht ein Lager darin bereiten."

„Ist meine Anwesenheit notwendig?" fragte Herr von Bach.

„Sie müßten auf dem Bocke Platz nehmen," entschied der Arzt, „im Wagen werde nur ich neben dem Verwundeten sitzen können."

Der Spieler schien diese Antwort erwartet zu haben. „Da die Sache so liegt," fügte er rasch hinzu, „erlaube ich mir, die Herren um den leergewordenen Platz des Herrn Doktors zu bitten."

Der Advokat verneigte sich kühl. Bald stieg man ein; die kräftigen Pferde zogen an und rasch rollte der Wagen davon. Nach kurzer Zeit entfernte sich auch die Equipage Hartogs in anderer Richtung; Der wiederum selbst kutschierende Besitzer ließ die Pferde im Schritt gehen. — Nur zwei kleine Blutlachen bezeichneten noch auf dem weißbereiften Rasen die Stelle, wo sich soeben die Kämpfer auf Leben und Tod gegenübergestanden hatten.

Auf der Rückfahrt versuchte der Baron von Bach durch Vermittelung des Advokaten ein Gespräch mit Erwin anzuknüpfen, aber der Verwundete, dem die Gegenwart des Spielers durchaus nicht angenehm war, verhielt sich sehr reserviert und lehnte sich bald in die Kissen zurück, die Augen schließend. Auch Erwin, der während der ganzen Nacht keinen Schlummer gefunden hatte, versuchte zu schlafen.

Unverwandt haftete jetzt der Blick des Barons auf den Zügen des ihm gegenübersitzenden Taubstummen, als wolle er sie sich einprägen, bis Arthurs Wohnung erreicht war und man sich trennte.

Erwin gab sofort nach seiner Rückkehr der Tante Kunde von dem, was sich zugetragen hatte; nur den Grund des Konfliktes verschwieg er ihr, denn hierum hatte der Advokat ausdrücklich gebeten. Fräulein Klinghaus war etwas erstaunt über den ungeahnten Vorfall, verhehlte auch ihre Mißbilligung nicht, gab aber zugleich ihrer Freude Ausdruck, daß der Ausgang noch ein leidlicher zu nennen sei, denn die Wunde des Juristen bot, wie Doktor Stein bestimmt versicherte, keinerlei Grund zu Besorgnissen.

Die alte Dame begab sich dann wieder zu der leidenden Gesellschafterin und gab ihr Kenntnis von dem, was vorgefallen war. Die Wirkung dieser Mitteilung auf Mathildens Genesung war eine überraschend schnelle, denn schon am nächsten Tage erklärte der Hausarzt, daß die kräftige Natur des jungen Mädchens den Fieberanfall rasch überwunden habe.

* * *

Die Kälte hielt unverändert an, die Alster war bereits für Schlitten fahrbar. Die ausgedehnte Eisfläche wurde nunmehr von einem regen Treiben belebt. Überall sah man Schlittschuhläufer oder Spaziergänger und Schlitten, von dem prachtvollen Fuhrwerk der Reichen mit Vorreitern, Schellengeläute und wehenden Federn bis zu der „Kreke", dem kleinen Handschlitten herab, den der Schuljunge lustig vor sich herschob trotz der von der Kälte geröteten Nase. Auch Zelte mit bunten Flaggen und humoristischen Inschriften waren aufgerichtet, wo man nach gehabtem Vergnügen diejenige warme Erquickung fand, die sich unter der Hamburgischen Bevölkerung einer so großen Beliebtheit erfreut und deren Ingredienzien Rum



Digitized by Google

oder Cognac, Zucker und etwas heißes Wasser zu sein pflegen.

Es war ein so lebendiges und immer wechselndes Bild, daß auch das alte Fräulein Klinghaus sich an einem schönen, sonnigen Sonntag Morgen warm in Pelze und Tücher hüllen ließ und in Begleitung ihrer Kammerfrau bis zum Ufer ging, von wo aus sie in nächster Nähe den seltenen Anblick genießen konnte.

Mathilde mußte im Hause bleiben, da das Fräulein ängstlich wegen des kaum verschwundenen Fiebers war und ihr die größte Schonung zur Pflicht gemacht hatte.

Der Gegensatz zwischen ihrer Umgebung und dem Bilde draußen war eigenartig. Das junge Mädchen saß auf einem Stuhle von Naturholz an der Glasthür des Wintergartens; um sie herum grünte, blühte und duftete alles. In diesem Raume waren die herrlichsten Pflanzen aus den Treibhäusern des Fräuleins zusammengestellt. Neben den breiten saftgrünen Blättern der exotischen Gewächse sah man die schönsten Zimmerblumen unseres Klimas in geschackvollen Gruppen verteilt. Zwischen den Pflanzen zwitscherten Singvögel in reich verzierten Käfigen, und in der Mitte vollendete ein Blumenparterre mit kleiner Fontäne das Bild des künstlichen Frühlings, im Kontrast zu dem Winter, der jenseits der schützenden Glasscheiben das erstarrende Scepter über sein weißglänzendes Reich hielt.

Auch die Landschaft draußen ermangelte des Schmuckes nicht. Alle die schwarzen Äste, die sich in tausende von Verzweigungen auslaufend von dem bläulichgrauen Himmel abzeichneten, waren vom Rauhfroste wie mit Zucker übergossen, und wenn die Sonnenstrahlen auf den Reif fielen, glitzerte er wie ein Diamantschmuck. Weiteres Leben erhielt auch die Landschaft noch durch die zwischen den entlaubten Bäumen schimmernde Eisfläche mit dem vielfarbigen Flaggenschmuck der Schankzelte.

Die Luft war so klar, daß Mathilde das kleine Haus jenseits der Alster zu entdecken glaubte, wo sie ihre glückliche Jugendzeit verlebt hatte.

Draußen regte sich etwas zwischen den Bäumen. Eine graue Katze schlich sich vorsichtig an eine kleine Volksversammlung von Sperlingen heran, die eine lebhafte Disputation, wahrscheinlich über die Unbilden der herrschenden Jahreszeit, führte.

Das gutmütige Mädchen beschloß, ein schuldloses Vogelleben zu retten. Sie hüllte sich in ein warmes Wolltuch, eilte rasch aus der Thür und verscheuchte den tückischen Räuber, der sich nur widerwillig zurückzog.

Mathilde warf noch einen Blick nach dem Eise und sah, daß das Fräulein Klinkhaus Besuch erhalten hatte. Ein Herr stand neben ihr. Ob es Doktor Helling war?

Doch die Kälte mahnte zur Umkehr. Als Mathilde den Garten verlassen wollte, bemerkte sie, daß einer der Spatzen nur schwerfällig am Boden weiter flatterte. Sie näherte sich ihm und fing das von Hunger und Kälte ganz erschöpfte Tierchen mit leichter Mühe.

Mitleidig trug sie den Vogel, der widerstrebend n ihre Finger pickte, in die warme Temperatur des Wintergartens und streute ihm einige Brosamen, die er nach einer Pause vorsichtiger Überlegung schließlich zu nehmen sich bewogen fand.

Die Barmherzige trug ihren Schützling nunmehr hinter eine Gruppe von Oleander- und Myrtenbäumen, die nebst anderen Pflanzen eine dichte, grüne Wand bildeten. Dort lagen Gerätschaften und Materialien des Gärtners, die sich in dem eleganten Mittelraum nicht sehen lassen durften. Sie bereitete dem Sperling ein weiches Nestchen aus Moos, bettete ihn hinein, legte Brotkrumen daneben und wollte soeben zu ihrem früheren Platze zurückkehren, als sie hörte, daß die Thür des Wintergartens geöffnet wurde.

Mathilde erkannte den langsamen Schritt des Fräuleins. Eine ihr unbekannte Stimme, diejenige eines älteren Herrn, äußerte einige Worte.

„Erinnern Sie sich, mein Fräulein, des harten Winters vor langen, langen Jahren, als wir eine Schlittenpartie über das Eis der Elbe bis nach Blankenese hinunter machten?"

Ein Besucher, der über das Eis gekommen ist, dachte Mathilde und beschloß, einen Augenblick hinter der grünen Wand zu bleiben, bis das Fräulein in das Hauptgebäude getreten sein würde.

Man verweilte jedoch im Wintergarten, und soeben wollte das junge Mädchen hervortreten, als der Verlauf des Gesprächs eine seltsame Wendung nahm.

„Halten Sie sich nicht mit konventionellen Redensarten auf, Herr Baron," sagte mit etwas zitternder Stimme Fräulein Klinghaus, „und kommen Sie ungesäumt zur Sache."

„Mein Fräulein, Sie ahnen, was mich herführt. So unangenehm es mir ist, ich brauche abermals notwendig eine kleine Summe Geldes."

„So haben Sie mir abermals die Unwahrheit gesagt, als Sie sich zuletzt an mich wandten," sprach das Fräulein in scharfem Tone. „Sie wollten abreisen, und ich hoffte, daß das längst geschehen sei. Übrigens gaben Sie mir schon auf Helgoland Ihr Wort, mich nicht ferner zu belästigen."

Mathilde erinnerte sich des alten Spielers, dessen Einfluß auf das Fräulein nach der Meinung des Doktors Helling eine so unheilvolle Wirkung ausüben solle; jetzt zögerte sie, näher zu treten. Konnte sie nicht vielleicht in ihrem sicheren Versteck eine wichtige Entdeckung machen, falls sie das Gespräch mit anhörte?

Sie ward unschlüssig, was sie thun solle. Eine Indiskretion war es jedenfalls, hier zu lauschen. Schon hatte sie einen Schritt gethan, um sich zu zeigen — doch schon die in demselben Moment an ihr Ohr dringenden Worte gaben den Ausschlag und hielten sie mit unwiderstehlichem Zwange an ihren Platz gefesselt.

Der Baron hüstelte verlegen. „Hätte ich das wirklich gethan?"

„Sie scheinen in dergleichen Sachen ein ziemlich schwaches Gedächtnis zu haben, indessen von Ihnen läßt sich nichts anderes erwarten. — Ich glaubte soeben von Ihnen zu vernehmen, daß Sie eine für mich wichtige Entdeckung gemacht haben."

„Das ist auch der Fall," erwiderte der Baron,

Digitized by Google

ohne auf die ersten Worte des Fräuleins einzugehen, die er mit eiserner Stirn angehört hatte. „Meine Entdeckung hängt mit dem Geldpunkte innig zusammen. Ich habe nämlich meine verlorene Tochter wiedergefunden."

„So?"

„Ja, mein Fräulein; mein einziges Kind, Ihre Nichte."

„Irren Sie auch nicht?"

„Nein, gewiß nicht, mein Fräulein. Ich will die Karten aufdecken und ehrliches Spiel beweisen. Mein pflichtvergessenes Weib . . ."

„Wählen Sie Ihre Worte anders, Herr Baron, wenn Sie von meiner verstorbenen Schwester reden, oder ich höre Sie nicht mehr an!"

„Übergab das Kind einer Jugendfreundin, die es als ihr eigenes erzog," vollendete der alte Herr nach der Unterbrechung mit sehr ruhiger Stimme. „Mir verhehlte sie, wo meine Tochter sich befand; dem Kinde wurde ein falscher Name beigelegt. Ich mußte mein väterliches Gefühl unterdrücken und einsam durch die Welt wandern."

Der Baron machte eine Pause und führte ein seidenes Taschentuch an die Augen.

„Sparen Sie Ihre Heuchelei", fiel die alte Dame kalt und schneidend ein. „Nachdem Sie die Ursache des Todes Ihrer beiden ältesten Kinder gewesen —"

„Ich? Welche Verleumdung!"

„Das beweisen nur die Briefe meiner Schwester zur Genüge."

„Haben Sie mit ihr in Korrespondenz gestanden? Soviel ich weiß, kamen alle Briefe meiner Frau an Sie uneröffnet zurück."

Der Mund der alten Dame zog sich schmerzlich zusammen. Sie schüttelte den Kopf, als wolle sie auf diesen Gegenstand nicht weiter eingehen.

„Briefe meiner Schwester an ihre Freundin, die diese Dame mir kürzlich übergab."

„Die Dame heißt höchstwahrscheinlich Madame Walther, nicht wahr?"

Das Fräulein biß sich auf die Lippen, antwortete aber nichts.

„Ein neues Zeichen von der Liebe Ihrer Schwester für mich," fuhr nach einer Pause der Baron fort. „Selbst nach ihrem Tode . . ."

„Kommen Sie zur Sache, wenn ich bitten darf. Was haben Sie mir noch mitzuteilen?"

„Auf Helgoland begegnete mir ein Mädchen, das die auffallendste Ähnlichkeit mit meiner verstorbenen Frau aufwies."

Die alte Dame seufzte leise.

„Ich verfolgte ihre Spur," fuhr der Baron fort, „aber verlor sie. Erst in Hamburg fand ich sie durch Zufall wieder. Durch eine seltsame Verkettung von Umständen, die übrigens vielleicht nicht so ganz auf Zufall beruhen dürfte, ist meine einzige Tochter die Gesellschafterin einer Dame geworden, die ihr sehr nahe steht und die jedenfalls nicht ohne Ahnung von der Herkunft des Mädchens geblieben ist."

Der Baron schwieg, eine Antwort erwartend, aber Fräulein Klinghaus erwiderte nichts.

„Nun, mein Fräulein, wissen Sie noch nicht, was ich meine? Wissen Sie wirklich nicht, daß Ihre Gesellschafterin meine Tochter ist?"

Die alte Dame zeigte sich durchaus nicht überrascht.

„Erst vor wenig Tagen," sagte sie, „erfuhr ich von der zweiten Mutter Mathildens, daß das junge Mädchen meine Nichte sei. Die Ähnlichkeit mit meiner armen Schwester fiel auch mir schon früher auf, ohne daß ich das Geheimnis gekannt hätte. Jetzt, nachdem sich das junge Mädchen fast ein halbes Jahr in meinem Hause befindet, habe ich es liebgewonnen. Ich will Ihnen nunmehr mit aller Bestimmtheit erklären, daß Mathilde Ihrem Einfluß auch ferner entzogen werden soll, wie dies bisher geschehen ist. Den ihr beigelegten Namen der Familie Walther trägt sie auf Grund eines Senats-Dekretes, also mit Fug und Recht. Für den Schutz des jungen Mädchens Ihnen gegenüber werde ich sorgen, im Einverständnis mit der Familie Walther, und es ist alles vorbereitet, damit uns erforderlichenfalls das Gericht unterstützt!"

„Regen Sie sich nicht auf, mein Fräulein, Ihre Drohung verfängt nicht. Freiwillig erkläre ich, daß ich fürs erste keinen Anspruch auf Auslieferung des jungen Mädchens an die mir zustehende väterliche Gewalt erhebe, die mir kein Gericht der Welt so leicht rauben kann. Ich hoffe, daß noch einmal die Zeit kommt, zu der ich das junge Mädchen als meine Tochter reklamieren und es in würdiger Weise in dem von mir zu gründenden Heim aufnehmen kann. Mein System, mit dessen Hilfe ich binnen kurzem alle Banken Europas sprengen will, ist wohlerdacht und hat sich schon mehrfach bewährt, wenngleich es noch einiger Verbesserung bedarf. Bis dahin, daß es mich zum vermögenden Manne gemacht hat, muß ich, wenn auch mit blutendem Herzen, auf meine Tochter verzichten. Nachher will ich sie fürstlich ausstatten. Aber um zu meinem Ziele zu gelangen, dem ich schon so vieles geopfert habe, bedarf ich augenblicklich noch einiges Geldes."

„Endlich kommen Sie zur Sache," bemerkte sarkastisch das Fräulein.

„Meine Ansprüche machen Sie schwerlich arm, mein Fräulein. Sie müssen Besitzerin von fünf bis sechs Millionen Mark Banko sein, wenn meine Rechnung stimmt. Unter so bewandten Umständen glaube ich, daß auch meine Persönlichkeit stets vor dem Verhungern geschützt sein wird. — Sie drohten mir mit dem Gericht? Ich glaube, Sie hätten alle Ursache, einen Prozeß zu vermeiden, selbst wenn einige Ihnen gewiß nicht unerträgliche Opfer mit dieser Vermeidung verknüpft sein sollten. Sie wissen, daß höchst unangenehme Sachen zur Sprache kommen könnten, ja, daß ich möglichenfalls noch andere Ansprüche zu erheben in der Lage wäre . . ."

„Diese Drohung charakterisiert Sie," sprach das Fräulein mit halberstickter Stimme. „Indessen unter allen Umständen soll meine Aufgabe sein, zu bewirken, daß Sie nicht zum zweiten Male Mathildens Erbteil wahnsinnig vergeuden."

„Ich will sie zu einer der reichsten Partien der Welt machen, und sie soll dereinst die Früchte meiner

Digitized by Google

Anstrengungen und Opfer ernten. Sie zucken ungläubig die Achseln, mein Fräulein? Warten Sie nur ab, ich will und ich muß schließlich triumphieren. — Und nun hören Sie meinen Wunsch: Wenn Sie mir morgen wiederum hundert Louisdor senden, so verspreche ich Ihnen, mich meiner Tochter einstweilen nicht zu erkennen zu geben. Diese Gegenleistung steht doch gewiß in sehr günstigem Verhältnis zu meiner bescheidenen Forderung."

„Morgen früh werde ich Ihnen hundert Louisdor senden," erklärte das Fräulein. „Aber, Herr Baron, dieses Mal verspreche ich meinerseits Ihnen, daß es das letzte Mal ist, daß Sie Geld von mir empfangen, und ich werde mein Wort besser halten als Sie das Ihrige, selbst wenn Sie Ihre vorhin ausgesprochene infame Drohung ausführen sollten; darauf verlassen Sie sich, Herr Baron von Altenbach."

„Pardon, einstweilen abgekürzt in von Bach, Familienverhältnisse halber," antwortete höhnisch der Spieler. „Ich bin und bleibe übrigens ein Edelmann und verbitte mir eine meinem Stande nicht angemessene Ausdrucksweise."

„In meinen Augen sind Sie ein Elender," sprach die alte Dame verächtlich und ging, ohne die Antwort des Barons abzuwarten, rasch ins Haus.

Der Spieler kehrte in den Garten zurück und schmetterte die Glasthür heftig in das Schloß. — —

Mathilde hatte vor Aufregung gezittert, als sie das verhängnisvolle Gespräch belauschte. Das Geheimnis ihrer Geburt lag enthüllt vor ihr.

Dem ersten leicht erklärlichen Gefühl folgend, eilte sie zur Glasthür des Wintergartens und warf noch einen Blick auf den Baron, der rasch durch die Allee schritt, die zum Eise führte. Eine Wendung des Weges ließ sie sein Gesicht noch einmal sehen, das sie schon vorhin durch eine Lücke des sie verbergenden Blätterschirmes hindurch beobachtet hatte.

Also dieser Mann war ihr Vater . . .

Und wie sie nach dem soeben Gehörten fühlen mußte, ohne es sich direkt gestehen zu wollen — ihr Vater war ein Unwürdiger. Das war der zwingende Grund gewesen, weshalb Frau Walther ihr die schreckliche Wahrheit vorenthalten hatte.

Wie oft hatte Mathilde an ein Wiedersehen gedacht und es sich mit lebendigen Farben ausgemalt, wie wollte sie ihren Vater lieben, ehren, sich ihm anschließen, und jetzt — —

Ihr gepreßtes Herz erleichterte sich durch heiße Thränen.

Es kostete ihr nicht geringe Mühe, sich zu beherrschen, damit Fräulein Klinghaus, die sie nunmehr als ihre so nahe Verwandte kennen gelernt, nichts von der Entdeckung ahne, die Mathilde gemacht hatte.

Sollte sie von dem Gehörten dem Advokaten Kenntnis geben? Sie beschloß, dies vorerst reiflich zu überlegen. Doktor Helling war ohnehin noch durch die Verwundung am Ausgehen gehindert; es mußten noch einige Tage hingehen, ehe er seine Besuche in der Villa wieder würde aufnehmen können.

## Zehntes Kapitel.

Nunmehr hatte sich auch der lange ausgebliebene Schnee eingestellt. In mittelgroßen Flocken wirbelte er durch die Luft, die Erde in ein weißes, wärmendes Gewand hüllend, zum Verdrusse der Schlittschuhläufer, die jetzt auf einen kleinen Teil der Außenalster beschränkt wurden und dafür noch Tribut zahlen mußten. Desto froher begrüßte ihn die von ihrer Hände Arbeit lebende Klasse. Die gute Stadt Hamburg ließ die Schneemassen von dem Straßenpflaster schaffen, und eine Menge von Leuten, deren Erwerbsquelle „an der Wasserkante" (in der Hafengegend) längst versiegt war, fand endlich Beschäftigung. Sehr viele der damals meist engen und krummen Straßen der Stadt wurden freilich nach Meinung ihrer Bewohner viel zu spät in Angriff genommen, und wochenlang nach dem Schneefalle fand man noch plastische Miniaturbilder der Schweiz, die kaum ohne Lebensgefahr zu überschreiten waren. Nur ein bißchen bräunlich gefärbt waren die Gletscher und Abgründe; so oft die „Frau Holle" auch ihre Arbeit wiederholte, das fleckenlose Weiß verging im Nu. Weniger Mühe hatte sie auf dem Lande. Dort hielt sich die blendende Schneedecke noch sauber und machte Effekt, wie Doktor Helling seinem taubstummen Freunde bemerkte, mit dem er auf der Jagd gewesen war, zum ersten Male seit seiner Heilung von der unbedeutenden Verwundung, die er aus dem Zweikampfe davongetragen hatte.

Die Häschen, die der Sportlust der beiden Herren zum Opfer fallen mußten (die im Hamburgischen Staatsgebiet sehr spät eintretende Schonzeit stand dem noch nicht im Wege), wurden in die Küche abgeliefert, und die Jäger begaben sich in Erwins Wohnzimmer an das Werk, ihre Gewehre wieder zu reinigen.

Es war ein reich ausgestattetes Gemach, das der Taubstumme bewohnte. Luxus und Bequemlichkeit vereinigten sich; auch waren die Spuren einer Frauenhand unverkennbar, die für den Schmuck des Junggesellenzimmers sorgte und einiges System in die geniale Unordnung brachte, die oftmals hier herrschte.

Erwin, dem nur die vollkommenen körperlichen Fähigkeiten mangelten, um mit seinem gediegenen Wissen eine Professur ausfüllen zu können, war in mancher Beziehung fast ein Kind geblieben, sowohl in seinem reinen Gemüt, wie auch in seinen Beziehungen zur Außenwelt, die ihm erst durch die mütterlich sorgende Tante und durch den bewährten Freund vermittelt wurden.

Jetzt mochte es an der Zeit sein, daß er sich aufraffte und zum selbständigen Manne wurde. Das Fräulein Klinghaus alterte gegenwärtig rasch, und zwischen dem Taubstummen und Arthur drohte ein Konflikt zu entstehen, von derjenigen Art, wie er schon so manche innige Freundschaft getrübt hat. Beide liebten ein und dasselbe Mädchen.

Früher hatten die Gesellschafterinnen des alten Fräuleins nie einen Eindruck auf das Herz des jungen

Digitized by Google

Mannes machen können. Es waren unbedeutende Mädchen, die seiner Gedankenwelt fern standen und das Ideal, das er sich gebildet hatte, auch nicht annähernd erreichten; kaum hatte er sie je beachtet.

Lange Jahre hindurch führte er sein stilles Leben, fast abgeschlossen von der Welt. In seinen Büchern fand er Genuß, die Verehrung seiner alten Verwandten und die anregende Freundschaft mit Arthur Helling genügten dem Bedürfnisse seiner noch kindlich gebliebenen Seele. Das weibliche Geschlecht existierte für ihn kaum.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Die versunkene Stadt.

Es liegt eine Stadt versunken
Im tiefen Meer.
Bei Nacht ertönen von unten
Die Glocken her.

Und gleißend, funkelnd, prächtig
Entsteigt's der Flut.
Paläste und Kirchen ragen
In roter Glut.

Doch öd' und still die Straßen,
Des Todes Ruh
Deckt all den Glanz und Schimmer
Gespenstisch zu.

So steigt in stillen Stunden
Versunk'nes Glück
Her aus der Seele Tiefen
Zum Licht zurück.

Es malt uns herrliche Bilder
Der Erinn'rung Macht.
Vor uns steht, zauberumflossen,
Der Liebe Pracht.

Jauchz' auf, erwach! Es endet
Der Seele Not.
Doch stille bleibt's und öde:
Das Herz ist tot.

**Ernst Gubell.**

## Mein erster Roman.

Eine Erinnerung von **Agnes Harder.**

Da lag er vor mir! Gedruckt, wirklich gedruckt, mit echter Druckerschwärze. Ein hoffnungsgrünes Kleidchen hatte ihm der Verleger angezogen, darauf stand mit großen, schwarzen Buchstaben:

Am Ziel! Roman von Agnes Harder. Am Ziel! Welch symbolisch-mystisches Geständnis! Warum nicht lieber: Am Anfang? Es wäre für meine junggrüne schriftstellerische Thätigkeit vielleicht bezeichnender gewesen. Aber welch ein Romantitel das, am Anfang! Das ging ja gar nicht! Und am Ziel stimmte in doppeltem Sinne. War ich doch nun gedruckt, vollberechtigt in Kürschners Litteraturkalender zu stehen, auf der untersten Stufe der Leiter der Berühmtheit, die, wie Jakobs Himmelsleiter, direkt ins Paradies führt, ebensoviel Sprossen hat, wie jene, und nur den Unterschied aufweist, daß es nicht gerade immer Engel sind, die auf ihr auf- und abturnen.

Wie ich dazu gekommen war, meinen Roman zu schreiben, überlasse ich der Phantasie einer jeden Leserin. Der Drang dazu war jedenfalls an mich herangetreten, unerbittlich, wie das Schicksal. Vielleicht wollte ich einem dringenden Bedürfnis in der deutschen Litteratur abhelfen, mich indirekt an der Lösung der Frauenfrage beteiligen, der Welt meine Erfahrung nicht vorenthalten. Denn niemand ist so stark, wie der Theoretiker. Und ich hatte natürlich noch keinen Roman erlebt, als ich meine Feder zum ersten Mal in Apollos Tintenfaß tauchte. Dazu war ich viel zu wohlerzogen.

Es war eine herrliche Zeit der Arbeit. Nichts schöner, als Romanschreiben! Was war dagegen Buntstickerei, oder Klöppeln, oder gar Strumpfstricken? Und doch ähnelte es ein wenig jeder dieser genannten weiblichen Handarbeiten; das Typenmuster des Teppichs, das kunstvolle Verschlingen der Fäden, das allmähliche Zuspitzen, alles, alles waren nur Vorstudien gewesen, wie ich bemerkte. Schon nach den ersten Kapiteln wurde mir klar, daß es keine weiblichere Arbeit gebe, als Romanschreiben. Unerhört, daß die Männer seit Jahrhunderten auch auf diesen Erwerbszweig eine Art von Monopol gelegt haben, daß wir uns auch hier den Boden erst fußbreit erobern müssen. Nun, das wird sich ändern! Der Männerroman wird im Publikum bald die ihm gebührende Verachtung finden. Man wird sich von seinen rohen Stoffen, der plumpen Verknotung, dem nachlässigen Stil abwenden zu den reinen Freuden der weiblichen Feder. Ein Mann am Schreibtisch, einen Stoß Papier vor sich, den er mit Liebesgeschichten füllt! Ist das überhaupt eine männliche Beschäftigung? Nein, Blaustrumpf muß ein Spottname für das sogenannte starke Geschlecht werden. Bei uns trifft er so wie so nicht zu. Blaue Strümpfe sehen in niedrigen Schuhen zu der passenden Toilette allerliebst aus, besonders bei Blondinen. Keine Frau hat sie zu scheuen.

Aber ich kehre zu meinem Roman zurück. Eins machte mir doch große Schwierigkeiten, der Aufbau der Liebesscenen. Nicht, daß mich meine Phantasie bei ihnen im Stich gelassen hätte, im Gegenteil. Aber wenn ich sie nun auf dem Papier festhalten sollte, er erröten und sie kühn werden mußte — nein, ich schrieb ja keinen modernen Roman, also war die Sache umgekehrt — dann endete es meistens damit, daß ich selber sehr rot wurde und die Feder hinlegte, um mir erst draußen, unter den Fliederbüschen des Gartens, in denen die ganze einheimische Vogelwelt lebte, liebte und litt, neuen Mut zu holen.

Trotzdem dachte ich nicht daran, meine Geschichte mit dem Läuten der Hochzeitsglocken schließen zu lassen. Das war mir doch ganz klar, daß die Verwickelungen dann erst beginnen müßten, und ich hatte von jeher die Zwitterzeiten den Flitterzeiten vorgezogen. Ich begleitete meine Helden

Digitized by Google

also bis zum Tauftage ihres Erstgeborenen, und zog nun erst befriedigt den Vorhang zu.

So hatte ich also mein Werk vollendet. Am Ziel! Niemand war ein Einblick in die Handschrift gestattet. Abergläubisch wie jeder große Geist — ich glaube, Wallenstein war der einzige, den ich, dank Schiller, als Beweis hätte anführen können — sprach ich von meinen Erwartungen zu niemand. Ich hatte mit der Unverfrorenheit der gänzlichen Unkenntnis mein Werk sofort an eine namhafte Zeitung geschickt, und siehe da, eines Morgens erhielt ich zugleich mit einem schmeichelhaften Brief ein Honorarangebot von einer Handvoll Hundertmarkscheine.

Ob ich annahm! Die Geldfrage hatte ich ja bei der ganzen Angelegenheit noch gar nicht ins Auge gefaßt. Es war doch eine alte Überlieferung, daß die deutschen Dichter irgendwo in Dachkammern saßen und hungerten. Niemals hatte ich sie angezweifelt. Daß der breite Mittelgürtel des Parnaß sich zu einträglicher Weizenkultur sogar besonders gut eignet, die Steine und das Geröll, der ewige Schnee und die Edelweißblüten aber erst den obersten Regionen angehören, wußte ich damals noch nicht. Ich kam mir wie ein König Midas vor, wie der glückliche Besitzer der Wünschelrute, der alles um sich her durch die bloße Berührung in Gold verwandeln kann. O ihr neidlosen Tage ungetrübten Glückes, in denen ich meine Diogenestonne in Gedanken vor den Juliusturm in Spandau rollte, wie schnell verflogt ihr! Damals war ich wirklich glücklich. Kein Zweifel an meinem Talent, das nach dieser Feuerprobe über jeden Zweifel erhaben sein mußte, kein Neid auf fremde Honorare, denen jeder, der sie wiederholte, gefällig eine Null anhängte. Die Lorbeerkränze anderer ließen mich ruhig schlafen. Grünten mir doch sämtliche Haine des Südens entgegen. Ich war: am Ziel!

Dann kamen eines Tages die ersten Korrekturbogen. Welche Wonne, sie genau durchzusehen, hier und da einen Ausdruck durch einen noch zutreffenderen zu ergänzen, zu untersuchen, ob auch jedes Komma auf dem richtigen Platze stünde und ob die furchtbare Ungerechtigkeit, mit der der moderne Zeichensetzer das Semikolon behandelt, bei mir aufgehoben sei. Wie wichtig, mit den schmalen Papierstreifen schon am frühen Morgen an seinen Schreibtisch zu gehen und sie nach einer Stunde selbst zur Post zu tragen. Es eilte ja, wie auf dem Kreuzband stand. Es eilte! Sicher waren schon einige hundert Exemplare meines Werkes bestellt und das lesehungrige Deutschland streckte sehnsüchtig die Hände nach ihnen aus.

Aber dennoch dauerte es noch eine ganze Weile, ehe der Druck vollendet war. Ich wurde schon ganz unruhig. Wenn die Walze geplatzt war oder irgend ein ähnliches Unglück eingetreten? Wenn man z. B. so leichtsinnig war, bei offenen Fenstern zu setzen, so konnte ja jeder Windstoß meinen jungen Ruhm blattweise nach den vier Richtungen der Windrose tragen, eine Verbreitung, die durchaus nicht in meinen Absichten gelegen und den Lenz meiner Hoffnungen in den wirbelnden Blättertanz des Herbstes verkehrt hätte. Aber nein! Eines Morgens kam ein umfangreiches Postpaket an. Es enthielt die zehn Freiexemplare, die mir kontraktlich zugesprochen waren.

Zehnmal am Ziel! Zehnmal grün geheftet mein Roman!

Ich nahm einen Band in die Hand und setzte mich an den Schreibtisch. Mir war ordentlich andächtig zu Mut. So mag eine junge Mutter empfinden, wenn sie am Tauftage leise über das Kleidchen ihres Erstgeborenen streicht. Es war ja auch mein Kind, mein ältestes Geisteskind, und es sollte nun in die Welt hinaus. War es ein Wunder, daß mein Herz so klopfte? Eine lange, unabsehbare Reihe von Geschwistern würden ihm wahrscheinlich folgen; aber es war das erste, bestimmt, den Namen seiner Mutter da draußen bekannt zu machen, rühmlich bekannt natürlich.

Denn plötzlich war ich ehrgeizig geworden, Frauen sind ja immer am ehrgeizigsten für ihre Kinder. Und dieses Kind sollte Carriere machen. Die ganze Welt sollte seinen Namen kennen, jede Zeitschrift ellenlange Besprechungen darüber bringen, Prämiierungen ihm zu teil werden. Ich sah es schon in Prachtausgabe, nicht mehr im hoffnungsgrünen Kinderstubenkittelchen, nein, im palmengestickten Frack der Akademiker, gekrönt, unsterblich. Man sieht, es besteht eine wahre Zwillingsähnlichkeit zwischen den Träumen an Wiegen, ob nun Kinder oder Bücher in ihnen geschaukelt werden.

Wie die Mutter aber zu der Verwirklichung all dieser Lebensweihnachtswünsche nichts thun kann, als warten und hoffen, so konnte auch ich nicht thätig in den Entwickelungsgang meines grünen Jungen eingreifen. Nicht ich konnte ihn hinanziehen zur Größe, ich erwartete im Gegenteil, daß er mich mitnähme auf seiner Sonnenbahn ans Ziel.

Und ich wartete. Welcher Mutter ist schon Zeit und Weile lang geworden?

Nach einigen Monaten traf ein großes Couvert mit Zeitungsausschnitten bei mir ein. Die Censuren, die sich mein Buch an den verschiedenen Hochschulen der Wissenschaft geholt hatte, die ersten Kritiken. Ich las sie alle aufmerksam durch. Ein eigenes Gefühl, wenn fremde Menschen kommen und uns erklären, was wir eigentlich mit unserer Arbeit gemeint hätten! Einige der Herren gingen noch weiter und wiesen mit unumstößlicher Gewißheit aus den Keimen nach, was der Baum einmal für Früchte tragen, d. h. was ich in zukünftigen Büchern meinen würde, gerade wie eine Kartenschlägerin, während sie die Blätter legt, uns das Schicksal verkündigt. Im ganzen war man sehr gnädig mit mir umgegangen. Einem war meine Heldin von Charakter zu braun, dem andern zu blond, diesem weinte sie zu viel, jener bewunderte ihre Lachmuskeln. Der Held war schlimmer fortgekommen. Die meisten nannten ihn einfach einen Waschlappen. Das war ein Schlag, denn in Gedanken hatte ich das Bild eines geistigen Asketen getragen, der den Lockungen dieser Welt stolz den Rücken wendet und nie, nicht einmal um zarter Anwandlungen willen, von seiner Säule herabsteigt. Daß mein Roman trotzdem ungefähr im zehnten Kapitel über eine Hochzeit, im zwanzigsten sogar über eine Taufe verfügte, war mein Geheimnis. Natürlich hatte ich während der Arbeit mein Herz an diesen Helden verloren. Seinetwegen das Erröten bei den Liebesscenen, das Zittern bei der Schürzung des Knotens. Und nun machte irgend ein Kritiker, der keine Ahnung von dem zarten Verhältnis hatte, das zwischen uns bestand, ihn lächerlich! Er wußte gar nicht, was für ein Verbrechen er damit beging. Le ridicule tue! Dagobert — so hieß er — war für mich gestorben.

Ganz unten lag die umfangreiche Recension desjenigen Blattes, das den Standpunkt der äußersten Rechten vertrat. Mit spitzen Fingern nahm ich sie in die Hand. Richtig, da ließ man kein Erbarmen walten! Aus den langen Zöpfen meiner Heldin und dem Vollbart des unseligen Dagobert

Digitized by Google

waren Geißeln geflochten, mit denen man mich unbarmherzig zu zerfleischen dachte. Der Schluß gipfelte in dem Ausspruch, daß die Verfasserin auf sumpfigem Boden stünde. Ich stand sofort auf beiden Füßen. Gute Laune und alle Sprühteufelchen des Übermutes waren wieder aufgelebt. Nie vielleicht hat eine schlechte Kritik von maßgebender Seite eine so belebende, erhebende Wirkung ausgeübt. Auf sumpfigem Boden! Jeder, der die gerade, wohlgepflegte, mit Pappeln bepflanzte, von Vorurteilen umzäunte Allee des Lebensweges moderner höherer Töchter aus Erfahrung kennt, jeder wird verstehen, daß der Ausdruck „sumpfiger Boden" mir mehr schmeicheln mußte, als es die übertriebensten Lobeserhebungen gekonnt hätten. Was das große Blatt da sagte roch ja förmlich nach fin de siècle und Decadence! Und ich sollte diesen Moderduft beschworen haben, ich, die ich die Nase noch nie über die chinesische Mauer der sogenannten guten Sitte hinausgesteckt hatte? Und wo denn? In diesem harmlosen Roman, den ich als passendes Einsegnungsgeschenk hätte empfehlen können, in dem alles verlief, wie am Schnürchen, und ein glücklicher deus ex machina immer auf möglichst natürliche Weise die Personen entführte, die anfingen, mir im Wege zu sein? Jetzt glaubte ich an meinen Beruf! Dieser sumpfige Boden würde mich ans Ziel führen!

Wochen waren vergangen. Schon war der Plan zu einem neuen Meisterwerke in meinem Hirn ausgereift — Tinte trinken heißt für den Menschen ungefähr dasselbe, wie Blut lecken für den Löwen — als ich eines Tages vor dem Schaufenster eines Buchladens stehen blieb. Wirklich, da lag zwischen der „Wiesenkultur" und dem „Lob des Kunstdüngers" mein Roman. Ich vertiefte mich in das Spiel der Sonnenstrahlen auf dem grünen Umschlag, als plötzlich ein vorübergehender Herr mit breitrandigem Hut und wehendem Kragenmantel neben mir stehen blieb. Ich sah ihn mir von der Seite an. War es möglich? Seine Blicke hingen wie gebannt an meinem Buche. Er zog ein Portemonnaie aus der Tasche, öffnete es, nickte zufrieden, sah wieder nach dem Buche und trat in den Laden.

Ich zitterte. Sollte ich doch dem für einen jungen Autor interessantesten Vorgange der Welt beiwohnen, dem Verkauf des eigenen Werkes. Der edle junge Mann! Mit welcher Denkermiene er das Werk geprüft hatte! Ohne Zweifel war er arm. Warum sonst der Blick in seine Geldtasche? Vielleicht war er im Begriffe, sein letztes Fünfmarkstück für mich zu opfern, und meine Muse mußte ihm nun für einige Tage das warme Mittagessen ersetzen. Bei der Erwägung wollte ich eben in den Laden stürzen, um ihm zu sagen, daß ich noch ein Freiexemplar besäße, als eine Hand von innen in die Auslage griff. Wie gebannt blieb ich stehen. Das Schicksal war schneller als ich.

Aber täuschte mich ein tückisches Gesicht? Die Hand griff nach dem Lobe des Kunstdüngers. Mein Roman blieb unberührt in der Sonne liegen.

Ich stand starr. Da öffnete sich die Ladenthür, und einen Zug prüfender Befriedigung in den blöden Zügen schritt der Kragenaffe an mir vorüber, den Kunstdünger in neidisch gelbem Umschlage in die Tasche seines Havelocks versenkend! Heiliger Apollo! Wirst Du Dein Gespann auch über die Felder dieses Barbaren lenken? Die größten Kartoffeln wird er auch ohne Dich bauen, das stand in seinem Gesicht geschrieben!

Doch umsonst sollte mir mein grünes Buch nicht gewinkt haben. Entschlossen trat ich in den Laden. „Bitte um den Roman: am Ziel."

Erstaunt musterte mich der Buchhändler. Während er mir das Verlangte einschlug, fragte ich so nebenher:

„Es wird wohl sehr viel verlangt?"

„Die erste Nachfrage. Ich will die andern Exemplare, die ich in Kommission habe, zu Ostern zurückschicken."

Ich zahlte den verlangten Preis und ging hinaus. Zuweilen thut das Grün des Frühlings unsern Augen weh, und der hellste Sonnenschein wirft nur Schatten auf unsern Weg.

Als ich nach Hause kam, hatte der Tischler eben den riesigen Eichenschrank gebracht, den ich mir für meine künftigen Werke hatte bauen lassen.

Ich erkletterte die Stehleiter und stellte den grünen Band auf das oberste Fach in die rechte Ecke. Es sah einsam, aber großartig aus, eine Memnonssäule in der Wüste.

Dann setzte ich mich an den Schreibtisch und schrieb das erste Kapitel meines neuen Werkes.

Ich hatte eben Tinte getrunken!

---

# Rischiasringa.

Eine indische Sage.

Treulich nacherzählt von **Wilhelm Mader.**

## I.

### 1. Lomapada.

Lomapada, der König vom Angalande erzürnte,
Einst der Brahminer einen, dieweil den bedungenen Lohn er
Ihm verweigerte für ein heiliges Opfer; grollend
Zog der Betrogene fort und mit ihm die Brahminen alle.
Als nun die Opferaltäre verödet standen im Lande
Und kein Priester mehr war, der Gottheit Opfer zu bringen,
Hielt auch Indra erzürnt die Schleusen des Himmels verschlossen
Und es verdorrten die Felder im Angalande, es gingen
Saaten und Früchte zu Grund vor unerträglicher Dürre.
Seines geliebten Landes Not ging dem König zu Herzen
Und mit sorgendem Sinn er sann zu sühnen sein Unrecht.
Und er berief zusammen die Weisesten alle im Lande,
Ihren Rat zu vernehmen; die aber sprachen zum König:
„Alle Heiligen sind aus dem Lande uns zürnend gewichen
Und sie kehren nicht wieder, wenn noch so sehr Du Dich müheſt;
Denn sie lassen sich nicht verletzen: es soll ob dem Frevel,
Einem von ihnen gethan, das ganze Land uns zu Grund gehn.
Also sind sie's gewillt und lassen sich nimmer erweichen,
Denn unerbittlich und streng in ihrer Heiligkeit sind sie!
Und ist kein Heil'ger im Land, so bleibt auch der Himmel verschlossen.
Drum ist ein Mittel allein uns möglich: Das ist, einen heil'gen
Mann uns ins Land zu locken mit List, dem der Frevel verborgen,
Und der willig und gern in unserer Mitte verweilet.
Und bei einem allein auf der ganzen Erde ist's möglich:
Rischiasringa ist dies, des Wisandaka Sohn, des berühmten.

Digitized by Google

Heilig lebet im Walde der Vater allein mit dem Sohne,
Der nur selten ein Menschengesicht hat gesehen, und dann nur
Eines Büßenden Antlitz und eines heil'gen Brahminers,
Doch, was ein Mädchen ist, nicht ahnt's der unschuldige Knabe.
Wenn nun ein liebliches Mädchen entschließen sich könnte, allein sich
In den Wald zu begeben, wenn sich der Vater entfernte,
Und mit Liebreiz den Knaben zu locken, daß er ihr folge,
Sicher, sobald er das Land uns betritt, wird wieder uns Indra
Regen senden herab, und blühn wird das Land uns, wie nimmer."
Gut war der Rat und dem König gefiel er und glänzend zu lohnen
Alsbald versprach er der Jungfrau, die solches zu thun sich getraue.
Aber es fand sich im Lande nicht eine, die wagen es wollte,
Denn sie fürchteten alle Wisandakas Zorn, daß der Heil'ge
Sie mit schrecklichem Fluche könnt' für das Wagnis bestrafen.
Und sie flehten: „Verschon' uns, o König! sonst sind wir verloren"
Und es zeigt' sich kein Ausweg, zu reißen das Land aus dem Jammer.

## 2. Santa.

Drückender wurde die Not im Lande von Tage zu Tage
Und der Hunger begann hohlwangig die gräßliche Runde,
Opfer heischend, und kläglich erscholl das Jammern des Volkes,
Das kein Brot mehr hatte und sah dem Verderben entgegen.
Und Lomapada sah mit zuckendem Herzen das Elend
Und verfluchte sich selbst, der solches Unheil dem Lande,
Das er doch väterlich liebte, gebracht in des Übermuts Frevel.
Siehe, da trat zu ihm hin sein Töchterchen, Santa mit Namen,
Wunderlieblich und schön, zur Jungfrau eben erblühend;
Und das rosige Köpfchen gesenkt und die sonnigen Augen,
Sprach sie zum Vater verschämt: „Mein Vater wenn Du es gestattest,
Will ich's versuchen, ob ich das Schwere vermag zu vollbringen
Und den Knaben bewege, zu folgen hierher mir, zum Heile
Unserem Land; doch es klopft mir das Herz und ich fürchte, zu wenig
Bin ich geschickt und es wird nicht gelingen der Anschlag, auch schäme
Ich mich gar sehr, zu dem Knaben zu gehn und zu ihm zu reden!
Doch weil keine es wagt, so bitt' ich Dich, laß mich's versuchen."
Also sprach sie errötend; doch freudig der König erwidert:
„Töchterchen, sei nur getrost: ich hoffe, es soll uns gelingen!"
Und er ließ rüsten ein Schiff und stellen Bäume die Menge
Auf das Verdeck, daß es sei einem Büßerhaine vergleichbar;
Und den Kausikifluß sie fuhren hinauf, bis zum Haine,
Wo Wisandaka lebte in Heiligkeit mit seinem Sohne,
Ganz von dem Treiben der Welt geschieden, ein Liebling der Götter.
Zag nun wurde Jung-Santa zu Mute; doch sagt' ihr der Vater,
Was sie zu reden hab' und zu thun; und sie stieg aus dem Schiffe
Und vorsichtig sie drang allein in den Wald, zu erspähen
Rischiasringa, zur Zeit, wo ferne der Vater ihm weile.

## 3. Der Kuß.

Wisandaka war in den Wald gegangen und Rischiasringa
Blieb bei der Hütte zurück, sein Tagewerk zu vollbringen,
Holz zu spalten, das Feuer zu schüren, Geräte zu scheuern
Und für das Vieh zu sorgen, das brüllend im Stalle sein harrte.
Und er dachte so nach und sprach: „Ich möchte doch wissen,
Wie es wohl aussieht im Wald, wenn weiter und weiter man vordringt,
Ob immer Baum an Baum sich nur reiht, ob auch eine größere
Lichtung noch ist irgendwo, wie hier um die Hütte und größer
Auch noch vielleicht; die möchte ich sehen! Und giebt es
Viele Menschen noch außer dem Vater und mir und sind es
Heil'ge Büßer wohl alle wie er, und alt wie die Pilger,
Die ihn besuchen? Und giebt es denn keine mit vollerem Antlitz,
Wie in der Quelle ich meines erschau' und mit kräftigen Gliedern?
Auch der Vater ist früher, so sagt' er mir, jünger gewesen."
Wie er so nachdenkt, da tritt ihm plötzlich Santa entgegen
Aus dem Gehölz; und geblendet von nie geahnter Schönheit
Stehet der Knabe erschrocken mit offenem Mund vor dem Wunder.
Aber auch Santa verwirrt des Knaben blüh'nde Erscheinung;
Doch sie faßt sich ein Herz und redet, so wie ihr der Vater
Riet: „Ich komme zu sehen, Euch heilige Büßer, in Eurem
Haine, zu fragen, wie alles gedeihe bei Euch, ob zufrieden
Beide Ihr seid und ob alles so schön und so gut wie bei uns sei?"
Rischiasringa erwiderte drauf: „Wie leuchtendes Feuer
Scheinst Du mir, Du herrlicher, heiliger Büßer; ich eile,
Duftende Blumen zum lieblichen Schmuck Dir zu bieten und Wasser
Dich zu erquicken und Früchte — doch scheinest des Schmucks und der Letzung
Nicht Du bedürftig zu sein, denn schöner duftest und leuchtest
Du als die Blumen des Waldes und frischer als Quellen und Früchte."
— „Laß nur die Früchte und Blumen: Die strahlen in unserem Haine
Heller und lieblicher viel, als in Eurem: Die solltest Du schauen!"
— „Nicht ein Büßer wohl bist Du? Du scheinst mir ein himmlisches Wesen
Und ich bete Dich an, so wie's mich der Vater gelehrt hat."
— „Nimmer! laß sein und steh' auf, denn Du bist ein frömmerer Büßer
Noch, als ich bin, drum gebührt es mir, Dich zu ehren: so lasse
Mit dem Gruße Dich grüßen, der Sitte in unserem Haine."
Und — halb folgend des Vaters Gebot, halb dem Drang ihres Herzens —
Schlang sie ums lockige Haupt des Knaben die weichen Arme,

Digitized by Google

Küßte ihn warm auf den Mund — und schnell verschwand sie im Walde,
Wie ein flüchtiges Reh; denn sie schämte sich sehr; doch der Knabe
Stand noch betäubt, wie im Traume, nicht wissend, wie ihm geschehen.

(Schluß folgt.)

---

## Feldzugs- und Garnisonerinnerungen.

Von einem Offizier.

Als im Jahre 1870/71 die Deutschen Paris belagerten, wurden von ihnen Feldschanzen, Wolfsgruben, Astverhaue und Drahtgitter angelegt, um den Unternehmungen des Feindes dadurch längeren Widerstand entgegensetzen zu können. Einst bei einem Ausfall der Franzosen dirigierte ein feindlicher Offizier seine Mannschaften nach rechts, indem er fortwährend rief: „à droite, à droite!“ (nach rechts).

Ein biederer Schlesier, der diesen Ruf hörte, wandte sich zu seinem Nebenmann, indem er auf den Drahtverhau deutete, der in ihrer unmittelbaren Nähe lag, und sagte: „Siehste De, Korle, da hat das Astel doch das Drahtel gesehen!“

Als nach glücklichem Gefecht einzelne verwundete Franzosen vor Kälte jammerten und fortwährend „du bois, du bois!“ (Holz) riefen, wandte sich derselbe Landsmann zu ihnen und rief: „Wat wullt Ihr, uf de Bohne (Eisenbahn) wollt Ihr? Na wart' nur, Ihr werdet schon hinkommen!“

* * *

Ein junger Unterarzt wollte einst in Nancy für einen seiner Kranken Blutegel in einer französischen Apotheke kaufen. Er wußte nicht das Wort für diese Tierchen und drückte sich deshalb folgendermaßen aus: „Je veux des animaux, qui tirent du sang!“ (Ich will Tiere, welche Blut saugen). Der schlagfertige Apotheker antwortete ihm mit malitiösem Lächeln: „A, Monsieur, vous voulez des pouces?“ (Ah, mein Herr, Sie wollen Flöhe?)

### Instruktionsstudien.

Wenn die Lerchen zu den heimischen Gefilden zurückkehren, dann kommen auch die Reserveoffiziere zu ihren Regimentern, um dort die Weisheit der Taktik und der höheren Strategie zu hören und selbst ihr Licht leuchten zu lassen. Dazu sind die Instruktionsstunden vorzüglich geeignet; wohl den Pädagogen und Rechtsbeflissenen, die dort ihren unerschöpflichen Redeborn plätschern lassen können, aber wehe den Unglücklichen, denen dies Talent abgeht.

So war auch einmal ein biederer Ökonom zum Dienst des Mars als Offizier eingezogen und mühte sich einst ab, in der Instruktion seinen Leuten die Vorteile des Gewehrs zu erklären.

Spärlich flossen die Fragen, spärlich die Antworten, als wie ein dräuendes Gespenst der gestrenge Oberst in das Zimmer trat.

„Lassen Sie sich nicht stören, Herr Lieutenant,“ sagte er, „fahren Sie nur fort in Ihrem Thema.“

Wie ein Blitz durchzuckte es jetzt den Offizier, wußte er doch, daß der gestrenge Herr auch die Namen der Leute von dem Vorinstruierenden wissen wollte, und er war erst kurze Zeit bei der Compagnie, kannte dieselben noch nicht, wußte nur, daß sein Bursche Habedank hieß. Hierauf baute er seinen Plan.

„Habedank,“ fragt er den ersten, ihn fest anschauend, „was für eine Waffe hat der Infanterist?“

Knödelmayer, an den die Frage gerichtet war, schnellte wie ein Blitz zusammen und antwortete: „Das Gewehr.“

„Habedank,“ fragt er den nächsten, „zu was hat er das Gewehr, zum Schießen oder Stechen?“

„Zum Schießen,“ lautete die prompte Antwort.

„Habedank,“ fragt er den dritten, „was sitzt auf dem Gewehr?“ — „Das Bajonett.“

„Sagen Sie mal, Herr Lieutenant,“ wendet sich jetzt lächelnd der Oberst an den Offizier, „heißen denn hier alle Habedank?“

„Sind alle Brüder, Herr Oberst,“ versetzt der Lieutenant.

„Nun, ich habe genug gehört, haben Sie Dank,“ mit diesen Worten verließ der Gestrenge schmunzelnd die Stube.

### Der Pudel.

Beim Exerzieren war es streng verboten, Hunde mitzubringen, zum allgemeinen Verdruß mancher Lieutenants, die solche Tiere besaßen. Auch der Lieutenant Rudolph war vom Glück damit begnadigt, er besaß einen sehr netten, zierlichen Pudel, der allerhand Kunststücke konnte. Derselbe war wie ein bunter Hund im Bataillon bekannt, jeder kannte ihn, vom Major bis zum Tambour.

Einst übte das Bataillon Parademarsch. Das Antlitz des sonst liebenswürdigen Bataillons-Kommandeurs verfinsterte sich dabei immer mehr, denn derselbe fiel miserabel aus, und da, was war das, fünf Schritt von ihm saß der Hund des Lieutenants Rudolph und machte schön.

Das schlug dem Faß den Boden aus. „Unerhört,“ schrie er den Lieutenant an, „so werden meine Befehle geachtet; was ist das für ein Hund?“

„Ein Pudel, Herr Major,“ antwortete treuherzig dieser, obgleich ihm der Schalk aus den Augen leuchtete.

In den Mienen des sonst so wohlmeinenden Vorgesetzten schien es wetterleuchten zu wollen, er beendigte bald das Exerzieren, und nach demselben lud er Lieutenant Rudolph zu einem Glase Wein ein, denn er war ein Freund von Geistesgegenwart und einem guten Witz.

### Der Compagnon.

Einst mußte auch die Bürgerwehr Wachtdienst thun, und so ereignete es sich auch, daß der dicke Rann Rondedienst hatte. In seinem bürgerlichen Stande war er Bierbrauer und hatte sich dabei seinen Schwager als Compagnon genommen, in dem militärischen Lieutenant. Als er sich zu dem vorher erwähnten Dienst rüstete, sich die goldene Schärpe um seine Hüften wand, da war ihm so bänglich zu Mute, als ob die Nacht noch etwas passieren würde. So machte er sich denn mit schwerem Herzen auf, revidierte Posten für Posten, und schon kam er zu dem letzten, als dieser ihn besonders schneidig mit: „Halt, Werda!“ anrief. Schon fühlte er in Gedanken dessen Bajonettspitze seinen dicken Bauch kitzeln, als er angstvoll die Worte hervorstieß: „Rann und Compagnon.“

---



Digitized by Google

## Warum?

Ich fuhr vorüber am düsteren Tann,
Der sah mich so traumhaft, so schweigend an,
Als schlöss' er ein schweres Geheimnis ein —
Da strahlte ihm plötzlich mit goldenem Schein
Die Sonne mitten ins Herz hinein,
Und in dem schwellenden Moose erglühten
Viel tausend schimmernde, duftige Blüten. —
Sekundenlang nur — dann senkten sich wieder,
Fahldämmernde Nebel zur Erde nieder,
Der Wagen flog weiter — vorbei, vorbei,
Und fern verhallte ein Häherschrei.

So treffen wir auf verschlungener Bahn
Manch einsames Herze — das blickt uns an,
Als schlöss' es nur Dornen und Trümmer ein —
Und schaun in stillsonniger Stunde Schein
Wir in seine tiefsten Tiefen hinein,
Dann sehen wir unter Dornen und Trümmern
Viel tausend Blumen und Sterne flimmern.
Doch plötzlich — weiß keiner, wie es geschehen —
Ein Wort, ein Blick nur, ein Mißverstehen —
Die sonnige, heimliche Stunde ist um
Und aus ist das Märchen . . . warum, warum?

**Anna Behnisch.**

---

## O, nur nicht arm!

Von **A. von Berg.**

Eine kleine Gestalt schlüpft schüchtern durch die Thür in den Salon. Man begrüßt sie sanft und mitleidvoll. Die Blicke der Damen gleiten teilnehmend über die verwelkten Züge, die Spuren einstiger, lieblicher Schönheit zeigen — aber auch einen unsäglich bitteren Schmerzenszug um die Lippen — und unruhig flackernde Augen. Leise und hastig huscht die Angekommene von einer zur anderen, zählt eilig eine Menge kleiner Dienste auf, die sie, ohne Mühe zu scheuen, für jede der Anwesenden verrichtet — händigt dieser ein gewünschtes Buch, jener einen Brief ein. Dann sagt sie plötzlich: „Aber nicht wahr, Sie geben mir einen Kreuzer dafür?" Und in flehendem Tone fügt sie hinzu: „Ich hab noch immer zu wenig — zu wenig! und ich esse doch schon fast gar nichts mehr! — und ich arbeite so viel — laufe den ganzen Tag! Aber das Geld will noch immer nicht reichen, und ich habe doch Töchter — Töchter! Die dürfen nicht arm sein! O, nur nicht arm!" schrillte plötzlich ihre Stimme in die Höhe, und dann fiel ihr Kopf schwer auf den Tisch — sie schluchzte herzbrechend.

Wehmütig blickten alle sie an, sie kannten das längst! Die Gestörte hob jetzt den Kopf, eine Welt von Schmerz lag in ihren Augen. Flüsternd erzählte sie: „Wenn man arm ist — da kommt der Tag, wo Er, den man liebt, uns sagt: ‚Du bist zu arm, zu arm für mich!'" Sie schauerte zusammen, dann schrie sie auf: „O, nur das sollen meine Töchter nicht erleben — meine armen Töchter! Sie müßten mir fluchen!" — Schon wollte eine der tiefergriffenen Frauen ihr beschwichtigend sagen: „Aber, Fräulein, Sie haben ja keine Töchter!" Doch die Dame des Hauses winkte abwehrend mit dem Kopf und ließ heimlich ein paar kleine Münzen in die Hand der Unglücklichen gleiten.

Wie Sonnenschein ging es über ihre kleinen, feinen Züge, rasch sprang sie auf und schlüpfte hastig und ohne Gruß hinaus — leise vor sich hinlachend — dann wieder in trostlosestem Tone murmelnd:

„O, nur nicht arm! nicht arm!"

---

## Gegensätze.

Strahlen sprühst Du gleich dem Sterne
Aus den Augen groß und südlich;
Ja, ein Wunder bist Du — ferne,
Aber nah' — recht ungemütlich.

Und daß ich es offen sage,
Blickst Du zürnend auch herüber:
Schaukelnd wie auf einer Wage
Sitz' ich stets Dir gegenüber;

Nieder drückt mich die Malice,
Wenn Dein Liebreiz mich erhoben;
Denn aus Duft und aus — Caprice
Bist Du, schönes Kind, gewoben.

**Steinhausen.**

---

## Kleinigkeiten.

Von **J. N.**

Ein Erd-Jahrtausend
Ist eine Welt-Sekunde!
Wie nichtig ist, o, Mensch,
Dein Freud und Leid der Stunde!

*

Wie Dein Feind sich auch gebahrt,
Laß Dich nicht erregen;
Wer die Ruhe sich bewahrt,
Der ist überlegen.

*

Wenn ein Mensch Dir böse wird,
Und Du weißt Dich schuldlos dran,
Nun so frag' Dich unbeirrt,
Was er Dir zu Leid gethan.

*

Bäumt in Dir sich Böses auf,
Flieh' aus Dir geschwinde fort.
Ficht Dich die Verführung an,
Flieh' in Dich zum sichern Ort.

*

Selbstherrscher sei jedweder
Im Staate seines Ich,
Doch das Gewissen kür' er
Zu seinem Rate sich.

*

Nützen muß der Feind uns doch,
Wenn, statt ihn blind zu verachten,
Wir mit hellem Auge noch
Klug von ihm zu lernen trachten.

*

Digitized by Google

War ohne Fehl Dein Handeln nicht,
Richt' nach strenger Richterpflicht;
Wenn ein and'rer es verbrach,
Denk': der Mensch ist schwach.

*

Die Rechtsprechung wird so lange mangelhaft sein, als die Menschheit ihrer überhaupt bedarf.

*

Alles, was war, kehrt in höherer Vollendung wieder.

*

Der Erkenntnis Höhepunkt ist wieder Glaube.

---

## Neue Bücher.

**„Friedrich der Große und General Chasot.** Nach der bisher ungedruckten Handschrift eines Zeitgenossen." Von Karl Theodor Gaedertz. (Bremen, E. A. Müllers Verlagsbuchhandlung.)

Obergerichtsprokurator M. E. Kröger in Lübeck, ein Mitbegründer der dortigen „Litterarischen Gesellschaft", hielt in dieser Ende 1797 drei Vorträge, welche das Leben des kurz vorher verstorbenen Kommandanten Grafen Chasot, früheren preußischen Generals, behandelten und als Hauptquellen französische Memoiren dieses tapferen Degens für den Kronprinzen von Dänemark und interessante Privatbriefe Chasots benutzen konnten. Die Handschrift dieser Krögerschen Vorträge gelangte durch einen glücklichen Zufall in die Hände von Gaedertz, welcher sogleich den Wert derselben erkannte. Der fleißige und emsige Litteratur- und Kulturforscher, als welchen sich Gaedertz einen Namen gemacht, übergiebt nun diesen Fund der Öffentlichkeit und rahmt ihn mit einleitenden und Schlußbetrachtungen ein. Chasot gehörte zu den etwas abenteuerlichen, aber durch und durch tüchtigen und ehrenvollen Kriegsmännern, welche ihren Eifer und ihre Tapferkeit dem Herrscher zur Verfügung stellten, an den sie der Zufall wies — zu jenen ritterlichen Lanzknechten, an denen das sechzehnte, siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert reich ist. Ursprünglich französischer Offizier, treibt ihn eine Duellgeschichte nach Deutschland, wo er im Hauptquartier des Prinzen Eugen mit dem damaligen preußischen Kronprinzen zusammentrifft und bald dessen Liebling wird. Er teilt dessen ungebundenes Leben in Rheinsberg und kommt in die glückliche Lage, dem jungen König im ersten und zweiten schlesischen Kriege wesentliche Dienste zu leisten. So geht aus seinen Memoiren hervor, daß er zur siegreichen Entscheidung bei Hohenfriedberg am meisten beigetragen und mit den von seinen Bayreuther Dragonern eroberten Fahnen dem Könige eine eigenartige Huldigung voll schauspielerischen Gepränges darbrachte. Der heftige und eigenwillige Charakter des alle höfischen Formen verachtenden Offiziers führte später zu einer Entfremdung zwischen ihm und Friedrich dem Großen. Den ersten Anlaß gab ein Streithandel Chasots mit einem untergebenen Major, bei dem letzterer das Leben ließ, worauf Friedrich II. den leidenschaftlichen Mann trotz freisprechenden Urteiles des Kriegsgerichtes ein Jahr auf die Festung Spandau schickte. Der zweite Zwischenfall, welcher die edle Natur Chasots, aber auch die Großmut des Königs in das hellste Licht setzt, entsprang der Verwendung für einen wieder wegen unerlaubten Duells zum Tode verurteilten Pagen, dem Chasot die Begnadigung erwirkte. Der Auftritt mit Friedrich dem Großen ist in einem Briefe Chasots dramatisch lebendig geschildert, und die Scene würde in jedem historischen Schauspiel die Zuschauer ergreifen und rühren. In ritterlichster Form wird der Kampf zwischen dem Könige und seinem ehrenvoll trotzenden Günstling ausgefochten. Später scheinen es wohl militärische Launen des alternden Königs und das zum Friedenssoldaten schlecht passende Temperament Chasots, endlich dessen erschütterte Gesundheit verursacht zu haben, daß der Haudegen aus preußischen Diensten schied und nach einigen Jahren den ruhigen Posten in Lübeck annahm, wo er eine geistvolle Gastfreundschaft übte. Die Entfernung der beiden in ihren Tugenden und Fehlern wahlverwandten Naturen — was Gaedertz nachweist — voneinander, scheint die früheren Neigungen wieder belebt zu haben. Chasot kam in den letzten Regierungsjahren Friedrich des Großen häufig zum Besuche nach dem Hofe zu Potsdam und wurde von seinem früheren Kriegsherrn in jeder Weise ausgezeichnet. Das alles erzählt uns die überaus fesselnd, mit naiver Anmut vorgetragene Geschichte, welche aus der Handschrift Krögers geschöpft ist. Gaedertz stellt es sich zur Aufgabe, die historischen Klarstellungen, welche sich daraus ergeben, genau abzuwägen, neue Züge dem Charakterbild Friedrich des Großen einzuverleiben, die sich aus der Chasotschen Spiegelung ergeben. Dieses Charakterbild gewinnt nun in der Auffassung des nicht dauernd schmollenden Lieblings, denn wir sehen, wie Friedrich der Große menschlich handelte, menschlich fühlte. Das Büchlein verdient deshalb nicht bloß von Historikern gelesen zu werden! K. Pr.

**Makrokosmos.** Grundideen zur Schöpfungsgeschichte und zu einer harmonischen Weltanschauung. Versuch einer Systematik des Kopernikanismus von Otto Ziemssen. Gotha 1893.

Mit dem höchsten Respekt für den Verfasser wird man dies kleine Buch aus der Hand legen. Sein großes und ernstes Wollen sichert ihm die Achtung auch der wissenschaftlichen Gegner seines Unternehmens. Das ist nicht einer der billigen Versuche, Wissen und Glauben zu versöhnen, wie sie unerfreulich genug von dogmatisch beschränkten Menschen dem Publikum zugemutet werden. Die tiefe naturwissenschaftliche Bildung des Verfassers bewahrt ihn vor solchem Unterfangen der Halbheit und vorgefaßten Meinung. Wir könnten die kleine Arbeit schon als einen trefflichen, faßlichen Leitfaden der neueren naturwissenschaftlichen Erkenntnisse empfehlen. Mit einer Leichtigkeit, wie sie nur bei wahrer Durchdringung des Gegenstandes möglich ist, trägt sie die modernen Anschauungen vom Weltsystem, von der Fortbildung, der organischen Schöpfung und dem Menschen vor. Sie stellt sich mit Entschiedenheit auf den Boden des Kopernikus und Darwins. Die lange und treue Beschäftigung mit den Wissenschaften hat den Verfasser wahrhaft befreit, sie hat ihn vorurteilslos gemacht, wie vielleicht wenige Pastoren sind. Es macht ihm nichts aus, zuzugeben, daß die Erde sich nicht schmeicheln dürfe, in der unendlichen Welt der Gestirne eine besondere Stellung einzunehmen. Ebenso wenig ficht es ihn an, daß der Mensch seiner organischen Bildung nach der letzte Sproß der Tierwelt sei. Selbst die Möglichkeit höherer und wichtigerer Wesen erkennt er an. Ja, wenn das alles noch bei einem Pfarrer unverfänglich erschiene, er spricht es gelegentlich unbefangen aus, daß der nüchterne und abstrakte Protestantismus sich wenig eigene für die form- und farbenfreudigen Völker des Südens. Das große Vorhaben des Ver-

Digitized by Google

fassers geht dahin, in den Gesetzen der Welt und der Natur eine Stütze zu finden für die religiösen Wahrheiten. Er entwickelt zu diesem Zweck eine große Anzahl von Analogien, neben gesuchten und etwas bedenklichen auch solche von großer Schönheit und Tiefe. Das Unternehmen wäre in mancher Beziehung mit demjenigen des Engländers Drummond zu vergleichen, doch tritt die Lehre des Deutschen weit inniger und unmittelbarer heraus, nicht mit der trockenen Bewußtheit des Engländers, die für unser Gefühl den Eindruck einer rechten Ödigkeit des Denkens macht. Ein anderer Vergleich liegt uns Deutschen näher und trifft in mancher Hinsicht wunderbar. Der Verfasser hat ein Stückchen Herderschen Geistes überkommen. Er ist Pfarrer in Pfullendorf bei Gotha. Hier möge man einen kleinen Scherz uns nicht als Frivolität auslegen. In Gotha lebt auch der treffliche Laßwitz, der Kants Anregungen in seinen philosophischen Arbeiten folgt. Welche eine artige Fügung der deutschen Kultur, die zu mancherlei interessanten Betrachtungen Anlaß giebt, daß nunmehr dort in Gotha so friedlich nebeneinander schaffen ein kleiner Herder und ein kleiner Kant. E. K.

**Spree-Athen.** Berliner Skizzen von einem Böotier von Luc Gersal. Autorisierte Übersetzung. Leipzig, Karl Reißner.

Eine sehr ehrenwerte und ernsthafte Arbeit! Es ist wohl noch kein Buch von einem französischen Autor über Berlin geschrieben worden, in dem verhältnismäßig so wenig thatsächliche Irrtümer und so viel gesunde und treffende Urteile zu finden wären wie in diesem Werke Gersals, das in guter Verdeutschung nunmehr vorliegt. Gar manches Kapitel zeugt sogar von einem erschöpfenden Eindringen in Berliner Verhältnisse, wie das über die Juden in Berlin. Für manche andere Partien fehlt dem Verfasser freilich wieder der Scharfblick und die Fähigkeit, rein Zufälliges und Nebensächliches von dem Wesentlichen zu unterscheiden. Sicher, daß für einige Themata dem Verfasser reicheres und besseres Material zur Verfügung stand als für andere. Fleißig im Beobachten, fleißig im Excerpieren ist Gersal gewesen, und, da der gute Wille reichlich vorhanden war, das Richtige zu finden, so ist, wie schon erwähnt, ein ernsthaftes tüchtiges Buch entstanden. Allerdings auch nur eins, das nicht über das Mittelmaß hinausreicht und bei allem gallischen Esprit doch keine bedeutende, eigenartige Individualität erkennen läßt. Willkommen ist uns aber das Buch als Zeichen der Zeit: daß es möglich ist, für Pariser Leser so viel Rühmenswertes von der preußischen Hauptstadt zu erzählen. Um den Inhalt zu kennzeichnen, seien aus den vielen einige Kapitelüberschriften genannt: Die Berliner bei Tische, Das Bier, Die Cafés, Die vornehme Welt, Der Offizier, Die Franzosen in Berlin, Die Frau, Die Keller und das Elend, Die Sozialisten, Die Mädchen, Die Zeitungen, Die Litteratur. Man sieht: bunte, interessant herausgegriffene Themata. Schließlich sei erwähnt, daß der Herr Verfasser auch deutsche Schriften über Berlin benutzt hat, besonders die von Paul Lindenberg und Leixners „Soziale Briefe".

## Neu eingesendete Bücher.

Verlag von Reinhold Werther in Leipzig: S. Keller: Werden wir siegen? Vortrag im Verein zur Hebung der Sittlichkeit. — H. Barley: Der Fluch der Mannheit. Übersetzt von R. von Zwingmann. 11 Aufl. 1 Mk. — Die unterrichtliche Behandlung des sechsten Gebotes in der Schule. Drei Preisschriften, gekrönt von der Allg. Konferenz der deutschen Sittlichkeitsvereine. 6. Aufl. 0,75 Mk. — Fr. Patzschke: Durch Sturm zur Stille. Bild aus der Gegenwart. 2. Aufl. 0,60 Mk. — Hugh Price Hughes: Der atheistische Schuhmacher. Blatt aus der Geschichte der West-London-Mission. — A. Frh. von Fircks: Die Verteidigung von Metz im Jahre 1870. 2. Aufl. Leipzig, Lang. 6 Mk. — Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Herausgegeben von Virchow und Wattenbrech. Neue Folge, 8. Serie. — L. Mueller: Der Dichter Ennius. Heft 185. — A. Rosenstein: Das Leben der Sprache. Heft 187. — A. Pick: Professor Jakob Dominikus, der Freund des Koadjutors von Dalberg. Heft 189 — Fr. Devantier: Der Siegfriedmythus. Heft. 190. — Taschenbuch für Schriftsteller und Journalisten auf das Jahr 1894. Bearbeitet und herausgegeben von B. Ottmann. Leipzig, Müller. 2,50 Mk.

## Vermischtes.

**Als Prinz Maximilian von Zweibrücken,** der als Oberst in französischen Diensten stand, einige Tage nach der Geburt seines Söhnchens Ludwig (des nachmaligen Königs Ludwig I. von Bayern, geb. 26. August 1786 in Straßburg), sein Regiment musterte, war er sehr erstaunt, die Grenadiere des Regiments Elsaß glattrasiert zu sehen. Sein Erstaunen verwandelte sich in Zorn, denn die Schnurr- und Backenbärte waren eine Zierde seiner Soldaten gewesen, und in strengem Tone fragte er, wer ihnen ohne seine Zustimmung eine solche Eigenmächtigkeit gestattet habe. Statt der Antwort traten zwei Unteroffiziere vor, welche ihrem Obersten ein kleines Kissen überreichten, welches, anstatt mit Federn oder Roßhaar, mit den Schnurr- und Backenbärten des Regiments gefüllt war. Prinz Max lachte nun herzlich und nahm das Geschenk huldvollst an, auf welchem der kleine Ludwig in seinen Jugendjahren schlief. Trotzdem hat aber der spätere König Ludwig I. von Bayern nie große Vorliebe für das Militär gezeigt. Gr—r.

**Galant.** Als König Ludwig XVIII., nachdem Napoleon nach Elba verbannt worden, wieder in Frankreich landete, drückte er die Herzogin von Angouleme an sein Herz und sagte: „Ich erhalte die Krone meiner Ahnherren wieder; wäre sie von Rosen, so würde ich sie Dir aufs Haupt setzen; da sie aber von Dornen ist, so steht es mir zu, mir die Stirne damit zu bedecken." Gr-r.

## Inhalt der No. 31.

Haus Dodendorf. Roman von A. Marby. — Am Alsterufer. Roman von Gustav Kopal. Forts. — **Beiblatt:** Die versunkene Stadt. Von Ernst Gudell. — Mein erster Roman. Eine Erinnerung von Agnes Harder. — Rischiasringa. Eine indische Sage. Treulich nacherzählt von Wilhelm Mader. I. — Feldzugs- und Garnisonerinnerungen. Von einem Offizier. — Warum? Von Anna Behnisch. — O, nur nicht arm. Von A. von Berg. — Gegensätze. Von Steinhausen. — Kleinigkeiten. Von J. N. — Neue Bücher. — Vermischtes.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

# Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 32.


## Haus Dodendorf.

Roman

von

**A. Marby.**

(Fortsetzung.)

Während der vernichtenden Worte preßte Melanie ihre krampfhaft verschlungenen Finger in stummer Qual. Ihre Hoffnung, hier Hilfe zu finden, sank! Sollte Kurt recht behalten?

Der Gedanke an ihren Gatten, der ihrer Rückkehr, von welcher Leben oder Tod abhing, in fieberner Erwartung harren mochte, belebte ihren Mut, ihre Kraft, die überwallende Bitterkeit gewaltsam unterdrückend, versetzte sie mit schwerer Stimme:

„Du würdest nicht so sprechen, wenn Du wüßtest, welches Weh Deine Worte mir verursachen. Freilich! Wer unversucht wandelt auf ebener Bahn, fällt leicht ein hartes Urteil. Vielleicht verstehst Du mich kaum, wenn ich Dir bekenne, wie selbst in Stunden finsterster Verzweiflung der Gedanke an Trennung von Kurt mir fern geblieben ist, wenngleich — auch das will ich Dir nicht verschweigen — es Augenblicke gab, wo ich den Unseligen zu hassen glaubte — aber —" Melanie holte schwer Atem — „es waren eben nur ‚Augenblicke', bald brach die Liebe, welche dem Manne meines Herzes mich zu eigen gegeben, wieder siegreich sich Bahn, aufs neue kam mir zum Bewußtsein, daß ich durch heiligen Schwur meinem Gatten mich vermählt, nicht allein zu einem Leben voll Wonne und Glück, sondern daß ich auch zu ihm gehöre in Kümmernissen, Not und Tod! Ach! ich bin gewiß nicht freizusprechen von Schuld an dem verhängnisvollen Verlauf unseres Geschicks; meine Bitten und Thränen mögen zu schwache Kampfmittel gewesen sein gegen Kurts verabscheuenswertes Laster, aber ich war jung und unerfahren, und als mir Einblicke wurden in die ernste Schule des Lebens, schämte ich mich, meinen stillen Kummer vor fremdem Auge und Ohr zu zeigen und laut werden zu lassen. Es erschien mir als Pflicht, die Gesellschaft zu täuschen, je mehr unsere Mittel auf die Neige gingen. Niemand sollte ahnen, wie oft das als genußsüchtig verschrieene ‚eitle Weltkind' zahllose Thränen im geheimen vergoß. Vielleicht —" die Stimme der Sprecherin wurde undeutlich, ein krampfhaftes Schluchzen rang aus ihrer Brust sich hervor — „war es ein verkehrtes, falsches Thun, und ich verdiene, daß Du mich schiltst und entrüstet Dich von mir wendest, aber um Achims und — meines noch ungeborenen Kindes willen erbarme Dich unseres Elendes —"

„Ich?"

Frau von Dodendorf hatte mit himmlischer Geduld, wie sie zu sich selbst sagte, so lange den Herzenserguß ihrer unglücklichen Cousine schweigend angehört, sie fühlte sogar ein gewisses Mitleid in sich aufwallen, aber es wurde durch das in Melanies letzten Worten enthaltene Ansinnen im Keimen zerstört.

„Ich," wiederholte sie in schneidend kaltem, spöttisch verwundertem Tone, „sollte Euer Elend abwenden können?"

„Ja, Du, Paula, Du! Außer Dir und Deinem Manne kenne ich keinen Menschen, der uns helfen kann. Doch Ihr besitzt die Mittel —"

„Du bist im Irrtum," die braunen Augen der schönen Schloßfrau blickten kalt, ein harter Zug um den kleinen vollen Mund trat scharf hervor, „auch uns sind die Hände gebunden, die Kapitalien stehen fest, wir haben keine Gelder liegen."

„Aber täglich könnt Ihr jede beliebige Summe flüssig machen, laß Dich erbitten, Paula, fürs erste würde Deine Unterschrift genügen —"

„Ich will mit Wechseln nichts zu thun haben, vollends nicht in einer Sache, von der ich vorher weiß, welche Verpflichtung mir daraus erwächst. Wenn der Zahltag kommt, wer müßte dann die Schuldverschreibung einlösen? Etwa Dein Mann? Wovon denn wohl?"

Der vielleicht unbeabsichtigte Hohn senkte sich wie ätzendes Gift in Melaniens wundes Herz. Doch wieder bezwang sie die in ihr wühlenden Empfindungen und entgegnete in demütig bittendem Tone:




Digitized by Google

„Du sollst volle Sicherheit erhalten, Paula. Ich verschreibe Dir notariell meinen Erbanteil an Onkel Albrechts Hinterlassenschaft. Du weißt, ich bin seine Haupterbin —"

„Man vermutet, daß Du es sein wirst, was ich Dir aufrichtig wünsche, doch der noch nicht sechzigjährige Onkel Albrecht kann noch viele Jahre leben, möglicherweise sich noch verheiraten, oder — bei seinem sprichwörtlichen Wankelmut — sein Testament noch zehnmal ändern. Aber wie dem auch sei —" Frau von Dodendorf erhob ihre Stimme — „die Chancen sind mir in jedem Falle zu unsicher, es wäre unverantwortlicher Leichtsinn, wollte ich darauf hin meine Familie um ein Kapital von zehntausend Thalern berauben. Es ist, wie ich sage, Melanie, ‚berauben'! Aber auch gegen Dich gebietet mir die Pflicht, Dich von einer Unklugheit zurückzuhalten: Wahre Dir Dein künftiges Erbe als Notpfennig für spätere Tage! Du wirst —"

„Und Kurt?" schnitt Frau von Arnsfeld Paulas Rede ab, alle ihre Pulse flogen, ihre Zähne schlugen wie im Fieberfrost aufeinander, „soll ich ihn untergehen lassen? Soll ich ruhig von ferne stehen und zusehen, wie er die Todeswaffe erhebt gegen die eigene Stirn?"

„Thorheit, Liebe!" In Frau von Dodendorfs Haltung, ihren Mienen, im Ton ihrer Stimme machte steigende Ungeduld sich bemerkbar. „Deine überreizte Phantasie gaukelt Dir schreckhafte Visionen vor."

„Glaubst Du? Um Gottes willen, Paula, ziehe meine Worte nicht in Zweifel, sie sind weder erdichtet noch übertrieben. Ohne meine Dazwischenkunft wäre Kurt bereits —" die sonst so klare, weiche Frauenstimme klang heiser — „ein — toter Mann — es war furchtbar, Paula! Würde ich hundert Jahre alt, die Erinnerung an die gebrochene Gestalt des Verzweifelnden kann nie in mir erlöschen. Ich gelobte ihm Hilfe. Paula, gute Paula —" Melanie warf sich ihrer Cousine zu Füßen und erhob flehend die gefalteten Hände —„ erbarme Dich unserer Not! Lebenslang wollen wir Dir dankbar sein! Bei der Liebe zu Deinem Gatten und zu Deinen Kindern, bei allem, was Dir heilig, beschwöre ich Dich: Erhalte meinem unglücklichen Manne Ehre und Leben, mir den Gatten, meinen armen Kindern den Vater. Laß uns nicht mitleidlos versinken in den Abgrund der Not — der Schande —"

Melanies Stimme erstickte in konvulsivischem Schluchzen, ihr thränenverdunkelter Blick mühte sich vergeblich, den Eindruck ihres rührenden Flehens im Antlitz Paulas zu erkennen. Es erschien unbewegt, in den braunen Augen spiegelte sich eher Mißmut, als Mitgefühl, und als sie anhob zu sprechen, zuckte bei dem kalten, harten Klang der Stimme Frau von Arnsfeld wie unter einem körperlichen Schmerz zusammen.

„Bitte, steh auf, ich bin keine Freundin theatralischer Scenen —"

„Paula!"

Auch dieser Aufschrei aus angstgepeinigtem Herzen erweckte in Frau von Dodendorf keine mildere Regung.

„Selbstverständlich," sagte sie mit einem Ausdruck nervöser Ungeduld, „liegt es mir fern, Dich zu kränken; ich glaube ja, daß Deines Mannes Unglück Dir nahe geht, aber bei ruhigerer Überlegung mußt Du erkennen, daß er es sich selbst zuzuschreiben und deshalb die Folgen allein zu tragen hat. Für Kurt gutsagen hieße nur, ihn in seinem Leichtsinn bestärken. Denke nur nicht, er würde, hart am Ruin, eine heilsame Lehre für die Zukunft daraus ziehen und sich ändern, sondern sei überzeugt, wieder aus der Gefahr, würden alle guten Vorsätze bald vergessen sein. Wen der Spielteufel einmal gefaßt, den läßt er nicht mehr los, über ‚kurz oder lang' stünde Arnsfeld genau auf demselben Punkte wie heute. Übrigens, verzeih, Melanie, ich habe wirklich nicht länger Zeit."

Die unglückliche Frau hatte sich während der herzlosen Rede langsam erhoben. In ihrer Seele rangen Trauer und Verzweiflung mit unsagbarer Bitterkeit. Sie konnte sich nicht länger verhehlen: Ihre Mission war gescheitert. Von der Frau, welche mit kaltem Lächeln gute Ratschläge erteilte, war keine Barmherzigkeit zu erwarten; Melanie aber war es in dieser Stunde nicht um guten Rat zu thun, sie begehrte Hilfe, rasche, thatkräftige Hilfe! So erschöpft sie sich fühlte, wollte sie doch noch einen Versuch — den letzten — auf Paulas Mitgefühl wagen.

Um sich aufrecht zu erhalten umkrampfte sie mit beiden Händen eine Sessellehne und flehte in herzerschütterndem Tone:

„Laß Dich erbitten, Paula. Schicke mich nicht fort ohne jeglichen Trost. Du hast die Macht und die Mittel, Kurt zu retten. Laß es nicht zum Äußersten kommen. Mache Dich nicht zur Mitschuldigen am Tode eines Menschen — ach! was sage ich — zwei, drei Menschenleben stehen auf dem Spiele —"

„Hör auf, ich bitte Dich," fiel Frau von Dodendorf ihrer Cousine ins Wort, in hartem, ungeduldigem Tone und mit verächtlicher Gebärde. „Einer schwachnervigen Natur dürften Deine sentimentalen Drohungen vielleicht Furcht einjagen, auf meinen Entschluß üben sie keine abschreckende Wirkung. Ich müßte mich des größten Leichtsinns zeihen, wollte ich wegen eines gewissenlosen Spielers das Vermögen meiner Kinder nur um einen Pfennig schädigen."

„Ist das Dein letztes Wort?"

„Mein letztes." Aber seltsam durchschauert von dem Seufzer, der schwer, wie von einer Sterbenden, über Melanies bleiche Lippen zitterte, fühlte Pauline von Dodendorf sich bewogen, noch hinzuzufügen:

„Nur unter einer Bedingung würde ich mein möglichstes aufbieten, die Angelegenheit mit von Z... befriedigend zu arrangieren —"

„Was forderst Du?" Ein schwacher Hoffnungsstrahl glimmte in Melanie auf, erlosch jedoch im selben Augenblick, als die Antwort erfolgte:

„Trennung von Arnsfeld — Trennung für — immer."

„Nein, tausendmal nein!" rief Melanie, hoch sich aufrichtend, mit fliegendem Atem. „Ich stehe und falle, lebe und sterbe mit meinem Manne."

Ohne ein weiteres Wort verließ sie die mitleidlose Frau, welche im Bewußtsein ihrer „Willfährig-

Digitized by Google

keit" der enteilenden Cousine achselzuckend nachschaute.

„Die Thörin," murmelte Frau von Dodendorf in sich hinein, „wird nur zu bald erkennen, wie richtig ich prophezeit und früh genug bereuen, daß sie meinen wohlmeinenden Rat verworfen hat."

## IV.

Eine Beute des wildesten Gefühlsaufruhrs blieb Arnsfeld allein zurück. Im Bewußtsein seiner Unwürdigkeit drückte der Gattin verzeihende Milde ihn doppelt nieder; nagende Reue, bittere Selbstvorwürfe zerfleischten ihm die Brust. Mit heiligen Eiden gelobte er sich: Sollte Pauline von Dodendorf noch dies eine Mal sich bewegen lassen, ihm zu helfen — in Zukunft keine Karte wieder anzurühren. Melanies Vertrauen in sein Manneswort sollte nicht mehr getäuscht werden, ihr, die wegen seines strafbaren Leichtsinns so schwer gelitten und allen, welche in ihm den „Schwächling" verachteten, würde er beweisen, wie er der stärksten Versuchung kraftvoll widerstehen gelernt.

Die guten Entschlüsse belebten allmählich Arnsfeld erloschenen Lebensmut und erhöhten sein schwaches Hoffen auf einen glücklichen Ausgang der schwebenden Unterhandlungen.

Versunken in sein peinvolles Grübeln bemerkte er nicht, daß Joachim erwachte. Verwundert um sich blickend, richtete das Kind sich empor; es mochte sich im Zimmer allein glauben — die hohe Rückenlehne des Sessels verbarg ihm die in letzterem ruhende Gestalt — und gewöhnt, die Mama oder Maika in seiner Nähe zu erblicken, fing es zu weinen an, wohl in der Hoffnung, dadurch die Säumigen herbeizurufen.

Arnsfeld, seinem Grübeln entrissen, erhob sich. Im Begriff, sich Joachim zu nähern, fiel sein umflorter Blick auf den Pistolenkasten. Von einem plötzlichen Impulse getrieben, nahm er eine der beiden Waffen heraus, versteckte sie sorgfältig unter seiner Uniform, verschloß dann wieder den Kasten — und erst, nachdem er auch den Schlüssel zu sich gesteckt, trat er an das Bett seines Knaben, dessen große Augen — sie besaßen das leuchtende Tiefblau wie die Augen der Mutter — in so offenbarem Staunen alle Bewegungen des Barons verfolgten, daß er darüber aufhörte zu weinen.

„Papa!?"

Das Wort klang wie eine zweifelnde Frage. Achim schien nicht im klaren, ob das über ihn sich neigende erschreckend verstörte Gesicht seinem Papa gehörte.

„Mein Junge — mein lieber Junge!"

„Papa, Achim will nit mehr lafe" (schlafen).

Arnsfeld hob den Kleinen, der verlangend seine Ärmchen ausstreckte, empor, preßte ihn heftig an sich und küßte ihn mit wilder Leidenschaftlichkeit. Seiner Brust entrangen sich schwere Seufzer und mischten sich mit abgebrochenen zärtlichen Liebesworten.

Papas seltsame ungestüme Weise behagte Achim augenscheinlich nicht. Mit den nackten Beinchen strampelnd, war er bemüht, sich den ihn fest umschlingenden Armen zu entwinden.

„Papa, nit so — wo is Achims liebe Mama? Achim anziehen —" und als seine Wünsche unbeachtet blieben, fügte der Kleine weinerlich hinzu: „Achim is aber talt, Papa — so talt."

„O —" Kurt beherrschte sich gewaltsam — „frieren sollst Du nicht, mein armer, kleiner Kerl. Dem wollen wir gleich abhelfen." Er legte das Kind wieder in sein Bettchen, breitete sorgsam die warme Decke über die bloßen Füßchen und fügte dann, sich zwingend, auf das kindliche Geplauder einzugehen, freundlich hinzu: „So ist's schön, hm? und nun wird Achim artig liegen bleiben, bis Maika kommt und im Ofen Feuer anmacht."

„Achim will tusehn und Papa und Mama auch, ja, Papa? Maika soll bleich tommen."

„Achim muß sich nun ein Weilchen ruhig verhalten, Papa hat Kopfweh — hier —" Arnsfeld langte von einem kleinen Tischchen mehrere Bleisoldaten und legte sie vor dem Kinde nieder — „spiele hiermit."

Die kleinen Händchen griffen eifrig danach.

„Weihnachtsmann bingt artig Tind noch viel, viel Doldaten," erzählte Achim, „und ne Tommel und in Swehr und dann tießt Achim alle Doldaten tot, nit wahr, Papa? alle tot? aber danz tot, Papa?"

„Ja, mein Junge, ja, ganz tot," gab der Baron mechanisch zur Antwort.

Er war ans Fenster getreten, schaute müden, leeren Blicks über die kahlen Baumwipfel in die nebelverschleierte Ferne. Bäume und Sträucher, wie die weiten Rasenflächen überwob silbern blitzender Reif; noch brach kein Sonnenstrahl sich Bahn, aber soweit der Himmel sichtbar, strahlte er in lichtem Blau, aus den Schornsteinen stieg der Rauch kerzengerade empor, von der kleinen Dorfkirche klang hell das erste Sonntagsfrühgeläut durch die stille, reine Luft, nach allen Anzeichen versprach der frostige Herbstmorgen einen klaren, schönen Tag.

Aus dem wild durcheinanderwogenden Gedankenchaos in Arnsfelds Brust ringt sich die halblaut gemurmelte Frage hervor:

„Ob wohl des neuen Tages Sonne auch mir noch leuchten wird?"

Ihn durchschauert der hohle Ton der eigenen Stimme; Melanies langes Ausbleiben kommt ihm zum Bewußtsein, eine Ewigkeit scheint vergangen, seit sie ihn verließ. Ist ihre Liebesthat gescheitert? Muß er sterben? Und die Welt ist doch so schön und das Leben so herrlich! Und er liebt beides, sein ungestümes Herz lechzt nach den heiteren Genüssen. —

Ein rauschendes Frauengewand streift über die Dielen, Arnsfeld wendet sich rasch und gewahrt Melanie schon fast neben sich. Der erste Blick in ihr schneeweißes Gesicht mit den düster starrenden Augen sagt ihm mehr als tausend Worte.

„Dem Tode verfallen," durchzuckt's seine Seele mit jähem, heißem Weh, aber es währt nur einen Augenblick, dann überkommt ihn eine wunderbare Ruhe.

Digitized by Google

Schnell legt er beide Arme um Melanies wankende Gestalt und preßt sie an sich mit zärtlicher Innigkeit.

„Es war vergebens, Kurt, alles, alles — alles!“ stieß sie dumpf hervor.

„Meine Melanie,“ Arnsfelds Lippen berührten sanft ihre Stirn, „mein armes, süßes Weib, ich sagte es Dir ja im voraus: Paula hat kein Herz! Liebste, wirst Du die Leiden dieser Stunde Deinem unwürdigen Gatten je verzeihen können?“

„Ich liebe Dich,“ lautete die rührende Antwort. „Erbarmt niemand sich unser, sterben wir zusammen.“

Der Baron, überwältigt von neu aufzuckender Seelenpein, schwieg einen Moment, aber mit aller Kraft sich beherrschend, versetzte er mit fester Stimme:

„Das hieße meine Schuld verzehnfachen, bewahre mich Gott vor so schwerer Verantwortung. Fasse Dich, Liebste, ich gehe nun gleich selbst nochmal zu Paula.“

„Du?“ Die junge Frau erhebt mühsam den schmerzenden Kopf, ihr betroffen fragender Blick senkt sich forschend in den ihren Mannes. „Was willst Du bei der Hartherzigen, Stolzen? Wenn Du wüßtest, wie ich mich gedemütigt, wie ich sie angefleht habe! Von ihr erwarte keine Hilfe.“

„Vielleicht irrst Du doch! Ich glaube ein unfehlbar zwingendes Mittel zu besitzen.“ Aus dem Ton seiner Stimme spricht beinahe die alte Sorglosigkeit, aber Melanie läßt sich dadurch nicht täuschen. In heiß aufsteigender Angst klammert sie sich fest an ihren Gatten.

„Du? ein Mittel?“ fragte sie gepreßt. „Welches, Kurt? Was hast Du vor?“

„Das einzig richtige, Du erfährst es bald, gedulde Dich nur ein paar Minuten, armes Lieb, und nun, ich möcht' es nötig haben, Melanie,“ Arnsfelds helle Augen verdunkeln sich, seine Stimme klingt seltsam tief und schwer, „gieb mir noch ein gutes Wort mit auf den Weg!“

„Mein geliebter Gatte — mein alles —“

Mehr weiß die äußerst erschöpfte Frau nicht zu sagen, doch die wenigen Worte in ihrer erschütternden Schlichtheit reichen hin, Kurt Arnsfeld um seine mühsam erkünstelte Fassung zu bringen.

„Teure, Treue —“ murmelt er schwer atmend. Was er halb unverständlich noch hinzufügt, klingt wie ein Segenswunsch. Er preßt dabei mit leidenschaftlicher Inbrunst die zarte Gestalt einen Augenblick an sich, löst dann mit sanfter Hast ihre Arme von seinem Nacken und stürzt eilig aus dem Zimmer, ohne noch einmal sich umzuschauen.

In einer Art Betäubung lauscht Melanie Kurts verhallenden Tritten; sie vermag sich nicht Rechenschaft zu geben über das beklemmende Gefühl, welches ihr den Atem raubt und momentan ihr Herzblut stocken macht. Auch bleibt ihr keine Zeit zum Nachsinnen, denn eben läßt Joachim sein schmeichelnd bittendes Stimmchen hören:

„Achim will nit mehr pielen, Mama; Achim antiehen, Mamachen.“

Die junge Mutter drückt die zitternden Hände gegen ihre hämmernden Schläfen, gewaltsam muß sie die wirren Gedanken sammeln. Schon heller Tag? Da wäre es ja Zeit, nach Maika zu klingeln, aber nein, sie will erst Kurts Rückkehr abwarten, inzwischen kleidet sie selbst Joachim an.

Trotz aller Anstrengung gelingt ihr's nicht, auf sein kindisches Geplauder zu antworten, die Kehle ist ihr wie zugeschnürt. Während sie dem Kleinen mit bebenden Fingern die warmen langen Strümpfe über die nackten Füßchen streift, weilen ihre Gedanken bei ihrem Gatten, begleiten ihn auf seinem schweren Gange Schritt um Schritt. Was mag er nur Paula sagen wollen? Teilen etwa beide ein wichtiges Geheimnis, auf Grund dessen Kurt hofft, die Unerbittliche zur Hilfeleistung zwingen zu können?

Nun muß er angelangt sein im untern Flur, jetzt klopft er wohl schon an Pauline Dodendorfs Stubenthür, sie thut sich auf und — —

Ein scharfer Knall dröhnt, vielfach widerhallend, durch das stille Schloß. Mit gellendem Aufschrei sinkt Frau von Arnsfeld, als ob sie selbst getroffen von der Kugel des unsichtbaren Schützen, in die Knie, ihr verstörter Blick sucht unbewußt den Pistolenkasten, er steht, wo sie ihn hingestellt, scheinbar unberührt. Melanie, nachdem sie taumelnd sich aufgerichtet, stürzt darauf zu, rüttelt an dem verschlossenen Deckel, er giebt nicht nach, der fehlende Schlüssel bestätigt die furchtbare Ahnung der unglücklichen Frau, und nun läuft sie wie von Sinnen, getrieben von der Angst der Verzweiflung, auf den Korridor, fliegt die Treppe hinab, den unteren Flur entlang bis zu der unbeweglichen Mannesgestalt, welche unmittelbar vor Frau Paulas Zimmerthür langhingestreckt liegt.

„Grausamer, warum bist Du allein gegangen?“ dringt es in herzzerreißender Anklage über Melanies Lippen. Sie sinkt neben dem Gatten nieder, bettet sein Haupt, mit der Todeswunde in der Schläfe, woraus das unaufhörlich sickernde Blut den Fußboden rot gefärbt und nun ihr weißes Gewand mit Purpurrosen bemalt, auf ihren Schoß, küßt sein lockiges Haar, seine geschlossenen Augen, seinen bleichen Mund, flüstert ihm leidenschaftliche Liebesworte zu und sieht und hört nicht, wie es plötzlich lebendig wird in ihrer Nähe, und von allen Seiten Rufe des Schreckens und der Teilnahme laut werden.

Der Schuß hat das ganze Schloß alarmiert. Sämtliche Thüren hört man ungestüm öffnen, Herren und Damen — Gäste des Hauses — aus süßen Morgenträumen gestört, schauen heraus mit noch verschlafenen Augen und Mienen und fragen bestürzt einander, was geschehen ist. Zuerst weiß niemand Auskunft zu geben, aber als dann mit Blitzesschnelle die schreckliche Kunde: „Lieutenant von Arnsfeld hat sich erschossen,“ von Mund zu Munde läuft, entsteht ein förmlicher Aufruhr, Herrschaften und Gesinde, bunt durcheinander, eilen nach dem Schauplatz der grausen That.

Entsetzt, erschüttert in tiefster Seele, starren alle auf das rührende, jedem Gedächtnis unvergeßlich sich einprägende Bild:

Durch das breite, hohe Flurfenster dringt eben der erste Sonnenstrahl und wirft einen verklärenden Schimmer über Arnsfelds unentstelltes Antlitz, ihm

Digitized by Google

einen Schein warmen Lebens verleihend! Die edlen Gesichtszüge, noch kurz zuvor ein treues Spiegelbild wilder Seelenkämpfe, zeigen eine marmorne Glätte, ein friedliches Lächeln umschwebt den festgeschlossenen Mund. Was kümmert den Toten die verlassene Gattin in ihrem namenlosen Jammer?

Hertha Schöneichen, fast in Thränen zerfließend vor Mitgefühl, beschwört die unglückliche Freundin vergeblich, sich zu fassen, auch des Grafen Bemühungen, Melanie von der Leiche zu entfernen, bleiben fruchtlos.

Da nahen endlich Herr und Frau von Dodendorf — gerade die Nächstbeteiligten vernahmen die Schauerkunde fast zuletzt. Gleich nach Melanies Entfernung hatte Paula sich in die im Souterrain gelegenen Wirtschaftsräume begeben; der Schloßherr befand sich schon seit einer Stunde bei seinem Reitpferd im Stall, wo die Sorge um das plötzlich erkrankte prächtige Tier den ehemaligen Reiteroffizier festhielt, bis er mit Entsetzen vernimmt, was im Herrenhause geschehen ist. Nun tritt der Goldfuchs in den Hintergrund. Zunächst beauftragt der immer besonnene Dodendorf seinen des Reitens kundigen Diener möglichst rasch einen Arzt herbeizuschaffen, erst dann begiebt er sich eiligen Schrittes ins Schloß, wo er, kaum im Hausflur angelangt, mit seiner Gemahlin zusammentrifft.

„Welch ein schreckliches Ereignis, Paula!“ ruft Dodendorf sichtlich erschüttert.

Ihre Antwort besteht in einem zustimmenden kurzen Kopfnicken. Ohne Zweifel befindet auch Frau Pauline sich in hoher Erregung, doch der finstere Ausdruck in Augen und Mienen und das verächtliche Zucken ihrer feinen Oberlippe läßt es unentschieden, ob sie mehr von schmerzlichem Schreck, oder von „Unwillen“ über Kurt Arnsfelds „letzten rücksichtslosen Streich“ im Hause seiner Gastfreunde erfüllt ist; vielleicht war sie selbst kaum sich klar über ihre im Augenblick vorherrschende Empfindung. Aber als sie nun vor dem Selbstmörder stand, flog ein eigener Schauer durch ihr Herz. Glaubte sie einen Vorwurf, eine Anklage, eine Drohung in dem fahlen Antlitz zu lesen? Sie wandte den Blick in scheuer Hast, und wie er auf die verzweifelnde Witwe fiel, die, ganz unzugänglich den liebreichen Trostworten Dodendorfs, wie seinen ernsten Bitten und Ermahnungen, „sich zu schonen“, den toten Gatten nicht lassen wollte, wurde die Schloßfrau von aufrichtigem Mitleid ergriffen.

„Karl hat recht,“ sagte sie mit bewegter Stimme, „all Dein Jammern ruft das entflohene Leben nicht zurück. Raffe Dich auf, Melanie, denke an Achim, erhalte Dich für Deinen Sohn! Komm,“ Frau von Dodendorf faßte die Hände der Unglücklichen, „komm mit mir —“

Sie brach plötzlich ab und wich unwillkürlich ein paar Schritte zurück, angesichts der ungeahnten Wirkung, welche ihr Versuch, Melanie emporzuziehen, erzielte.

Jäh, wie von einer Feder in die Höhe geschnellt, sprang die Unglückliche auf, schüttelte mit allen Zeichen des Abscheus Paulas Hände von sich ab, erhob die ihrigen drohend und schrie mit heiserer Stimme:

„Rühre mich und ihn nicht an, Mörderin Du! Fluch Dir — Fluch Dir für Deine Härte, die meinen Gatten in den Tod getrieben, meinen Sohn zur vaterlosen Waise macht. Aber wie Du uns des Teuersten beraubst, so soll Dein Stolz, Dein ganzes blühendes Geschlecht zu Grunde gehen! Hörst Du —“ außer sich vor Schmerz packte das verstörte Weib Paula an beiden Schultern, die lodernden, haßerfüllten Blicke bohrten sich gleich Dolchspitzen in die Augen der vermeintlichen Todfeindin, „hörst Du, Verfluchte, Gott wird uns rächen — rä —“

Melanie sprach das Wort nicht mehr aus. Im selben Augenblick, als Karl Dodendorf, der gleich den übrigen Zeugen des unerwarteten, blitzschnell sich abspielenden Vorganges eine Sekunde lang wie schreckgelähmt unthätig blieb, den Bann von sich abschüttelnd herbeieilte und, während er im Tone höchsten Unwillens hervorstieß: „Du bist von Sinnen!“ Melanie unsanft zurückreißen wollte, sank sie plötzlich unter kurzem, gellendem Aufschrei in seine Arme. Die Augen halb gebrochen, der zarte Körper von konvulsivischen Zuckungen durchbebt, glich sie einer Sterbenden.

Frau von Dodendorf fühlte sich durch den überraschenden Wutausbruch ihrer Verwandten so aller Fassung beraubt, wie noch nie in ihrem Leben. Sprach- und regungslos starrte sie auf die hochaufgerichtete Gestalt, welche in ihrem langschleppenden, weißen, blutbefleckten Gewande, mit ihrem leichenblassen Gesicht, worin die großen Augen gespensterhaft glühten, von den gelösten, bis auf die Hüften reichenden dunklen Haarmassen wie von einem Trauermantel umwallt, einer Rachegöttin gleich vor ihr stand, Unheil herabflehend auf ein Haus, dessen Gastfreundschaft sie genoß.

Unter den furchtbaren Worten durchbebten Schauer des Entsetzens Frau Paulas Herz, ihre Zunge, ihre Füße waren wie gefesselt, sie vermochte weder den Drohungen der „Wahnwitzigen“ zürnend Einhalt zu gebieten, noch sich zu wehren gegen den thätlichen Angriff.

Da eilten ihr Gatte und Graf Schöneichen herbei, sie sah Melanie wanken, und nun nicht länger im Banne der „entsetzlichen“ Augen fand Frau von Dodendorf die Kraft der Selbstbeherrschung wieder. Als dicht neben ihr des Grafen Stimme erklang: „Meine gnädige Frau, messen Sie um des Himmels willen den Worten der Unglücklichen, von Schreck und Schmerz Verwirrten, keine Bedeutung bei,“ versetzte sie, während ihr erblaßtes Antlitz die blühende Farbe zurückgewann, in ruhig gelassenem Tone, als wäre ihre gewohnte Fassung keinen Augenblick ins Schwanken geraten:

„Wie sollte ich wohl! Gott sei Dank besitze ich kein abergläubisches Gemüt, dem die ‚wirren Reden‘, wie Sie richtig bemerkten, Graf, meiner armen Cousine Schrecken einflößen könnten.“

Graf Schöneichen ließ seinen Arm, den er der Hausfrau, die vor einer Sekunde einer Ohnmacht nahe geschienen, hatte zur Stütze bieten wollen, wieder sinken, verbeugte sich schweigend vor der „starknervigen“ Dame und trat rasch zu Dodendorf,

Digitized by Google

um diesem behilflich zu sein, die jetzt besinnungslose Frau von Arnsfeld in eins der zunächst befindlichen Gemächer zu schaffen.

Leutenant von Z . . . ., dessen verstörtes Gesicht kaum weniger bleich erschien, wie das seines toten Kameraden, öffnete dienstbeflissen die seiner Hand zunächst erreichbare Thür, sie führte in das Wohnzimmer der Schloßfrau. Dieser mochte es wohl nicht als Asyl für die Ohnmächtige geeignet scheinen. „Bitte, nicht dort," wehrte sie hastig, und in von Z . . . . s und Schöneichens Gesichtszügen Befremden gewahrend, fügte Frau von Dodendorf, ihre Weigerung erklärend, schnell hinzu: „Der Lärm der Kinderstube — sie liegt nebenan — dürfte sich störend erweisen."

Sie schritt nun selbst voran, schloß eins der weiter hinten befindlichen Zimmer auf, bedeutete die Herren, ihre Last auf ein dort befindliches Ruhebett zu legen, und als nach ihrer Anordnung geschehen, sagte sie in dem ihr eigenen bestimmten Tone:

„Dank, meine Herren! Nun bitte ich, Melanie meinen und Annens Händen zu überlassen."

„Darf ich nicht hier bleiben?" fragte bittend die junge Gräfin Schöneichen. Ihre verweinten Augen blickten empor zu Paula mit einem Gemisch von Scheu, Mitleid, Bewunderung und — Grauen. Die Seelenstärke dieser Frau nach den ihr von Melanies Lippen zugeschleuderten schrecklichen Worten erschien der kleinen Sensitiven unfaßbar. Sie wäre dabei zusammengebrochen. In ihrem hocherregten Mitgefühl für die bewußtlose Freundin hätte sie gern sich nützlich gemacht, nichtsdestoweniger empfand sie es als keine Kränkung, als Frau von Dodendorf freundlich abwehrend erwiderte:

„Ich danke Ihnen, liebe Gräfin, erholen Sie sich erst selbst von dem heftigen Schreck. Hier — wir wollen hoffen, es handelt sich bei der armen Melanie nur um eine vorübergehende Ohnmacht — genügen wohl fürs erste meine und Annes Dienstleistungen. Sollten wir weiterer Hilfe bedürfen, lasse ich Sie rufen."

„Bitte darum, Sie finden mich jeden Augenblick bereit."

Es hatte Frau Paula unangenehm berührt, unter den „neugierigen Gaffern" im Korridor ihre sämtlichen Kinder zu erblicken. Daher ging ihrem kurzen Befehl an Anna, ihr zu folgen, die strenge Weisung voran:

„Zuerst entferne die Kinder. Lieske (Amme des jüngsten Söhnchens) soll sie im Zimmer beaufsichtigen."

Während die beiden kleinen Mädchen ohne Widerspruch mit „ihrer" Anne gingen, kostete es dem achtjährigen Karl sichtlich Überwindung, sich von der Leiche zu trennen. Über seine apfelrunden, blühenden Wangen rollten unaufhörlich dicke Thränen. Er konnte es nicht fassen, daß der gute Onkel Arnsfeld, der so lustige Geschichten zu erzählen wußte, den alle Kinder liebten, weil er immer bereitwillig sich zeigte zu Spiel und Scherz,, der noch gestern Karlchen auf sein Pferd genommen und mit ihm im Galopp durchs Dorf geritten war, nun hier lag, steif und kalt.

Erst ein erneuter Zuruf vermochte den Kleinen, dem mütterlichen Befehle zu gehorchen.

„Komm auch mit, Oskar," bat er schluchzend seinen älteren Bruder, der neben ihm stand, auffallend bleich mit fest aufeinandergepreßten Lippen.

Bei der direkten Anrede fuhr der junge Kadett leicht zusammen, in seinen Augen lag etwas Unsicheres, Scheues. „Ja, ja, ich komme gleich, geh nur immer," murmelte er gepreßt, stand noch für eines Atemzuges Länge wie überlegend still und überschritt im nächsten Moment die Schwelle des Zimmers, in welchem die bewußtlose Melanie lag, gerade im Augenblick, als Frau von Dodendorf die Thür schließen wollte.

„Nun?" fragte sie verwundert, „was willst Du hier?"

„Dich bitten, mir die Wahrheit zu sagen, Mama," stieß, heftig atmend, der Kadett hervor. „Ich vernahm —" das hübsche Knabengesicht wurde noch bleicher, in seine Blicke und Mienen, wie in den Ton seiner Stimme trat ein gequälter Ausdruck, während seine Augen die Ohnmächtige flüchtig streiften — „ich vernahm Tante Arnsfelds schrecklichen Fluch — war sie irgendwie —" die Worte wollten ihm kaum über die Lippen, „dazu berechtigt, Mama?"

In Frau Paulas braunen Augen blitzte es unwillig auf, schon wollte sie ihrem Sohne, der sich erkühnte, von seiner Mutter Rechenschaft zu fordern, eine heftig abweisende Entgegnung zu teil werden lassen, als ihr plötzlich durch den Sinn fuhr, daß vermutlich dieselbe Frage sämtliche Zeugen des unangenehmen Auftritts beschäftigte. Sie hatte für alle nur die eine Antwort, welche sie jetzt ihrem Knaben ohne Bedenken gab: „Nein!"

Der kurze Bescheid übte eine sichtlich beruhigende Wirkung. Die angstvolle Spannung in Oskars Gesichtszügen verlor sich, seinen Wangen kehrte die entflohene Farbe zurück.

„Gott sei Dank!" sagte er in freierem Tone. „Dann hatte also wirklich nur der furchtbare Schreck die Sinne der armen Tante Melanie verwirrt? Es wäre ja auch kaum zu ertragen, immer denken zu müssen, Du — verzeih, Mama — habest Onkel Arnsfelds Tod mit verschuldet!"

„Wie kannst Du Dir solche Worte erlauben?" zürnte Frau von Dodendorf. „Merke Dir, thörichter Junge: Für seinen gewaltsamen Tod trägt Arnsfeld die alleinige Verantwortung. Seiner tollen Spielwut mußte er früher oder später zum Opfer fallen, jeder Einsichtsvolle sah ein solches Ende voraus; er verdient nicht, daß Du Dir deshalb unnütze schwere Gedanken machst. Aber als ein warnendes Beispiel nimm Dir Kurt Arnsfelds Geschick zu Herzen, lerne daraus, wohin es führt, wenn der Mensch ein Sklave seiner schlimmen Leidenschaften wird."

Nach dieser in gedämpftem, kühlem Tone erteilten Zurechtweisung schob die Schloßfrau den bestürzten jungen Krieger sanft hinaus, schloß die Thür und trat rasch an die Lagerstatt Melanies, um vereint mit Anne, welche inzwischen mit stärkenden Essenzen erschienen war, sich zu bemühen, die beklagenswerte junge Witwe aus ihrer starrkrampfähnlichen Ohnmacht zu erwecken.

Digitized by Google

## V.

Alle noch im Schlosse weilenden Gäste hatten sich im Familienspeisezimmer zu gemeinsamem Frühstück zusammengefunden. Wie es natürlich war nach dem gräßlichen Ereignis, das den ausschließlichen Gesprächsstoff biloete, beherrschte die Gesellschaft eine gedrückte, düstere Stimmung.

Die Herren hatten ihr Frühstück kaum beendet — besonders großen Appetit schien niemand an diesem Morgen zu verspüren — als sie auf Wunsch des Hausherrn in dessen Privatkabinett zu ernster Unterredung sich zurückzogen.

Die beiden Leutenants von K..... und von Z...., welche mit dem unglücklichen Arnsfeld bis zuletzt am Spieltisch gesessen, erklärten nun unter Ehrenwort, sich keiner inkorrekten Handlung schuldig zu fühlen.

Nach ihrem wahrheitsgetreuen Bericht war Arnsfeld nicht zu bewegen gewesen, das Spiel zu beenden, die vom Glück bevorzugten Partner mußten sich fügen, freilich, hätten sie die Folgen ahnen können, würden sie Arnsfelds höhnischen Verdächtigungen und spöttischen Sticheleien, wozu er sich hinreißen ließ, sowie sie Miene machten, das Spiel abzubrechen, Trotz geboten haben. Er glaubte Fortuna zwingen zu können, sich ihm zuzuwenden; seine Verluste zu decken, verdoppelte, verdreifachte er die Einsätze, aber als sie schließlich eine Höhe erreichten, daß es Wahnsinn gewesen wäre, weiter zu spielen, legte Herr von K..... die Karten nieder und zwang dadurch seinen Complicen zum Aufhören. Beim Zusammenrechnen stellte sich erst heraus, welche bedeutende Summe — ein kleines Vermögen — Arnsfeld verloren hatte. Doch die beiden Lieutenants hielten ihren Kameraden für reich genug, seinen Verpflichtungen nachzukommen, ohne daß ihm daraus Schwierigkeiten erwüchsen. Hätte er seine verzweiflungsvolle Lage offen bekannt, wären die Offiziere ohne weiteres auf einen von Arnsfeld selbst festgesetzten fernen Termin zur Tilgung der Ehrenschuld eingegangen.

Ja — hätte!

Wie es bei ähnlichen traurigen Vorkommnissen der Fall zu sein pflegt, versicherte nun, da das Unglück geschehen war, jeder der versammelten Herren im Tone der Überzeugung, seine Börse hätte dem unglücklichen Arnsfeld auf ein desfallsiges Gesuch zur Verfügung gestanden, während doch tausend gegen eins zu wetten blieb, daß, an wen immer der leichtsinnige Spieler um Hilfe sich gewandt, ihm unter bedauerndem Achselzucken eine höflich ablehnende Antwort zu teil geworden wäre.

Nach Entfernung der Männer rückten die im Frühstückszimmer befindlichen Damen dichter zusammen, um nun ihren Empfindungen beredteren Ausdruck zu geben. Allerdings wurde dabei große Vorsicht beobachtet, auch unterhielt man sich nur in gedämpftem Flüstertone, damit nicht etwa ein „unbedachtes" Wort von dem unberufenen Lauscherohr eines neugierigen Dienstboten aufgefangen und weitergetragen wurde.

Es war ein gar zu schrecklicher Abschluß der köstlichen Jagd- und Ballfreuden. Wer hätte sich das träumen lassen während des prächtigen Festes am vergangenen Abend, beherrscht von ungetrübter Fröhlichkeit! Wie hatte die schönheitstrahlende Melanie ganz der Lust des Augenblicks sich hingegeben, ahnungslos, was der kommende Morgen ihr bringen würde. Auch Arnsfeld hatte fröhlich geschienen; bei Tafel war er gegen seine Nachbarinnen von bezaubernder Liebenswürdigkeit gewesen; sollten wirklich nur „Spielschulden" — wie die Herren angedeutet — dem glänzenden Offizier die Todeswaffe in die Hand gedrückt haben? Ob es nicht noch andere Gründe gab? Vielleicht war er das Opfer eines amerikanischen Duells, dessen Ursache verschwiegen blieb und bleiben sollte?

Frau von Arnsfeld hatte in früher Morgenstunde ihre Cousine aufgesucht; laut Bericht eines Dieners, der im Korridor zu thun gehabt, schien im Zimmer der Schloßfrau eine sehr lebhafte Unterhaltung stattzufinden, besonders Baronin Arnsfelds Stimme sprach von hoher innerer Aufregung. Etwas später war dann der Dame einer von den fremden Offiziersburschen auf der Treppe begegnet. Ihre Erscheinung flößte ihm Schrecken ein. Sie glich einer Schlafwandelnden oder Schwerkranken, die mühsam Stufe um Stufe erstieg. Sein ehrerbietiger Gruß blieb unerwidert; wahrscheinlich hatte sie den Burschen gar nicht bemerkt, der ihr betroffen nachblickte, bis sie in ihrem Zimmer verschwand. Ein paar Minuten danach fiel der Schuß.

Stand — fragten einander die Damen, bedeutsam sich anblickend — damit das erregte Gespräch der beiden Cousinen in verhängnisvollem Zusammenhange? Was war zwischen jenen vorgegangen? Hatte Melanie Arnsfeld die reiche Cousine um Hilfe angefleht und war — abgewiesen worden? Entbehrten die fürchterlichen Drohworte angesichts des Toten nicht ganz der Berechtigung?

Doch — doch! Grauenhafte Wahnvorstellungen, von Schreck und Schmerz erzeugt, beherrschten einzig das Denkvermögen der unglücklichen Frau, wer hätte noch daran zweifeln mögen nach der betrübenden Kunde, von Frau von Dobendorf selbst ihren Gästen überbracht: Melanies schwere Ohnmacht war gewichen, aber ihr Zustand hatte einen noch beängstigenderen Charakter angenommen. Sie erkannte weder Paula noch Anne, noch ihr Söhnchen, schlug mit beiden Händen wild um sich, alle Symptome ließen den Ausbruch eines Gehirnfiebers befürchten.

Nun stand es ja fest, die Vorboten hatten sich schon verraten in dem gräßlichen Racheschwur gegen die schuldlose Verwandte. Die kluge Pauline von Dobendorf, nur für einen Moment betroffen, begriff sofort das Richtige. Nicht die wahnwitzigen Worte einer Kranken konnten ihr wehe thun, aber die bestürzten, verlegenen Mienen ihrer Gäste — der Zeugen des ihr zugefügten Schimpfes — mußten die stolze Frau beleidigen.

Im Gefühl, ihr Genugthuung zu schulden, überbot man sich in Versicherungen der Teilnahme und des Bedauerns über den traurigen Vorfall mit seinen drum- und dranhängenden Fatalitäten für die „guten Dobendorfs", denen ihre aufopfernde Gastfreundschaft

Digitized by Google

so übel gelohnt wurde. Genau betrachtet, wäre Arnsfelds letzte Handlung ein Akt haarsträubenden Undanks, wenn man nicht annehmen müßte, er hätte in augenblicklicher Geistesverwirrung die „übereilte" That begangen. Nach stundenlangem, bangem Harren erschien endlich der Arzt. Er konnte nur den sofort nach abgegebenem Schusse erfolgten Tod des Selbstmörders — er hatte sicher gezielt — bescheinigen; selbst wenn im Augenblick der That ein Arzt zur Stelle gewesen wäre, hätte er das entflohene Leben nicht zurückrufen können. Anders verhielt es sich mit der armen Melanie. Für sie kam die Hilfe hoffentlich nicht zu spät, ob es gleich schlimm genug zu stehen schien. Beim ersten Blick auf die Kranke nahmen des Doktors sympathische Gesichtszüge einen sehr, sehr ernsten Ausdruck an. Frau von Dodendorfs ausgesprochene Befürchtung bestätigend, verhehlte er nicht, daß äußerste Gefahr vorhanden, wenn die heftigen Fieberanfälle die Widerstandskraft des zarten Körpers übersteigen sollten.

Mit diesem traurigen Bescheid reisten die fremden Herrschaften — vor Ankunft des Arztes hatte niemand Schloß Dodendorf verlassen wollen — ab, doch Ruhe kehrte danach im Schlosse nicht ein; ein unaufhörliches Kommen und Gehen fand statt. Am dritten Tage gab schon vom frühen Morgen eine erhöhte Bewegung sich kund, aber sie trug jenes eigenartig gedämpfte Gepräge, das überall sich bemerkbar macht, wo der düstere Schattenfürst seinen Thron aufgeschlagen hat. Die helle Stimme sinkt unwillkürlich herab zum Flüstertone, durch Säle und Korridore schleicht man auf den Zehen, wie um ja nicht durch ein lautes Wort, einen harten Schritt die Ruhe des Toten zu stören, in dessen Nähe die Schauer der Vernichtung und zugleich des Ewigen, Unvergänglichen, die Menschenseele erfassen.

Der weite, hallenartige Raum, wo auf niedrigem Katafalk der prächtig geschmückte Sarg stand, erwies sich fast als zu klein für die vielen Leidtragenden, die von Nah und Fern erschienen waren, ihrem verewigten Freunde, dem allezeit guten Kameraden, dem fröhlichen Weid- und — ausdauernden Spielgenossen das letzte Geleit zu geben. Zwar hatte er Hand an sich gelegt, aber, wie das allgemein verbreitete Gerücht besagte, hatte Lieutenant von Arnsfeld die beklagenswerte That in momentaner Unzurechnungsfähigkeit begangen, darin lag gewissermaßen ein Milderungsgrund, welcher der christlichen Liebe gebot, dem Selbstmörder zu verzeihen.

Aber nicht in der Dodendorfer Familiengruft, dagegen, flüsterte man einander zu, hätte die stolze Schloßfrau entschieden protestiert, sondern auf dem kleinen, öden Dorfkirchhofe fand Baron Arnsfeld seine letzte Ruhestätte.

Zur selben Zeit, als er in die Erde gesenkt wurde, genoß seine ahnungslose Gattin im Fieberwahn ein vollkommenes Glück. Sie glaubte ihren geliebten Kurt neben sich zu sehen in seiner bezaubernden Mannesschöne, tauschte mit ihm Liebkosungen, scherzte und lachte, sang ihm süße Lieder vor mit schriller Stimme, welche die von der Tragik dieser Stunde ohnehin ergriffenen Wärterinnen bis ins innerste Mark erschütterte. Plötzlich brach die Kranke ihren schrecklichen Gesang ab, richtete ihren Kopf ein wenig empor, ihre Gesichtszüge nahmen einen veränderten, ängstlichen Ausdruck an, mit den fieberglänzenden Augen auf einen Punkt starrend, schien sie einem nur ihr vernehmbaren Geräusch zu lauschen, nur für eines Atemzuges Dauer, dann sank sie mit gellendem Schmerzensschrei bewußtlos in die Kissen zurück.

Dies geschah in jenem Augenblick, als die leicht gefrorenen Erdschollen dumpf dröhnend auf Kurt Arnsfelds Sarg niederpolterten. —

Die Begräbnisceremonie war vorüber — der Freundespflicht Genüge geschehen. Über der heimkehrenden Trauerversammlung lagerte schwerer Ernst.

Jedem mochte im Sinne liegen, wie bald man wohl zu gleichem Gange nach dem stillen Friedhofe sich werde rüsten müssen, um dort das zweite Opfer der unheilvollen Katastrophe zur letzten Ruhestatt zu geleiten.

Wenn nun aber die beklagenswerte Melanie, deren Wiedergenesung ausgeschlossen schien, ihrem Gatten in die Ewigkeit folgte, wohin dann mit dem kleinen Achim? Wer würde des verwaisten Knaben sich annehmen? Zunächst blieb er wohl bei den „guten" Dodendorfs, doch daß sie ihm eine bleibende Freistatt gewährten, war ihnen, schon um der „peinlichen Erinnerungen willen", kaum zuzumuten. Ebensowenig war von der nächsten Verwandten Joachims, Baronesse von Arnsfeld, der einzigen älteren Schwester des Verstorbenen, zu erwarten, sie würde ihres kleinen Neffen sich erbarmen. Die Dame lebte in dürftigen Verhältnissen. Eine kärglich bemessene Leibrente reichte nur eben hin zur Bestreitung der eigenen Bedürfnisse und für den Unterhalt einer ihr treu ergebenen alten Dienerin.

Baronesse Arnsfeld war nicht zum Begräbnis ihres Bruders erschienen. Ein Entschuldigungs-Telegramm, das von plötzlicher Erkrankung infolge der Schreckenskunde berichtete, wurde allgemein mit zweifelndem Achselzucken aufgenommen. Die Dame scheute wahrscheinlich die mit ihrem persönlichen Erscheinen im Trauerhause verbundene Aufregung, vielleicht auch noch mehr die — Reisekosten; doch gleichviel, welche Beweggründe sie fern hielten, jedenfalls fühlte Renata von Arnsfeld sich außer stande, für Achims Zukunft zu sorgen.

Armes Kind!

Auf dem Arme der weinenden Maika hatte es mit großen, verwunderten Augen seinen „duten" Papa mit all den schönen Kränzen, woran sein kindlicher Sinn sich ergötzt, in die Gruft senken sehen, ahnungslos, was diese Stunde ihm raubte.

Nach der Rückkehr ins Schloß wollte der kleine Bursche die Halle, wo der Sarg gestanden, nicht verlassen. Blumen und Blätter, den Guirlanden und Kränzen entfallen, bedeckten den Fußboden. Mit jenen halb welken Überresten spielte — ein herzerschütternder Anblick — Achim vergnügt.

„Aufheben," plauderte er dabei, „Papas Bumen, der dute Papa is talt, so talt un läft (schläft) immer,

Digitized by Google

immer noch, ton so lange — un die liebe Mama is tank, so tank!"

Endlich gelang es Gräfin Schöneichen, das Kind aus der kalten Halle mit sich zu führen, indem sie ihm Kuchen versprach.

„Aber danz viel Tuchen," verlangte der Kleine, „Achim Mama auch Tuchen beben."

Im Gesellschaftszimmer rief der Eintritt des hübschen Jungen, in seinem schwarzen Trauerkleidchen eine doppelt rührende Erscheinung, tiefe Bewegung hervor. Viele Augen wurden feucht; die sämtlichen Herrschaften fühlten sich geneigt, der beklagenswerten Waise etwas besonders Liebes zu erzeigen.

Mit Liebkosungen überschüttet wanderte Achim von Hand zu Hand, von Arm zu Arm, bis es ihm schließlich zu viel wurde. Er fing an zu weinen und flüchtete auf den Schoß der ihm am besten bekannten Tante „Hetta" (Gräfin Hertha Schöneichen), deren mütterlich zärtlichen Bemühungen es denn auch bald gelang, das erregte Kind zu beruhigen.

Graf Schöneichen schaute dem ernst zu. Als plötzlich, unter dem Impulse eines und desselben Gedankens, seine und Herthas Blicke sich trafen, trat er dicht neben seine Gemahlin und flüsterte im Ton der Frage ihr ins Ohr:

„Würdest Du einverstanden sein, Frauchen, daß wir, falls die arme Melanie stirbt, das nette, kleine Kerlchen für immer zu uns nehmen?"

Gewiß war die kleine Gräfin einverstanden; mit freudig aufleuchtenden Augen drängte sie ihren Gatten, gleich heut alles Nötige mit Herrn von Dobendorf zu besprechen.

Der Graf gab sein Wort. Sobald er denn auch des vielfach in Anspruch genommenen Schloßherrn habhaft werden konnte, führte er ihn in eine entlegene, einsame Fensternische und gab mit kurzen, klaren Worten seinem und Herthas Wunsche beredten Ausdruck.

Dobendorf war sehr überrascht, augenscheinlich nicht unangenehm.

„Ich bin Ihnen aufrichtig dankbar, Schöneichen," versetzte er lebhaft, „ein besseres Los könnte ja Achim nicht zu teil werden, aber jetzt Bestimmungen über seine Zukunft treffen, wäre verfrüht, so lange noch die Möglichkeit obwaltet, seine Mutter dem Leben zu erhalten; doch seiner Zeit werde ich Ihres großmütigen Anerbietens mich erinnern."

So blieb dem kinderlosen gräflichen Ehepaare wenigstens eine schwache Hoffnung auf Achims dereinstigen Besitz; fürs erste wußten sie ihn ja auch auf Schloß Dobendorf im Kreise munterer Gespielen gut aufgehoben. Gern hätte Gräfin Schöneichen über ihren Herzenswunsch mit Frau von Dobendorf gesprochen, doch wollte sich dazu kein geeigneter Augenblick finden, die Schloßfrau, vollständig von der Krankenpflege in Anspruch genommen, zeigte sich ihren Gästen an diesem bewegten Tage immer nur für die Dauer weniger Minuten. Auch auf den kaum minder brennenden Wunsch: Vor ihrer Abreise die arme Melanie noch einmal sehen zu dürfen, mußte Gräfin Hertha verzichten.

Das Krankenzimmer blieb allen Gästen, ohne Ausnahme, unzugänglich. „Wegen der Ansteckungsgefahr," entschuldigte Paula von Dobendorf ihren bestimmt ablehnenden Bescheid. In Wahrheit wollte sie verhüten, daß Melanies entsetzliche Phantasien, die meist in wilden Verwünschungen gegen die „hartherzige" Cousine gipfelten, an ein fremdes Ohr schlugen. Die stolze Frau empfand schon Annes Gegenwart in besonders schlimmen Stunden peinlich genug, obgleich sie die treue Dienerin als verschwiegen erprobt hatte und überzeugt sein durfte, daß alles, was Anne hörte, in ihrer Brust verschlossen blieb. Zuweilen steigerten die Wutausbrüche der Kranken sich bis zur Raserei, dann drang ihr Schreien in die entferntesten Räume, machte die geängstigten Kinder, wie die in Hörweite befindliche Dienerschaft in banger Scheu aufhorchen und letztere bereit, zur Hilfe zu eilen, denn während solcher aufs höchste gesteigerten Fieberparoxismen erwiesen die Kräfte der beiden Pflegerinnen sich als zu schwach, die Tobende zu bändigen, dazu bedurfte es einer starken männlichen Hand.

Am leichtesten gelang das Beruhigungswerk Herrn von Dobendorf; ihn ließ Frau Paula zuerst rufen, so oft besorgniseinflößende Anzeichen weitere Hilfe nötig erscheinen ließen. —

Es war in der beginnenden Abenddämmerung des siebenten Krankheitstages, als wieder eine jener bedenklichen Krisen einzutreten drohte.

Unter unaufhörlichem unverständlichem Gemurmel und krampfhaft zuckenden Bewegungen des ganzen Körpers schlug Melanie mit den Händen um sich, warf den Kopf immer schneller und unruhiger hin und her.

Frau Paula, mit der Kranken für kurze Zeit allein — sie hatte Anne mit ein paar ebenso wichtigen wie nötigen Besorgungen, welche das umsichtige Mädchen am geschicktesten zu erledigen verstand, betraut — legte eine frische, in Eiswasser getauchte Kompresse über Melanies heiße Stirn und trat dann an ein Seitentischchen, eine kühlende Limonade zu bereiten.

Nur so lange, als Frau von Dobendorf sorgsam die Zuthaten mischte, verließ ihr stetig beobachtender Blick die Kranke. Sie gewahrte nicht, wie jene mit halb geschlossenen blinzelnden Augen, einer auf der Lauer liegenden Katze vergleichbar, jede ihrer Bewegungen verfolgte. Plötzlich warf sie die Decke zurück, erhob sich lautlos, schlich mit zwei, drei ebenso lautlosen Schritten bis hinter Paula, packte nun mit beiden Händen die Ahnungslose an den Schultern und schrie ihr mit heiserer Stimme ins Ohr:

„Giftmischerin, endlich bist Du ertappt!"

Jäh sich wendend, blickte die Schloßfrau, welche eben den Saft einer Citrone ins Glas träufeln ließ, erschrocken in Melanies hoch gerötetes, wutverzerrtes Gesicht. Ihren weißen Fingern entglitt die aromatisch duftende Südfrucht, aber gerade durch das dumpfe Geräusch des Aufschlagens auf dem teppichbedeckten Fußboden erlangte Paula rasch ihre Geistesgegenwart zurück.

„Welche Unvorsichtigkeit," sagte sie mit sanftem Ernst, „Du darfst das Bett nicht verlassen, Melanie,



Digitized by Google

bevor Du ganz gesund bist. Komm, bitte, sei gut, lege Dich wieder nieder." Sie umfaßte die Kranke, um sie ihrem Lager wieder zuzuführen. Doch nur ein paar Schritte folgte Melanie gutwillig; dann versuchte sie gewaltsam sich loszureißen.

„Nimm die Hände weg," rief sie mit keuchendem Atem, „Du willst mich würgen, Mörderin."

„Um Gottes willen, Melanie," unter deren haßfunkelnden Blicken vermochte Frau von Dodendorf einer Empfindung des Grausens sich nicht zu erwehren, „besinne Dich — kennst Du mich denn nicht?"

Ein heiserer Wutschrei gab Antwort.

„Nur zu gut kenne ich Dich, Du Teufel! Umbringen willst Du mich, wie Du meinen Gatten getötet hast. Aber," die Kranke ballte ihre kleinen Hände zu Fäusten und erhob sie drohend dicht vor Paulas Antlitz, „es soll Dir nicht gelingen — lieber folge ich Kurt freiwillig — doch erst will ich Dir heimzahlen — heißa! Das giebt 'n lustigen Tanz —"

Die schmalen, zuckenden Finger tasteten unsicher nach Paulas Kehle.

„Nur besonnen bleiben — nur nicht ohnmächtig werden," sagte die Schloßfrau sich unaufhörlich während des schrecklichen Ringens mit ihrer Cousine. Könnte ihre Hand nur den Glockenzug erreichen, aber als ob Melanie die damit verbundene Absicht ahnte und verhindern wollte, drängte sie Paula vom Klingelzuge immer weiter ab mit jener übernatürlichen Kraft, wie sie Fieberkranke in ihrem unheilvollen Wahn zuweilen überkommt. Schon fühlte Frau von Dodendorf ihre Kräfte ermatten, schon fing sie an zu fürchten: der ungleiche Kampf könnte für sie unglücklich enden, als Melanie, in deren wirrem Hirn plötzlich eine neue Wahnvorstellung auftauchen und rasch sich Bahn brechen mochte — unerwartet abließ von ihrem Opfer. Sie stieß Paula mit so heftiger Gewalt zurück, daß die Taumelnde am Bettrande sich halten mußte, um nicht zu fallen; im gleichen Augenblick, ehe die halb Betäubte die listige Absicht der Kranken nur erraten, vielweniger verhindern konnte, stand Melanie an der Stubenthür. Diese unter dem gellend triumphierenden Lachen einer Wahnsinnigen aufreißen und von außen ins Schloß werfen war das Werk eines Moments. Überhaupt umfaßte der ganze aufregende Vorgang — von Melanies geräuschlosem Aufstehen an bis zu ihrer Flucht — kaum mehr als die Zeitdauer einiger Sekunden, doch Frau von Dodendorf dünkten diese Sekunden eine Ewigkeit zu umschließen.

Sie bot nun ihre letzte Kraft auf, um Herrin ihrer Sinne zu bleiben, zog zunächst ungestüm die Klingel und lief dann zur Stubenthür, aber — wie sie auch daran riß und rüttelte — die Thür gab nicht nach.

„Gefangen — von der Schlauheit einer halb Wahnsinnigen überlistet!" ein Schwindel erfaßte Frau Paula, doch noch einmal hielt sie mit aller Gewalt sich aufrecht; laute Hilferufe ausstoßend, schlug sie zugleich mit ihren kleinen Fäusten gegen die Thür. Wenn man ihr Rufen nicht hörte, sie nicht bald befreite, welch ein entsetzliches neues Unheil konnte inzwischen geschehen?

Doch schon näherten sich eilende Schritte, das „Sturmläuten" war im ganzen Schlosse vernommen worden; jeder ahnte, es kam aus der Krankenstube.

Daraus ertönte jetzt die wohlbekannte helle Stimme der Gnädigen: „Die Kranke ist entflohen — Fritz, Wilhelm, alle, die Ihr da seid, eilt nach — bringt sie zurück — schnell, schnell, schnell! Aber erst öffne mir einer von Euch die Thür — ach, Anne, Du?! Gut, daß Du kommst, öffne rasch."

„Gnädige Frau," stammelte Anne atemlos vom schnellen Lauf, „es steckt kein Schlüssel."

„Wie — auch das?"

„Mein Gott, mein Gott, solch Unglück! Hätte ich die gnädige Frau doch nicht allein bei der Kranken gelassen — sie war schon so aufgeregt, aber wie konnte man denken, daß sie so was Schreckliches im Schilde führte. Sie hat doch," Annes Stimme zitterte vor Angst, „der gnädigen Frau kein Leid zugefügt?"

„Nein, nein!" lautete die kurze Antwort. „Übrigens, da ich Dich fortschickte, hast Du Dir keinen Vorwurf zu machen, Anne, aber nun sorge," der hastige, unsichere Ton verriet die innere Erregung der Sprecherin, „daß ich hier nicht länger eingesperrt bleibe. Benachrichtige meinen Mann — er besitzt einen Hauptschlüssel für sämtliche Schloßräume."

„Der gnädige Herr ist nicht in seinem Zimmer," warf Anne ratlos ein.

„So suche ihn — nein! Du bleibe hier, schicke Lieske, findet sie den gnädigen Herrn nicht bald, muß die Thür mit Gewalt gesprengt werden. Doch zuvor, Anne, blicke Dich mal draußen um, ob nicht von meiner armen Cousine —"

Frau von Dodendorf verstummte, ein dumpfes Stimmengemurmel nahm plötzlich ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch. Unwillkürlich zuckte sie zusammen, ihre Hand fuhr nach dem Herzen, dessen Schlag momentan stockte, um dann in verdoppelt beschleunigtem Takt zu pochen.

„Um Gott, Anne, was bedeutet das?" fragte sie mit schwerer Stimme.

„Will gleich nachsehen, gnädige Frau."

Sie hörte, wie Anne fortlief, doch schon nach kaum zehn Schritten eilig zurückkehrte.

„Sie bringen die Frau Baronin," lautete der Bericht, „der gnädige Herr ist auch dabei."

Frau Paula stieß einen Seufzer der Erleichterung aus, galt er dem Erscheinen ihres Gatten, oder der Entflohenen? Darüber gab sie sich keine Rechenschaft. Sie wollte sprechen, aber die Zunge versagte ihr den Dienst zu der weiteren Frage: „Bringt man sie lebendig oder — tot?"

## VI.

Leise vor sich hinlachend über ihre glücklich gelungene Flucht, den geraubten Schlüssel mit beiden fieberheißen Händen umklammernd, lief Frau von Arnsfeld den Korridor entlang bis zur halb offenstehenden Hausthür, zwängte sich hindurch und trat ins Freie.

Digitized by Google

Als ihre nackten Füße die kalte, schneefeuchte Steinschwelle berührten, schauerte die Kranke heftig zusammen, einen Augenblick schien sie unentschlossen, ob es geratener sei, umzukehren oder weiterzueilen. Aber die großen weißen Flocken, welche dicht auf sie herniederrieselten, berührten wohlthuend ihr heißes Gesicht; durch die leichte Bekleidung dringend, wirkte die Kälte angenehm auf die brennende Glut, in welche ihr ganzer Körper eingetaucht schien. Plötzlich zog eine große dunkle Fläche, die von ihrer weißen Umrahmung seltsam geheimnisvoll sich abhob, den unstät umherirrenden Blick Melanies magnetisch auf sich. Nach kurzem, starrem Hinschauen flackerte in den weitgeöffneten Augen eine unheimlich wilde Freude auf; wie der verlockenden Stimme eines Unsichtbaren lauschend, neigte sie den kleinen Kopf weit vor — einen einzigen Moment — dann sprang sie wie ein leichtbeschwingter Vogel die beiden Stufen hinab und eilte auf die magnetisch anziehende dunkle Fläche zu.

Im gleichen Augenblicke traten Herr von Dodendorf und sein Verwalter aus einem der Wirtschaftsgebäude auf den Hof, um sich ins Schloß zu begeben. Sofort erblickten beide die weiße Frauengestalt. Deren Füße schienen die schneebedeckte Erde kaum zu berühren, gleichsam schwebend glitt sie dahin, in schräger Richtung, einem bestimmten Ziele entgegen. Dies Ziel, darüber konnte kein Zweifel obwalten, war — der dunkle Schloßteich.

Herr von Dodendorf und sein Begleiter erschraken nicht wenig über die im dünnen Nachtgewande gespensterhafte Erscheinung. Sie erkannten sofort die Schwerkranke, die jedenfalls im höchsten Fieber ihren Wächterinnen sich entrissen hatte. Da erschienen ja auch schon Fritz und Wilhelm — Diener und Leibjäger — und hinterher noch ein paar weibliche Dienstboten, um den Flüchtling einzufangen. Aber die lauten Zurufe ihrer Verfolger spornten die Unglückliche zu erhöhter Eile; wie ein Pfeil flog sie daher.

Im scharfen Überblick erkannte der rasch gefaßte Schloßherr die vermehrte Gefahr.

„Wir müssen ihr den Weg abschneiden," raunte er hastig seinem ratlos bestürzten Verwalter zu. „Sie laufen rechts, ich links, aber schnell, Bergmann, so schnell und so geräuschlos wie möglich."

Den „unbesonnenen Tölpeln", wie Herr von Dodendorf seine Diener im stillen schalt, eine Warnung und Zurechtweisung zuzurufen, durfte er nicht wagen, um die arme Melanie nicht vollends zu verwirren. Er hoffte, sie hatte ihn und Bergmann noch nicht bemerkt. Gleich einer Nachtwandlerin, den starren Blick auf einen Punkt gerichtet, schien ein unbewußter Drang sie ihrem Verhängnis entgegenzutreiben.

Näher und näher erklangen hinter der Fliehenden die Schritte ihrer Verfolger, aber auch nah und näher kam sie dem dunklen Wasser, in dessen stille Tiefe sie sich zu retten gedachte vor dem Gift, das die Hand ihrer „grausamen Feindin" ihr einzeln einzutröpfeln versuchte.

Ihre Augen glühten, ihr Atem flog!

„Ich komme, mein Kurt, ich komme!" Wie frohlockendes Jauchzen ertönte ihre Stimme weit vernehmbar, noch drei — zwei Schritte — schon hob sie den Fuß zu dem verhängnisvollen Sprunge, da wurde sie von einer starken Hand erfaßt und zurückgerissen, mit einem schrillen, markerschütternden Aufschrei brach Melanie in Dodendorfs Armen bewußtlos zusammen.

Im gleichen Augenblick war auch der Verwalter zur Stelle; mit dessen Unterstützung — die hilfreich herbeieilenden Diener wies er kurz ab — trug der Schloßherr die Leblose ins Haus und in ihr Zimmer, bettete sie dort behutsam auf ihrem kaum verlassenen Lager und überließ sie nun den Händen Annes, die mit dem Geschick und der Umsicht einer geschulten Krankenpflegerin die erstarrten Glieder bürstete und rieb, bis wiederkehrendes Leben sich bemerkbar machte.

Frau von Dodendorf, die immer Bewegliche, Resolute, schaute den Bemühungen ihres Gatten und Annes zu, als ginge sie das alles gar nichts an.

Seit dem Erscheinen ihres Gemahls mit der leblosen Gestalt in seinen Armen stand sie, unfern der Thür an einer hohen Sesselleine sich haltend, starr und stumm wie ein Steinbild. Nie in ihrem Leben, selbst nicht in jenem grauenvollen Augenblick, als sie im Angesicht von Kurt Arnsfelds Leiche Melanies Fluch über sich ergehen lassen mußte, hatte die starkgeistige Frau so aller Fassung sich beraubt gefühlt, wie während dieser Minuten, wo infolge der erlittenen Nervenerschütterung in ihr der Gedanke sich festsetzte: Sie würde die Entflohene lebend nicht wiedererblicken — und alle Welt würde sie — sie verantwortlich machen für den Tod ihrer Cousine.

Jetzt trat der Schloßherr, den die auffallende Teilnahmlosigkeit seiner Gemahlin mit Befremden und zugleich mit Besorgnis erfüllte, rasch an sie heran, legte seinen rechten Arm um ihre Schulter und sagte in gedämpftem Tone: „Meine arme Paula, Du bist total erschöpft, komm, ruhe Dich." Er wollte sie zu einem kleinen Eckdiwan führen, aber sie bewegte sich nicht von der Stelle, erhob nur die braunen Augen mit angstvoll forschendem Blick und flüsterte kaum hörbar:

„Sie lebt?" Auf sein beruhigendes: „Allerdings", fügte Frau Paula, schwer atmend, mit Anstrengung hinzu: „Wo — wo bist Du — ihr — begegnet?"

Ihre sichtliche Aufregung ließ ihn mit der Antwort zögern, doch nach kurzem Erwägen dünkte es Dodendorf das Richtigere, Paula höre von ihm sogleich die Wahrheit. Deshalb sagte er ohne Umschweife:

„Am Schloßteich." Und als die junge Frau, außer stande, etwas zu erwidern, von Kopf bis Fuß erschauernd, ihr Gesicht gegen seine Schulter drückte, sprach er bewegt weiter:

„Du kannst mir glauben, es war eine verzweifelt ernste Situation; kamen Bergmann und ich eine Sekunde später, war das Unglück geschehen. Gebe der Himmel, daß für die arme Kranke, welche in ihrer leichten Bekleidung, mit den bloßen Füßen, dem verstörten Gesicht, umwogt von dem wild flattern-

Digitized by Google

den Haar, einen schreckhaften Anblick bot, keine schlimmen Folgen aus dem betrübenden Vorfall erwachsen. Sag, liebe Frau," wie um dem leisen Vorwurf in seiner Frage jede Schärfe zu benehmen, preßte er Paula zärtlich an sich, „war ihm nicht vorzubeugen? Wie ist es eigentlich zugegangen? Konntet Ihr, wenigstens Anne, sie ist doch kräftig genug, Melanies Entweichen nicht verhindern?"

„Anne," berichtete die Schloßfrau mit heiserer, schwerer Stimme, „war nicht zugegen, ich befand mich allein mit der Kranken. Mit einem Male stand sie hinter mir; was dann blitzschnell weiter geschah? Ich habe kaum eine bestimmte Erinnerung, nur soviel weiß ich: Es war schrecklich, schrecklich. Ach," Frau Paula schluchzte laut auf, „ich kann, ich kann ihren Anblick nicht mehr ertragen; ich halte es hier nicht länger aus, lieber Mann!"

So fassungslos hatte Herr von Dodendorf seine Gemahlin noch nie gesehen. Ihre immer beherrschte, gleichgültig kühle Natur schien aus allen ihren Fugen gerückt.

„Meine arme, kleine Frau, Du bist außer Dir, daran sind Deine überreizten Nerven schuld, beruhige Dich doch, liebes Herz," redete der Schloßherr in sanft beschwichtigendem Tone auf Paula ein. „Es wäre nicht zum Äußersten gekommen, hättest Du meinen Ermahnungen, Dich zu schonen, Gehör geschenkt. Die anstrengende Krankenpflege geht schließlich über Deine Kräfte. Nun aber ist's mit den aufreibenden Nachtwachen zu Ende. Heute nacht mögen Christel und Rieke mit Anne sich ablösen; morgen vormittag fahre ich in die Stadt und hole eine geprüfte Krankenwärterin."

„Bester Karl," Frau Paula wollte sichtlich etwas einwenden, doch ihr Gatte schnitt rasch jeden Einwurf ab mit den Worten:

„Sprich nichts dawider, Paula, es bleibt bei dem, was ich gesagt."

## VII.

Frau von Dodendorf fühlte sich in der That zu erschöpft, um ernstlichen Widerspruch gegen die getroffenen Anordnungen ihres Mannes für diese Nacht zu erheben. Da auch am andern Morgen, als sie nach langem, traumlosem Schlafe gestärkt erwachte, die Empfindung heimlichen Grauens in Melanies Nähe in ihr vorherrschend blieb, erklärte sie sogar mit der endlichen Zuhilfenahme einer Diakonissin sich einverstanden. Auch der Arzt, der täglich in früher Morgenstunde zu erscheinen pflegte, stimmte lebhaft zu. Als ihm das aufregende Ereignis des vergangenen Tages berichtet wurde, nahmen seine jovialen Gesichtszüge einen ernsten, nachdenklichen Ausdruck an; nach gewissenhafter Untersuchung und Beobachtung der Kranken, welche seit vielen Stunden regungslos, in todesähnlicher Ermattung lag, sagte er kurz, die Krise stehe bevor, deshalb würde er gegen Abend nochmal nach Dodendorf kommen.

Es war in der zehnten Vormittagsstunde. Eben wollte der Schloßherr Befehl zum Anspannen erteilen, als zu seiner Verwunderung eine geschlossene Postchaise in den Hof fuhr und vor dem Herrenhause hielt.

Eine Dame in tiefer Trauerkleidung stieg aus.

„Renata!" entfuhr es dem Munde Frau Paulas, welche neugierig ans Fenster getreten war.

„Ah, wirklich!?" Nicht minder überrascht wie seine Gemahlin schritt Dodendorf rasch hinaus, um mit der ihm eigenen wohlthuenden Verbindlichkeit die ankommende Dame, deren Besuch man kaum noch erwartet hatte, zu begrüßen und ins Schloß zu geleiten.

Baronesse Renata von Arnsfeld mochte ungefähr vierunddreißig Jahre zählen. Ihr noch immer schönes, wachsbleiches Gesicht trug nicht allein noch deutliche Spuren einer kaum überstandenen Krankheit, ein gewisser Ausdruck in den feinen, sympathischen Zügen gab auch von tiefen seelischen Leiden Kunde.

Es geschah gegen den Willen ihres Arztes, daß die Baroneß, die zu so ungünstiger Jahreszeit doppelt beschwerliche Reise, welche damals noch zum größten Teil mit der Post zurückgelegt werden mußte, ohne Rücksicht auf ihre noch keineswegs wiederhergestellte Gesundheit unternahm; aber sie hatte dem drängenden Pflichtgefühl, das sie nach Dodendorf zog, nicht länger widerstehen können. In warm empfundenen Worten dankte Renata den Verwandten ihrer Schwägerin für die an „Aufopferung" grenzende Fürsorge, welche sie der armen Melanie und dem kleinen Achim widmeten. Ihres Bruders Tod, wie die damit verknüpften peinlichen Umstände wurden fürs erste nur flüchtig berührt; hauptsächlich war es Renata darum zu thun, Frau von Dodendorf ihren Hausfrauenpflichten nicht länger durch die Sorge um die Kranke zu entziehen, von nun an würde sie — Renata — versuchen, die bisherige treue Pflegerin zu ersetzen.

Frau Paula erhob mit verbindlichem Eifer Einspruch, ihr lieber Gast dürfe auf keinen Fall den Mühen einer anstrengenden Krankenpflege sich unterziehen. Sie hätte auch wirklich viel lieber eine fremde, bezahlte Wärterin in Melanies Nähe wissen mögen, doch durfte sie ihr inneres Mißvergnügen nicht merken lassen, da Baronesse Arnsfeld hauptsächlich nur gekommen war, um mit dem Recht der nächsten Verwandten fortan die Hauptpflege der Kranken zu übernehmen.

In namenloser Bewegung schloß Renata ihren kleinen Neffen in ihre Arme. Er schmiegte sich ihr zutraulich an.

„Tante Nata bei Achim beiben, Mama tank, Achim nit zu Mama behn," schmeichelte und klagte der liebe kleine Kerl und, „liebe Tante, nit weine!" schloß er bittend und wischte mit den zarten Fingerchen die Thränen fort, welche Renatas Wangen netzten.

Ungleich stärker wurde sie aber noch von Schmerz und Schreck gepackt, als sie zuerst die kranke Schwägerin sah, die mit unnatürlich weit geöffneten Augen, ohne den leisesten Funken des Erkennens, ihr ins Antlitz starrte. Die bleiche Stirn, die fahlen Wangen schienen vom Todesengel bereits gezeichnet.

Digitized by Google

Erschüttert heftete die Baronesse den umflorten Blick in stummer Frage auf Herrn von Dodendorf, dessen letzter schriftlicher Bericht weniger trostlos als die vorhergehenden geklungen. Möglichst schonend teilte er ihr die Ursache der unheilvollen Veränderung mit, setzte aber beruhigend hinzu: „Noch ist die Hoffnung auf Erhaltung des teuren Lebens nicht aufzugeben, die Entscheidung liegt in der Krisis.“ —

Die furchtbaren Stunden, wo Leben und Tod im harten Kampfe um die Siegespalme miteinander rangen, wo jeder Blick in atemloser Spannung an den Lippen des Arztes hing, dessen Urteilsspruch erwartend, waren vorüber.

Was alle im stillen befürchtet hatten: Melanies Flucht im Fieberwahn, die sämtliche Schloßbewohner in Schrecken versetzt hatte, müsse die übelsten Folgen nach sich ziehen, wahrscheinlich das Ende der Kranken herbeiführen, war nicht geschehen. Nur hatte jene unbewußte That die Krisis beschleunigt; sie währte ungewöhnlich lange, aber endlich verkündete der Arzt tief bewegt: „Wir dürfen hoffen; die ärgste Gefahr hat die Kranke glücklich überwunden.“

Der Doktor sprach es zögernd, mit gepreßter Stimme, ohne jede Spur von Genugthuung über den Triumph seiner ärztlichen Kunst. War er über den Erfolg vielleicht doch noch nicht ganz sicher? Statt von nun an seine Besuche im Dodendorfer Schlosse zu beschränken, wie dies begreiflich erschienen wäre, kam er regelmäßig wie in den schlimmsten Tagen. Während er die Kranke aufmerksam beobachtete, zeigten seine Mienen einen ernsten, seltsam gespannten Ausdruck, irgend etwas im Zustande Melanies mußte ihm Sorge bereiten, was den Blicken der Laien noch verborgen blieb. Nach ihren Meinungen war jetzt kein Grund mehr zu bangen Befürchtungen vorhanden.

Obgleich mit dem allmählichen Verschwinden der schrecklichen Fieberanfälle die wilden Phantasien nicht in gleicher Weise ein Ende nahmen, so kehrten sie doch immer seltener wieder. In der Zwischenzeit lag die Kranke in dem Banne einer vollständigen Apathie, welche man als natürliche Folge der großen Körperschwäche betrachtete; daher war zu hoffen, daß, wenn der Kräftezustand sich hob, die Gefühllosigkeit weichen werde.

Frau von Dodendorf hielt sich dem Krankenzimmer ganz fern, seit Renata von Arnsfeld die Pflege ihrer Schwägerin übernommen hatte. Nun die letztere meist ruhig lag, ging auch Anne tagsüber ihren häuslichen Geschäften wieder nach; jedoch während der langen Nächte, wo bei der Kranken noch immer Fiebererscheinungen mit mehr oder minder heftigen Phantasien sich einstellten, blieb die Gegenwart der erfahrenen Dienerin notwendig. Ihre stets willfährige Hilfsbereitschaft fand bei der Baronesse die dankbarste Anerkennung; da auch Annes schweigsames Wesen der traurigen Stimmung Renatas entsprach, kamen beide gut miteinander aus.

Anfänglich hatte Renata nicht beachtet, daß Melanies Phantasien immer und immer um einen Punkt sich drehten, aber allmählich wurde sie aufmerksam, fragte endlich sich beunruhigt, ob den wilden Verwünschungen, welche die Kranke gegen Paula von Dodendorf ausstieß, nicht vielleicht eine bestimmte Ursache zu Grunde lag.

Gewiß hätte Anne darüber Auskunft geben können, aber sie wich in sichtlich peinlicher Verlegenheit den kummervoll fragenden Blicken aus, nur einmal warf sie, wie beruhigend, hin:

„Es sind ja nur Phantasien, gnädigste Baroneß.“

An einem Spätabend, kurz vor Mitternacht, als Melanie abermals, zuerst in herzerschütternden Worten die Schloßfrau beschwor, ihrem Gatten die rettende Hand zu reichen, ihn zu bewahren vor Verzweiflung und Tod, dann nach kurzer Pause, während welcher die Kranke einer Antwort zu lauschen schien, ihre Cousine besonders heftig anklagte, sie als Mörderin Kurts und als Räuberin ihres Glücks und ihrer Ehre verfluchte, bis durch überhandnehmende Erschöpfung die lauten wirren Reden in undeutliches Gemurmel sich verloren, da wurde es der tiefergriffenen Renata zur Gewißheit, daß die wilden Wahnvorstellungen Melanies aus wirklichen Geschehnissen hervorgingen.

„Anne,“ flüsterte die Baronesse erregt, „das sind nicht allein leere Phantasien. Zwischen Frau von Dodendorf und meiner armen Schwägerin hat vor ihrer Erkrankung unbedingt eine schreckliche Scene stattgefunden. Sie haben davon Kenntnis, ich lese es in Ihrem Gesicht, teilen Sie mir mit, was Sie wissen, oder wurde Ihnen befohlen, gegen mich Schweigen zu bewahren?“

„Nein, durchaus nicht, gnädigste Baroneß!“ versicherte Anne, durch die unvermittelte, bestimmte Anrede und Frage sichtlich verwirrt.

„Dann wäre es besser, Anne, Sie verheimlichen mir nicht länger, was dem Tode meines Bruders vorangegangen ist.“

„Ich weiß wirklich nichts Genaues, gnädige Baroneß,“ versetzte Anne, unfähig, der zwingenden Gewalt in den großen, traurig blickenden Augen zu widerstehen. „Es war,“ fuhr sie zögernd, mit leiser Stimme fort, „an jenem Unglücksmorgen noch sehr früh, als die Frau Baronin bei meiner gnädigen Frau eintrat und sie allein zu sprechen wünschte. Ich ging in die Kinderstube. Nach einer Weile, ich habe ganz gewiß nicht gehorcht, gnädige Baroneß, aber die Damen sprachen sehr erregt, besonders die Frau Baronin schrie so laut, daß ich beinahe jedes Wort verstehen mußte, die Kinder schliefen noch zum Glück, da wurde mir soviel klar, daß es sich um ein großes Darlehen handelte, das meine gnädige Frau der Frau Baronin nicht geben konnte. Aber sie hätte es gewiß nicht verweigert, wenn sie hätte ahnen können, was daraus entstehen würde. Hernach, als wir alle die Leiche des Herrn Barons umstanden, geschah das Schrecklichste. Da stürzte die arme Frau Baronin in ihrer Verzweiflung sich auf meine gnädige Frau und machte sie unter gräßlichen Flüchen verantwortlich für das große Unglück. Sie war aber damals schon von Sinnen, darum hat meine gnädige Frau das ihr zugefügte schwere Unrecht im Augenblick verziehen und für die Erkrankte gesorgt wie eine Schwester. ‚Zum Bewundern‘, sagten alle Herr-

Digitized by Google

schaften, hätte meine gnädige Frau sich benommen; und das ist auch die Wahrheit, niemand weiß es besser als ich und — und wenn bei der ganzen traurigen Geschichte meine gnädige Frau wirklich irgend etwas verschuldet hätte, so ist's tausendfach gut gemacht in dieser schlimmen Zeit, wo sie Tag und Nacht die Frau Baronin nicht verlassen hat und zuletzt sogar noch ihr Leben aufs Spiel setzte, und deshalb sollten gnädige Baroneß nicht gar so groß Gewicht auf all die krausen Reden legen und darum meiner lieben gnädigen Frau nicht am Ende gram werden."

Anne hatte sich allmählich in Eifer geredet. Was sie sprach, trug den Stempel der Wahrheit, dabei aber leuchtete aus ihren Worten merklich das Bemühen hervor, unbedachte Äußerungen, welche möglicherweise auf den für Anne untadelhaften Charakter ihrer gütigen Herrin einen Schatten hätten werfen können, ängstlich zu vermeiden.

Renate, in deren blassem, ernstem Antlitz kein Zug verriet, was während des kurzen Berichts in ihrer Seele vorging, verstand den Zartsinn der schlichten Dienerin, der es vor allem darauf ankam, ihre Herrschaft zu schonen, zu würdigen.

„Sie sind ein braves Mädchen, Anne," versetzte die Baronesse nach minutenlangem Schweigen, „Frau von Dodendorf darf sich Glück wünschen zu dem Besitz einer ebenso treuen wie klugen Dienerin. Im übrigen haben Sie nicht zu befürchten, die Wahngebilde der armen Kranken möchten imstande sein, die Wertschätzung, welche ich Frau von Dodendorf zolle, zu erschüttern. Ich bin ihr keineswegs ‚gram', gute Anne; es wäre dies ja auch mehr als undankbar nach allem, was den Meinen in diesem Hause Gutes geschehen ist."

Renate empfand, wie sie sagte. Zwar wurden durch Annes Bericht ihre Vermutungen bestätigt: Vor Kurts Selbstmord hatte die unglückliche Melanie fußfällig die reiche Cousine um Hilfe angefleht und war abgewiesen worden. Wohl möglich, hätte Frau von Dodendorf die Folgen voraussehen können, sie hätte sich erbitten lassen, doch nun — welche Gründe ihr Handeln auch bestimmt haben mochten, sie war dafür nur Gott und ihrem Gewissen verantwortlich. Niemand hatte ein Recht, sie der Härte zu zeihen!

Welche Überwindung mochte es die stolze Frau gekostet haben, unter für sie so peinlichen Verhältnissen Samariterdienste zu thun? Aber freilich, sie mußte ausharren am Krankenlager, wollte sie verhüten, daß fremde Ohren — die Gegenwart der verschwiegenen Anne kam für die Schloßfrau nicht in Betracht — die Verwünschungen hörten, welche unausgesetzt Melanies fieberheißen Lippen entströmten.

Sicher hatte Frau Paula schwer dabei gelitten, von zornigen, vielleicht häufiger noch von reuigen Empfindungen gequält! Die edeldenkende Baronesse konnte gegen Frau von Dodendorf, welche möglicherweise ihres Bruders Tod verschuldet, sich eines tiefen Mitleids nicht erwehren. Sie fing an zu ahnen, daß die Schloßfrau ihre kranke Cousine nur notgezwungen im Hause duldete, daß deren Anwesenheit ihr andauernde Pein bereitete.

Diese Erkenntnis hatte für die feinfühlende Renata etwas ungemein Beklemmendes; sie begann den Tag herbeizusehnen, der ihr gestatten würde, Melanie aus diesem Hause mit sich zu führen und wünschte deshalb vom Arzt den voraussichtlichen Zeitpunkt zu erfahren. Gegenüber ihren eindringlichen Fragen nach der Ursache der noch immer beunruhigenden Sypmtome im Zustande der Kranken, konnte der Doktor nicht länger die Wahrheit verschweigen. Sie lautete trostlos:

„Die körperliche Genesung schreitet langsam, doch sicher fort, aber das kranke Hirn hält die vom Fieber erzeugten Wahngebilde hartnäckig fest, sie sind zur fixen Idee geworden und bedrohen den Geist der bedauernswerten Frau mit ewiger Umnachtung, wenn nicht, was immerhin zu hoffen, die bevorstehende Geburt eines Kindes eine glückliche Wandlung bewirkt."

Der schreckliche Aufschluß erschütterte Renata aufs tiefste, trotzdem er nur die unheilvollen Ahnungen bestätigte, welche wiederholt in ihr aufgestiegen waren, ob sie sie auch mit Gewalt zurückdrängte. Ihr Leben war so reich an Jammer und Leid, daß sie gemeint, das Schicksal könne ihr nichts mehr anhaben, und nun dieser neue, schwere Schlag?

Aber in der zarten, leicht zerbrechlich erscheinenden Gestalt der Baronesse wohnte ein tapferes Herz! Kampfgeübt und leidgestählt erlangte es mit der allmählich wiederkehrenden Fassung die Kraft, zu überlegen, was die obwaltenden traurigen Verhältnisse jetzt zu thun geboten.

Renata erachtete es als ihre Pflicht, über das, was zunächst geschehen mußte, mit ihren Gastfreunden zu beraten. Herr wie Frau von Dodendorf waren zu jeder Hilfe bereit. Beide zeigten sich heftig erschrocken und ergriffen; besonders Frau Paula erschien wie niedergeschmettert von der ärztlichen Prognose. Vollständig fern war der Schloßfrau der Gedanke geblieben, Melanies überhandnehmende stumpfe Gleichgültigkeit könnte zum Wahnsinn führen. Es war ja kaum zu fassen, daß ein so reichbegabtes Geschöpf, schön, liebenswürdig, geistvoll, witzig, von der Gesellschaft gefeiert und bewundert, einem Dasein verfallen sollte, das nur ein Scheinleben, ein Vegetieren heißt, tausendmal schlimmer als wirkliche Vernichtung, als — Tod, der in solchem Falle ein willkommener Erlöser gewesen wäre! Wohl hatte er wiederholt seine Knochenarme nach der holden Beute ausgestreckt, doch als sie ihm immer und immer wieder entschlüpfte, wurde er des Kampfes müde und überließ sie hohnlachend seinem düsteren Halbbruder, dem Wahnsinn, welcher nun das ihm verfallene Opfer desto fester packte.

Nachdem der Arzt die Unterbringung der armen Frau von Arnsfeld in einer Heilanstalt für Geisteskranke für unumgänglich notwendig erklärt und danach Baronesse Renata für eine in nächster Nähe der Residenz, wo sie selbst ihren Wohnsitz aufgeschlagen, gelegene berühmte Anstalt sich entschieden hatte übernahm Herr von Dodendorf das weitere. Binnen acht Tagen war alles Erforderliche zur Aufnahme Melanies im Irrenhause geordnet. Baron Albrecht

Digitized by Google

— der „Erbonkel“ der Familie — hatte sich auf Dodendorfs Mitteilung, tief erschüttert von der neuen schweren Heimsuchung seines schönen Lieblings, sofort zur Bestreitung des kostspieligen Unterhalts verpflichtet.

„Was wird aus Joachim?“ fragte Baron Albrecht am Schlusse seines Schreibens. „Faßten Sie betreffs seiner nächsten Zukunft schon einen bestimmten Plan? In Kenntnis Ihres hochherzigen Charakters, lieber Dodendorf, täusche ich mich wohl kaum in der Annahme, daß Sie und die verehrenswerte Frau Paula fürs erste nicht daran denken, die arme junge Waise aus Ihrer beiderseitigen Obhut zu entlassen.“

Bis dahin hatte Renata den ihr vom Schloßherrn überreichten Brief gelesen, doch nun erhob sie rasch den kleinen Kopf und sagte mit fester Stimme:

„Achim nehme ich mit, er bleibt bei mir.“

Herr und Frau von Dodendorf blickten erstaunt erst einander, dann die Baronesse an und erhoben lebhaften Widerspruch. Paula nannte die „zwar sehr edle und uneigennützige“ Absicht eine „unbedachte Thorheit“. „Sie ahnen nicht, Renata,“ fügte sie eifrig hinzu, „welche Pflichten und Opfer Sie damit übernehmen und bringen müßten, ja, was es überhaupt auf sich hat, ein Kind — zumal einen Jungen — zu erziehen!“

Mit noch triftigeren Gründen wie seine Gemahlin versuchte Herr von Dodendorf Renatas Entschluß zu bekämpfen, indem er ihr Mitteilung machte von Graf und Gräfin Schöneichens ernstgemeintem Wunsch: Achim an Sohnes Statt anzunehmen. Der Schloßherr richtete die dringende Bitte an die Baronesse, den „brillanten“ Vorschlag nicht kurz von der Hand zu weisen, sondern reiflich zu überlegen im Hinblick auf die glänzende Zukunft, welche sich dadurch Joachim erschließe. Er war bemüht, alle Vorteile ins hellste Licht zu setzen, trotzdem erzielte seine Überredungskunst keinen Erfolg.

Renata, obwohl sichtlich bewegt und voll inniger Dankbarkeit für Schöneichens hochherziges Anerbieten, lehnte dasselbe entschieden ab. Sie war überzeugt, im Sinne Melanies zu handeln, welche sicher nicht um alle Vorteile der Welt in eine Trennung von ihrem Kinde gewilligt hätte. Die Hoffnung auf Melanies Genesung, früher oder später, war keineswegs ganz ausgeschlossen; wie, wenn sie dann ihren Sohn zurückforderte und erkennen mußte, daß sein Herz sich ihr entfremdet, ja, in üppigem Wohlleben gelernt hatte, seiner Mutter Dasein im Irrenhause zu vergessen — und nun von der stolzen Höhe des Reichtums mit einem Gefühl des Widerwillens auf die arme Verlassene, welche verlangend die Hände zu ihm erhob — herniedersah?

Wenigstens vor solchen wehleidigen Erfahrungen wünschte Renata die schwergeprüfte Schwägerin zu bewahren, falls ihrem umdunkelten Geiste jemals wieder die Kraft des klaren Denkens zurückkehren sollte.

„Die Logik einer sentimentalen Närrin“, nannten für sich Herr und Frau von Dodendorf Renatas bestimmte Abwehr. Nicht allein ärgerte es die Herrschaften, daß alle ihre wohlwollenden Versuche, jene „verrückte“ Logik zu bekämpfen, vergeblich blieben, auch die absichtliche Blindheit, in welche die Baronesse sich hüllte gegen das ihrem kleinen Neffen zugedachte „Glückslos“, nahm sie ein gegen ihren Gast. Allerdings ließen sie es — dank dem beiden gleichsam angeborenen verbindlichen Wesen — an höflicher Zuvorkommenheit in keiner Weise fehlen, trotzdem entging der feinfühlenden Renata die heimliche Verstimmung ihrer Gastfreunde nicht. Unter feinen Umgangsformen versteckt, blieb der leise Zwang im gegenseitigen Verkehr einem flüchtigen Beobachter wohl verborgen, aber die Beteiligten empfanden nichtsdestoweniger sein Vorhandensein.

Der Baronesse wurde es im Dodendorfer Schlosse immer unbehaglicher, der Boden brannte ihr gleichsam unter den Füßen. Sowie der Arzt seine Patientin für kräftig genug erklärte, um ohne Gefahr für ihre köperliche Genesung die beschwerliche Fahrt zu überstehen, traf Renata ungesäumt die nötigen Vorbereitungen nicht allein zu Melanies, sondern auch zu ihrer und Achims Abreise. Zwar wollten Dodendorfs nichts davon hören, daß die „lieben“ Gäste so kurz vor dem Weihnachtsfeste von ihnen zu scheiden gedachten. Die Schloßfrau sprach wiederholt mit anscheinend warmer Dringlichkeit die Bitte aus: Wenigstens die Feiertagswoche über möchte Renata mit Achim noch im Schlosse bleiben, oder, wenn sie so sehr nach Hause sich sehne, das Kind allein noch einige Zeit zurücklassen, damit es den Weihnachtsjubel im Verein mit seinen kleinen Gespielen ungestört auskosten könne.

Renata dankte bewegt, doch weder für sich, noch für Achim nahm sie die in liebenswürdigster Form gebotene Einladung zu verlängertem Aufenthalte in einem Hause an, dessen Gastfreundschaft ihr bereits in erschöpfendem Maße zu teil geworden war. Am gleichen Tage, als unter der Aufsicht einer erfahrenen Wärterin, welche auf Herrn von Dodendorfs Bitte der Anstalts-Direktor nach Schloß Dodendorf gesandt hatte, die beklagenswerte Frau von Arnsfeld ihrem künftigen Asyl zugeführt wurde, fand auch Renatas und Achims Abreise statt.

Dicht an der Landstraße lag der kleine Friedhof, wo derjenige ruhte, der durch seinen eigenmächtigen Tod unsagbares Elend über alle die heraufbeschworen hatte, welche er auf Erden am meisten geliebt!

Als der Wagen am Gottesacker vorüberrollte, schlug die Baronesse ihren Schleier zurück und heftete, von wehen Empfindungen durchflutet, auf Kurts tiefverschneites Grab einen letzten langen Abschiedsblick, bis unaufhaltsam hervorstürzende Thränen ihren Augen die Sehkraft nahmen.

Da streifte ein weiches warmes Händchen sanft ihre nasse Wange, ein feines Kinderstimmchen schmeichelte schüchtern: „Achim is Tante Nata so dut!“

„Mein Herzenstrost!“

Mit warmer Zärtlichkeit drückte Renata den Kleinen an sich, in wortlosem Gebete Kraft erflehend, um in rechter Weise dem verlassenen Kinde Vater und Mutter ersetzen zu können.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Am Alsterufer.

Aus der Chronik eines hansischen Patrizierhauses

von

**Gustav Kopal.**

(Fortsetzung.)

Als Erwin zum ersten Male Mathilde sah, bezauberte ihn die tadellose Schönheit ihrer feinen Züge, der Blick ihres seelenvollen Auges. Vergebens suchte er sein Herz gegen die es bestürmende Leidenschaft zu wappnen. Als er das junge Mädchen näher kennen lernte und die reichen Schätze ihres Gemütes sich vor ihm entfalteten, konnte ihm bald nicht mehr verborgen bleiben, daß er heiß und innig zu lieben begann. Rückhaltslos gab er sich endlich seinen Empfindungen hin und schuf sich in stillen Träumen eine selige Zukunft.

Ein Hindernis erblickte er nicht. Er betete Mathilde an; weshalb sollte er nicht ihre Gegenliebe erringen können? Ihr Herz schien frei zu sein, sie war die Güte, die Freundlichkeit selbst gegen ihn. Das Unglück, das die stiefmütterliche Natur über ihn verhängt hatte, war ihm selbst nur selten fühlbar. Ersetzten ihm doch Augen und Finger die Sprache des Mundes und das Gehör. Den vollen Wert dieser Gaben hatte er nie gekannt, er unterschätzte ihn daher. Auch war ihm nie der Gedanke gekommen, daß das hochherzige junge Mädchen hieran würde Anstoß nehmen können.

Hätte Mathilde den Zustand seines Herzens gekannt oder auch nur geahnt, so wäre sie wahrscheinlich zurückhaltender gegen ihn gewesen. Ihre völlige Unbefangenheit gewährte seiner Leidenschaft immer neue Nahrung. Für ihn leuchteten Mathildens Augen stets freundlich und herzlich; daß sie den Blick Arthurs zu vermeiden suchte, bemerkte Erwin nicht. Die Schranken der Konvenienz, die sich zwischen Doktor Helling und Mathilde zogen, täuschten den arglosen Erwin vollkommen. Ihm blieb gänzlich verborgen, was in dem Innern seines Freundes vorging.

Doktor Helling blickte schärfer. Er sah unverkennbar die Liebe des jungen Mannes zu Mathilde entstehen und wachsen, ohne es hindern zu können. Vergeblich bemühte er sich, seine eigenen Empfindungen zu unterdrücken. Je mehr er Mathilde kennen lernte, desto mehr fühlte er, daß er nur durch ihren Besitz glücklich werden könne. Um so mehr beunruhigte ihn nach und nach die Liebe Erwins, deren vollen Umfang er freilich noch nicht kannte. Heute sollte ein Zufall ihm Klarheit verschaffen.

Erwin dichtete, wie fast jeder junge Deutsche beim Erwachen der ersten Liebe. Mit Feuereifer schloß er sich der soeben beliebt gewordenen Heineschen Richtung an. Die Gedichte Erwins hätten ein besseres Los verdient, als ihnen zu teil ward. Wenn er das „Buch der Lieder" wieder las, wanderten seine eigenen poetischen Ergüsse, deren Formmängel er einer strengen Selbstkritik unterzog, ins Feuer.

Nur durch Zufall war ein einzelnes Blatt in den Papierkorb gelangt, wo Arthur es fand, als er seine Jagdflinte reinigte.

„Eigentlich schade," sagte er im Selbstgespräch, nachdem er die begeisterten Strophen durchflogen hatte, „daß Erwin auf seine Manuskripte keinen größeren Wert legt. Das Ding ist nicht übel gelungen. Es ist gut, daß ich es finde; es orientiert mich plötzlich in überraschender Weise. Das große Kind spielt ahnungslos mit dem Feuer, mit demjenigen zweier prächtiger brauner Augen, die selbst einen gewissen Doktor juris utriusque zur Poesie begeistern könnten.

Erwin, der gerade von seiner Beschäftigung aufblickte, bemerkte, wie die Lippen des Freundes sich bewegten. „Was willst Du?" fragte er auf seine Weise.

„Nichts," gab Arthur durch Kopfschütteln zur Antwort. Er zerknitterte das arme Gedicht in der Hand und rieb mit dem Papier die von einem Öltröpfchen glänzende Fläche des Gewehrlaufes.

„Die Sache muß zu Ende kommen," sprach er gedankenvoll vor sich hin. „Auf diese Weise geht es nicht fort. Soll ich ihm aufrichtig mitteilen, wie die Dinge stehen? Er liebt sie aus vollem Herzen und von ganzer Seele, jetzt bleibt mir kein Zweifel. Und ich? — Nach allem, was in letzter Zeit in mir vorgegangen, darf auch ich kaum noch daran zweifeln, daß dies Mädchen es mir angethan hat. Ergo: einer von uns beiden muß entsagen!"

Erwin war mit seiner Arbeit fertig und stellte die Flinte in den Gewehrschrank; wenige Sekunden später that auch der Advokat ein Gleiches.

„Wollen wir eine Partie Schach spielen?" gab der Taubstumme zu verstehen.

Arthur nickte bejahend. „Ich bin neugierig, wer bei diesem Spiele gewinnt," sprachen seine Lippen.

„Warum?" fragte Erwin auf seine Art.

„Weil wir beide augenblicklich so ziemlich gleiche Chancen haben dürften."

„Das ist die Frage," drückte Erwin durch seine Gebärden aus. „Ich glaube, ich bin Dir in letzter Zeit überlegen."

„Du könntest Dich irren," sagte Arthur, und setzte für sich selbst hinzu: „Er kann den Doppelsinn unmöglich ahnen."

Der Jurist nahm gegenüber Erwin am Schachtischchen Platz, und die Partie begann.

„Es gab eine Zeit, zu der wir uns gegenseitig

Digitized by Google

alles anvertrauten," murmelte der Advokat, „und jetzt? Was nützt es, wenn ich ihn frage? Es wäre nicht unmöglich, daß er mir die Wahrheit verhehlen würde. Möglichenfalls weiß er selbst nicht, woran er ist. — Wenn ich nur gewiß wüßte, was eigentlich in diesem Mädchenkopf vorgeht, der auf den Zeichnungen Erwins so häufig zu finden ist!"

Das Spiel nahm einen recht interessanten Verlauf.

„Was will Deine Königin dort?" fragte Arthur, „Sie läuft Gefahr, genommen zu werden."

Erwin schüttelte den Kopf und ließ die bedrohte Figur stehen.

„Aha!" sagte der Jurist. „Es steckt ein tiefer Plan hinter diesem Opfer. — Wir müssen sie selbst fragen, wir müssen wissen, woran wir sind — — nicht nur beim Schach. Kühn darauf los, das ist das beste! Möge sie selbst über unser Schicksal entscheiden! — Wenn ein vernünftiger Mensch an Vorbedeutungen glaubte, so wäre Erwins Opfer für ihn unheilverkündend. Übrigens wird es vergeblich bleiben, ich durchschaue, auf welchen Fehlzug meinerseits er rechnet."

Der Taubstumme gab zu verstehen, daß es um Arthurs Spiel schlecht stehe.

„Du hast recht," murmelte der Advokat, „ich könnte meinen Vorteil besser benutzen. Aber ich habe Dich lieb, mein guter Junge. Wenn sie Dich will, soll sie Dich haben. Ich werde ihr ehrlich entsagen und Dir den köstlichen Preis gönnen, aber ich hoffe, daß Du im umgekehrten Falle dasselbe thun wirst. Sie soll zwischen uns wählen, und zwar sobald wie nur möglich. Dann findet der Zurückgesetzte sich eher in sein Schicksal, als wenn wir noch lange in der Ungewißheit bleiben und uns immer tiefer in das Netz verstricken. Würde der arme Junge, wenn ihm alsdann ein Korb zu teil wird, nicht recht von Herzen unglücklich werden? Das aber, meine ich, kann mir selbst ebenso gut passieren wie ihm."

Das Spiel ging weiter. Es war, als ob auch Erwin ein Omen in dem Ausgange suche. Er spielte mit Aufbietung seines ganzen Scharfsinnes. Der Advokat that ein Gleiches. Es gelang indessen keinem, den Sieg davonzutragen; nachdem der Kampf über eine Stunde gedauert hatte, wurde die Partie „remis", als unentschieden abgebrochen.

Erwin erklärte nunmehr, sich an die Lektüre eines neu erschienenen naturwissenschaftlichen Werkes begeben zu wollen, das in der Gelehrten-Republik Aufsehen zu erregen begann.

„Heute mittag werde ich auch unserm Freunde Doktor Stein Glück wünschen," bemerkte der Advokat noch beim Abschiednehmen. „Seine Verlobung mit Fräulein Louise Walther, der Schwester unseres Fräulein Walther, stand in der Zeitung."

„Gratuliere auch in meinem Namen."

„Das werde ich. Auf Wiedersehen!"

Arthur ging hinunter und traf im Salon Mathilde allein; sie war mit einer feinen Stickerei beschäftigt.

„Das Fräulein arbeitet im Nebenzimmer bei verschlossenen Thüren ein wichtiges Schriftstück aus," sagte das junge Mädchen, als die ersten Begrüßungen gewechselt waren und der Advokat einen höflichen Glückwunsch zur Verlobung der Schwester abgestattet hatte.

„Wie geht es mit dem Befinden der alten Dame?"

„Leider hat sich ihr Zustand abermals verschlimmert; sie wird immer leidender. Diesmal glaube ich die Gewißheit zu haben," fügte sie seufzend hinzu, „daß ein Zusammentreffen mit dem Herrn von Bach die Schuld an jener Verschlimmerung trägt."

„Ein solches hat abermals stattgefunden?" rief der Advokat überrascht. „Und wie erfuhren Sie das? O, bitte, erzählen Sie!"

Mathilde entwarf zögernd, vorsichtig die Worte wählend, einen Bericht über den Besuch des alten Herrn bei dem Fräulein. Sie hatte sich noch nicht entschließen können, von dem ihr kundgewordenen Familiengeheimnis dem Rechtsanwalte Mitteilung zu machen. Daher beschränkte sie sich darauf, zu erwähnen, daß sie durch einige der Worte, die zufällig zu ihrem Ohre gedrungen, Kenntnis von dem Namen des Besuchers und von seinem ihm schließlich gewährten Anliegen erhalten habe.

„Es läge mir viel daran, eine dieser unheilvollen Unterredungen mit anzuhören," sagte der Advokat, nachdem Mathilde geendet.

„Wenn das Fräulein bemerkte, daß sie belauscht würde," meinte Mathilde erschrocken, „könnte sie sehr empfindlich berührt werden."

„Gewiß. Das Mittel wäre auch nicht sehr edel. Vielleicht aber führte es zum Erfolge, und was diesen Herrn von Bach betrifft, brauchte man sicherlich nicht allzu skrupulös zu sein."

„Ist der alte Herr denn wirklich . . ." sie zögerte.

„Ein Spieler von Profession," ergänzte der Advokat, „und ein Verworfener, ohne Ehre und Gewissen. Ich bin ihm bereits auf der Spur; möglichenfalls wird ihm bald das Handwerk in dieser Stadt gelegt. Doch lassen wir nunmehr von dem traurigen Thema ab," fuhr er fort, die tiefe Erregung Mathildens bemerkend. „Sprechen wir lieber über die Verlobung meines lieben Universitätsfreundes, die mich freudig überrascht hat."

„Auch ich bin ganz glücklich darüber. Freilich wußte ich schon lange darum."

„Natürlich," sagte der Advokat mit gutmütigem Sarkasmus. „Wann wäre es jemals vorgekommen, daß die eine Schwester nicht schon längst das Herzensgeheimnis der anderen durchschaut hätte, wenn diese sich verlobt?"

„Nein, ganz im Ernste, Herr Doktor. Ich weiß gewiß, daß die jungen Leutchen sich herzlich lieb haben."

„Ihnen glaube ich alles, mein Fräulein, und wie ich den Doktor Stein kenne, weiß ich auch, daß er nicht der Mann ist, eine Konvenienzheirat zu schließen. Es ist zu unseren schlechten Zeiten selten, einmal wieder ein wirklich liebendes Paar zu sehen."

„Wäre das in der That so selten?"

„Liebende Paare — nein. Aber daß in unserer



Digitized by Google

modernen Welt und gar in unserer praktisch-geschäftsmäßigen Stadt eine Heirat rein aus Liebe geschlossen wird, kommt nach meiner Meinung nur selten vor. Für die Tochter ist der Wunsch der Eltern, sie fortan durch einen fremden Mann ernähren zu lassen, und das eigene Bestreben, nicht zur Seßhaftigkeit verurteilt zu werden, maßgebend, und für den heiratsfähigen jungen Mann kommt doch gewöhnlich die Mitgift in Betracht, die er zu seinem Geschäfte braucht, oder die Protektion, die zu seinem Fortkommen erforderlich ist."

„Sie urteilen zu hart. Wenn die Tochter ihren Eltern die gewiß gutgemeinte und sorgfältig nach Erfahrungsgrundsätzen getroffene Wahl überläßt . . ."

„So ist noch immer die Liebe nicht im Spiele."

„Aber die auf gegenseitige Achtung gegründete Liebe wird bald entstehen. Konvenienzehen gestalten sich selten unglücklich."

„Die nur des pekuniären Vorteils wegen geschlossenen Ehen sind nun einmal meine Aversion," bedauerte Doktor Helling.

„Wir leben nicht im arkadischen Zeitalter," meinte Mathilde, „in welchem zwei Liebende in einer Hütte auch dann glücklich sein können, wenn sie an einen Palast gewöhnt sind."

„Und so ist es dahin gekommen, daß so mancher Mann aus reiner Spekulation eine Frau nimmt, und so manches hübsche Mädchen ihre Hand für eine gesicherte Existenz verkauft."

„Mit einem Advokaten ist schlecht disputieren," entgegnete Mathilde. „Ich will mich nicht prosaischer darstellen als ich es schon bin. Jene aufrichtige Liebe, die Doktor Stein und meine Schwester zusammengeführt hat, wird allerdings den sichersten Grundstein des Glückes bilden, und eine solche Liebe kann gewiß auch manche Ungleichheit ebnen."

„Wenn also, zum Beispiel, ein von der Natur stiefmütterlich behandelter junger Mann, wie mein Freund Erwin Schrader, ein liebendes Herz findet . . ."

„So zweifle ich nicht an dem dauernden Glücke des Paares."

Der Advokat beobachtete scharf, ohne daß es Mathilde hätte auffallen können. Er bemerkte: „Vielleicht habe ich durch meine Worte Ihnen ein Geheimnis offenbart, mein Fräulein, das meinen Freund Erwin betrifft."

„Ein Geheimnis?"

„Kein allzu verborgenes. Ich habe allen Anlaß zu der Vermutung, daß auch Erwin sich bald zu verloben gedenkt."

Das junge Mädchen ließ die Nadel ruhen. „Wirklich?"

Arthur prüfte ihren Blick; dieser war vollkommen offen und unbefangen.

„Meine Gründe für diese Annahme sind triftiger Art. Er hat sich allen Ernstes in ein junges Mädchen verliebt, das ganz geeignet erscheint, die liebende Gattin des armen Jungen zu werden, besonders da sie, wenn mich meine Beobachtungen nicht täuschen, seiner Neigung nicht abhold ist."

„In diesem Falle ist das allerdings sehr wesentlich," sagte Mathilde. „Aber sind Sie Ihrer Sache auch gewiß, Herr Doktor? Ich würde mich recht aufrichtig freuen. wenn der brave junge Mann auch eine seiner würdige Gemahlin fände. Er ist so gut, so gelehrt, er liebt seine Tante so herzlich und denkt edel."

Der Advokat antwortete nicht sofort. Sein Gedanke war: „Wenn sie ihn liebte, würde mein Sondierungsversuch eine andere Wirkung gehabt haben." Er sprach mit Betonung: „Ich glaube fest, ja, ich bin vollkommen davon überzeugt, daß Erwin dieser jungen Dame würdig ist, wenngleich sie zu den vom Himmel am reichsten Begnadeten ihres Geschlechtes gehört."

„Und ihr Name — er muß noch strenges Geheimnis bleiben?"

„Fürs erste — ja."

„Das ist schade. Ich hätte so gern gewußt, wer das Fräulein wäre. Ich glaube, ich könnte die junge Dame hoch verehren, an deren Seite Erwin — Herr Schrader — das Glück fände, das er zu finden verdient."

Der Advokat wurde stutzig. Er dachte: „Das ist eine Teilnahme, die nichts anderes als unbewußte Liebe sein mag."

Wie ein Blitz durchfuhr seine Seele ein weiterer Gedanke. „Er oder ich!" sagte er zu sich selbst. „Entweder will ich Erwin glücklich machen, oder es selbst werden. Also ein rascher Entschluß!" Er wandte sich wiederum zu Mathilde. „Mein wertes Fräulein," sagte er, „ich sehe, wie Sie im Geiste das Register der wenigen Bekanntschaften dieses Hauses durchfliegen."

„Sie haben meine Gedanken erraten, Herr Doktor. Aber ich gestehe, daß mir auch der entfernteste Schimmer zur Lösung des Rätsels fehlt"

„Wenn Sie mir feierlich die Hand darauf geben wollen, zu schweigen, so sollen Sie den Namen erfahren."

„Hier ist meine Hand; ich werde schweigen wie das Grab."

Arthur nahm die feinen weißen Finger und hielt sie einen Augenblick von seiner Rechten umschlossen. Sein Herz pochte fast hörbar, und er mußte sich bezwingen, um ruhig zu scheinen.

„Was ich Ihnen sagen will, mein Fräulein, ist die Erfüllung einer Freundschaftspflicht gegen Erwin, bei der ich die Gefahr laufe, mißverstanden zu werden. Vielleicht werden Sie mir zürnen. Möglichenfalls vollbringe ich indessen ein gutes Werk."

Verwundert blickte Mathilde den jungen Mann an, und eine Ahnung stieg jetzt in ihr auf. In ihrem Blick lag eine stumme Frage.

„Ja," flüsterte Arthur, „Sie haben recht geraten. Sie sind es selbst, mein Fräulein. Erwin liebt Sie von ganzem Herzen."

Eine lange Pause folgte. Der junge Mann hatte sich halb abgewandt und zerpflückte in seiner Befangenheit erbarmungslos eine Knospe des neben ihm stehenden Orangenbäumchens.

Mathildens Wangen hatten während eines Augenblicks die Farbe verloren. Jetzt fühlte sie, wie sehr sie diesen Mann liebte, der für seinen besten

Digitized by Google

Freund um sie warb. Ließ ihn sein Edelmut ein Opfer bringen, oder vermochte er es, sie gleichgültig dem Freunde zu überlassen? Noch konnte sie sich diese Frage nicht beantworten, doch däuchte ihr das erstere wahrscheinlicher zu sein.

„Weiß Herr Schrader um diese Unterredung?“ fragte sie endlich halblaut.

„Nein, er hat keine Ahnung davon. Ich selbst bin unwillkürlich dazu gelangt, ich weiß selbst kaum, wie. Zürnen Sie mir?“

„Nein, durchaus nicht. Im Gegenteil, ich danke Ihnen. Sie haben mir die Augen geöffnet, und vielleicht Ihrem Freunde eine schmerzliche Enttäuschung erspart. Herr Schraders unglückliches Schicksal findet bei mir die lebhafteste Teilnahme, ich achte ihn wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften sehr hoch, aber seine Hand dürfte ich nicht annehmen, und deshalb sollte er sie mir nicht anbieten. Seine Gattin werden darf nur ein Weib, das ihn wahrhaft und innig liebt. Weshalb sollte er eine solche nicht noch finden? Sein Herz bedarf eines Herzens, das nur für ihn schlägt, nicht nur in schwesterlicher Zuneigung, oder in aufrichtiger, auf Hochachtung begründeter Freundschaft, sondern in vollster Hingebung, in unbegrenzter Liebe. Jene Gefühle empfinde ich für ihn, diese nicht!“

„Sie haben recht,“ erwiderte der Advokat, als das junge Mädchen schwieg. „Armer Erwin! Er wird von seiner Leidenschaft noch zu heilen sein, wie schwer es ihm auch fallen muß, zu entsagen.“

„Ihm dies zu erleichtern, wird nunmehr meine Aufgabe sein müssen,“ sagte Mathilde, „und deshalb danke ich Ihnen aufrichtig für den neuen Beweis Ihres mich so ehrenden Vertrauens, Herr Doktor.

„Armer Erwin,“ wiederholte der Advokat nochmals, in tiefes Sinnen verloren. Er trat zum Fenster, um einen Augenblick zur Sammlung zu gewinnen. „Du bist es nicht,“ dachte er. „Also jetzt versuchen wir unser eigenes Glück. Sofort oder später? Das ist nun die Frage.“

Herr Doktor Helling war ein geschickter Advokat und ein schlagfertiger Redner, aber in dieser seiner eigenen Angelegenheit wußte er plötzlich weder einen Entschluß zu fassen, noch Worte zu finden. Freilich war er durch die Mitteilung von der Liebe seines Freundes augenblicklich in eine etwas mißliche Lage geraten.

„Es gäbe vielleicht ein Mittel,“ sagte er endlich, „meinen armen Freund vor einer allzuschweren Krisis zu bewahren, aber es müßte bald angewandt werden, ehe die wachsende Leidenschaft nicht mehr zu heilen ist.“

„Auch ich habe schon darüber nachgedacht. Gäbe es kein anderes Mittel, als meine Entfernung aus diesem mir so lieb gewordenen Hause? Und wäre die Entfernung überhaupt ein Mittel, das Erfolg verspräche?“

„Sie würde wenig nützen, vielleicht sogar schaden, mein Fräulein! Viel besser wäre es, wenn Erwin sich überzeugte, daß seine Herzensneigung eine durchaus hoffnungslose wäre.“

„Auf welche Weise könnten Sie dies bewirken?“

„Sie selbst könnten es, mein Fräulein. Wenn Sie — die Verlobte eines anderen würden —“ er stockte zagend.

„Wir führen heute ein eigentümliches Gespräch, Herr Doktor,“ sprach Mathilde, seine Wendung im ersten Augenblicke für Scherz nehmend. Aber Arthurs Gesicht war wie mit Purpur übergossen, seine Hand zitterte — ein freudiger Schauer der Hoffnung durchzuckte das junge Mädchen. Auch sie errötete tief und beugte sich über ihre Arbeit.

Arthur bemerkte Mathildens Verwirrung. In voller Seligkeit des Herzens wollte er, jetzt endlich fest entschlossen, den ihm so günstig erscheinenden Moment zu benutzen, offen die Worte der Werbung sprechen, als die Thür sich öffnete und das Fräulein Klinghaus eintrat.

Ein leichtes Lächeln flog über ihre Züge, als Arthur sowohl wie Mathilde nach der ersten Begrüßung über die im Salon herrschende, in Wirklichkeit durchaus nicht ungewöhnlich hochgradige Hitze klagten.

„Es ist mir lieb, daß ich Sie noch hier finde, Arthur,“ sagte sie. „Oftmals haben Sie beklagt, mir nur so wenig nützlich sein zu können. Jetzt will ich eine geschäftliche Konferenz mit Ihnen halten, die Ihnen viel zu thun geben soll. Kommen Sie!“

Mit unterdrücktem Seufzer folgte der Advokat der alten Dame in das Nebenzimmer, wohin sie ihn führte und wo sie an einem Tische Platz nahm, der mit Schriftstücken und Büchern verschiedener Art ganz bedeckt war.

Dann schloß sich die Thür hinter den beiden.

Mathilde blieb allein. Ihr Herz klopfte lebhaft. Hatte sie den jungen Mann recht verstanden? Fast war ihr, als träume sie.

Rasch suchte sie sich seiner ihr noch im Gedächtnis haftenden letzten Worte recht genau zu entsinnen. Kaum konnte noch ein Zweifel obwalten. Er hatte, nachdem er die Gewißheit über das Schicksal seines Freundes erlangt, für sich selbst um sie werben wollen.

„Er liebt mich!“ jubelte es in dem jungen Mädchen auf. Endlich, endlich ein Sonnenblick des Glückes!

Da näherten sich nochmals die Schritte der Tante. Die alte Dame gab der Gesellschafterin den Auftrag, sich sofort in den Wintergarten zu begeben, um dort einen hübschen Blumenstrauß zusammenzustellen.

Fräulein Klinghaus ging dann zurück in das Nebenzimmer und sagte zu dem Advokaten: „So, sicher ist sicher. Wir können nicht belauscht werden, obschon ich Mathilde eine derartige Handlung kaum zutrauen dürfte. Jetzt sprechen Sie Ihre Meinung über die Ihnen von mir gewordenen Mitteilungen aus, lieber Arthur.“

„Ich bin dadurch in das höchste Erstaunen versetzt worden, liebe Tante,“ setzte der Advokat das vorhin abgebrochene Gespräch fort. „Also das vermeintliche Fräulein Mathilde Walther, als welches wir Ihre Gesellschafterin kennen, ist adelig, ein Fräulein von Altenbach, und Ihre Nichte?“

So ist es. Hier sind auch sämtliche Papiere des jungen Mädchens, die bisher im Besitze der

Digitized by Google

Madame Walther waren. Mathilde selbst kennt das Geheimnis noch nicht, und ich wünsche, daß sie es fürs erste auch nicht erfahre."

Der Advokat unterzog die Dokumente einer genauen Durchsicht und machte einige darauf bezügliche Bemerkungen, denen das Fräulein die etwa erforderlich scheinende Auskunft folgen ließ. Endlich legte er die Schriftstücke wieder zusammen und sagte: „Es fehlt nichts als der Totenschein des Vaters, oder, falls er verschollen sein sollte, die Todeserklärung."

„Er lebt noch," erklärte das Fräulein leise. „Doch von dem Vater braucht nicht weiter die Rede zu sein. Dasjenige, was ich Ihnen über ihn mitteilte, möge Ihnen einstweilen genügen. Diese Papiere also bitte ich Sie nach der Stadt hineinzunehmen und sie in dem feuerfesten Geldschrank Ihres Bureaus zu verwahren. Es ist der Wunsch der Familie Walther, daß die Dokumente, von deren Existenz möglichenfalls noch sehr viel abhängt, an einem sicheren Ort deponiert werden, und meine alte eiserne Kiste scheint mir den Anforderungen der Neuzeit nicht mehr zu entsprechen. Ferner ist hier ein zweites Konvolut von Schriftstücken, mit dem ich in gleicher Weise zu verfahren bitte."

Arthur las die Aufschrift: „Erwins Familienpapiere", und blickte das Fräulein fragend an.

„Auch diese Papiere sind gegenwärtig, da mein Gesundheitszustand so schwankend ist, besser in Ihrem Besitze, als in dem meinigen. Nun komme ich zu dem eigentlichen Thema unserer Konferenz. Auf diesem Bogen Papier habe ich den Entwurf meines Testamentes aufgesetzt, und ich bitte Sie, lieber Arthur, ihn den gesetzlichen Anforderungen entsprechend zu einem letzten Willen in aller Form auszuführen. Ich will ein so sicheres Testament machen, daß eine Anfechtung nicht möglich sein wird. Sie schütteln den Kopf?"

„Verzeihung, liebe Tante, anzufechten ist jedes Testament, aber ich will in Gemeinschaft mit Ihrem Kurator alles aufbieten, die letztwilligen Verfügungen so sicher zu stellen, daß ein etwaiger Angriff nichts nützen würde."

„Nicht doch, mein Kurator darf mit der ganzen Angelegenheit gar nichts zu thun haben. Der alte Herr war von mir beauftragt worden, ein Testament zu entwerfen, und er erhob mancherlei Einwendungen gegen dasjenige, was ich ursprünglich wollte. Daraufhin habe ich mir die ganze Angelegenheit noch einmal sorgfältig überlegt, und bin zwar zu dem Entschlusse gekommen, seinen Bedenken Rechnung zu tragen, indessen er selbst ist, wie mir gleichzeitig klar geworden, nicht die geeignete Persönlichkeit, den letzten Willen zu formulieren und gegen alle Anfechtungen zu sichern. Ihren gediegenen Kenntnissen vertraue ich unbedingt, lieber Arthur; nur wenn Sie selbst es nötig erachten, ziehen Sie noch die beste juristische Kraft hinzu. Auch habe ich diesen Anlaß für geeignet halten müssen, einen anderen Kurator zu nehmen. Es sind bereits die erforderlichen Schritte beim Gericht eingeleitet, damit Sie selbst diese Kuratel übernehmen. Ich bin überzeugt, daß Sie mir keinen Refüs geben werden."

Doktor Helling verneigte sich stumm.

„Jetzt," fuhr die Dame fort, „nehmen Sie vor allem Kenntnis von dem Inhalte meines Entwurfes."

Rasch durchflog Arthurs Blick die Notizen. Wiederholt sah der Rechtskundige das Schriftstück durch, und verwundert blickte er die alte Dame an.

„Nun, Arthur?"

„Einen Namen finde ich hier nicht," sagte Doktor Helling, „den ich, aufrichtig gestanden, so fest erwartet hätte hier zu sehen, daß ich mir erlauben darf, Sie darauf aufmerksam zu machen, liebe Tante. Haben Sie übersehen, daß Ihr Neffe und Pflegesohn gar nicht erwähnt ist?"

„Erwin ist nicht eigentlich mein Neffe," erwiderte das Fräulein etwas verlegen. „Wir sind nur sehr entfernt miteinander verwandt; ich selbst weiß nicht, in welchem Grade."

„In diesem Falle käme aber viel darauf an, liebe Tante."

Das Fräulein holte einen Stammbaum.

„Hier," zeigte sie, „mein Urgroßvater hatte eine geborene Gessing zur Frau. Diese war die Cousine des Fräuleins, die einen Großvater Erwin Schrabers heiratete."

„Eine so entfernte Familienbeziehung gilt vor Gericht nicht einmal als Verschwägerung," erklärte der Advokat, „und noch viel weniger als Verwandtschaft. Gesetzliche Erbansprüche würde Ihr Neffe nicht im mindesten besitzen."

„Das stimmt mit dem, was mein bisheriger Kurator sagte," bemerkte das Fräulein wie im Selbstgespräch. „Doch es handelt sich jetzt um den neuerdings von mir ausgearbeiteten Entwurf; der alte ist vernichtet, von ihm braucht keine Rede zu sein. Sie hatten erwartet, Erwin im Testamente bedacht zu sehen, lieber Arthur. Für den jungen Mann ist indessen anderweitig gesorgt."

„Also soll Ihr Fräulein Nichte, Mathilde, Baronesse von Altenbach, genannt Walther, die Universalerbin sein, die Legate an die Dienerschaft und die milden Stiftungen abgerechnet?"

„Ja, sie ganz allein. Gelegentlich will ich Mathilde Kenntnis hiervon geben; bis dahin bewahren Sie strenge Verschwiegenheit. Ich mache von der mir zustehenden völlig freien Verfügung über mein Vermögen Gebrauch. Aber, lieber Arthur, Ihre Teilnahme wegen der anscheinenden Nichtbeachtung Ihres Freundes hat Sie ja ganz bleich werden lassen. Ängstigen Sie sich nicht. Verlassen Sie sich darauf, die alte Tante fragt zwar niemand um Rat und handelt immer nur nach ihrem eigenen Kopfe, jedoch ihre Erfahrung läßt sie gewöhnlich das Richtige treffen. Setzen Sie nur das Testament auf und sorgen Sie nicht um Erwins willen."

Der Advokat kannte das Fräulein hinreichend, um nicht zu wissen, daß fernere Einwendungen übel aufgenommen würden.

Nachdem noch einige unwesentliche Dinge, wie beispielsweise die früher zu einem rechtsgültigen Testament in Hamburg mancherseits für erforderlich erachtete Anweisung einer geringen Summe an die Stadt „zu Wegen und Stegen", besprochen und erledigt worden waren, entließ Fräulein Klinghaus

Digitized by Google

den Juristen mit der Mahnung, das Testament baldmöglichst aufzusetzen, da sie die Angelegenheit je eher je lieber geordnet zu sehen wünsche.

Als Arthur die Villa verlassen hatte, brach er in ein bitteres Lachen aus.

„Sechs bis sieben Millionen Mark Banko," murmelte er. „Und vorhin jenes Gespräch mit ihr — jetzt steht die Sache anders! Dem mittellosen jungen Mädchen konnte ich ein nicht gerade glänzendes, indessen gesichertes Lebenslos bieten. Jetzt ist sie eine adelige junge Dame, die mit dem ihr zufallenden kolossalen Vermögen einen Fürsten heiraten könnte. Es wäre eine schlaue Spekulation, um sie zu werben. Der Herr Rechtsanwalt hat seine Kenntnis von dem Inhalte des Testamentes weislich zu benützen gewußt, so wird die Welt sagen. Doch was kümmert mich die Welt? Mathilde wird es nicht sagen! Jedoch darf ich heute noch um sie werben? Ich würde es thun, wenn sie von dem ihr bevorstehenden Lose Kenntnis hätte. Ich werde werben, sobald die Tante gethan, wie sie gesagt hat. Den Kopf dieses Mädchens kann sicherlich der enorme Reichtum nicht verwirren. Und wenn das doch der Fall sein sollte? Bin ich denn überhaupt schon sicher, daß ihr Jawort erteilt worden wäre?"

Traurig schüttelte er den Kopf, als er, den Garten verlassend, noch einen Blick auf die Villa zurückwarf.

„Verwünscht seien jene unglückseligen Millionen! Sie fallen als giftiger Mehltau auf die Blüte meiner Liebe. Armer Erwin, willig hätte ich Deinetwegen entsagt. Jetzt ist keiner von uns beiden Sieger. Die Partie ist remis."

## Elftes Kapitel.

Mathilde wußte sich Arthurs Benehmen nicht zu erklären. Er wich der Fortsetzung der kürzlich gepflogenen Unterredung aus und änderte seine bisherige Stellung zu dem Fräulein mit jedem Tage, indem er den angeschlagenen herzlichen Ton ganz fallen ließ und bald die größte Zurückhaltung, ja fast Kälte gegen sie beobachtete. Erstaunt und endlich verletzt fragte sie sich vergebens nach der Ursache dieser Veränderung, die tief in ihr Herz einschnitt. Die wechselnden Gemütsbewegungen, die seit einem Jahre auf sie eingestürmt waren, hatte sie mit der ganzen Elasticität der Jugend ertragen. Als sie aber die schon in so freudigem Erblühen begriffene Knospe ihrer Liebe von einem rauhen Hauch getroffen und dahinwelken sah, als ihre Traumgebilde von einer glücklichen Zukunft an der Seite des innig geliebten Mannes gleich einem sich auflösenden Nebelschleier zerflossen, da war es ihr, als sollte sie verzweifeln. Sie versuchte sich zu bezwingen und schalt sich selbst ob der Trübsal, in die sie versank, aber vergebens suchte sie diesmal zu entsagen und zu vergessen. Immer und immer wieder trat Arthurs Bild vor sie hin und ließ sich nicht bannen; immer schmerzlicher empfand sie seine systematische Vernachlässigung, und umsonst grübelte sie, um den Grund hierfür zu finden.

Sie konnte sich auch nicht überwinden, Erwin gegenüber das Benehmen Arthurs gegen sie nachzuahmen. Schon die vorsorgliche Zurückhaltung, die nach der von Arthur empfangenen Mitteilung zunächst an die Stelle des früheren unbefangen vertraulichen Tones trat, übte einen so sichtlich schmerzlichen und kränkenden Einfluß auf den armen Taubstummen aus, daß Mathilde bald unwillkürlich oft genug wieder zu der früheren Form des Verkehrs, der doch so gefährlich war, zurückkehrte. Es war ihrem weiblichen Gemüt unmöglich, jenes Verfahren nachzuahmen, das der stärkere Mann mit sicherer Festigkeit durchführte, erbarmungslos gegen die Schmerzen, die er verursachen mochte, und welche er selbst empfand, weil er es für heilend hielt. Vorsichtig suchte sie, Erwin gegenüber, durch gelindere Mittel seinen Sinn zu ändern, obwohl sie sich oft seufzend zugestehen mußte, daß der Erfolg recht unsicher sei. Es widerstrebte ihr zu sehr, kalt gegen den wackeren jungen Mann zu sein, und manchmal war es ihr, als ob ein unbestimmtes Gefühl sie zu ihm hinzöge, ohne daß sie es wollte. Sollte es vielleicht dennoch vom Himmel bestimmt sein, so dachte sie mehrfach, daß eine herzlichere Neigung zu dem Taubstummen in ihr Herz einziehe, und daß sie in seiner heißen, selbstlosen Liebe dereinst Trost finde, Ruhe nach dem wilden Wellenschlage des Schicksales, in dem ihr Lebensschiff zu scheitern drohte?

Wie sehr fehlte ihr die Mutter, um in ihren Armen sich auszuweinen, aus ihrem Munde lindernde Worte zu vernehmen! Freilich hoffte sie von Tag zu Tag auf eine Enthüllung von seiten ihrer Tante, um sich ihr in kindlicher Liebe anvertrauen zu können, jedoch vergebens. Die alte Dame blieb verschlossen wie immer, obwohl ihr Benehmen gegenüber der Nichte jetzt ganz verändert gegen dasjenige im Herbste war. Liebevoll, fast zärtlich ruhte das Auge des alten Fräuleins auf dem jungen Mädchen, dessen sorgfältige Pflege jetzt oft durch ein herzliches Wort vergolten wurde.

Dieser liebevollen Bemühungen wurde die alte Dame von Tag zu Tag bedürftiger. Ihre Gesundheit war augenscheinlich untergraben, das schwache Lebenslicht drohte zu verlöschen. Den ganzen Winter über kränkelte das Fräulein; als der Frühling nahte, war sie oft schon tagelang an das Zimmer gefesselt, und als der März gekommen war, wurde die Leidende mit jedem Tage schwächer. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf und fürchtete eine schwere Krisis.

Es mochte um die Mitte des Monats sein, als ein Sturm über das Land zog. Wild trieb er die Wolken vor sich her und ballte sie zu dunklen Massen zusammen, die sich in heftigen Schauern zu entladen begannen. Doch kaum hatten die Windstöße ein kurzes Spiel mit den fallenden Tropfen getrieben, so endeten sie es schon wieder und jagten die Wolken rasch auseinander. Der rauhe Nordost rüttelte an den alten Bäumen der Klinghausschen Besitzung, als wolle er sie entwurzeln, und die hohen Stämme beugten ihre Wipfel, wenn der Sturm pfeifend und

Digitized by Google

brausend hindurchzog und die dürren Äste und Zweige schonungslos brach.

Das alte Fräulein hatte sich schon mehrere Tage sehr unwohl gefühlt, und Mathilde gab sich ernsten Besorgnissen hin. Als der Hausarzt heute seinen Besuch gemacht hatte, empfahl er Mathilde, die Dame wennmöglich nicht mehr allein zu lassen, selbst gegen ihren Wunsch. Das junge Mädchen las aus seinen Blicken nichts Gutes. Ängstlich beschwor sie ihn um die volle Wahrheit. Er konnte nicht verhehlen, daß das rauhe Frühlingswetter der Kranken die größte Gefahr bringen müsse.

Der unfreundliche Tag verging langsam. Als die Nacht hereinbrach, wurde das Heulen des Sturmes noch schauriger.

Die alte Dame hatte lange Stunden in tiefe Gedanken versunken zugebracht. Erst als das trauliche Lampenlicht das Zimmer erleuchtete, erwachte sie aus ihren Träumen.

„Es ist kalt," sagte sie mit leiser Stimme, die aber noch immer einen festen Klang hatte. „Liebe Mathilde, lassen Sie Fanny das Feuer schüren und senden Sie dann das Mädchen aus dem Vorzimmer fort, dessen Thür ich zu verschließen bitte. Ich habe Ihnen eine vertrauliche Mitteilung zu machen, die kein anderes Ohr vernehmen darf."

Mathilde gab die erforderlichen Anordnungen und bemerkte, daß das Aussehen der Greisin sich bedeutend verändert hatte.

Fräulein Klinghaus schien sich bedeutend besser zu fühlen. Ihre Augen waren hell und klar, ihre eingefallenen Wangen erschienen wiederum leicht gefärbt. Es war das letzte Aufflackern des Lebenslichtes, so trügerisch für die besorgten Pfleger eines Kranken.

„Ihnen geht es besser?" flüsterte Mathilde.

Die Greisin schüttelte leicht den Kopf. „Nicht, wie Sie es meinen, liebes Kind. Es geht in der That besser, ich fühle mich unendlich leichter, aber nur, weil ich gewiß bin, daß meine arme gequälte Seele bald die irdischen Fesseln abwerfen, mein gebrochener Leib die Ruhe im Grabe finden muß. Wenn der Mai kommt — ich werde ihn nicht mehr begrüßen können!"

„O verbannen Sie diese trüben Gedanken!"

„Es nützt nichts, daß der Arzt es mir verhehlt, ich kenne meinen Zustand besser als er. Meine Uhr ist bald abgelaufen; daher wird es Zeit, daß ich eine lange, traurige Geschichte erzähle, ehe der Tod meinen Mund versiegelt."

Mathildens Herz pochte erwartungsvoll.

Die Greisin saß in der Nähe des Kamins in einem bequemen verstellbaren Krankenstuhl. Sie ließ diesen nunmehr so fortrücken, daß sie dem Lichte der Lampe den Rücken zukehrte.

Lange Zeit sah sie gedankenvoll in die spielenden Flammen des Kaminfeuers, die das welke Antlitz mit einer frischen Röte überzogen. Oder war es die Erzählung, die sie aus der flackernden Glut herauszulesen schien, die ihr Blut rascher durch die Adern trieb?

Wie als ob sie ein unheimliches Märchen erzähle, begann die alte Dame mit gedämpfter Stimme ihre Mitteilungen, zu denen der um die Mauern der Villa tobende Sturm eine schauerliche Begleitung bildete, so daß Mathilde sich fast ängstlich an ihre Tante schmiegte. Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte das junge Mädchen der Erzählung, deren Inhalt sie zum Teil schon ahnen konnte.

„Vor langen Jahren," begann die Greisin, „lebte in Hamburg ein sehr reicher und vielerfahrener Mann, der eines der höchsten Ehrenämter im Staate bekleidete. Dieser Mann hatte zwei Töchter. Amalie hieß die älteste, Emma die jüngere. Seine Söhne starben in zartem Alter.

„Der Vater hielt ein glänzendes Haus und alle Notabilitäten der beiden Städte Hamburg und Altona wußten seine Einladungen zu schätzen. Keine gastfreiere Familie gab es in der freien Reichsstadt, die noch keine Ahnung von den Schrecken hatte, die bald die Franzosenzeit über sie verhängen sollte.

„Die Mutter war früh gestorben, die älteste Tochter ersetzte ihre Stelle bei der Repräsentation des Hauses und auch bei der Erziehung der viel jüngeren Schwester.

„Des Vaters äußeres Wesen war schroff und abstoßend. Der größte Teil seiner Zeit war von den Geschäften seiner Firma und von den Pflichten seines Amtes in Anspruch genommen. Desto inniger schlossen sich die Kinder einander an.

„Amalie, die älteste, hatte das kalte und strenge Wesen, die vornehme Würde von dem Vater geerbt. Schon von ihrem zwölften Jahre an war sie gewöhnt, allein zu stehen und ihrer jüngeren Schwester noch als Stütze zu dienen. Die Festigkeit, die ihr Charakter annahm, artete später in Hochmut aus, denn Amalie war mit seltener Schönheit begabt.

„Ein Bildnis Amaliens, das noch heutzutage existiert, wenngleich es seit undenklichen Zeiten niemand mehr zu Gesicht gekommen, beweist noch heute, was ich gesagt. Es war zu jener Zeit angefertigt, als Amalie alt genug war, um in den Salons der vornehmen Welt den ihrem Range gebührenden Platz einzunehmen. Ihre Schönheit erregte Aufsehen, der Reichtum des Vaters war bekannt. Mehrere junge Herren aus den besten Familien bewarben sich um ihre Hand, aber sie schlug alle Anträge aus.

„Die namentlich wegen ihrer klassisch fein geformten Züge selbst von Dichtern gefeierte Jungfrau schien der Liebe unzugänglich zu sein. Die Huldigungen der Männerwelt nahm sie gleichgültig als ihr gebührend hin, aber keiner der Bewunderer konnte sich der kleinsten Bevorzugung rühmen. Stolz und kalt war Amaliens Blick und schreckte auch den keckſten Bewerber um ihre Gunst bald ab.

„Bewundernd sahen die Damen auf die in jeder Beziehung vom Schicksal Bevorzugte, der sich lange Zeit niemand zur Seite stellen konnte, bis die jüngere Schwester die Jahre erreichte, um in die Gesellschaft eingeführt werden zu können.

„Amalie glaubte nicht, daß Emma sie verdunkeln würde. Die ältere Schwester hatte sich daran gewöhnt, die jüngere als ein Kind anzusehen, aber schon die schüchterne Knospe erwarb Beachtung neben der voll aufgeblühten Rose, und bald teilten sich die Huldigungen zwischen den beiden Schwestern.

Digitized by Google

„Um diese Zeit wurde ein Mann, der das Herz mancher Patrizierstochter höher schlagen ließ, in die Kreise der hamburgischen Geschlechter eingeführt. In die Nachbarstadt waren neue Truppen verlegt worden, und bei dieser Veranlassung gelangte auch ein Offizier nach Altona, der letzte Sproß einer dereinst in Holstein angesehenen und begüterten Adelsfamilie, der die Militärlaufbahn eingeschlagen hatte, ein Baron von Altenbach . . . Doch mir scheint, als zittern Sie, Mathilde?"

„Es war nur ein leichter Schauer," gab das junge Mädchen vor, „mich fröstelt, wenn ich das Sausen des Windes draußen höre."

„Der Baron von Altenbach," setzte die Greisin ihre Rede fort, „machte Aufsehen, sowohl durch seine vorteilhafte äußere Erscheinung, die durch die prachtvolle Scharlachuniform noch gehoben wurde, wie auch durch seine sonstigen Eigenschaften. Der elegante Offizier, von altem Adel, der Erbe eines ansehnlichen Vermögens, trat mit selbstbewußter Sicherheit auf, die so leicht imponiert. Es verstand es namentlich, der Frauenwelt zu gefallen. Beneidet wurden die Damen, die er zum Tanz aufforderte. Sein heiteres Geplauder belebte die Assembleen. Der fremde Offizier fand auch in den exklusivsten Kreisen althamburgischer Familien Zutritt.

„Der Baron schien Amalie nicht zu beachten und vermehrte die Zahl ihrer Anbeter nicht. Gerade das machte sie besonders aufmerksam auf ihn.

„Er verstand es, das eisumpanzerte Herz zu gewinnen. Mit feiner Berechnung Schritt für Schritt vorgehend, näherte er sich ihr, und als er ihr endlich seine Liebe gestand, war er seines Erfolges bereits sicher.

„Ob er sie wirklich geliebt hat? Schwerlich länger als einige Wochen. Damals hielt Amalie diesen Mann für edelgesinnt. Er war es nie. Die wenigen guten Eigenschaften seines Charakters waren bereits von den schlechten unterjocht, vom Strome des Lebens wurde schließlich jeder moralische Halt hinweggeschwemmt."

Die Greisin verbarg ihr Gesicht in den Händen, ihre Stimme bebte, als sie fortfuhr:

„Die Liebe, deren Macht so lange Zeit von dem jungen Mädchen verachtet worden war, rächte sich grausam. Die stolze Schönheit wurde von einer unbezwinglichen Leidenschaft verzehrt. Rückhaltlos schenkte sie dem glänzenden Manne ihr Herz und warf sich in seine Arme.

„Der Reiz dieses Verhältnisses wurde noch durch den Zauber des Geheimnisvollen vermehrt, denn ein Schleier mußte darüber gebreitet werden. Der Adelsstolz des damals noch lebenden Vaters des Offiziers einerseits hätte sich gegen die Verbindung des Sohnes mit einer Bürgerlichen, gegen die Mißheirat empört. Andererseits das nicht minder stolze Selbstgefühl des Ratsherrn, denn das war Amaliens Vater, suchte einen Eidam in den Kreisen der althamburgischen Oligarchie, und er hätte sich mit aller Kraft dem Vorschlage widersetzt, die Tochter in eine Familie heiraten zu sehen, die ihre Zustimmung jedenfalls nur mit Widerstreben und in dem Gefühle erteilt hätte, der hanseatischen Krämerstochter eine unverdiente Ehre zu erweisen. — Amalie selbst war sich der Gefahren dieser ihrer Liebe drohenden Klippen durchaus nicht bewußt. Sie lebte in einem Rausch der Wonne, der alles andere sie vergessen ließ."

Die alte Dame schwieg eine Weile und suchte nach Worten. Sie vermied den Blick Mathildens und forderte ein Glas Wasser, das sie langsam austrank. Dann schüttelte sie den Kopf, als wolle sie einen Gedanken verscheuchen, und setzte ihre Erzählung fort:

„Während Amaliens Augen von der Seligkeit des geheimen Liebesglückes strahlten, wurde der Blick ihrer jüngeren Schwester trüber und trüber. Amalie bemerkte es kaum, daß Emma traurig und in sich gekehrt ward. Wenn sie nach dem Grunde fragte, wich die jüngere Schwester aus und suchte der Teilnahme Amaliens eher zu entgehen, als sie in Anspruch zu nehmen. Verwundert sah die ältere Schwester eine Entfremdung eintreten. Aber ihre Gedanken waren zu sehr mit dem eigenen Geschick beschäftigt, um das Leiden der Schwester richtig beurteilen zu können. Sie nahm deren Entschuldigungen mit physischen Leiden gläubig als wahr an und überließ Emma auf deren Wunsch sich selbst.

„Monate vergingen für Amalien wie im Fluge. Da trat der Geliebte mit dem Vorschlage an sie heran, mit ihr zu entfliehen, um sich heimlich trauen zu lassen.

„Amalie verweigerte unbedingt ihre Zustimmung. Sie drang in ihn, offen um ihre Hand zu werben. Der Baron bestand auf seinen Willen. Sie konnte die Notwendigkeit der Entführung nicht einsehen, denn die der offenen Werbung entgegenstehenden Schwierigkeiten erachtete sie durchaus nicht für unüberwindlich. Deshalb blieb das junge Mädchen dem immer dringender wiederholten Vorschlage des Geliebten gegenüber fest. Romantisch war sie durchaus nicht veranlagt. Vollends auf eine Trauung mit allem Pompe zu verzichten, hätte der stolzen und prunkliebenden Patrizierstochter schwer gefallen.

„Eines Tages brauste der abermals mit seinem Projekt abgewiesene Baron auf; man trennte sich in Unfrieden. Amalie gedachte den Geliebten durch die Einwilligung ihres Vaters zu versöhnen. Schon am nächsten Tage erforschte sie seine Meinung über den Offizier.

„Man hatte nach seinem Namen geurteilt, als man annahm, daß er bemittelt sei. Aber mehrere Generationen derer von Altenbach hatten die Überreste eines einst beträchtlichen Reichtums an Grundbesitz auf wahnsinnige Art am Spieltische vergeudet.

„Der erfahrene Handelsherr wußte ganz genau, daß die Altenbachschen Besitzungen bereits überschuldet waren. Daß der Offizier ein ebenso rasender Spieler sei, wie sein Vater es noch war und sein Großvater es gewesen, erfuhr Amalie nunmehr zu ihrem Schrecken. Der Senator warnte seine Tochter geradezu vor näheren gesellschaftlichen Beziehungen.

„Mit Angst wartete sie auf den Besuch des Geliebten, um aus seinem Munde dasjenige widerlegt zu hören, was sie für ein übertriebenes Gerücht

Digitized by Google

zu halten geneigt war. Jetzt hätte sie vielleicht in die Entführung gewilligt. Die Millionen ihres Vaters würden jedenfalls genügen, um den Adelsschild neu zu vergolden.

„Der Baron kam nicht.

„Um diese Zeit begab sich die jüngere Schwester zu einem Besuche bei Verwandten, die auf dem Landgebiet wohnten, wo sie acht Tage bleiben sollte.

„Amalie befand sich in der peinlichsten Ungewißheit. Um dieser ein Ende zu machen, begab sie sich eines Abends in unscheinbarer Kleidung tief verschleiert nach Altona und erkundigte sich in der Wohnung des Barons nach ihm.

„Sie erfuhr, daß er Urlaub genommen habe und verreist sei.

„Wieder verging eine Woche ohne Nachricht von dem Offizier. Volle vierzehn Tage waren bereits verstrichen, ohne daß sie von ihm gehört hätte.

„Am folgenden Sonntage fuhr der Vater zu den Verwandten auf dem Landgebiet, um Emma wieder abzuholen.

„Amalie begab sich abermals nach der Nachbarstadt. Der Baron hatte nichts von sich hören lassen, seine Adresse wußte man nicht.

„Von bangen Ahnungen gefoltert, kehrte sie zurück und fand ihren Vater in Verzweiflung: Emma war nicht bei ihren Verwandten! Nur einen Tag hatte sie dort verweilt und war dann nach Hamburg zurückgekehrt, wie jene glaubten. Eine Equipage hatte sie abgeholt, die sie für diejenige einer befreundeten Familie ausgab.

„Der Vater war außer sich. Er stürmte zur Stadt zurück und benachrichtigte seinen Kollegen, den Polizeiherrn, von dem Vorfalle. Ein erfahrener Kriminalbeamter nahm die Untersuchung in die Hand und gewann sehr bald die Überzeugung, daß hier von einer unfreiwilligen Entführung keine Rede sein könne.

„Wie ein Donnerschlag traf diese Nachricht den stolzen Mann. Noch immer wollte er nicht an das glauben, was er als die Schande seiner Tochter bezeichnete. Ein Brief machte seinen Zweifeln ein Ende. Emma hatte sich in einer Dorfkirche Schleswigs auf eine sogenannte Königserlaubnis heimlich trauen lassen, und ihr Entführer war — der Baron von Altenbach."

Mathilde versuchte das Feuer zu schüren, um ihre Bewegung zu verbergen. Ihr Herz klopfte, als solle es zerspringen.

„Der unselige Brief," fuhr die Greisin fort, „war durch Nachlässigkeit eines Boten um einige Tage liegen geblieben, auch gingen die Posten damals langsamer als jetzt. Die Nachricht kam zu spät, um den öffentlichen Eclat zu verhindern. Dieser war für den Vater schrecklich.

„Im höchsten Zorne warf er den Brief ins Feuer und verfluchte seine ungehorsame, mißratene Tochter.

„Zwei Tage lang verschloß er sich in sein Zimmer. Der noch in den besten Jahren stehende Mann ergraute binnen einer einzigen Nacht.

„Endlich überwand er seinen Schmerz, nicht aber seinen Zorn gegen das entartete Kind. Das erste, was er that, war die Abfassung eines Testamentes, in dem Emma auf den Pflichtteil gesetzt wurde. Allen Hausbewohnern wurde auf das strengste untersagt, jemals der Verschwundenen auch nur mit einem Worte zu erwähnen. Briefe von ihr wurden nicht mehr angenommen, oder, als sie in unerkenntlicher Umhüllung anlangten, ungelesen verbrannt. Die Tochter solle tot für ihn sein, gebot er der gesamten Umgebung.

„Amalie vernahm das Gebot nicht. Sie fiel in ein hitziges Fieber, als sich die Wahrheit schrecklich vor ihren Augen enthüllte. Der Baron war ihrer überdrüssig geworden; die liebliche jüngere Schwester gefiel ihm besser. Es gelang ihm, die Liebe des unerfahrenen Kindes rasch zu gewinnen, und seine Annäherung an die ältere Schwester, die Emma nicht verborgen bleiben konnte, stellte er als eine Maske dar, um sich der jüngeren leichter nähern zu können. So trieb er einige Zeit hindurch ein frevelhaftes Spiel mit den Herzen der beiden Mädchen. Vielleicht war es wirklich seine Absicht, die ältere Schwester ihres Reichtums halber zu heiraten. Als sie in seine Entführungsvorschläge nicht willigte, wandte er sich herzlos von der Verratenen ab und benutzte seinen dämonischen Einfluß auf das arglose jüngere Mädchen, das fast noch ein halbes Kind war, zur Ausführung seiner Spekulation.

„Diese glückte dem gewissenlosen Wüstling fürs erste insofern nicht, als der Vater seine Hand von der Tochter abgezogen hatte. Sein Drohung mit einem Prozesse um Gewährung einer standesgemäßen Mitgift blieb fruchtlos, denn eine schlimme Zeit brach über Hamburg herein. Die alte Hansestadt ward zur bonne ville des ersten Napoleon. Der Senator, ein gebrochener Mann, hatte schon vorher sein Amt niederlegt, sich vom Geschäfte zurückgezogen und den größten Teil seines immer noch enormen Vermögens flüssig gemacht, um es in der englischen Bank vor den Kriegswirren auf dem Festlande sicherzustellen. Dem Baron von Altenbach blieb einstweilen das Nachsehen, erst später ertrotzte er einen geringen Anteil dessen, was zu erbeuten er dereinst gehofft hatte.

„Aber die Gesundheit des früheren Senators war untergraben. Auch war ihm der schwerste Kummer noch aufbewahrt, der ihn auf das Krankenlager warf, von dem er nicht wieder aufstehen sollte. In England, wohin er nebst seiner ältesten Tochter sich begeben hatte, fand der unglückliche Mann einstweilen ein Grab in fremder Erde; erst nach Jahren konnten seine Gebeine hierher geschafft werden, um im Familienbegräbnis die letzte Ruhestatt zu finden."

Die alte Dame machte eine Pause. Ein heftiger Kampf schien ihr Inneres zu erschüttern. Mathilde bemerkte es nicht; als die alte Dame zu sprechen aufhörte, war das junge Mädchen schluchzend auf die Knie gesunken und barg das Haupt in dem Schoße der Greisin.

Diese rang mit einem Entschlusse. Sie mußte noch ein schweres Geheimnis auf dem Herzen haben, aber konnte sich nicht überwinden, es zu enthüllen; sie schien die Hauptentdeckung bis zum letzten Augen-

Digitized by Google

blick zu verschieben, ohne zu ahnen, daß dieser ihr nahe bevorstand.

Sie legte endlich die Hand wie segnend auf Mathildens Locken.

„Emma war Deine unglückliche Mutter," sprach sie leise, „und deren unglückliche Schwester bin ich."

Mathilde schloß die Tante in die Arme. Lange Zeit verharrten beide in sprachloser Bewegung.

„Deine Mutter ward sehr unglücklich," begann die Greisin von neuem. „Lange Zeit zürnte ich ihr mit blindem, sündlichem Hasse, bis ich einst, nach manchen Jahren, sichere Nachrichten von ihrem traurigen Schicksal erhielt. Da vergab ich ihr, aber es war zu spät. Sie starb körperlich und geistig gebrochen in fremdem Lande; ihre Asche ruht auf dem Friedhofe zu Athen. Ihr einziges noch am Leben gebliebenes Kind hatte sie den Händen des tief gesunkenen Vaters nicht lassen wollen. Es schien verschwunden. Mitleidige Leute hatten es nach der Heimat der Mutter zurückgebracht und für seine Erziehung durch wackere Menschen gesorgt. Auch der geringe Rest des ihr zukommenden Erbteiles war für sie beansprucht worden und zur Auszahlung gelangt. Das Töchterchen wuchs und gedieh. Durch die Fügung der Vorsehung gelangte es zu mir, gelangtest Du in mein Haus, Mathilde. Ich habe Dich oft durch meine eisige Kälte, durch meine üble Laune gekränkt. Dein Anblick rief mir das Bild Deiner Mutter, die ich einst schwesterlich liebte und die ich später als Zerstörerin meines Lebensglückes tödlich haßte, in das Gedächtnis zurück. Tödlich haßte ich auch ihn, den Verworfenen, der mir jetzt im furchtbaren Gegensatze zu dem glänzenden Bilde des Geliebten meiner Jugend erscheint wie ein Gespenst — doch schon wieder muß ich mich an Beherrschung erinnern. Es ist ja Dein Vater! —

„O vergieb, vergieb, Mathilde," vollendete das Fräulein nach kurzer Pause, „daß ich Dir das Leben so oft verbitterte. Die Erinnerung, die durch Deinen Anblick lebendig wurde, hatte alle Wunden meines Herzens aufgerissen, Du heiltest sie durch Deine liebevolle Zärtlichkeit, die Du der Fremden, wie auch dem armen Taubstummen widmetest. Du bist ein Engel an Güte gewesen und hast mich mit dem Andenken an Deine Mutter versöhnt."

Mathildens Herz war zu voll, um ihr eine Antwort möglich zu machen. Stumm küßte sie ihre Tante, und ihre Thränen benetzten die welken Wangen der Greisin.

Die Uhr verkündete die neunte Stunde. Die alte Dame wurde von einem Frostschauer überlaufen.

„Noch so vieles hätte ich Dir mitzuteilen," sagte sie, „aber es wird für heute zu spät, und das Feuer ist schon wieder heruntergebrannt. Ich bin sehr angegriffen, und auch Du wirst morgen früh die erste Gemütsbewegung überwunden haben, mein Kind. Dann will ich fortfahren zu erzählen, jetzt aber will ich mich doch lieber zur Ruhe begeben."

Das junge Mädchen stand auf. Die unbestimmte Ahnung schwebte ihr vor, als solle ein unglückliches Ereignis eintreten und die Fortsetzung des Gespräches verhindern. Da die dauernde Erregung aber jedenfalls der Tante Nachteil bringen konnte, wagte sie nicht, den Versuch zu machen, noch mehr zu erfahren. Auch bat die Dame sie jetzt, der Dienerin die Pflege zu überlassen und einige häusliche Angelegenheiten in Ordnung zu bringen.

„Wenn ich nachher eingeschlafen bin, mein liebes Kind, so bitte ich Dich dringend, Dir gleichfalls Ruhe zu gönnen. Nein, nein, ich bestehe darauf! Du hast während dieser Woche mehrere Nächte an meinem Lager gewacht, und Deine Gesundheit ist nicht die stärkste."

Als Mathilde nach einer halben Stunde zurückkehrte, lag die Greisin in sanftem Schlummer. Das junge Mädchen entsprach daher ihrem Wunsche und begab sich gleichfalls zur Ruhe.

Glücklicher Schlaf der Jugend! Der heftigste Schmerz der Seele, die größte Aufregung des Geistes endigt im Laufe der Nacht mit einem erquickenden und stärkenden Schlummer, der nach allem Paroxismus des Leides nur um so fester wird. Nur die Schuld, das böse Bewußtsein verscheucht den Schlaf oder stört ihn durch erschreckende Träume. —

Etwa um sieben Uhr morgens wurde Mathilde durch ein Klopfen gegen die Thür geweckt. Es war die Kammerfrau, die verwirrt berichtete, daß der Zustand des Fräuleins sich verschlimmert zu haben scheine.

Angsterfüllt befahl Mathilde der Kammerfrau, sofort anspannen zu lassen und den alten Johann zum Hausarzte zu schicken. Dann kleidete sie sich rasch an und eilte zu dem Fräulein.

Sie fand die Greisin wachend, bei vollem Bewußtsein; auf dem Gesichte lag ein verdächtiger Zug. Die Gemütsbewegung des vergangenen Tages hatte die Auflösung beschleunigt.

„Mathilde, ich fühle es, der erlösende Tod wird bald kommen, und ich habe Dir noch soviel mitzuteilen," begann die Kranke. „Nach einigen Stunden könnte es schon zu spät sein, und was ich Dir zu sagen habe, darf nicht länger verschoben werden."

„Sie regen sich vielleicht zu sehr auf, liebe Tante."

„Nicht doch, mein Kind," lehnte die Leidende ab, deren Zunge schwer zu werden begann, „es muß sein. Eine Verzögerung könnte schlimme Folgen haben. Es betrifft mein Testament. So höre denn: In meinem letzten Willen bist Du als die einzige Erbin meines Vermögens genannt. In wenig Tagen, ja vielleicht in wenig Stunden wirst Du mehr als sechs Millionen Mark Banko Dein eigen nennen und wirst unbeschränkt darüber verfügen."

Zu jeder anderen Zeit wäre Mathilde von der Größe der Summe betroffen gewesen. In dieser Stunde achtete sie kaum darauf.

„Alle die langen Jahre, die ich einsam verlebte," fuhr die Greisin fort, „haben das ererbte Vermögen, von dessen Erträgen ich im Verhältnis wenig verbrauchte, durch Zins und Zinseszins so beträchtlich gemacht. Doktor Arthur Helling hat das Testament abgefaßt; es liegt wohlverbrieft und wohlversiegelt auf dem Zehntenamte, niemand wird es umstoßen



Digitized by Google

können. Dich habe ich, wie gesagt, zu meiner einzigen Erbin eingesetzt, und Du sollst auch zu einer der reichsten Damen dieser Stadt werden. Aber eine Bedingung knüpft sich daran, ein heiliges, festes und bindendes Versprechen verlange ich von Dir. Doktor Helling, der meinen letzten Willen entworfen hat, wird Dir auch behilflich sein, ihn auszuführen. Dir sowohl wie ihm vertraue ich unbedingt."

„Alles, was Du willst, liebe Tante, verspreche ich Dir," flüsterte Mathilde, die an dem Bette niedergekniet war. Die Besorgnis um das ihr so teuer gewordene Leben der Greisin erfüllte das Herz des jungen Mädchens völlig; mit wachsendem Angstgefühl sah sie die in den Zügen der schwer Leidenden sich bemerkbar machende Veränderung.

„Da ich Dir viel gebe, so habe ich auch das Recht, viel zu verlangen," stammelte das Fräulein. „Du wirst Dein Versprechen auch halten, davon bin ich fest überzeugt. Habe ich Dich doch genau genug kennen gelernt! In Deinen Händen ist die Ausführung meines letzten Willens ebenso sicher, wie in den Händen des Gerichts. Die Gerichtspersonen sind fremde Leute. Was brauchen sie um die Geheimnisse der Familie Klinghaus zu wissen . . ."

Es war der alte Stolz des hansischen Patrizierhauses, der in den Worten der Sterbenden zum Ausdruck gelangte.

„Mathilde," ächzte die Greisin mühsam, „willst Du mir fest und heilig versprechen, das große Vermögen mit Erwin zu teilen?"

Das junge Mädchen fuhr überrascht und entsetzt empor. Das also war die Bedingung, die sich an die Vererbung der Millionen knüpfte? Nun ja, das Fräulein hielt unendlich viel von dem Pflegesohn; sie mußte auch um seine Liebe gewußt haben. Auf diese Art wollte sie sein Glück sichern, ihm zugleich ihren Reichtum und die Hand des geliebten Mädchens verschaffen. Deshalb also war die Nichte zur Universalerbin eingesetzt worden. Und Arthur wußte um den letzten Willen des Fräuleins, würde Mathilde behilflich sein, ihn auszuführen, so hatte die Sterbende soeben gesagt. Jetzt konnte kein Zweifel mehr sein: Er hatte entsagt auf den Wunsch seiner Wohlthäterin, sein Glück geopfert zu Gunsten des Freundes! Daher also die Veränderung seines Benehmens . . .

Diese Gedanken flogen natürlich mit Blitzesschnelligkeit an der Seele Mathildens vorüber, und das Zögern des jungen Mädchens, auf die gestellte Frage zu erwidern, dauerte nur einige Sekunden, aber es war dennoch nicht unbemerkt geblieben. Das Gesicht der Greisin änderte sich furchtbar; die welken Hände ringend, stieß sie einen lauten Schrei der Angst aus.

„Um Gottes willen — Du zögerst, Mathilde?"

Die Kammerfrau hatte den Schrei gehört und kam besorgt herein.

„Holen Sie Erwin," gebot ihr die Dame, „aber schnell, schnell. Ich fühle, daß ich sterbe."

Schluchzend eilte die Dienerin fort.

Auch Mathilde brach bei dem schrecklichen Anblick in Thränen aus. Vergessen waren alle Gedanken, alle Gefühle schwiegen bei dem Anblick der im Todeskampfe liegenden Greisin. Wie ein Chaos lag es vor ihrem geistigen Auge, nur einmal noch tauchte das Bild Arthurs wie von einem Schleier verhüllt auf. Konnte, durfte sie ihm entsagen?

„Mathilde — versprich —" mahnte mit Aufbietung letzter Kraft die Sterbende in angsterfüllt flehendem Tone.

Der Widerstand des jungen Mädchens war besiegt.

„Sei es denn," sprach sie mit tiefbewegter Stimme. „Ich verspreche es Dir, liebe Tante; ich werde Deinen Wunsch erfüllen, und werde dies in Gegenwart Erwins wiederholen. Jetzt beruhige Dich, er wird gleich erscheinen."

Erschöpft sank die alte Dame zurück und deutete nach der Wasserkaraffe. Mathilde beeilte sich, ihr zu trinken zu geben.

Die Dienerin kehrte zurück; Erwin folgte ihr nach wenigen Augenblicken. Ein Zeichen der Sterbenden gab der Kammerfrau den Befehl, sich zu entfernen.

Als das geschehen war, richtete sich das Fräulein auf und schien nach Worten zu suchen.

Mathilde bestrebte sich, ihr zu helfen. „Ich weiß, was Du willst, liebe Tante." Sie faßte die Hand des Taubstummen: „Dein Wunsch wird erfüllt werden."

Mit unsäglicher Mühe versuchte die Sterbende nochmals zu sprechen: „Erwin — ist —" brachte sie kaum noch verständlich hervor.

„Erwin ist mein Verlobter," sprach das junge Mädchen ergänzend mit fester Stimme.

Der Taubstumme las die langsam und feierlich gesprochenen Worte deutlich von den Lippen Mathildens. Wie von einem Traum befangen, starrte er das junge Mädchen an, von dem er eine so gänzlich unerwartete Kunde erhielt.

Abermals versuchte die Sterbende zu sprechen, doch es ging nicht mehr, keine artikulierten Laute, nur einen heiseren Schrei brachte sie hervor; ihre Finger zitterten krampfhaft.

Das junge Mädchen hatte nie an einem Sterbelager gestanden; sie mußte alle Kräfte zusammennehmen, um den schrecklichen Anblick des Todeskampfes zu ertragen.

Die Greisin bildete nunmehr mit den Lippen die Laute, die ihre Zunge nicht mehr aussprechen konnte. Mathilde bemerkte das und suchte Erwin darauf aufmerksam zu machen, der in Thränen aufgelöst neben dem Bette niedergekniet war und sein Antlitz verhüllte.

Der Taubstumme konnte seine Wohlthäterin nicht leiden sehen. Er bedeckte die Hand der Greisin mit heißen Küssen, wandte aber den Blick wieder von ihren Zügen ab.

Nochmals bedeutete Mathilde ihn, den Mund der Sterbenden zu beachten, der fortwährend eifrig Worte bildete, die sie nicht deuten konnte, die aber Erwin sofort enträtselt hätte.

Der Taubstumme verstand den Wink nicht. Er reichte Mathilde wiederum die Hand und gab, das junge Mädchen anblickend, durch eifriges Nicken deutlich

Digitized by Google

zu verstehen, daß er einverstanden sei mit dem, was die Sterbende wünsche.

Durch die Spalten des Vorhanges drang ein Sonnenstrahl. Er beleuchtete das Antlitz einer Leiche.

## Zwölftes Kapitel.

Vierzehn Tage waren vergangen.

Der Frühling begann seinen Einzug. Auf dem Friedhofe von St. Petri, rings um das prächtige Erbbegräbnis der Familie Klinghaus grünte und blühte es schon, denn schüchterne Schneeglöckchen und Crocus trotzten der kühlen Luft, an den Syringen zeigte sich ein lichter Schimmer des erwachenden jungen Laubes und die braunen Knospen der größeren Bäume begannen zu schwellen.

Es war noch früh an einem Sonntag Morgen, als Doktor Helling durch die Reihen der Kreuze und Steine zu der letzten Ruhestätte seiner Wohlthäterin schritt. Lange Zeit blieb er, in düstere Gedanken versunken, bei den mächtigen Granitplatten stehen, über denen sich ein aus kostbaren Marmorquadern zusammengesetzter Grabstein erhob, in Goldschrift die Namen der hier Beigesetzten kündend. Manche der Inschriften hatte der überwuchernde Epheu fast verdeckt. Ein kunstvoll geschmiedetes Gitter schloß das Ganze ein.

Arthur zog seine Brieftasche heraus, ein Andenken, das ihm am letzten Weihnachtsfeste das Fräulein Klinghaus beschert hatte. Die Innenseite barg in einer Umgebung von Seidenstickerei den Schattenriß der alten Dame. Lange betrachtete der junge Mann die Silhouette. Dann entnahm er einer der Abteilungen des Portefeuilles ein Stückchen Papier mit der Bleistiftskizze, die im vergangenen Sommer Erwin auf Helgoland entworfen hatte, das Bildnis Mathildens. Schmerzerfüllt haftete sein Auge auf den wenigen Linien, die ein unverkennbares Bild der Züge des jungen Mädchens boten.

Nach kurzem Kampfe mit sich selbst zerriß er das Blättchen langsam. Flatternd schwebten die weißen Stückchen in der Luft und sanken dann zwischen dem reichen Blumenschmuck nieder, der die Granitplatten umgab.

Doktor Helling pflückte ein grünes Blatt von einem der Kränze und legte es an die Stelle des Bildchens in die Brieftasche. Einen Augenblick preßte er die Hand gegen die glühende Stirn, dann wandte er sich entschlossen zum Gehen. Da sah er zwischen den blätterlosen Zweigen eine Dame in schwarzem Gewande, die sich näherte. Nach wenigen Sekunden erkannte er die Kommende. Es war Mathilde.

Auch sie hatte ihn gesehen und hemmte einen Augenblick ihre Schritte. Dann ging sie rasch auf das Grabmal zu. Sie trug einen prächtigen Kranz von den seltensten Treibhausblumen, den sie auf den Stein legte.

Mit stummem Gruße war der junge Mann ihr begegnet und fast mechanisch folgte er ihr wiederum zum Grabe.

Die Wangen der jungen Dame färbten sich einen Augenblick so dunkelrot wie die herrlichen Kamelien, die in dem Kranze prangten. Aber schnell verging die verräterische Färbung. Der tiefste Seelenschmerz zuckte um den Mund der Jungfrau.

Sie nahm auf einer benachbarten kleinen Bank Platz. Der Advokat lehnte sich an einen Baumstamm.

„Es sind schöne Blumen," sagte er mit trüber Stimme halb für sich. „Aber ich habe soeben etwas mir noch weit Kostbareres auf diesem Grabe niedergelegt. — Schade um den Kranz," fuhr er nach einer Pause fort. „Wie bald werden seine Kelche verwelken und in alle Winde zerstieben. Eine einzige rauhe Nacht kann die schönsten Blüten zerstören."

Mathilde schwieg und führte ihr Taschentuch an die Augen.

Der Advokat fuhr fort: „Gestern pflog ich eine lange Unterredung mit Erwin. Er teilte mir auf meinen Wunsch ausführlich mit, wie das Fräulein Klinghaus gestorben sei. Ich erfuhr von ihm alles, alles! Er weihte mich auch in das Geheimnis ein, über das ich mit seiner Zustimmung jetzt zu Ihnen sprechen darf — seine Verlobung mit Ihnen, mein Fräulein, an dem Sterbebette seiner Tante. Zunächst glaubte ich, ihn nicht richtig verstanden zu haben. Er gab mir anheim, aus Ihrem eigenen Munde die Bestätigung zu hören.

Mathilde neigte leicht das Haupt als Zeichen der Bejahung.

„Ich glaubte nicht, daß es so kommen würde," fuhr Arthur düster fort, „weil ich ein dereinst mit Ihnen geführtes Gespräch nicht aus dem Gedächtnis verloren hatte. Erlauben Sie mir einige Bemerkungen, mein Fräulein; sie sollen kurz und ernst sein, der Würde dieses Ortes angemessen. Fräulein Klinghaus hatte diese Verlobung gewünscht, wie Erwin mir mitteilte. Ich glaube es gern. Sie wollte Erwins Glück sichern, und ich bin überzeugt, daß das ihr Wille war. Erwin wird auch durch Ihre Hand glücklich werden, überglücklich. Von ganzem Herzen kann ich ihm deshalb zu dieser Verlobung gratulieren."

Arthur zögerte einen Augenblick. Die kräftige Mannesstimme war weich geworden. Aber sich bezwingend fuhr er fort:

„Auch Ihnen möchte ich Glück wünschen. Ich kann es nicht!"

Mathilde ließ das Tuch von dem thränenüberströmten Antlitz sinken: „Diese Verbindung war der letzte Wunsch meiner sterbenden Tante," sagte sie mit bebender Stimme. „Im Angesicht des nahenden Todes beschwor sie mich, ihn zu erfüllen. Ich gab mein Wort. Das von der Sterbenden mir abgerungene Versprechen bindet mich nunmehr, und ich muß es erfüllen."

„Und deshalb werden Sie Erwin Ihre Hand reichen. Doch Sie haben recht. Der letzte Wunsch der sterbenden Tante mußte erfüllt werden. Vielleicht hat sich auch Ihre Meinung, diejenige, die Sie dereinst mir gegenüber aussprachen, geändert. Sagen Sie mir, dem treuen Freunde Erwins, daß Sie ihm jetzt mit Ihrer Hand auch Ihr Herz schenken. Vielleicht zürnen Sie mir ob dieser Bitte. Weisen Sie sie zurück, oder betrachten Sie sie als nicht geschehen.

Digitized by Google

Nie werde ich es zum dritten Male wagen, mich in Ihr Vertrauen zu drängen."

„Nicht doch," antwortete das junge Mädchen nunmehr festen Tones. „Wir wollen Freunde bleiben. Aber es muß das letzte Gespräch dieser Art zwischen uns sein. — Was mein Herz spricht, das ist mein Geheimnis. So viel kann ich Ihnen sagen, daß es mir gebieterisch, mit starrem Zwang auferlegt, die von mir eingegangene Verpflichtung zu erfüllen. Wenn mir dies schwer, sehr schwer wird, so sühne ich damit eine ererbte Schuld, die das Leben der hier Ruhenden vergiftete. Sie sind der einzige, der eine Ahnung von den Kämpfen meiner Seele besitzt. Es ist indessen jetzt bereits das Schlimmste überstanden. Ich bin gefaßt geworden. Ich will mein Schicksal tragen, und niemand soll mir ansehen, was ich fühle."

Arthurs Gesicht war wie von Marmor gemeißelt, unbeweglich in herbem Schmerze. Er hatte die Zähne zusammengebissen. Seine Augen blieben trocken, aber es lag ein unsägliches Weh darin.

Mathilde las in seinen Zügen und reichte ihm von Mitleid überwältigt die Hand. „Fassen auch Sie sich. Die Zeit macht alles möglich. Ich habe geglaubt, es nicht tragen zu können und jetzt schon kann ich es. Sie werden es gleichfalls lernen. Sie sind ein starker Mann."

„Und das schwache Weib muß mir Mut einsprechen," sagte Arthur wie aus einem Traum erwachend. „Sie haben recht, mein Fräulein. Es muß sein! Ich danke Ihnen für den gütigen Trostzuspruch."

„Jetzt versprechen Sie mir," fuhr Mathilde fort, „daß auch Sie mir beistehen wollen, den letzten Willen meiner Tante zu erfüllen. Denn daß Sie das thun würden, war auch die Überzeugung des Fräulein Klinghaus, der sie auf dem Sterbebette klaren Ausdruck gab. Wären Sie anwesend gewesen, ich bin gewiß, auch Sie hätten ihr das Versprechen gegeben, das ich nunmehr von Ihnen verlange."

Über Arthurs Züge flog ein bitteres Lächeln: „Das ist wohl möglich. Sie war meine Wohlthäterin, und ich bin es in der That ihrem Andenken schuldig. Mein Wort als Mann darauf, ich will es. Ich verspreche Ihnen den gewünschten redlichen Beistand, den letzten Willen der Dame zu erfüllen," sagte er in festem Tone, „und noch eines will ich hinzufügen — ich muß es, ich kann nicht anders: Niemals soll Erwin es erfahren, daß ich Sie heiß und innig, von ganzem Herzen geliebt habe und daß ich Sie ewig lieben werde!"

Mathilde verhüllte das Gesicht und erhob sich: „Leben Sie wohl für immer!" flüsterte sie, sich von ihm abwendend. „In Zukunft bleiben wir Freunde, Verbündete — und dennoch müssen wir Fremde für einander sein."

Er ergriff die ihm dargereichte Hand, drückte einen heißen Kuß darauf und wiederholte: „Für immer!"

Dann entfernte er sich mit schnellen Schritten. Mathilde warf noch einen langen Blick auf das Grab und verließ dann langsam den Kirchhof.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Frühlingsatem.

Blau von Veilchen ist das Gartenbeet,
Alle Sträucher sind mit lichtem Grün besponnen,
Frühlingsatem hat mich angeweht
Und mein Herz wird jung in diesem Zauberbronnen.

— — — — — — — — — — — — —

Süßer Traum, der ach, so schnell vergeht,
Der da kommt und schwindet mit den Lenzeswonnen;
Nur ein kleines Veilchen möcht' mein Herz sich sonnen —
Nur, so lang die Welt in Blüten steht...

**Leon Vandersee.**

## Die Dakotahs oder Sioux.

Eine Studie nach eigenen Beobachtungen.

Von **Charles Thomassin.**

I.

Einen Kenner der indianischen Verhältnisse konnte die Nachricht von dem Ende der Messiasbewegung, die in den letzten Monaten des Jahres 1890 alle Prairieindianer bis in die Felsengebirge ergriffen hatte, nur erfreuen. Denn bei dem Charakter der amerikanischen Rasse, deren Blutdurst und Grausamkeit durch die Verzweiflung vollständig entfaltet wurde, war für die schon so blühenden westlichen Kolonien, speciell in Dakota, in denen sich auch sehr viele Deutsche befinden, das Schlimmste zu befürchten. War es ja überdies der ungleich mächtigste, kriegerischeste und wildeste Stamm, der in der Bewegung in den Vordergrund trat — derjenige der Dakotahs oder Sioux.

Es ist gewiß von großem Interesse, Näheres über diese Nation, über welche Details nur in ganz geringem Maße und zwar meist in der amerikanischen Litteratur vorhanden sind,*) zu vernehmen. Ich habe in den Missionen unter den Dakotahs geweilt und es ist mir deshalb möglich, aus

*) In der deutschen Litteratur ist über die Sioux wenig zu finden. Das Werk des Oberstlieutenants R. J. Dodge, „The Hunting Grounds of the Great West, a Description of the Plains, Game and Indians of the Great North-American Desert" erschien in deutscher Übersetzung von Dr. Karl Müller-Mylius im Jahre 1884 zu Wien (Hartleben). Dasselbe enthält manche Einzelheiten über die Dakotahs, im allgemeinen aber beschäftigt es sich mit den weiter südlich wohnenden Cheyennes. Aus diesem Werke nahm Hesse-Wartegg Stoff zu seiner Beschreibung der Prairie-Indianer im 3. Bande seines Werkes „Nordamerika" (Leipzig, Gustav Weigel 1879). Neben den veralteten Werken Catlins, Heckewelders und anderer sah ich auch das umfassende Buch des Prinzen zu Wied über seine Reise in das Innere Nordamerikas, welches trotz seiner frühen Publikation (Koblenz 1839) ganz interessante, wenn auch nicht immer zutreffende Ausführungen über die Sioux enthält. Rudolf Cronaus belletristische Skizzen sind bekannt.

Digitized by Google

persönlicher Anschauung Aufschlüsse über sie zu geben. Als vor 2 Jahren der Kampf zwischen ihnen und der Regierung ausbrach, habe ich mich beeilt, dies zu thun und in der Kölnischen Zeitung (vom 7. Dezember 1890) und im „Ausland" (Nr. 7 vom 16. Februar 1891) diesbezügliche Studien veröffentlicht. Die folgenden Aufklärungen sind letzterer berühmten Zeitschrift für Erd- und Völkerkunde entnommen.

Das kürzlich in einen Nord- und Südstaat zerlegte Territorium Dakota, das mit einem Flächeninhalt von 3 861 539 qkm. nur dem Staate Texas nachsteht, ist die gegenwärtige Heimstätte der alten Nadonessioux. — Daß letztere Bezeichnung, wie auch der bekannte Londoner Indianerforscher William Blackmore bemerkt, in ihrer Abkürzung den Spitznamen der Dakotahs lieferte, ist sehr wahrscheinlich. Nadonessioux (d. i. Feinde) wurden sie von den Algonquinnationen genannt, von ihren Nachbarn, den Ojibuas und Chippewas, Nandoëssi. Alte Schriftsteller, z. B. Schoolcraft (Gov. Cass-Expedition, S. 307) und Bradbury, verunstalten den Namen Dakotah in Narcota; auch die Astoria von Washington Irving enthält Unrichtiges mit Bezug auf Stammbezeichnungen.

Der Nation gehörte bekanntlich früher das ganze Land zu beiden Seiten des Missouri zwischen dem Mississippi (von den Dakotahs Minne Tonka, d. i. großes Wasser, genannt) im Osten und den Black Hills und dem Yellowstoneflusse (Watpah Achähka, d. i. Elkfluß) im Westen, von den Quellflüssen des Platteflusses im Süden bis zu den Turtle Mountains und dem Minne Wakan (d. i. Geistsee, englisch Devils Lake) im Norden.*) Wenn ich diese nördliche Grenze der Sioux, die übrigens heute noch maßgebend ist, annehme, so fasse ich selbstverständlich den Stamm der Assiniboins, die von ihren Verwandten im Süden getrennt leben und auf welche ich noch zu sprechen komme, nicht ins Auge. Nach der ungeheuren Gebietsabtretung im Jahre 1851 war schon der Grund zu der gegenwärtigen Beschränkung gelegt. Als im Jahre 1873 Gold in den Black Hills entdeckt wurde, ergab sich ein weiteres Vordringen der Weißen. Wenn auch die „Itascas" Sitting Bull, Red Cloud und Spotted Tail mit ihren Kriegern diesem Vordringen kraftvoll entgegentraten, so konnte doch für die Dauer der Widerstand nicht bleiben, und die raubenden und vertragsbrüchigen Weißen hatten den Vorteil. Der Minister des Innern, Karl Schurz, brachte schließlich im Jahre 1878 die feste Ansiedelung in den Reservationen zu stande, die sie mit Ausnahme der Grand Sioux Reservation westlich vom Missouri bis hin nach Montana und Wyoming, welche der Ansiedelung vor etwa drei Jahren eröffnet wurde und einen gewaltigen Länderbesitz für sie bildete, noch heute innehaben. Ich bin in der Lage, über dieselben Details geben zu können.

Bei den Turtle Mountains ist die nördlichste Reservation und Agentur von Dakota. Dieselbe enthält noch 3500 Indianer und wurde von der Unruhe um so mehr ergriffen, als man eine Übersiedelung derselben nach der westlicher gelegenen White Earth Reservation plante. Südöstlich vor ihr liegt die Devils Lake Agency, an dem schon oben erwähnten größten See Dakotas bei Fort Totten, welche etwa 900 Sisseton, Wahpeton und Cuthead Dakotahs überwacht. Die zwei ersteren Stämme befinden sich auch noch an den südlicher gelegenen Sisseton- und Wahpeton-Reservationen in einer Gesamtzahl von 1500. Dieselben ziehen sich den James- oder Dakotafluß entlang östlich bis zur Grenze von Minnesota und südlich bis etwa zum Plateau du Coteau des Prairies. Westlich vom Missouri befindet sich nördlichst die Standing Rock Agency bei Fort Yates. An ihrer Reservation leben 4500 Blackfeet, Unkpapas, Upper and Lower Yanktonai Dakotahs, unter denen sich, wie auch unter ihren Stammesbrüdern an der Devils Lake Reservation, bereits eine große Missionsthätigkeit entfaltet hat. Sie erstreckt sich südlich in das frühere Gebiet der Grand Sioux Reservation hinein, die eigentlich alles Land westlich vom Missouri bis zum Yellowstone, im Norden begrenzt durch das Gebiet der Mandans, Minnetaries (Gros Ventres der Franzosen und Arikkaras (les Ris der Kanadier), im Süden vom White River, umfaßt. Die nicht genügend abgegrenzten Gebiete der Rosebud Agency mit 7300 Brulé Dakotahs und der Pine Ridge Reservation mit 8000 Ogallalla Dakotahs, die so viel im Aufstand von sich reden machten, ferner die Cheyenne River Agency mit 2300 Sans Arcs, Two Kettle, Minneconjoux und Blackfeet Dakotahs greifen gleichfalls in dieselbe hinein. Am Missouri selbst in Süddakota befinden sich die Crow Creek Agency mit 3200 Yanctonais und die Yancton Agency mit 1950 Yanctons.

Die Stämme*) werden meist in die Santees oder oberen Banden und in die Tetons oder unteren Banden unterschieden. Früher teilten sie die Handelsleute in die Gens du Lac und Gens du Large ein, d. i. in Leute von Minne Wakan und solche der Prairie. Die ersteren heißen Mende-Wakan-Toann oder Medowakanton, d. i. das Volk vom Geistersee, und sind einer der oberen Stämme. Als zweiter derselben sind die Wach-Pe-Kuteh, engl. Leafshooters, zu nennen, denen sich die Wach-Pe-Toann oder Wahpeton, d. i. die vom Dorfe der Blätter, anschließen, sowie die Sissi-Toann (Sisseton), d. i. die vom Sumpfdorfe. Letztere waren an der ersten Metzelei in Minnesota, wo sie früher wohnten, mit den ärgsten Grausamkeiten beteiligt.

Die Medowakanton zerfallen wieder in die Kiuksas, Chemenitschas (das ch immer in der Kehle zu sprechen), Kabotsches, Mochäh-Jutischen, Uiate-Sitscha und Ti-ta-toënn, d. i. die vom Prairie-(Tihta)-Dorfe (toënn). Die Wachpekute haben, wie auch die Sissitoann, schon feststehende Dörfer und treiben Ackerbau und Viehzucht. Man nennt diese Stämme Santees von Isanti, weil sie früher am Isant Amte, d. i. an einem der „Tausend Seen", geweilt haben sollen. Die Tetons oder unteren Stämme zerfallen in die Yanctons oder die vom „Enddorfe", und in die Yanctonais (die Prinz zu Wied den grausamsten, gefährlichsten Stamm nennt, was bezweifelt werden kann), d. i. Abkömmlinge (wörtlich Einer) vom Enddorfe. Von diesen dürften die Stämme der Brulés, d. i. der Leute mit den verbrannten Schenkeln, deren Häuptling Spotted Tail (der gefleckte Schwanz) ist, der Two Kettles (zwei Kessel) oder Two Boilings, der Siha-Sahpa, d. i. Schwarzfüße (Blackfeet), der Minne Kontschou, d. i. der vom Wasserrande, der Onkpapas, d. i. der Alleinlagernden, der Sans Arcs (Ohne Bogen), auch Wanoak-Ketennina (durch Unvorsichtigkeit getötet), und der Itawitsos nur Unterabteilungen sein. Die Ogallallas gehören gleichfalls zu den unteren Stämmen. Ihr Name bedeutet „Wanderer". Ihr Häuptling ist Red Cloud. Ich nenne die Assiniboins (Steinkocher?) absichtlich

*) Diesen umfangreichen See erwähnt Robert von Schlagintweit in seiner Schilderung der Prairie des amerikanischen Westens (Köln, Eduard Mayer 1876) überhaupt nicht.

*) Dieselben wurden früher von Erbhäuptlingen beherrscht, während jetzt vielfach Usurpatoren regieren.

Digitized by Google

zuletzt, obgleich sie wahrscheinlich zum Stamme der Yanctonais gehören, da sie sich von den ihnen verwandten Dakotahs, wie man sagt, infolge eines Gefechtes am Teufelssee getrennt haben. Sie sollen in ihrer Gesamtzahl 30 000 sein, jedoch läßt sich hierüber nichts Genaues bestimmen. Ihre südliche Grenze beginnt bei Fort Union, es scheiden sie also von ihren Brüdern die Stämme der Mandans, Minnetaries und Arikkaras. Sie haben das Gebiet zwischen dem Missouri im Süden und dem Saskatschewan und Winnipegsee im Norden, dem Assiniboinfluß im Osten und dem Milkfluß im Westen. Von den Engländern werden sie Stone Indians von den Franzosen les gens des roches genannt. Diese Bezeichnung trifft aber, streng genommen, nur für einen ihrer Stämme zu, nämlich den der Jatónabine, dessen Name eine ähnliche Bedeutung hat. Die Sprache der Assiniboins ist der Hauptsache nach die der Dakotahs, jedoch haben lange Trennung und der Umgang mit anderen Nationen gewisse Änderungen hervorgerufen.

Ich habe oben die Siouxindianer die wildesten und mächtigsten genannt. Daß sie an Zahl über allen anderen stehen, dürfte aus den Ausführungen bereits ersichtlich sein. Man hat sie früher auf 50 000 (mit Ausschluß der Assiniboins) geschätzt, für die gegenwärtigen Verhältnisse ist diese Zahl zu hoch gegriffen. Jedoch mag man, da nicht alle Indianer zur Agentur kommen, deren Schätzungen meine oben angeführten Zahlen entlehnt sind, etwa noch 45 000 als einigermaßen zutreffende Anzahl des Gesamtvolkes annehmen. Interessant ist, daß der Siouxstamm der einzige ist, bei dem die rapide Bevölkerungsabnahme, die sonst bei den nordamerikanischen Indianern auftritt, nicht stattfindet. Es mag der Grund darin zu suchen sein, daß, trotzdem gewisse soziale Ursachen der Abnahme auch bei den Sioux vorhanden sind, und ebenso wie politische durch Kriege stets vorhanden waren, dennoch das Klima des gegenwärtig von ihnen bewohnten Landes einen großen Schutz gegen ansteckende Krankheiten bietet und überdies auch die Laster, welche die Weißen dem Tode zuführen, von ihnen nicht in dem Maße angenommen wurden, wie von den anderen Indianern, welche — das ist wohl der Umstand, der in erster Linie zu berücksichtigen ist — nicht diese Nationseinheit und Nationsmacht aufzuweisen hatten wie die Dakotahs und deshalb auch nicht so widerstandsfähig waren.

Was die Wildheit der Sioux anlangt, so mag zu ihrem schlimmen Rufe die Reihe von grausamen Gemetzeln beitragen, die sie seit dem Jahre 1862 im Konflikte mit den Weißen herbeiführten. Man weiß, daß in diesem Jahre 641 Ansiedler und 93 Soldaten ihr Opfer wurden und diese den Tod häufig unter den furchtbarsten Qualen erlitten. Dann kam das Fettermansche Blutbad am 21. Dezember 1866 in der Nähe von Fort Phil Kearney, in dem Oberst Fetterman mit 80 Mann, von den Sioux unter Red Cloud und Red Dog in einen Hinterhalt gelockt, eine Beute des Todes wurde. Auch an dem Kriege vom Jahre 1868, den allerdings auch die Cheyennes, Arrapahoes, Kiowas Comanches führten, waren die Brulés und Ogallalla Dakotahs beteiligt. Man kennt den furchtbaren Feldzug der nördlichen Sioux unter Sitting Bull, welcher am 25. Juni 1876 das Massakre des Generals Custer mit seinen Truppen zur Folge hatte. Die Sioux sind allerdings immer begierig auf den Angriff, und der kriegerische Charakterzug, welcher im Laufe der Zeit bei anderen Stämmen sich nicht mehr so sehr bethätigte, ist ihnen nicht zu nehmen. Daß sie sich auch jederzeit die furchtbarsten Grausamkeiten zu Schulden kommen lassen, daß sie in dieser Hinsicht eine hochentwickelte Erfindungsgabe besitzen, ist schon oft besprochen worden. Sollte man ihre Grausamkeit eingehender schildern, so würden die Einzelheiten manchem Leser die Lektüre verleiden. Mir ist eben ein Fall gegenwärtig, in welchem die Indianer sechs gefangene Soldaten nach ihrer Sitte lebendig verbrannten, und den Opfern, während sie sich in der Glut wanden, Pfeile mit rotglühenden Spitzen in das zuckende Fleisch schossen.

Ich habe selbst gesehen, welche grausamen Gelüste die uns anvertraute Jugend an den Tag legte. Kaum fanden sich die ersten Tiere im Frühjahre wieder in der Prairie, als sie sich schon bemühte, sich ihrer zu bemächtigen, um alle ersonnenen Qualen an ihnen zu vollziehen. Man kann daraus schließen, wie sie ihre Neigung auch später noch befriedigen wird. Die indianischen Frauen sind in dieser Hinsicht dem männlichen Geschlechte noch überlegen. Wollte ich der Greuelthaten erwähnen, welche Dodge in dem Kapitel seines Werkes „Gefangene“ erzählt und die ich an Ort und Stelle selbst berichten hörte, so würde ich den Anstand und das Gefühl meiner Leser zu sehr verletzen. Ich glaube jedoch, daß man unrecht thut, die Dakotahs bei Besprechung der Grausamkeit der amerikanischen Rasse so sehr in den Vordergrund zu stellen. Man erinnere sich nur an die Kriegerprobe der Cheyennes, in welcher der Vater den eigenen Sohn der gräßlichsten Tortur unterwirft, und an das, was von den Arrapahoes, Kiowas, Comanches, Apaches und anderen Stämmen erzählt wird. Mord und Raub bilden eigentlich die Haupttugend der Sioux wie der anderen Stämme. Sie werden als solche schon den Kleinen nahegelegt, und es ist nicht zu verwundern, daß diese jedes sittlichen Gefühles, jeder Distinktionsfähigkeit zwischen Recht und Unrecht entbehrend aufwachsen. Sie wissen, daß es die höchste Ehre ist, entweder einen Skalp zu erbeuten oder ein Pferd oder sonst Wertvolles zu rauben. Es ist selbstverständlich, daß an eine Heranbildung einer solchen Jugend nach einer gewissen Altersgrenze nicht mehr zu denken ist. Wenn man sie nicht in den ersten Jahren zur Bildung erhält, ist es mit einer Hinführung zur Kultur vorbei.

(Schluß folgt.)

---

## Lenz.

Ich will den Frühling nicht besingen
Er ist ja selbst schon ein Gedicht,
So hold wie seine Weisen, klingen
Der Menschen schönste Lieder nicht.

Will nur die Winternacht vergessen,
Erwärmen mich an seiner Brust:
Der Menschheit tiefes Weh ermessen
An seiner hohen Jugendlust.

Will auch ein Tröpflein Lethe trinken
Aus Blütenkelchen rings im Feld,
Mich einmal frei und glücklich dünken,
Als wäre mein die ganze Welt.

Könnt' dann wohl mit der Lerche tauschen,
Die hoch im Sonnenäther singt,
Daß Wald und Flur voll Andacht lauschen
Dem Hymnus, der so jubelnd klingt.

Digitized by Google

Auch statt der Rose wollt' ich blühen
Auf schlankem Stiel in farb'ger Pracht;
Im ersten Sonnenstrahl erglühen
Nach süß durchträumter Sternennacht.

Wär' gern einmal der Quell im Walde,
Der silbern sich ins Moos ergießt,
Und über blum'ge Bergeshalde
Als fröhlich Bächlein thalwärts fließt.

Ach, alles, alles, was auf Erden
Den Zweck des Daseins ganz erfüllt,
Wo inn're Kraft im steten Werden
Bis zur Vollendung sich enthüllt.

Warum ward's der Natur gegeben
Zu halten treu, was sie verspricht?
Warum kann nur das Menschenleben
Nie voll genügen seiner Pflicht?

Dort sind's nur unbewußte Kräfte,
Durch die der Keim ans Licht sich drängt,
Sich nutzbar macht der Erde Säfte,
Als Knospe dann die Hülle sprengt.

Und hier, ein zielbewußtes Wollen,
Der ew'gen Schöpferkraft verwandt;
Ein klar Erkennen, was wir sollen,
Doch frei die That — in eig'ner Hand.

Und dennoch steht im Herbst des Lebens
Der Mensch so oft auf kahler Flur,
Ja, selbst die Früchte seines Strebens
Gedeih'n zu halber Reife nur.

O Frühling! all Dein Blüh'n, Dein Werden
Pocht mahnend an des Menschen Herz,
Du bist zum Träumen nicht auf Erden,
Nein, wachsen sollst Du himmelwärts.

Du sollst nicht Lerche sein noch Blume,
Nicht heimisch sein auf ird'scher Flur;
In Deiner Seele Heiligtume
Ruh'n Keime höherer Natur.

Nur das lern' von des Frühlings Walten,
Das rings so Herrliches nun schafft:
Das Kleinste lerne ausgestalten
Zu Großem durch des Willens Kraft.

Dann mißt Du nicht an Lenzes Wonnen,
Der Menschheit Weh — brauchst Lethe nicht;
Du stehst an höheren Glückes Bronnen,
Und jedes Dunkel wird zum Licht.

Ja, laß aus diesem Born mich trinken,
O Sehnsucht — Pulsschlag meiner Brust!
Gieb Flügel mir, laß mich nicht sinken,
Dich stillt ja doch nicht ird'sche Lust.

Das höchste Ziel will ich mir stecken,
Und starrt um mich auch Winternacht,
In mir den ew'gen Frühling wecken,
Der mich zum Himmelserben macht.

**U. v. W.**

---

# Etwas über das Schlachtenbild.

Von **Ulrich Grafen Schack.**

I.

Das Schlachtenbild nimmt einen ansehnlichen Raum in der darstellenden Kunst ein, weil das Volk sich in seiner Vergangenheit betrachten, an seinen ruhmreichen Thaten erfreuen und auf die Zukunft hoffen will, indem seine Bildungswurzeln in der Vergangenheit liegen, seine Blüten und Blätter in der Gegenwart, seine knospende Kraft sich der Zukunft zuwendet. Solche Darstellungen sind ihm eine verständliche, sichtbare Bestätigung seines Wertes, denn sie schildern ihm eine That seines Wesens als vereinigtes Volk, nicht einzelner Personen. Will doch jeder Deutsche von deutscher Gesinnung und gesunder Erziehung teilhaben am Ruhm der Hermannsschlacht; ist ihm sein Vaterland doch mehr als ein Ort, um Geschäfte günstig zu betreiben. Der Gang des friedlichen Lebens vereinzelt die Menschen, die allgemeine Gefahr verknüpft sie, macht sie mehr gleich. Der gemeine Soldat sieht, wie im Kriege selbst der Offizier entbehrt, und die Kugel keine Ungleichheit kennt. Die vornehme und die geringe Frau senden ihre Söhne für die gleiche Sache in die Gefahr, und die sich vielleicht niemals ansprechen, reden sich nun an. Selbstsucht verroht, Glück macht die Herzen hart, Kummer weich. Somit eignet dem Kriege, namentlich dem Verteidigungskriege, ein *ethisches* Moment, ein nationales und volkstümliches in der Hingabe an ein Gemeinsames und Hohes.

Doch nicht, um die Wahrheit zu erfahren, will das Volk von der Vergangenheit wissen, sondern um das Gemüt zu bewegen, denn wer voll in der Gegenwart lebt, schätzt die *Gefühle* am höchsten, auf die er alles bezieht, und die immer *wirklich* oder nicht sind. Deshalb auch liegt ihm alle *sachliche* Geschichtsforschung fern; es verwandelt die Geschichte in *Sage*. Das Volk will sich als ein Werdendes erkennen im belebenden und tötenden Hauche der Zeit, deren Wesen es zwar nicht begreift, deren Gewalt es aber fühlt, so lebhaft fühlt, zu meinen, daß selbst Götter ihr unterlägen. So fürchtete Wodan den Spruch der Zeitgöttinnen, und Prometheus redet Zeus an:

> Hat nicht mich zum Manne geschmiedet
> Die allmächtige Zeit
> Und das ewige Schicksal,
> Meine Herren und Deine?

Der mit seinem Volk lebende Mann will fortleben in seinen Kindern und denkt nicht kosmopolitisch, er läßt denselben nicht die Welt zum Erbe, sondern das Vaterland: aber die abstrakte Wissenschaft ist kosmopolitisch, zuweilen sogar nur politisch in ihren historischen Werken. Anders der Maler mit seinen Formen und Farben, die zu den Sinnen sprechen, ihm kommt's mehr zu, mit seinen Bildern zu ergreifen als zu belehren: Darum mag er uns auch Kämpfe malen, in denen Männer ihr Blut vergießen für Hab und Gut, Staat, Familie und Recht. Es schaut das Volk solche Gemälde und spricht: „Das war ich, die Thaten habe ich gethan mit mutigem Herzen vor Gott dem Zeugen!" Ein deutscher Dichter sah Marathon und schrieb folgende Verse als Merkwort tapferer Jünglinge:

> Halb von öden Gebirgen umkränzt streckt Marathons heilige
> Ebene gegen des Meeres schimmernde Bucht sich herab.

Digitized by Google

Feierlich schweigt es umher, stumm kreisen die Adler, und einsam
Über dem weiten Gefild schwebt der Gefallenen Ruhm.

Hast Du ein Herz für Dein Volk und betrittst Du in stiller Abendstunde ein Feld, da es blutete für sein Recht, so wirst Du ihn vernehmen, den leisen Siegesgesang, sei es auf den Sandhügeln bei Kunersdorf, sei es auf der getreidereichen Flur bei Wahlstatt.

Die Malerei kann die verschiedenen Thätigkeiten des Volks zum Felde ihrer Darstellungen machen, doch ist darin die Schlacht die volkstümlichste. Als das deutsche Volk, geistig erschüttert bis in die kleinbürgerlichen Kreise hinein, sogar bis in den Bauernstand, sich auf sich selbst besann und erhob, um eine Großthat zu vollbringen, wichtig wie kaum eine zweite geschehen ist, als es in der Reformation den deutschen Genius von fremder, wenn schon vielleicht gutgemeinter Bevormundung befreite, da stand auch da eine volkstümliche Kunst. Ob als Kunst hoch oder gering anzuschlagen, sei nicht untersucht, sie war germanisch, zeigte das Volk bei seinen Geschäften, Festen und Kriegen mit einer Genauigkeit, wie vor- und nachher es keine Kunstepoche wieder erreicht hat. Diese Kunst war in ihren Bildern und Bildchen derb, witzig, wahr, zuweilen rührend innig und immer — gesund. Die gleichzeitige italienische Kunst war nicht so beschaffen, nicht volkstümlich, sondern bei aller Herrlichkeit höchst vornehm: denn das italienische Volk als Volk schlief. Ließ doch sogar ein Dürer seine Kupferstiche von seinem Weibe auf dem Markte feilhalten. Diese Erzählung hat für mich etwas Rührendes wie diese Bildchen selbst, geschaffen in jenem stillen Hause bei der vieltürmigen, altersgrauen Burg: auch einem Werke des Volks. Eine volkstümliche Kunst streift beschränkten Sinnes über die Erde hin, nur wenn sie zu den Tiefen des Herzens schweift wird sie groß, sogar einzig. Zwei Künstler sind es vorzüglich, die uns das beweisen, Shakespeare und Rembrandt. Die deutschen Maler und Zeichner, aus dem damals blühenden Handwerkerstande hervorgegangen, fixierten dabei eigentlich nur naiv ihren eigenen Geist. Besonders der launige Zug, der ihren Darstellungen eigen, ist ein Zeichen, daß sie die Sache trafen: denn das Volk hat eine Neigung zum Kleinen, zu Scherz und Witz. Der Maler kann von unseren Kleinmeistern lernen, wie der Dichter aus dem Volksliede. Es hat einen großen Reiz, in diese Welt von Kupferstichen und Holzschnitten hineinzublicken, und ich möchte glauben, daß selbst unsere hervorragendsten Illustratoren, ein Chodowiecki, ein Menzel, die Alten in ihrer schlichten, unbefangenen Treue und herzigen Art nicht erreicht haben, wenngleich ihr Blick ein weiterer ist.

Zum Gegenstande selbst zurückzukehren, die heroische That eines Volkes ist die Schlacht, eine That der Pflicht. Fleiß, Bescheidenheit und Pflichttreue, das sind drei Kleinode, und es sind die Tugenden eines edlen Volkes. Der Stoff gefällt am Bilde zunächst, nicht sein Kunstwert, und es ist das Schlachtenbild neben dem Heiligenbilde seine Wahl. Der Krieg ist die allgemeine That des Volkes, sein religiöses Leben sein allgemeines Empfinden. Es führt die Vaterlandsliebe die Menschen zusammen zu Völkern, die Frömmigkeit zu Kirchen. Endlich hat sich das Blut der Norddeutschen und Süddeutschen nach langer Zwietracht und vielem Hohne der Fremden in Schlachten gemischt, die dem Ruhm des eigenen Volks galten; und dieser Kitt, denke ich, wird halten. „Seid tapfer, denn Ihr seid sterblich," sagt Stein: aber es ist doch schöner, für ein Edles tapfer zu sein, und es ist edler, es mit dem Bruder zu halten als mit dem Ausländer. Einzig das macht die Bilder in der Ruhmeshalle zu Berlin bedeutend, daß sie von einer großen Vergangenheit sprechen, zuletzt sogar von der Einheit Deutschlands, während sie doch keine Kunstwerke sind. Vielleicht ist die Zeit nicht mehr fern, da es erlaubt sein wird, in Tempeln Schlachtenbilder aufzuhängen und siegreiche Waffen in den Heiligtümern des Landes.

Es zerfallen nun die Darstellungen von Männerkämpfen in zwei Arten: in die eigentlichen Schlachtenbilder und in die Gruppenkämpfe. Der Gruppenkampf bildet ein Ganzes, ein geschlossenes Kunstwerk, das Bild der Schlacht, wenn es auch wegen Mangels an Raum nur ein Stück des Kampfes zeigt, muß wenigstens Momente enthalten, die an den Kampf von Heeren denken lassen. Das Schlachtenbild als etwas nicht Geschlossenes, über den Rahmen hinausgreifend in das Ungesehene, bloß in der Einbildungskraft Erkannte, ist weniger künstlerisch gedacht, als das Gruppenbild. Der große pergamenische Fries, der einen siegreichen Feldzug der Pergamener symbolisiert durch einen Kampf der Götter und Giganten, löst sich in Einzelkämpfe auf und ist eigentlich nichts als eine Reihe von Gruppenbildern. Angebracht an dem Heiligtume des Zeus, war es wohl geeignet, zum Volke zu reden, wie es damals war, wo noch das Sklaventum herrschte, mithin der kleine Mann noch nicht zum Volke gehörte, ein Vaterland noch nicht besaß. Ähnlich scheint sich die Darstellung der Schlacht bei Anghiani von Lionardo da Vinci in Gruppenkämpfe zerlegt zu haben, traut man den erhaltenen Resten. Jedenfalls ging Lionardos Kunstauffassung bei derartigen Stoffen weit über die Wirklichkeit oder Natur hinaus: alles ist heroisch in hohem Stil gedacht, selbst Rosse fallen sich wütend an. Das strengere Schlachtenbild aber wird den Kampf nur in einem Hauptpunkt zeigen können, wie man wohl eine Stadt in einem wichtigen Platze darstellt und das übrige ahnen läßt. Derart zeigt das treffliche Gemälde von Werner Schuch „Zieten bei Katholisch Hennersdorf" eigentlich nur die Reitersgestalt des kühnen Führers, und dennoch hat man den Eindruck der Schlacht. Auch eine Darstellung wie Defreggers „Heimkehr des Tiroler Landsturms" wirkt ergreifend wie ein Schlachtengemälde: ist es doch ein Kriegsgemälde, volkstümlich erfunden. Die Männer, die da marschieren, sind freiwillige Landwehr, kleine Leute: doch besitzen sie eine Heimat, den Boden, den sie verteidigten, haben sie selbst gepflügt.

Ich will nicht das weite Feld der Kriegsdarstellungen durchmustern, um darin alles Typische aufzuzeigen und so für die ästhetische Forschung vielleicht neue Gesichtspunkte zu gewinnen, es soll mir genügen, drei Bilder, die gewiß typisch sind, zu betrachten. Der Leser, sein Gedächtnis nach Kriegsbildern durchlaufend, mag alsdann selbst daran das Passende anreihen.

### 1. Die Alexanderschlacht.

Der prachtvolle zu Pompeji 1831 aufgefundene Mosaikfußboden, die Schlacht bei Issus darstellend, faßt den Vorgang in seinem Kern, dem Reiterangriff Alexanders auf die Umgebung des Perserkönigs Darius, der den Sieg thatsächlich entschied. Wäre dem auch anders gewesen, der Künstler war berechtigt, es so zu nehmen: sind doch Kunstwerke nicht Vorlegeblätter für den Geschichtsunterricht, vielmehr Kinder des Gefühls und der Phantasie. Der antike Künstler, dessen großer Name nicht auf uns kam, wie sein

Digitized by Google

merkwürdiges Werk, hat aus seiner Einbildungskraft denn auch reichlich hinzugefügt. Doch sind die Griechen und Perser an der Tracht wohl zu unterscheiden, wie die Kunst wohlthut, die thatsächliche Wahrheit ohne Grund nicht zu verleugnen.

Ein Baumstamm mit blattlosen Ästen — symbolisch ist das wohl nicht zu deuten — teilt die Bildfläche in zwei ungleiche Hälften, und ist die kleinere den Angreifern, also den Griechen, die andere größere den Angegriffenen zugewiesen. Von den Griechen ist eigentlich deutlich zu sehen nur Alexander selbst, die übrige Reiterei durch einige Köpfe und Lanzen bloß gekennzeichnet, das Fußvolk fällt überhaupt aus dem Bilde fort. Einen Teil eines Menschenhauptes mit kranzgeschmücktem Helm — man deutet es auf Hephästion, den Freund des Helden — und den Kopf eines Pferdes, dessen übriger Leib über den Bildrahmen hinaus ins Unsichtbare, von unserer Einbildungskraft zu Ergänzende fällt, sieht man hinter Alexander. Im letzten Hintergrund zeigt sich noch ein behelmtes Gesicht und eine Helmspitze, die wohl gleichfalls auf das griechische Heer zu deuten sind, da die Perser Helme nicht tragen. Das ist ungefähr alles, was von der Armee der Angreifer gesehen wird. Dennoch genügt es, die Gewalt des Ansturms zu versinnbildlichen, einen Windstoß auf Spreu. Ein Lanzenstoß scheint die Schlacht zu entscheiden, Alexander führt ihn tödlich, auf seinem schnellen Roß heransprengend, gegen einen vornehmen Perser (Oxatras, der Bruder des Groß-Königs Darius).

Figurenreicher ist die künstlerisch geordnete Gruppe der erschreckten Perser: Entsetzen und Flucht versinnbildlichen sich hier aufs sprechendste und mannigfaltigste. Es leuchtet eben eine bildliche Mannigfaltigkeit schneller dem Verstande und Gemüte ein als mühsame Erzählungen. Somit ist das Plötzliche des Sieges unvergleichlich charakterisiert und zugleich die Wichtigkeit desselben, denn die Könige selbst, Alexander und Darius treffen aufeinander. Man sieht ihre großen Heere nicht, aber die Einbildungskraft ergänzt sie leicht. Die Vorzüge des Gruppenbildes sind hier also nicht verloren, eine geschmackvolle Anordnung der Figuren zu einem Ganzen, Übersichtlichkeit und leichtes Verständnis. Der Geschmack zu feinster Einsicht entwickelt, läßt noch das Plastische, also Zeichnung und Bewegung in der Malerei vorherrschen.

(Schluß folgt.)

---

# Rischiasringa.

Eine indische Sage.

Treulich nacherzählt von **Wilhelm Mader.**

(Schluß.)

### 4. Wisandaka.

Als aus dem Walde Wisandaka kehrte zurück, der gestrenge
Heilige Mann mit den grüngelben Augen, umwallet
Von den zottigen weißlichen Locken und struppigem Barte,
Bis zu den Fingerspitzen behaart, der frömmste der Büßer,
Sah er den lieblichen Sohn in Gedanken versunken noch dastehn;
Und ihm ahnte nichts Gutes. „Mein Sohn," so sprach er, „was ist Dir?
Noch brüllt das Vieh in dem Stalle verschlossen und auch nicht gespalten
Seh' ich das Holz, und's Geschirr ist wohl gar auch nicht gescheuert?!
Ganz verwirrt und verändert erscheinst Du mir. Was ist geschehen?"
— „Vater," erwidert der Jüngling, „ein Büßer ist zu mir gekommen,
Weiß war sein Antlitz und voll, die Augen wie leuchtende Sonnen,
Rot und lächelnd der Mund und lang die glänzenden Haare;
Glatt war sein Kinn und hoch seine Brust, und frisch wie der Lotos
Duftete er und die Stimme war hell wie des Kokila Singen.
Und er redete freundlich mit mir und wollte mich grüßen,
Und da zog er mein Haupt hinab und drückte die warmen,
Duftigen Lippen so süß auf den Mund mir, daß wonniger Schauer
Durch die Glieder mir fuhr, wie ich's nicht vermag zu beschreiben.
Und er ist fort, und ich weiß nicht, wohin er gegangen, doch sehne
Ich mich nach ihm und ich möchte nur immer da sein, wo auch er ist.
Mir ist im Herzen so bang, seit er fort ist, ich möchte ihn sehen:
Und daß er oft mich noch grüßte so süß mit dem lieblichen Gruße!"
Aber Wisandaka sprach, im Herzen ergrimmt, zu dem Sohne,
„Nimm Dich in acht, denn ich weiß es, ein böser Geist ist's gewesen,
Wie sie in schöner Gestalt im Walde manchmal erscheinen,
Um der Heiligen Buße zu stören und ganz zu verderben."
Und er stürmte davon in blinder Wut, um zu suchen,
Die es gewagt, in den heiligen Hain ihm frevelnd zu bringen.
Rischiasringa doch bangte gar sehr für das liebliche Wesen,
Daß es der Vater entdecke, denn er hatte im Herzen es lieber
Noch als den Vater — und wär' es ein böser Geist auch gewesen!

### 5. Die Flucht.

Kaum daß Wisandaka war verschwunden im Walde, erschien auch
Wieder Lomapadas Töchterchen leise, behutsam und zagend.
Rischiasringa ersah sie, vor Freude erbebend, und eilte
Schnell ihr entgegen, die groß mit den leuchtenden, lachenden Augen
Liebeglühend ihn ansah, und: „Eiligst!" rief er, „entfliehen!
Fort will ich mit Dir, Du Lieber, zu Deinem Haine; es darf uns
Nicht mehr hier treffen der Vater, der heftig Dir zürnt, und ich mag nicht
Ohne Dich bleiben allhier." Und er faßt ihre Hand und sie führt' ihn
Schnell zu dem duftigen Hain, der auf dem Schiffe gepflanzt war.
Freudig empfing sie der König und löst' unverzüglich den Anker
Und es jagte das Schiff stromabwärts zur Hauptstadt von Anga.
Auf dem Schiffe nun saß bei Santa Rischiasringa
Und er fragte gar viel und sie plauderten glücklich und heiter.
Plötzlich fiel es ihr schwer auf das Herz: wenn nun Rischiasringa
Andre Mädchen ersieht, die schöner als ich sind (sie wußte
Nicht, daß die schönste sie war und die lieblichste Jungfrau von allen),



Digitized by Google

Ob ihm nicht besser gefällt von den anderen eine? Denn jetzt hat
Er noch keine gesehen, als mich, drum erschein' ich ihm lieblich;
Fessle ich jetzt ihn an mich so hab' ich sein Herze betrogen!
Und sie sagte es ihm: „Betrittst Du, Geliebter, in Anga
Unseren Strand, so wirst Du der Mädchen hunderte schauen
Und noch viel schön're als mich; dann werd' ich Dir nimmer gefallen!"
Rischiasringa erwidert ihr drauf: „Das kann nicht geschehen!
Daß es noch Schöneres giebt, als Du bist, nicht kann ich es glauben;
Wenn es auch wäre, für mich wirst Du immer die schönste doch bleiben,
Denn nicht Dein Äuß'res allein ist's, das mir das Herz hat bezwungen,
Sondern es ist etwas anderes noch, das die Seel' mir berauschet,
Denn ich vermeine in Deinen Augen Dein Inn'res zu sehen,
Und es ist mir so lieb Deine Seele, wie nichts auf der Erde:
Wie Du lächelst und blickst und redest, alles entzückt mich,
Und bei Dir nur allein möcht' immer und ewig ich leben."
Und er umfaßte der Königstochter blühendes Haupt und
Küßte ihr herzhaft den rosigen Mund, denn er hatte gelehrig
Schon das Geheimnis erfaßt des lieblichen Grußes; und Santa
Ließ ihn gewähren, denn lustig im Herzen ihr blühte die Liebe.
Wie nun Rischiasringa mit Santa das Ufer von Anga
Bei der Hauptstadt Tschampa betrat, da schaute vom Himmel
Indra wohlgefällig herab auf das Paar; und befruchtenden Regen
Sandte er reichlich herab auf die dürstenden Fluren, die gierig
Tranken das langentbehrte, erfrischende Naß; und bald sproßten
Überall lustig empor die Blumen und Saaten, und alles
Wuchs und gedieh, wie nimmer zuvor, so kräftig und üppig,
Und es jubelt das Volk, aus der Not befreiet: der Name
Rischiasringas erscholl von tausend glücklichen Lippen.
Bald auch wurde die liebliche Santa dem Jüngling vermählet,
Wie sie es beide sehnsüchtig erwünscht und vom Vater erflehet.
Und sie lebten im Glück, wie nimmer ein Paar auf der Erde.

6. Segen.

Als Wisandaka sah, daß sein Sohn ihm mit Listen entführt war,
Loderte auf sein Zorn wie eine verzehrende Flamme,
Welche ein Opfer will, und also rief er im Grimme:
„Wenn ich gefunden ihn hab' und die ihn entführten, so will ich
Fluchen der Maid, die verführt ihn, und fluchen den Helfern, und fluchen
Denen, die böslich den Rat ersonnen, und fluchen dem Lande,
Das sie beherbergt, daß alle im Jammer müssen verderben,
Denn des Wisandaka Fluch wird erhöret im höchsten der Himmel!"
Und er ging die Kausiki entlang stromabwärts nach Süden.
Als er ins Angaland nun gelangt, da mußte er staunen,
Wie so sichtlich der Segen des Himmels auf Feldern und Fluren
Üppige Saaten und Wiesen erzeugte, wie nimmer er's schaute;
Überall fröhliches Volk und große, prächtige Herden.
„Wem verdankt Ihr den Segen und Reichtum?" so fragt' er die Hirten.
„Rischiasringa, des heil'gen Wisandaka Sohn!" so ward ihm zur Antwort.
Weiter nun zog er und reicher und schöner fand alles der Alte
Noch, je mehr er der Hauptstadt Tschampa sich nahte, und wo er
Fragte, da hört' er das Lob seines Sohnes Rischiasringa
Und das eig'ne dazu: das schmeichelt ihm heimlich im Herzen.
Lomapada erfuhr des Wisandaka Nahen, und wie er
Langte in Tschampa an, da wurde er festlich empfangen,
Und es jubelt' das Volk ihm entgegen, das freute den Heil'gen.
Und da sah er den Sohn so glücklich und ihm an der Seite
Santa so lieblich und schön und strahlend vor Glück, und es wurde
Warm ihm ums Herz, und der Groll und der Fluch, sie waren vergessen.
Segnend erhob er die Hände gerührt, und es hörte ihn Indra.
Und er kehrte zurück in den Hain mit fröhlichem Herzen.

---

## Unterhaltungsschriften.

Angezeigt von O. v. L.

**Die Pflicht gegen sich selbst.** Roman von F. von Zobeltitz. 2 Bde. (Berlin, Bonz & Co)

Der Verfasser hat sich bis jetzt zumeist begnügt, seine Begabung umherstreifen zu lassen, wie es ihm der Augenblick eingab. Er entwickelte dabei Einbildungskraft und vermochte zu spannen und zu unterhalten. In dem vorliegenden Roman hat er sich ernster zusammengefaßt, dem Ganzen einen tieferen Gedanken zu Grunde gelegt und der Ausarbeitung des Stoffes und der Menschen offenbar Liebe zugewendet. So steht dieses Werk auch bedeutend höher, als seine übrigen Romane und erfreut auch Leser, die mehr als eine flüchtige Unterhaltung verlangen. Ich empfehle es besonders den Gutsbesitzern unter unseren Lesern; es enthält, so fest sich der Verfasser auf den Boden der konservativen Gedanken stellt, manche, vielleicht bittere, aber sehr erwägenswerte Wahrheit. Es wird mich herzlich freuen, wenn der Verfasser auf diesem Wege weiterschreitet.

**Der Sohn der Sterne.** Roman von O. Elster. (Breslau 1894, Schles. Verlagsanstalt.)

Ein mit Geschick erzählter Ichroman. Der Erzähler ist der Sohn eines Astronomen von jüdischer Abstammung. Als junger Mann, aber schon zum Christentum bekehrt, war er in einem gräflichen Hause Erzieher. Da entspann sich eine Liebe zwischen ihm und der Tochter des Hauses; gegen den Willen der Ihrigen folgte sie dem Manne ihres Herzens. Das Kind aus ihrer Ehe ist nun der „Sohn der Sterne". Der Ausgang des Stoffs und dessen Entwickelung sind nicht neu und im allgemeinen nicht frei von verblaßter Romantik. Aber der Verfasser hat dem Ganzen poetische Stimmung gegeben und im Kantor eine lebendige Gestalt geschaffen.

**Auf heiligem Boden.** Roman von O. Ernst. 2 Bde. (Breslau 1894, Schles. Verlagsanstalt.)

Der Roman spielt in Palästina. Die landeskundige Verfasserin entrollt ein sehr lebendiges Bild des Lebens auf dem „heiligen Boden", führt uns in die englische, deutsche und jüdische Kolonie, deren Mitglieder sie sehr geschickt miteinander in Beziehungen zu bringen weiß. Durch die Umstände wird das Ganze zu einer kulturgeschichtlich fesselnden Studie; die Merkmale der Angehörigen verschiedener Völker sind entschieden herausgearbeitet. Auch die Beziehungen zu

Digitized by Google

den religiösen Verhältnissen geben dem Roman mehr Gehalt, als ihn sonst Unterhaltungsschriften weiblicher Verfasser besitzen.

**Sterbliche Götter.** Roman von Wilhelm Wolters. (Berlin W., Deutsches Verlagshaus, Bonz & Co.)

Das Buch scheint ein Erstlingswerk. Es schildert Menschen, die wie Meteore glänzend auftauchen, bejubelt und angebetet werden und dann an den Folgen der eigenen Handlungen plötzlich zu Grunde gehen. Der Verfasser ist begabt, er hat den Stoff geschickt aufgebaut und das Äußere der Begebenheiten und Menschen in gebildeter Sprache wiedergegeben. Aber noch dringt er nicht in das Innere, obwohl die Fähigkeit dazu vorhanden ist. Für einen Band von 284 Seiten giebt es zu viel Handlung und zu viele Teilnehmer; das schon hindert die liebevolle Ausarbeitung. Es wird mich freuen, in einem neuen Buche des Verfassers Fortschritt nach dieser Richtung feststellen zu können.

Schon mehrmals im Laufe der letzten Jahre habe ich darauf hingewiesen, daß die religiösen Fragen immer häufiger in Romanen behandelt werden. Die Thatsache beweist, daß die Erregung auf diesem Gebiete des Gefühlslebens, deren Werden und Wachsen sich nun seit etwa fünfzehn Jahren verfolgen läßt, mehr bedeutet als eine Modelaune. Wenn auch in der Auffassung nichts weniger als Einheit herrscht, die einzelnen Schriftsteller eigentlich selbst noch innerlich unfertig sind, so zeigt sich doch allgemein die Abwendung vom materialistischen Geiste. Die selbstzufriedene Verneinung beginnt auch im jüngeren Geschlechte an Boden zu verlieren. Und das ist immerhin ein gutes Zeichen.

Der erste der drei Romane heißt:

**Eine suchende Seele.** (Leipzig, Carl Reißner.)

Der Verfasser — manche Züge lassen an eine weibliche Feder denken — hat sich nicht genannt. Er vertritt mehr das, was man heute die „ethische Bewegung" nennt; er ist sittlicher Idealist, aber weiß noch nicht warum, deshalb versteht er den Kern des Christentums nicht. Auch hat er es sich leicht gemacht, da er als dessen Hauptvertreter nur einen Orthodoxen von recht weltlichem Streben sinn hinstellt. Dadurch wird die Fassung des Problems gefalscht. Welches Mißverstehen liegt in den Worten, die der ehemalige Theologe, der „Held", S. 203 spricht: „Das Christentum lehrt, wir sollen uns durch Sünde erniedrigen, dann wird Gott uns erheben." Derartige schiefe Auffassungen finden sich an verschiedenen Stellen, auch in den Worten der Mutter der weiblichen Hauptgestalt. Aber wenn ich auch mit dem Verfasser in seiner Weltanschauung nicht übereinstimme — sie erinnert an die im „Pfarrer von Breitendorf" von W. von Polenz — weil sie sich zu sehr um die Probleme herumbewegt, statt in sie einzudringen, so erkenne ich doch gerne das ernste Streben an. Die Darstellung ist gewandt.

Auf fast kirchlichem Standpunkte steht:

**Parzival von Berlin.** Roman von Erdmann Graeser. (Berlin, Bibliogr. Bureau, Alexanderstr. 2.)

Auch dieser Verfasser ist sicher noch im jugendlichen Alter. Dafür spricht schon, daß er sich einen Gymnasiasten, späteren Studenten zum Träger des Hauptgedankens, des Kampfes um Gott wählt. Die Denkergebnisse eines so jungen Kopfes können noch nicht reif sein. Daß er mit etwa neunzehn Jahren ein Buch schreibt, „95 neue Thesen", die ganz materialistisch und gegen Religion und Kirche gerichtet sind, gewinnt einen leisen Anstrich von kaum beabsichtigter Komik. Ebenso, daß der Jüngling Gott zu sein glaubt, weil er einige Zeit mit einer Dirne lebt. Die Bekehrung eines solchen Geistes hat zu wenig Beweiskraft in sich, denn man kann mit Recht sagen, daß diese erste Zeit der Verneinung nur die Vorläuferin eines neuen, noch heftigeren Kampfes sei, der, mit schärferem Verstande geführt, zu neuer Verneinung führen könne. Als Vertreter reinen Christentums führt der Verfasser einen Professor der Naturwissenschaften ein, der den Knaben nach dem Tode der Mutter zu sich genommen und erzogen hat. Aber auch seine Worte lassen ein tiefes Eindringen in die Hauptsache vermissen, wenn sie auch manche gute Wendung, manches scharfe und treffende Wort gegen den Materialismus enthalten.

Der Verfasser besitzt Anlagen zum Humoristen, wie die Nebengestalten beweisen. Aber noch läßt er sich von der Keuschheit schlichter Natur zu leicht ablenken und giebt den Gestalten Züge, die mehr der niederen Komik angehören. Die Beziehungen zum Parzival sind ziemlich oberflächliche. Trotz der Einwände verdient auch dieses Buch Beachtung.

Künstlerisch am höchsten steht:

**Fermont.** Von Walther Siegfried. (München, Dr. E. Albert & Co.)

Künstlerisch nicht so sehr in der äußeren Form. Das Buch ist zusammengesetzt aus Briefen einer Freundin und Berichten eines Freundes des Fermont und aus dessen Briefen und Aufzeichnungen. Dadurch ergiebt sich ein Wechsel des Tons, der die Einheitlichkeit stört. Aber innere Form ist vorhanden, und überall fühlt man, daß der Verfasser an Begabung über der Horde der Romanschreiber steht und im Kern seines Wesens ein Dichter ist. Sachlichkeit im gewöhnlichen Sinne fehlt ihm, er ist nichts weniger als ein Realist, ihm genügt es nicht, Menschen und Welt mit den Sinnen zu empfinden und deren Äußeres wiederzugeben, er schafft aus lebendigem Gefühl, aus dem Drange des Gemüts. Das Erleben seines Helden ist ihm nicht Stoff, den er ruhig aufbaut, es ist sein eigenes Leben, erfüllt vom Pulsschlag der eigenen Persönlichkeit. Und so wird es, was jede echte Dichtung sein soll, Bekenntnis.

Adrian Fermont, das uneheliche Kind eines Künstlers, reichbegabt, wird vom Schicksal verfolgt; trotz heldenhaften Ringens schlägt ihm alles fehl. Er verliert den Glauben, zuletzt, von Menschen getäuscht, von der Liebe betrogen, zieht er sich als Menschenhasser in die Einsamkeit einer wilden Natur zurück, in der er Ruhe und Frieden zu finden hofft. Mit Gotteslästerungen und Flüchen auf die Menschheit beginnen seine Aufzeichnungen. Durch den Einfluß einiger schlichten, armen Menschen, in denen tiefer Glaube und die Liebe leben, wird er allmählich zu einer neuen Weltanschauung geführt: der sittlichreligiöse Kosmos baut sich langsam in seinem Geiste auf, „und tiefen Sinn erkennt er, wo er sonst Widersinn verhöhnt hat" (S. 234). Und er erkennt die Größe der Liebe, die ihm in einfacher Hülle entgegentrat und sich opfert, um ihre Gottesabkunft zu beweisen, und Ahnung höheren Seins steigt in ihm auf. Klar wird ihm, daß der forschende Verstand allein nicht zur Leitung des Lebens genüge, daß in uns eine andere regelnde Macht, das Gemüt, lebe, in der die Pflicht der Liebe wurzelt. Und wenn es auch nicht ausgesprochen ist, wenn Fermont auch noch jung an Jahren bei einer opferwilligen That sein Leben eingebüßt hat, so können wir doch annehmen, daß er noch vorher „Gott geschaut" hat.

Ganz wird das Buch nur verstehen, wer in sich selber vom Übertrotz und Gottes- und Menschenhaß den Weg des

Digitized by Google

Leidens zum Frieden hat gehen müssen; wer sein Ich gebändigt und die Liebe gefunden hat. Aber die Zahl dieser Gottessucher mehrt sich ja von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, nichts mehr wird die große Erneuerung der Geister aufhalten können, die sich seit nun beinahe zwanzig Jahren vorbereitet und ein vertieftes Christentum zum Ziele hat. Schon in der Zeit von 1883–1886 ist sie stark in der Dichtung hervorgetreten, von neuem macht sie sich fühlbar, und auch dieses Buch ist ein Zeugnis von dem „heimlichen Kaiser", der da durch das Zwielicht unserer Tage wandelt, vom Geiste Christi. Ich wünsche dem sicher noch jugendlichen Verfasser aus ganzem Herzen, daß die Wahrheit immer klarer in seinem Geiste sich gestalten und er als echter deutscher Idealist — das Wort im gesunden Sinne genommen — als scharfsehender Träumer bleiben möge: ein Kämpfer des neuerwachenden Geistes auf dem Gebiete des deutschen Romans. Äußerlicher, platter Realismus, unsägliche Gedankenarmut, geschmackloseste Lüsternheit haben diese Gattung tief geschädigt, nur echte Dichter können sie wieder zur künstlerischen Gesundheit bringen. Ich hoffe und wünsche, daß Siegfried einer der Ärzte des Kranken sein werde.

---

## Spruchartig.

Gott hat einst den Mond erschaffen,
Zu erhellen uns're Nacht:
Lehren sollt' er, wie man artig
Seinen Weg durchs Dasein macht.

— Erst taucht er aus tiefem Dunkel,
Wächst dann zu dem vollen Schein —
Und dann wandert er gelassen,
Wieder in das Nichts hinein!

**Helene Bernard.**

---

## Vermischtes.

**Eine wichtige Verordnung Karls des Großen.** Wohl noch nie ist eine Verordnung so segensreich für den Gartenbau gewesen als die, welche Kaiser Karl der Große erließ und worin er seinen Unterthanen gebot, welche Blumen, Gemüse, Obstsorten, Gewürz- und Heilpflanzen sie im Hausgarten anzupflanzen hatten. In diesem Gebot besitzen wir ein so kostbares Dokument über den Inhalt der damaligen Wirtschaftsgärten, daß wir den wesentlichen Inhalt dieses Pflanzenverzeichnisses in etwas veränderter Reihenfolge hier wiedergeben wollen. „Wir wollen," sagt der große Fürst, gewohnt, die Angelegenheiten seiner Unterthanen bis ins kleinste zu regeln, „daß man in den Gärten alle hier aufgezählten Pflanzen halte." Wir finden darunter von Ziergewächsen: Rosen, Lilien, Siegwurz, Schwarzkümmel, Diptam und Malven; von Duftgewächsen: Frauenminze, Katzenminze und Rosmarin; von Gewürzkräutern: Muskateller, Salbei, Pfefferkraut, Esdragon, Kümmel, Mutterkümmel, Anis, Ammi, Dill, Sellerie, Petersilie, Koriander, Kerbel, weißen und schwarzen Senf, Kresse, Schnittlauch, Porree, Zwiebeln, Knoblauch und Schalotten. Wir finden ferner von Gemüse- und Salatpflanzen: Gurken, Kürbisse und Melonen, Kletterbohnen und Saubohnen, Kichererbsen und maurische Erbsen, Endivien- und Lattichsalat, Cichorie, Mohn, Runkelrüben, Mohrrüben und Pastinaken, Gartenmelde und Spinat, Kohl, Kohlrübe und Rettich. Von Arzneipflanzen, die jeder bauen sollte, sind angeführt: Griechisch Heu (Foenum graecum wohl als Vieharznei), Raute, Eberraute, Meerzwiebel, Coloquinta (? hier ist wahrscheinlich die stark purgierende Springgurke gemeint), Poley, Liebstöckel, Fenchel, Sadebaum, römische Minze, Krauseminze und Pferdeminze, Rainfarn, Haselwurz (als damaliges Brechmittel), Althee und Kreuzwolfsmilch (als Purgiermittel). Darauf folgen noch für das Hausgewerbe: Färberröte, und Weberkarde. Und zum Schlusse dieser Verordnung heißt es: „Und jeder Landmann habe auf seinem Hause Jupitersbart." Unter der letztgenannten Pflanze ist die bekannte Hauswurz oder der Donnersbart (Sempervivum tectorum) zu verstehen, welche die Landleute noch heute, treu dem Gebote des alten Kaisers, auf die Hausdächer oder Gartenmauern, sowie namentlich auch auf die Thorpfosten des Gartens pflanzen, in dem alten, bis nach Indien verbreiteten Glauben, daß das Gewächs mit seinem kerzengerade aufsteigenden Blütenschaft das Haus wie ein natürlicher Blitzableiter vor dem Blitze, und den Garten vor Hagelschlag schützen werde. Th.

**Warmer Winter.** Die Hallische Chronik erzählt, daß um Weihnachten des Jahres 1186 in Deutschland eine solche Wärme geherrscht habe, daß die Bäume im Januar zu blühen angefangen, die Äpfel im Februar so groß wie welsche Nüsse gewesen, und Wein und Getreide sehr zeitlich geblüht habe. Weil auch keine Fröste mehr eingetreten, sei Mitte Mai die Getreideernte, Anfang August die Weinlese gewesen. An allen Naturprodukten sei Überfluß gewesen und ein so fruchtbares Jahr wie 1186 in Deutschland nicht wieder erlebt worden. Gr—r.

**Kaltblütig.** Der französische Marschall Bugeaud sah sich eines Tages genötigt, dem Lieutenant L. vor der Front seines Regiments einen derben Verweis zu erteilen. Außer sich durch die Schroffheit desselben, riß letzterer eine Pistole aus dem Halfter und drückte sie auf den Kommandeur ab. Glücklicherweise explodierte nur die Kapsel, worauf sich Bugeaud zu seinem Adjutanten mit den kaltblütigen Worten wandte: „Notieren Sie diesem Herrn drei Tage Zimmerarrest wegen schlechter Instandhaltung seiner Waffen!" Hierdurch zur Besinnung gebracht, stürzte sich der Übelthäter seinem Vorgesetzten, dessen Großmut er ja das nach den Militärgesetzen auf der Stelle verwirkte Leben verdankte, zu Füßen, erwarb sich Verzeihung und wurde später der ergebenste Adjutant des Marschalls. Th.

---

## Inhalt der No. 32.

Haus Dodendorf. Roman von A. Marby. Forts. — Am Alsterufer. Roman von Gustav Kopal. Forts. — **Beiblatt:** Frühlingsatem. Von Leon Vandersee. — Die Dakotahs oder Sioux. Eine Studie nach eigenen Beobachtungen. Von Charles Thomassin. I. — Lenz. Von U. v. W. — Etwas über das Schlachtenbild. Von Ulrich Grafen Schack. I. — Rischiasringa. Eine indische Sage von Wilhelm Mader. Schluß. — Unterhaltungsschriften. Angez. von O. v. L. — Spruchartig. Von Helene Bernard. — Vermischtes.

---

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

# Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 33.


## Haus Dodendorf.

Roman

von

**A. Marby.**

(Fortsetzung.)

### VIII.

So aufrichtig gemeint Frau Paulas Bitte um Baronesse Arnsfelds verlängerten Besuch gewesen sein mochte, war sie doch weit entfernt, über die Abreise ihrer Gäste Kummer zu empfinden. Ja, sie atmete leichter, wie von drückendem Zwange befreit, seit sie sich nicht mehr in der unheimlichen Nähe Melanies wußte.

Auf Befehl der Schloßfrau wurde die Krankenstube, wozu die Not des Augenblicks das hübsche Gastzimmer gewandelt hatte — tagelang gelüftet, dann, durch doppelten Verschluß fest abgesperrt, jedem unbefugten Fuß unzugänglich gemacht — damit schien der ganze letzte Zeitabschnitt, welcher so viel des Aufregenden gebracht, abgethan, für alle Schloßbewohner in den Bann des Vergessens gerückt. Nicht allein die Herrschaft, das ganze Haus- und Hofgesinde hatte unter dem bedrückenden Zwange der traurigen Ereignisse gelitten. In den Gängen und Korridoren hatte man nur mit gedämpften Stimmen zu sprechen gewagt, kein lautes Scherzwort, geschweige ein helles Lachen war vernommen worden.

Nun wurde es mit einem Male anders. Eine frohe Geschäftigkeit machte sich im Schlosse bemerkbar. Unter eifrigen Vorbereitungen zum Weihnachtsfeste, von der Schloßfrau dirigiert, bemächtigte sich jedes einzelnen eine gewisse festliche Stimmung schon vor Anbruch der Feiertage.

Und dann diese selbst! Es wollte allen auf Schloß Dodendorf bedünken, als hätten sie solch ein köstliches, fröhliches Weihnachtsfest nie vorher verlebt. Der Schloßherr und seine Gemahlin segneten im stillen Baronesse Arnsfelds Entschluß. Die Gegenwart der trauernden, ernsten Renata hätte doch vielleicht einen Schatten über das freudenreiche Christfest geworfen.

Ach! wer den Zauberstab besäße, die holde Freude an seine Schwelle zu bannen!?

Der Weihnachtsjubel war kaum verklungen, der Januar noch nicht zu Ende, als aus dem weiten, hallenartigen Festsaal des Dodendorfer Schlosses abermals ein Leichenzug sich bewegte. Aber nicht der öde, verschneite Dorfkirchhof ist sein Wanderziel, sondern die im Park erbaute Familiengruft. Die gotische Bogenwölbung des breiten Eingangsportals umziehen frische Laubgewinde, auch das Innere der der schlichten Grabkapelle ist festlich geschmückt zum Empfange der beiden lieblichen Menschenknospen, die abgefallen sind vom blühenden Lebensstammbaum der Dodendorfs, und nun viel vor der Zeit an der Seite ihrer Ahnen die letzte Ruhestatt finden.

Außer dem im Kadettenhause weilenden ältesten Sohne waren die sämtlichen Dodendorfschen Kinder von der in Stadt und Land verheerend auftretenden Scharlachepidemie ergriffen worden. Ärztliche Kunst und aufopferndste Pflege vermochte nur die beiden älteren Kinder dem Leben zu erhalten, die vierjährige Olga und der noch nicht zweijährige Arthur fielen der bösartigen Seuche zum Opfer.

Wohl empfanden die schmerzerfüllten Eltern den Verlust ihrer holden Kleinen als einen schweren Schicksalsschlag, aber im Anblick der ihnen gebliebenen teuren Lieblinge fügten sie sich dem göttlichen Ratschluß in demütiger Ergebung.

Eines Vormittags befand Frau Paula sich in ihrem Wohnzimmer mit Schreiben beschäftigt, als sie durch ein zwar leise, doch eifrig auf dem Korridor geführtes Zwiegespräch gestört wurde.

Unwillig erhob sie sich, um dem „Dienstbotenschwatz zu ungehöriger Zeit“ ein schnelles Ende zu machen, da, als sie eben im Begriff, die Thür zu öffnen, hörte sie die junge Wirtschaftsmamsell in verweisendem Tone sagen: „Alle miteinander seid Ihr nicht gescheit, Christiane! Wilhelm (der Diener) macht sich bloß über Euch abergläubisches Volk lustig, er hat vom Spuk so wenig was gehört oder gesehen,




Digitized by Google

wie Du und ich. Hüte Deine Zunge, Christiane, damit der dumme Schnickschnack nicht der ‚Gnädigen' zu Ohren kommt, Du bist sonst die längste Zeit im Schlosse gewesen."

„Mag's sein, Mamsell, und Sie mögen's glauben oder nich, wahr is's doch; sein Geist —" die gedämpfte Stimme des Hausmädchens nahm den Ton einer Kassandra an — „geht hier um und find't nich eher Ruhe, bis der Fluch erfüllt is. Geben Se mal acht, Mamsell, das ‚Haus' stirbt aus, der Anfang is ja nu gemacht."

Wie wären Mamsell und Hausmädchen auseinandergestoben, hätte die Schloßfrau, deren Anwesenheit im kleinen Salon die erstgenannten nicht ahnten, plötzlich die Thür geöffnet! Dies wäre zweifellos geschehen, in heftig aufbrausendem Zorn hätte Frau von Dodendorf dem unvorsichtigen Geschwätz ein jähes Ende bereitet, hätte sie sich in ruhiger Gemütsverfassung befunden. Aber ihr Gleichmaß war erschüttert. Die, von den aufregenden Vorgängen, welche mit Melanies Krankheit und Pflege verknüpft gewesen, angegriffenen Nerven hatten ihre alte Spannkraft noch nicht wiedererlangt, als die beiden Kinder erkrankten. Deren Pflege und Tod, der Schmerz um die entrissenen Lieblinge, erschöpfte Frau Paulas Kräfte. In ihrer äußeren Erscheinung, ihrem Wesen, war davon nichts zu merken, vielfach wurde sogar die „merkwürdige Fassung" der beraubten Mutter bewundert, doch was es auf sich hatte mit jener bewunderten Fassung zeigte dieser Augenblick, wo Paula unfreiwillig die prophetische Rede ihrer Dienstmagd vernahm. Ihre Hand, welche schon die Thürklinke erfaßt hatte, glitt kraftlos herab; während draußen die Sprecherinnen sich entfernten, lehnte die totenbleiche Herrin in halber Ohnmacht gegen die Wand, sekundenlang vergeblich bemüht, ihre wirr durcheinander kreisenden Gedanken zu ordnen.

Wessen Geist im Schlosse „umgehen" sollte, darüber konnte Frau von Dodendorf nicht in Zweifel sein; von ihren abergläubischen Leuten wurde die alberne Mär geglaubt und — wie es so üblich — unter schauerlichen Ausschmückungen weiter erzählt. Man entblödete sich nicht, Olgas und Arthurs Tod als eine Folge der Verwünschungen Melanies anzusehen und beides mit dem Selbstmorde Kurt Arnsfelds in Verbindung zu bringen.

Welche ungeheuerlichen Schreckbilder mochte die lächerliche Gespensterfurcht in den Köpfen der Dienerschaft hervorzaubern! Kaum zum Ärgern, zum Lachen war's.

Warum lachte nun Frau Paula nicht? Nicht mal den Schimmer eines Lächelns — ihre starken Nerven mußten in der That gelitten haben — konnte sie erzwingen; ein unbeschreibliches Angstgefühl preßte ihr das Herz, gegen ihren Willen, halb unbewußt wiederholte sie sich Christianens geheimnisvoll geflüsterten Worte. Obwohl sie sich über die „Dummheit" erhaben fühlte, ging sie ihr nicht aus dem Sinn. Je länger sie darüber nachdachte, desto beklommener wurde ihr zu Mute. Zum ersten Male erschreckte sie die Vorstellung: „Der Tod Deiner Kinder ist eine gerechte Strafe für Deine liebelose Härte gegen Arnsfelds. Hättest Du den Armen Deine Hilfe nicht verweigert, wären vielleicht Deine jüngsten Lieblinge noch am Leben! Wehe Dir, wenn der rächende Gott noch weitere unschuldige Opfer fordert! Ach, Du müßtest verzweifeln, wenn Melanies grauenvoller Fluch sich bis zuletzt erfüllt."

Vergeblich kämpfte Frau Paula mit den Waffen ihres überlegenen Geistes, ihres scharfen Verstandes, ihres Stolzes gegen jene thörichten Gedanken — sie ließen sich nicht unterdrücken, drängten sich immer wieder aufs neue gewaltsam hervor. Eine von der Schloßfrau bisher nie für möglich gehaltene abergläubische Furcht bemächtigte sich ihrer und jagte kalte Schauer durch ihren Körper, so oft sie genötigt wurde, jene Stelle im Korridor, die Kurt Arnsfelds Blut getrunken, zu überschreiten. Sonst war ihr Fuß über die ominöse Diele, welche in ihrem braunen Anstrich durch eine kaum bemerkbar dunklere Färbung von den übrigen sich abzeichnete, achtlos hingeglitten — jetzt, immer nervös erregt, schüttelte sie sich vor Grauen. Im Wachen und im Traum wurde sie von Wahngestalten umgaukelt. Sie sieht Arnsfeld vor sich liegen in seiner blutbesudelten Uniform und neben ihm, viel schrecklicher anzuschauen, steht Melanie, zu schier übermenschlicher Höhe emporwachsend; das schöne Antlitz grauenhaft verzerrt, mit Augen, die zwei lodernden Flammen gleichen, stößt sie mit gellender Stimme Verwünschungen aus — dann scheint ein zustimmendes Lächeln über Kurts bleiches Gesicht zu fliegen, langsam erhebt er seine kalte Totenhand, greift nach ihrem Gewande, aber bevor sie noch die Berührung spürt, erwacht die von ihrem gräßlichen Traum gemarterte Schläferin in Schweiß gebadet.

Mit äußerster Selbstbeherrschung war Frau von Dodendorf bemüht, ihrer Umgebung zu verbergen, was in ihr vorging. Dies gelang ihr wohl auch — nur einer ließ sich nicht auf die Dauer täuschen: ihr Gatte — obwohl sie doch gerade in seiner Gesellschaft sich vollkommen in der Gewalt hatte, oder zu haben glaubte.

Das augenscheinlich veränderte Wesen seiner Gemahlin erfüllte Dodendorf mit heimlicher Sorge. Vergeblich forschte er nach der Ursache. Auf seine zärtlich teilnahmsvollen Fragen erhielt er ausweichende, oder auch kurz abweisende Antworten, und doch erschien ihm Paulas Gesundheit ernstlich gefährdet, denn ihr Antlitz verlor zusehends seine blühende Frische, die braunen klaren Augen erhielten einen fiebernden Glanz, die maßvolle Ruhe und verbindliche Freundlichkeit im Benehmen der jungen Frau wich mehr und mehr einer beängstigenden Scheu und Unrast.

Von unbestimmten Befürchtungen gepeinigt, begehrte nun Herr von Dodendorf mit eindringlichem Ernst zu wissen, was seine Gattin quäle, und siehe! seiner scheinbaren Strenge gelang, was den liebevollsten Bitten versagt geblieben.

Mit einer bei Frau Paula ungewöhnlich leidenschaftlichen, jähen Bewegung umschlang sie ihren Mann mit beiden Armen; zugleich in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, rief sie in halb ersticktem Tone:

Digitized by Google

„Ich muß fort von hier, Karl, ich muß fort, oder ich gehe zu Grunde, wenn Du mich zwingst, in diesem Hause zu bleiben!“

„Aber, liebe Frau —“ Dodendorf blickte sie überrascht an — „ich verstehe nicht, warum —“

„Weil — verspotte mich, Karl,“ fiel sie heftig ein, „lache mich aus — ich kann's nicht länger verschweigen! — weil ich mich fürchte, fürchte — vor —“ erschauernd schmiegte die erregte Frau sich fester ihrem Gatten an — „vor den schemenhaften Gestalten Kurt Arnsfelds und Melanies! Sie verfolgen mich Tag und Nacht — die schrecklichen Flüche — Du weißt doch? gellen mir unablässig in den Ohren — und ich habe doch nichts Böses gethan und bezweckt mit meiner Weigerung, die Spielschuld zu bezahlen! Aber nun schreit das Blut des Selbstmörders wider mich zu Gott um Rache — unsere unschuldigen Kinder waren das erste Sühneopfer — daran wird's nicht genug sein — das finstere Schicksal wird mehr fordern, Karl, mehr — bis —“ die letzten Silben gingen in ein unverständliches Geflüster über.

Wahrlich, nichts weniger hätte Herr von Dodendorf zu hören erwartet, als daß seine alles kühl erwägende, kluge Frau, gepeinigt von Gewissensbissen, an — Gespensterfurcht leiden könne. Doch weit entfernt, über das seltsame Geständnis zu spotten, hatte er Mühe, seine schreckhafte Bestürzung zu verbergen, während ihn wie eine plötzliche Offenbarung der schreckliche Gedanke durchzuckte:

„Das ist der Anfang von — Irrsinn!“

Welche furchtbare Vergeltung wäre es, wenn Paula von dem gleichen Geschick, wie es die unglückliche Melanie ereilt, bedroht würde? Aber wofür denn eine „Vergeltung“?

Handelte es sich bei der krankhaft erregten Gattin doch nur um thörichte Einbildungen; daß sie nicht ausreiften zur fixen Idee, sollte Dodendorfs Aufgabe sein.

Mit ernstem Eifer suchte er sie zunächst von der Grundlosigkeit ihrer Befürchtungen zu überzeugen. Sie hatte keine Schuld auf sich geladen, deshalb könne auch nicht vom „Strafgericht Gottes“ die Rede sein. Die Drohworte der armen Wahnsinnigen, im Augenblick höchster Exaltation ausgestoßen — müsse sie — Paula — vergessen, kein vernünftig denkender Mensch werde ihnen Gewicht beilegen.

„Um alles, was Dir teuer, beschwöre ich Dich, liebe Frau,“ schloß Dodendorf seine eindringliche, freundlich beschwichtigende Rede, „fange nicht an, zwischen den traurigen Vorgängen in der Arnsfeldschen Familie und dem Verlust unserer unvergeßlichen Kleinen nach einem übernatürlichen Zusammenhange zu suchen, solch fruchtloses Grübeln verwirrt den schärfsten Verstand. Behalte auch im Gedächtnis, daß der unselige Arnsfeld einzig durch seine übereilte Verzweiflungsthat ein noch rechtzeitiges hilfreiches Einspringen unsererseits verhinderte. Zum Äußersten — darüber waren wir ja miteinander einig, beste Frau — hätten wir es nicht kommen lassen. Du hast also gar keine Ursache, Dich in Deinem Gewissen beunruhigt zu fühlen, glaube mir, Liebste! Es ist dies nur ein Zeichen Deiner erschütterten Gesundheit — nach allen Aufregungen und Kümmernissen der letzten Zeit wahrlich kein Wunder! Übrigens entspricht Dein Verlangen nach einer Luftveränderung meinen eigenen Wünschen. Was meinst Du zu einem längeren Aufenthalt an einem der italienischen Seen? Ja, ja, Frauchen, ich spreche im Ernst, wir reisen — sobald — und wohin Du willst.“

Das reiche Gemisch von Herzensgüte, Mitgefühl, Zartsinn und unendlicher Liebe, welches in der Art und Weise lag, wie Dodendorf auf seine Gattin einsprach, verfehlte seinen besänftigenden Eindruck nicht. Ihr edler Mann hatte in allem recht — hundertmal hatte Paula sich dasselbe gesagt! Wie gut, daß sie sich endlich den Druck von der Seele geredet, nun atmete sie leichter — leichter.

Trotzdem betrieb die Schloßfrau die vielfachen Vorbereitungen für eine längere Abwesenheit von Schloß Dodendorf mit auffälliger Hast.

Als dann der Augenblick kam, wo Frau Paula, von ihrem Gatten, ihren Kindern und der treuen Anne begleitet, den Reisewagen bestieg, um mit ihren Angehörigen zunächst den warmen Süden aufzusuchen, als ihr abschiednehmender Blick noch einmal die langgestreckte Front des alten Herrenhauses, das in der dicken, feuchten Nebelluft des kalten Februarmorgens besonders altersgrau und verwittert erschien, überflog, ahnte sie wohl selbst kaum, daß ihr Fuß die Schwelle der durch mehrhundertjährige Familientraditionen geheiligten Heimstätte nicht wieder betreten würde. —

## IX.

Anfang Juni kehrte Herr von Dodendorf allein zurück. In den nächsten Tagen wurde das alte Schloß nicht leer von Besuchen aus der Nachbarschaft; die teilnehmenden Bekannten fühlten sich gedrängt, persönlich Erkundigungen einzuziehen über Frau Paulas Befinden.

Gott sei Dank konnte Karl von Dodendorf befriedigende Antwort geben; Frau und Kindern bekam des Südens köstliche Luft ausgezeichnet. Wie besonders Paulas stark erschüttertes Nervensystem sich wieder gekräftigt, hatte der erfreute Gatte neuerdings erkannt, als ihnen eine sehr betrübende Nachricht über Melanie Arnsfeld zugegangen. Die Geburt eines Kindes — es war ein totes Mädchen — hatte die von den Ärzten gehoffte Wendung zur Besserung im Zustande der gemütskranken jungen Mutter nicht herbeigeführt. Danach erschien es zweifelhaft, ob sie überhaupt je als eine Geheilte ihr trauriges Asyl verlassen werde. Diese trostlose Kunde, welche Cousine Melanies bejammernswertes Geschick gleichsam für ihre Lebensdauer besiegelte, ging Frau Paula tief zu Herzen, doch konnte die bedrückte Stimmung den zerstreuenden Eindrücken der Reisebilder nicht standhalten, die in täglich neuem, reizvollem Wechsel sich offenbarten, Aug' und Seele fesselnd. Wohlthätig angeregt nahm die lebhafte Frau mit offenen Sinnen in sich auf, was der

Digitized by Google

Süden bot an wunderbaren Erscheinungen in Natur und Kunst — dabei, Dodendorf gewahrte es mit inniger Herzensfreude, verlor nicht nur der Gedanke an die arme Melanie seine ätzende Schärfe, auch der verzehrende Gram um die entschlafenen kleinen Lieblinge sänftigte sich allmählich zu linder Wehmut.

In Bozen — bis dahin auf seiner notwendig gewordenen Heimreise von den Seinen begleitet, hatte Herr von Dodendorf sie zurückgelassen. Ein monatelanger Aufenthalt im herrlichen Südtirol sollte Frau Paulas Erholung vervollständigen; im Herbst gedachte Dodendorf wieder mit seiner Familie zusammenzutreffen; ob er sie heimholen, oder mit ihr weiterreisen, sie zu diesem und jenem allen noch unbekannten schönen Erdenfleckchen führen würde, darüber sollte dann Paula entscheiden. —

Bald nach Ankunft des Schloßherrn traf eine Schar von Arbeitern und Bauhandwerkern in Dodendorf ein. Zu allgemeiner Überraschung wurde ein neuer Schloßbau in Angriff genommen. Unter der Oberleitung eines berühmten Architekten — welcher auch nach Frau von Dodendorfs eigenen Angaben die Zeichnung entworfen — der dank des liebenswürdigen Verkehrs mit seiner aus den verschiedensten Elementen bestehenden „Armee" seinen Befehlen strikten Gehorsam zu verschaffen, und durch ausgesetzte kleine Belohnungen den Fleiß der Arbeiter täglich neu zu bienenemsiger Thätigkeit anzuspornen verstand, wuchsen nicht nur die Grundmauern schon nach kurzer Zeit aus der Erde empor, sondern der ganze Bau nahm einen außergewöhnlich raschen Fortgang.

Ein beträchtliches Stück in den Park hineingerückt, erhob sich das neue Schloß in Entfernung von mehreren hundert Schritten vom alten Herrenhause. Dies hatte allerdings kein präsentables Äußere, sah grau und verwittert aus, aber seine Innenräume waren behaglich und bequem, darum war es jammerschade, ihm schnöde den Rücken zu kehren. Noch so und so vielen Generationen hätten die sturmerprobten Mauern sicheren Schutz geboten. Welchen Zwecken würde nun das alte Schloß künftig dienen? Oder würde man es niederreißen?

Den mannigfachsten Vermutungen wurde Raum gegeben. Unter den Dienstleuten nahm ein geheimnisvolles Zischeln und Tuscheln kein Ende, alberne Gerüchte über die Gnädige, von der man dies und das wissen wollte, machten die Runde, drangen sogar in die Kreise der benachbarten Gutsbesitzerfamilien.

Dort erhielten natürlich jene „man sagt" unter seltsamem Lächeln und Achselzucken die gebührende Abfertigung. Wußte doch die „Gesellschaft" — Herr von Dodendorf erzählte es allen Bekannten — der Besitz eines neuen Wohnhauses war ein langgenährter Wunsch Frau Paulas. Der Bau konnte zu keiner gelegeneren Zeit ausgeführt werden, als während der Abwesenheit Frau von Dodendorfs. Auf diese Weise blieb sie gänzlich unbelästigt von dem geräuschvollen Treiben, das nun für eine Weile die vornehme Ruhe verdrängte, welche für gewöhnlich in der Nähe des Dodendorfer Herrenhauses zu herrschen pflegte. —

Nach einem zweiten an der Riviera verlebten Winter kehrten Dodendorfs in die Heimat zurück. Rufe der Bewunderung, des Entzückens wurden laut, als den erwartungsvoll ausschauenden Blicken das neue Schloß sich zeigte mit seiner stattlichen Fassade, seinen Erkern und Altanen, die breiten Freitreppen und sämtliche Eingänge zum Empfange der Herrschaft reich bekränzt und mit blühenden Topfgewächsen geschmückt.

Am Arme ihres Gemahls stieg Frau Paula, blühend in frischer Schönheit wie ehedem, die braunen Augen strahlend in Dank und Freude, die Stufen empor. Wurde sie schon durch die Außenseite des neuen Wohnsitzes angenehm überrascht, so übertrafen die inneren Räume vollends alle ihre Erwartungen. Elegant, gediegen, vornehm, sämtliche Ausstattungsgegenstände in einheitlichem Stil geordnet; die Anwendung praktisch bewährter Erfindungen der Neuzeit, welche geeignet, das Wohlbehagen der Bewohner zu erhöhen, mußte die verwöhntesten Ansprüche auf Bequemlichkeit befriedigen. „Ein prächtiger Bau — ein entzückender Aufenthalt" — darin stimmten alle Gäste des Hauses, so oft es seine Pforten der Geselligkeit öffnete, überein, selbst die Dienerschaft, durch die Macht der Gewohnheit mit dem alten Herrenhause verwachsen, fand sich in den neuen Räumen schnell zurecht. Gar bald hieß es dann immer nur, so oft es sich irgend anwenden ließ, mit einem gewissen Stolz: „Unser neues Schloß".

Die tragischen Vorgänge, welche nach allgemein gehegter Vermutung die erste Veranlassung gegeben haben sollten zu dem herrlichen Neubau, gerieten mit der Zeit in Vergessenheit, höchstens wurde ihrer einmal an stürmischen Winterabenden in den Spinnstuben gedacht; dann rückten die Burschen und Mädchen dichter an die Dorfsibylle. Es klang wie ein schauerliches Ammenmärchen, was sie mit geheimnisvoll gedämpfter Stimme ihren von Grausen geschüttelten Zuhörern erzählte von dem, was vor Jahren im alten Schlosse sich begeben. Sie hatte damals im Schlosse gedient, den jungen Offizier, der sich eine Kugel durch den Kopf gejagt, und seine wunderschöne Frau, die vor Schreck wahnsinnig geworden und sich im Schloßteich hatte ertränken wollen, gut gekannt, auch den großen dunklen Blutfleck in der Flurdiele, durch nichts, man mochte thun, was man wollte, wegzubringen, hatte sie oft gesehen, und weil es seitdem dort nicht geheuer war, zog die Herrschaft raus ins neue prächtige Schloß, das sie erst hatten bauen lassen, und das unmenschlich viel Geld gekostet; aber sie hattens ja dazu, und die Gnädige wollt's partout so haben.

„Ja, die Gnädige!" Die Stimme der Bäuerin erhielt nun meist noch einen dumpferen Klang. „Man hörte damals allerlei munkeln von 'ner Blutschuld, mochte wohl auch damit seinen Haken haben, doch niemand wußte Gewisses, außer der Schloßanne, ja, wenn die hätte reden wollen?! Aber Anne is bis auf 'n heutigen Tag verschwiegen wie's Grab."

Herrn von Dodendorfs ursprüngliche Absicht: das alte Herrenhaus niederreißen zu lassen, blieb zunächst unausgeführt. Es lag weit genug abseits

Digitized by Google

vom neuen Schlosse, um nicht durch sein verwittertes Äußere den harmonischen Eindruck zu stören, welcher die Bewohner des neuen Herrschaftssitzes erfreute, gleichviel, nach welcher Himmelsrichtung der Blick die Umgebung musterte. Kaum, daß zur Herbst- und Winterzeit vom Eckbalkon des Obergeschosses aus durch die kahlen Baumwipfel das rote Ziegeldach des alten Schlosses schimmerte. Seine inneren Räume dienten jetzt Wirtschaftszwecken, enthielten Vorratsspeicher und dergleichen; einige der besterhaltenen Stuben waren zur Inspektorwohnung eingerichtet worden.

Frau Paula von Dobendorf betrat sonderbarerweise das alte Schloß nie. Keineswegs aus Furcht vor „umgehenden Gespenstern", die ehemalige Anwandlung von Aberglauben war längst überwunden; sie hatte nicht nur gelernt, darüber zu lächeln, die stolze Schloßfrau konnte sogar eine Empfindung von Scham nicht unterdrücken, so oft alte Erinnerungen an Vorgänge, von denen sie nicht mehr begriff, wie sie in ihrer natürlichen Folge das Gleichgewicht ihrer Seele hatten erschüttern können, in ihr lebendig wurden.

## Zweiter Band.

### I.

„Seh einer das unvernünftige Kind, bei solchem stürmischen Wetter aus 'm Fenster zu gucken! Heize ich etwa für die Straße? oder kann ich mir nichts Dir nichts das Geld zu Holz und Torf aus 'm Ärmel schütteln? Elise, hörst Du denn nicht, sollst 's Fenster schließen! Is überhaupt draußen solch dicker Nebel, daß Du nicht drei Schritte weit siehst, kaum die Hand vor Augen kann man erkennen."

Der die Luft durchbrausende Sturmgesang hatte wohl die Scheltrede verschlungen, denn der darin ausgesprochene Befehl blieb unbeachtet; erst nach den letzten Worten, als die Hinausschauende sich mit unsanftem Griff an den Schultern gepackt fühlte, gab sie dem gewaltsamen Versuch, sie ins Zimmer zu ziehen, nach.

Langsam zog sie den weit vorgeneigten kleinen Kopf zurück, schloß seufzend das Fenster und sagte dann, wie sich entschuldigend:

„Sei nicht böse, Mutter; mir war's, als hörte ich ‚seinen' Säbel klirren."

„Seinen Säbel?" Frau Reinke lachte. „Du bist nicht gescheidt, Lies! Wie willst Du denn das wissen und heraushören? Als ob tagsüber nicht viele Kavalleristensäbel hier übers Straßenpflaster rasseln?"

„Wohl gerade deshalb lernte ich gewisse Unterschiede kennen. Mancher Offizier läßt seinen Schleppsäbel so geräuschvoll übers Steinpflaster klappern, als wollte er's in Stücke schlagen, die Waffe eines andern streift leicht drüber hin, fast wie im rhythmischen Takt — so ist's bei Oskar."

„Auf was alles Du auch achtest!" verwunderte sich die Mutter.

Als die Tochter darauf nichts erwiderte, versank auch Frau Reinke in Schweigen. Sie schob eine hölzerne Fußbank dicht an den Ofen, nahm mit einem Strickstrumpf Platz, lehnte ihren Rücken gegen die nicht mehr allzu heißen Kacheln und fing dann an, eifrig die Stricknadeln zu bewegen.

Die Frau hatte die Mitte der vierziger Jahre noch nicht überschritten, sah aber bedeutend älter aus. Ihre Figur war lang und hager, die Haltung leicht gebückt, zahllose Silberfäden durchzogen das dunkle, dünne Haar; das Gesicht mochte noch bis über die erste Jugendblüte hinaus sehr hübsch gewesen sein, jetzt erschien es vergrämt, verbittert. In den dunklen runden Augen lag etwas Stechendes, Lauerndes, in voller Übereinstimmung mit dem verkniffenen, fast höhnischen Zug um den Mund. Die beiden Zahnreihen zeigten noch keine Lücken, die Zähne waren jedoch ungleich gewachsen und auffallend groß, die dünnen Lippen konnten sie nicht decken; besonders scharf traten die langen Vorderzähne hervor; sie gaben, wenn Frau Reinke sprach oder lachte, dem Gesicht einen unangenehmen Ausdruck, hauptsächlich für jemand, der es zum ersten Male sah.

Der Anzug der Frau war ärmlich, doch blitzsauber. Ärmlich, aber jeder Gegenstand glänzend in peinlicher Sauberkeit, war auch die Ausstattung der niedrigen Dachstube, deren Größe es gestattete, den Raum in zwei Hälften zu teilen, so daß die Bewohnerinnen ein Schlaf- und ein Wohnzimmer erzielten. Ein Vorhang von billigem, dunklem Wollenstoffe bildete, in zierliche Falten geordnet, die trennende Schranke.

Lange, blendend weiße Gardinen vor den beiden Fenstern, blühende Topfgewächse, ein in seinem Bauer munter umherhüpfender Kanarienvogel, mehrere bunt kolorierte, schlicht eingerahmte Bilder an den grüngetünchten Wänden gaben dem abgeschlossenen Wohnraume ungeachtet seiner dürftigen Einrichtung einen gemütlichen Anstrich. Dagegen standen verschiedene kleine Kostbarkeiten: reizende Nippes, ein mit wertvollen Steinen und Hölzern ausgelegter Toilettenkasten, ein in Bronze künstlerisch ausgeführter Handleuchter, zwei entzückende Blumenvasen — alles aufgestellt, wo eben Raum dazu vorhanden — in grellem Kontraste zu den wurmstichigen alten Möbeln, selbst der elegante Vogelkäfig von glänzendem Messing stach von jenen auffallend ab.

Ebensowenig, wie die zu der ärmlichen Umgebung wenig passenden Kunstgegenstände, schien deren Eigentümerin sich hier an ihrem richtigen Platze zu befinden.

Nicht etwa, daß die jüngste Tochter der Witwe Reinke durch zur Schau getragene äußerliche Eleganz, oder durch ein prätentiöses Auftreten den Schein des Ungewöhnlichen erweckte, sie erschien im Gegenteil stets einfach gekleidet; von sanftem, bescheidenem, ja schüchternem Wesen, war Elise des undefinierbaren süßen Zaubers ihrer Erscheinung sich garnicht bewußt.

Zurückgekehrt auf ihren Sitz hatte sie die unterbrochene Näharbeit wieder aufgenommen. Ein voller Lichtstrahl der blankgeputzten, wie Gold funkelnden

Digitized by Google

messingenen Schiebelampe fiel auf die weißen, zarten Mädchenhände, welche sich in emsiger Thätigkeit bemühten, die vielen schmalen Säume eines kurzen rosenroten Gewandes von dünnem, schleierartigem Stoffe mit blitzenden Silberfäden zu durchziehen.

Das leuchtende Rosa überwob Elisens leicht gesenktes, ovales Gesicht mit einem ihm sonst fremden Schimmer von blühender Frische und ließ es doppelt liebreizend erscheinen.

Zuweilen hielt die Näherin, ihres Thuns unbewußt, die Nadel mit dem Silberfaden während einiger Augenblicke müßig zwischen den Fingern; dann vertiefte sich der träumerisch sehnsüchtige Zug um Mund und Augen, bis ein bedeutsames Räuspern der Mutter das liebliche Mädchen seinem flüchtigen Selbstvergessen wieder entriß.

Nach einer solchen erneuten verständlichen Mahnung zum Fleiß — Frau Reinke war nicht von vielem Reden — hatte Elise eine Zeitlang mit erhöhtem Eifer genäht. Plötzlich zuckte sie leicht zusammen; den blonden Kopf rasch erhebend, lauschte sie gespannt. Richtig; die Droschke, welche die Straße entlang gerasselt kam, hielt mit jähem Ruck vor dem Hause, worin Reinkes wohnten; fast im selben Augenblick wurde der Wagenschlag zugeworfen, dann ging die Hausthür, eilige Schritte, begleitet von einem kurz aufschlagenden, metallisch klirrenden Geräusch, kamen die Treppen heraufgestürmt, der ungeduldige Ankömmling schien immer gleich zwei, drei Stufen auf einmal zu nehmen.

Den leichten Stoff, an welchem das junge Mädchen arbeitete, auf den Tisch werfen, wo er sich hoch aufbauschte zu einer rosigen Wolke, und sich erheben, war eins. Aber im Begriff, zur Thür zu eilen, wurde Elise durch die erste hastige Bewegung an ihren verletzten Fuß erinnert; einen Schmerzenslaut unterdrückend, wandte sie sich in bittendem Tone an ihre Mutter:

„Es ist Dobendorf, Mutter. Willst Du ihm nicht die Thür öffnen?“

Sichtlich widerwillig, mit mürrischem Gesichtsausdruck, kam Frau Reinke dem Wunsche nach, während die Tochter, leicht gegen den Tisch gelehnt, das Antlitz vom Rot der Freude übergossen, die großen dunkelgrauen Augen leuchtend in seliger Erwartung, des späten Gastes harrte.

Ein noch junger Dragoneroffizier erschien auf der Schwelle. Er war von mittelgroßer, kräftig gebauter Gestalt, hatte ein hübsches frisches Gesicht, zwar ohne den Ausdruck einer besonderen geistigen Regsamkeit, doch etwas ungemein Gewinnendes lag in den freundlich lächelnden Zügen und dem offenen Blick der vertrauenerweckenden blauen Augen. Unter der schiefaufgestülpten Mütze ringelte blondes, natürlich gelocktes Haar sich hervor.

Kaum erblickte der rasch über die Thürschwelle Schreitende das holde Mädchenbild, als er den lose um seine breiten Schultern hängenden Mantel achtlos auf den nächstbesten Stuhl schleuderte, mit süßem Schmeichelworte auf Elise zueilte, sie mit leidenschaftlicher Innigkeit in seine Arme schloß und einen heißen, langen Kuß auf ihre schwellenden Lippen drückte.

„Stürmischer!“

Der Mutter Gegenwart sich erinnernd, versuchte Elise sich den festumschlingenden Armen des Geliebten zu entziehen, er jedoch gab sie nicht frei, trug sie mehr, als er sie führte, zu dem alten, harten Sofa, ließ sich darauf nieder, zog das Mädchen auf sein Knie, schaute mit heißen Blicken in ihr purpurüberflammtes Gesicht und fragte dann, glücklich lächelnd:

„Bist Du nicht verwundert, Schätzchen, mich heute hier zu sehen?“

„Allerdings durfte ich Dich kaum erwarten, da ich wußte, Du hattest Dienst, und doch,“ Elise wiegte sinnend den kleinen Kopf, „wars in mir wie ahnungsvolle Gewißheit, Du würdest dennoch kommen!“

„So hast Du viel an mich gedacht?“

„Wie kannst Du nur so fragen? Unablässig — immer!“

„Wirklich, Du Süße? Wer möchte da noch eine vorhandene wunderbare Seelensympathie bezweifeln? Auch meine Gedanken beschäftigten sich heut unaufhörlich mit Dir! Gewaltsam zog es mich in Deine Nähe, schließlich übermannte mich die Sehnsucht derart, daß, als ich vom Dienst nach Hause kam, ich mir nicht die Zeit gönnte, die Uniform mit Civil zu vertauschen, sondern mich spornstreichs nach dem Bahnhof aufmachte. Mein Ali lahmt leider noch stark, drum mußte ich eilen, sollte mir der Abendzug nicht vor der Nase abdampfen. Er stand schon zur Abfahrt bereit, doch ein kühner Sprung brachte mich glücklich ans gewünschte Ziel, zum Schrecken zweier alten Damen, die über mein plötzliches Erscheinen in dem von ihnen okkupierten Coupé halb ohnmächtig auf ihre Sitze fielen.“

Bei den ersten Worten, von feurigen Blicken begleitet, durchströmten wonnige Empfindungen Elisens Herz, doch dann, während der weiteren Rede des Offiziers fing es an, angstvoll zu klopfen, die Röte ihrer Wangen verschwand, ein banger Schimmer erglomm in ihren Augen!

„Der kühne Sprung,“ wiederholte sie, als der Erzähler schwieg, mit zitternder Stimme, „konnte mißlingen! Wenn Du verunglückt wärest!?“

„Ah bah,“ lachte der junge Offizier, „ein gewandter Turner darf schon einen gewagten Sprung riskieren, zumal, wenn er ihm ein süßes Kosestündchen mit der Liebsten ermöglicht. Nun ich heil und froh hier sitze und Dich in den Armen halte,“ er zog die zarte Mädchengestalt fester an sich, „hast Du doch keine Ursache zu nachträglichem Angstgefühl? Kleine, liebe Närrin, warum zitterst Du denn noch?“

„Verzeih, es ist thöricht, trotzdem — bitte, bitte,“ die seelenvollen Augen der schönen Sprecherin blickten flehend zu dem Geliebten empor, „versprich es mir, auf der Rückfahrt vorsichtiger zu sein. Mich quälte,“ fuhr Elise schneller, in bewegt klingendem Flüstertone fort, „heute Nacht ein seltsamer Traum. Ich stand allein am öden Ufer eines in endloser Breite und Länge sich ausdehnenden Flusses, dessen Wellen Du schwimmend teiltest. Ein fahles, graues Dämmerlicht

Digitized by Google

herrschte. In seinem unheimlichen Schein sah das tiefe Wasser schwarz aus, schwarz wie ungeheure Rabenfittiche. Mit meinen Blicken Dich unablässig verfolgend, gewahrte ich mit steigendem Entsetzen, wie Du Dich immer weiter und weiter vom diesseitigen Ufer entferntest; Deine Kräfte mußten erlahmen, bevor Du drüben das unsichtbare ferne Land erreichtest. Wie auch meine Augen sich anstrengten, sie sahen nur Wasser, das am Horizont mit dem Himmel in eins verschwamm. Weinend rang ich die Hände und winkte und rief, Du möchtest umkehren, aber Du hörtest nicht, unaufhaltsam rissen die Wogen Dich fort, mein angstgeschärfter Blick vermochte Dir kaum noch zu folgen, zuletzt schwebte nur Dein helles blondes Haar noch deutlich erkennbar über der schwarzen Flut. Auf einmal schlug sie über Deinem Haupte zusammen, Du warst verschwunden, da — einen lauten Verzweiflungsschrei ausstoßend, stürzte ich mich Dir nach in den dunklen Strom und — erwachte, in Schweiß gebadet, mit wildem Herzklopfen."

„Hu, wie grausig!" neckte der Offizier mit einer Pantomime komischen Entsetzens. „Welch schreckliches Unheil folgert nun daraus Dein phantasievolles Köpfchen für die Person des jämmerlichen Schwimmers?"

„Bitte, Oskar, nicht spotten! Mir ist in Erinnerung des grauenhaften Traumes garn icht scherzhaft zu Mute," sagte Elise ernst. „Seit meinem Erwachen heute morgen peinigt mich eine unbestimmte Angst, als ob ein schweres Unglück uns bevorsteht."

„Aber liebster Schatz," beschwichtigte Dodendorf, „wie kann man so thöricht sein, einem besonders lebhaften Traume eine besondere Bedeutung unterzulegen? Übrigens, wenn dabei durchaus ein kleiner Verdruß für mich herauskommen soll, so dürfte Dein Traum bereits seine Deutung gefunden haben."

„Inwiefern?" forschte das junge Mädchen ängstlich. „Darf ich's wissen?"

„Weshalb nicht?" gab der Offizier leichthin zurück. „Ich verließ P .... natürlich ohne Urlaub —"

„Wie schon oft."

„Nun ja! Es ist wirklich langweilig, bei jedem Ritt, oder jeder Fahrt in die Residenz den Vorgesetzten um Erlaubnis zu bitten. Häufig, wie zum Beispiel heut, ist Wunsch, Entschluß und Ausführung das Werk eines Augenblicks, es bleibt keine Zeit mehr, den Vorgesetzten aufzusuchen oder nur die nötige Meldung zu machen, und ich bin, beim Mars! nicht der einzige unter den Kameraden, der gegen jenen strengen Befehl mitunter sündigt. Da muß mir nun ein fataler Zufall nach meiner Ankunft auf hiesigem Bahnhofe Rittmeister von Hartung in den Weg führen."

„Hartung? o Gott!" entfuhr es wie in heftigem Schreck dem Munde Elisens. „Sah — erkannte er Dich?"

„Wahrscheinlich so sicher, wie ich ihn! Zwar liefen wir einander nicht direkt in die Arme, auch hatte ich aus besonderer Vorsicht meinen Mantelkragen hochgezogen, aber wir begegneten uns auf dem hellerleuchteten Platze doch nahe genug, um ein Nichtsehen und Verkennen als ausgeschlossen zu betrachten. Natürlich gaben wir uns den Anschein des Gegenteils; ohne Notiz voneinander zu nehmen, schritt jeder seines Weges."

„Kann Dir aus diesem Begegnen eine Unannehmlichkeit erwachsen?" fragte das junge Mädchen besorgt.

„Wenn Hartung mein eigenmächtiges Verlassen der Garnison zur Anzeige bringt, könnte die Sache allerdings fatale Folgen nach sich ziehen," nickte Dodendorf, „doch hinsichtlich gewisser Rücksichten, die ein Kamerad dem andern schuldet, hoffe ich, der Rittmeister wird ein Auge zudrücken und mein Dienstvergehen auf sich beruhen lassen; höchstens giebt's privatim einen Verweis."

„Ach, wäre nur nicht gerade Herr von Hartung Dein Vorgesetzter!" seufzte Elise.

„Was folgerst Du daraus, Kleine? Ach so," die heitere Stirn des Offiziers zeigte plötzlich eine Unmutsfalte, ein Blitz des Mißtrauens zuckte auf in seinen blauen Augen, während er sich tief niederbeugte und forschend in das ängstlich bewegte Gesicht der Geliebten blickte, „Du fürchtest, er möchte sich rächen wollen, weil Du seine Liebesanträge zurückgewiesen hast, und weil er in mir denjenigen haßt, dessen Dazwischenkunft ihm die begehrte süße Beute streitig machte?"

Ein heißes Rot überlief des Mädchens reizendes Gesicht.

„Von Streitigmachen," widersprach sie mit dem Ausdruck einer edlen Entrüstung, „ist keine Rede. Rittmeister von Hartung war und ist mir mehr als gleichgültig, er besaß, bevor ich Dich kennen lernte, nicht das leiseste Anrecht auf mich; behauptet er's anders, ist's eine freche Lüge! Leider müssen wir armen Geschöpfe das Erscheinen der Herren Offiziere hinter den Coulissen dulden; es ist eine abscheuliche Sitte —"

„Halt, Liebchen," Dodendorf schloß mit einem feurigen Kusse den Purpurmund des in seinem gerechten Zorne doppelt holden Kindes, „verdanken wir der bei meinem unschuldigen Mädchen ‚verpönten Sitte' nicht unser Glück? Seit meine Augen das holdselige Blondköpfchen," liebkosend glitten seine Finger über das goldenflimmernde, seidenweiche Haargespinst, „entdeckt, ging es mir nicht mehr aus dem Sinn! Du hattest mir's angethan, ich wollte und mußte Dich näher kennen lernen; hätte ich die einzige Gelegenheit, welche sich mir dazu bot, etwa nicht ergreifen sollen? Wahrlich, leicht machtest Du mir die Annäherung nicht, aber dadurch wurdest Du mir um so teurer! Ohne durch Deine kalte oder zornige Abwehr mich entmutigen zu lassen, setzte ich die Belagerung des uneinnehmbar scheinenden Mädchenherzens fort, bis es, von Amors Pfeilen getroffen, sich für überwunden erklärte. Ich denke Schätzchen, Du bereust es nicht?"

„Nie — nie — nie!"

Sie liebte ihn über alles, alles in der Welt. Mit zärtlichem Aufblick ihrer feuchtschimmernden Augen in seine liebeflammenden, schmiegte sie in schüchterner Hingebung sich dem teuren Manne an.

Einige Minuten vergingen für beide in seligem

Digitized by Google

Schweigen. Da verkündete die alte Schwarzwälder Wanduhr mit schnarrend rasselnden Schlägen die neunte Stunde.

„Alle Wetter," Dodendorfs Blick streifte flüchtig das Zifferblatt, „schon so spät? Da muß ich mich ja bald wieder rüsten!"

„O, noch nicht, Du bist ja erst gekommen! Doch ja," Elise richtete seufzend aus seinen Armen sich empor, „ich vergaß, Du mußt heute den Bahnzug benutzen, er wartet freilich nicht, aber eine Viertelstunde —"

„Noch eine halbe, Liebchen, darf ich bei Dir bleiben."

„Nein, so lange nicht, wenn es zu spät würde, ich verginge vor Unruhe! Du darfst den letzten Abendzug nicht verpassen, schon wegen Deines Rittmeisters!"

„Kleine Närrin, was Du Dich seinetwegen mit unruhigen Gedanken quälst!" lachte der junge Offizier sorglos. „Natürlich werde ich zur rechten Zeit wieder in meiner Garnison eintreffen, inzwischen hat man hoffentlich nicht alarmieren lassen! Übrigens, Schätzchen," er wurde ernst, „ich glaube, Du verkennst Hartung! Er ist doch vor allem Kavalier, der nicht auf Kosten der Wahrheit wagen wird, ein Mädchen, das seine Liebe zurückgewiesen, zu verunglimpfen."

Ein bitter schmerzlicher Zug grub sich um Elisens Mundwinkel.

„Rücksicht gegen eine arme Tänzerin," murmelte sie, „kommt für die Herren Kavaliere nicht in Betracht."

„Hat Hartung —" fragte Dodendorf, schneller atmend, mit durchbohrenden Blicken die Geliebte fixierend — „oder sonst einer von meinen Kameraden Dir die schuldige Achtung je versagt?"

„Nein, nein!" versetzte sie rasch, ganz erschrocken über die jäh aufblitzende zornige Drohung in den sonst so gutmütig blickenden Augen.

„Ich möchte es auch keinem raten. Du stehst unter meinem Schutze, wehe jedem, der mit einem Worte, oder nur einem zweideutigen Lächeln wagen sollte, Deine Ehre, Deinen reinen Namen anzutasten oder in Zweifel zu ziehen. Doch da spreche ich von schuldigen Rücksichten," fuhr Dodendorf, ohne dem mit einem dankbaren, stolzen Lächeln zu ihm aufschauenden Mädchen Zeit zur Antwort zu lassen, in verändertem, heiterem Tone fort, „und bin dabei selbst der rücksichtsloseste Gesell gegen mein Lieb! Habe noch nicht einmal gefragt, wie es mit Deinem armen Füßchen steht?"

„Danke, recht gut! Im Laufe der nächsten Woche, spätestens Sonnabend im neuen Ballett hoffe ich bestimmt mitwirken zu können."

„Wird auch endlich Zeit, daß die Faulenzerei mal 'n Ende nimmt," mischte sich nun Frau Reinke zum ersten Male ins Gespräch. Sie saß wieder strickend auf ihrem gewohnten Platz am Ofen; seit der Ankunft des jungen Offiziers hatten die Verdrußfalten in ihrem Gesicht sich noch vertieft; vielleicht weil er nach der ersten kurzen Begrüßung kein Wort mehr für sie gehabt, ihre Gegenwart eigentlich ganz ignorierte. Anscheinend nahm sie nun auch keine Notiz von dem jungen Paare, in Wahrheit jedoch entging ihr keine Bewegung, keine Liebkosung; dagegen, obgleich sie ihre Gehörnerven nach Möglichkeit anstrengte, von der im gedämpften Flüstertone geführten Unterhaltung fing sie nur einzelne Laute auf bis zu den letzten laut gesprochenen Worten Elisens, die denn auch Frau Reinke veranlaßten, ihre Gegenwart den Liebenden in Erinnerung zu bringen.

Unwillkürlich blickten beide sich an, Dodendorf sichtlich betreten, die Stirn gefärbt vom Rot des Unwillens. Wohl nur die beredte Bitte in Elisens feucht verschleierten Augen, der bedeutsam mahnende Druck ihrer Hand hielten die scharf abfertigende Erwiderung, welche ihm schon auf der Zunge schwebte, zurück. Seinem Mädchen zuliebe ließ er's geschehen, daß sie seiner Antwort zuvorkam.

„Du weißt es doch am besten, Mutter," sagte Elise im Tone sanften Vorwurfs, „daß ich nicht aus Faulheit zu Hause bleibe."

„Ja doch, ja! Ich konnte mir nur nich jleich richtig ausdrücken," gab Frau Reinke zu. „Und es war ja noch'n jroßes Jlück, daß Du auf die dunkle Treppe ins Opernhaus zu Schaden kamst, wär's Dich zu Hause passiert, war der janze Monatsverdienst futsch! Herr Jott! das fehlte jerade bei die teure Zeit."

„Mutter —"

Peinlich berührt versuchte Elise die Sprecherin zu unterbrechen, aber diese überhörte den Einwurf und fuhr unbeirrt fort:

„Sitzen wir etwa in Überfluß? Vor den Herrn Leutnant, denk ich, brauchen wir doch nich jroß zu thun? Nimm Dich nur zusammen, daß Du Dich beis neue Ballett Ehre einlegst, damit Du bald 'n Solo kriegst, wie der Herr Ballettmeister versprochen hat. Der Herr Leutnant werden sich doch auch das neue Ballett ansehen?"

„Wenn ich dienstfrei bin, gewiß!" nickte Dodendorf kurz.

Frau Reinke war ihm überaus unsympathisch, aber — sie war Elisens Mutter, der er dankbar sein mußte, daß sie ihm Zutritt in ihre Wohnung gestattete. Deshalb beobachtete er gegen sie nicht nur die nötige Rücksicht, häufig drückte er auch beim Kommen oder Gehen ein großes, schweres Silberstück verstohlen in ihre Hand. Die Frau war klug genug, der ahnungslosen Tochter, die gerade in diesem Punkte äußerst empfindlich war, davon nichts zu sagen.

„Hübsch wird's sein," bemerkte Frau Reinke auf Dodendorfs Antwort, „die ‚Ratten' stellen Blumen vor. Lies is 'ne Rose. Herr Jott, was das allens kostet! Hätt ich nur den tausendsten Teil von dem, was se da unnötig verschwenden, wäre mich geholfen für Lebenszeit. Wie muß unsereins die Jroschen zu Rate halten! Mich wird bange, wenn ich an 'n Winter denke, und er steht schon hart vor die Thüre. Aber —" die Redende schlug sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn — „ich vergesse ja janz Fränzens Kaffee, will doch jleich nachsehen, ob er noch warm is!"

Mit den letzten Worten stand Frau Reinke rasch auf und verschwand nebenan in der kleinen, dunklen

Digitized by Google

Küche, wo man sie mit der vollen Gewalt ihrer Lungen die verglimmende Torfglut anblasen hörte.

Elise, welche wußte, wie nutzlos es war, den Redestrom der Mutter hemmen zu wollen, seufzte nun leise auf.

„Fränze und ich —“ flüsterte sie mit einem Ausdruck hilfloser Verlegenheit in Blick und Mienen — „geben der Mutter fast unsern ganzen Verdienst, aber sie ist nie zufrieden.“

„Liebstes Herz,“ bat Dodendorf, die feine Gestalt fester an sich drückend, in zärtlich überredendem Tone, „wenn Du mir doch die Freude gönnen wolltest, einen kleinen Beitrag zur Wirtschaft in die Kasse Deiner Mutter fließen zu lassen?!“

„Nein!“ die großen Augen des schwerer atmenden Mädchens verdunkelten sich, die weiche Stimme klang hart. „Bitte, sprich nicht davon. Mutter,“ fügte sie nach einem Moment des Schweigens hinzu, „klagt immer, darauf darfst Du nicht hören!“

„Wie Du gebietest, Königin!“ gelobte er mit ernstem Pathos. Sein Blick fiel auf die Wolke von rosarotem Flor, und froh, dem peinlichen Gespräch eine andere Wendung geben zu können, bemerkte er fragend: „Ah! das Gewand der Rosenfee!? Du fertigst es Dir eigenhändig mit Deinen geschickten Fingern?“ Er küßte die weißen schlanken Finger einzeln der Reihe nach.

„Ich habe jetzt viel überflüssige Zeit,“ erwiderte Elise. „Dank der guten Ballettmeisterin sandte mir unser Schneider Arbeit, sie ist sehr einfach, ich durchziehe nur die Säume mit Silberfäden.“

„Das wird ein Blitzen und Funkeln sein! Dazu noch das Kreuzfeuer aus hundert strahlenden Augenpaaren der allerliebsten Ballettratten! Sie werden wieder Furore machen und in tausend leicht entzündlichen Männerherzen gefährliche Verheerungen anrichten. Weißt Du auch, Schätzchen,“ Dodendorfs leichter Plauderton gewann einen warmen Klang, „wäre ich Deiner Liebe nicht sicher, so könnte mir bange werden, wenn ich mir die begehrlichen Blicke vergegenwärtige, welche dann wieder zweifellos auf der entzückendsten, süßesten aller kleinen Ratten wie auf einem Brennpunkt sich vereinigen!“

Er beugte tief den Kopf, seine frischen Lippen suchten verlangend Elisens roten Mund, doch sie wehrte ihn ab und flüsterte mit gepreßter Stimme:

„Bitte, Oskar, nicht immer wieder diese abscheuliche Bezeichnung: Ratte —“

„Aber — verzeih, liebstes Kind — aber sie ist so allgemein gebräuchlich —“

„Eben deshalb,“ fiel das junge Mädchen hastig dem Offizier ins Wort, „mir doppelt verhaßt, weil das verrufene Wort mir mehr wie alles zum Bewußtsein bringt, welch ein Unterschied besteht zwischen dem hochgeborenen Offizier und der sozialen Stellung einer armen, verachteten Balletteuse. In den Augen der an Vorurteilen hängenden Welt eine unüberbrückbare Kluft.“

„Kleinmütige,“ verwies er in zärtlich vorwurfsvollem Tone, „unsere Liebe wird die Brücke sein, welche uns über alle Fährlichkeiten in den ersehnten Hafen führt.“

„Ach, Geliebter,“ sie bewegte zweifelnd den blonden Kopf, „das Glück wäre zu groß, deshalb bleibt es unerreichbar für mich. Nie werden Deine Eltern das arme Proletarierkind, die Tänzerin, als Tochter anerkennen.“

„Pah! führten nicht schon Grafen und Fürsten Tänzerinnen heim? Bist Du erst eine Primaballerina —“

„Und wenn ich niemals eine ‚berühmte‘ Tanzkünstlerin werde?“

„Bist und bleibst Du doch für alle Zeit mein süßer Schatz! Allerdings, es wäre Thorheit,“ Dodendorf wurde ernst, „wollte ich Dir und mir ein Hehl daraus machen, es wird harte Kämpfe mit meinen Eltern geben, doch der Sieg wird schließlich auf unserer Seite sein. Sollten die Eltern aber wider Erwarten des Sohnes Glück ihren ererbten Standesvorurteilen opfern wollen, nun, so bin ich auch ein Dodendorf, der mit zäher Beharrlichkeit sein Ziel verfolgt und seinen Willen durchzusetzen versteht. Freilich müssen wir dann in Geduld die Stunde unserer unauflöslichen Vereinigung erwarten, sechs, acht, ja zehn Jahre können im Notfall vergehen, aber wenn Du mir nur treu bleibst —“

„Ich Dir?“ unterbrach ihn Elise mit leisem Vorwurf in Blick und Ton. „Es wäre wohl gerechtfertigter, wenn in meiner Seele bange Befürchtungen auftauchten, ob ich Dir nach zehn Jahren, wenn ich alt und häßlich geworden, noch begehrenswert sein kann?!“

„Liebstes Kind,“ versetzte Dodendorf ohne Besinnen in überzeugend zuversichtlichem Tone, „liebe ich etwa nur Deine äußere Gestalt, nicht auch Dein Sein und Wesen? Übrigens ist Deine Schönheit nicht der Art, die schnell altert, aber wäre dies auch der Fall, bleibst Du doch in meinen Augen mit unvergänglichen Reizen geschmückt.“

„Dank, mein Oskar, Dank! Dieser Worte will ich mich erinnern, so oft aufs neue Bangen und Zagen mich erfaßt,“ flüsterte bewegt die Tänzerin, sich innig dem Geliebten anschmiegend.

„Bedarf mein teures Mädchen wirklich eines Talismans für ihr zweifelndes Herz? Weißt Du auch, Lieschen, es könnte mich kränken —?“

„Bitte, zürne nicht! Bedenke die obwaltenden Verhältnisse!“

„Vertraue nur, sie werden sich überwinden lassen, vielleicht früher als wir heute ahnen! In der Politik können Dinge eintreten, es schwebt etwas gewitterhaft Schwüles in der Luft, die den Ausbruch eines Krieges unvermeidlich machen. Er befördert ein frisches, fröhliches Avancement, der Premier ist mir sicher, habe ich ihn erst hinter mir und nach ein paar Jahren das Hauptmanns-Patent in der Tasche, dann, falls meine Eltern sich gegen unsere Wünsche unerbittlich zeigen, quittiere ich den Dienst, heirate Dich und — der ganzen Welt zum Trotz werden wir ein glückliches Paar, wenn Du das freilich sehr bescheidene Los, welches ich Dir dann zu bieten habe, mit mir teilen willst?“

Ob sie wollte?

Elisens strahlendes Lächeln, ihr heißer Kuß gaben



Digitized by Google

deutlich Antwort. Wäre es nicht ein frevelhafter Wunsch gewesen, sie würde es vom Schicksal als eine Gunst erbeten haben, ihr Gelegenheit zu geben, dem Geliebten mal thatsächlich den Beweis zu liefern, wie sie in Treue zu ihm stehen würde in Freud und Leid, Jammer und Elend!

Oft mußte sie dieses Augenblicks, wo sie nicht ahnte, wie das Schicksal sie beim Wort nehmen würde, in ihrem späteren Leben gedenken.

Mitten im süßen Kosen fuhr Elise erschrocken empor, ihr Blick streifte flüchtig die Uhr.

„Du mußt gehen, Oskar! Es ist die höchste Zeit, sonst versäumst Du den Zug!" mahnte sie ängstlich.

„Wäre das Unglück so groß? Dann fahre ich mit dem ersten Frühzuge," lachte er sorglos.

„Nein, mein Liebster! Denke an Rittmeister von Grabow."

„Alle Wetter!" Dodendorf sprang auf, „hätte ihn mir ein tückischer Zufall nicht in den Weg geführt, hatte es beinah vergessen, würde ich nicht dran denken, Dich schon zu verlassen, doch so — man kann nicht wissen!"

Obgleich der Offizier die rechtzeitige Rückkehr in seine Garnison als leidige Notwendigkeit erkannte, beeilte er sich mit dem Abschied keineswegs! Wieder und wieder preßte er mit leidenschaftlichem Ungestüm sein geliebtes Mädchen an sich, bis es sich ihm mit sanfter Gewalt entzog. Bei allem Glücksgefühl über die Wahrnehmung, wie sichtlich schwer ihm heut die Trennung wurde, quoll plötzlich ein ahnungsvolles Bangen in Elise empor; von einem unerklärlichen zwingenden Impulse getrieben, flüsterte sie mit bittendem Blick und Ton:

„Liebster, sollte Rittmeister von Hartung Dich wegen verletzter Dienstpflicht zur Verantwortung ziehen, vielleicht — vielleicht Strafe in Aussicht stellen — Du wirst — Du wirst Dich nicht zu Streitigkeiten hinreißen lassen? Wirst ruhig bleiben? Versprich es mir, Oskar!"

„Ums Himmels willen, Schatz, mache Dir darum keine Sorgen. Hartung weiß, wie weit er gehen darf, und ich werde ebensowenig außer acht lassen, was ich meinem Vorgesetzten schulde. Und nun, kleine Grillenfängerin," Dodendorf zog, nachdem er seine Degenkoppel festgeschnallt und den Mantel leicht über die Schultern geworfen hatte, Elise nochmals in seine Arme, „für heut den letzten Kuß! Schlafe wohl! Mögen holde Träume Dich umschweben und Dir glückliche Zukunftsbilder vor die Seele zaubern. Vertrauen wir beide unserm guten Stern, mein Mädchen! Bleibe sitzen, bitte!" Er drückte sie mit liebreicher Gewalt nieder auf ihren Platz. „Ich sehe ja, wie schwer Dir noch Stehen und Gehen fällt. Mutter Reinke," wandte der Offizier sich an die wieder in der Stube anwesende Frau, „ich mache Sie verantwortlich für Elisens Wohlbefinden, achten Sie darauf, daß dem noch schwachen Fuße nicht eine zu frühe Anstrengung zugemutet wird. Hast Du gehört, Liebling?"

„Du Guter!" Elisens leuchtende Augen lächelten ihn dankbar an. „Wenn Du —" fügte sie mit einem Anflug schelmischen Mutwillens hinzu — „das nächste Mal kommst, lauf ich Dir entgegen! Wann sehe ich Dich wieder?"

„Ob morgen abend? kann ich nicht gewiß versprechen, aber dann bestimmt übermorgen! Bis dahin lebe wohl, mein süßes Mädchen, und gute Nacht, zu vielen, vielen Malen gute Nacht!"

## II.

Als Lieutenant von Dodendorf vor die Hausthür trat, hielt vor derselben im gleichen Augenblick eine Droschke. Eine schlanke weibliche Gestalt sprang leichtfüßig heraus, trat zu dem Rosselenker und sagte in bestimmtem Tone, eine Verabredung mußte wohl schon vorhergegangen sein:

„Sie warten also hier, Kutscher. Es wird höchstens eine Viertelstunde dauern."

„Schon jut, Fräulein, ick wer' inzwischen hier nebenan in' Keller 'ne Weiße jenießen."

„Halt, mein Bester," verhinderte der Offizier, rasch sich nähernd, des Kutschers Absicht. „Erst werden Sie mich gegen ein gutes Trinkgeld in höchster Eile nach dem Potsdamer Bahnhof fahren."

Beim ersten Ton der männlichen Stimme wandte die Dame schnell den Kopf.

„Ah, Herr Lieutenant," eine kleine Hand streckte sich ihm entgegen, „guten Abend!"

„Ihr ergebenster Diener, Fräulein Franziska. Sie gestatten, daß ich den günstigen Zufall —" Dodendorf deutete auf die Droschke — „benutze? Die kleine Spritztour wird den Kutscher nicht verhindern, pünktlich wieder zur Stelle zu sein!"

„Ja, ja! Aber weshalb diese Eile? Warum bleiben Sie nicht noch?"

„Die leidige Pflicht ruft, mein Fräulein! Ich habe die Ehre!"

Nach höflichem Gruße stieg Dodendorf in die Droschke, welche sich sofort unter rasselndem Geräusch in schnellste Bewegung setzte.

Fräulein Franziska trat ins Haus und stieg rasch die vielen Treppen empor. Die unteren Treppenflure waren erhellt, dagegen herrschte in den beiden höchsten Stockwerken undurchdringliche Finsternis; nur mit den Örtlichkeiten genau bekannte Hausbewohner konnten sich dort zurechtfinden.

So schritt auch Franziska Reinke mit unverminderter Hast weiter bis zu ihrer Wohnung, stieß nun aber ungestüm die Thür auf, schlug sie heftig hinter sich zu und ohne Gruß über die Schwelle tretend, rief sie ärgerlich:

„Draußen steht wieder keine Lampe, Mutter!"

„Man weiß ja nie, wann 's Fräulein nach Hause kommt, ich will 's teure Öl nich umsonst verbrennen lassen," versetzte Frau Reinke in dem ihr eigenen mürrischen Tone.

„Du wirst so lange knausern, bis sich mal unsereins Arme oder Beine bricht und Du dann für die paar ersparten Ölpfennige 's Geld thalerweise in die Apotheke tragen mußt."

„Ach was," sagte die Mutter kurz abweisend.

Digitized by Google

„'S ist 'ne alte Sache, sowie Du in die Stube trittst, fängst Du an zu räsonnieren."

„Weil ich stets Grund dazu finde," lautete die prompte Antwort der Tochter. Sie hatte inzwischen das warme, große Shawltuch, das ihre hohe Gestalt vollständig einhüllte, lässig abgeworfen. Während sie nun mit äußerster Vorsicht ihren mit dunkelroten Rosen geschmückten schwarzen Spitzenhut abnahm, um die mit künstlerischer Sorgfalt ausgeführte Haarfrisur nicht zu verderben, rief sie der jüngeren Schwester in einem Tone, der eigentlich jeden Widerspruch ausschloß, zu:

„Lies, ziehe Dich schnell um, wir fahren zu Kroll!"

Elise, die bereits wieder an ihrem roten Florkleide arbeitete, blickte verwundert auf.

„Wir?" wiederholte sie fragend.

„Nun ja, Du und ich, wer denn sonst?" entgegnete Franziska. „Mit Deinem verstauchten Fuße geht es ja besser, bis zur Droschke wirst Du schon kommen. Ich mußte dem kleinen Rabenau bestimmt versprechen, Dich mitzubringen."

„Das war von Dir eine sehr voreilige Zusage, liebe Fränze," bemerkte Elise ruhig, „ich fahre nicht mit Dir zu Kroll."

„Was ficht Dich an?" zürnte Franziska. Sie begab sich eilig in den Schlafraum, um ihren Straßenanzug mit einer Gesellschaftstoilette zu vertauschen, was sie jedoch nicht hinderte, ihr Gespräch mit der Schwester fortzusetzen.

„Sei nicht eigensinnig, Lies! Du hast keinen Grund, Dich auszuschließen. Komm schnell, ich helfe Dir —"

„Danke, Fränze, ich bleibe zu Haus!"

„Aber warum? Bist Du so besorgt um —" mit spöttischer Betonung, „Deine kostbare Gesundheit? Baron Rabenau — er ist rein vernarrt in Dich — wird mir's nachtragen, wenn ich allein komme. Er wird außer sich sein."

„Ist mir wirklich gleichgültig," versicherte Elise. „Übrigens," fuhr sie ernst fort, „hält nicht die Sorge um meine ‚kostbare' Gesundheit mich ab, Dich zu begleiten, sondern neben vollkommener Unlust der Gedanke an mei — an Dodendorf."

„Laß Dich nicht auslachen, Lies!" spottete Franziska. „Das sind alberne Rücksichten, die Dodendorf Dir gar nicht mal dankt. Glaubst Du vielleicht, er vergräbt sich in seinem einsamen Zimmer, wenn er Dich verläßt? Da kennt man die Gewohnheiten der Herren Offiziere doch besser! Dodendorf wird keine Ausnahme machen, deshalb fällt's ihm auch gewiß nicht ein, Dir ein Vergnügen verwehren zu wollen."

„Ich finde kein Vergnügen an wilden Gelagen," versetzte Elise, deren weiße Stirn sich leicht zu röten begann, „denn dazu arten Eure ‚gemütlichen' Zusammenkünfte aus. Wäre Oskar dabei, würde ich um seinetwillen mich überwinden und mitgehen, doch ohne ihn auf keinen Fall. Es wäre ihm auch unangenehm, ich weiß es. Denn wenn er auch mir von seinem Thun keine Rechenschaft abzulegen hat, darf er nichtsdestoweniger fordern, daß ich die ihm schuldigen Rücksichten nicht verletze."

„Unsinn, Lies! Du —" in diesem Augenblick rauschte Franziska in einem hellen seidenen Schleppkleide in die Wohnstube, um vor dem dort hängenden schmalen Wandspiegel die letzte Hand an ihre Toilette zu legen — „Du thust ja gerade, als wärest Du Dodendorfs Braut."

„Dafür —" Elisens seelenvolle Augen leuchteten wunderbar auf — „betrachte ich mich."

„Wirklich? Und hofft wohl gar, er wird Dich heiraten?"

„Ich hoffe es fest," gab Elise, ohne sich durch die höhnische Frage der Schwester beirren zu lassen, zuversichtlich zur Antwort.

Ein Augenblick sprachloser Verwunderung — beinah entfiel die silberne Nadel, womit Franziska eben eine Kamelie in ihrem Haar befestigte, ihren Fingern — dann brach sie in ein helles Lachen aus und rief:

„Der adelige Offizier Dich heiraten? Nimm Dich in acht, daß Du mit solchen dummen Einbildungen nicht überschnappst, Lies! Ja, nu geht mir 'n Licht auf, warum man mitunter ‚die Stolze' herauskehrt. Die künftige Frau Baronin hält's natürlich unter ihrer Würde, in Gesellschaft armer Kolleginnen zu soupieren. Na, wenn Clara und Lene das wüßten! Was sagst denn Du dazu, Mutter?" fügte, noch immer lachend, die Spötterin hinzu, ohne den Blick von ihrem reizenden Spiegelbilde abzuwenden.

An kleine Wortplänkeleien, die jedoch nie in wirklichen Zank ausarteten, zwischen ihren Töchtern gewöhnt, hatte Frau Reinke es bisher für besser gehalten, sich nicht einzumischen. Nach ihrer Ansicht hatte Franziska recht, überhaupt stand ihrem Herzen die ältere Tochter näher, die ihr in vielen Stücken ähnelte, deren äußere Erscheinung: der schlanke, dabei üppige Wuchs, das interessante Gesicht mit den großen schwarzen Augen, das lange dunkle Haar, dessen aufgelöste Massen sie wie ein Schleier umwallten, das eigene Jugendbild in erneuerter Gestalt vor ihr erstehen ließ. So — fast schien es unglaublich — hatte die welke Matrone auch mal ausgesehen, bevor schwere Arbeit den schöngeformten Nacken gebeugt, zahllose Thränen den feurigen Glanz der Augen getrübt, Leid und Gram das dunkle Haar vor der Zeit gebleicht hatten.

Es gab aber auch Punkte, wo Frau Reinke und die schöne Franziska nicht übereinstimmten; des Mädchens Hang nach Putz und Tand, ihre unersättliche Genußsucht waren der Mutter ein Greuel.

So sah sie auch an diesem Abend mit innerem Groll, wie die Vergnügungslustige wieder zum Ausgehen sich schmückte. Dagegen Einspruch zu erheben, wäre bei des Mädchens selbständigem Charakter nutzlos gewesen, dies wußte Frau Reinke aus vielfacher Erfahrung; doch die nun direkt an sie gerichtete Frage ließ sie gierig die Gelegenheit ergreifen, dem in ihr wühlenden Ärger Luft zu machen.

„'Ne Dummheit is 's," sprudelte sie heftig hervor, „kaum zu glauben, was für Flausen das ver-

Digitized by Google

liebte Ding sich in 'n Kopf setzen läßt! Aber da hilft ja kein Reden, kein Raten! Machst Du's etwa besser? Keine von Euch fragt nach meine Meinung! Ihr seid ja beide viel klüger wie Eure Mutter! Dein ewiges Gelaufe von ein Verjnügen ins andere hab ich satt; was soll denn am Ende dabei raus kommen? Bleib zu Hause, 's wär jescheiter, aber nee! Das Kokettieren und Scharmuzieren gefällt Dich besser! Herr Jott! Wenn Euer Vater noch lebte! Warum mußte er auch so früh von mich jehen! Unter Sorjen und Not habe ich Euch jroßjezogen und Euch vermahnt zur Jottesfurcht und immer jute Lehren jejeben, und nu seid Ihr doch aus die Art jeschlagen. Himmelschreiend is es, was ich für Kinder habe! Schämen muß ich mir als ehrbare Witwe, wenn man Dir so sieht, aufjeputzt wie 'n Pfau mit 'ne seidne Fahne und —"

„Und jetzt ist's genug, Mutter," fiel ihr Franziska hart in die Rede. „Deine moralischen Anwandlungen kannst Du Dir ersparen, sie kommen zu spät. Hättest Dir's reiflicher überlegen sollen, ehe Du Deine Töchter zum Opernchor uno zum Ballett brachtest —"

„Sind wir darum weniger achtbare Mädchen?" warf hier Elise ein, in deren klaren, grauen Augen sich ehrliche Entrüstung spiegelte, „ich möcht's keinem raten, Mutter, an meiner Ehrbarkeit zu zweifeln."

„Hast recht, Kleine!" nickte Franziska. „Gehören wir auch nicht gerade zu den ‚scheinheiligen Tugendboldinnen', die kaum die Augen aufzuschlagen wagen, wenn im Beisein eines dritten ein Herr mit ihnen spricht, so kann uns doch niemand was Schlechtes nachsagen. Daß ich hübsche Kleider liebe und gern in lustige Gesellschaft gehe, darüber brauchst Du nicht ärgerlich sein, Mutter. Und was die mir von Frau Kommerzienrat geschenkten seidenen Fahnen anbelangt, hast Du doch nur Ursache, Dich zu freuen, wie nett ich mir die alten, abgelegten Sachen herzurichten verstehe, daß sie wieder wie neu aussehen, ohne Dir oder mir einen Pfennig zu kosten. Und damit basta, Mutter! Sieh doch mal nach — da knallt eben 'ne Peitsche — ob vor unserer Hausthür 'ne Droschke hält, sie könnte nu wohl wieder zurück sein vom Potsdamer Bahnhof."

Unverständliche Worte vor sich hinbrummend, mit einem Gesicht wie sieben Meilen böser Weg, zeigte trotzdem Frau Reinke sich dem in herrischem Tone kundgegebenen Wunsche Franziskas gefügig. Sie öffnete ein Fenster, schlug es nach kurzer Umschau wieder krachend zu und sagte mürrisch:

„Kommerzienrats Equipage is 's nich. Wird wohl Deine Droschke sein."

Während nun das schöne Mädchen ein leichtes Flortuch über ihr Haar warf und unterm Kinn zusammenknüpfte und dann Elise ihr behilflich war, sich in ihren warmen, großen Shawl, der die leuchtende Ballrobe vollständig bedeckte, zu hüllen, konnte die Mutter nicht unterlassen, zu fragen:

„Dein Kaffee steht warm, Fränze; willst Du nich erscht noch 'ne Tasse trinken?"

„Nee, Mutter, den schenke ich Dir heute!" lachte Fräulein Fränze mit verächtlich ablehnender Geste. Ihr winkte ja schäumender Champagner, in ihm, nicht mit Mutters gewärmter Cichorienbrühe wollte sie ihren Durst stillen.

Sie ergriff ihren Fächer (auch ein Geschenk ihrer Gönnerin), nickte Mutter und Schwester einen flüchtigen Abschiedsgruß zu und rauschte aus der Stube, die Thür weit offen lassend. Auf diese Weise fiel genügender Lichtschein auf den Flur, so daß die Treppe nicht zu verfehlen war und Frau Reinke nicht erst nötig hatte, ihrer Tochter zu leuchten.

Nach einer Weile schloß sie seufzend die Thür.

„Es is 'n schreckliches Mädchen! Wie 'n Sturmwind fegt's in alle Ecken rum! Und nu sieh mal, wie liederlich es hier —" die mißmutige Frau deutete auf die unter dem kleinen Spiegel befindliche Kommode, worauf seidene Schleifen, Blumen, Haarnadeln, Kämme, eine Puderschachtel und noch viele andere Dinge bunt durcheinander lagen — „wieder aussieht!"

„Fränze hatte es eilig, Mutter," entschuldigte Elise ihre Schwester.

„Ach was! aus reine Bequemlichkeit läßt sie allens stehn und liejen! Daß Du mich nichts anfaßt, Lies! Fränze soll morjen selber aufräumen. Braucht die Prinzessin dazu 'ne Zofe, kann sie sich eine halten."

Mit dem letzten Ausspruch schien Frau Reinkes gallige Stimmung sich erschöpft zu haben; sie ging in die Küche, kam aber schon in der nächsten Minute wieder, in der Hand zwei bis an den Rand mit dampfendem Inhalt gefüllte Obertassen tragend. Sie stellte eine vor Elise hin.

„Trinke 'n paar Schluck, er is so schön heiß."

„Das junge Mädchen hätte auf den zweifelhaften Genuß lieber verzichtet, doch um nicht die Mutter aufs neue zu erzürnen, nahm sie das Gebotene mit freundlichem Dank. Während sie nicht ohne Überwindung die Tasse leerte, schlürfte Frau Reinke den dünnen Kaffeaufguß wie ein wirkliches Labsal mit augenscheinlichem Behagen. Danach ließ sich's nun schon noch ein Stündchen aushalten. Sie nahm ihren alten Platz am Ofen wieder ein, drückte den Rücken gegen die warmen Kacheln und versank in Erinnerungen.

Bitter genug hatte das Leben ihr mitgespielt. Nach kaum sechsjährigem Eheglück nahm ihr der unerbittliche Tod ihren Mann. Als geschickter, fleißiger Schlosser hatte er immer guten Verdienst gehabt; da auch Frau Reinke das Ihre zur Bestreitung der Wirtschaft beitrug und die Pfennige zusammenhielt, kam das junge Paar tüchtig vorwärts, bis der scheinbar kräftige Mann von einem schweren Lungenleiden ergriffen wurde. Als er nach langwieriger Krankheit, welche nicht allein den bereits für die alten Tage zurückgelegten Spargroschen verzehrte, auch manch liebgewonnenes Stück des schlichten Hausrats mußte ihr zum Opfer fallen, starb, sah die junge Witwe sich angewiesen, mit ihrer Hände Arbeit ihr eigenes und ihrer Kinder Dasein zu fristen. Sie übernahm Aufwärterindienste, auch Wasch- und Scheuerstellen in reichen Haushaltungen. Durch solche Thätigkeit wurde sie oft den ganzen Tag vom Hause fern gehalten, mußte ihre beiden kleinen Töchter vom frühen Morgen bis späten Abend sich selbst überlassen. Es wäre

Digitized by Google

schlimm um die armen Dinger bestellt gewesen, hätten sich ihrer nicht mitleidige Hausgenossen angenommen. Besonders die in der Bel-Etage wohnende kinderlose Frau Kommerzienrat L . . . . fand ein lebhaftes Gefallen an dem naiven Geplauder der süßen kleinen Krabben. Stundenlang weilten sie täglich bei ihrer Gönnerin, welche sie beschenkte mit nützlichen, aber auch häufig mit unnötigen Dingen, ohne zu bedenken, wie sie durch die allzu reichlichen Beweise ihres Wohlwollens die Kinder verwöhnte, Wünsche in ihnen erweckte und Ansprüche groß zog, die im späteren Leben zu befriedigen sie kaum hoffen durften.

Wohl stiegen in der Mutter mitunter Befürchtungen auf angesichts des steigenden Einflusses der Frau Kommerzienrat auf die beiden Mädchen, doch Dankbarkeit und Klugheit lehrten sie, schweigend alle Übelstände mit in den Kauf nehmen. Über die sanfte, bescheidene, folgsame Lies hatte sie, im Grunde genommen, keine Ursache zur Klage, ihr Wille blieb für die Kleine der maßgebende, wogegen die naseweise, in kecker Lebenslust übersprudelnde Fränze sich der mütterlichen Autorität mehr und mehr entzog; für sie gab es nur eine Macht, der sie sich willig unterordnete: Die Meinung der Frau Kommerzienrat.

Diese Dame, eine ehemalige Tänzerin, weniger durch ihre Kunst, als durch ihre Schönheit berühmt, hatte es rechtzeitig verstanden, bevor ihr blendender Jugendreiz völlig verblüht, ihr unsicher schwankendes Lebensschifflein ins richtige Fahrwasser der Ehe zu retten.

Sie beherrschte ihren Gatten vollständig; nie zog der alte reiche Kommerzienrat ihren kostspieligen Neigungen eine Schranke. Dank seiner Fürsorge konnte sie auch nach seinem Tode nicht nur ihr üppiges Wohlleben uneingeschränkt fortsetzen, sondern auch ihrem Wohlthätigkeitsdrange Genüge leisten. Sie war ungemein gutherzig; gegen Personen, denen sie besonders gewogen, gutmütig bis zur verschwenderischen Freigebigkeit.

Zur Zeit hatte Frau Kommerzienrat L . . . . die Mitte der Vierzig bereits überschritten, aber geübt und erfahren in Anwendung aller verschönernden Toilettenkünste, dabei von imponierend stattlicher Gestalt, galt sie noch immer für eine sehr hübsche Erscheinung, wohl geeignet, Blicke der Bewunderung auf sich zu ziehen. Wo immer sie sich zeigte — auf der Promenade, in Theatern oder Konzerten — sah man sie umgeben von einer Schar alter und junger Lebemänner, die sich an ihrer witzigen, pikanten Unterhaltung ergötzten. Unzweifelhaft wäre dieser und jener nicht abgeneigt gewesen, mit der hübschen, reichen Witwe einen unlöslichen Bund zu knüpfen; doch es war bekannt, sie hatte wiederholt lachend erklärt: Es würde ihr nie einfallen, ihre angenehme Unabhängigkeit mit einer neuen Ehefessel zu vertauschen. Sie wollte leben nach ihrem Gefallen; kommen, gehen, reisen, heitere Geselligkeit suchen oder meiden, je nachdem sie Lust verspürte; niemand auf der Welt sollte ein Recht besitzen, sie um ihrer verschiedenen kleinen Passionen willen zu tadeln!

Für die Bekannten der Frau Kommerzienrat zählte ihr gelegentlicher Wohlthätigkeisdrang ebenfalls in die Rubrik der mehr oder minder rasch vorübergehenden kleinen Passionen, es erregte daher allgemeine Verwunderung, daß der warme Eifer, womit Frau L . . . . der armen Familie in der Dachwohnung sich thatkräftig angenommen, nicht gleich schnell, wie er emporgelodert, wieder erkaltete, sondern in bleibende Fürsorge überging.

Die kleinen Halbwaisen hatten es der excentrischen Dame angethan. Anfänglich galten sie ihr nur als ein unterhaltender Zeitvertreib für müßige Stunden, aber je länger, desto mehr gewöhnte sie sich an die Gegenwart der artigen, klugen, hübschen Kinder. Als sie mit den Jahren sich immer reizender entfalteten, trat dann eines Tages Frau Kommerzienrat mit ihren heimlich genährten Plänen für die Zukunft der vielversprechenden Mädchenknospen offen hervor. Sie waren nicht geschaffen, in den ihnen angewiesenen niederen Verhältnissen zu verkommen, ihnen winkte eine höhere Sphäre, sie sollten Künstlerinnen werden. Franziska besaß eine kräftige, dabei biegsame Altstimme, durch genügende gute Schulung bestimmt, dereinst in der Oper zu glänzen, wogegen die zartere Elise in ihrer sylphidenhaften Grazie für die Tanzkunst wie geboren erschien.

Frau Reinke wollte zuerst nichts davon hören. Durch ehrliche Handarbeit nach eigener Wahl mochten ihre Töchter sich das tägliche Brot verdienen, aber den Teufelsbrettern voll heilloser Verführungskünste sollten die unschuldigen Kinder fern bleiben. Doch Frau Kommerzienrat L . . . . ließ sich nicht abschrecken. Wieder und wieder malte sie mit den blendendsten Farben verlockende Zukunftsbilder, bis schließlich ihre überlegene Redegewandtheit den Sieg behielt über die beschränkten Ansichten der strengdenkenden Mutter. Die Gier nach den in Aussicht gestellten goldenen Schätzen, welche den berühmten Künstlerinnen einst mühelos in den Schoß fallen würden, übte einen verwirrenden Zauber auf Frau Reinkes nüchterne Verstandeskraft. Nun sie einmal ihre Zustimmung erteilt, blieben die Bitten und Thränen Elisens, ihr heftiges Sträuben gegen die Zumutung, das Heer der ihr verhaßten Ballettratten zu vermehren, unbeachtet. Die Mutter schalt sie eine undankbare Kreatur gegen die „Familienwohlthäterin", ein Vorwurf, der dem weichen Herzen der armen Kleinen wehe that, ihr blieb nichts übrig, als sich zu fügen.

Frau Kommerzienrat brachte nun ohne Säumen ihre Pläne zur Ausführung. Dank ihren noch von früher her unterhaltenen Verbindungen mit einflußreichen Personen brachte die ehemalige Tänzerin ihre Wünsche leicht zu Gehör. Franziska fand Aufnahme im Königlichen Opernchor, Elise wurde zum Besuch der Ballettschule zugelassen.

Seitdem waren fünf Jahre vergangen, eine viel zu lange Zeit für Frau Reinkes Ungeduld nach den verheißenen goldenen Früchten, die noch immer nur in gleißender Ferne schimmerten. Sie begann zu zweifeln, ob ihr je etwas davon zu gute kommen würde und plagte in ihrer mürrischen Weise die

Digitized by Google

jungen Künstlerinnen mit Vorwürfen, daß sie nicht eifrig genug ihren großen Zielen zustrebten. Der Frau Kommerzienrat durfte sie nicht mit solchen Klagen kommen.

„Das verstehen Sie nicht, Reinken," wies die Dame kurz ab. „Gut Ding will Weile haben, jeder Meisterschaft muß eine tüchtige Ausbildung vorangehen!"

Nun aber war die neunzehnjährige Fränze noch immer nicht mehr, als eine geschätzte Choristin, die Mutter meinte, sie würde es wohl ewig bleiben! Die Aussichten der um zwei Jahre jüngeren Lies auf eine glänzende Laufbahn schienen günstiger zu liegen. Durch ihre graziöse Anmut hatte die reizende kleine Balletteuse die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen von einflußreichen Gönnern der höheren Tanzkunst erregt, in nächster Zeit sollte sie — durch ihr sanftes, bescheidenes Wesen ohnehin der Liebling ihrer Lehrer und Lehrerinnen — zum ersten Male in einer kleinen Solopartie auftreten. Frau Kommerzienrat L.... konnte die Stunde des ersten „Triumphes" ihres Protegés kaum erwarten.

„Geben Sie acht, Reinken," versicherte die enthusiasmierte vormalige Tänzerin, „das Kind macht noch mal die Welt von sich reden."

Die Mutter wagte keinen Einwand, aber im stillen seufzte sie zweifelnd: „Wer's erlebt! Ja, hätte das dumme Mädchen nur nicht die Liebschaft mit dem Offizier angefangen!"

Äußerte sie deshalb Bedenken, auch über Franziskas allzu lebhaften Verkehr mit den Herren der Sport- und Lebewelt, dann schalt die Frau Kommerzienrat:

„Mein Gott, beste Reinken, mit Ihren Quengeleien machen Sie sich und Ihren Kindern das Leben schwer. Die Mädchen sind viel zu hübsch, um ihre Jugend einsam zu vertrauern, ich freue mich, daß sie bewundert werden. Verbittern Sie ihnen nicht das bißchen Lebenslust und -freude." —

Ja, hübsch war die Lies, wirklich! Frau Reinke blinzelte zwischen den halbgeschlossenen Lidern zu ihrer Tochter hinüber. Wirklich, wunderhübsch, wie sie da sitzt, das von dem goldig schimmernden Haar umrahmte Köpfchen über ihre Arbeit geneigt. Der leuchtende Florstoff wirft einen rosigen Hauch über das liebliche Gesicht, zu verwundern war's nicht, daß sie den jungen Männern gefällt, und Lieutenant von Dobendorf scheint sogar ehrliche Absichten zu haben. Man kann nicht wissen — ob er nicht — am Ende — doch — das Mädchen heiratet — hat doch schon manche vom Ballett ihr — Glück — gemacht — und Lies — ist 'n anständiges Mädchen — braucht sich — niemand — ihrer — zu schämen — und — und —

Frau Reinkes Gedanken verwirrten sich mehr und mehr, sie versucht, sich gegen das Einschlafen zu wehren, vergeblich! Von Müdigkeit überwältigt, sinkt ihr Haupt vornüber.

Die Mutter ist eingenickt, ihre schweren Atemzüge verraten es der fleißigen Elise. Nun darf sie ungestört ihrem Sinnen sich hingeben. Jedes an diesem Abend von Dobendorf gesprochene Wort ruft sie sich zurück. Überzeugender als er kann niemand seiner wahrhaftigen Liebe Ausdruck geben. Ja, sie vertraut ihm, glaubt felsenfest an seine Treue, nie wird er seine heiligen Eide brechen.

In den dunkelgrauen, seelenvollen Augen ein hoffnungsfroher Schimmer, um den kleinen, weichen Mund ein süßes, glückliches Lächeln, sinnt und träumt das holde Geschöpf von kommenden seligen Tagen! Es stört sie nicht, als die alte Wanduhr mit rasselnden Schlägen die elfte Stunde verkündet, aber die Mutter fährt bei dem Geräusch zusammenschreckend aus ihrem Halbschlummer auf, reibt sich die müden Augen, schaut sich einen Moment verwundert um, bis der blöde Blick auf ihrer Tochter haftet und sagt dann unter lautem Gähnen:

„Nu hör man auf, Lies! Morjen is auch noch 'n Tag, wir woll'n zu Bette jehn."

„Ja, Mutter."

Elise erhob sich gehorsam, legte ihre Arbeit sorgfältig zusammen, ergriff nach täglicher Gewohnheit ein altes Predigtbuch und las mit ihrer sanften Stimme der andächtig horchenden Mutter den Abendsegen vor. Dann begaben sich beide zur Ruhe. Elisens letzte bewußten Gedanken weilten bei dem Geliebten. Mit einem Gebet für sein Glück auf den lächelnden Lippen schlief sie ein. In dieser Nacht schreckte kein schlimmer Traum sie mit angstvoll schlagendem Herzen empor; von keiner bösen Vorbedeutung gequält, schlummerte sie ruhig und fest dem Morgen entgegen!

## III.

„Steh auf, Fränze! Es ist die höchste Zeit, Du mußt in die Probe."

„Ist's wirklich schon so spät?" Die schöne Choristin reckte und streckte sich behaglich. Sie war erst lange nach Mitternacht heimgekehrt, dafür schlief sie nun bis weit in den Vormittag hinein. Schon vier- oder fünfmal hatte Elise — die Mutter, welche jetzt nur noch bei Frau Rat L.... Aufwartedienste versah, ging schon seit Stunden ihrer täglichen Beschäftigung nach — vergeblich versucht, die Schwester zum Aufstehen zu bewegen, bis sie endlich mit der letzten energischen Mahnung erreichte, daß die Langschläferin sich erhob.

Während sie mit gewohnter Sorgfalt sich ankleidete, erzählte sie lachend:

„Du, Lies! der kleine Rabenau ist ernstlich verschossen in Dich. Er war wütend, als ich allein kam, wurde erst nach und nach gemütlich. Übrigens hast Du viel versäumt, es war ein gottvoller Abend, wir amüsierten uns himmlisch!"

Franziskas Bericht ließ die jüngere Schwester gleichgültig. „Dafür spricht Dein langes Ausbleiben," versetzte sie auf die letzten Worte. „Es war wohl eine zahlreiche Gesellschaft beisammen?"

„Bewahre! Klein aber gewählt," erwiderte Franziska mit Nachdruck. „Du weißt ja, wir vier Mädels: Klara, Lene, Käte nebst meiner Wenigkeit (sämtliche Damen waren Choristinnen der Königlichen Oper) und dann fünf Herren: Der schöne Prinz

Digitized by Google

A . . ., die beiden Grafen R . . ., der tolle Arthur, (ein wegen seiner excentrischen Handlungen in der ganzen Residenz wohlbekannter hochadliger Gardeoffizier) und der kleine Rabenau. Der Arme war eigentlich überzählig, zeigte darauf hin eine jammervolle Melancholie, daß wir Erbarmen fühlen mußten, besonders Lene nahm sich tröstend seiner an."

Elise mochte eine Entgegnung für überflüssig halten; mit einem eigenen Ausdruck in ihrem lieblichen Gesicht, der nichts weniger als Bedauern über ihren freiwilligen Verzicht auf das nächtliche Souper ahnen ließ, arbeitete sie schweigend weiter an dem rosenroten, silbern schimmernden Florgewande, in welchem sie als Rosenfee in Taglionis neuem Ballett erscheinen sollte.

„Lies, schau mal her!"

Also aufgefordert, erhob die junge Tänzerin den blonden Kopf, unwillkürlich drängte sich ihr ein Laut halb der Bewunderung, halb des Erschreckens, über die Lippen beim Anblick eines von Rubinen besetzten, breiten goldenen Armreifens, den ihr Franziska, wohlgefällig lächelnd, dicht vor Augen hielt.

„Hm? Gefällt's Dir? Prächtig, nicht?" fragte die Besitzerin, sich an Elisens Überraschung weidend. „Ist freilich ganz was anderes als solche unnützen Alfanzereien," ein geringschätzender Blick streifte die hier und da aufgestellten zierlichen Nippsachen, Geschenke Dodendorfs, „dafür müßt ich danken, ich liebe Sachen von reellem Wert, hier, so was," sie drehte an dem Schmuckstück, „ist nach meinem Geschmack — na? Du sagst ja gar nichts?!"

„Von wem?"

Die kurz, ja streng klingende Frage war Elisens ganze Antwort.

„Von wem!" wiederholte Franziska spöttisch lachend. „Du denkst gewiß, vom tollen Arthur? Na, 'ne Sünde wär's nicht, aber nein! Diesen Reifen —" die schöne Brünette reckte ihre üppig schlanke Gestalt in die Höhe und gab dem Ton ihrer Stimme einen würdevoll pathetischen Nachdruck, während der Schalk aus ihren Augen blitzte — „legte mir Prinz A . . . als ein Zeichen seiner Verehrung eigenhändig um den Arm."

„Der Prinz? Ein solch kostbares Geschenk? Um Gott, Fränze, nimm Dich in acht!" bat Elise, sichtlich betroffen, und als die Sängerin nur mit einer spöttisch abwehrenden Geste antwortete, fügte die Schwester dringender hinzu: „Der als Roué bekannte Prinz beabsichtigt sicher nichts Gutes, laß Dich warnen, Fränze, gehe ihm aus dem Wege, spiele nicht mit der Gefahr."

„Bitte, Lies, nur keine moralische Abkanzelung, sie klingt überdies aus Deinem Munde sehr seltsam," unterbrach Franziska halb lachend, halb ärgerlich die schwesterliche Warnung. „Ich bin alt genug, um selbst sehr genau zu wissen, wie weit ich mit den vornehmen Herren gehen darf, was ich ihnen zu erlauben und was zu verwehren habe. Ich spreche, scherze und lache mit allen in gleicher Weise, keiner ist berechtigt, sich einer besonderen Gunst zu rühmen — lebensklug nennt's Frau Kommerzienrat — sie hat reiche Erfahrungen, ich richte mich nach ihren Lehren. Es wäre gescheiter von Dir, Kleine," die Choristin legte einen mütterlich überlegenen Ton in ihre Stimme, „wenn Du meinem Beispiele folgen wolltest. Du nimmst Dein Verhältnis mit Lieutenant von Dodendorf viel zu ernst. Heiraten wird er Dich nie! Ich erkundigte mich gestern so nebenbei beim kleinen Rabenau, der die ganze Dodendorfsche Familie kennt, ich glaube sogar, die beiden Sippen sind miteinander verwandt, nach Deines Oskars Eltern. Reich sollen sie ja sein, sehr reich, aber geizig, besonders die Frau Mama! Sie führt im Hause das Regiment. Der kleine Rabenau schildert sie als eine äußerst adelstolze Dame, die hundermal lieber ihren Sohn enterben, als jemals seiner etwa beabsichtigten Ehe mit einer Balletttänzerin ihre Zustimmung geben würde. Mithin sei vernünftig, Kleine, schlage Dir alle Heiratsgedanken aus 'm Sinn und genieße wie ich des Lebens Freuden, so lange Du noch jung und hübsch bist."

Bei den letzten Worten streifte Franziska den kostbaren Armreif ab, schenkte ihm noch einen fast zärtlich liebäugelnden Blick, bevor sie ihn in ihrem Kommodenkasten verschloß, setzte dann rasch ihr Hütchen auf, ergriff den Regenschirm und sagte im Fortgehen:

„Mutter braucht vorläufig nichts davon zu wissen. Adje, Lies! Überdenke und beherzige, was ich Dir gesagt habe."

Während der langen Rede Franziskas zogen Röte und Blässe in schnellem Wechsel über Elisens tief gesenktes Antlitz; sie preßte die Lippen aufeinander und schwieg, um nicht durch den bebenden Klang ihrer Stimme ihre wehen Empfindungen zu verraten. Doch jetzt, da sie allein war, konnte sie die aus dem Herzen aufsteigenden Seufzer nicht länger zurückhalten, aus ihren langen Wimpern lösten sich ein paar schwere Thränen.

Wenn die lebenskluge Schwester recht behielte? Aber nein, nein! Nur keinen Zweifeln Eingang gestatten. Nichts, nichts soll ihr den Glauben an seine Liebe und Treue beirren!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Am Alsterufer.

Aus der Chronik eines hanſiſchen Patrizierhauſes

von

**Guſtav Kopal.**

(Fortſetzung.)

Das Bureau des Advokaten lag in der großen Reichenſtraße; es war im Sommer kühl, im Winter gemütlich, wie faſt alle Lokalitäten dieſer alten Straße.

Arthur eilte zu dieſem heute der Sonntagsruhe wegen völlig einſamen Orte. Er ſchloß auf, warf ſich in einen Lehnſtuhl und vergoß heiße Zähren.

Es waren ernſte Männerthränen, die das Auge der Welt ſcheuen und deren Spuren ſorgfältig vertigt werden.

Aber das ſtarke Gemüt des Mannes bedarf zu Zeiten des mildernden Taues ebenſowohl wie das ſchwache des Weibes. Sein Herz iſt geſtählt, nicht leicht fließen die lindernden Perlen und um keiner Kleinigkeit willen. Arthur war kein Schwächling, aber es währte lange, bis er ſich von dem ungezügelten Ausbruch ſeines Schmerzes erholte.

Sein Blick fiel auf ein Terzerol, Andenken der Studentenzeit, das in einem Schubfache des Pultes lag. Unwillkürlich nahm er die Waffe zur Hand und kühlte die heiße Stirn an dem kalten Eiſen des Laufes.

„Nein, es wäre feige," murmelte er. „Gälte es das Vaterland, ſo darf ein braver Burſch den Tod ſuchen, ſo lautete der Wahlſpruch, als wir noch das ſchwarzrotgoldene Band trugen. Aber wegen einer unglücklichen Liebe ſich nutzlos töten, das wäre jämmerlich und gegen allen Jenenſer Komment."

Er legte die Piſtole indes nicht wieder an ihren Platz, ſondern verſchloß ſie in einer Schublade. Dann ordnete er ſein Haar und ſeine Kleider, trat ans Fenſter und ſah noch einige Zeit ſinnend hinab auf die heute ſehr verödete Straße. Endlich wollte er das Bureau verlaſſen, als an die Thüre gepocht wurde.

Ein alter Herr trat herein, elegant gekleidet, ein Ordensband im Knopfloch. Arthur erkannte ihn ſofort wieder. Es war der Spieler von Helgoland, der Sekundant ſeines Gegners bei dem Duell.

Unaufgefordert nahm der Baron Platz und ließ den jungen Advokaten fürs erſte nicht zu Worte kommen. In ſchnarrendem Tone redete er mit einer gewiſſen Herablaſſung zu dem Rechtsgelehrten, der indeſſen bald zu ſehr geſpannt von den Mitteilungen des Barons wurde, um an ſeiner ihn zunächſt unangenehm berührenden Ausdrucksweiſe Anſtoß zu nehmen.

„Freut mich, daß ich Sie zufällig am Fenſter ſah, mein lieber Herr Doktor, profitiere ſofort von der Gelegenheit und thue heute ſchon das, was ich [illegible]n thun wollte: Ich bitte um eine Konſultation. [illegible] mir als ein ſehr gewiegter und umſichtiger [illegible]pfohlen worden, ohne Komplimente. Ich werde vielleicht Ihres Beiſtandes bedürfen, denn es iſt nicht unmöglich, daß ich bald einen Rechtsſtreit durchzufechten habe. Eigentümlicher Prozeß, fabelhaft großes Objekt! Es handelt ſich um fünf bis ſechs Millionen Mark Banko. Sie kannten ja das alte Fräulein Amalie Klinghaus, das kürzlich geſtorben iſt. Ich las erſt geſtern in einer Zeitung von ihrem Hinſcheiden und zugleich von der Eröffnung des Teſtamentes. Es iſt da eine Dame, Mathilde Baroneſſe von Altenbach, als einzige Erbin eingeſetzt worden, die Nichte der Erblaſſerin. Apropos, es wundert mich, daß das junge Mädchen die Univerſalerbin iſt, denn da exiſtiert noch ein gewiſſer Herr Erwin Schrader; Sie kennen ihn, es iſt ja Ihr Freund, der bei dem Duell ſekundierte. Dieſen erwartete ich zum mindeſten reich bedacht zu ſehen. Aber der geht ja ganz leer aus. Das nimmt mich wunder. Ich glaubte, die alte Dame hätte viel von ihm gehalten."

Der Advokat konnte einen Seufzer nicht unterdrücken.

„Ich komme ſchon zur Sache," fuhr der Baron fort, der ein Zeichen der Ungeduld bemerkt zu haben glaubte. „Alſo rund heraus: Die alte Dame war meine Schwägerin, und ich ſelbſt, der ich eigentlich Freiherr von Altenbach bin und nur beſonderer Verhältniſſe halber gegenwärtig den Namen von Bach führe, bin der Vater der Univerſalerbin."

„Das wären Sie?" fragte Doktor Helling äußerſt erſtaunt.

„Ich bin es, und ich befinde mich auch in der glücklichen Lage, es beweiſen zu können. Sämtliche Papiere, die meine Perſönlichkeit feſtſtellen, ſind in meinem Beſitze, auch Zeugen für die Identität ließen ſich unſchwer auffinden. Nun wünſche ich zunächſt Ihr juridiſches Gutachten, Herr Doktor, ob mir, als dem Vater der jungen Dame, die Verwaltung ihres Vermögens zuſteht. Ich bin der Meinung, daß das nach den allgemein geltenden Rechtsgrundſätzen ſo ſein müßte. Freilich ſtand ich, wie ich gleich hinzufügen will, mit meiner verſtorbenen Schwägerin nicht auf dem beſten Fuße. Es iſt daher möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß ſie mir in dieſer Beziehung Schwierigkeiten gemacht hat oder doch zu machen verſucht hat. Dieſe Hinderniſſe zu überwinden, würde eventuell der Gegenſtand des einzuleitenden Rechtsſtreites ſein. Ich füge noch hinzu, daß die Univerſalerbin mein einziges Kind iſt. Sie wurde in Preußen geboren und iſt dort heimatsberechtigt, würde alſo erſt in anderthalb Jahren mündig, nämlich mit dem vollendeten zweiundzwanzigſten Lebensjahre."

Doktor Helling hatte ſich jetzt von ſeiner Über-

Digitized by Google

raschung erholt und unterbrach den alten Herrn: „Sie haben den Inhalt des Testamentes selbst nicht näher kennen gelernt, Herr Baron, dies geht aus Ihren Worten hervor."

„Nein, ich weiß von dem Testament nur aus der Zeitungsnachricht, von der ich bereits sprach. Aber woraus zogen Sie Ihren Schluß?"

„Aus dem Umstande, daß Sie sich an mich wandten, um juridischen Beistand zur Anfechtung des letzten Willens des Fräuleins Klinghaus zu erhalten. Ich selbst war der Rechtsfreund der Dame, ich selbst habe das Testament abgefaßt und ich selbst bin einer derjenigen Vertrauensmänner, die für die Ausführung dieses letzten Willens Sorge zu tragen haben."

„So, so — warum sagten Sie das denn nicht gleich?" sagte der alte Herr überrascht und etwas verwirrt.

„Sie ließen mich nicht zu Worte kommen, Herr Baron."

„Ist allerdings meine Manier. Hm, hm — in diesem Falle kann ich Sie freilich mit der Einleitung des Prozesses nicht beauftragen. Aber ich habe nun einmal um eine Konsultation nachgesucht und diese begonnen; ich bitte fortzufahren, mir Ihre Ansicht von der Lage der Dinge mitzuteilen, denn das könnte möglicherweise zur Erzielung einer außergerichtlichen Einigung beitragen. Eine solche würde die Baronesse, meine Tochter, sicherlich dem Prozessieren vorziehen, und auch ich wäre einem Vergleich nicht abgeneigt."

„Es ist durchaus nichts im Wege, Herr Baron, daß ich Ihnen den Stand der Sache, wenn auch von meinem eigenen Gesichtspunkt aus, immerhin aber objektiv, darlege. Also was die Ausübung Ihrer väterlichen Gewalt anbelangt, so dürften Ihre Hoffnungen hierauf ganz und gar nicht begründet sein. Das Fräulein von Altenbach ist schon im zarten Kindesalter unter Zustimmung der preußischen Gerichte ihres Geburtsortes, wie derjenigen dieser Stadt, von einem hiesigen Ehepaar adoptiert worden, auf Wunsch und auf Antrag der eigenen Mutter."

„Ohne Zustimmung des leiblichen Vaters?"

„Diese ist durch einen Akt des höchsten Gerichts nach erlassener Proklamation ergänzt worden, denn der Vater war damals verschollen."

„Sehr seltsam! Eine derartige erschlichene Verfügung läßt sich zweifellos wieder umstoßen. Jedenfalls ist das Fräulein noch unmündig."

„Nicht doch, in Hamburg tritt die Mündigkeit schon mit dem vollendeten achtzehnten Lebensjahre ein."

„So — ei, ei! Das habe ich nicht gewußt. Indessen gegen eine derartige unerhörte Beeinträchtigung meiner väterlichen Rechte wird sicherlich Remedur zu schaffen sein. Aber das sind ja wunderbare Institutionen: Schon mit achtzehn Jahren wird ein junges Mädchen mündig?"

„Das ist Hamburgisches Recht."

„Und wie lange dauert noch die Vormundschaft des Vaters, wenn eine junge Dame sich verheiratet?"

„Eine solche Einrichtung kennt man in diesem Staate überhaupt nicht. Durch die Verheiratung gerät die elterliche Gewalt sofort in Wegfall, denn der Ehemann ist in Hamburg der Vormund seiner Frau."

„Sonderbarer Zustand! — Und gedenkt sich etwa das Fräulein zu verheiraten?"

„Sie vergessen, Herr Baron, daß ich der Anwalt der Gegenpartei bin. Über allgemeine Rechtsgrundsätze Ihnen Auskunft zu erteilen, lehne ich nicht ab. Ihre soeben gestellte Frage dürfte ich wohl kaum beantworten, selbst wenn ich dazu imstande wäre."

„Sehr wahr, sehr wahr! Gut denn, lassen Sie mich die allgemeine Frage stellen: Bedarf zur Eingehung einer Ehe hierorts die Tochter der Einwilligung des Vaters?"

„In der Regel, unter gewöhnlichen Verhältnissen: Ja. Indessen kann, wenn der Vater ohne genügenden Grund die Einwilligung verweigert, diese vom Gericht ergänzt werden."

„Wie stünde es damit, wenn es sich um die Heirat einer Adeligen mit einem Bürgerlichen handeln sollte?" fuhr der Baron fort, sich einige Notizen in das hervorgezogene Taschenbuch machend.

„Adelsvorrechte kennt unser Freistaat überhaupt nicht."

„Das klingt sehr plausibel. Nun denn, allgemeine Fragen hätte ich nicht mehr zu stellen, außer der einen: Wie ist der übliche Satz in Hamburg für die Gebühren einer juristischen Konsultation?"

Der Advokat lehnte durch eine Handbewegung entschieden ab: „Davon darf hier nicht die Rede sein. Als Anwalt der Gegenpartei war ich verpflichtet zu dem Versuche, Ihnen jede Hoffnung darauf zu benehmen, daß jemals Ihnen auch nur der geringste Anteil an der Verwaltung des großen Vermögens eingeräumt werde, das meine verstorbene Klientin, Fräulein Klinghaus, Ihrer Tochter letztwillig vermacht hat. Es war ihr Wunsch, daß dies geschehe, und in der Beziehung sind von der Erblasserin alle nur möglichen Vorsichtsmaßregeln getroffen, die in diesem besonderen Falle jedenfalls ihre Wirkung nicht verfehlen werden."

„Ihre Sprache klingt meinen Ohren kurios, Herr Doktor," sagte der Baron, indem er sich erhob. „Darf ich um eine Erklärung bitten?"

„Gewiß," antwortete der Advokat, gleichfalls aufstehend und dem ihn mit gereiztem Blicke musternden Edelmann fest ins Auge schauend. „Die Erklärung ist sehr einfach. Unsere hiesigen Gerichte sind stets geneigt, den thatsächlichen, praktischen Verhältnissen wohlwollende Rechnung zu tragen — natürlich soweit es die Auslegung der Gesetze und des Rechtes irgendwie gestattet — anstatt sich an den Buchstaben zu halten. In diesem besonderen Falle würde, wenn Sie Ihre vermeintlichen Ansprüche auf dem Rechtswege zu verfolgen sich bewogen finden, eine gewisse Scene auf Helgoland während der letztvergangenen Saison zur gerichtlichen Feststellung gelangen. Kurz zusammengefaßt: Die beiden Worte va banque werden die Hamburgischen Richter überzeugen, daß Ihnen, Herr Baron, die Verwaltung jenes enormen Vermögens nicht anvertraut werden darf."

Der alte Herr ballte die Fäuste, murmelte einen



Digitized by Google

schweren Fluch zwischen den Zähnen und ging einige Male in dem Bureau auf und ab. Dann wandte er sich, volle Selbstbeherrschung wieder gewinnend, höflich an den Advokaten: „Hören Sie, Herr Doktor, Sie gefallen mir. Sie sind ein offener, ehrlicher Gegner. Ich liebe das. Auch meinerseits soll ein gleiches Verhalten stattfinden. Nun sagen Sie einmal, was meinen Sie: Könnte man sich nicht in Güte vereinigen? Die Baronesse würde doch wahrscheinlich einen Prozeß dieser Art durch Opferung einer entsprechenden Summe vermeiden, mit der ich mich abfinden ließe. Die Summe müßte allerdings sehr beträchtlich sein. Überlegen Sie diesen Vorschlag einmal!"

Der Advokat wurde von einer grenzenlosen Verachtung gegen den erbärmlichen Menschen erfaßt, in dem die Leidenschaft für das Glücksspiel alle edleren Regungen und Gefühle erstickt haben mußte.

Er wird seine Tochter ebenso brandschatzen, wie er seine unglückliche Schwägerin ausgebeutet hat, dachte Helling. Er fühlte einen kaum bezähmbaren Ingrimm gegen den alten Spieler in sich aufsteigen. „Also eine Spekulation auf das Zartgefühl des Fräuleins?" konnte er sich nicht enthalten, zwischen den Zähnen zu murmeln.

Der Baron hörte es nicht. Er ging auf und ab und versuchte auf diese Art einen Blick auf die Papiere zu thun, die auf dem offenen Schreibpulte lagen. Ohne einen bestimmten Zweck hierbei zu haben, ging der frühere Offizier von dem Grundsatze aus, daß eine Rekognoscierung des Terrains jedenfalls nicht schaden könne.

Unter einem Briefbeschwerer lag ein Blättchen Papier, eine Notiz enthaltend, die Doktor Helling sich am gestrigen Tage gemacht hatte, um eingedenk zu sein, daß er demnächst über die ihm von Fräulein Klinghaus zur Aufbewahrung übergebenen Familienpapiere Erwins mit dem Taubstummen sprechen wolle. Arthur war nicht recht im klaren darüber, weshalb diese Dokumente sich nicht in dem Besitz des Eigentümers befinden sollten, und aus welchem Grunde Fräulein Klinghaus die sichere Verwahrung in dem feuerfesten Schranke angeordnet hatte.

Das scharfe Auge des Barons las die Worte: „Erwins Familien . . ." den Rest verdeckte der Briefbeschwerer. Wahrscheinlich lautete er „. . . papiere", so kombinierte der Leser.

Der Advokat bemerkte nunmehr das Manöver des Gegners und nahm, während seine innerliche Entrüstung noch um einige Grade stieg, derart Stellung vor dem Schreibpult, daß der Baron nicht wieder in die nächste Nähe der dort liegenden Schriftstücke treten konnte.

„Sapperment, Sie scheinen das Vertrauen der alten Dame in sehr hohem Maße besessen zu haben," warf Herr von Bach leicht hin. „Auch die Erwinsche Sache ist Ihnen bekannt?"

„Freilich, Herr Baron. Übrigens ist hier von einem Geheimnisse keine Rede. Die Verlobung wird aller Wahrscheinlichkeit nach schon nach wenigen Tagen veröffentlicht werden."

Der alte Herr, in seiner ungenierten Weise auf- und abgehend, drehte dem Advokaten gerade den Rücken zu. Bei den letzten Worten horchte er hoch auf, denn seine Frage hatte durchaus keinen Bezug auf die von Doktor Helling gemeinte Angelegenheit gehabt.

Es war eine Blöße, die sich der Feind gab; der ehemalige Offizier säumte nicht, sie zu benutzen.

„Bei dieser Verlobung werde ich vielleicht ein Wörtchen mitzusprechen haben," äußerte er lauernd.

„Ich wiederhole Ihnen, Herr Baron, daß selbst bei der Eingehung einer Ehe die fehlende Zustimmung des Vaters von den Gerichten ergänzt werden kann. Vollends sich zu verloben, steht jedem durchaus frei. Wenn Sie die Verlobung des Fräuleins von Altenbach mit Herrn Erwin Schrader nicht billigen sollten, so gäbe es in Hamburg keine Behörde, bei der Sie einen Einspruch anbringen könnten."

Der Baron war einen Augenblick vor Erstaunen verstummt.

„Erwin und Mathilde?" sagte er endlich mit höhnischem Lachen und in ganz verändertem, jetzt spöttisch gewordenem Tone. „Ja freilich, lieber Herr, das ist etwas anderes. Ich danke Ihnen für diese freundliche Mitteilung. Also gegen die Verlobung giebt es keinen Einspruch — gut! Aber gegen die Heirat selbst werde ich allerdings etwas einzuwenden haben."

Arthurs Gesicht wurde dunkelrot vor Ärger. Anstatt, wie er gehofft hatte, sich selbst durch diese Unterredung vielleicht einige nützliche oder gar wichtige Aufklärungen über die Absichten des Barons und seinen noch immer nicht ganz verständlichen Einfluß auf das verstorbene Fräulein zu beschaffen, hatte er, wie aus der unverkennbaren höhnischen Freude des Barons hervorging, diesem soeben einen Vorteil gegeben.

„Ich glaube, daß Sie Ihren Einfluß auf Ihr Fräulein Tochter etwas überschätzen," erwiderte er mit möglichst gleichgültiger Stimme.

„Wir werden sehen," spottete der Baron. „Erwin und Mathilde werden sich nie und nimmer heiraten, und das werde ich zu bewirken wissen."

„Sie dürften sich irren."

„Ich glaube eher, daß Sie in einem großen Irrtum schweben und bedeutend im Dunkeln tappen, mein Lieber. So viel will ich Ihnen prophezeien: Ich hintertreibe diese Heirat, ich, der Baron von Altenbach. Nebenbei gesagt, der Gedanke, daß meine Tochter als dem Adelsstande angehörende Besitzerin von sechs Millionen einen mittellosen Bürgerlichen heiraten sollte, ist geradezu komisch."

„Sie scheinen Erwin nicht zu kennen. Er besitzt ausgezeichnete Eigenschaften. Außerdem liebt er Ihr Fräulein Tochter schon seit längerer Zeit, und die junge Dame hat auf seine Werbung ihr Jawort nicht versagt."

„Er soll sie lieben, so lange er lebt, das kann ich ihm nicht verbieten, im Gegenteil, es soll mir sehr angenehm sein. Aber Mathilde muß ihr Jawort zurücknehmen."

„Dies zu bewirken, dürfte Ihnen sicherlich nicht gelingen. Es herrscht volles Einverständnis der Be-

Digitized by Google

teiligten. Diese Heirat war ein längst gehegter Wunsch des Fräulein Klinghaus, dem sie noch Ausdruck gab, als sie bereits auf dem Sterbebette lag."

„Das ist gar nicht möglich."

„Ich weiß es gewiß," sagte der Advokat, der längst schon vor innerer Erregung bebte und jetzt die mühsam bewahrte Fassung zu verlieren begann. „Die Verlobung hat in ihrer Gegenwart stattgefunden."

„So? Dann muß die alte Person verrückt gewesen sein!"

Kaum waren diese unglücklichen Worte gesprochen, als Doktor Helling, im höchsten Grade empört über die rohe Beleidigung des Andenkens seiner verstorbenen Wohlthäterin, zur Thür sprang und sie weit aufriß. Dann packte er den Baron, schob ihn im Nu hinaus und ließ ihn durch einen tüchtigen Stoß die Hälfte des Korridors bedeutend schneller zurücklegen, als wenn er gegangen wäre.

Der Advokat war ein mit ungewöhnlicher Körperkraft begabter junger Mann, sein eiserner Griff legte sehr deutliches Zeugnis hiervon ab. Zwar ballte der alte Spieler wütend die Fäuste, leichenblaß vor Wut über die ihm angethane Schmach, aber er schien es doch nicht geraten zu finden, sich noch einmal zu nahen.

„Wir sehen uns wieder!" schrie er, hob den ihm entfallenen Hut auf und eilte zur Hausthür hinaus.

Doktor Helling hörte jene Worte kaum. Er schlug die Thür seines Bureaus heftig zu.

„Elender Schuft!" rief er, zitternd vor Zorn. „Wie war es möglich, daß ich ihn so lange angehört habe!"

Seine Aufregung dämpfte sich erst nach und nach. Endlich setzte er sich, zwang sich zur Ruhe und rief sich das vorhin geführte und so jäh abgebrochene Gespräch in die Erinnerung zurück, um über das von dem Gegner Gesagte nachzudenken.

„Es muß etwas hinter seinen Worten stecken," murmelte er. „Aber was?"

Ihm fiel der unscheinbare Umstand ein, durch den die Unterredung plötzlich eine andere Wendung genommen hatte. Das Notizblättchen unter dem Briefbeschwerer hervorziehend, las er mechanisch: „Erwins Familienpapiere."

Dann verschloß er die Bureauthür von innen, öffnete seinen feuerfesten, in die Mauer des Gebäudes eingelassenen Sicherheitsschrank und suchte das von Fräulein Klinghaus ihm übergebene Konvolut hervor.

Es war unversiegelt, nur ein rotes Aktenband hielt den Umschlag zusammen.

Der Advokat zauderte einen Augenblick, indessen fand er nach einiger Überlegung keinen triftigen Grund, sich die Durchsicht der Papiere zu versagen. Auch erinnerte er sich, daß er bei Erwins Immatrikulation in Jena seiner Zeit bereits diese selben Papiere in Händen gehabt haben mußte. Damals hatte er indessen nur flüchtig hineingesehen, da ihn die Einzelheiten unmöglich interessieren konnten.

Er öffnete das Paket.

„Heinrich Theodor Schrader, beeidigter Makler, so hieß der Vater," murmelte er. „Hier ist der Bürgerbrief, hier der Kopulationsschein. Prüfen wir diesen genau. — Er ist untadelhaft. Dann der Totenschein des Vaters: Herr Schrader senior starb im fünfundfünfzigsten Jahre an Tuberkulose im Spital zu St. Pauli. Die Mutter ist in England gestorben; wie ist denn das möglich? Doch halt, ich entsinne mich; das Fräulein erwähnte damals, als wir nach Jena gingen, daß Erwins Mutter als Haushälterin in den Diensten der Familie Klinghaus gestanden habe und mit ihnen nach England gereist sei, als die Franzosenzeit schlimme Tage über Hamburg hereinbrechen ließ. Notieren wir uns einmal alle Daten. Hier ist ja auch der Taufschein Erwins in englischer Sprache, von dem Pfarrer eines kleinen Kirchspiels von Hampstead, dem Vororte Londons, ausgestellt. Das Kind ist drei Monate nach dem Tode des Vaters geboren. Hm, hm! Indessen alle diese Papiere sind so weit in schönster Ordnung. Ob die Möglichkeit vorhanden sei, daß die Frau Schrader einen Fehltritt auf dem Gewissen habe, kommt vor den Gerichten nicht in Betracht. In Gemäßheit aller dieser wohlgeordneten Dokumente gilt er gesetzlich als der rechtmäßige Sohn seines in Hamburg gestorbenen Vaters, Herrn Heinrich Theodor Schrader senior. Darauf kommt es an."

Weiter blätterte der Jurist in den noch vorhandenen Papieren: „Sollte hier noch irgend etwas Bemerkenswertes zu finden sein? Impfschein, Schulzeugnisse der Berliner Taubstummenanstalt, lauter gleichgültige Dokumente. — Hier sind Vermögensnachweise. Sehen wir einmal, was der alte Schrader hinterlassen hat. Das ist ja fast Null! Aus dem Verkauf des Mobiliarvermögens wurden Einhundertneunundsiebzig Mark sechs Schillinge Courant gelöst. Dann aber kommt der Nachlaß der Mutter, zunächst eine sehr beträchtliche Barsumme, ferner lange Jahre hindurch fort und fort Zahlungen, die, als aus dem Nachlasse der Mutter flüssig geworden, den Vormündern Erwins getreulich übergeben worden sind. Die Affaire wird immer geheimnisvoller. Sollte die alte Haushälterin sich einer vornehmen Protektion zu erfreuen gehabt haben, die auch nach dem Tode der Mutter so liebevoll und so großmütig für den hinterlassenen Sohn gesorgt hat? Die Umstände, durch die der arme Junge zu seinem recht ansehnlichen Vermögen gelangt ist, das ihn auf alle Fälle vor Nahrungssorgen geschützt hätte, sind rätselhaft. Indessen das geht keinen Menschen auf Gottes Erdboden etwas an, am wenigsten diesen heruntergekommenen Junker!"

Sinnend stützte der Advokat den Kopf in die Hand: „Von diesen seltsamen Verhältnissen dürfte auch der Herr Baron von Altenbach auf irgend welche Art Wissenschaft erhalten haben. Aber wie? Nun, die Erklärung ist leicht. Er gehörte ja zur Familie. Was die eine Tochter wußte, das wird auch der anderen nicht verborgen geblieben sein. Also dort steckt der Knoten!"

Erregt erhob er sich aus dem Lehnstuhle und wanderte im Zimmer auf und ab.

„Meine erste Ideenverbindung," sprach er zu sich selbst, „wird eine falsche gewesen sein. Wie konnte ich nur meinen, daß der alte Spieler seinen

Digitized by Google

Widerspruch gegen die Heirat Erwins und Mathildens darauf zu gründen gedacht, daß der arme junge Mann taubstumm ist? Nein, um in einen solchen groben Irrtum zu fallen, erscheint er zu gescheit. Er kennt die bestehenden gesetzlichen Verhältnisse zu genügend, um anzunehmen, daß jener körperliche Mangel ein Ehehindernis sei. Dagegen der nach seiner Meinung auf der Geburt Erwins haftende Makel erfüllt ihn mit der Zuversicht, Einspruch thun zu können. Das war es, worauf er pochte. Wohlan denn, Herr Baron, beginnen Sie den Prozeß! Mit diesen Papieren in der Hand bin ich sicher, ihn zu gewinnen. Die alte Dame that wohl daran, auf die Existenz dieser Dokumente so hohen Wert zu legen. Sie sind für das Gericht maßgebend. Ihnen gegenüber kommen keinerlei Konjekturen zur Geltung."

Der Jurist ordnete daß Paket wieder, schloß es und legte es wieder in den Sicherheitsschrank.

Dann schüttelte er bedenklich den Kopf. „Halt! Ich habe bisher nur als Jurist argumentiert. Lassen wir nunmehr auch den gesunden Menschenverstand zu Worte kommen, und betrachten wir den Fall vom praktischen Standpunkte. Da nimmt die Sache eine unangenehmere Physiognomie an. Der Baron kann jedenfalls durch seine Einsprache eine beträchtliche Verzögerung der Eheschließung erwirken; denn einerseits sein Bemühen, die väterlichen Rechte geltend zu machen, andererseits die Behauptung, daß es sich hinsichtlich Erwins um eine Verschiebung des Personenstandes handle, können nicht so kurzerhand beseitigt werden. Auch auf Alimentierung könnte er möglichenfalls klagen. Schon der Aufschub wäre recht störend. Und gar das Aufsehen, das die Sache erregen wird! Ganz zweifellos wird er die Affaire an die große Glocke hängen. Er drohte ja unverhüllt damit. Mit eiserner Stirn wird er versuchen, von der Tochter Geld zu erpressen, wie er von seiner Schwägerin fort und fort Geld erpreßt hat. Die Ehre dieser hochadligen Schwägerschaft ist schon dem Fräulein Klinghaus teuer zu stehen gekommen. Gegenwärtig dürfte der saubere Baron geradezu unersättlich sein. Wenn dies nicht mit Sicherheit feststände, würde ich allenfalls selbst zu einem schweren Opfer raten. Indessen auch die ansehnlichste Summe wäre in einen bodenlosen Schlund geworfen. Nein, davon darf nun und nimmer die Rede sein. Der Versuch einer endgültigen Abfindung bliebe fruchtlos."

Arthur setzte sich wieder und stützte den Kopf in die Hand.

„Schade, daß ich ihn nicht die Treppe hinabgeworfen habe! Hätte der Herr den Hals gebrochen, ich würde keine Gewissensbisse empfinden, und die Welt könnte diesen Verlust ertragen. Doch es ist der Vater Mathildens! Ein derartiger Handstreich wäre unmöglich.

„Aber weshalb sollte man nicht auf andere civilisiertere Art versuchen können, den Knoten zu durchhauen? Suchen wir nach einem besseren Mittel. Der Gegner wird uns gegenüber nicht einmal diejenigen Rücksichten nehmen, auf die man bei anständigen Menschen zu rechnen hat; benutzen wir demgemäß jeden irgendwie erlaubten Vorteil.

„Arme Mathilde! Sie hat schon so manche schwere Gemütsbewegungen erdulden müssen; jetzt steht ihr auch noch ein Konflikt bevor, dem sie gewiß um jeden Preis entgehen möchte . . .

„Aha, nun hab' ich, was ich suchte. Erwin und Mathilde können dem bevorstehenden Prozesse und überhaupt allen unangenehmen Weiterungen auf eine äußerst einfache Art entgehen. Wie kam mir nur der Gedanke nicht schon früher in den Sinn? Das Brautpaar muß in aller Stille Hamburg verlassen und sich heimlich trauen lassen; dann möge es eine längere Reise antreten. Das ist die einfachste und sicherste Lösung. Der vollendeten Thatsache gegenüber wird der brave Vater überhaupt kaum etwas beginnen können. Möge er nachher prozessieren, so viel er will; der Prozeß dürfte sich jahrelang hinziehen, dafür werde ich schon sorgen, und der Baron ist ein alter Mann. Auch ist er ohne Geldmittel, das ist hochschätzbar, und die Aussichtslosigkeit seiner Sache wird ihn kaum einen Sachwalter finden lassen. Möge er lärmen und drohen, so viel er Lust hat, während Erwin und Mathilde die Schweiz und Italien bereisen und vielleicht ein gemütliches Heim in fernem Lande gründen. Auf Helgoland könnten sie sich trauen lassen —"

Arthurs Geist war durch den Besuch des Barons und die darauf folgenden Reflexionen so lebhaft beschäftigt worden, daß er seinen eigenen Schmerz fast vergessen hatte. Aber soeben berührte er den kranken Nerv seines Herzens, und dieser zuckte brennend.

„Es ist mein eigenes Lieb, das ich dem glücklichen Nebenbuhler zuführe, und diesem räume ich alle Hindernisse aus dem Wege, die ihm das Schicksal bereitet," lachte er bitter.

„Nun, und was weiter? Hat sie nicht mein Manneswort erhalten, daß ich ihr bei der Ausführung des letzten Willens der Tante treulich beistehen wolle? — Ich habe weit mehr versprochen, als ich dachte. Daß es dahin kommen würde, wohin es jetzt gekommen ist, ahnte ich nicht. Gleichviel, meine Hilfe thut not. Diese habe ich zugesagt, nicht nur passives Entsagen. Ein Mann, ein Wort! Ich will und werde mich bezwingen. Und jetzt sofort ans Werk! Es ist keine Zeit zu verlieren."

Er gab Mathilde in einem langen Briefe Nachricht von dem, was vorgefallen war. Seiner aus der Durchsicht der Familienpapiere Erwins geschöpften Vermutungen that er natürlich keine Erwähnung. Nur die Weigerung des Barons, in die Heirat zu willigen, teilte er mit, sowie dessen Drohung mit einem Prozesse. Er riet, die Verlobung gar nicht zu veröffentlichen, vielmehr durch eine Trauung auf Helgoland und eine längere Reise den unliebsamen Weiterungen zu entgehen, ferner bat er, von dem Inhalt des Briefes Erwin in Kenntnis zu setzen und empfahl schließlich, Sorge dafür zu tragen, daß jedem Versuche des Barons von Altenbach, brieflich oder persönlich die Tochter mit seinen Gelderpressungsgelüsten zu belästigen, mit entschiedenem Widerstande begegnet werde.

Digitized by Google

## Dreizehntes Kapitel.

Die Villa in Pöseldorf hatte auch nach dem Tode des Fräulein Klinghaus ihre stille Abgeschlossenheit beibehalten. Ringsum feierte die Natur ihre Erlösung aus den Banden des Winters, und in vollem Schmucke des jungen Grüns nahm der Lenz sein Reich in Besitz. Aber der Bann, der auf dem Landhause zu liegen schien, dauerte fort. Die neue Besitzerin mochte auch den Fluch geerbt haben, der auf dem Besitztum lastete. Mitleidig schüttelten die hohen Bäume die Köpfe, als sie das junge Mädchen immer stiller und trauriger werden sahen, und in den Wipfeln flüsterte und rauschte es, als wollten die bejahrten Schützer dieses Hauses ihre Verwunderung kundgeben, daß sie niemals andere als ernste Leute unter sich wandeln sahen und seit einem Menschenalter kaum jemals ein fröhliches Lachen gehört hatten. Tiefe Trauer trugen sämtliche Bewohner des Hauses, tiefe Trauer lag auf dem feinen marmorbleichen Antlitz des jungen Mädchens, das jetzt dieses Reichtums Herrin war, und selbst die wenigen Besucher, die der Villa nahten, schienen von dem erkältenden Einfluß der dort herrschenden Schwermut gleichfalls berührt zu werden.

So schien es auch der jungen Dame zu gehen, die durch das große eiserne Gitterthor des parkartigen Gartens eintrat. Als sie den Weg nach der Villa fortsetzte, wurde ihr frisches rosiges Gesichtchen ernst. Die Gedanken, die soeben noch ihre Seele angenehm beschäftigt zu haben schienen, entschwanden plötzlich, und ein, wenn auch nicht gerade trauriges, aber doch trübes Gefühl prägte sich in den fast kindlichen Zügen aus.

Sie betrat das marmorgeschmückte Vestibule und klingelte. Ein alter Diener kam und erkundigte sich nach ihren Wünschen.

„Ist das Fräulein zu sprechen?“ fragte das junge Mädchen, etwas eingeschüchtert von der reichen Umgebung.

„Das gnädige Fräulein nimmt Besuche heute nicht an,“ erwiderte der Diener.

„Vielleicht wird meinetwegen eine Ausnahme gemacht,“ meinte die Besucherin verlegen. „Möchten Sie nicht dem Fräulein — dem gnädigen Fräulein — meinen Namen melden? Ich heiße Louise Walther.“

Der Diener öffnete die Thür des Entreezimmers. „Belieben Sie Platz zu nehmen,“ sagte er, und ließ Louise wenige Augenblicke allein. Bald kam er wieder mit der Bitte, ihm zu folgen, und nach wenig Sekunden schloß Louise ihre Pflegeschwester in die Arme.

„Beinahe wäre ich gar nicht eingelassen worden. Das Fräulein — nein, das gnädige Fräulein nimmt heute nicht an, so sagte der alte Mann schnarrend, als wäre ein Uhrwerk aufgezogen,“ erzählte Louise, die roten Lippen unmutig aufwerfend.

„Er hat diese Worte früher nicht selten gesagt, und jetzt muß er sie oft genug wiederholen,“ erklärte Mathilde. „Leider habe ich gewichtige Gründe, im allgemeinen keine Besuche anzunehmen. Daß Du und Mama natürlich Ausnahmen bildet, ist selbstverständlich. Aber was fehlt Dir, mein Schwesterchen? Ich glaube gar, Du weinst? Doktor Stein ist Dir doch nicht untreu geworden?“

„Nein,“ lächelte Louise unter Thränen, „so schlimm ist es nicht.“

„Mama befindet sich doch wohl? O sage schnell, was fehlt Dir?“

„Du fehlst mir, meine Mathilde,“ schluchzte Louise, „und ich weiß noch nicht, wie ich Dich entbehren soll. Nur eine einzige Schwester hatte ich, und habe sie stets so recht lieb gehabt, und nun kommt auf einmal heraus, daß —“

„Nun?“

„Daß sie nicht meine Schwester ist, sondern ein gnädiges Fräulein.“

Mathilde umarmte die Besucherin herzlich. „Für mich bleibst Du immer die Schwester, und auch Du mußt mir versprechen, daß Du bleiben willst, was Du bisher für mich warst, mein herziges, gutes, liebes Schwesterchen! — Also die Mutter hat Dir alles erzählt?“

„Freilich, schon vor einigen Tagen, nachdem sie bei Dir gewesen war.“

Frau Walther hatte sich nach dem Tode der alten Dame zu ihrer Pflegetochter begeben, die ihr von der Erzählung der Tante auf dem Sterbebette Mitteilung gemacht und ihr auch von dem Inhalte des Testamentes Kenntnis gab. Zugleich auch die Verlobung mit Erwin ihrer Pflegemutter mitzuteilen, hatte sich Mathilde nicht entschließen können. Eine unbestimmte Scheu hatte sie hiervon abgehalten; sie fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen, der Dame gegenüber sich den Anschein zu geben, als bedeute diese Verlobung die Erfüllung eines von beiden jungen Leuten gehegten Herzenswunsches. Daß die Sache anders läge, wäre dem weiblichen Scharfblick der Frau Walther kaum entgangen.

„Es ist ja eine ganz wunderbare und merkwürdige Geschichte,“ fuhr Louise fort, „ich kann mir gar nicht denken, wie das alles zugegangen ist. Du, Mathilde, meine vermeintliche ältere Schwester, die wohl immer sehr vernünftig und würdevoll war, an der ich im übrigen aber nie etwas Besonderes merkte, jetzt auf einmal nicht mehr meine Schwester, das Kind vornehmer Eltern und die Erbin eines ungeheuren Vermögens — wie eine verzauberte Prinzessin kommst Du mir vor, die endlich erlöst ist und wieder in ihr Reich einzieht!“

„Ach, wie gern wäre das Prinzeßchen in der Verbannung geblieben!“

„Fräulein Mathilde Walther einst, und jetzt das gnädige Fräulein, Baronesse von — wie heißest Du nur noch?“

„Altenbach lautet jetzt mein Name.“

„Nun, den Namen zu wechseln ist am Ende nicht so schwer,“ meinte Louise, „mir wird sehr bald dasselbe Unglück widerfahren, und ich freue mich sehr darauf. Freilich bekomme ich nicht fünf oder sechs Millionen, sondern nur einen Doktor der Medizin mit dem

Digitized by Google

besten Herzen und den schönsten Aussichten. Manchmal zieht man sogar schon seine Nachtglocke."

„Du gäbest ihn doch gewiß nicht für einige Millionen her?" versuchte Mathilde zu scherzen.

Louise schüttelte das Köpfchen mit eifriger Verneinung. „Meinen Emil? Nicht für eine Welt!" deklamierte sie mit komischem Pathos. „Laß mir mein Glück, ich gönne Dir das Deinige!"

„Im Französischen bedeutet ein und dasselbe Wort Glück und Vermögen," seufzte Mathilde, sich abwendend, „aber im Deutschen nicht. Sieh nur diesen armen Vogel hier in seinem vergoldeten Bauer; ob er wohl nicht die lustigen Spatzen beneidet, meine kleinen Freunde, die dort am Fenster um Brosamen betteln?"

„Und die Spatzen mögen ihn wiederum ob seines Reichtums beneiden; das ist der Lauf der Welt."

Mathilde lenkte das Gespräch nunmehr auf andere Gegenstände. Sie fragte nach dem Gesundheitszustande der Familie Walther und nach den sonstigen Ereignissen in dem Kreise ihrer Lieben. Louise gab in munterem Geplauder die eingehendste Auskunft.

„Doch jetzt, Mathilde," sagte das jüngere Mädchen, als alle Dinge von Wichtigkeit erledigt waren, „ich brenne vor Verlangen, mich in Deinem neuen Reiche ein wenig umzuschauen. Wie prächtig ist dieser Salon eingerichtet! Ach, und der Wintergarten, den muß ich recht genau ansehen. Du mußt mir alle Deine Schätze zeigen, alle die schönen Sachen, die das große Haus enthält, das jetzt Dein ist."

Mathilde klingelte, ließ die eintretende Kammerfrau ein großes Schlüsselbund holen und durchwanderte dann mit der Besucherin die untere Zimmerreihe. Mit lebhaftem Interesse nahm das jüngere Mädchen die kostbare Gemäldesammlung, den wertvollen Familienschmuck, das schwere Silberzeug und andere Schätze in Augenschein, und wunderte sich über die altväterische Einrichtung des großen Saales, in dem die beiden lebensgroßen Porträts von Amalie und Emma Klinghaus nunmehr endlich auf Anordnung der Erbin von dem sie so viele Jahre verhüllenden dichten Trauerflor befreit worden waren. Fast eine Stunde verging mit Ansehen und Erklären, ehe die beiden Mädchen in den Salon zurückkehrten.

Louise ergriff Mathildens Hand. „Nun hast Du mir so vieles gesagt und gezeigt und erklärt, Tildchen; jetzt möchte ich nur noch etwas von Dir wissen."

„Und das wäre?"

„Du sollst mich auch in Dein Herz blicken lassen. Sag an: Wo fehlt's?"

„Was sollte mir fehlen?"

„Mathilde, Du täuschest mich — oder vielmehr, Du täuschest mich nicht, ich kenne Dich zu gut! Im Besitze aller dieser Schätze würde ich glücklich sein, wie ein Kind vor dem Weihnachtsbaum. Du bist nicht so enthusiastisch veranlagt wie ich, aber weshalb läßt Dich das alles völlig kalt? Ja, Du bemerktest selbst vorhin, so nebenbei erwähnt, daß Du bisher die meisten von all den schönen Sachen selbst noch nicht näher angesehen habest. Schon das wundert mich."

Mathilde versuchte auszuweichen. „Ich habe meine Tante wirklich recht lieb gehabt, trotzdem ich erst in der letzten Zeit ihres Lebens von unserer Verwandtschaft wußte, und alle jene Gegenstände müssen mich an den Verlust erinnern."

„Nein, nein, Mathilde, das ist es nicht," protestierte Louise entschieden. „Es ist mehr als die Trauer um den Tod der guten alten Dame, es ist ein ganz tiefer bitterer Schmerz. Ein schweres Leiden zuckt um Deinen Mund. Du bist nicht traurig, Mathilde, Du bist unglücklich."

„Du irrst Dich, Louise. Weshalb sollte ich unglücklich sein?"

„Ja, ich sinne auch schon darüber nach. O, ich finde es doch noch heraus. Ich habe mir nämlich vorgenommen, Mathilde, Dich glücklich zu machen, wenn es irgend in meinen Kräften steht," fuhr Louise halb im Scherz, halb im Ernste fort, „denn Du hast für mein Glück gesorgt, und wie froh wäre ich, wenn ich mich dankbar bezeigen könnte! Vertraue Dich mir an, als wenn wir noch Schwestern wären!"

„Wenn wir es doch geblieben wären!" seufzte Mathilde.

„Oder — — Mathilde, sieh mir offen ins Auge! Bereust Du etwa, daß Du meinen Doktor Stein verschmähtest?"

Die Gefragte mußte lächeln. „Nein, gewiß und wahrhaftig, das ist es nicht!"

„Also etwas anderes," fuhr erleichtert aufatmend Louise fort. „Ich kann und kann mich nicht irren."

Das Gespräch wurde durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen. Der alte Johann trat auf erteiltes Geheiß herein und brachte auf blankem Präsentierbrette einen Brief. „Von Herrn Doktor Helling."

„Wartet der Bote auf Antwort?"

„Nein, gnädiges Fräulein, er ist schon fort," antwortete in gewohnter schnarrender Gemessenheit der Diener und entfernte sich.

Als Louise den Namen des Advokaten hörte, dachte sie einen Augenblick nach. Von einer plötzlichen Erinnerung betroffen — sie gedachte des Zweikampfes — wollte sie etwas sagen, doch besann sie sich und schwieg. Mit gespannter Aufmerksamkeit beobachtete sie ihre Freundin, ohne daß diese es bemerkt hätte.

„Du entschuldigst!" sagte Mathilde, als sie mit leicht zitternder Hand das Schreiben öffnete, „es scheint eine eilige und wichtige Sache zu sein."

„Bitte, laß Dich ja nicht stören. Unterdessen will ich mir die großen Prachtwerke hier ansehen. Ich schwärme für Stahlstiche."

Sie schlug ein Album auf, während Mathilde zu ihrem Schreibtisch ging und dort den langen Brief Arthurs las, dessen wichtiger Inhalt ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Louisens Interesse für die Bilder schien nicht allzu groß zu sein, da sie zwar blätterte, aber kein

Digitized by Google

Auge von Mathilde verwandte, die wiederholt Doktor Hellings Mitteilungen durchflog.

Die Lesende war bald in den Inhalt des Briefes so vertieft, daß sie gar nicht bemerkte, daß die Thür sich öffnete und Erwin hereintrat. Ohne einen Blick nach der anderen Ecke des Salons zu werfen, wo Louise sich befand, näherte er sich seiner Verlobten und umarmte sie. Ehe die erschrockene Mathilde sich von ihm losmachen konnte und ihn auf die Anwesenheit der Besucherin aufmerksam zu machen vermochte, hatte er auch schon mehrere innige Küsse auf ihre Lippen gedrückt.

Als Erwin endlich bemerkte, daß eine ihm unbekannte junge Dame die Zeugin seiner Liebkosung gewesen war, errötete er tief und wechselte rasch einige Worte in der Gebärden- und Fingersprache mit seiner Verlobten. Dann verbeugte er sich verwirrt und verließ rasch das Zimmer, Mathilde es überlassend, ihre Freundin aufzuklären.

Auch Louise war durch den überraschenden Anblick höchst verlegen geworden, und Mathilde konnte nicht gleich Worte finden, so bestürzt war sie durch die seltsame Tücke des Zufalls, die eine der bisher nur höchst selten gewagten harmlosen Vertraulichkeiten Erwins profanierte.

„Nach dem, was soeben geschehen," äußerte sie endlich zögernd, „kannst Du Dir wohl denken, daß Du meinen Verlobten gesehen hast."

„Dein Verlobter? Auch Du bist Braut? Und mit dem Taubstummen, denn das war er doch, von dem Du mir schon früher erzählt hast?"

„Derselbe, Herr Erwin Schrader. Du hast soeben durch einen Zufall erfahren, was bald alle Welt wissen wird. Darf ich Dich jetzt bitten, recht dringend und herzlich bitten, noch kurze Zeit das Geheimnis zu bewahren? Es liegt mir unendlich viel daran, liebe Louise. Ja, es hängt vielleicht viel davon ab!"

„Aber Mama — weiß Mama davon?"

„Auch Mama weiß es noch nicht. Ich habe meine Gründe, durchaus zwingende Gründe. Liebe, gute Louise, Du kannst und darfst es mir keinenfalls abschlagen; wirst Du meinen Wunsch gewähren, darf ich mich auf Deine unbedingte Verschwiegenheit verlassen?"

„Du verlangst viel von mir," sagte Louise, gezwungen scherzend, „denn die Verlobung einer Schwester ist ein so gewaltiges Geheimnis, daß ich kaum weiß, wie ich es möglich machen soll, es allein zu tragen."

„Aber wenn ich Dich inständig darum bitte, weil eben sehr viel davon abhängt?"

„Wie lange muß ich denn schweigen?" antwortete Louise mit einer Gegenfrage.

„Vier Wochen noch," sagte Mathilde nach kurzem Nachdenken.

Louise zog ein Taschenkalenderchen hervor und notierte mit Bleistift am Rande das Datum, sowie den ihr festgesetzten Termin. „Sieh her: Dir kann ich nichts abschlagen, und so will ich denn bis zu dem von Dir selbst bestimmten Tage das Geheimnis auf das gewissenhafteste bewahren — ich verspreche es Dir — und zwar selbst meinem Emil gegenüber, so schwer es mir auch fallen mag. Hier meine Hand darauf! — Also das ist Dein Verlobter . . . ich hätte es nie geahnt," fuhr Louise fort. „Wie wurde er verlegen!"

„Erwin ist schüchtern und allen ihm unbekannten Menschen gegenüber äußerst zurückhaltend. Er hat sich gewiß sehr erschreckt, Dich plötzlich hier zu sehen."

„Hoffentlich wird er mir nicht böse werden."

„O nein, er ist so herzensgut, und Deine Schuld war es ja nicht. Doch noch eine Bitte: Laß uns nicht mehr davon sprechen!"

Noch eine Weile blieben die Freundinnen beisammen, aber die Unbefangenheit des Gesprächs war geschwunden. Louise gab nur zerstreute Antworten auf einige Fragen Mathildens und schien eher betrübt als erfreut von der zufällig erfahrenen Verlobung. Immer und immer wieder ruhte ihr Blick nachdenklich auf der Freundin, und als man sich endlich trennte, konnte das sonst so heitere Mädchen sich der Thränen kaum erwehren.

Sie ist unglücklich, dachte Louise, als sie den Garten verlassen hatte und den Weg nach der Stadt einschlug. Sie will es nicht gestehen, aber ihr Leugnen täuscht mich nicht. Wenn man verlobt ist, sollte man sich doch so recht glücklich fühlen. Was mag die Ursache ihres Kummers sein? — Wenn ich doch nur mit Mama sprechen dürfte! Ach, die bösen vier Wochen! Wenn sie doch nur erst vorübergegangen wären!

* * *

Als die Freundin fort war, las Mathilde den Brief Arthurs noch einmal durch und hatte dann einen längeren Meinungsaustausch mit Erwin. Die von dem Advokaten vorgeschlagene schnelle Trauung auf Helgoland kam den Wünschen des jungen Mannes so sehr entgegen, daß er mit Eifer auf den Vorschlag einging und die zaghaft vorgebrachten Einwendungen Mathildens zu entkräften wußte. Er erklärte, sofort mit dem Freunde direkt Rücksprache nehmen zu wollen, und begab sich zu diesem Zwecke unverzüglich nach dessen Wohnung, da Doktor Helling sich mit einer Unpäßlichkeit entschuldigt hatte, die ihn verhindert habe, selbst zu kommen.

Mathilde ging nunmehr an eine Beschäftigung, deren Vornahme sie schon seit einigen Tagen beabsichtigt hatte. Sie setzte sich an den großen Sekretär der verstorbenen Tante, ein Meisterwerk von eingelegter Arbeit, und öffnete sämtliche Schubladen und Fächer um den Inhalt kennen zu lernen.

Fräulein Klinghaus besaß zu ihren Lebzeiten eine große Sammlung von Schriftstücken und Drucksachen aller Art, größtenteils des harmlosesten Inhalts. Sorgfältig geordnet lagen in den verschiedenen Behältern Briefe, Rechnungen, selbst Tanzordnungen und Theaterzettel aus uralter Zeit, Zeitungsausschnitte und dergleichen mehr. Das Revidieren aller dieser Erinnerungen war dereinst das Mittel gewesen, durch das die alte Dame manche einsam verlebte Stunde gekürzt hatte.

Mathilde, die es als ihre Pflicht erachtete, alle Schriftstücke des Nachlasses durchzusehen, der ihr selbst-

Digitized by Google

verständlich sofort nach Veröffentlichung des letzten Willens übergeben worden war, fand größtenteils Dinge, die sie nicht näher interessierten und die sie nur aus Pietätsgründen gegen die Dahingeschiedene des Lesens wert hielt.

Endlich fiel dem jungen Mädchen ein Konvolut Papiere in die Hand, das ihre Aufmerksamkeit voll und ganz in Anspruch nahm. Ein Brief von Frau Walther lag obenauf; er trug das Datum eines Dezembertages des vergangenen Jahres.

Das Schreiben bezog sich auf einen früheren Brief und enthielt die Nachricht, daß Frau Walther bereitwillig den Wunsch des Fräuleins erfülle und anbei die von der verstorbenen Baronin Emma von Altenbach, geborenen Klinghaus, ihrer Jugendfreundin, an Frau Walther gerichteten Briefe sende.

Mathilde entfaltete das Paket und durchlas die vergilbten Papiere mit den Zügen, die die Hand ihrer wirklichen Mutter vor langen Jahren geschrieben hatte. Bald füllten sich ihre Augen mit Thränen, aber sie mußte ihre Bewegung verbergen, denn es klopfte.

Der alte Johann trat ein und meldete den Besuch des Bankiers Salomon.

Der gesprächige Herr kam in Geschäften. Ein Comptoirbote folgte ihm, der einige schwere Pakete trug. Diese enthielten eine beträchtliche Barsumme, teils in Gold, Silber und Banknoten, teils in Wechseln. Das Geld, dessen Übersendung Mathilde gewünscht hatte, war zu verschiedenen Zwecken bestimmt. Die Erbin wollte sämtliche Rechnungen des vergangenen Jahres, die noch nicht beglichen waren, sofort erledigen, denn die in einigen großen Häusern herrschende üble Gewohnheit, manche Lieferanten auf ihr wohlverdientes Geld unnötig warten zu lassen, obgleich sie es sehr wohl hätten brauchen können, war auch dem Fräulein Klinghaus eigen gewesen. Ferner wollte Mathilde einige von der Tante dem Ermessen der Erbin anheimgestellte kleinere Zuwendungen an das dienende Personal und milde Stiftungen, hinsichtlich derer sie mit Erwin bereits ein Einverständnis getroffen hatte, selbst übergeben oder direkt übersenden.

Der Bankier ließ das Geld auf die große Platte des Sekretärs zählen und legen, empfahl sich angelegentlich betreffs fernerer geschätzter Kundschaft, bewunderte die Pracht der Einrichtung und verabschiedete sich schließlich, ganz bezaubert von der Schönheit und Anmut des in Trauerkleidung gehüllten blonden Fräuleins, das die alleinige Besitzerin der Erbschaft von sechs Millionen geworden war, wie sich die ganze Stadt seit einer Woche staunend erzählte.

Mathilde, die nunmehr am Mitteltische Platz nahm, versenkte sich jetzt ungestört in die Lektüre der Briefe ihrer verstorbenen Mutter. Emma Klinghaus, die in den glänzendsten Verhältnissen aufgewachsene, mit Sorgfalt erzogene Tochter des Millionärs, hatte ihre adlige Heirat schwer büßen müssen, denn der Baron von Altenbach wurde ein grausamer Tyrann gegen seine Frau, als ihr Vater sich ganz von ihr lossagte und als sodann der von dem Schwiegersohn geführte Prozeß sich wegen der Wirren der Franzosenzeit und wegen der Verlegung des Wohnortes des Schwiegervaters lange hinzog.

Der Baron führte ein unstetes Leben. Bald diente er als Offizier unter verschiedenen Fahnen, auch unter derjenigen des um Befreiung von dem Türkenjoche kämpfenden Hellas, bald ergriff er wiederum einen anderen Lebensberuf. Oft litt die Familie Mangel. Die beiden ältesten Kinder, zwei Knaben, starben schon in zartem Alter.

Immer trauriger wurde das Verhältnis zwischen den beiden Ehegatten. Der Mann kontrahierte beträchtliche Schulden auf das seiner Frau dereinst zukommende Pflichtteil. Als dies zur Auszahlung gelangte, blieb nur ein geringer Rest, den die Hauptleidenschaft des Barons, das Glücksspiel, jedenfalls bald gänzlich verschlungen hätte, wenn nicht auf Veranlassung der Frau seiner Verschwendung ein Damm gesetzt worden wäre.

Emma hatte mehrfach an ihre Schwester geschrieben; die Briefe kamen stets uneröffnet zurück. Als die unglückliche Frau sich auf dem Gipfelpunkte des Mangels und des häuslichen Unglücks befand, traf sie in einem Badeorte, wo der Baron das Glück des Spielsaales zu fesseln versuchte, mit einer Jugendfreundin zusammen. Sie schilderte der Frau Walther das traurige Los, das ihr zugefallen war, und flehte sie und den sehr gutmütigen Herrn Walther an, sich des einzigen noch lebenden Kindes, der kleinen Mathilde zu erbarmen, es in aller Stille seinem Vater zu entziehen und womöglich sein Erbteil zu sichern.

Herr und Frau Walther willigten ein. Sie versprachen der Mutter auf deren Wunsch, Mathilde erst nach zurückgelegtem zweiundzwanzigsten Lebensjahre mit ihrer Herkunft bekannt zu machen. Die Mutter hoffte, daß die Kleine dereinst noch einen größeren Anteil an dem beträchtlichen Vermögen der Familie Klinghaus beanspruchen oder durch Erbschaft erhalten könne. Der Tochter in dieser Hinsicht Schutz vor der Verschwendung des Vaters zu gewähren, war nicht der einzige Grund, weshalb die Baronin von Altenbach den dichten Schleier um den Verbleib des Kindes zog. Mußte doch die in moralischer Beziehung rasch bergabführende Lebensweise ihres Mannes schwere Befürchtungen in ihr wecken; sie ahnte, daß ihre Tage gezählt seien. Was sollte aus dem Mädchen werden — selbst wenn es nicht schon in den ersten Lebensjahren physisch verkommen würde, wie die beiden älteren Kinder — falls das Mutterauge dereinst nicht mehr über der Tochter zu wachen vermöge?

So trennte sich denn die bedauernswerte Frau mit blutendem Herzen von dem einzigen Kinde. Sie hoffte, daß ihr eigenmächtiges Vorgehen einen tiefen Eindruck auf den Gatten ausüben werde, denn daß in seinem Innern noch Liebe zu dem Töchterchen schlummere, schien ihr nicht unmöglich. Vielleicht könne, so dachte sie, infolge der plötzlichen Auflehnung der bis dahin still duldenden und stets fügsamen Gattin der Baron in sich gehen; das war ihr Leitstern.

Wie sehr hatte sie sich getäuscht! Herr von Altenbach schalt und wetterte zunächst, verlangte dann

Digitized by Google

voller Wut, daß sie ihm sofort den Aufenthalt des entführten Kindes nenne; er drohte, als ihr Widerstand eine nie von ihm geahnte Beharrlichkeit aufwies, mit der Polizei und mit den Strafgerichten. Sie blieb fest. Als der Baron endlich inne ward, daß seine Frau sich weder durch Befehle noch durch Drohungen die Lüftung des undurchdringlichen Schleiers abtrotzen ließ, stand er einstweilen von weiteren Versuchen ab, darauf lauernd, daß es der Mutter auf die Dauer doch zu schwer fallen werde, die Trennung von ihrem Kinde zu ertragen.

Auch darin irrte er. Heldenmütig ertrug die arme Frau ihr Leid. Geduldig nahm sie die von Zeit zu Zeit sich wiederholenden Vorwürfe des Gatten hin. Erhielt sie doch stete Kunde von dem frischen Gedeihen und herrlichen Aufblühen des kleinen Wesens! — Eigentlich bekümmert um den Verlust zeigte sich der Vater nicht im mindesten; im Gegenteil, er machte kein Hehl aus seiner Genugthuung, von einem lästigen und kostspieligen Hindernisse seines Umherschweifens durch aller Herren Länder befreit zu sein. Wohl aber zerstörte die beharrliche Weigerung der Frau, ihm den Aufenthalt des Kindes zu nennen, die letzten Spuren des guten Einvernehmens zwischen dem Ehepaar.

Immer trüber wurden die Briefe der Baronin an die treue Freundin. Immer elender wurde ihre materielle Lage. Dabei kränkelte sie und fand weder Pflege des Geistes noch Ruhe des Körpers. Siech an Leib und Seele schleppte sie ihr kummervolles Leben hin. Der Inhalt der letzten Briefe verbarg eine entsetzliche Thatsache nicht: Der Edelmann war so tief gesunken, daß er im Rausche selbst die Mißhandlung des an ihn geketteten Opfers sich zu Schulden kommen ließ. Das war mehr, als die Unglückliche ertragen konnte; sie welkte rasch dahin.

Ihr allerletzter Brief schloß:

„Er hat mich mit kaltem Blute zu Tode gemartert und wird mich gleichgültig sterben sehen, er, dem ich alles opferte. Möge meine Schwester mir vergeben! Vielleicht wird sie einst ihrer Abneigung gegen mich entsagen und sich des Kindes annehmen. Aber Gott schütze es vor seinem Vater!"

Erschüttert ließ Mathilde den Brief sinken und küßte die vergilbten Blätter, auf denen die Hand der so schwer geprüften Mutter geruht hatte.

Wie oft hatte sie ihres Vaters gedacht, seitdem Frau Walther ihr gesagt hatte, daß er noch lebe! Wie oft hatte sie von dem Glücke geträumt, ihn in die Arme schließen zu können. Die widerwärtige Scene im Wintergarten zwischen dem Baron und Fräulein Klinghaus, deren Zeugin sie zufällig gewesen, hatte solchen Träumen ein Ende bereitet. Schon damals zog sich eine unübersteigliche Schranke zwischen Vater und Tochter. Mit Grauen mußte sie sich der Stimme erinnern, die an die alte Dame das Verlangen der Gewährung neuer Geldmittel zur Befriedigung der Spielwut stellte. Mit welchen Gefühlen konnte sie jetzt des Mannes gedenken, von dem diese Briefe das Schlimmste erzählten, der einst der böse Geist der beiden Schwestern Klinghaus gewesen war, und der jetzt, wie sie aus Hellings Briefe erfahren hatte, sie an der Erfüllung einer heiligen Pflicht, des letzten Wunsches ihrer Tante, hindern wollte, falls sie sich den erneuten Erpressungsversuchen nicht fügen würde?

Eine unangenehm klingende Stimme störte sie aus ihren schmerzlichen Reflexionen auf. Sie sah sich um und erkannte — ihren Vater.

Unwillkürlich stieß sie einen Angstschrei aus, als sie die Züge des alten Herrn erblickte, die sich ihr damals trotz des flüchtigen Momentes, in denen sie ihn in ihrer Nähe gesehen, unauslöschlich eingeprägt hatten.

Noch dazu hatte der Baron einige sehr unglücklich ausgefallene Verjüngungsversuche durch Färben des Schnurrbartes und des spärlichen Haupthaares, sowie durch Auflegen von Rouge angestellt — eine Veränderung, die ihm keineswegs zum Vorteil gereicht hatte.

Theatralisch breitete der alte Herr seine Arme aus: „Meine Tochter!"

Wie vor einer schrecklichen Erscheinung wich Mathilde totenbleich zurück, als der Baron sich nähern wollte.

Der jüngere Bediente, der gerade im Nebenzimmer den Tisch deckte, hatte den Schrei Mathildens gehört und kam ihr zu Hilfe. Sich in drohender Stellung vor dem Baron aufpflanzend, bemerkte er ehrerbietig zu seiner Herrin: „Gnädiges Fräulein, es ist nicht meine Schuld, daß dieser Herr unangemeldet hereingekommen ist. Vielleicht war die Thür aus Versehen geöffnet geblieben. Hätte er geklingelt, so wäre ich sogleich dagewesen."

Das junge Mädchen bebte in angstvoller Erregung. Ihr Vater hätte keinen ungünstigeren Augenblick zu seinem ersten Erscheinen wählen können, denn nach dem, was sie soeben gelesen, vermochte sie seinen Anblick nicht zu ertragen. Sie flüchtete, das Gesicht in den Händen bergend, ins Nebenzimmer.

Der Lakai wußte sich diese Scene nicht zu erklären und blickte den Besucher verwundert an. Dieser hatte das Verschwinden der jungen Dame kaum beachtet, denn sein spähend umherschweifendes Auge war auf einen Anblick gefallen, von dem es sich nicht losmachen konnte. Starr haftete sein Blick auf dem Gold- und Silberhaufen und auf den Wertpapieren, die die große Platte des Sekretärs bedeckten.

Der Diener bemerkte nunmehr den unbeschreiblich gierigen Blick des alten Spielers und glaubte jetzt zu wissen, wen er vor sich habe, denn auch die Toilette des Barons ließ zu wünschen übrig; der etwas fragwürdig gewordene Radmantel, den er trug, schien auf einen „verschämten Armen" zu deuten, deren seit einigen Tagen viele gekommen waren.

Der Lakai hielt sich jetzt zu voller Grobheit berechtigt. Er erklärte mit bezeichnender Handbewegung: „Packen Sie sich auf der Stelle hinaus, oder man wird Sie der Polizei überliefern!"

Diese barschen Worte zogen den Baron auf einmal von dem zauberischen Anblick des Geldes ab, in den er ganz versunken gewesen war.



Digitized by Google

„Kerl, ist er toll?“ brauste er auf. „Weiß er nicht, daß ich der Vater des Fräuleins, der Baron von Altenbach bin?“

Der Lakai machte ein sehr verblüfftes Gesicht, aber er konnte nicht sofort an die Wahrheit des Gesagten glauben. Zweifelnd musterte er den Eindringling.

Da nahte ein Vermittler. Es war der alte Johann. Mit gewohntem leisem Tritt — er schwebte am liebsten auf den Fußspitzen — näherte er sich, verbeugte sich respektvoll und erklärte im höflichsten Tone seiner schnarrenden Stimme: „Das gnädige Fräulein läßt bedauern, den Herrn Baron heute nicht empfangen zu können. Das gnädige Fräulein ist indisponiert.“

„Dummes Zeug! Ich habe meine Tochter ja soeben erst gesehen.“

„Es thut mir leid, Herr Baron, daß Sie meinen Worten keinen Glauben schenken,“ sagte Johann achselzuckend. „Das gnädige Fräulein ist erst vor einer Minute unpäßlich geworden und hat mich mit dieser Nachricht gesandt.“

„Melden Sie ihr,“ befahl der Baron kurz, „ich müßte ihr sofort eine höchst wichtige Mitteilung machen.“

Johann ging; er kam sehr bald mit der Nachricht zurück: „Das gnädige Fräulein bittet den Herrn Baron, die Mitteilung dem Herrn Doktor juris Helling zu machen; sein Bureau ist in der Großen Reichenstraße. Sie selbst bedauert, heute durchaus nicht annehmen zu können.“

Ärgerlich stampfte der Baron mit dem Fuße auf, und warf dem alten Diener einen giftigen Blick zu.

„Wenn der Herr Baron vielleicht in einigen Tagen wieder vorkommen möchten?“ fragte Johann mit unveränderter ruhiger Höflichkeit.

Der ehemalige Offizier war nicht der Mann, sich so leicht abweisen zu lassen. Schon wollte er auffahren, indessen in den verwitterten Zügen des alten Dieners las er deutlich, daß heute alle Mühe vergeblich sei, seine Tochter zu sprechen. Und würde nicht ein ferneres Dringen auf eine Unterredung ihm eher schaden als nützen? — Er bezwang sich.

„Ich werde wiederkommen,“ sagte er anscheinend gleichgültig, „und lasse einstweilen meiner Tochter gute Besserung wünschen.“

Der jüngere Lakai blickte den alten Diener sehr verdutzt an, als der Baron sich entfernt hatte: „Das ist ja eine höchst merkwürdige Geschichte! Beinahe hätte ich den Herrn hinausgeworfen.“

Johann warf dem naiven Menschen einen mitleidigen Blick zu: „Sie müssen sich wirklich recht in acht nehmen, sonst könnte Ihre Unvorsichtigkeit Ihnen schaden, lieber Freund. Der Herr ist wirklich der Vater unseres gnädigen Fräuleins.“

„Wie konnte ich das wissen?“

„Ein guter Bedienter muß immer über die Familienverhältnisse seiner Herrschaft orientiert sein.“

„Weshalb nahm denn das Fräulein den Besuch des Barons nicht

Der [illegible] eine unendlich wichtige Miene, als er flüsternd antwortete: „Weil wir mit diesem Mitgliede unserer Familie brouilliert sind!“

Mit einer gewissen Andacht vernahm der jüngere Diener das hochtrabende Wort und blickte in aufrichtiger Bewunderung zu dem weisen und vielerfahrenen Manne auf.

## Vierzehntes Kapitel.

In jenen Jahren fehlte dem Jungfernstiege, wie weltbekannt diese Promenade auch bereits war, noch vieles an dem, was ihn später zu Hamburgs Glanzpunkte werden ließ. Wohl war der Hamburger mit Recht stolz auf das ausgedehnte Bassin der Binnenalster mit den Böten und den Schwänen, aber die Umgebung ließ noch manches zu wünschen übrig. Erst durch den großen Brand von 1842 wurde die gründliche Umgestaltung möglich, durch die sich namentlich der beim Neubau unter Benutzung der Schuttmassen geschaffene Alsterdamm den beiden Jungfernstiegen würdig zur Seite stellte. Damals war diese Seite der Alster noch mit größtenteils sehr häßlichen Häusern, meist Fachwerk, besetzt, in deren Mitte das düstere Zucht- und Spinnhaus einen unliebsamen Eindruck machte.

Nichtsdestoweniger waren schon zu jenen Zeiten die Jungfernstiege, denen sich der Wall mit der schönen Pappelallee anschloß, beliebte Spaziergänge und der Sammelplatz der eleganten Welt. Auch damals schon konnte man, vor der „Halle an der Alster“ oder vor dem „Pavillon“ sitzend, das rege Treiben an sich vorüberziehen lassen und die weltberühmte, vortreffliche Tasse Kaffee dieser beiden Etablissements dabei schlürfen. Im Hintergrunde den schönen Wasserspiegel, wie ihn nur wenige Städte inmitten ihrer Häuser besitzen, mit der lieblichen Idylle der Lombardsbrücke und der Windmühle, die erst 1867 der vernichtenden Eisenbahn weichen mußte; als Staffage das bunte Bild der Spaziergänger nebst obligaten Vierländer-Blumenverkäuferinnen (die damals noch „echt importiert“ waren, was in späteren Jahren nicht immer der Fall), das war ein Anblick, der den Fremden stundenlang fesseln konnte und der den Hamburger mit Stolz erfüllte.

Auch am nächsten Nachmittage blieb wiederum in der „Halle an der Alster“ kein Platz mehr frei, der die Aussicht auf das Bassin bot. Aber der Baron von Altenbach schien einen solchen nicht zu suchen, als er die Veranda betrat. Gleichgültig und in Gedanken versunken schritt er durch die Gruppen der Gäste und nahm im Hintergrunde des inneren Saales Platz, ohne den hübschen Freskogemälden einen Blick zu schenken, die die Wände zierten. Kaum dürfte es noch einige alte Hamburger geben, die sich ihrer erinnern; es waren Bilder aus der Vergangenheit der Hansastadt, von Limmers Meisterhand gemalt. Vergebens präsentierten die alten rotröckigen Stadtsoldaten, vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, so stramm vor den sie ablösenden Franzosen; der Baron nahm keine Notiz von ihnen. Der zauberische Glanz des Geldes, der seine Wirkung auf den ein-

Digitized by Google

gefleischten Spieler geübt hatte, trübte seine Augen gegenüber allem anderen. Er dachte fort und fort an das bare Kapital, das auf dem Tisch seiner Tochter draußen in der Pöseldorfer Villa so verlockend vor ihm ausgebreitet gelegen hatte.

Die Dunkelheit trat ein.

Ein junger Mann, nach der neuesten Mode gekleidet, erschien in der Thür und musterte den Saal. Als er des Barons ansichtig wurde, eilte er auf ihn zu und nahm nach außerordentlich herzlicher Begrüßung neben ihm Platz. Besonders die Worte: „Mein lieber Baron!“ hob sein Gruß recht deutlich hervor, damit möglichst viele der Anwesenden hören möchten, wie vornehm die Bekanntschaft des Herrn Hartog war.

Herr Hartog hielt sich für den ersten „Löwen“ der beiden Jungfernstiege. Vor jedem Spiegel blieb er stehen und musterte seinen äußeren Menschen. In seiner Physiognomie strahlte nicht eben hochentwickelte Intelligenz, wohl aber ein Selbstbewußtsein, das, in Worten ausgedrückt, etwa folgendermaßen gelautet hätte: „Diesem Ensemble kann kein weibliches Wesen widerstehen, denn das bin ich! Ich, Sieur Hartog von der Firma Johann Ewald Hartog & Sohn, und mein Vater ist Oberalter!“

Übrigens war dieser Herr Hartog in mancher Beziehung gar nicht so beschränkt, wie er aussah. Beispielsweise hatte er kürzlich allen seinen Freunden geheimnisvolle Andeutungen von einem Duell gemacht, in das er jüngst „verwickelt gewesen sei“. Seine Worte waren so weislich gewählt, daß alle Welt glaubte, er selbst habe sich geschlagen. Stellte man direkt diese Frage, so zuckte er die Achseln und erklärte, zu strengstem Schweigen verpflichtet zu sein — aus wichtigen Ursachen. Bei einigen seiner Freunde stieg infolgedessen sein Ansehen wirklich um einige Prozent; die meisten erklärten indessen mit althamburgischer Derbheit, daß man, um sich auf den Unsinn eines Duelles einzulassen, jedenfalls etwas verrückt sein müsse. Gerade derartige Urteile hörte aber Herr Hartog am liebsten, denn die glücklichen Menschen seines Schlages wollen ja gerade für excentrisch, originell, ungewöhnlich, kurz für etwas Besonderes gehalten werden. Darauf hin begehen sie auch zu Zeiten die albernsten Streiche mit eiserner Konsequenz.

Heute lächelte aus Hartogs Gesicht ein ganz eigentümlicher Zug. Er mußte einen Gedanken gefaßt haben, der nach seiner festen Überzeugung außerordentlich schlau war. Eben diese famose Idee aber suchte er zu verbergen und sich ein unbefangenes Äußeres zu geben, welche Mischung des Gepräges seiner Züge einen wundervollen Effekt machte und an Pierrot erinnerte.

Selbst der Baron, der doch einigermaßen ein Menschenkenner war, wußte nicht recht, was er aus diesem Gesichte machen sollte. Er beeilte sich, zu sondieren: „Also, mein lieber Hartog, sprechen wir von Geschäften. Was sagt Ihr Advokat?“

Bedächtig zog der Dandy eine Brieftasche hervor: „Nach Durchsicht dieses Exposés, das ich Ihnen hiermit retourniere, mein teurer Baron, kann er Ihnen nur bedingte Hoffnungen machen.“

„Wie ist das zu verstehen?“

„Sie haben allerdings als Vater die begründetsten Ansprüche auf die Verwaltung des großen Vermögens, indessen —“ er stockte.

„Was indessen! Heraus damit!“

„Es dürften sich viele Schwierigkeiten herausstellen, die Ihnen das alte Fräulein gemacht haben kann, oder die die Testamentsexekutoren noch jetzt schaffen können. Wie sagte mir der Doktor noch? Richtig: Sie, Herr Baron, sind im Recht, aber Ihre Tochter ist im Besitz, und der Besitz ist in solchen Fällen neun Zehntel des Rechtes. Sie würden eine von allen möglichen Hindernissen umgebene und sehr feste Stellung angreifen!“

„Das will ich auch, und zwar ganz energisch.“

„Dazu gehört aber vor allen Dingen . . .“

„Geld!“ ergänzte der Baron lachend. „Schon nach Montecuculi gehört zum Kriegführen dreierlei: Geld, Geld und nochmals Geld!“

„Das ist die Sache,“ bestätigte der Dandy. „Der Doktor ist von der Gerechtigkeit Ihres Anspruches überzeugt, wünscht aber der Ordnung wegen, wie es nun einmal Gebrauch ist, einen bedeutenden Kostenvorschuß zum Einleiten dieses gewiß sehr lange währenden Prozesses.“

„Nun ja, mein lieber Hartog,“ meinte der Baron, jetzt ganz außerordentlich liebenswürdig. „Das ist ja gerade der Grund, weshalb ich Sie in diese Familienangelegenheit eingeweiht habe, die ich andernfalls vielleicht selbst einem so ausgezeichneten jungen Manne, den ich so hoch schätze, nicht anvertraut haben würde. Daß ich auf Ihre strenge Diskretion rechne, wissen Sie, und auch Ihr guter Rat wird mir angenehm sein, aber das alles ist nicht genug. Von einem so intimen Freunde verlange ich mehr. Jemand, dem ich so vortreffliche Sicherheit biete, der dürfte doch auch bereit sein können, auf einige Zeit mein Bankier zu werden, also sich mit einem entsprechenden Kapital an meinem Unternehmen zu beteiligen.“

Hartog versuchte wiederum, zugleich pfiffig und treuherzig auszusehen. „Mein guter Baron,“ begann er mit einer gewissen Emphase, „auch ich bin stolz auf die Freundschaft eines Mannes, wie Sie es sind — doch ich will ohne Schmeicheleien zur Sache kommen. Man mag noch soviel gutes Recht auf seiner Seite haben, ein Prozeß ist immer ein Hazardspiel. Einem anderen als Sie würde ich auf die Frage, ob ich mich bei einem derartigen Unternehmen, wie das Ihrige es ist, mit beträchtlichen Kapitalien beteiligen wolle, eine ablehnende Antwort erteilen. Hier aber mischt sich nicht nur meine Freundschaft für Sie in die kühle Berechnung, sondern auch zugleich noch ein anderes Gefühl.“

Der kluge Herr Hartog machte eine Pause, stieß einen leisen Seufzer aus, fuhr mit der Hand durch die künstlich gebrannten Locken und machte krampfhafte Anstrengungen, einen poetisch-schwärmerischen Blick gen Himmel zu werfen.

Der Baron konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Ihm ward bereits klar, welches Ziel der edle Jüngling verfolgte.

Hartog fuhr pathetisch fort: „Auch ich will Ihnen

Digitized by Google

ein Geheimnis anvertrauen, das tiefste Geheimnis meiner Seele. Schon damals, als ich in Gesellschaft meines Freundes, des Husarenlieutenants, Ihr Fräulein Tochter sah, zog ein eigentümliches Gefühl in meine Brust ein. Wie sehr mißbilligte ich das kecke Benehmen meines Freundes, für das er freilich hart genug bestraft worden ist!"

„Schade um die verlorene Schönheit des flotten Husaren," lachte der Baron. „Eigentlich hatte er gar nicht so Schlimmes verbrochen, und der Advokat, dieser Doktor Helling, brauchte sich durchaus nicht einzumischen. Überhaupt ein unangenehmes Subjekt, steckt seine Nase in alles!"

„Schon seit jener Zeit verließ mich das Bild des reizenden jungen Mädchens nicht," fuhr der junge Kaufmann fort, „und als ich vor kurzem die Dame wiedersah, in der Equipage der alten Klinghaus, herrliche Braune — hundertundzwanzig Louisdor sind sie gewiß wert!"

„Mindestens!" bestätigte der Baron.

„Also — was wollte ich sagen? Ja, in der Equipage sah ich Ihr Fräulein Tochter. Die Trauer stand ihr reizend. Kurz heraus: Als ehrlicher Mann gehe ich direkt zu Ihnen, dem Vater, um Ihnen zu gestehen, daß ich das himmlische Wesen anbete. Darf ich mir Hoffnungen auf den dereinstigen Besitz dieses Engels in Menschengestalt machen? Meine Verhältnisse kennen Sie. Mein Vater, der schon längst wünscht, daß ich heirate, würde in die Verlobung sicherlich willigen."

„Das glaube ich gern," lächelte der Baron und fuhr fort, dem Dandy die Hand reichend: „Auch ich würde Sie gern meinen Schwiegersohn nennen, denn ich kenne Ihr vortreffliches Herz und Ihr edles Gemüt, das Sie übrigens nicht verhindert, ein umsichtiger Geschäftsmann zu sein."

Dankend verbeugte sich Hartog; er fühlte sich sehr geschmeichelt.

Der alte Herr nahm wiederum das Wort: „Um wieder auf unsern vorher besprochenen Gegenstand zu kommen . . ."

„Ja, um darauf zu kommen —"

„Sehen Sie, mein lieber Hartog, die Sachen stehen also jetzt so, daß ich vor allen Dingen die väterliche Gewalt über meine Tochter haben muß, ehe ich meine Einwilligung zu einer Heirat geben würde. Gegenwärtig hindert man mich sogar, meine Tochter zu besuchen. Das arme Kind, es würfe sich gewiß so gern in meine Arme, wenn die Intriguen ihrer Umgebung sie nicht zurückhielten!"

„Abscheulich!" äußerte Herr Hartog sehr entrüstet.

„Gegen die Intriganten will ich den Prozeß führen und mein Recht durchsetzen, koste es, was es wolle. Daher rechne ich auf Sie, was die Beschaffung von Mitteln anbelangt, bis mir wiederum Gelder von meinen auswärtigen Gütern eingehen."

„Mein guter Baron, ich will Ihnen offen gestehen, ich weiß nicht recht, was ich thun soll. Zuerst wäre natürlich vorweg die Bedingung zu stellen, daß Ihr Fräulein Tochter einstweilen nicht erfahre, daß ich mit Ihnen im Einvernehmen bin und Ihnen die gewünschten Geldmittel beschaffe."

„Das versteht sich von selbst."

„Nun aber möchte ich gern sicher gehen. Ich werde mich Ihrem Fräulein Tochter nähern und ihre Liebe zu gewinnen suchen. Bin ich dieser gewiß — und ich glaube, daß es nicht lange dauern wird, denn ich kenne das weibliche Geschlecht — dann liefere ich Ihnen sämtliche erforderlichen Gelder, damit Sie Ihren Vorsatz ausführen und Ihr gekränktes Recht durchsetzen können."

„Ich sehe, daß Sie mich verstanden haben, mein lieber Hartog. Es ist mir nicht um die Verwaltung des Geldes zu thun, sondern um die Erfüllung meiner Vaterpflicht. Aber so lange warten, bis Sie die Liebe meiner Tochter errungen haben, möchte ich keinenfalls."

Hartog zuckte die Achseln.

„Offene Karten, mein lieber Herr Hartog! Sie wollen meine Tochter heiraten. Sie wollen deshalb zunächst den Vater für sich gewinnen. Ich verspreche Ihnen meinen eifrigen Beistand, und das genügt. Die Hand des jungen Mädchens ist Ihnen sicher, wenn Sie meine Zustimmung haben."

„Hm, hm — wenn das Herz einer jungen Dame noch frei ist, so übt allerdings der Vater einen großen Einfluß aus. Aber unter den gegenwärtigen Umständen scheint mir Ihr Einfluß, höchst ungerechterweise, nicht eben sehr bedeutend."

„Sie urteilen von Ihrem Gesichtsstandpunkte aus," sagte der Baron etwas ärgerlich. „Ich könnte Ihnen den Beweis geben, daß gerade unter den gegenwärtigen Umständen, die Sie noch lange nicht hinreichend kennen, ich einen ganz unberechenbar großen Einfluß auf meine Tochter habe, den ich noch ganz außerordentlich geltend machen kann, sobald ich nur will."

„Ich wäre erfreut, darüber Näheres zu vernehmen," meinte Hartog in ungläubigem Tone.

„Sagen Sie selbst: Was würden Sie thun, wenn Sie unbewußter Weise am Rande eines gefährlichen Abgrundes schliefen, und jemand machte Sie auf die drohende Gefahr aufmerksam, der Sie ohne sein Zuthun kaum entgangen wären?"

„So würde ich dem Manne ein sehr gutes Trinkgeld geben."

„Bravo, Sie sind ein praktischer Mann nach meinem Geschmack," rief der Baron vergnügt. „Jedoch eine so zart-poetische Seele, wie meine Tochter, würde so etwas wie von Verpflichtung zu ewiger heißer Dankbarkeit in sich fühlen, nicht wahr?"

„Das ist wohl möglich," antwortete Hartog perplex, „aber in welcher Beziehung steht dies zu unserem Gespräch vorhin?"

„Lassen Sie uns einmal hundert Holsteiner essen und eine Flasche Clicquot dazu trinken," sagte der alte Herr behaglich. „Ich will Ihnen währenddessen einen der tollsten Streiche meines vielbewegten Lebens erzählen. Diese Geschichte, die Sie vollständig aufklären wird, bietet mir in ihren jetzigen Konsequenzen die schönste Garantie eines unumschränkten Einflusses

Digitized by Google

auf meine Tochter. Ja, es lassen sich selbst noch weit nützlichere Folgerungen daraus ziehen. Alle nur schädlichen Testamentsbestimmungen des alten Fräulein Klinghaus kann ich mit leichter Mühe umstoßen, da ich zu beweisen vermag, daß sie geistesgestört gewesen sein muß. In ihren letzten Augenblicken war sie es unbedingt. Heda, Marqueur!"

Der Kellner nahte sich. Bald standen Austern und Champagner vor den beiden Herren, und knallend sprangen die Pfropfen des Schaumweines an die Decke.

(Schluß folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Entsagung.

Iduna, mein Leben, mein Sonnenschein!
Schein mir ins kranke Herz hinein
Mit Deinen sonnigen Augen!
Ich will die Sonne ja küssen nicht,
Ich will ja nur atmen in ihrem Licht,
Im Licht Deiner wonnigen Augen.

Iduna, mein Leben, mein Abendrot!
Bestrahle den Weg mir zum heiteren Tod
Mit Deinen taufrischen Augen!
Ich will das Abendrot haschen ja nicht,
Ich will ja nur sterben in seinem Licht,
Im Licht Deiner tauenden Augen.

Iduna, mein Leben, mein Sternenzelt!
Von Dir erst lernt' ich, wie schön die Welt,
Von Deinen leuchtenden Augen
Ich will die Sterne ja fassen nicht,
Ich will ja nur ruhen in ihrem Licht,
Im Licht Deiner leuchtenden Augen.

**Wilhelm Reißmann.**

---

## Die Dakotahs oder Sioux.

Eine Studie nach eigenen Beobachtungen.

Von **Charles Thomassin.**

(Schluß.)

Wenn diese Nation früher noch der Jagd ihr Hauptaugenmerk schenken konnte und stets ein Jägervolk war, das in seiner Gesamtheit jeder Seßhaftigkeit sich aufs äußerste feindlich entgegenstellte, so ist ihm in unserer Zeit seine Lieblingsbeschäftigung fast ganz unmöglich gemacht. Der Büffel ist nahezu ausgerottet. Man bedenke nur, daß in den letzten Jahrzehnten nach der Statistik jährlich eine Million Büffel, einige Jahre hindurch sogar mehr, ihrer Häute wegen erlegt wurden. So hat der Indianer nie gegen diese Tiere gewütet. Im Gegenteil bekundete er mehr Fernblick als der Weiße und tötete dieselben in größerer Menge nur, um sich Wintervorräte zu verschaffen, indem er sich sonst mit dem notwendigsten Fleische und den nötigsten Häuten begnügte. Eben diese unsinnige und verdammenswerte Ausrottung ist es, die den Dakotah hauptsächlich in seinem Hasse gegen die Weißen bestärkt. Hätte er in den letzten Jahrzehnten noch mehr der Jagd obliegen können, so hätte er weniger gemordet und gestohlen, und seine schlimmen Charakterzüge wären weniger sichtbar geworden. Statt des Tatanka (Büffel) tötete er den Weißen.*)

Man glaubte nach allen Benachteiligungen und nach der Anweisung von Reservationen dieses Jägervolk allmählich zum Ackerbau und zur Viehzucht hinzuführen. Letztere wollte der Dakotah nie treiben, obwohl sie ihm seine Verhältnisse so nahe legten und er den besten Erfolg hätte haben können. Allerdings haben in letzterer Zeit die jüngeren Indianer auf der Sisseton, Wahpeton, Yancton, Crow Creek, Devils Lake und teilweise auch Standing Rock Agency sich beflissen, in dieser Hinsicht sich kulturellen Zuständen zu nähern. Speziell die Bewohner der Yancton Reservation, die ich besuchte, haben schon ganz erfreuliche Fortschritte gemacht. Ich glaube, daß auf sie der Verkehr mit den Half Breeds, so niedrig auch diese sonst moralisch stehen, besonders günstig bestimmend eingewirkt hat. Denn diese sahen bald ein, daß durch Ausnutzung der Prairie als Weide und äußerst fruchtbares Ackerland ein schönes „Geschäft" gemacht werden konnte. Die Jugend, die gegenwärtig in den Schulen erzogen wird, mag in späteren Jahren den begonnenen Fortschritt kräftig unterstützen, und vielleicht wird eine zunehmende Vermischung mit den Weißen die Frage der Kultivierung in kürzerer Zeit der Lösung entgegenführen, als man nach den jetzigen Verhältnissen erwarten sollte, sofern sich auf den westlichen Agenturen, welche der Hauptort der verflossenen Unruhen waren, noch wenig Besserung gezeigt hat.

Der Pferdebesitz wird von den Sioux hochgeachtet. Ein Pferd stehlen kann oft größere Ehren bringen als einen Skalp erbeuten Im Stehlen können, dies nebenbei bemerkt, die Dakotahs Großartiges leisten. Wenn es wirklich auf Wahrheit beruhen sollte, was behauptet wird, was ich jedoch aus eigener Erfahrung nicht bestätigen kann, daß sie auch ihre besten Freunde und Wohlthäter bald um ihr Besitztum bringen, so wäre das ein Zug, der die Romantik, mit der man die amerikanische Rasse zu umkleiden liebt, noch mehr heben würde.

Die Sioux wohnen in Zeltdörfern, deren Ort häufig gewechselt wird. Das Auf- und Abschlagen der Zelte (Tipis) müssen die Squaws besorgen. Die Zelte sind hohe zugespitzte Kegel von starken Stangen, über welche dicht aneinander genähte Büffelfelle gezogen werden. Diese sind durchsichtig wie Pergament geschabt und lassen im Innern

*) Er findet allerdings einigemal im Jahre Gelegenheit zu größerer Jagd. Die Agenten lassen ihn das Vieh, welches er der Vereinbarung gemäß zur Verproviantierung erhält, selbst jagen. Abstoßende, grausame Scenen entwickeln sich hierbei; es ist der Ausdruck der lange zurückgehaltenen und wieder entfesselten Roheit, der hier zu Tage tritt Die Indianer werden, um dies noch hier zu bemerken, nicht allzureichlich mit Vieh versehen. Dies würde schon das Ausbeutesystem des Agenten verhindern, welcher sich vorgenommen hat, während vierjähriger Amtsdauer ein reicher Mann zu werden.

Digitized by Google

das Licht zu. Oben an der Stangenkreuzung befindet sich die Rauchöffnung. Die niedere Thürspalte ist mit einem Stück Fell verschließbar, der untere Zeltrand zum Schutze gegen Wasser und Luft mit Rasenstücken belegt. Vor den Tipis befinden sich an spitzwinkelig gegeneinander eingepflanzten Pfählen die Medecine Bags oder Bündel, sowie die Waffen aufgehängt, ferner der Bogen und der Köcher von Fell mit den Pfeilen, sodann Lanzen und ein runder Schild von Leder, Oahät-Sanka genannt. In der Nähe des Dorfes treiben sich eine große Anzahl von Wolfshunden umher, deren Fleisch den Indianern als Leckerbissen gilt.

Die Beschäftigung der männlichen Sioux beschränkt sich, falls nicht ein Raub- oder Kriegszug stattfindet, außer der Befriedigung ihrer materiellen Bedürfnisse eigentlich nur auf Anfertigung von Waffen, auf Unterhaltungen bei der Friedenspfeife und auf Tänze. Während die Sioux den Weißen gegenüber schweigsam, mürrisch und zurückhaltend sind, wissen sie bei der Pfeife ihre Jagd- und Kriegsabenteuer recht begeistert und anmutig zu erzählen. Tschanúpa oder eigentlich Tschanúhupa, das Rauchen, ist ein Lieblingsvergnügen, welches schon die Jungen in den Schulen mit Lust betreiben, und eine Gabe von Tabak wird als sehr gut, „lila washte", bezeichnet und mit höflichstem Dank angenommen. Die Dakotahs nennen den Tabak Kinnikennik und rauchen meist die untere grüne Rinde des Red Willow (Cornus sericea) oder die Blätter des Arrow Wood (Viburnum), gemischt mit echtem Tabak. Ihre Pfeifen wissen sie äußerst kunstvoll zu schnitzen. Das Material zu den Köpfen liefert ihnen meist der rote Pfeifenstein, der an einem Seitenbache des Big Sioux River, dem Pipe Stone Creek, in großen Lagern geschichtet ist. Aus demselben machen sie sich auch Kopfbrecher oder War Clubs, die jedoch nur bei festlichen Gelegenheiten getragen werden.

Von den Tänzen ist schon viel geschrieben worden. Der Adler-, Büffel-, Wolfstanz, der Kriegs- und Medecinetanz sind im ganzen bei den meisten Prairie-Indianern gleich und bedürfen deshalb in dieser Schilderung keiner besonderen Erwähnung.

Die ganze Arbeit müssen die Frauen, deren Stellung die bedrücktester Sklavinnen ist, und deren jeder Mann mehrere hat, verrichten. Sie werden als Mädchen ihren Vätern von den Freiern abgekauft. Ich habe sie vielfach recht geschickt gefunden. Sie verstehen ganz hübsche weibliche Arbeiten zu fertigen. Die Kleidung für sich und die Männer machen sie mit viel Verständnis. Sie tragen einen Lederanzug mit Streifen und Einfassungen von himmelblauen und weißen Glasperlen und mit Metallknöpfen besetzt. Denselben bemalen sie, meist auf gelblich weißem Grunde rot und schwarz.

Die Kleidung der Männer besteht meist nur aus einer Büffeldecke (sie wissen das Leder sehr gut zu gerben) oder einer wollenen Decke (Blanket), Leggings oder Beinkleidern, speziell im Winter, und den Mokassins. Die Squaws verzieren alles recht künstlich mit Stacheln des Stachelschweins oder mit Glasperlen. Das Gesicht wird bemalt, meist mit Zinnoberrot und weißen Querstreifen. Die Haare tragen beide Geschlechter in Zöpfe geflochten. In denselben stecken die Federn, welche anzeigen, wieviel Skalps einer erbeutet oder wieviel Pferde einer gestohlen hat. Die große Kopfbedeckung mit den Hörnern und den auf ein rotes Tuch genähten Adlerfedern tragen nur „ausgezeichnete" Männer bei [illegible] Gelegenheiten. An den Beinkleidern hängen [illegible] Menschenhaaren herab.

Die Gesichtszüge der Dakotahs sind weniger angenehm und regelmäßig als die anderer Missouristämme. Das Auge ist im Thränenwinkel etwas herabgezogen. Die Nasen sind sanft gewölbt und auch etwas herabgezogen. An Statur sind die Sioux nur von den Osagen und Mandans übertroffen.

In der Nähe der Lagerstätten findet man oft in der Prairie auf vier Pfählen Gerüste mit einem Bündel liegen. Auch in den Baumästen trifft man dieselben an. Es sind die Toten der Dakotahs, welche in diese Bündel mit allen Waffen und allem Schmucke eingeschnürt sind. Die Sioux glauben nicht glücklich sein zu können, wenn sie in die Erde begraben werden, ausgenommen nach gewaltsamem Tode. Ist ein Dakotah gestorben, so schneiden sich die Verwandten die Haare ab, beschmieren sich mit weißem Thon und verschenken alle guten Kleidungsstücke und Habseligkeiten.

Der Tote kommt in die glücklichen Jagdgründe, wenn er sein Skalp gerettet hat, gleichviel welche Handlungen er auf Erden vollbracht hat. Aus diesem religiösen Glauben ergiebt sich die große Bemühung der Dakotahs, das eigene Skalp zu retten und das der Feinde zu erbeuten. Mit der größten Opferwilligkeit bemühen sie sich deshalb auch im Gefechte, die Freunde vor dem Skalpieren zu schützen.

Die Religion der Sioux verehrt dualistisch zwei Gottheiten, den Wakan Tanka (Großen Geist) oder Washte (Guten Geist) und den Wakan Sitscha. Ersterer ist der Urheber alles Glückes, letzterer alles Übels. Die beiden Gottheiten streiten sich fortwährend um den Menschen. Welche von ihnen zu einer gewissen Zeit die Macht über ein Individuum oder einen Stamm hat, erklärt das Ergebnis der Medecinebefragung. Einmal im Jahre befragt der ganze Stamm durch den Medecine-Häuptling, dem neben der religiösen Mitteilung auch die Krankenheilung durch Beschwörung des Wakan Sitscha mittels einer Trommel und eines Rasselinstrumentes (Quake-Mûha genannt) obliegt, die Medecine. Es wird zu diesem Zwecke der bekannte Tanz veranstaltet, welcher neben dem Kriegstanze, der während der Messiasbewegung in den „Geistertanz" sich umwandelte, der wichtigste ist. Derselbe, nur von ausgewählten Kriegern ausgeführt, dauert so lange, bis alle Krieger mindestens einmal vor Ermattung zusammengebrochen sind. Können die Krieger auch nach einer Erholungspause nicht mehr weiter tanzen oder sterben sie, so ist dies böse Medecine, und es wird in dem folgenden Jahre von allen größeren Unternehmungen abgesehen. Halten die Krieger den Tanz, der oft zwei Tage und zwei Nächte hindurch fortgesetzt wird, aus, so bedeutet das den Schutz Wakan Tankas im folgenden Jahre. Der einzelne unternimmt zum Aufschlusse über seine Zukunft für sich das Medecinekochen. Erde und Sand verschiedener Farbe, Pflanzen- und Knochenasche und anderes wird in einem Gefäße vermengt und umgerührt. Die Farbenverbindung oder eine andere Eigentümlichkeit, die dann ersichtlich wird, läßt ihn auf die Oberherrschaft des bösen oder des guten Gottes schließen. Hat er gute Medecine gekocht, so trägt er dieselbe in einem Säckchen von gegerbter Hirschhaut bei sich.

Die Missionare suchen die Naturreligion der Dakotahs durch christlich dogmatische Vorstellungen zu ersetzen. Welches Wirrsal den armen Wilden aber hierdurch zum Glauben angeboten wird, ist ersichtlich, wenn man bedenkt, daß Katholiken, Methodisten, Baptisten, Quäker, Presbyterianer, Reformierte, Kongregationalisten und Episkopalians sich die

Digitized by Google

Herrschaft über die Bekehrungsbedürftigen streitig machen. -- Würde ihnen, d. h. speziell der Jugend, nur die christliche Moral nahe gelegt und im übrigen das Dogma möglichst wenig berücksichtigt, so könnte man die Thätigkeit der Missionare im Volke und in den Schulen gutheißen. Unter den gegebenen Verhältnissen dünkt es mir aber besser, den Unterricht und die Volksbelehrung ganz aus ihren Händen zu nehmen und anderen Elementen zu übertragen. Ich habe die Ansicht, daß der Unterricht durch Half Breeds, welche von Kindheit auf die zwei Sprachen kennen, während die Missionare und die Missionslehrer Indianisch erst erlernen müssen, der geeignetste ist. Übrigens handelt es sich vorerst um Unterricht in praktischen Dingen, welcher nützliche Ackerbauer und Landleute heranbilden kann, auch schon von der Regierung, wenngleich sehr nachlässig, erteilt wird. Wenn auch nicht unbegabte Knaben und Mädchen sich in den Schulen finden, so ist doch gegenwärtig noch der Unterricht in unseren Elementarfächern sehr mit Schwierigkeiten verknüpft und wird erst mit der Zeit erleichtert werden. Die Indianer erlernen nur schwer Englisch und dann meistenteils von den Half Breeds. Ebenso fällt es den Missionaren und Agenten schwer, sich die Siouxsprache, trotz ihrer Wortarmut, anzueignen. Dieselbe weist wie andere amerikanische Sprachen sehr viele Kehl- und Nasallaute auf und besitzt auch die Permutationsfähigkeit der Laute, welche in diesen charakteristisch zu Tage tritt. Es trägt sich ein Missionar mit dem Gedanken, ein kleines Lexikon der Siouxsprache, das aber sehr unzureichend sein dürfte, zu veröffentlichen. Gegenwärtig ist hierüber noch nichts im Druck erschienen*).

Ich glaube hiermit das Wichtigste über den mächtigsten Stamm der Prairie-Indianer gesagt zu haben.

Was wird die Zukunft desselben sein? Ich antworte hierauf mit den Worten, die Robert von Schlagintweit in seinem angeführten Werke über die Zukunft der Indianer im allgemeinen gebraucht: „Sie werden entweder in die Civilisation auf- oder untergehen.“ Die Alten müssen human behandelt und vor der Ausbeutungssucht schurkischer Beamter geschützt werden — dies wird für die Zukunft eine bessere Maßregel sein als ein Vernichtungskrieg. Die junge Generation aber muß in geeigneter Weise herangebildet werden, und es ist das beste, dem Widerstreben den Zwang entgegenzusetzen.

---

## Im Volkston.

Es giebt ein Kräutlein, Leidvergeß,
Blüht' das in meinem Garten,
Wie wollt' ich freu'n mich des.

Pflückt man davon sich einen Zweig
Und legt ihn auf das Herze
Wird es gesund sogleich.

Ich sucht' es schon Land auf, Land ab,
Und konnt' es doch nicht finden,
So sehr ich Müh' mir gab

Da ich's nicht fand — mein Herzeleid
Muß ich nun weiter tragen
In alle Ewigkeit.

**Lilli Seippel.**

---

*) Zeisbergers Dictionary, Indian, English, German, behandelt nur Irokesisch, Onondaga, Algonquin und Delaware. (Cambridge 1887, in 4°.)

## Etwas über das Schlachtenbild.

Von **Ulrich Grafen Schack.**

(Schluß)

### 2. Die Schlacht an der milvischen Brücke.

Raffael hinterließ den Karton zu einem Schlachtenbilde von bedeutendem Umfange, Schlacht an der milvischen Tiberbrücke, das, in Freskomalerei von seinen Schülern ausgeführt, einen Saal des Vatikans schmückt. Dieser Sieg Konstantins über seinen Gegenkaiser Maxentius gab der aufstrebenden christlichen Kirche endlich das politische Übergewicht über die heidnischen Kulte: von nun an sollte unter dem Zeichen des Kreuzes auch mit dem Schwerte gestritten werden, dessen eiserne Zunge oft nachdrücklicher gesprochen hat als Menschenzungen. Ein gotteingegebener Traum hatte es dem Kaiser Konstantin, der damals freilich noch Heide war, also verkündet und anbefohlen. Darum führen seine Feldzeichen das Kreuz, und bewaffnete Engel schweben über dem Auserlesenen, der wie ein St. Michael auf herrlichem Rosse voransprengt. Also verstand es Raffaels kirchlichgläubige Zeit, also die Kunst, des Zeitsinns Dolmetsch. Es giebt der Darstellung Würde, nicht nur einen wilden Streit zu zeigen, sondern zugleich des Kampfes hohes, heiliges Ziel.

Bis zu den fernen Hügeln wütet die ausgebreitete Schlacht, doch hat man sogleich den Eindruck, daß das Heer Konstantins einen Sieg erfochten hat: mit einem heftigen Anprall scheint es den Gegner geworfen, zum Teil sogar in den Tiber gestürzt zu haben. Dieser Hauptpunkt ist deutlich und von glücklichster Wirkung, wenn schon das Ganze einen wirren Eindruck macht, obgleich ein Geschick, bewegte Gestalten zu gruppieren, wie es Raffael in so hohem Maße eigen, sich darin wohl darlegt. Ohne das Ganze zu zerstören, das immerhin gegliedert ist, war es nicht möglich, die Schlacht in schön geformte Einzelkämpfe aufzulösen. Die Mitte des Bildes füllt passend Konstantin, wodurch das Heer in zwei Flügel zerfällt. Eine dritte Masse bilden die geschlagenen und fliehenden Anhänger des Maxentius. Was links im Bilde liegt, also rechts vom Kaiser Konstantin, ist ein wirrer Kampf, Reiter und Fußvolk durcheinander, was rechts, also links vom Kaiser, ist übersichtlicher, wie der Kampf hier soeben sein Ende findet. Die hohe Steinbrücke ist genommen, auf überfüllten, umschlagenden Böten oder schwimmend retten sich die Flüchtigen, bedroht und getroffen von den Pfeilen herbeigeeilter Bogenschützen. Das mit den Wellen ringende Roß des Maxentius will überschlagen, und sein Reiter wird ertrinken.

### 3. Kämpfende Landsknechte.

Um den Ausgang des fünfzehntes Jahrhunders erfuhr die Strategie eine erhebliche Umwandlung, einmal durch die aufkommende Schußwaffe mit Pulver, Kugel und Luntenschloß, besonders aber durch das starke Hervortreten der Fußsoldaten gegenüber den Reitern, die bislang die Schlacht beherrscht hatten. Ein kostspieliger Panzer für Mann und Roß war nicht mehr nötig, und so gewann der Landsknecht, der Sohn des kleinen Mannes, im Staate an Gewicht. Derselbe war ein Lohnsoldat, der Krieg sein Handwerk. Die stolzere Verwertung der körperlichen Kraft, Lust an einem ungebundenen Leben, Hoffnung auf Plünderung warben die Heere und hielten sie zusammen. Viel Mannesmut war da zu finden, selbst Rechtsgefühl, aber keine Vater-

Digitized by Google

landsliebe, die doch allein dem Kriege einen inneren Wert verleiht.

Der Landsknecht hatte für Rüstung und Kleidung selbst zu sorgen; das machte die Truppe buntscheckig und gab ihr ein lustiges, malerisches Aussehen Der Schnitt der Kleidung war so gewählt, daß die Körperform kräftig hervortrat, phantastisch zusammengesetzt aus gepufften und glatten Teilen und buntfarbig; dabei wehten Federn von Hüten und Kappen: denn man fühlte sich und hatte seinen persönlichen Geschmack, oder vielmehr man hatte die Erlaubnis, denselben durchzuführen Von Uniform keine Spur: hohe Helme, Eisen- und Lederkappen, Federhüte und Ohrenmützen, ungemein lange, und darum schwere Spieße mit kleinen Stahlspitzen, Streitäxte, Hellebarden, Partisanen, Korseten, Spontone und Piken, gezackt, hakenförmig gekrümmt nach oben und unten, zweihändige Schwerter, auf der Schulter zu tragen, einhändige und Dolche, Panzer für die Brust, auch Armschienen, Halsberge und Ringkragen gaben dem Aussehen der Streiter etwas höchst Mannigfaltiges. Körperliche Kraft macht selbstbewußt — und diese Art Bewaffnung erforderte starke und gesunde Männer. Vortrefflich schildern die alten Kupferstiche und Holzschnitte das männliche Aussehen und die selbstbewußte Haltung dieser Leute.

Einen Kampf derselben führt uns Hans Holbein d. J. vor, zwar nicht in Farben, die er so wohl zu gebrauchen wußte, sondern nur in einer schlichten Handzeichnung, die ein glückliches Ungefähr aus dem ungeheueren Untergange der Kartons und Handzeichnungen der größten Meister übrig ließ. In lebensgroßem Verhältnis an der Wand eines Saales ausgeführt, müßte die Darstellung von überraschender Wirkung sein.

Es ist das kein Kampf, da Helden Kronen zerbrechen oder für Ideale bluten, sondern ein Kampf gemeiner Soldaten, kühner Mietlinge. Solch realistischer Stoff vertrug nicht die Anwendung des heroischen Kunststils, wie ihn die oben besprochenen Gemälde aufweisen; Holbein erkannte das mit dem Blick des Genies und nutzte seinen Vorteil. Breite Pferdeleiber verdeckten hier nichts und trotz des bewegten Durcheinanders übersieht man das streitende Fußvolk: der Bewegungen sind viele, der außergewöhnlichen, gesucht schönen keine: nichts Wildes, nichts Übermäßiges. Man vergleiche etwa die Konstantinsschlacht, um zu fassen, was ich meine. Die Kleidung, die Waffen, die Bewegungen, die bärtigen und unbärtigen Gesichter, alles ist charakteristisch, interessant und glaubwürdig.

Zwei Haufen Landsknechte sind feindlich zusammengestoßen. Noch sieht man den von links kommenden in langem Zuge aufmarschieren, schweigend, wie's bei den Knechten meist Brauch war. Doch Getöse erfüllt die Luft, der Schall der Fußtritte, das Zusammenschlagen der Waffen, Trommelwirbel, der Ruf des Feldweibels, der zu schnellem Aufmarsch mahnt — vor allem das Tosen der Schlacht selbst. Wir sehen, wie die äußeren Glieder die ungefügen Lanzen schleppen, die inneren sie erhoben auf der Achsel tragen — ein wandelnder Lanzenwald. Ist es erlaubt, das Gleichnis noch weiterzuführen, so erscheinen in diesem heranrückenden Waffenwalde die kürzer gestielten Schlachtäxte und Hellebarden wie das Unterholz. Es senken sich die aufragenden Waffen, wie Glied auf Glied zum Kampfe einrückt, nach vorwärts. Man versteht das Shakespearische Gleichnis von den Haaren des Kopfes, die sich im Schreck sträuben, wie ein in der Nacht durch einen Angriff aufgescheuchtes Heer.

Dies geschickte Zurück- und Vorbeugen, das Zustechen und Schlagen — jedes ist überzeugend an seiner Stelle geschildert: hier wird ein zweihändiges Schwert geschwungen, dort ein einhändiges; Lanzenträger wissen ihre langen Waffen zwischen den im ersten Gliede Kämpfenden hindurch dem Feinde entgegenzuhalten: doch der Hellebardier schlägt sie mit seinem Schlagbeil (Barte) zur Seite, daß sie brechen. Leichen und verlorene Waffen bedecken schon den Boden.

Ein stämmiger Knecht hält einen anderen bei den Haaren fest und holt mit dem Schwerte aus zum tödlichen Streich; nur mühsam wehrt sich der verlorene Mann mit einem Dolch. Im weiten Gebiete der Kunst giebt es nichts, was an Kraft diese Gruppe überböte, an drastischer Wirklichkeitsdarstellung ist sie wohl unerreicht.

Schon bei den Griechen finden sich Anklänge an den realistischen Kunststil, was freilich noch in höherem Maße der Fall sein würde, wäre uns nicht fast alles Gemalte verloren und das in Stein Gearbeitete nur in größeren Resten erhalten; doch tritt uns in der Kunstweise der deutschen Renaissance, im Ganzen gesehen, ein Neues entgegen, der realistische Kunststil in ausgebildeter Form. Demzufolge ist vorliegendes Bild für die Darstellung von Kampfscenen nicht nur typisch der allgemeinen Auffassung nach, sondern zugleich in seinem Kunststil. Derselbe ist für derartige Aufgaben wohl geeignet, nur muß der Künstler es verstehen, interessant darzustellen: denn es genügt nicht — für das Kunstwerk wenigstens nicht — bloß natürlich zu bilden, etwa wie die Photographie. Das Typische ist nicht alltäglich, sondern in seiner Art auch gewählt und geistvoll, mag es an Bettlergestalten oder an stolzen Kriegern hervorgehoben sein. Freilich wird solchen Auszug nur ein Künstler liefern können, dessen Herz tief und schlicht empfindet, ein Mann, dessen Geist selbst ein Auszug des gewöhnlichen Geistes ist, um ungewöhnlich im Gewöhnlichen sich zu bewähren.

---

## Sprüche.

Von **Gertrud Triepel.**

I.

Ein Sprung, ein Sturz, ein gellend kurzer Schrei —
Und hört ihn keiner, ist es schnell vorbei!
Bleib auf des Lebens Brücke manchmal lauschend stehn:
Du rettest viele wohl vorm sichern Untergehn!

II.

Kinder giebt es, die — kaum geboren —
Schon der Schnitter zur Ernte erkoren;
Und Seelen, die nie auf Erden daheim,
Schon in sich tragen den Todeskeim!

III.

Nicht jedem ward Genie in solchem Maß beschert,
Daß ihn die Nachwelt noch Jahrzehnte lang verehrt,
Doch jedes gute Wort, und jede edle That
Wirkt segenbringend fort: der Zukunft goldne Saat.

IV.

Es schreibt das Leid auf der Menschen Gesicht
In einer Sprache von seltsamem Wesen,
Doch nur, wer sie selber beherrscht und spricht,
Vermag sie im Antlitz der andern zu lesen.

Digitized by Google

V.

Trittst Du die Sünde auch mit Füßen,
Du fühlst der Kette Bleigewicht,
Denn wisse, Du entrinnst ihr nicht,
Gilt es, vererbte Schuld zu büßen!

---

## Ueber das Mitleid.

Von **Arthur von Loy.**

1.

Mitleid ist eine der stärksten sittlichen Kräfte, denn es veredelt die Seele, entwickelt und kräftigt das Gemütsleben. Einer erwärmenden wohlthätigen Sonne vergleichbar, ruft es nur die besseren Triebe in der Menschenbrust wach, und zwingt die bösen Regungen durch Mangel an Nahrung zum Verdorren oder erstickt sie in der fortwährenden Überwucherung des Guten. Auf diese Weise erzeugt es oft Veredlung und Verklärung bei einzelnen, in denen man so viel verborgenen triebfähigen Samen zuvor gar nicht ahnte.

2.

Empfinde nur das richtige Mitleid, so wird Dir auch sehr bald das richtige Mittel zum Helfen einfallen.

3.

Thatenloses Mitleid giebt es nicht. Ist es nur echt, das heißt von aufrichtigem Wollen und großer Geduld begleitet, so wird es früh oder spät, mittel- oder unmittelbar, noch so gebunden durch die Ungunst der Verhältnisse, trotz alledem den Zweck erreichen, nämlich leidmildernd zu wirken, womöglich die ersehnte Rettung doch schließlich zu erzielen.

4.

Mitleid und Liebe gehören zusammen wie Ursache und Wirkung. Beides vereint bewog einst den allmächtigen Schöpfer der irrenden Welt den Erlöser zu senden, der uns dann das Höchste lehrte und bewies: Erbarmen! Wenn nun ein jeder in seinem Kreise und auf seine Art unermüdlich Barmherzigkeit übt, wenn wir wieder und wieder uns vom Elend unseres Nächsten rühren lassen, und nie im Streben ihm zu helfen verzagen, so thun wir ganz vornehmlich das, was wir sollen, nämlich wir folgen unserm Heiland nach und treten in seine Fußstapfen.

5.

Das ist ein ganz gewaltiger und leider sehr verbreiteter Irrtum, daß das Mitleid sich meist mit der Charakterschwäche paaren müßte, wenigstens ohne eine kleine Zuthat davon, sich kaum denken ließe. Im Gegenteil, Mitleid erfordert einen ganzen Mann, und es gehört sogar recht viel Geisteskraft und Charakterstärke dazu, um es erst in seinen Tiefen zu empfinden, und dann zum gebührenden werkthätigen Ausdruck zu bringen. Man kann dreist behaupten, je reicher die Individualität ausgestattet und begabt ist, desto herrlicher ist ihr Mitleid, desto köstlicher und vollwertiger dessen Frucht.

6.

Der aufrichtige Wunsch zu helfen enthält gewöhnlich schon die halbe That.

7.

Unaufgefordert und unerwünscht an verkehrter Stelle Mitleid zu beweisen, wohl gar in aufdringlicher und geräuschvoller Art, ist sehr taktlos, vermag bisweilen sogar grausam zu sein. Das notwendige, erbetene, ersehnte Mitleid zu verweigern ist dagegen vollkommen herzlos, sündhaft und unmenschlich, und straft sich fast immer selbst.

8.

Ganz abscheulich aber ist das falsche Mitleid — auch das erheuchelte. Beides sind Afterblüten am schönen Urstamme, die denselben schädigen. Das erstere entspringt der mangelnden Urteilskraft und einem Überschuß kleinlicher alberner Empfindelei. Das zweite, das erheuchelte Mitleid, hat entweder einen konventionellen Grund, oder es schließt eine reichliche Selbstberäucherung ein. Der Betreffende will sich zeigen mit seinen edlen Empfindungen, und gefällt sich im Bewundern der eigenen Großmut und angeblichen Herzensgüte.

9.

Es muß allerdings zugegeben werden, daß das Mitleid sich sehr leicht abstumpft, selbst das echte und wahre. Ein leiser Nervenreiz, ein gewisses tragisches Erstaunen pflegen denn doch seine ersten Regungen fast ausnahmslos zu begleiten, und wenn das nicht mehr neu ist und seine Macht verloren hat, dann wollen gewöhnlich die guten Triebe meistens nicht mehr so recht aufkeimen und zur Blüte reifen. Auch ist das Mitleid ein Gefühl, das nach allzu großer Anspannung bisweilen nachläßt und sogar ganz einzuschlummern vermag. Dagegen muß man eifrig ankämpfen, unablässig die heilige Flamme der Frömmigkeit schüren, um solche Lauheit zu besiegen, und die Energie des Gemütes nach allen Regeln des Verstandes zusammenraffen und kräftigen, damit der schwache Geist sich nicht in Unthätigkeit verliert, und der Egoismus die Schönheit der mitleidigen Seele so erstickt und auslöscht, daß schließlich kaum eine Wiederbelebung derselben möglich ist.

10.

Kinder sind selten mitleidig. Ihre unschuldigen Seelen haben noch nicht die Tiefe der Erfahrung, auf der im Verein mit der angeborenen Güte das objektive und doch so warmherzige Mitleid sich zu entwickeln vermag.

11.

In den meisten Menschen steckt etwas verborgene Grausamkeit. Auch dagegen gewährt das Mitleid ein heilsames Gleichgewicht.

---

## Unterhaltungsschriften.

Angezeigt von **O. v. L.**

**Mutter Bertha.** Roman von Wilhelm Hegeler. (Berlin W. 1893, F. Fontane & Co.)

Der Verfasser besitzt unbestreitbare Begabung; sein Erstlingsbuch erweckt gute Hoffnungen für seine schriftstellerische Zukunft. Diese gründen sich vornehmlich auf zwei Thatsachen: auf der Wahl des Hauptgedankens und auf der Art, wie verschiedene kleinere Vorgänge ausgeführt sind. Der Verfasser wollte darstellen, wie grenzenlos die Opferfähigkeit einer Mutter sei. Schon diese Stoffwahl nimmt für den jungen Schriftsteller ein. Wer das gestalten will, kann sich nicht mit äußerem Realismus genügen lassen, er muß in die Welt des Gemüts eintreten. Hegeler besitzt nun die Fähigkeit, sich fühlend in ein Menschenherz zu versenken, und



Digitized by Google

er hätte die Aufgabe rein lösen können. Leider aber steht er mit einem Teile seines Wollens noch unter dem Banne zeitlicher Einflüsse, des äußerlichen Realismus, und indem er sich diesem unterwarf, hat er die reine Wirkung einem ausgeklügelten „Effekt" geopfert, der nicht innerlich begründet ist.

Der ganze Anfang, die Kellneringeschichte ist ganz im Sinn jener „Überlieferung" geschrieben, die innerhalb acht bis zehn Jahren entstanden und ebenso greisenhaft geworden ist wie der schablonenhafte Idealismus. Die Eigenart Hegelers tritt erst hervor, als Bertha ihr uneheliches Kind nach Berlin gebracht hat. Die Vorgänge, in denen dieses eine Rolle spielt, sind naiv, frisch erzählt, mit liebevoller Kleinmalerei ausgeführt. Ebenso gewinnt Bertha, als die Angst um das erkrankte Kind in ihr erwacht und sich zur halben Verzweiflung steigert. Auch hier wird man mit Freude die Begabung des Verfassers anerkennen. Aber daß sie sich einem alten Wüstling, einem schwindelhaften Magnetopathen vor dem Kinde hingiebt, ist weder innerlich noch äußerlich begründet. Es wirkt wie ein Faustschlag und ist auch wieder ganz im Sinne jenes veralteten brutalen Naturalismus gemacht, der in seiner Art mit dem noch unentwickelten Eigenwesen Hegelers in schärfstem Gegensatze steht. Sein Grundzug ist — und er kann darüber sich freuen — gar nicht „modern", er ist deutsch, auf das Gemütsleben, sogar auf Humor gerichtet. Diesen muß er frei machen, unbekümmert um die Stimmen um ihn her, nicht verführt von dem Lobe solcher, die in den nachgeahmten Fehlern seine Vorzüge sehen. Dann wird er Schönes und Gutes schaffen und aus den Masken der modernen, aufgeputzten Halbtalente mit einem eigenen Gesichte heraustreten. Und dann wird er auch sehen, daß er in „Mutter Bertha" das Problem nicht gelöst hat und es vielleicht noch einmal mit reiferer Seelenkenntnis, tiefer und schlichter und zugleich wahrer durchführen. In seiner Sprache strebt er nach Klarheit und erreicht sie oft; zuweilen aber läßt er sich noch zu sehr gehen. S. 40: „... das Licht angesteckt, die nötigsten Sachen angezogen, machte sie einen Sprung zum Fenster." Das ist undeutsch. Häufig sind noch Ausdrücke und Wendungen, die man im mittleren und südlichen Deutschland nicht versteht: „ein Häppchen einschlafen" (S. 85), „sich ein Stück auffüllen lassen" (d. h. von einem Gericht auf den Teller), „an den Sachen herumzotteln" (125), „Biestereien", „gefutterte Sachen" (d. h. das, was man gegessen hat). Der Verfasser wird auch bei neuen Arbeiten darauf achten müssen, das Beiwerk etwas mehr im Mittelgrunde zu halten; hier nimmt es im Verhältnis zur Hauptgestalt einen zu großen Raum ein.

Weil ich Gutes von Hegeler erwarte, habe ich der Anzeige des Buches größeren Raum gegeben, nur darum die Schwächen entschiedener hervorgehoben. Nebenbei bemerkt sei, daß der Roman nur von reifen Menschen gelesen werden sollte.

**Stille Geschichten** von Carl Busse. (München, Dr. E. Albert & Co.)

Der Band enthält zwölf kleine Geschichten und eine einleitende Skizze. Man fühlt wohl nicht selten, daß der Verfasser noch jung ist, denn allen seinen Menschenkindern haftet noch etwas Unfertiges an, aber diese Jugend ist es auch, die den Reiz der meisten dieser „stillen Geschichten" bildet. Die Liebe ist der Grundton und zumeist die Frühlingsliebe, das erste Schwellen des Herzens, das zuweilen ein süßes, flüchtiges Glück, zuweilen dauernde Vereinigung, zuweilen aber auch bittere Enttäuschung in sich birgt. Doch überwiegt bei Busse das Lichte und Sonnige. Einfache Menschen von natürlicher Gefühlsweise gelingen ihm am besten; er vermeidet es absichtlich, Männer und Weiber der Verfallzeit zu zeichnen. Und das rechne ich ihm hoch an. Keusche Empfindung und schlichtes Gefühl sind bei den jungen Schriftstellern von heute so selten, daß man sich doppelt freut, wenn man ihnen begegnet. Ebenso zu rühmen ist das Bestreben nach einfachem und klarem Ausdruck, den Busse fast immer erreicht. Nur der Anfang der Einleitung enthält einige gezierte Wendungen, und nur an einer Stelle (S. 139) ist ein Wort sprachwidrig angewendet, wo ein Zöpfchen „torkelt". Torkeln kann nicht von etwas Hängendem gesagt werden, das genau deckende Wort für diese Hinundherbewegung ist „wippen" (auch wippeln oder wappeln), das schon sehr früh für die Bewegung des Pendels gebraucht worden ist. Im allgemeinen behandelt Busse die Sprache mit großer Gewissenhaftigkeit und feinem Formgefühl.

Die besten der stillen Geschichten sind „Doktor Bäffchen", „Gedenkblätter", „Die Geschichte vom dummen Hans" und „Apfelblüten". In zweien („Marseillaise" und „Der kleine Ben") drängt sich die Tendenz ein, die zweite ist auch überempfindsam. Erfreut haben mich folgende Worte der Einleitung: „So wollen wir lieber zu den alten Idealen zurückkehren und wieder daran glauben lernen, daß jede große Kunst auch eine befreiende und versöhnende, eine Kunst der höchsten Harmonie sein muß." Diese Wahrheit ist sehr alt, aber aus jungem Munde gesprochen und durch Schöpfungen verwirklicht, gewinnt sie an Bedeutung. Sie wird so zu einem der Zeichen, die besagen, daß das junge Geschlecht sich aus dem Banne der erkünstelten Verfallstimmung und der gefälschten Natürlichkeit herausssehnt. Und diese Sehnsucht ist der Anfang der Besserung.

Ich empfehle die kleine Sammlung bestens.

**Sturm.** Novellen von Ida Boy-Ed. (Breslau 1894, Schlesische Verlagsanstalt.)

Der Roman enthält drei Geschichten, „Sturm" „Welcher?" „Eine Tragödie". Die Begabung der Verfasserin zeigt sich auch hier, aber das Streben nach starken äußeren Wirkungen tritt mehr hervor, als nötig. Besonders im „Sturm"; die Novelle „packt", aber bei ruhiger Überlegung fühlt man, daß der Stoff künstlich gestellt ist.

Es ist, als wolle die Verfasserin durchaus als Mann empfinden, und dabei geht mancher feine Zug verloren. Aber die Frauengestalten sind vortrefflich gezeichnet; Ida Boy-Ed kennt sich und dadurch ihr Geschlecht; sie kennt es noch genauer, als alle ihre Romane es offenbaren; das geheimste Wissen hat sie bis jetzt für sich behalten. Die Sprache ist mit Achtung behandelt, nur an einer Stelle gebraucht sie eine schauerliche Form: „vielbesprochensten" (S. 190) statt „meistbesprochenen". Doch kenne ich manchen berühmten Mann, der auch solche Ungetüme bildet.

**Magelone.** Roman von B. von der Lancken. (Berlin, Carl Georgi.)

Ein Familienroman von ansprechendem Stoff und lebhafter Darstellung. Er spricht für Begabung und anständige Gesinnung und ist auch zum Vorlesen durchaus geeignet.

**Wie Frauen werden. Werde, die Du bist.** Novellen von Hedwig Dohm. (Breslau 1894, Schles. Verlagsanstalt.)

Die erste Novelle schildert, wie eine gut angelegte junge Frau, Gattin eines berühmten Malers, allmählich so wird,

Digitized by Google

wie „die anderen“. Das Ganze ist mit bitterer Satire geschrieben, man merkt die Tendenz, die als Unterstrom die Entwicklung begleitet, es sind die Überzeugungen der Vertreterin der Frauenrechte, als welche Frau Dohm ja auch aufgetreten ist. Stimmung und Vortrag sind ganz anders in der zweiten Novelle, aber der Unterstrom bleibt der gleiche. Eine Frau ist 54 Jahre alt geworden; sie ist als Kind häuslich erzogen worden, hat dann einen anständigen aber nüchternen Mann geheiratet, dem sie eine gehorsame Gattin war; sie erzog ihre zwei Töchter, verheiratete sie gut, pflegte dann acht Jahre ihren kranken Mann, bis er seinen Leiden erlegen war. Sie stand nun allein, denn die Beziehungen zu den Kindern waren nie tief geworden. Und nun erwacht der Drang nach Individualität, nach dem Selbstsein, nach tiefer Liebe, von dem ihr Tagebuch Kunde giebt. Dieses ist an sich interessant, aber es fällt ganz aus den Bedingungen ihres Bildungsganges heraus, in Form, Stil, Bildern und Gedanken. Das bedingt einen künstlerischen Zwiespalt. Die Arme endet in einer Heilanstalt für Gemütskranke. Viel Geist, starke Empfindung enthält die Geschichte sicher, aber doch ist sie durchaus tendenziös zugespitzt, und wird dadurch innerlich unwahr.

---

## Neue Bücher.

Angezeigt von O. v. L.

Von Büchern zur Geschichte des schönen Schrifttums sind uns folgende zugegangen:

**Geschichte der deutschen Litteratur** von Prof. Dr. Max Koch. (Stuttgart 1893, G. J. Göschen.)

Das Bändchen gehört zu der Sammlung von Schulausgaben aus dem Kreise aller Lehrfächer, die seit einigen Jahren in dem bekannten Verlage erscheint und für Mittelschulen wie auch zum Selbstunterricht vorzüglich geeignet ist. Die Ausstattung ist für den Preis von 0,80 Mk. ausgezeichnet.

Prof. Koch hat auf 272 Seiten seine Aufgabe, eine klare Überschau für die Schulen und ein leitendes Hilfsbüchlein, fast mustergültig gelöst; besonders für die Zeit von den Anfängen bis zum jungen Deutschland. Man fühlt, daß er den Stoff beherrscht, jeder Satz ist kurze Zusammenfassung gründlichen Studiums; das Zweifelhafte und Strittige bleibt zumeist mit Absicht und Recht unberührt; klargelegt werden die Fäden, die von einer Zeit in die nächste hinüberführen. Den großen, leitenden Geistern wird ihre Stellung gewahrt, und überall zeigt sich lebhaftes deutsches Gefühl. Die neueste Zeit ist minder übersichtlich behandelt. Hier werden zuweilen die Schriftsteller zu sehr zusammengeschachtelt, wie sie dem Herrn Verf. in die Hände fielen. — Aber erfreulich bleibt der Eindruck des Ganzen doch, das von der Überzeugung getragen ist, die das Schlußwort ausspricht: „Nur aus dem Volkstum schöpft sie (d. h. die Litteratur) Kraft und Leben für ihre höchste Aufgabe: in wechselnden Gestaltungen, doch mit immer gleicher Hingebung, dem Vaterlande zu dienen.“

**Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare.** Von Ad. Friedr. Grafen von Schack. (Stuttgart 1893, J. G. Cottas Nachfolger.)

Es ist ein sehr dankenswertes Buch, das uns der eben verstorbene Dichter hier bietet.

Es ist selbst für echtbegabte Dichter ein tragisches Geschick, in Zeiten zu wirken, wo ein überragendes Genie thätig ist. Die Zeitgenossen und noch mehr spätere Nachkommen sehen dann nur den einen; die schönen Sterne, die in seinem Strahlenkreise sich bewegten, werden unsichtbar. So war's mit Shakespeares Vorgängern, Zeitgefährten und Nachfolgern. Am Anfang unseres Jahrhunderts hat der Dichter Charles Lamb zuerst durch ein Werk auf die Vernachlässigten hingewiesen (1808) und die besten Auftritte aus Dramen von Fletcher, Massinger, Marlowe, Heywood u. a. wieder der Vergessenheit entrissen. Andere folgten seinem Beispiel. Aus Lamb und mit Benutzung anderer Quellen hat nun Schack das beste übersetzt und es in diesem Buch vereinigt. Ist auch schon einzelnes bekannt, das meiste ist für weitere Kreise neu. Der Herausgeber hat auch Anmerkungen Lambs und anderer eingeschaltet. Daß die Verdeutschung vorzüglich ist, hat man nicht nötig zu bemerken. Das Buch sei allen Litteraturfreunden auf das beste empfohlen.

Hoffmann von Fallersleben: **Mein Leben.** In verkürzter Form herausgegeben und bis zum Tode des Dichters fortgeführt von Dr. H. Gerstenberg. 2 Teile. (Berlin W. 1894, F. Fontane & Co.)

Die zwei Bände bilden eine sehr nützliche Ergänzung zu den im gleichen Verlage erschienenen Werken von H. v. F. Sie reichen in H.'s eigener Fassung bis 1861. (Bd. II. S. 185.) Von da hat der Herausgeber das Wort ergriffen und die Lebensschilderung zu Ende geführt. Dieser Abschnitt, wie die Nachträge zeugen nicht nur für die große Liebe, die er für den Dichter hegt, sondern auch für großen Fleiß und Gewissenhaftigkeit. Sehr nützlich ist das Personenverzeichnis, das die Benutzung der an Thatsachen reichen Bände sehr erleichtert. Wir empfehlen das Werk, das den 7. und 8. Bd. der „Ges. Werke“ bildet, angelegentlich; es spiegelt im Einzelleben ein Stück deutscher Geschichte und einen tüchtigen deutschen Mann.

**Meine Kinderjahre.** Autobiographischer Roman von Theodor Fontane. (Berlin W. 1894, F. Fontane & Co.)

Wohl nennt der würdige Verfasser das Buch einen Roman, aber was er uns bietet, ist mehr ein Stück Kulturgeschichte, das sich um die bis ins kleinste künstlerisch durchgeführte Gestalt seines Vaters anordnet. Die Fontanes gehören zur Berliner „Französischen Kolonie“; sein Großvater, der Maler und Zeichenlehrer Pierre Barthélemy F., war einige Zeit „Kabinettssekretär“ der Königin Luise, sein Vater Apotheker. Das Leben dieses Mannes bildet den Mittelpunkt der Schilderungen. In ihm lebte noch sehr viel französische Eigenart, von der sich manches auf den Dichter vererbt hat. Merkwürdig genug ist es, daß dieses Erbe viel weniger in den lyrischen Gedichten und Balladen hervortritt, als in den Romanen, die doch fast alle nach dem 60. Lebensjahre geschrieben worden sind. Das Buch ist vielleicht für manchen Leser stellenweise zu sehr ins kleine gehend; wer aber, wie ich, solche Kleinmalerei des häuslichen Lebens liebt, wird sich des Werkes aufrichtig freuen können. Es wäre zu wünschen, daß Herr F. sich entschlösse, die Lebensgeschichte weiterzuführen; er hat auch sicher einen solchen Reichtum litterarischer Erinnerungen aufgehäuft, daß sein Buch für den Forscher von Wert sein müßte. Vielleicht entschließt er sich doch dazu; er ist ja trotz seiner Jahre noch so jugendlich, daß er zur Abfassung Zeit genug vor sich hätte. Das Buch sei bestens empfohlen.

Heinrich Keiter: **Praktische Winke für Schriftsteller und solche, die es werden wollen.** 4. Aufl.

Von demselben: **Die Kunst, Bücher zu lesen und namentlich dichterische Erzeugnisse zu würdigen.**

Digitized by Google

Die zwei kleinen Schriften, in Regensburg im Selbstverlag des Verfassers erschienen, verdienen wegen ihrer Brauchbarkeit Anerkennung und Verbreitung. Die erst kostet 60, die zweite 75 Pf.

**Der Zeitgeist in Deutschland, seine Wandlungen im 19. und seine mutmaßliche Gestaltung im 20. Jahrhundert.** Von Dr. Fritz Schultze. (Leipzig 1894, Ernst Günthers Verlag.)

Der Verf. hat sich besonders durch seinen Kampf gegen den Materialismus Verdienste erworben; seine „Philosophie der Naturwissenschaften", die in gleichem Verlage erschienen ist, hat ihm die Achtung der wissenschaftlichen Kreise erworben. Er besitzt deutsche Gesinnung und einen starken ethischen Zug, der seine Schriften zu empfehlenswerten Bildungsmitteln macht, wenn sie auch nicht alle Kräfte der Menschenseele mit gleicher Stärke in Bewegung setzen. Das vorliegende Buch zeigt die Gabe des Verfassers, Gedankenbewegungen in geschichtlicher Darstellung zu vermitteln; man folgt gerne den klaren Erörterungen über Kant, Fichte, Schiller, Schelling, Hegel u. s. w., über den Pessimismus und ethischen Materialismus, über die moderne Litteratur und die Sozialdemokratie. Es ist ein anregendes Buch auch für solche, die sich ihre eigene Weltanschauung gebildet haben, und ein belehrendes für schwankende Geister. Auf eine Kritik der „Mutmaßungen für das 20. Jahrhundert" kann man sich wohl nicht einlassen. Solche Zukunftsbilder lassen sich ja logisch nicht erschließen, denn das Leben schiebt plötzlich unberechenbare Nachsätze ein, die zu ganz unberechenbaren Schlüssen führen. Und der wohlmeinende Denker ist auch ein Mensch: er erschließt, was er hofft. So auch Professor Schultze. Aber es bleibt stets fesselnd, eines klugen Mannes Ansicht zu hören.

Die Darstellung ist sehr klar und im allgemeinen ziemlich frei von gelehrtem Ballast. So kann das Werk gebildeten Männern bestens empfohlen werden, auch wenn sie nicht Fachstudien gemacht haben.

## Vermischtes.

**Wozu vormals die Drohnen dienten.** Bekanntlich haben die Bienenschriftsteller des vorigen Jahrhunderts noch die Drohnen zu Ammen der Bienenbrut, sogenannten Bienenmütterchen gemacht. Aber die kurioseste Erklärung hat doch ein hochgelehrter deutscher Philosoph des vorigen Jahrhunderts von ihnen zum Besten gegeben. Christian von Wolf erhebt dieselben in seinem Werke „Vernünftige Gedanken von dem gesellschaftlichen Leben der Menschen und dem gemeinen Wesen" zur Würde von Beiräten der Königin in der Regentschaft, sie wären also so etwas, wie Geheime Regierungs- oder Staatsräte. Th.

## Briefkasten.

Zum 24. April sind mir so viele Briefe, Telegramme und Blumen zugekommen, daß ich außer stande bin, allen einzeln zu danken. Jeder und jede mögen überzeugt sein, daß ihr Wohlwollen und ihre Anhänglichkeit mich innig erfreut.

Gr. Lichterfelde. O. v. L.

Frl. A. Sch. in Cl. Ihre Freude freut auch mich. Möge Ihre Gesundheit erstarken! — Lenz in Sonnenheim. Besonderen Dank, lieber Frühling. — Herrn A. F. in H. Ich bedauere, aber für Gedichte können wir kein Honorar zahlen. Ich habe es schon oft im Briefkasten gesagt. — M. v. D. in B. „Leben ein Traum" ist für den Gedanken zu oberflächlich. „Abend" hat noch kein eigenes Gesicht. Versuchen Sie ein andermal Ihr Glück. — Stud. E. Tr. in H. a. S. Gut gemeint, aber zu jugendlich. — B. B. Mecklenburg. Auch noch zu jung. — E. M. in B. Ebenfalls. — Frl. Clara in H. Das beste ist es, gute Sachen genau zu prüfen. Und dann das Leben und sich selbst zu beobachten. — Herrn Chr. D. Owesen: Ich teile hier den Lesern mit, daß es in Ihrem Gedichte „An die Sterne" statt „mächt'ger Erdentiefe" heißen müsse: „nächt'ger". — Frl. E. K. in Schw. Herzlichen Dank. Es wird mich freuen, Sie zu sehen, aber ich bitte, melden Sie sich vorher an. — Herrn cand. B. in O. (Altmark.) „Ringlein" kommt. Sie scheinen Begabung für das sangbare Lied zu besitzen. — R. in C. Die Gedichte sind zu jugendlich unreif. Briefkasten Antwort unmöglich. Die 10 Pf. sind in eine Sammelbüchse des Vereins für Kinderheilstätten gesenkt worden. — Herrn J. P. in Br. „Wasserrose" ist eigenartig gesehen, aber in der Form schwer und hart. Das andere Mittelware. Einen Verleger, der Ihre Gedichte auf seine Kosten druckt, werden Sie heute wohl vergeblich suchen. — H. H. Stralsund. „Wilde Rosen" angenommen. — Herrn E. Sch. in M. Nicht genug Eigenart. — Frl. Elsa Gr. Lied ist zu wenig eigenartig, Elegie hat zu wenig Form; „Chopin" soll gelegentlich kommen. Sie treiben wohl viel Musik? — Herrn W. K. in Berlin NW. „Thränenlied" angenommen. Der Gedanke von „Friedenspfand" ist schön, aber die Form ist schwer und die Sprache hart. Das ließe sich viel schlichter sagen und ginge dann mehr zum Herzen. Besten Gruß! — Frl. Dora St. in St. Aus Ihrem „Allerlei" werde ich einige wirklich treffende Gedanken bringen. Aber richten Sie Ihren Geist ja nicht auf das Aphoristische ab. Man soll zuerst eine ganze Weltanschauung besitzen, ehe man solche „Gedanken" schreibt. Zuerst den Bauplan des Hauses, dann das Zierwerk! — Herrn H. M. in M. „Leid" angenommen. Sie können gelegentlich anderes senden. Aber nur nicht zu viel Liebe. Es greift die Nerven an, wenn man so Jahr für Jahr tausende von Liebesliedern lesen muß! Also bitte um Schonung!! — Tertianer Pf. in W. Sie werden sich doch wegen der „Elise", von der Sie auf der „Lenzeswiese" so hart behandelt worden sind, nicht „erschießen" wollen?! Ich glaube nicht einmal, daß sie dann die Thränen auf das Grab „fließen" lassen wird. Die Weiber sind unberechenbar. Das Ungeheuer könnte lachen. Und das müßte Sie doch noch im Grabe schändlich ärgern. Also ruhig Blut — und keine Verse.

## Inhalt der No. 33.

Haus Dodendorf. Roman von A. Marby. Forts. — Am Alsterufer. Roman von Gustav Kopal. Forts. — **Beiblatt:** Entsagung. Von Wilhelm Reißmann. — Die Dakotahs oder Sioux. Eine Studie nach eigenen Beobachtungen. Von Charles Thomassin. Schluß. — Im Volkston. Von Lilli Seippel. — Etwas über das Schlachtenbild. Von Ulrich Grafen Schack. Schluß. — Sprüche. Von Gertrud Triepel. — Über das Mitleid. Von Arthur v. Loy. — Unterhaltungsschriften. Angez. von O. v. L. — Neue Bücher. Angez. von O. v. L. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

# Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 34.


## Haus Dodendorf.

Roman

von

**A. Marby.**

(Fortsetzung.)

### IV.

Franziskas eindringliche Rede, teils eine Warnung, teils einen guten Rat enthaltend, war im Herzen der Schwester doch wohl nicht ganz wirkungslos verhallt, darauf wenigstens führt Elise die Unruhe zurück, welche sich ihrer im Laufe des Tages bemächtigt und, als es Abend wird, zunimmt und wächst bis zur quälenden Beklemmung. Kaum kann sie die Stunde erwarten, wann Dodendorf zu erscheinen pflegt, aber die gewohnte Zeit kommt und vergeht, ohne ihn zu bringen.

Vergebens sucht Elise ihre Unruhe dadurch zu beschwichtigen, daß sie sich ins Gedächtnis ruft, wie sie an diesem Abend auf den Besuch des Geliebten eigentlich gar nicht hoffen durfte, er hat ihr kein Versprechen gegeben. Dienst, weiß sie, hält ihn nicht zurück, aber im Offizier-Kasino findet ein Liebesmahl statt, dem er sich nicht entziehen kann, und doch! — wenn er wüßte, in welcher fieberhaften Ungeduld seine arme Kleine seine Gegenwart ersehnt, er — das liebende Mädchen ist davon überzeugt — käme gewiß und ließe seine Kameraden im Stiche.

Der Abend verging — wie immer, wenn Elise allein mit der mürrischen Mutter war — größtenteils in Schweigen. Gegen zehn Uhr kam Franziska aus der Oper. Sie trat hastig ein, grüßte kurz, wobei ein unruhig forschender Blick die Schwester streifte. Gegen ihre Gewohnheit schien auch sie heute nicht aufgelegt zur Unterhaltung, legte stumm Hut und Mantel ab, trat an ihre Kommode, zog und schob die Kästen auf und zu und wieder auf, und wühlte in dem Inhalt, wohl ohne bewußte Absicht. Sie war augenscheinlich verstimmt; vielleicht hatte es in der Vorstellung Verdruß gegeben durch irgend ein Versehen der Choristinnen. Elise wagte nicht zu fragen, sie wußte: Nach einer Weile würde Franziska ja doch ihrem Ärger in Worten Luft machen.

Frau Reinke begab sich in den Küchenraum, um für die Sängerin Abendbrot zu bereiten; wenn sie, wie heute, zu Hause blieb, verschmähte sie gewärmten Kaffee keineswegs.

„Lies, war Dodendorf hier?“ fragte plötzlich Franziska halblaut, ihre Stimme hatte einen gepreßten, fast rauhen Klang.

„Nein! Er sagte schon gestern, es sei ungewiß, ob er heute kommen würde. Die Herren Offiziere haben Liebesmahl! Ja, wenn Oskars Fuchs nicht lahmte, hätte er's wohl doch für ein paar Stunden möglich gemacht, aber so — mit der Bahn! — die Züge liegen der Zeit nach zu ungünstig.“

Franziska schwieg einen Augenblick, bevor sie aufs neue fragte: „Hast Du auch keine Nachricht von ihm erhalten?“ Und als die Antwort der Tänzerin nur in einer verneinenden Kopfbewegung bestand, wiederholte sie dringlicher: „Lies, gar keine?“

„Was könnte er mir wohl mitzuteilen haben, das nicht Zeit hätte bis morgen, wo er bestimmt nach Berlin kommt!? Aber liebe Fränze, weshalb fragst Du eigentlich?“ Leicht befremdet blickte Elise zur Schwester auf und gewahrte nun erst, wie auffallend blaß, ja wie verstört sie aussah. Da, unter der plötzlichen Ahnung eines Unglücks, überkam es das junge Mädchen wie lähmendes Entsetzen, aber mit aller Kraft sich ihm entringend, packte sie Franziskas Arm mit beiden Händen und stieß schwer atmend hervor: „Was ist geschehen? Fränze, verbirg mir nichts! Um Gottes willen, sprich, was ist geschehen?“

Der Choristin fiel es sichtlich schwer, zu antworten. Ihre dunklen Augen ruhten mitleidig auf Elisens zu Schnee erblichenem Antlitz. „Armes Ding,“ versetzte sie endlich zögernd, „erfahren mußt Du es ja doch, besser zuerst aus meinem, statt aus fremdem Munde. Lies, mache Dich auf Schlimmes gefaßt. Dodendorf ist fort!“

„Fort —“ lallte Elise, der es war, als greife eine




Digitized by Google

eiskalte Hand nach ihrem zuckenden Herzen, verständnislos nach — „fort?!“ Plötzlich schrie sie gellend auf: „Tot! Er ist ist tot?“

„Man hat's anfänglich vermutet, ist aber davon zurückgekommen, als sich herausstellte, daß er auf seinem Dienstpferd entflohen ist.“

„Wer ist entflohen?“ rief Frau Reinke, von Elisens Aufschrei herbeigelockt. „Herr von Dodendorf?! Ja —“ sie rang ratlos die Hände — „warum denn? Wann denn? Von wem weißt 'n Du die Geschichte? Erzähle doch ornd'tlich, wie sich's gehört!“

„Du läßt mich ja nicht zu Worte kommen, Mutter,“ entgegnete Franziska herb. „Lieutenant von Rabenau,“ fuhr sie nach einem tiefen Atemzuge fort, „mußte wohl an der kleinen Pforte, durch welche wir immer ein- und ausgehen, auf mich gewartet haben. Als ich nach der Vorstellung heraustrat, nahm er, ohne zu fragen, meinen Arm und führte mich so rasch mit sich fort, daß ich es verdutzt geschehen ließ und erst, nachdem wir schweigend eine kurze Strecke gegangen waren, rief ich lachend: ‚Wohin denn, Herr Lieutenant? Wollen Sie mich entführen?‘ Da blieb er dicht unter einer Laterne stehen, schaute mich durchdringend an und fragte ernst: ‚Sahen Sie meinen Vetter Dodendorf im Laufe des heutigen Tages? Besuchte er Fräulein Elise?‘ Ich glaubte natürlich, Rabenau erkundigte sich aus Eifersucht und antwortete mit einem Scherz, aber da unterbrach er mich, versicherte, es handle sich um eine äußerst ernste Sache und bat, ich möchte ihm die Wahrheit sagen, ob von Dodendorf keine Kunde an Dich gelangt in Form eines Briefes, oder auch nur eines Zettels? Ob Du ein verändertes, aufgeregtes Wesen gezeigt? Ich verneinte das eine wie das andere, merkte aber nun auch, daß mit Dodendorf was Besonderes los sein mußte und drang jetzt meinerseits in den kleinen Rabenau, mir die Ursache seiner inquisitorischen Fragen zu erklären. Er wollte nicht gleich mit der Sprache heraus, doch ich ließ nicht locker und erfuhr endlich, daß Dodendorf — Du weißt's vielleicht nicht mal, Lies? — gestern abend seine Garnison ohne Urlaubsbewilligung verlassen hat. Rittmeister von Hartung muß davon auf irgend eine Weise Kenntnis erlangt haben, denn nach der Heimkehr in seine Wohnung fand Lieutenant Dodendorf den Befehl vor, sich unverzüglich — es sei zu welcher Stunde der Nacht es sei — zu seinem Vorgesetzten zu begeben. Noch ist's nicht bekannt, was zwischen den beiden Offizieren vorgefallen ist, aber sehr scharf muß es hergegangen sein, denn des Rittmeisters Bursche hat bis ins Vorzimmer die zornigen Stimmen gehört. Nach einer Weile stürmte der Lieutenant an ihm vorüber, ohne ihn zu sehen, hochrot im Gesicht, mit aufgerissener Uniform, ohne Säbel. Er war wie der Wind zum Hause hinaus! Wohl erst eine halbe Stunde später klingelte Rittmeister von Hartung nach seinem Burschen, er soll zum Erschrecken entstellt ausgesehen haben. Noch in der Nacht wurde der Adjutant, Graf H . . ., zu seinem Vorgesetzten berufen und erhielt den Auftrag, sich bei anbrechendem Morgen zu Lieutenant von Dodendorf zu begeben, wahrscheinlich mit einem Verhaftsbefehl. Es war zu spät, der Adjutant fand eine leere Wohnung; das unberührte Bett ließ darauf schließen, daß Dodendorf bald nach seinem Streit mit Rittmeister von Hartung die Garnison verlassen hat. Unter den Offizieren — des Kameraden Flucht verbreitete sich wie ein Lauffeuer — herrscht ungeheure Aufregung. Wird der Deserteur ergriffen — und allgemein glaubt man, er kommt auf dem Dienstgaul nicht weit — bedroht ihn schwere Strafe. Herr von Rabenau hält's nicht für ausgeschlossen, daß sein unbesonnener Vetter sich nach Berlin gewandt hat und sich noch hier irgendwo verborgen hält. Deshalb fragte er mich auf Ehre und Gewissen, ob ich oder vielmehr Du —

„Aber Lies! Mein Gott — Lies!“ unterbrach Franziska plötzlich ihren Bericht.

Während ihn die Mutter mit Fragen und lamentablen Bemerkungen wiederholt unterbrochen hatte, verharrte Elise dabei wie ein Steinbild, laut- und regungslos, in den groß und weitgeöffneten Augen schien aller Glanz erloschen, in bewegungsloser Starrheit hingen die sonst so seelenvollen Blicke an Franziskas Lippen, selbst der Atem schien zu stocken, und wie nun mit einem Male der blonde Kopf hintenüber sank, fahle Totenblässe das liebliche Gesicht überzog und die Augen sich schlossen, rechtfertigte der Schwester heftiges Erschrecken den angstvollen Ruf:

„Mutter — hilf! Lies stirbt!“

Nur für kurze Zeit umhüllte eine wohlthätige Ohnmacht ihre Sinne. Fast im gleichen Augenblick, als dem armen Kinde — Dank den Bemühungen von Mutter und Schwester — das Bewußtsein zurückkehrte, stand das unerhörte Ereignis, welches mit einem Schlage ihr Liebes- und Lebensglück zertrümmerte, in greller Klarheit vor ihrer Seele. Die furchtbare Scene zwischen Dodendorf und Rittmeister von Hartung schaute Elise so deutlich, als ob sie persönlich zugegen gewesen. Sie ahnte den Zusammenhang, glaubte bestimmt zu wissen, daß aus kleinlichem Rachegelüst die nächtliche Citation des Pflichtvergessenen vor den strengen Vorgesetzten erfolgt war. Harte Worte mochten gefallen sein, vielleicht durchflochten mit hämischen Bemerkungen, die das leicht erregbare Blut des jungen Offiziers in Wallung brachten und ihn hinrissen zu subordinationswidrigen Beleidigungen, die geahndet werden mußten durch schwere Strafe, welche seine ganze Lebensstellung untergrub.

Soweit spätere Berichte ergaben, hatte der aufsehenerregende Vorgang zwischen Rittmeister von Hartung und Lieutenant von Dodendorf ähnlich sich abgespielt, wie Elisens geistiges Auge ihn zu schauen gemeint. Nähere Einzelheiten, wie der entstandene Konflikt allmählich von heftigen Worten sich zugespitzt bis zur tragischen Katastrophe, blieben dem großen Publikum verborgen. Es wurde nur bekannt, daß Lieutenant von Dodendorf sich thätlich an seinem Vorgesetzten vergriffen, ja, ihn sogar mit seinem Degen an der Hand verwundet hatte. Zwar wurde versucht, dies Faktum abzuleugnen. Der Rittmeister, hieß es, hätte durch eigene Ungeschicklichkeit sich einen leichten Hautriß zugefügt, aber diese absichtliche Ver-

Digitized by Google

dunkelung der Thatsache fand keinen Glauben. Nicht wenig mochten dazu die gelegentlichen Mitteilungen beitragen, welche Herrn von Hartungs Bursche diesem und jenem Bekannten im tiefsten Vertrauen machte. Er hatte behilflich sein müssen beim Anlegen des ersten Notverbandes, nachdem der Rittmeister sich lange vergeblich allein damit gemüht. Die Art der Wunde — sie hatte einen beträchtlichen Blutverlust veranlaßt — schloß eine Selbstbeschädigung vollständig aus, so sollte auch der ärztliche Ausspruch gelautet haben.

Außer bei den wenigen Freunden, die Rittmeister von Hartung unter den Offizieren seines Regiments besaß, fand sein unfreiwilliger Aderlaß mit allen seinen unbequemen Begleiterscheinungen nirgend Bedauern, dagegen wandte sich die allgemeine Teilnahme dem bei alt und jung beliebten Lieutenant von Dodendorf zu.

Wohl war er der Schuldige. Trotzdem suchte man nach Milderungsgründen. Jedenfalls war er schwer gereizt worden, bevor er in blindem Zornes-eifer die Waffe gegen seinen Vorgesetzten zückte, ein unbedingt strafwürdiges Vergehen, für das er die Folgen seiner That hätte auf sich nehmen müssen, darüber waren Freund und Feind einig. Ein paar Jahre Festungshaft, vielleicht durch die Gnade des Königs von noch verkürzter Dauer, wären zu ertragen gewesen. Durch seine Flucht hatte der Unselige alles verloren: Eltern und Geschwister, Freunde, Vaterland, Ehre! Und ob ihm dereinst brennendes Heimweh das Herzblut zu verzehren droht, die Wiederkehr war für alle Zukunft unmöglich. Für den Deserteur gab's keine Rehabilitation. Er mußte im Stadium höchster Aufregung völlig unfähig gewesen sein, sich die Folgen seines verhängnisvollen Schrittes klar zu machen. Nun er einmal geschehen, war ein Gelingen der tollkühnen Flucht nur zu wünschen.

Bevor er sie antrat, hatte Dodendorf sich noch Zeit genommen, in seine Wohnung zu eilen, um die Uniform mit einem dunklen Civilanzuge zu vertauschen; der Kleiderschrank stand weit offen, wie auch ein stets sorgfältig verschlossener Kasten, in welchem der Besitzer Geld und Wertsachen zu verwahren pflegte. Er mußte beides in größter Hast zu sich gesteckt haben, denn wo sonst, nach Aussage des Burschen, peinlichste Ordnung herrschte, war alles durchwühlt und bunt durcheinander geworfen. Ferner ergab die genaue Durchsuchung der Wohnräume das Fehlen eines scharfgeladenen, doppelläufigen Revolvers.

Bei aller Hast und Eile mußte der Offizier äußerst behutsam zu Werke gegangen sein, um das Erwachen seines in der Nähe schlafenden Burschen, der sich eines leisen Schlummers rühmte, zu verhindern.

Von seinem Herrn, bevor derselbe sich zu Rittmeister von Hartung begab, zu Bett geschickt — ein von dem müden Burschen gern und schnell befolgter Befehl — war er bald eingeschlafen und nicht eher aufgewacht, als bis in der nahegelegenen Kaserne der weithin dringende militärische Weckruf des Hornisten ertönte. Seine erste Dienstpflicht führte ihn in den Stall.

Die Thür nicht fest eingeklinkt? „Himmel Kreuz — was hat 'n das zu bedeuten?"

Auf der Schwelle bleibt der Dragoner wie angewurzelt stehen, als ihm nur Ali, seines Herrn lahmer Goldfuchs, freudig entgegen wiehert. Der Braune ist fort — fort —

Nach einem Augenblick voll ratloser Bestürzung eilt er kreidebleich ins Haus zurück, um seinen Herrn von dem mutmaßlichen Diebstahl zu unterrichten, als ihn auf halbem Wege ein scharfes Klingeln an der Hausthür dorthin ruft. Sollte man den Braunen irgendwo eingefangen haben und bringt nun Kunde?

Er öffnet hoffnungsfroh, tritt aber betroffen einen Schritt zurück, als er den ihm wohlbekannten Grafen H . . . . in voller Paradeuniform, mit tiefernstem Gesicht, vor sich erblickt.

„Melden Sie mich Lieutenant von Dodendorf."

Den Burschen durchrieselt neues Erschrecken; es fällt ihm schwer, möglichst ruhig zu antworten:

„Zu Befehl! Herr Lieutenant schlafen noch —"

„Gleichviel, wecken Sie sofort — nein," der Adjutant besinnt sich kurz, „warten, gehe mit."

In der nächsten Sekunde schreitet der Graf allein in Dodendorfs Schlafzimmer; ein lauter Ruf der Überraschung veranlaßt den Burschen, dem Adjutanten nachzueilen; sprachlos vor Schreck starren dann beide auf das leere, unberührt gebliebene Bett — plötzlich durchzuckt's den jungen Soldaten wie eine Erleuchtung, aufatmend teilt er dem Offizier des Braunen gleichzeitiges Verschwinden mit; vermutlich hat sein Herr Lieutenant auf Befehl des Herrn Rittmeisters einen nächtlichen Rekognoscierungsritt unternommen.

Der Adjutant nickt schweigend, um seine Mundwinkel schwebt ein eigenes Lächeln, seine Augen blicken düster.

Ja, es galt einen nächtlichen Ritt, aber — ohne Wiederkehr.

* * *

Der Telegraph spielte nach allen Himmelsrichtungen, die Tagesblätter brachten ein genaues Signalement des Deserteurs; aber, wie eifrig man auch forschte und forschte, Lieutenant Oskar von Dodendorf blieb verschwunden, als ob der Erdboden ihn verschlungen; nur einmal tauchte die Hoffnung auf, seiner habhaft werden zu können.

Am vierten Tage lief beim Regimentskommando in P . . . . . eine seltsame Anzeige ein vom Schulzenamt eines mecklenburgischen Grenzfleckens. In dem weltentlegenen kleinen Dörfchen hatte sich ein herrenloses Pferd eingefunden, von welchem ein am Sattelgurt befestigter, mit Bleistift beschriebener Zettel besagte, daß es der —ten Eskadron des Garde-Dragoner-Regiments in P . . . . . zugehörig und dort von dem Finder abzuliefern sei.

Das arme, halb zu Schanden gerittene Tier befand sich in einem bejammernswerten Zustande,

Digitized by Google

wund und lahm. Doch nach dem Ausspruch eines herbeigeholten Tierarztes hoffte man, es bei fortgesetzt sorgsamer Pflege nochmal wieder auf die Beine zu bringen.

Sofort wurde eine kleine Eskorte, darunter Dobendorfs Bursche, nach dem Grenzort beordert, um den eingegangenen Bericht auf seine Wahrheit zu prüfen. Sie stellte sich sogleich schlagend heraus, als beim Betreten des Stalles, der den vierbeinigen Flüchtling beherbergte, dieser unter freudigem Aufwiehern seinen Kopf nach der Seite wandte, von woher ein wohlbekannter, eigentümlich schnalzender Laut aus dem Munde seines vormaligen Pflegers erklang.

„Braunchen! Freilich is es unser alter Brauner! Armes Braunchen, wie siehst Du aus?"

Mit Thränen der Freude und der Wehmut in den Augen trat der junge Dragoner zu dem arg mitgenommenen Pferde, streichelte, ihm allerlei Schmeichelnamen gebend, liebkosend das zerschundene Fell, während das arme Tier zutraulich seinen Kopf an der Schulter des alten treuen Wärters rieb.

Das Pferd, auf welchem Dobendorf entflohen, war also dem Regimente zurückgegeben. Sollte man nun nicht auch des Reiters wieder habhaft werden, jetzt, wo man die Spur des Deserteurs bis zur mecklenburgischen Grenze (daß er solche weitabweichenden Nebenwege einschlagen würde, hatte niemand geahnt) genau verfolgen konnte? Aber wie man auch in allen Grenzortschaften fragte und forschte und sämtliche Krugwirtschaften durchsuchte in der Annahme, der Flüchtling möchte da oder dort sich noch verborgen halten, nirgendwo wollte man einen fremden Menschen, der gemachten Beschreibung entsprechend, in der genannten Zeit gesehen haben. Das Regimentskommando gelangte schließlich zur Überzeugung, daß alle ferner angewandten Bemühungen und angestellten Ermittelungen vergeblich sein und resultatlos verlaufen würden; daß, während man noch eifrig nach dem Deserteur fahndete, er vielleicht längst in Amerika angelangt war und dort — damals bestanden zwischen der alten und neuen Welt noch keine Auslieferungsverträge — in Sicherheit sich befand.

Nun trat das militärische Ehren- und Kriegsgericht zur Aburteilung des außergewöhnlichen Falles zusammen.

Das vom obersten Kriegsherrn, dem Könige, bestätigte Urteil lautete äußerst streng:

Der von der Fahne desertierte, pflicht- und ehrvergessene ehemalige Sekondelieutenant im —ten Dragonerregiment, Oskar von Dodendorf, galt fortan für vogelfrei! Er wurde zum Gemeinen degradiert, des Adels und aller damit verbundenen Standesvorrechte verlustig erklärt.

Im Augenblick, als sein Degen zerbrochen wurde, erlosch sein Andenken in der Armee, hörte er auf, ein Gleichberechtigter in der Reihe seiner früheren Kameraden zu sein. Der Unselige hatte sich selbst sein Los bereitet. Ob und wie er es ertrug? Ob er seinem Leben ein jähes Ende gemacht oder sich durch die Freiheit gerettet hatte? Niemand wußte es zu sagen. Er blieb verschwunden — verschollen.

## V.

Der kurze Novembertag begann der Abenddämmerung zu weichen. Die Laternenanzünder beschleunigten ihre Schritte zu kurzem Trab, damit rechtzeitig Berlins Straßen und Plätze vom aufflammenden Gaslicht die nötige Helle erhielten, bevor gänzliche Dunkelheit hereinbrach.

Aus den weitgeöffneten Pforten des Friedrich Wilhelms-Gymnasium, dessen Nachmittagsunterricht eben beendet, strömen Lehrer und Schüler, letztere in zahlloser Menge, minutenlang mit hellem Stimmengeschwirr die Luft durchbrausend, bis die jugendliche Schar in kleinen Trupps oder vereinzelt in den Nebenstraßen verschwindet.

Lebhaft plaudernd schritten fünf Obersekundaner gemeinsam bis zur nächsten Straßenecke. Bevor dort ihre Wege sich trennten, fragte der eine Gymnasiast den ihm zur Seite schreitenden Genossen, den jüngsten der fünf:

„Du willst also heute abend wieder nicht teilnehmen?"

„Nein! Ich habe zu arbeiten," lautete die Antwort.

„Faule Ausrede! Wir etwa nicht? Bis um neun hast Du Zeit genug, Dich für morgen vormittag zu präparieren. Man kriegt die ewige Büffelei doch mal satt und sehnt sich nach 'ner Erholung. Aber vielleicht paßt Dir —" der Ton in des Sprechenden Stimme verschärfte sich — „unsere Gesellschaft nicht? Brauchst nicht mit hinterm Berge zu halten, wenn Du besondere Gründe hast, unsere gemütlichen Bierabende zu meiden."

„Ich habe —" gestand freimütig der junge Kommilitone — „nur den einen Grund: Das wüste Trinkgelage, in welches Eure gemütlich frohe Zusammenkunft nur zu bald ausartet, erfüllt mich mit Widerwillen, ich mag weder Teilnehmer noch Zuschauer sein."

„O, über solchen Philister!" — „Da hör einer das Kind!" — „Wer niemals einen Rausch gehabt, der ist kein braver Mann!" summte, klang und lachte es durcheinander und —

„Du bist ein — nimm's mir nicht übel, Arnefeld — wirklich noch ein kindischer Tropf," setzte der erste Sprecher hinzu. „Übrigens sei Dir noch das eine gesagt: Es ist heute der letzte Kommers, wozu wir Dich auffordern. Bleibst Du fern, hast Du es Dir allein zuzuschreiben, wenn Du künftig übergangen wirst."

„Ich bin es zufrieden."

Nach diesem ohne Zögern abgegebenen Bescheid zog Achim von Arnsfeld grüßend seine Mütze und setzte allein seinen Weg weiter fort, während die andern vier Gymnasiasten unter eifrigem Debattieren in die Querstraße einbogen.

„Was habt Ihr Euch nur so um den Milchbart?" höhnte der älteste. Er stand seinem zwanzig-

Digitized by Google

sten Geburtstage wohl kaum mehr fern, in seinem blassen, hageren Gesicht trat ein gemacht blasierter Zug unangenehm hervor, ein dünner Bartwuchs auf der Oberlippe — seine staunenswerte Leistung beim commentmäßigen Biertrinken ausgenommen der einzige Vorzug, um welchen seine Mitschüler Methusalem (dies war sein Spitzname) beneideten — ließ ihn noch älter erscheinen, als er Jahre zählte. Er hielt es unter seiner Würde, sich an der Unterhandlung mit mit dem grünen Jungen zu beteiligen und nahm deshalb erst das Wort, als jener sich außer Hörweite befand:

„Laßt den eingebildeten Kerl laufen! Mag er sich zu Hause mit Thee und Zwieback päppeln lassen. Ich bin froh, daß er nicht kommt, mir würde seine Gegenwart den ganzen Kommers verleiden. So 'n Musterknabe ist mir 'n Gräuel! Vor den Augen liebedienerisch und hinterm Rücken falsch! Morgen wüßte der Alte (die Bezeichnung für den Gymnasialdirektor) ganz genau, was gesprochen und gesungen worden ist, und wieviel Seidel jeder von uns geleert hat. Ja, und nun versuche mal einer, solchen Musterknaben zur Verantwortung zu ziehen. Wie 'n Wiesel verstehts der feige Heuchler, zu entschlüpfen, zuletzt kriegt man's noch mit dem Direx zu thun."

„Erlaube, Lindberg," wandte der jenem zunächstkommende Alters- und Schulgenosse mit warmem Eifer ein, „über Arnsfelds Charakter befindest Du Dich im Irrtum. Er ist weder ein Hetzer, noch Angeber, noch feiger Heuchler, sondern eine offene Natur, bescheiden, liebenswürdig, gefällig gegen jeden Mitschüler. Ich habe fast sämtliche Klassen Seite an Seite mit ihm durchgemacht, kenne ihn mithin fast wie mich selbst, mag ihn gern und bedaure seit je, daß er außerhalb der Schule keinen Verkehr mit seinen Kommilitonen unterhält."

„Na, wenn Dir soviel daran gelegen ist," spottete Lindberg, „so laufe ihm doch nach und bettle Seine Herrlichkeit um die Gnade seines Erscheinens; 's wär 'n hölliſches Gaudium, das verweichlichte Muttersöhnchen untern Tisch zu trinken."

„Niemand läßt sich weniger hänseln, wie Arnsfeld. Ich wollte Dir nicht raten, mit ihm anzubinden; das verweichlichte Muttersöhnchen hat Sehnen wie Stahl und stellt im Boxen seinen Meister."

„Ein außerordentliches Menschenexemplar dieser milchbärtige Junge! Wird auch nochmal am Kommersieren Gefallen finden und dann —" Lindberg lachte höhnisch, „gebt mal acht, wird dieser Tugendbold es toller treiben wie wir alle! Servus!"

Mit dem letzten Worte sich verabschiedend, eilte er rasch, wie um einer Gegenrede zu entrinnen, über die Fahrstraße aufs jenseitige Trottoir und trat in einen Cigarrenladen.

Bald danach gingen auch die andern drei Sekundaner nach einigen vertraulich ausgetauschten Bemerkungen über Methusalem, die nichts weniger als schmeichelhaft klangen, nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Inzwischen eilte Joachim von Arnsfeld schnellen Schrittes die Friedrichstraße entlang. Er fühlte keineswegs Bedauern über die ablehnende Antwort, welche er gegeben, er atmete vielmehr freier und leichter nach der kurzen Auseinandersetzung. Nun wußten er und seine Mitschüler, woran sie miteinander waren.

Ein einziges Mal — vor zwei Monden, als er nach Obersekunda versetzt worden war — hatte Achim sich zur Teilnahme an einem Schülerkommers verleiten lassen. Während der ersten Stunde, wo vaterländische und bekannte Volkslieder im vollen Chor gesungen, mit mehr oder minder gehaltreichen Reden wechselten, war er mit ganzer Seele dabei, aber allmählich, als der harmlose Frohsinn überschäumte in tolle Ausgelassenheit und, je mehr die Köpfe sich erhitzten, endlich in rohen Tumult ausartete, fühlte Achims vornehmes Empfinden sich unbeschreiblich angewidert. Gern hätte er sich heimlich davongeschlichen, aber man ließ ihn nicht aus den Augen, bewachte ihn förmlich, trank dem jungen Fuchs von allen Seiten zu, wohl in der bestimmten Absicht, ihn betrunken zu machen und, um vor seinen viel älteren Kommilitonen sich nicht dem Fluche der Lächerlichkeit auszusetzen, that er wieder und wieder Bescheid, bis ihm von dem ungewohnt übermäßigen Biergenusse schwindlig wurde, und er zuletzt nicht mehr wußte, was weiter mit ihm vorging.

Ob er sein Gedächtnis auch noch so anstrengte, nie konnte Achim sich später erinnern, wie er von jenem Kommers nach Hause und ins Bett gekommen war. Als er am nächsten Morgen erwachte mit schmerzendem Kopf und schweren Gliedern und mühsam die wüsten Scenen vom vergangenen Abend sich zurückrief, als er der zerbrochenen Stöcke und Gläser, des in Strömen über die Tische fließenden Gerstensaftes sich erinnerte, das wiehernde Lachen, die lallenden, gröhlenden Stimmen, die glühenden, entstellten Gesichter mit den gläsern blickenden Augen der jungen Schlemmer noch zu sehen und zu hören meinte, da erfaßte ihn namenloser Ekel — Ekel vor sich selbst, wenn er des eigenen, aller Menschenwürde hohnsprechenden Zustandes gedachte.

Wahrscheinlich hatten Tante Renata und die alte Lore in der Nacht auf ihn gewartet, um eine Welt hätte Achim nicht danach fragen können. Er wagte kaum die Augen zu erheben, als er, unter heftigem Herzklopfen vor der verdienten Strafrede, brennende Schamröte auf den Wangen, zum Frühstück erschien. Tante Renata empfing ihn liebreich wie immer, kein Vorwurf kam über ihre Lippen, doch eine tiefergehende Wirkung als herb tadelnde Worte übten die kummervoll blickenden ernsten, dunklen Augen!

Das Herz des Sechzehnjährigen schwoll in Reue. Nachdem er ein paar Bissen hinuntergewürgt hatte, sprang er auf und bat in heftiger Bewegung:

„Verzeihe mir, Tante Renata, verzeih! Nie, ich schwöre es im Namen des Allwissenden, nie in meinem Leben wird das — Verabscheuenswerte sich wiederholen."

„Möge es Dir in Augenblicken der Versuchung niemals an Willenskraft und Selbstbeherrschung fehlen, Dein Wort zu halten," versetzte Renata mit mildem

Digitized by Google

Ernst, während sie Achim ihre schlanke, weiße Hand reichte, die er mit Inbrunst küßte.

Seit dem Tage, wo Fräulein von Arnsfeld in Begleitung ihres kleinen Neffen aus Dodendorf zurückgekehrt war in ihre stille Häuslichkeit, erwartet von der treuen Lore, die nicht ohne eine gewisse Voreingenommenheit dem jungen Zuwachs als störenden Eindringling entgegensah, hatte für Herrin und Dienerin ein neuer Zeitabschnitt begonnen. Die Gegenwart des herzigen Kindes brachte in ihr einsames Dasein eine frisch belebende Strömung, ihr Leben erhielt gleichsam wieder einen Inhalt, einen Zweck! Nun ergingen beide sich nicht mehr einzig in freud- und leidvollen Erinnerungen, die Zukunft, Achims Zukunft fing an hauptsächlich alles Sinnen und Denken zu beschäftigen. Die kluge Renata war sich der schwierigen Aufgabe, welche sie mit der Erziehung des verwaisten Knaben übernommen hatte, wohl bewußt; ihr Herz lehrte sie den richtigen Weg, indem sie vor allem verstand, sich Achims Liebe zu gewinnen. Sie unterhielt ihn mit anregenden Spielen, als er älter und verständiger wurde, lernte sie seine Schulaufgaben mit ihm um die Wette. Alle seine kleinen Freuden und Leiden vertraute er Tante Renata an, keine Regung der jungen Kindesseele blieb ihr fremd, sie lag vor ihr wie ein offenes Buch.

Mit der ungemein raschen Entwickelung seiner geistigen Fähigkeiten hielt die körperliche Entwickelung leider nicht gleichen Schritt. Er hatte viele schwere Krankheiten durchzumachen, wurde für Tante Renata und die alte Lore ein rechtes Sorgenkind, wodurch er aber beiden doppelt ans Herz wuchs! Als Joachim sein zehntes Jahr erreichte, war er noch so klein, zart und schwächlich, daß, entgegen der anfänglichen Bestimmung, nicht daran zu denken war, das pflegebedürftige Bürschchen der immerhin etwas spartanischen Erziehung im Kadettenhause zu überliefern. Selbst der Arzt riet vorläufig ab.

Obwohl Joachim, gleich den meisten Knaben seines Alters — besonders seines Standes — große Vorliebe hegte fürs Soldatenwesen und sich zum künftigen Offizier berufen fühlte, fügte er sich trotzdem leicht ins Unabänderliche.

Hatte man ihn bis zur Zeit gefragt: „Was willst Du mal werden, Achim?“ so lautete die prompte Antwort: „Lieutenant und dann Doktor, dann mache ich meine kranke Mama gesund.“ Nun wurzelte jene Idee in dem jungen Gemüte tief und tiefer sich ein und reifte allmählich zu einem festen Entschlusse. Mußte er auch vielleicht auf den Offizier Verzicht leisten, so doch nicht auf den Doktor.

„Laß mich Medizin studieren, Tante Renata,“ bat er eines Tages unvermittelt. Es war ihm hoher Ernst mit diesem Wunsche, dies hörte Fräulein von Arnsfeld aus dem Ton seiner Stimme, las es in seinen Blicken und Mienen. Auch wußte sie, jenen Wunsch hatten die Besuche im Irrenhause, welche Renata und Joachim zweimal im Monat abzustatten pflegten, in der mitfühlenden Knabenseele geweckt und genährt. Die bange Scheu, welche er ehedem als Kind in der Nähe seiner unglücklichen Mutter, unter der Macht ihres unheimlich starren Blickes, ihrer ihm unverständlichen monotonen Flüstereden empfunden, war längst einem heiligen Erbarmen gewichen, gepaart mit dem glühenden Verlangen, daß es ihm dereinst beschieden sein möchte, in dem umnachteten Geiste den Lichtfunken der Vernunft aufs neue zu entzünden. Er glaubte nicht an die von sämtlichen Anstaltsärzten betonte Unheilbarkeit der armen gemütskranken Mutter, und malte es sich wieder und wieder aus als den köstlichsten Augenblick seines Lebens, wenn die Genesene im vollen Erkennen und Erfassen der Wirklichkeit zum ersten Male den Sohn an ihr Herz ziehen würde. Mitunter zwar geriet sein Glauben ins Wanken, wenn er, der Kranken sich anschmiegend, innig bittend sagte: „Erkenne mich doch, Mutter, ich bin ja Dein Kind, Dein Achim!“ und darauf die gleichgültige Antwort erfolgte: „Achim? Wer ist Achim?“ Aber zuweilen durchzuckte es den starren Blick wie ein flüchtig aufdämmerndes Verständnis; Frau Melanie zog den Knaben an sich und flüsterte ihm ins Ohr: „Ja, ja, ich weiß, ich weiß alles! Hast Du ihn gekannt, meinen Kurt, meinen herrlichen Gatten? Sie haben ihn gemordet, nicht wahr? Aber sprich nicht davon, sonst bringen sie auch Dich um! Hüte Dich —“ plötzlich funkelten die tiefblauen Frauenaugen unheimlich auf — „vor der grausamen Paula, bleibe der verfluchten Schwelle ihres Hauses, wo sie Deinen Vater gemordet haben, fern, hörst Du? immer fern! Schwöre es mir!“

In solchen Stunden, wo die dumpfe, starre Lethargie, in welcher die beklagenswerte Frau ihr Dasein verbrachte, einer kurz andauernden hochgradigen Aufregung wich, erwachte in Achims Brust wieder ein Atom von Hoffnung; die krausen, wirren Gedankensprünge beunruhigten ihn weniger, als ihr gefährliches Vorsichhinbrüten, in das sie oft tagelang versank, dem nichts und nichts sie zu entreißen vermochte.

Am Konfirmationstage Joachims hatte ihn Tante Renata zuerst mit dem vollständigen Zusammenhange der unseligen Ursachen und Ereignisse bekannt gemacht, welche seinen Vater in den Tod, und die unglückliche Mutter dem Wahnsinn in die Arme getrieben hatten. Bis dahin war ihm verborgen geblieben, daß sein Vater durch Selbstmord geendet; er hatte nicht anders geglaubt, als daß ein jäher Tod den stattlichen Mann in der Blüte seiner Jahre dahingerafft, obgleich bestimmte Andeutungen, welche in fast allen Reden der kranken Mutter sich wiederholten, den Knaben schon oft stutzig gemacht hatten. Er fing an, darüber nachzugrübeln, so daß Tante Renata in ihrer unablässig beobachtenden Fürsorge es für das Bessere hielt, ihrem Pflegesohne die Wahrheit zu enthüllen. Es geschah dies — Renatas milder Denkungsart entsprechend — so schonend wie möglich! Ließ sich des toten Vaters Bild auch nicht in so strahlender Reinheit, wie es bisher in der Kindesseele gelebt, erhalten, sollten doch nicht zu tief verdunkelnde Schatten darauf fallen. Nicht minder war Renata bemüht, Frau von Dodendorfs Handlungsweise in die richtige Beleuchtung zu setzen, rühmend gedachte sie der aufopfernden Pflege, welche der armen Melanie zu teil geworden. Die heftigen Anklagen und Verwünschungen der Un-

Digitized by Google

glücklichen gegen ihre Verwandte entbehrten eines bestimmten Anhalts, beruhten einzig auf krankhaften Wahngebilden, worauf kein Gewicht zu legen war.

Augenscheinlich war es der edlen Renata darum zu thun, in Achims Brust keinen Groll gegen die Cousine seiner Mutter aufkeimen zu lassen, aber ungeachtet ihrer Bemühungen faßte dennoch eine starke Abneigung gegen die Dodendorfsche Familie, besonders gegen jene grausame Tante Paula in Achim Wurzel. Er bildete sich ein: nicht ohne Grund! Denn warum sonst hätte Tante Renata jeglichen Verkehr mit den Dodendorfern eingestellt, alle freundlichen Einladungen zu längerem Besuche auf Schloß Dodendorf höflich dankend abgelehnt? bis man dort wohl müde geworden, die regelmäßig einmal im Jahre erfolgten Aufforderungen zu erneuern!

Über alles, was in den traurigen Vorgängen für Achim noch verworren blieb, hoffte er später Klarheit zu erlangen, einstweilen mußten ihm die erhaltenen Aufschlüsse genügen. Ach, sie waren herzerschütternd genug! Nun verstand er erst den Ausdruck von Abscheu und Grauen in den Augen und Mienen der kranken Mutter, wenn sie ihn in furchtbarer Aufregung vor dem Kartenspiel warnte, mit angstbebender Stimme ihn beschwor, die sinnverwirrenden Teufelsbilder zu fliehen!

Achim leistete jedes geforderte Versprechen, nicht obenhin, um die Kranke zu beruhigen, sondern mit dem Ernst eines reiflich überlegten Entschlusses. Es ließ ihn gleichgültig, wenn seine Mitschüler ihn ob seiner Unkenntnis der Kartenblätter verspotteten; ihn lockten nicht Spiel- und Trinkgelage, sein Streben galt einem bestimmten höheren Ziele.

Fräulein von Arnsfeld verhielt sich gegen Achims kundgegebenen Wunsch weder zustimmend, noch ablehnend.

„Noch bist Du," gab sie zur Antwort, „zu jung, um schon einen festen Entschluß betreffs Deines einstigen Lebensberufes zu fassen, dazu wird es Zeit genug sein, wenn Du Dein Abiturienten-Examen gemacht hast, dann sollst Du in freier Wahl Dich entscheiden."

Gern hätte Renata gesehen, Achim wäre zu einem gleichaltrigen Knaben in ein vertrautes Freundschaftsverhältnis getreten, doch dieser Wunsch blieb unerfüllt. Nicht etwa, daß Achim geflissentlich jeden näheren Umgang vermied! Während der Freistunden, wie auch bei großen, gemeinschaftlichen Ausflügen mit Lehrern und Schulgenossen nahm er an allem, was vorgenommen wurde, mit Feuereifer teil, zeigte sich niemals als Spielverderber. Gegen jeden einzelnen seiner Mitschüler freundlich und gefällig, hielt er eigentlich mit allen gute Kameradschaft, aber so von Herzen sympathisch, um den Wunsch nach einem innigen Freundschaftsbunde zu erwecken, war Achim keiner von allen, die er bisher kennen gelernt. Die Gesellschaft und Nähe Tante Renatas bot ihm volles Genüge. Sie ersetzte ihm Vater, Mutter, Geschwister und Freunde. Äußerte sie Bedenken über seine freiwillige Vereinsamung, so erwiderte er mit zuversichtlichem Lächeln:

„Bei Dir fühle ich mich niemals einsam, Tante Renata — und — ich meine, es darf Dich nicht im Ernst betrüben, weil Deinem großen Jungen die Gesellschaft seines Pflegemütterchens die liebste ist auf der Welt." — Ob es sie betrübte?!

## VI.

Fräulein von Arnsfelds Wohnung befand sich in einer der breiten Seitenstraßen, welche die Friedrichstraße vielfach durchqueren. Zu dem hier zu jeder Tageszeit herrschenden starken Verkehr, dem unaufhörlich auf und ab sich bewegenden Menschengewühle bildete die in der L . . . straße waltende Stille solchen auffallenden Kontrast, daß, wer zufällig hineingeriet, sich plötzlich in einen anderen Stadtteil hätte versetzt wähnen können.

Als an diesem Novembernachmittage Joachim in die L . . . straße einbog, empfing ihn statt der sonstigen wohlthuenden Ruhe ein wüster Lärm von durcheinander schreienden, lachenden, johlenden Kinderstimmen. Eine Schar von Schulkindern, Knaben und Mädchen, die, nachdem die Pforten der Volksschule sich hinter ihnen geschlossen, sich auf dem Nachhausewege befand, umringte, zusammengedrängt auf einen Fleck, ein kleines, zierlich gekleidetes Persönchen so dicht, daß es weder vor- noch rückwärts sich bewegen konnte.

„Schenk uns vier Jute, Schickselchen," — „Juden haben alle ville Jeld!" — „Du nich? 's is nich wahr! Laß mir mal in Deine Tasche fassen." — „O weih geschrien, Schickselchen, 's jeht Dich schlecht, wenn Du uns belojen hast." — „Na, wird's bald? zeij rasch her, dummes Judenbalj," — lachte, schrie lärmte und höhnte die ausgelassene kleine Bande, wohl kaum in der bewußten Absicht, ihrer kleinen Gefangenen ein wirkliches Leid zuzufügen, als vielmehr aus Lust an lautem Spektakel. Schadenfroh weideten sich alle an der Ratlosigkeit ihres in die Enge getriebenen Opfers, dessen schüchterne Versicherung: im Augenblick kein Geld zu besitzen, wie auch die flehentliche Bitte: „Laßt mich gehen," unbeachtet blieben.

„Nu aber Jeld, oder der Tanz jeht los!"

Mit diesen Worten streckte ein besonders frecher Bengel seine Hand weit aus nach dem kleinen Pelzmuff des bedrängten Kindes, doch bevor er ihn noch berührte, riß ein kräftiger Arm den Jungen zurück, zugleich brannte eine schallende Ohrfeige auf seiner Wange.

„Schämt Euch! Sofort gebt den Weg frei!" rief eine befehlende Stimme den halb verdutzt, halb ärgerlich sich umblickenden Jungen zu. „Wehe jedem von Euch, der es wagt, die fremde Kleine anzufassen."

„Na nu? Wat wollen Sie denn? Wir dhun ihr ja nischt."

„Wir machen uns ja bloß 'n Spaß mit das Judenmächen."

„Un von so'n hochmütigen Gymnasiasten," fügte von der rüden Schar derjenige, dessen Wange mit Joachim von Arnsfelds Hand Bekanntschaft gemacht

Digitized by Google

hatte, erboſt hinzu, „laſſen wir uns jar niſcht befehlen; wir können dhun, was wir wollen!“

„Meint Ihr?“ Edler Zorn blitzte aus Joachims blauen Augen und rötete ſeine Wangen, „wartet bis dort der Schutzmann herankommt, er wird Euch eines anderen belehren, damit Ihr künftig unterlaßt, ein fremdes Kind, das ruhig ſeines Weges geht, zu ängſtigen und zu verſpotten, anſtatt, wie es ſich für geſittete Jungen Eures Alters geziemt, ein wehrloſes kleines Mädchen zu beſchützen.“

Wohl weniger auftauchende Empfindungen der Scham, als vielmehr Furcht vor der angedrohten feindlichen Dazwiſchenkunft des in geringer Entfernung auftauchenden Schutzmannes, bewog die junge freche Bande — der weibliche Teil hatte ſich ſchon bei Joachims unvermutetem Eingriffe aus dem Staube gemacht — die Flucht zu ergreifen, bevor der Wächter der öffentlichen Ordnung näher kam. Plötzlich ſah Joachim ſich allein mit ſeinem Schützling.

„Nun haſt Du nichts mehr zu fürchten,“ ſagte der Jüngling freundlich. „Ich bedaure aufrichtig, daß ich nicht ein paar Minuten früher kommen und Dir den gehabten Schreck erſparen konnte. Aber,“ fuhr er teilnehmend fort, als er ſah, wie die kleine Geſtalt zuſammenſchauerte und die großen, dunklen Augen, die in angſtvoller Hilfloſigkeit ihren Retter unverwandt angeſtarrt, ſich plötzlich mit Thränen füllten, „armes Kind, Du zitterſt ja noch am ganzen Körper! Komm, laß mich mit Dir gehen, ich führe Dich nach Hauſe! Iſt es weit bis dahin?“

„Nein,“ gab die Kleine mit einem leiſen, zarten Stimmchen zur Antwort. „O, Sie ſind gut, ich danke Ihnen.“

„Wofür denn? Aber nun mußt Du mich führen.“

„Wir haben den gleichen Weg.“

„Wirklich? Das trifft ſich ja gut. Doch woher weißt Du —“

Im ſelben Augenblick lief an beiden ein Laternenanzünder — der, hüben und drüben ſeines Amtes waltend, ein Zeuge des ganzen Vorganges geweſen war, welcher ſchon zu Ende, bevor er dem ſchlanken Gymnaſiaſten gegen die Straßenrangen hatte beiſtehen können — vorbei.

„Sind 'n braver junger Herr! Ja, 'n braver junger Herr!“ rief der Mann im eiligen Vorüberſtreifen, Joachim wohlgefällig zulächelnd.

Das Lob aus fremdem Munde, unverdient, wie Achim meinte, er hatte ja nur eine für jeden Menſchen gleiche Pflicht erfüllt, machte ihn verlegen. Er bedurfte einer Sekunde, die leichte Befangenheit zu überwinden, ehe er ſeine unterbrochene Frage beendete:

„Woher weißt Du, wo ich wohne? Kennſt Du mich?“

Die Kleine nickte.

„Ich ſehe Sie oft,“ verſetzte ſie ſchüchtern, „faſt täglich. Wir wohnen gegenüber.“

„Dann ſind wir ja gewiſſermaßen Nachbarn!“ rief Joachim, verwundert, daß die Kleine ihn kannte, er hatte das auffallend hübſche Kind noch nicht geſehen. „Wie heißeſt Du denn? Wer ſind Deine Eltern?“

„Ich heiße Recha Levin. Vater und Mutter ſind lange, lange tot, ich wohne bei meinem Großvater.“

„Alſo auch eine Waiſe? Armes Kind!“ ſagte Joachim mit dem Ausdruck herzlichen Mitleids, aber im nächſten Augenblick mußte er lächeln, als Recha, wie um anzudeuten, daß kein Grund, ſie zu bedauern, vorhanden ſei, raſch und lebhafter als bisher entgegnete:

„Mein Großvater iſt gut, ich bin gern bei ihm! Wir haben uns beide ſehr, ſehr lieb!“

„Freut mich um Deinetwillen, kleine Recha. Aber weißt Du, um dieſe Jahreszeit, wo es ſchon früh dunkel wird,“ fügte Joachim mißbilligend hinzu, „ſollte Dein lieber Großvater Dich nicht mehr allein am Spätnachmittage auf die Straße ſchicken.“

„Ich gehe ja auch nie allein!“ verſetzte Recha eifrig, „nur mal heut, weil Judith, die mich ſonſt immer begleitet, wegen einer dick geſchwollenen Backe zu Hauſe bleiben mußte. Ich wollte nun aber nicht die Muſikſtunde verſäumen und ließ nicht nach, Großvater um Erlaubnis zu bitten, daß ich allein gehen durfte.“

„Konnte Dein Großvater Dich nicht begleiten?“

„Ach nein! Er mußte ſchon früher fort, ſeine Kranken beſuchen. Wiſſen Sie? Großvater iſt Arzt. Kennen Sie ihn nicht?“

Achim beantwortete die kindliche Frage mit leichtem Kopfſchütteln, obwohl er den Namen: „Doktor Levin“, aus ſeinem Fenſter ſchauend, ſchon häufig auf dem Porzellanſchild am gegenüber befindlichen Hauſe geleſen hatte. Für den künftigen Mediziner gewann die Bekanntſchaft mit der Enkelin eines Arztes plötzlich an Intereſſe; die Plauderei fortſetzend, erkundigte er ſich:

„Wer erteilt Dir Muſikunterricht?“

„Profeſſor T.....“

„Profeſſor T.....?“ wiederholte Joachim erſtaunt. Dann war es doch wohl nicht ſo ſchwer, wie allgemein behauptet wurde, bei dem berühmten Meiſter als Schüler oder Schülerin Aufnahme zu finden, wenn er ſich mit einem ſo kleinen Mädchen, das wohl kaum über die Anfangsgründe hinaus war, abmühte.

Faſt ſchien es, als ob Recha Joachims Gedanken erriet.

„Der Herr Profeſſor,“ ſagte ſie erklärend, „iſt mit meinem Großvater befreundet. Auch bin ich —“ ein roſiger Hauch überlief ihr blaſſes Geſichtchen — „gar nicht mehr ſo jung, wie Sie vielleicht denken, ſchon beinah dreizehnjährig!“

„Nicht möglich!“ ſtieß Joachim in neuer Überraſchung hervor, während ſeine Augen mit einem Ausdruck des Zweifels die kleine zarte Geſtalt an ſeiner Seite aufmerkſamer als bisher muſterten. Sie war ihm wie ein zehnjähriges Kind erſchienen.

„Und doch iſt es ſo!“ entgegnete ſie auf ſeinen Ausruf. „Alle Menſchen halten mich für viel jünger, weil ich ſo klein bin. Aber ich werde gewiß noch wachſen, glauben Sie nicht?“

Bei ihrer kindlichen Frage erhob Recha ihre langen dunklen Wimpern, in welchen noch ein paar

Digitized by Google

verlorene Thränen zitterten; die wunderbar glänzenden, dunklen Augen schauten so eigen erwartungsvoll zu ihrem Begleiter empor, daß dieser mit dem Ernst eines Alterfahrenen ohne Zögern versicherte:

„Freilich, ganz gewiß!“ Und wie um seinen Worten größere Glaubwürdigkeit zu verleihen, fuhr er lebhaft fort: „Ich blieb auch lange ein kleiner Knirps, fing erst in den letzten drei Jahren an, in die Höhe zu schießen. Übrigens bin ich nur wenig älter als Du, oder, wie ich vielmehr sagen muß, als Sie. Denn mit dreizehn Jahren sind Sie ja schon ein kleines Fräulein und, wenn ich richtig vermute, wohl auch schon eine kleine Künstlerin auf dem Klavier?“

„Ach nein, aber ich möchte es gern einmal werden. Musik —“ ein Strahl der Begeisterung brach aus den großen tiefen Kinderaugen — „ist für mich das schönste auf der Welt. Sie sind auch musikalisch, nicht wahr?“

„Leider nur stümperhaft.“

„O — o?!“ es klang halb zweifelnd. „Aber Sie lieben Musik?“

„Gewiß, sehr!“

Recha nickte befriedigt. „Ich dachte es, alle guten Menschen lieben Musik und schönen Gesang,“ sagte sie mit altklugem Ernst. „Ach —“ nun lag Bedauern im Ton der Stimme — „da sind wir ja schon zu Haus. Nochmals vielen —“ sie zog ihr kleines Händchen aus dem warmen Muff und streckte es in kindlicher Vertraulichkeit Joachim entgegen — „vielen Dank! Ohne Ihre Dazwischenkunft hätten mich die bösen Jungen unbedingt geschlagen. Sie können mich nicht leiden, weil ich ein —“ aufsteigende Thränen verschleierten den Glanz der dunklen Augen — „ein Judenkind bin, und ich kann doch nicht dafür.“

„Sicher nicht,“ bekräftigte Joachim, von Mitleid entflammt. „Und über einen ungerechtfertigten Vorwurf, den Dir nur Rohheit und Unverstand machen kann, brauchst Du keine Thränen zu vergießen. Habe auch keine Furcht, Recha, wenn Du etwa mal wieder allein in die Klavierstunde gehen mußt, ich werde von jetzt an ein wachsames Auge auf die Straßenjungen haben, sie sollen Dir nicht mehr zu nahe treten.“

In seinem edlen Eifer, die kleine Jüdin zu trösten, nannte Joachim sie wieder Du. Er vergaß, daß er gesagt, in der Dreizehnjährigen ein kleines Fräulein zu erblicken.

Recha empfand das Du augenscheinlich nicht als Beleidigung. Durch Thränen lächelnd schaute sie zu ihrem jugendlichen Beschützer empor. Ihr übervolles Herz ließ sie keine Worte finden, nochmals für seine Güte zu danken und doch hätte sie einem stillen, brennenden Verlangen noch Ausdruck geben mögen. Er schien etwas Derartiges zu ahnen, denn als sie langsam, zögernd ihre Hand aus der seinen zog, forschte er freundlich:

„Kann ich Dir noch irgend einen Wunsch erfüllen?“

Ein helles Rot übergoß Rechas zartes Gesichtchen.

„Ach ja! Aber werden Sie auch nicht böse sein?“ fragte sie zaghaft. „Ich wüßte für mein Leben gern Ihren Vornamen.“

Joachim lachte heiter auf.

„Weiter nichts? O, der ist kein Geheimnis, kleine Recha. Ich heiße Joachim, kurzweg Achim und wohne —“ fügte er ergänzend hinzu — „bei meiner Tante, Fräulein Renata von Arnsfeld.“

„Ja, ich weiß. Judith hat mir den Namen der schönen Dame genannt. Ich sehe sie täglich am Fenster sitzen. Adieu, Herr — Achim.“

„Adieu, kleine Recha! Auf Wiedersehen!“ setzte Joachim unwillkürlich hinzu, höflich seine Mütze ziehend.

Mit einem reizenden glücklichen Lächeln um den kleinen Mund wandte Recha nochmals grüßend den Kopf. Ihres jungen Kavaliers letzte Worte fanden in ihrer Kindesseele einen freudigen Widerhall. Während sie wie ein leichtbeschwingtes Vögelchen durchs Haus und die beiden Treppen hinaufhuschte, flüsterte sie wiederholt vor sich hin: „‚Auf Wiedersehen‘ sagte Achim — Achim — Achim!“ Nicht oft genug schien sie den Namen vor sich hin sprechen zu können.

Inzwischen war auch sein Träger im gegenüber befindlichen Hause verschwunden. Immer gleich zwei Stufen auf einmal nehmend, erstieg er eilig die beiden hohen Treppen, welche zu Tante Renatas Wohnung führten. Noch bevor er durch Klopfen Einlaß begehrte, wurde schon die Entreethür geöffnet. Die alte Lore kannte ihres Lieblings leichten, schnellen Schritt.

„'N Abend, Lore! Möchte wetten, Du stehst schon wieder seit einer halben Stunde auf der Lauer!?“ begrüßte Joachim freundlich scherzend die treue Dienerin, deren runzliges Gesicht sich beim Erblicken des hoch aufgeschossenen Sekundaners förmlich verklärte.

„Na, na,“ erwiderte sie wie abwehrend. „Sie bleiben aber auch heute lange, Achimchen, die gnädige Tante wartet bereits.“

„O,“ bedauerte Achim. „Trage den Kaffee nur immer hinein, Lore, ich komme gleich.“

Er stand schon mit einem Fuße in seinem kleinen Studierstübchen, legte rasch Mütze, Bücher und Handschuhe ab und trat in der nächsten Sekunde bei Tante Renata ein.

Sie zog eben die Fenstervorhänge zusammen, denn im Augenblick zuvor war Lore mit der brennenden Lampe erschienen.

„Guten Abend, liebste Tante Renata.“ Achim eilte auf sie zu und küßte ihr die weiße Hand. „Verzeih, daß ich ein wenig später komme.“

„Die paar Minuten Verzögerung haben ja gar nichts zu bedeuten, Achim,“ fiel sie ihm gütig ins Wort, „aber sage, mein Junge —“ Renata legte ihren Arm um seine Schulter und blickte forschend in seine Augen — „wer ist das kleine Mädchen, von welchem Du Dich drüben vor der Hausthür verabschiedetest?“

„Hast Du uns gesehen, Tante Renata? Es war doch schon dämmerig?“ fragte er lebhaft.

„Im Schein der Gaslaterne doch immer hell genug, meinen Achim zu erkennen. Ich will nicht



Digitized by Google

fürchten —" leise Unruhe malte sich in Renatas Mienen — „Du könntest Ursache haben, Deine Straßenbekanntschaft vor mir zu verheimlichen?"

„Wie kannst Du glauben, Tante Renata?" entgegnete Joachim betreten, mit offenem Aufblick seiner leuchtenden blauen Augen. „Hatte ich je vor Dir ein Geheimnis? Meine Straßenbekanntschaft, wie Du Dich ausdrücktest, ist kaum eine Stunde alt, und verdanke ich sie, denke nur, einem wirklichen kleinen Abenteuer. Laß Dir erzählen."

„Nach dem Kaffee, Achim," wandte Renata ein. „Sieh, unsere aufmerksame Lore hat bereits die Tassen gefüllt."

„Da dürfen wir allerdings bei Lorens Ungnade nicht zögern, den duftenden Mokka warm zu genießen," ergänzte Achim lachend, während er und Renata ihre gewohnten Plätze am Kaffeetisch einnahmen. Aber sein Mitteilungsdrang gönnte ihm heute keinen ruhigen Genuß. Kaum hatte er sich ein wenig erquickt, als er sein Abenteuer zu berichten anfing. Bei Erwähnung der rohen Spottreden, womit sein Schützling von ihren Peinigern überhäuft worden war, gab die darüber empfundene Entrüstung sich deutlich kund in seinen blitzenden Augen und dem erhöhten Rot seiner Wangen.

„Ich bin gewiß, Tante Renata," rief Achim erregt, „das arme kleine Ding hätte Dir nicht minder leid gethan, wie mir, wenn Du es hättest stehen sehen mit seinem schneeweißen Gesichtchen, den Ausdruck der Qual und Furcht in den thränenschweren Augen, den rohen Spöttereien der es bedrängenden Unholde wehrlos preisgegeben! Zum Erbarmen war's, als sie schluchzend sagte: ‚Die Jungen und Mädchen verfolgen und verhöhnen mich, weil ich ein Judenkind bin, und ich kann doch nicht dafür!' Mit Keulen hätte ich auf die boshaften Kinder dreinschlagen mögen, ich fühlte einen Zorn in mir, wie noch nie, aber den Buben nachlaufen durfte ich nicht, Rechas wegen, so heißt sie nämlich, Tante Renata. Ich mußte doch zu ihrem Schutze bei ihr bleiben und sie trösten und ihr gut zureden. Sie beruhigte sich denn auch und wurde allmählich ganz zutraulich, und dabei stellte sich heraus, daß wir Nachbarn sind und, denke nur, Tante Renata, Recha kennt Dich und mich schon lange!"

Wort für Wort ihrer ganzen Unterhaltung erzählte Joachim seiner aufmerksamen Zuhörerin.

„Nun weißt Du alles, Tante Renata," schloß er seinen Bericht. „Du blickst so ernst, sag —" Achim atmete beklommen — „verdiene ich Tadel? Hätte ich die kleine Recha, weil sie eine Jüdin ist, ihrem Schicksal — das heißt, den Angriffen ihrer Peiniger — schutzlos überlassen sollen?"

„Nein, mein Achim," versetzte Fräulein von Arnsfeld bewegt. „Dein Herz lehrte Dich das Richtige. Es würde mich traurig machen, hättest Du anders gehandelt."

Gewandt lenkte sie das Gespräch von seiner Begegnung mit der kleinen Jüdin ab in ruhigere Bahnen.

---

## VII.

Als Joachim am nächsten Morgen das Fenster in seinem Stübchen öffnete, überflogen unwillkürlich seine Augen die ganze Fensterreihe im zweiten Stockwerk des gegenüberstehenden Gebäudes. Überall waren die Vorhänge noch geschlossen, ein zweifenstriges Eckzimmer ausgenommen, aber wie — völlig entgegen seiner bisherigen Gleichgültigkeit gegen die sämtliche Nachbarschaft — aufmerksam Achim hinüberspähte, es zeigte sich nirgend ein dunkles Lockenköpfchen.

„Die kleine Recha schläft wahrscheinlich noch," sprach er leise vor sich hin, „oder, wenn auch nicht mehr, was sollte sie wohl bewegen, schon so früh auf die stille Straße zu schauen?"

Eine halbe Stunde später, als Joachim zum Schulgange gerüstet aus der Hausthür trat, schritt von drüben ein Herr quer über den Weg auf ihn zu.

„Ich irre mich wohl nicht, Herr von Arnsfeld?" fragte der Fremde mit tiefer, angenehmer Stimme.

„Doktor Levin," stellte er auf Joachims bejahende Verbeugung kurz selbst sich vor und fuhr dann verbindlich fort:

„Sie erzeigten gestern meiner Enkelin einen schätzenswerten Dienst, wofür ich Ihnen herzlich danke."

Er bot Joachim die Hand, in welche dieser ohne Zögern die seine legte, während er, den Dank bescheiden ablehnend, sagte:

„Aber ich bitte, Herr Doktor, es war ja einfach meine Pflicht. Jeder andere hätte das Gleiche gethan."

„Meinen Sie? Leider teile ich —" ein Schatten überflog das Gesicht des alten Herrn — „Ihre Ansicht nicht. Viele gehen an solchen kleinen Straßenscenen teilnahmlos vorüber, andere sehen wohl sogar mit einem gewissen Wohlgefallen zu, ja, sie freuen sich des Schabernacks, einem Judenkinde zugefügt."

In den letzten besonders betonten Worten lag ein Ausdruck von Bitterkeit, der Joachim ins Herz schnitt.

„Sie denken gering von den Menschen," versetzte er in fast vorwurfsvollem Tone, „aber verzeihen Sie, Herr Doktor, ich bin überzeugt, Sie thun der Mehrheit unrecht!"

„Vielleicht!" Die dunklen Augen des Arztes ruhten mit einem langen, prüfenden Blick auf dem von warmem Eifer belebten Antlitz seines neben ihm hinschreitenden jugendlichen Begleiters. „Jedenfalls giebt es Ausnahmen. Sie —" herzliches Wohlwollen sprach aus Doktor Levins Blick und Ton — „liefern dafür den Beweis! Ich bin dem Schicksal dankbar, daß es mir Gelegenheit gab, Sie kennen zu lernen. Leider —" er blieb stehen — „trennen sich hier bereits unsere Wege, ich habe in diesem Hause einen Patienten. Leben Sie wohl, Herr von Arnsfeld, möge Ihr schöner Glaube an den Edelsinn der Menschheit Ihnen lange ungetrübt erhalten bleiben."

Noch beiderseits ein höflicher Gruß, dann ver-

Digitized by Google

schwand der Arzt im Innern des bezeichneten Hauses, und Achim setzte allein seinen Weg fort, in nachdenklicher Stimmung.

Von diesem Tage an schien ein geheimnisvoller Rapport zwischen hüben und drüben stattzufinden. Sowie Joachim ans Fenster trat, tauchte auch drüben Rechas dunkles Lockenköpfchen auf, oft war's auch umgekehrt der Fall! Doch blieb es nicht nur beim Sehen aus der Ferne und stummen Grüßen, es geschah fast täglich, daß sie sich auf der Straße begegneten, wenn Joachim aus der Schule und Recha in Begleitung ihrer Erzieherin Judith — einer ältlichen Dame — vom Klavierunterricht kam. Selbstverständlich legten sie dann den Rest des Weges gemeinsam zurück in vertraulichem Geplauder über alles, was ihnen gerade in den Sinn kam.

An einem Dezember-Frühabend führte der Zufall Renata und Joachim mit Doktor Levin und seiner Enkelin vor dem glänzend erleuchteten Schaufenster einer berühmten Kunsthandlung zusammen. Erfreut stellte Achim die Herrschaften einander vor. Die reichhaltige Auslage im Schaufenster — denn da es kurz vor Weihnachten, befanden sich, um die Schau- und Kauflust zu reizen, unter den Ölbildern, Aquarellen, Stahlstichen, Radierungen und Photographien wahre Perlen der Kunst — forderte unwillkürlich zu Äußerungen über die Bilderschätze heraus, man freute sich der wunderbar übereinstimmenden Urteile, dabei ging unmerklich der flüchtige Gedankenaustausch in eine anregende Unterhaltung über, die sowohl Fräulein von Arnsfeld wie Doktor Levin derartig fesselte, daß der gemeinschaftlich fortgesetzte abendliche Spaziergang als etwas ganz Selbstverständliches erschien, zumal man einen und denselben Weg verfolgte.

Es berührte Renata angenehm, daß der jüdische Arzt in Sprache und Wesen frei erschien von mißfälligen Eigenheiten seines Stammes, dagegen ruhte auf der hohen, leicht gebeugten Gestalt ein wahres Patriarchenhaupt. Die edlen, stolzen Gesichtszüge zeigten den reinen jüdischen Typus der kaukasischen Rasse, die tiefen dunklen Augen hatten etwas Grüblerisches, fast Weltschmerzliches, um den von einem Vollbart umrahmten Mund lag ein Ausdruck von unverkennbarer Herzensgüte, dem zuweilen ein leiser sarkastischer Zug sich beimischte. Seine Urteile über die verschiedensten Interessen, welche im Laufe des Gesprächs flüchtig berührt wurden, klangen kurz und treffend und ließen weitumfassende wissenschaftliche Kenntnisse ahnen. Renata fühlte sich wunderbar angeregt, aber auch Doktor Levin gewährte die Unterhaltung mit der geistvollen, kunstverständigen Dame einen lange nicht empfundenen Genuß. Er sprach dies beim Verabschieden — zu früh für alle Teile war man zu Hause angelangt — unverhohlen aus, wonach Renata in wohlthuend verbindlicher Weise, die mehr wie eine höfliche Form war, der Hoffnung auf eine Fortsetzung der auf der Straße geknüpften Bekanntschaft Ausdruck gab.

Joachim, der hochbefriedigt den augenscheinlich sympathischen Eindruck, welchen die geliebte Tante und Doktor Levin voneinander gewonnen, beobachtet hatte, konnte es dennoch kaum erwarten, bis seine Wahrnehmung durch Renatas Mund Bestätigung fand. Kaum hatten beide die Schwelle ihres traulichen Wohnzimmers überschritten, wo inzwischen Lore den Theetisch bereitet hatte, als Achim dringend fragte:

„Was sagst Du zu meinen Bekannten, Tante Renata? Wie gefällt Dir Doktor Levin?"

„Über Erwarten, Achim," gab Fräulein von Arnsfeld ohne Besinnen zur Antwort. „Er scheint ein liebenswerter, vorzüglicher Mensch zu sein."

„Nicht wahr? man fühlt das gleich heraus!" rief Achim sichtlich beglückt. „Ich empfand genau wie Du, während ich zum ersten Male ein paar Worte mit ihm wechselte. Es war ein freundlich waltender Zufall, der uns vor dem Bilderladen zusammenführte. Ich muß gestehen," fuhr er lebhaft fort, „Doktor Levin hat für mich etwas ungemein Anziehendes und erweckt in mir den Wunsch nach einem häufigeren, näheren Verkehr. Du schweigst, liebste Tante? Schaust mich nachdenklich an? Ist es — ist es der — Jude?" fügte Achim beklommen hinzu, „der in Deinen Augen meinem Verlangen hindernd im Wege steht?"

„Nein, Achim, in dieser Beziehung, darin solltest Du mich doch kennen, hege ich keine Vorurteile," versetzte Renata ernst. „Ich schätze den einzelnen Menschen nach seinem inneren Wert, nicht nach seiner Religion!"

„Nun also?" warf Achim ein. „Du erklärtest Doktor Levin für einen prächtigen Menschen, könnte ich mir für Geist und Gemüt einen nutzbringenderen Umgang wünschen?"

„Du vergißt den großen Altersunterschied, mein lieber Junge! Wohl würde ich es gern sehen, wenn Du Dich einem gleichgestimmten Altersgenossen in Freundschaft anschließen möchtest, aber nicht einem Greise wie Doktor Levin! Jugend gehört zur Jugend! Du bist ohnehin schon ernst über Deine Jahre!"

„Doch nur, wenn ich bei der Arbeit sitze, Tante Renata, oder —" eine Wolke huschte über Achims Gesicht und verdunkelte den leuchtenden Glanz seiner tiefblauen Augen — „wenn meiner Eltern unglückliches Schicksal, besonders der armen Mutter trauriges Los, mit voller Gewalt mich packt, und dann nur Dein tröstend Wort Eingang findet in meine leidtragende Seele. Im übrigen aber," er strich mit der Hand über seine Stirn und schaute Renata mit hellen Blicken an, „bin ich ja doch ein fröhlicher junger Bursch, welcher seinem allzugütigen Pflegemütterchen zu schaffen macht und daher der beratenden Weisheit eines erfahrenen älteren Mentors wohl mitunter benötigt sein dürfte."

„Ei, ei, Achim," Renata drohte lächelnd mit dem Finger, „das klingt ja beinah, als ob Du meiner beratenden Stimme überdrüssig und meiner mütterlichen Fürsorge Dich entziehen möchtest?"

„Niemals, Tante Renata, nie, nie!" beteuerte er, ihre Hand an seine Lippen drückend, im Tone innerster Überzeugung. „Gott sei Dank sagt mir ja auch Dein Lächeln, daß Du mich nicht falsch verstanden hast."

Digitized by Google

„Ja, aber, bestes Kind, wenn es Dir nur in besonderen Fällen, wo meine und Deine eigene Einsicht unzureichend erscheint, um den Rat eines älteren Freundes zu thun ist, dann, meine ich, steht Dir Dein Vormund, Onkel Albrecht, am nächsten?"

„Pah! was nützt mir Onkel Albrecht, der den größten Teil des Jahres auf Reisen ist?" wandte Achim ein. Als er im gleichen Augenblick eine aufsteigende Unmutswolke, hervorgerufen durch seine Worte, auf Tante Renatas Stirn bemerkte, fuhr er rasch fort, während ein Rot der Beschämung sein Antlitz überflog: „Ich achte und verehre Onkel Albrecht, bin ihm aufrichtig dankbar, wie er es um Mama und mich verdient, und freue mich stets seiner Besuche, doch — ich kann wahrhaftig nichts dafür, Tante Renata, solch heftiges Verlangen nach einer innigeren Annäherung, wie es mich in Doktor Levins Gesellschaft ergreift, flößte mir Onkel Albrechts Gegenwart noch niemals ein. Auch von allen meinen Schulgenossen, die ich schon kennen gelernt habe, hat mich noch keiner so wunderbar angezogen wie dieser jüdische alte Arzt."

Renata zuckte schweigend die Schultern. Ihr flog es plötzlich seltsam durch den Sinn: Sollte am Ende die kleine Recha den hauptsächlich fesselnden Reiz auf Achim üben? Aber nein, sie ist ja noch ein Kind, und er noch mehr Knabe als Jüngling! So schnell, wie der Gedanke in Fräulein von Arnsfeld aufgetaucht, verwarf sie ihn wieder, und die herzbeklemmende, ahnungsvolle Empfindung gewaltsam niederkämpfend, versetzte sie auf Achims betrübt forschendes: „Bist Du mir böse, beste Tante Renata?"

„Bewahre, Achim! Aber um was ich Dich bitte: Laß Dich von Deiner Schwärmerei für Doktor Levin zu keinem unbesonnenen Schritte hinreißen. Will das Schicksal Deinen Wunsch erfüllen, geschieht es ohne unser Zuthun."

## VIII.

Es mußte wohl im Willen Gottes liegen, daß Joachims Wunsch sich erfüllen sollte. Ohne daß eins dem anderen die Stunde bestimmt, trafen wie auf geheime Verabredung Renata und Achim auf ihren täglichen Spaziergängen mit Doktor Levin und seiner Enkelin wiederholt zusammen. Dann gesellte sich der Arzt gewöhnlich zu der Baronesse, während Achim und Recha heiter plaudernd voranschritten. Auf einer dieser Wanderungen vertraute die kleine Jüdin ihrem Freunde, wie es die heißeste Sehnsucht ihres jungen Lebens sei, einmal in nächster Nähe einen Weihnachtsbaum brennen zu sehen! An jedem Heiligen Weihnachtsabend, sobald die Dämmerung herabsank, stand sie in einem dunklen Zimmer stundenlang am Fenster, Judiths heftigen Protest nicht beachtend! Das Gesicht gegen die kalte Scheibe gedrückt, harrte sie erwartungsvoll, bis hier und da und dort hinter den mehr oder minder dicht verhangenen Fenstern der gegenüberliegenden Häuser die Weihnachtslichter aufflammten. Dann wurde es ihr so feierlich zu Mute, daß sie in Thränen ausbrechen mußte. Sie beneidete die Christen um das schöne Fest, obgleich ihr Großpapa erklärt hatte, warum die Juden von der Feier ausgeschlossen waren.

Achim fühlte sich durch Rechas Geständnis tief bewegt. „Ich hole Dich —" auf ihr dringendes Bitten war es beim Du geblieben, wofür sie ihn Achim nennen mußte — „hole Dich am Weihnachtsabend herüber, wenn Dein Großvater nichts dawider hat," gelobte er in überwallendem Mitleid, und als Recha zagend einwarf:

„Und auch Fräulein von Arnsfeld!" versetzte er mit überzeugendem Eifer:

„Meine himmlisch gute Tante Renata erlaubt es, daran ist nicht zu zweifeln."

In der That gab Renata ohne Bedenken die erbetene Zusage, als ihr Achim in beweglichen Worten von dem Wunsche der kleinen Jüdin erzählte. Da auch Doktor Levin keinen Einspruch erhob gegen des Lieblings schmeichelnde Bitte, konnte Joachim sein Versprechen erfüllen und Recha zur festgesetzten Zeit abholen.

Blaß, zitternd vor Erwartung und Aufregung betrat sie an der Hand ihres freudestrahlenden Freundes den fremden, festlich geschmückten Raum. Mit unnennbarem Ausdruck hingen ihre dunklen, weitgeöffneten Augen an dem im Glanz zahlreicher brennender Wachslichtchen strahlenden Weihnachtsbaume; zugleich durchbebten Schauer der Andacht ihr junges Herz, als Fräulein von Arnsfeld, die vor ihrem Flügel Platz genommen, nach kurzem Präludium in eine Kirchenmelodie übergehend, zu singen anhob: „Vom Himmel hoch da komm ich her!"

Mit der wundervollen Altstimme Renatas mischte sich Joachims heller Tenor, und selbst die alte Lore summte mit zitternden Lauten die alte Weihnachts-Hymne mit. Recha lauschte mit angehaltenem Atem den erhabenen, feierlich-jubelnden Klängen. Als nach beendetem Liede Renata Achims Arm nahm, die andere freie Hand Recha reichte und freundlich sagte: „Jetzt laßt uns sehen, was der Weihnachtsmann gebracht hat," ließ die kleine Jüdin sich willenlos, wie in einer Art Verzückung zu dem Gabentisch unterm Christbaum führen, wo auch für den jungen Gast ein paar zierliche Kleinigkeiten bereit lagen. Sie nahm sie überselig in Empfang. Achim gewahrte beglückt, wie ein neues purpurrotes Seidenband, meist hielt ein solches ihre schwarzen Locken zusammen, sie besonders erfreute. Er hatte es selbst ausgesucht und gekauft und nickte vergnügt zustimmend, als Recha mit leuchtenden Blicken rief: „Ich trage es gleich morgen und übermorgen und dann immer nur an hohen Feiertagen."

Die kleine Recha war eine feine Beobachterin. Ihr unaussprechliches Wohlgefühl, welches sie in der Nähe dieser in innigster Harmonie verbundenen Familie, von welcher auch Lore ein Teil, beherrschte, blieb nicht frei von leisem Weh. Sie hatte weder ihre Mutter, welche mit dem eigenen Leben ihres Kindes Geburt erkaufen mußte, noch ihren Vater, der schon ein Jahr darauf der geliebten Frau in den Tod gefolgt war, gekannt, und hatte nie erfahren, was Elternliebe bedeutet. Wohl ließ der

Digitized by Google

Großvater es an nichts fehlen, die Verstorbenen der kleine Enkelin möglichst zu ersetzen, sie liebte ihn über alles! Aber, er war ein alter Mann, dabei ein vielbeschäftigter Arzt, dem seine Praxis und seine ununterbrochenen Studien nicht viel Zeit übrig ließen für Recha. Freilich! deshalb war ja Fräulein Judith da! Sie war eine sorgsame, gewissenhafte Erzieherin, meinte es gewiß aufrichtig gut mit ihrer Pflegebefohlenen, doch fehlte ihr die rechte Art und Weise, sich des Kindes Herz zu eigen zu machen. Mit ihrem spröden, fast schroffen Wesen, ihrer nüchternen Denkungsart gewann sie keine Fühlung für Rechas inneres glühendes, leicht der Schwärmerei sich zuneigendes Empfinden, blieb daher ohne Einfluß auf das Seelenleben ihrer Schülerin. Im übrigen gab die Letztgenannte dem Fräulein niemals Grund zur Klage, anscheinend herrschte zwischen beiden das beste Einvernehmen, aber wie geringe Befriedigung Rechas liebebedürftiges Gemüt dabei fand, ja, was sie eigentlich entbehrte, kam ihr an diesem Weihnachtsabend zum ersten Male deutlich zum Bewußtsein. Welche herzerquickende Eintracht waltete zwischen Renata von Arnsfeld und Achim? Beide gingen völlig auf im Sinnen und Trachten für das Glück des andern. Auch ihr kleiner Gast erhielt sein Teil von ihrer alles überströmenden Liebe, und dankbar, entzückt, glückselig öffnete Rechas junges Herz sich willig den neuen Eindrücken, die bei allem, was sie sah und hörte, sich ihr unauslöschlich einprägten. Wie gebannt hingen die glänzenden dunklen Kinderaugen an dem durchgeistigten, noch immer schönen Antlitz Renatas, bewundernd folgte ihr Blick den anmutigen Bewegungen der hohen Gestalt. Bei aller natürlichen Vornehmheit wie einfach, wie gütig, wie herzbezwingend klang ihre Rede, wie wußte sie jedes Wort den Empfindungen der jungen Welt anzupassen! Recha begriff Achims unbeschreibliche Verehrung für seine Tante Renata, diesen segenspendenden Genius für ihre Umgebung. Ein wundersamer Reiz — der Reiz edelster Weiblichkeit umschwebte sie, durchwehte die schlichten Räume, deren Herrin sie war, mit einem süßen Hauch stillen Friedens!

„Du hast Dir heute abermals ein Herz gewonnen, meine einzige Tante," sagte Achim nachher froh bewegt zu Renata, als beide sich wieder allein befanden.

„Es sollte mich freuen," entgegnete sie einfach, „der Liebe besitzt kein Mensch zu viel."

## IX.

Die begeisterte Schilderung, welche Recha über die köstlichen bei Fräulein von Arnsfeld verlebten Stunden ihrem aufmerksam lauschenden Großvater entwarf, veranlaßten den alten Herrn, an einem der nächsten Tage drüben seinen Besuch zu machen, um der vornehmen Dame für ihre Liebenswürdigkeit gegen seine junge Enkelin zu danken. Wieder, wie bei ihrem ersten Zusammentreffen, fühlten Doktor Levin und Renata sich sympathisch voneinander angezogen. Ihre lebhafte, stets zu neuen Erörterungen anregende Unterhaltung währte länger, als eigentlich zulässig für einen ersten Besuch und endete mit dem von der geistvollen Wirtin aufrichtig gemeinten Wunsche um eine baldige Wiederholung.

Erfreut sagte der Arzt zu, um dann seinerseits zu bitten: Fräulein von Arnsfeld möchte ihrem Neffen erlauben, sich gelegentlich sein kleines Museum anzusehen.

Unter den Sammlungen mannigfachster Art, die er auf früheren weit ausgedehnten Reisen im In- und Auslande erworben hatte, befanden sich einzelne seltene Stücke, die für den Jüngling von Interesse sein möchten.

Achims Besuch ließ nicht lange auf sich warten; von da an entwickelte sich zwischen hüben und drüben ein für beide Teile gleich reizvoller Verkehr, der allmählich an Intimität derart zunahm, daß endlich kaum ein Tag verging, an welchem nicht die kleine Recha bei Baronesse Arnsfeld erschienen wäre, und wiederum Joachim in Doktor Levins Museum und Studierzimmer in der Gesellschaft des durch umfassende Bildung ausgezeichneten Arztes eine lehrreiche Stunde verbracht hätte.

Je besser man einander kennen lernte, desto höher stieg Doktor Levins Verehrung für Renata; er wußte ihr nicht genug zu danken für das liebreiche Entgegenkommen, welches Recha bei ihr fand. Das schüchterne Kind, das sich außerordentlich schwer an fremde Personen anschloß, verkehrte außer mit Fräulein Judith, ihrer ernsten, pedantischen Erzieherin, mit keinem anderen weiblichen Wesen, bis es Fräulein von Arnsfeld kennen lernte. Ihr war es gelungen, das Herz des scheuen, stillen Mädchens im Sturme zu erobern; dem alten Großvater dünkte es fast wie ein Wunder. Aber da sein Scharfblick bald herausfand, daß die vornehme Dame mit einem reich gebildeten Geist die edelsten Herzenseigenschaften verband, konnte er sich und sein geliebtes Enkelkind nur beglückwünschen zu des Schicksals Gunst, das ihnen unverhofft die Bekanntschaft eines vorzüglichen Wesens vermittelt hatte.

Rechas und Achims bisheriger Lebensgang, selbst beider Charaktere, zeigten Ähnlichkeiten auf. Über beider Jugend wachte kein Vater- und Mutterauge, und doch treu gehütet, unter dem Schutze zärtlicher Verwandtenliebe, wuchsen sie herrlich heran. Gleichwie die kleine Jüdin die Einsamkeit liebte, zog Achim die alleinige Gesellschaft Tante Renatas viel hundertmal dem lauten, lärmenden Kreise seiner Schulgenossen vor.

Ein grüblerischer Hang, der zuweilen besonders hervortrat, erfüllte Renata mit geheimer Besorgnis. Um alles in der Welt sollte ihr kluger, geweckter Liebling kein einseitiger Hypochonder werden, der, um das Warum des Warum zu ergründen, sich dereinst scheu in sich selbst zurückzog und in fruchtlosen Grübeleien sein Leben verbrachte. Zwar schwebte ihm eine nutzbringende Thätigkeit zum Wohle der Menschheit vor der Seele, hauptsächlich der Gedanke an seinen ärztlichen Beruf zauberte ihm weltbeglückende Zukunftsbilder vor. Er wollte ein unermüdlicher Forscher werden, ein Pfadfinder und Bahnbrecher

Digitized by Google

neuer, fruchtbarer Ideen auf vielfach noch dunklen Gebieten der weitverzweigten, erhabenen Wissenschaft, welcher er sein Leben zu weihen gedachte.

Für Renatas ernste Warnungen — ihr erschloß Achim ja rückhaltlos sein geheimes Wünschen und Sehnen — nicht zu viel von der Zukunft zu erwarten, hatte er nur ein siegesgewisses Lächeln. Der Baronesse galt es als Gewißheit, daß der feurige Schwärmer unerfüllbaren Idealen nachjagte. Schwere, bittere Enttäuschungen sah sie für ihn voraus. Da lernte sie Doktor Levin kennen. Er erschien ihr der geeignete Mann, Achims verworrene Ideen zu klären, sein zielbewußtes, aber zu hoch gespanntes Streben in eine bestimmte, sichere Bahn zu leiten. Aus diesem Grunde begünstigte sie des Jünglings Verkehr mit dem jüdischen Arzte, obgleich der hohe Altersunterschied ihr anfänglich manche Bedenken erregt hatte, die aber gänzlich schwanden, je offenkundiger der segensreiche Einfluß sich bemerkbar machte, den der kenntnis- und erfahrungsreiche, welt- und menschenkundige Gelehrte auf den jugendlichen Stürmer übte.

Allmählich gestalteten sich die Beziehungen zwischen den beiden Familien so innig, daß es jedem fast unbegreiflich erschien, wie es eine Zeit hatte geben können — und sie lag noch gar nicht weit zurück — wo man sich nicht gekannt und vielleicht oft fremd und achtlos aneinander vorübergegangen war.

(Fortsetzung folgt.)

# Am Alsterufer.

Aus der Chronik eines hansischen Patrizierhauses

von

**Gustav Kopal.**

(Schluß.)

In einer anderen Ecke des Lokals saß ein Herr, der, wie die meisten anderen Gäste, bei dem Knalle einen Blick auf die beiden Besteller warf, ihn aber nicht gleichgültig wieder abwandte, wie die Mehrzahl der Anwesenden.

Es war Doktor Arthur Helling, der, in die Lektüre einer Zeitung vertieft, die beiden Herren bisher noch nicht bemerkt hatte.

Herr von Altenbach und Herr Hartog waren zu sehr mit ihrem wichtigen Gespräche beschäftigt, um auf etwas anderes zu achten.

Helling nahm das Blatt wieder zur Hand, schenkte aber dem Inhalt, der ohnehin infolge der noch herrschenden Censur sehr kraftlos war, keine Aufmerksamkeit mehr und beobachtete die beiden Sprechenden.

Er murmelte vor sich hin: „Da müßte mich mein inneres Gefühl ganz außerordentlich täuschen, wenn das Gesicht, mit dem der Baron erzählt, nicht auf einen Schurkenstreich schließen läßt, den er begangen hat und mit dem er jetzt prahlt.“

Doktor Helling legte die Zeitung fort, wählte, nach einer anderen suchend und endlich ein auswärtiges Journal zur Hand nehmend, einen neuen Platz, von dem aus er die beiden Herren bequem beobachten konnte, während er selbst im Schatten einer Säule möglichst verborgen blieb. Er verschmähte es, auch nur den Versuch zu machen, das Gespräch zu belauschen. Übrigens erzählte der Baron mit gedämpfter Stimme und hatte sich vorher umgesehen, ob auch kein Lauscher in der Nähe weile.

Die Geschichte, die der Baron vortrug, währte recht lange. Dessen ungeachtet schien sie den Dandy ungemein zu interessieren, der mit offenem Munde zuhörte und den Champagner in seinem Kelchglase sündhaft verbrausen ließ.

Arthur hatte durch den langjährigen Verkehr mit dem Taubstummen eine große Übung darin gewonnen, aus dem Mienenspiel und den Gebärden bei einer Unterhaltung auf ihren Inhalt zu schließen. Oftmals belustigte er sich, dergleichen Kombinationen anzustellen. Zwar war es ihm nicht möglich, über den Gegenstand des hier geführten Gespräches Gewißheit zu erlangen. Unwiderstehlich drängte sich ihm jedoch die Überzeugung auf, daß sein Gegner sich einen Bundesgenossen zu sichern suchte, der durch die ihm zu Gebote stehenden ansehnlichen Geldmittel gefährlich werden konnte.

Endlich schien ein Übereinkommen besprochen zu werden. Es gelangte ersichtlich zum Abschlusse. Die beiden Herren reichten sich die Hände, stießen mit den Gläsern an und ließen dann Schreibmaterial kommen. Der Baron beschrieb einen halben Bogen, unterzeichnete und reichte dann das Papier dem Kaufmann, der es prüfend durchlas, zustimmend nickte und es in seine Brieftasche legte.

Der Advokat dachte: „Das Ding sieht einem Revers so ähnlich, wie ein Ei dem andern. Die triumphierende Miene des Spielers scheint mir nichts Gutes zu bedeuten. Von meiner Contremine muß er keine Ahnung haben, denn dagegen hilft auch das Geld nicht, das ihm Hartog zur Verfügung stellen könnte.“

Die beiden Herren standen jetzt auf. Herr Hartog griff nach Hut und Handschuhen und bezahlte die Kollation. Der Baron begleitete den Kaufmann noch einige Schritte, als dieser das Lokal verließ.

Digitized by Google

„Wahrhaftig, Baron, Sie sind ein wahrer Don Juan."

„Zu jener Zeit war ich es," lachte der alte Herr, „und der Humor ist, daß mir meine Jugendstreiche noch Vorteil bringen. Gewöhnlich pflegt das Gegenteil der Fall zu sein. Hoffentlich bringt mir mein Glück in der Liebe heute abend nicht Unglück im Spiel."

Weiteres vernahm Doktor Helling nicht. In gedämpftem Tone fügte der alte Herr noch hinzu: „Apropos, können Sie mir einstweilen bis Ende der Woche mit fünfhundert Mark Courant aushelfen? Ich erwarte meine Revenuen und bin gerade knapp bei Kasse."

„Mit dem größten Vergnügen," antwortete Hartog, sich zu einem verbindlichen Lächeln zwingend, dessen süßsaurer Charakter indessen ziemlich deutlich ausgeprägt erschien. „Wohin soll ich Ihnen das Geld senden?"

„Bringen Sie es mir mit in den Klub."

„Heute bin ich verhindert, habe auch schon abgesagt," antwortete der Dandy. „Das Roulette hat mich überhaupt in der letzten Zeit mehr Geld gekostet als ich verantworten kann. Übermorgen komme ich zwar, werde aber sehr mäßig pointieren."

„Gut denn, ich werde hier bleiben und Ihre Sendung erwarten."

Die beiden Herren nahmen Abschied voneinander. Der Kaufmann ging, der alte Herr kehrte an seinen früheren Platz zurück.

Arthur beschloß, einstweilen seine Beobachtung fortzusetzen. Er hoffte, vielleicht noch etwas für ihn Wichtiges zu erkunden. Auch keimte in ihm der Entwurf zu einem neuen Angriffsplane, der den schädlichen Einfluß des Barons neutralisieren sollte. Die letzten Worte, die er gehört hatte, leiteten ihn auf eine Spur, der er, wenn möglich, zu folgen beschloß. „Heute abend Unglück im Spiel", hatte der Baron befürchtet. Der Advokat knüpfte seine Gedankenverbindung an diese ihm bemerkenswert scheinenden Worte.

Der alte Spieler vertilgte nunmehr den Rest der Austern und des Champagners und lächelte sarkastisch dabei. „Betrogener Betrüger!" sagte er vor sich hin. „Diesmal hast Du einen Gewitzteren gefunden. Ich bin für jeden Fall gedeckt. Daß Mathilde einen solchen Gecken nicht zum Gemahl nehmen wird, ist so gut wie gewiß. Einstweilen will ich ihn auspressen, wie dies Citronenschnittchen hier. Von dem unfehlbaren Ausgange meines Prozesses habe ich ihn ja überzeugt."

Er nahm eine bequeme Stellung ein, sah starr in die glühenden Kohlen des Ofens und versank in tiefe Gedanken. Vor den Augen des alten Spielers gestalteten sich die leuchtenden Punkte zu blanken Goldstücken, und wiederum stieg in seiner Phantasie das Bild des gestern erblickten Geldhaufens auf.

Langsam verging eine Stunde.

Ein Comptoirbote kam, sprach mit einem Kellner und ging dann auf den Baron zu, dem er einige Geldrollen einhändigte. Dies regte den alten Herrn einen Augenblick aus seiner Apathie auf. Als er das Geld nachgesehen und eine ihm überreichte Quittung unterschrieben hatte, steckte er die Summe gleichgültig ein und versank wiederum in seine wachen Träume.

Vergebens wartete der Bote einige Sekunden, in der Hoffnung, ein Trinkgeld zu erhalten.

Doktor Helling langweilte sich nachgerade arg. Indessen er beschloß auszuharren. Er las alle Zeitungen, die das Lokal bot, und löste einige Schachprobleme. So verging geraume Zeit. Nach und nach kamen die Stammgäste der Halle, lasen die Speisekarte zweimal genau durch und bestellten dann das gewöhnliche halbe Beefsteak. Ein Bekannter Arthurs setzte sich zu ihm und plauderte; jetzt verstrich die Zeit schneller.

Endlich stand der alte Herr auf und entfernte sich. Doktor Helling folgte ihm. Der Baron begab sich in eins der ersten Hotels und ging dort in ein Zimmer der Beletage, das, wie der Advokat wußte, häufig zur Abhaltung kleiner Versammlungen diente.

Gleich darauf trat Doktor Helling, sein Taschentuch vor das Gesicht drückend, als litte er an Zahnweh, in dasselbe Zimmer ein. Es war ein kleines, halbdunkles Vorgemach. Hier aber wurde er von einem ältlichen, schwarzgekleideten Manne mit abschreckender Habichtsphysiognomie angehalten und nach seinem Begehren gefragt.

„Einer meiner Freunde wollte mich in den Klub einführen," sagte der Advokat. „Ich weiß nicht, ob er mir dies Zimmer richtig bezeichnet hat."

„Wie lautet der Name Ihres Freundes?"

„Herr Hartog," antwortete auf gut Glück Doktor Helling.

„Ist noch nicht da. Bitte, wollen Sie einstweilen hier Platz nehmen."

Ein anderer Herr kam; er schien ein verabredetes Zeichen mit dem Thürhüter zu wechseln, der ihm sofort Einlaß gewährte. Nur einen flüchtigen Blick konnte der Advokat durch die Spalte der sich öffnenden Thür des zweiten hellerleuchteten Zimmers werfen. Aber was er sah, das genügte ihm. Auf dem Tische war ein großes grünes Wachstuch mit bunten Feldern und Zahlen ausgebreitet, eine Croupier-Krücke lag darauf.

„Hartog wird vielleicht unten im Gastzimmer auf mich warten," sagte der Advokat, „ich werde einmal nachsehen."

Er ging und begegnete noch einem Klubmitgliede, in dem er eine sehr gut situierte Persönlichkeit erkannte. Der Klub schien aus Mitgliedern der „oberen Zehntausend" zu bestehen.

Doktor Helling ging in das Gastzimmer und ließ sich ein Glas Wein geben. Er winkte einem Kellner, der ihn persönlich kannte.

„Wissen Sie nicht, Jean, wie das Klubzimmer im ersten Stock für diese Woche besetzt ist? Unser Verein muß demnächst wieder eine Versammlung abhalten."

Der Kellner gab Auskunft und erwähnte dabei, wie Helling erwartet hatte, desjenigen Klubs, der heute und übermorgen versammelt war.

„Was ist das für ein Klub?" fragte der Jurist.

Digitized by Google

„Ich weiß den Namen nicht. Er verzehrt sehr gut. Leider giebt es keine Trinkgelder. Wir stellen feinste kalte Küche für zwanzig Personen auf das Büffett; die Herren schließen sich ein und bedienen sich selbst."

„Das ist ja geheimnisvoll. Vielleicht eine neue Art von Freimaurern, oder eine revolutionäre, politische Gesellschaft."

„Ja," nickte Jean, „das meint der Alte auch. Er ist nicht neugierig, ihm genügt, daß die Herren gut verzehren und daß sehr feine Gentlemen aus den besten Kreisen dabei sind. Ein Hazardspiel-Klub wird es nicht sein, denn Karten werden nicht verlangt. Darauf ließe sich auch unser Etablissement ersten Ranges nicht ein."

„Also übermorgen wäre das Zimmer wieder besetzt, die übrigen Tage der Woche frei," beendete der Advokat das Gespräch; „ich werde mit den anderen Vorstandsmitgliedern Rücksprache nehmen und eventuell Bescheid hersenden."

Er zahlte, verließ das Hotel und warf noch einen Blick nach den dichtverhüllten Fenstern des ersten Stockes. „Also übermorgen tagt abermals der Klub," murmelte er. „Dann wollen wir uns doch den Scherz bereiten, diese Privat-Spielhölle durch die Polizei sprengen zu lassen. Vielleicht wird die Behörde auch ein Wörtchen mit dem Baron sprechen, der aller Wahrscheinlichkeit nach zu den Entrepreneurs gehört. Es wäre für unsern Zweck außerordentlich dienlich, wenn er eine Zeitlang den Schatten des Winserbaumes genösse. Unterdessen vollzieht sich, was er zu hindern sich vorgenommen hat."

## Fünfzehntes Kapitel.

Am folgenden Nachmittag widmete sich der Baron von Altenbach, genannt von Bach, in dem von ihm bewohnten kleinen möblierten Zimmer, das er seit einiger Zeit mit dem teuren Hotellogis vertauscht hatte, einer Beschäftigung, die nicht allzuviel Zeit erforderte: Er zählte seine Barschaft.

Der vorhergehende Abend hatte ihm wiederum einmal den Beweis geliefert, daß sein „System" immer noch verbesserungsbedürftig sei. Er hatte von dem ihm von Hartog übersandten Gelde fast alles verloren. Der Rest reichte nicht zu den großen Coups, die ihm, seiner Überzeugung nach, die schließlich nicht ausbleibende goldene Ernte eingetragen hätten.

Was nun?

Heute schon wieder Herrn Hartogs Freundschaftsdienste in Anspruch zu nehmen, erschien kaum thunlich; es fehlte an einem plausiblen Vorwande, und einen solchen zu finden, zermarterte der alte Spieler geraume Zeit hindurch sein Gehirn mit Grübeln. Ihm fiel nichts Brauchbares ein.

Es dunkelte. Er beschloß, einen Spaziergang zu machen. Langsam dahinschlendernd gelangte er zum Jungfernstiege. Auf das Eisen des Geländers gelehnt, starrte der Spieler die breite strahlende Bahn an, die der Vollmond auf die leicht bewegte Wasserfläche zeichnete, gegen deren silbernen Schimmer der schwache rötliche Schein der durch Öl erleuchteten Laternen und einiger heller Fenster einen eigenartigen Kontrast bot. Alle die Lichtpunkte verwandelten sich vor der aufgeregten Phantasie des von seiner Leidenschaft ganz beherrschten Menschen in verführerisch blinkende Schätze.

Wiederum gedachte er der größeren Barsumme, die er in der Klinghausschen Villa auf der breiten Platte des Sekretärs hatte liegen sehen.

„Unbedingt würde die Summe genügen, um morgen abend die Bank zu sprengen," murmelte er vor sich hin. „Wie schade, daß der Bediente dazwischen kam! Es wäre eine anständige Abschlagszahlung auf meine Ansprüche gewesen, und sicherlich hätte die Gewandtheit meiner Rede sie dem unerfahrenen Mädchen abgeschwatzt. Ich hätte die Unterredung erzwingen müssen um jeden Preis."

Er nahm auf einer Bank Platz und fuhr in seinem Selbstgespräche fort, bald halblaute Worte äußernd, dann wieder innerlich den Gedankenfaden weiter spinnend: „Eine Unterredung mit meiner Tochter muß ich herbeiführen. Aber wie? Die Thür wird mir verwehrt werden, das unterliegt keinem Zweifel. Doch geht's nicht durch die Hauptthür, so hilft vielleicht ein Hinterpförtchen, sagt ein alter Spruch — ha, was fällt mir da ein? Es giebt ja eine Nebenthür der Villa Klinghaus, zu der ich vor etwa drei Jahrzehnten den Schlüssel besaß. Schade nur, daß dieser im Laufe der Zeiten verloren gegangen ist! Ich habe keine Ahnung, wo das Ding geblieben sein mag; jedenfalls ist es nicht mehr in meinem Besitze. Sonst böte mir dieser Umstand eine leicht zu verwertende Möglichkeit, abermals überraschend vor mein Töchterlein zu treten. Habe ich doch neulich beim Besuche der Villa bemerkt, daß dort alles unverändert geblieben ist. Die kleine Thür in der Gartenmauer, dicht neben dem Eingange zum Wintergarten, besteht noch. Es knüpfen sich für mich allzu interessante Erinnerungen an dies Pförtchen, als daß es mir nicht aufgefallen wäre. Der nach den Bleichereien an der Alster führende Weg zwischen den Zäunen und Hecken existiert also gleichfalls noch. Dies Hinterthürchen kann mir vielleicht noch gute Dienste leisten.

„Wenn ich ein Einbrecher von Profession wäre, so käme mir die Kenntnis der Hausgelegenheit hier brillant zu statten. Einen Hund hat das Fräulein Klinghaus jedenfalls nicht gehalten; sie war stets diesen Tieren abhold. Das Schloß der Hinterthür ließe sich in Wachs abdrücken. Der Eingang zum Wintergarten, eine schwache Glasthür, wäre mit etwas Seife, einem dicken Lappen und einem Faustschlage leicht geöffnet. Den Rollverschluß des mir gleichfalls noch erinnerlichen großen Sekretärs sprengt auch das einfachste Brecheisen. Ich brauchte wahrhaftig nur zuzugreifen, um einen Teil dessen zu holen, was mir gebührt. Nicht einmal gerichtlich bestraft könnte ich werden, wenn man mich abfaßte und arretierte, denn die Besitzergreifung desjenigen, was thatsächlich mein Eigentum ist, wäre selbstverständlich nicht strafbar. Abgesehen davon, die gute

Digitized by Google

Tochter würde unter keinen Umständen ihren Vater als Einbrecher der Polizei übergeben. — Doch ich verliere mich da in unfruchtbare Gedanken. Den Einbruch zu inscenieren, habe ich wahrlich noch keine Veranlassuug. Es läßt sich schon auf andere Weise zu Geld gelangen."

Der alte Herr sann noch eine Weile nach. Seine wenigen näheren Bekanntschaften waren entweder schon die Gläubiger des Barons geworden, oder es durfte nicht auf Darleihung der von dem Spieler so heiß ersehnten größeren Summe gerechnet werden.

„Das Gartenpförtchen will mir nicht aus dem Sinn," sagte er endlich zu sich selbst. „Es soll und muß mir dereinst zu einem Zwiegespräch mit meiner ungeratenen Tochter verhelfen! Und weshalb schiebe ich auf, was sich schon heute thun läßt? Es ist noch leidlich früh am Abend, die frühe Dunkelheit begünstigt mein Vorhaben; ein Spaziergang zum Dammthor hinaus wird mir gut thun. Also es gilt zunächst, etwas Wachs zu beschaffen und das Schloß darin abzudrücken. Der Schlüssel war, wie ich mich deutlich erinnere, ziemlich einfacher Art; jeder Schlosser fertigt mir nach dem Abdrucke eine brauchbare Doublette an. Rasch ans Werk!"

Schnellen Schrittes begab er sich nach dem Voglers Walle, um in einer Holländisch-Waren-Handlung einige Stücke Nähwachs zu kaufen, die er dann, in sein Zimmer zurückgekehrt, durch Zusammenschmelzen zu einem größeren Klumpen vereinte.

„So," sagte er befriedigt zu sich selbst, „das Handwerkszeug wäre beschafft. Nehme ich eine Waffe mit? Schaden könnte es nicht. Die benachbarten Bleicher pflegen große Hunde zu halten."

Er nahm einen Stock zur Hand, in dem ein kurzer stiletartiger Stoßdegen verborgen war, und beschloß dann, auch noch ein ungeladenes Terzerol als Schreckwaffe mitzunehmen. Dieses steckte er in eine der großen inneren Taschen seines alten Radmantels und machte sich dann auf den Weg.

Nachdem er am Dammthore die damals noch bestehende, den Hamburgern in ihrer großen Mehrzahl so antipathische Sperrabgabe erlegt hatte, brachte ihn ein Viertelstündchen scharfen Ausschreitens zu der in der That noch vorhandenen, wenn auch wohl seit Jahrzehnten nicht geöffneten Gartenthür, die zu den großen Bleichereien am Alsterufer führte und zu alten Zeiten dem Dienstpersonal eine bequeme Verbindung mit diesen nützlichen Anstalten gewährt hatte.

Das Schloß erschien arg verrostet, wie der Baron bemerkte, als er ein chemisches Taschenfeuerzeug hervorgezogen und durch Eintauchen eines Hölzchens eine kleine Flamme hatte aufleuchten lassen.

Unmutig schüttelte der alte Spieler den Kopf: „Da wird's wenig nützen, von dem Wachse Gebrauch zu machen," brummte er. „Selbst mit dem mir verloren gegangenen Schlüssel würde ich dies vom Rost ganz zerfressene Ding kaum öffnen können. Der Weg war nutzlos. — Doch soll ich so ganz unverrichteter Dinge wieder umkehren? Wer weiß, vielleicht wandelt mein Töchterchen gerade jetzt unter den Wipfeln der prächtigen Bäume des Gartens und schwärmt im Mondenscheine. Wie gern möchte ich das Terrain rekognoscieren!"

Ihm kam ein Gedanke. Er versuchte mittelst des Stilets das Schloß zu sprengen, erreichte aber nichts; die Spitze drohte nutzlos abzubrechen. Ärgerlich stemmte nunmehr der noch immer kräftige Mann mit voller Wucht seine Schulter gegen die nach innen schlagende Pforte. Es knackte und knirschte in dem verrosteten Eisen. Noch ein heftiger Anprall beseitigte den letzten Widerstand. Die Thür sprang krachend auf, die Angeln kreischten.

In der Nähe schlug ein Bleicherhund an; gleich darauf schien sich das Thier mit schnellen Sprüngen zu nähern, so däuchte dem Baron. Er trat mit raschem Entschluß in den Garten und schloß die Pforte wieder, so gut es ging.

Das Gebell hörte bald auf. Dann blieb alles still.

Der Spieler näherte sich vorsichtig dem Hause, dessen Fenster sämtlich dunkel waren. Durch das Gezweig der alten Bäume fiel genügendes Licht der Mondesstrahlen, um ihn den von alten Zeiten her noch ziemlich bekannten Weg wiederfinden zu lassen.

Vorsichtig probierte er den Drücker der Glasthür des Wintergartens. Sie war unverschlossen. Rasch schlich der Eindringling auf den Zehen durch das Glashaus. Er fand auch den Eingang zum Salon unverwehrt; die Thür stand sogar weit geöffnet.

Der Baron erstaunte einigermaßen über diese ihm unbegreifliche Unvorsichtigkeit (dafür hielt er es), indessen er besann sich nicht lange. Mit zwingender Gewalt zog ihn ein instinktives Gefühl zu dem großen Sekretär, auf dessen Platte er kürzlich die beträchtliche Geldsumme hatte liegen sehen. Abermals entnahm er das Stilet dem Stocke und schob es in die Fuge, die den Rollverschluß von dem Untersatze trennte. Diesmal that das improvisierte Diebeswerkzeug bessere Dienste, denn die Hebelkraft wirkte, die Schrauben der Schloßzwinge lösten sich, der Verschluß klaffte, und dieser konnte, als der Baron mit einem dem Kaminvorsatze entnommenen Schüreisen nachhalf, rasch völlig beseitigt werden.

Die einzelnen in das Gemach dringenden Mondesstrahlen genügten, um dem Baron zu seiner verbrecherischen Thätigkeit zu leuchten. Nunmehr zog er abermals sein chemisches Feuerzeug hervor und ließ ein Flämmchen aufleuchten. Verführerisch blitzten Gold- und Silberhaufen vor seinen gierigen Augen. Der weitaus größte Teil der kürzlich von Herrn Salomon überbrachten Summe war noch nicht seiner Bestimmung zugeführt worden.

Rasch raffte der Baron alles, was ihm in die Hände fiel, lose Münzen, Geldrollen, Papiere und Dokumente, zusammen; die geräumigen Taschen des Radmantels boten hinreichend Platz für die Beute.

Da ertönte hinter ihm ein scharfer heiserer Schrei, gleich dem Krächzen eines Raben. Er fühlte sich gepackt und zu Boden geworfen.

* * *



Digitized by Google

Es war eine herrliche Frühlingsnacht, so sommerlich warm, daß auch die braunen Knospen der vorsichtigen alten Bäume sich zu entfalten begannen, während das leichtsinnige Volk der Gebüsche längst schon im vollen Schmucke der grünen Sprossen prangte. Die schlummernde Erde schien im Strahle des Vollmondes zu träumen und die erquickende Nachtluft beseligt einzuatmen, als fühle sie in dem warmen Hauche den Brautkuß des Lenzes.

Der magische Einfluß des Mondlichtes, der auf der vom leisen Nachtwinde bewegten Außenalster eine weite schimmernde Silberfläche bildete, hatte Erwin in den Garten geführt. Mit ganzer Seele gab er sich dem Zauber der erwachenden Natur hin.

Die Glocken der fernen Stadt, deren Klang in der nächtlichen Stille weithin getragen wurde, verkündeten schon eine späte Stunde, ehe Erwin an die Heimkehr dachte, an die ihn ein am fernen Horizonte wetterleuchtendes Gewitter mahnte, dem schon einzelne Wölkchen vorauseilten, die glänzende Mondscheibe zeitweilig verdunkelnd.

Langsam wandelte Erwin durch den Garten zurück, in selige Träume versunken. Seine Liebe zu dem schönen Mädchen war jetzt fast zur abgöttischen Verehrung gesteigert worden. Nur in ihrer Nähe fühlte er sich glücklich, nur für sie lebte er. Kaum konnte er den berauschenden Gedanken fassen, daß er in wenig Tagen Mathilde sein Weib nennen sollte. Sie hatte in den entscheidenden Schritt eingewilligt, ohne Erwin ahnen zu lassen, welches Opfer sie brachte. Sobald wie nur möglich sollte die Reise angetreten werden, die nach kurzer Fahrt als Hochzeitsreise fortgesetzt zu werden bestimmt war. Doktor Helling selbst hatte, getreu seinem Versprechen, die nötigen Vorbereitungen zum Teil auf sich genommen: Ein Dampfer zur Fahrt nach Helgoland war eigens gechartert worden, und der Bankier Salomon hatte Wechselbriefe auf London gesandt, welche Stadt das nächste Reiseziel war. Erwins Glück schien gesichert, keine Wolke drohte an dem Himmel seiner Seligkeit.

Vor der Villa angelangt, sandte er noch einen Blick nach den Fenstern des oberen Stockes, die in Dunkelheit gehüllt waren. Nur einzelne Strahlen des Mondes spielten auf den Scheiben. Das Licht in Mathildens Schlafgemach war längst erloschen.

Der Taubstumme trat in den Wintergarten und wollte gerade die Glasthür verschließen, als ihn ein im Salon plötzlich aufflammender Lichtschein stutzig machte.

Er näherte sich dem Eingange und erblickte eine Gestalt, beschäftigt, die Taschen mit dem Inhalte des erbrochenen Sekretärs zu füllen.

Es fehlte Erwin weder an persönlichem Mute, noch an Körperkraft. Er stürzte sich ohne Zögern auf den Fremden, packte ihn und stieß dabei einen heiseren unartikulierten Schrei aus, wie er sich durch die höchste Erregung aus der Brust der Taubstummen ringt.

Ein kurzes grimmiges Ringen folgte. Der Baron war der Schwächere, er vermochte nicht, den Gegner abzuschütteln. Da berührte seine Hand einen kalten Gegenstand; es war das Stilet. Schnell ergriff er es und stieß es dem ihn am Boden Festhaltenden in die Seite.

Der Taubstumme sank zusammen, sein Griff löste sich. Der Baron sprang auf, ergriff das Stilet samt der hölzernen Scheide und eilte durch die offen gebliebene Thür ins Freie. Es war hohe Zeit; zwar hatte der Kampf nur wenige Sekunden gedauert, aber Erwins lauter Schrei mußte von einem der im Untergeschoß noch wachenden Diener gehört worden sein, denn rasche Schritte näherten sich.

Als der Entfliehende die Gartenthür passierte, leuchtete schon ein heller Lichtschein in der Villa auf, und wie ein herzzerreißender Wehruf klang es gedämpft in die Ferne. Doch kam niemand hinzu, der den flüchtigen Verbrecher hätte aufhalten können. Ungehindert entkam er.

## Sechzehntes Kapitel.

Am folgenden Vormittage erwachte der Baron von Altenbach erst zu vorgerückter Stunde aus dem bleischweren Schlafe, in den er gegen Morgen gefallen war. Er hatte sich, nachdem er das Dammthor wiederum passiert und seine Wohnung erreicht hatte, dort des Radmantels mit dem schweren Inhalte entledigt. Dann war er unter Mitnahme geringer Barschaft schleunigst in eine Wirtschaft gegangen, wo man ihn kannte, hatte dort an einem in mäßigen Umsätzen sich bewegenden Glücksspiele teilgenommen und ein immerhin annehmbares Sümmchen eingeheimst, da die launische Fortuna ihm wiederum einmal einen Gnadenblick schenkte. Hauptsache für ihn war, seine Abwesenheit von dem Orte des Verbrechens beweisen zu können, welchen Zweck er durch Zurückstellen einer Wanduhr, deren Zeiger er im Laufe des Abends unbemerkt wieder vorrückte, erreicht zu haben hoffte. Zwei der anwesenden Herren waren durch das Manöver getäuscht worden; sie hätten dem Baron, der dafür sorgte, daß ihnen die Feststellung der Zeit leicht in das Gedächtnis zurückgerufen werden konnte, erforderlichen Falles als wertvolle Zeugen dienen können. Erst zu sehr später Nachtstunde war der alte Spieler in seine Behausung zurückgekehrt und hatte sich dort noch stundenlang ruhelos auf dem Lager gewälzt, ohne Schlaf finden zu können. Seine Kleidung hatte er noch in der Nacht sehr sorgfältig geprüft, ob etwa Blutstropfen darauf gefallen seien. Das war nicht der Fall gewesen.

Als er, wie erwähnt, zu später Vormittagsstunde erwachte, suchte er seine Gedanken zu ordnen, denn während der Nachtstunden war ihm höchst wüst und wirbelig zu Mute gewesen. Er konnte kaum begreifen, wie er zu der That gelangt war, die übrigens sein Gewissen wenig beschwerte.

„Und wer mag mein Gegner gewesen sein?“ so überlegte er. „Der Taubstumme jedenfalls nicht, denn ich hörte deutlich den Schrei der Überraschung. Also einer der Lakaien? Doch weshalb rief der Mensch

Digitized by Google

nicht fortwährend laut um Hilfe? Aha! Da hab' ich es! Aller Wahrscheinlichkeit nach war es ein Gauner, der dasjenige zur Beute machen wollte, was mich ein Zusammentreffen von Umständen auffinden ließ. Ja, so wird es sein! Deshalb fand ich auch die Thüren bereits geöffnet. Mein Kommen verscheuchte den Kerl; nachher wird er aus einem Versteck herangeschlichen sein und mich für einen seinesgleichen gehalten haben. Da war es ja mein Glück, daß ich ihn so rasch kampfunfähig machen konnte. Um so besser, daß ich das Geld genommen habe, nun bleibt es in der Familie."

Der Spieler begab sich nunmehr daran, die aus der Villa fortgetragenen Gegenstände aus dem Radmantel zu nehmen und sie auf den Tisch zu legen, sowie das Geld zu sortieren und zu zählen. Diese Beschäftigung zog ihn so sehr an, daß er sich bald aller Gedanken an das Ereignis der vergangenen Nacht entschlug.

Das Geld und das Silber waren bald in funkelnden Haufen aufgestellt. Es war eine nicht unbeträchtliche Summe, die schon das gemünzte Geld repräsentierte. Aber auch noch einige Wechsel fanden sich unter den Schriftstücken.

„So gut wie bar Geld," murmelte der Baron sehr befriedigt, „zusammen dreihundert Pfund Sterling in drei Wechseln auf London, in blanco indossiert. Und hier gar noch Banknoten, eine herrliche Erfindung!"

Hastig stöberte er die geraubten Papiere durch, bis sich nichts weiter von Wert fand. Er summierte die einzelnen Teile.

„Im ganzen mehr als achttausend Thaler," schloß er die Berechnung, und seine Augen blitzten vor Genugthuung. „So viel habe ich lange nicht besessen. Jetzt muß die Bank daran glauben. Heute abend sprenge ich sie mit Bestimmtheit."

Der alte Spieler war von dem Gedanken an die große Summe, die er in seinen Händen sah, so aufgeregt, daß er lange Zeit nicht daran dachte, die vor ihm liegenden Papiere und Briefe genauer durchzusehen. Endlich fiel sein Blick wieder darauf, und er begann zu sie durchblättern.

„Was?" rief er, mit einem Fluche aufspringend. „Das ist ja die Handschrift meiner verstorbenen Frau!"

Es waren die Briefe an Frau Walther, die Mathilde in dem Nachlasse gefunden hatte.

Der Baron durchflog drei oder vier der Schriftstücke und schüttelte enttäuscht den Kopf: „Aus diesem Wust von Sentimentalität wird sich kaum etwas Reelles herausfinden lassen," murrte er. „Hat Zeit bis morgen! Heute muß ich an Wichtigeres denken."

Er schob die sämtlichen Briefe der verstorbenen Baronin zur Seite.

„Was haben wir hier? Eine Anzahl unbezahlter Rechnungen. Fort damit. Uud hier wieder Briefe."

Als der Baron einige Geschäftsbriefe, Kondolenzschreiben ꝛc. gelesen hatte, langweilte ihn diese Lektüre so sehr, daß er sämtliche Briefe und Papiere zusammenlegte und sie in eine Schublade seiner Kommode verschloß.

Hätte er geahnt, daß er ein Schriftstück in Händen gehabt hatte, das für ihn von unschätzbarer Wichtigkeit war! Der Brief Arthurs an Mathilde, der zur Reise riet, befand sich unter den Papieren.

Aber der alte Spieler hatte heute für nichts anderes Sinn, als für das „System", das er sich herausgeklügelt hatte, da in seinen Händen eine genügend große Summe war, um es durchzuführen. Er blieb den ganzen Tag auf seinem Zimmer, sich kaum die Zeit zum Einnehmen der Mahlzeiten gönnend, die er aus einem Speisehause holen ließ. Immer wieder von neuem grübelte er seinem Operationsplane nach.

Erst am Nachmittage war er mit seinen mathematischen Berechnungen zu Ende, und triumphierend glänzten seine Augen, als er die Ergebnisse zu einer Tabelle ordnete. Den ganzen Rest des Tages verbrachte er damit, immer neue Versuche anzustellen, die auch sämtlich glücklich ausfielen. Das System schien untrüglich.

Als die für den Anfang der „Klubsitzung" bestimmte Stunde geschlagen hatte, begann der Baron seine Taschen mit dem gestohlenen Gelde zu füllen.

Das Terzerol, das er gestern als Schreckwaffe mitgeommen hatte, lag noch auf dem Tische.

Einen Augenblick betrachtete es der Baron starr. Wie fast alle Spieler war er abergläubisch und legte hohen Wert auf günstige oder ungünstige Vorzeichen. Die Mündung der Waffe erinnerte ihn an das „Zéro", die gefürchtete Null des Roulettes. Wenn diese herauskam, während er den höchsten Satz zu wagen gezwungen war . . .

Die Möglichkeit lag nicht nahe, aber es war doch immer eine Möglichkeit vorhanden.

Er schüttelte den Kopf, wie um die unheilkündende Ahnung zu verscheuchen: „Und wenn ich nun wirklich verlöre?" murmelte er. „Deshalb schieße ich mir keine Kugel vor den Kopf. Meine Tochter ist die Besitzerin von sechs Millionen."

Schon wollte er die Waffe wieder in den Schrank legen, als ihm der Gedanke kam, daß er besser thue, sie mitzunehmen.

Wollte er nicht heute abend die Bank sprengen?

„Vorsicht schadet nie!" rief er aus. „Wenn ich mitten in der Nacht mit dem vielen Gelde nach Hause gehe, so kann mir das Ding einen Spitzbuben vom Leibe halten. Die Straßen hier sind ziemlich sicher, aber von Zeit zu Zeit kommt doch wohl einmal ein Raubanfall vor."

Er lud die Pistole scharf und steckte sie in eine Seitentasche seines Paletots. Dann eilte er raschen Schrittes zum „Klub".

* * *

Das Klubzimmer des Hotels war des berühmten Etablissements würdig. Die Dekoration durfte fast prächtig genannt werden. Eine glänzende Parkettierung bedeckte den Fußboden, die Wände bekleideten sammetartige Tapeten, und an der Decke

Digitized by Google

prangte ein Freskogemälde von Künstlerhand. Zwei große Kronleuchter sorgten für Tageshelle.

Auf mehreren Tischen stand ein Abendessen serviert, das der Hamburger Küche Ehre machte. Auserlesene Speisen und treffliche Weine waren bereitgehalten, den Appetit der Gäste zu befriedigen.

Ein derartiges Souper wurde, als vor einiger Zeit dieser „Klub" gegründet worden war, auf gemeinsame Kosten beschafft. Nach und nach, als die Umsätze bei dem ursprünglich nur zum Zeitvertreib betriebenen Spiele immer höher wurden, bürgerte sich ohne besondere Übereinkunft der Brauch ein, daß einige bemittelte Herren die Unkosten dieses Imbisses bestritten, als Revanche dafür, daß sie regelmäßig die Bank übernahmen.

Es war in der ersten Zeit des Bestehens dieses Klubs nicht leicht, eingeführt zu werden. Die Mitglieder hielten sich für Angehörige der „besten Gesellschaft" Hamburgs, die freilich in Wirklichkeit durchaus nicht hier zu finden war, vielmehr einige andere geschlossene Vereinigungen frequentierte, die in ihrer vornehmen Reserviertheit nur durchaus makellose hochangesehene Persönlichkeiten aufnahmen. Eine Anzahl von Herren, die dort um Zulaß vergeblich nachgesucht hatten, gründete aus Trotz den neuen Klub. Da in jenen Vereinigungen manchmal zu hohen Sätzen Whist, Boston ꝛc. gespielt ward (es ging die Sage, daß die Spielverluste am folgenden Tage durch die Hamburger Bank den Gewinnern „zugeschrieben" wurden), hielt auch der neue Klub einen ähnlichen Zeitvertreib für unerläßlich. Bald artete diese Nachäfferei in schlimmer Weise aus, denn das verlockende Hazardspiel wurde immer wilder und rückhaltsloser betrieben; mehrere Mitglieder zerrütteten ihre Vermögensverhältnisse gründlich. Bisher war indessen nie einer der Gerupften zum Verräter geworden, denn was hätte es ihm genützt? Das Verlorene hätte er auf diesem Wege wohl kaum jemals wieder erhalten. Andererseits machte die Hoffnung, im Klub gelegentlich wieder zu dem eingebüßten Gelde zu kommen, ihren Einfluß geltend.

Auf die Dauer freilich verblieb der Gewinn hier, wie wohl bei fast jeder Spielbank, immer dem Bankhalter-Konsortium, das sich in aller Stille gebildet hatte und dessen Gewohnheitsrecht niemand zu bestreiten sich veranlaßt fühlte.

Einer dieser Herren, dem für heute abend die Leitung des Spieles oblag, ein Börsenspekulant, der im geheimen auch Wuchergeschäfte betrieb, war der erste, der sich einstellte; in seiner Begleitung kam ein als Croupier fungierendes zweifelhaftes Subjekt, ein völlig ruinierter ehemaliger Gewohnheitsspieler. Sein abgetragener schwarzer Frack bezeichnete ihn hinreichend als dienstbare Persönlichkeit gegenüber der Eleganz oder Wohlbehäbigkeit der meisten übrigen Toiletten.

Der Bankhalter besichtigte das Souper, bezahlte es und schickte dann die Kellner fort. Der Croupier beschäftigte sich mit sorgfältiger Abschließung des Zimmers. Selbst gegen die in Hotels vorkommenden kleinen Löcher, von indiskreten Reisenden in die Thüren gebohrt, um ihre Nachbarn zu belauschen, war man durch Portieren geschützt.

Jetzt wurde der Spielapparat in Bereitschaft gesetzt. Der Croupier hatte den, vom Klub scherzhaft als „Bundeslade" bezeichneten Holzkasten und eine lange Rolle mitgebracht. Jener enthielt die Drehscheibe des Roulettes, dieser das große grüne Wachstuch mit den Zahlen und Feldern, das über den Tisch gebreitet wurde. Krücken zum Einziehen des Geldes und einige Geldschälchen ꝛc. vervollständigten das Werkzeug der Spielhölle.

Kaum war der Spieltisch in Bereitschaft gesetzt, als es auch schon an die Thür des Entreezimmers pochte. Der Croupier beeilte sich zu öffnen und wechselte die festgesetzten Zeichen mit den ihm nicht genau persönlich bekannten Herren.

„Herr Hartog, es war vorgestern ein Herr hier, der sich auf Sie bezog und wieder fortging, als Sie nicht kamen," bemerkte er dem Dandy, als dieser erschien. „Natürlich ließ ich ihn ohne weiteres nicht ein."

„Auf mich bezog sich der Herr? Wie hieß er?"

„Er nannte seinen Namen nicht und blieb auch nur wenige Sekunden hier."

„Wüßte mich nicht zu entsinnen, daß ich einen Freund hätte neu einführen wollen," warf gleichgültig der junge Kaufmann hin. „Indessen es wäre nicht unmöglich. — Ist der Baron von Bach schon da?"

„Nein, noch nicht. Aber wie ist es mit dem Herrn von vorgestern? Sie wollten niemand einführen?"

„Nein."

„Das scheint mir verdächtig," brummte der Alte.

„Je nun, es kann eine Verwechselung gewesen sein," meinte Hartog, „ich gehöre mehreren Klubs und Gesellschaften als Mitglied an."

Er ging hinein, wechselte einige Begrüßungen und trat dann an das Büffett.

Im allgemeinen wurde dem guten Souper wenig zugesprochen, trotzdem es die Herren nichts kostete. So viel der Hamburger auch sonst auf eine exquisite Mahlzeit giebt, heute war eine Leidenschaft vorherrschend, die gegen alle anderen Regungen unempfänglich machte. Noch ehe der Dämon des Spieles in seinen Tempel eingezogen war, fesselte er schon seine Opfer.

Auch ein Herr mit einem Schnurrbart trat ein; damals war eine derartige Gesichtszier noch eine große Seltenheit in Hamburg. Es war ein höherer Offizier aus der Nachbarstadt, der sich in der ungewohnten bürgerlichen Kleidung nicht recht behaglich zu fühlen schien. Dieser Herr, der hier viel Geld verspielte, war von Adel und begütert. Er hielt sich einigermaßen zurückgezogen von der anwesenden Hamburger Gesellschaft und hatte dieser Geldaristokratie gegenüber im Klub eine Stammbaum-Clique gebildet, die noch aus mehreren adeligen Gutsbesitzern bestand. Sie hatten sich schon im Sommer in den benachbarten Badeorten oft genug am grünen Tisch plündern lassen, und dennoch freuten sie sich, auch zu anderer Jahreszeit, wenn Geschäfte oder Vergnügen sie nach Hamburg führten, ihr „jeu" machen zu können. Fast alle waren durch den Baron von Altenbach ein-

Digitized by Google

geführt. Er las alle Fremdenlisten, suchte Bekanntschaften zu machen oder alte Bekanntschaften zu erneuern und führte die Goldvögel ins Garn, in das eigene wie in fremdes. In dieser Beziehung leistete er auch den Bankhaltern dieses Klubs wesentliche Dienste, ohne die geringste Gegenleistung zu beanspruchen. Ihm machte es ein grimmiges Vergnügen, andere Leute sein eigenes Schicksal teilen zu sehen. Außerdem war ihm viel daran gelegen, daß die Spielhölle immer gut besetzt war, denn die Gewinner erwiesen sich in der Regel einem Anleihegesuche des Barons zugängig.

Von dem Schlage des Herrn Hartog war die Mehrzahl der Hamburger unter den Anwesenden: Leichtsinnige junge Leute aus guter Familie, Söhne reicher Väter oder Neffen begüterter Tanten. Doch gab es Ausnahmen.

In einem bequemen Lehnstuhl, dicht am Tische, saß eine eigentümliche Figur und speiste mit einer Ruhe, die etwas Andächtiges hatte. Die anderen Herren nahmen kaum Platz; einige blieben sogar stehen und verzehrten die guten Dinge mit Nachlässigkeit. Eine schreckliche Sünde in den Augen dieses Herrn! Ihm blieb sie ferne. Es war ein gewesener Hausmakler, der durch glückliche Grundstück-Spekulationen schweres Geld verdient hatte und jetzt durch langjähriges angestrengtes Studium zu einem gelehrten Feinschmecker geworden war. Der reiche Mann, ein Hagestolz, kam aus einem eigentümlichen Grunde hierher — aus Geiz oder richtiger, aus falscher Sparsamkeit. Er aß sehr gern an einer gewählten Tafel, die ihn nichts kostete. Ferner gab er nichts auf die ihm sehr langweilige eigene Häuslichkeit. Dort hätte er auch auf eigene Kosten Licht brennen und heizen lassen müssen. Im Lesezimmer der Hoßtrupschen Börsenhalle fand er Heizung und Erleuchtung ohne Nebenspesen. In die Spielhölle hatte er sich einführen lassen, als er von dem Gratis-Abendessen hörte. Dieses fand seinen Beifall, deshalb ward er zum regelmäßigen Besucher und machte auch den ganzen Abend lang mit ungeheuchelter Ruhe mäßige Einsätze, die sich immer gleich blieben. Abwechselnd verlor und gewann er; im Durchschnitt bezahlte er jedoch sein Abendessen viel zu teuer. Darauf aber achtete er nicht, Geld hatte er ja genug. Er war der einzige, der mit Gleichmut spielte, wenn er sich endlich vom Büffett trennte. Sein Phlegma hätte sich unverändert erhalten, wenn er auch während des ganzen Abends verloren hätte. Wehe aber, falls er am Souper etwas auszusetzen fand! Dann schalt er sehr ungeniert auf das derbste. Zum Glück war die Küche des Hotels fast immer imstande, seine Ansprüche zu befriedigen.

Ein Herr mit römischer Nase ihm zur Seite trug wohl die wertvollste Busennadel und die größte goldene Uhrkette unter der ganzen Gesellschaft. Es war der Bankier Salomon, an dem Bankhalter-Konsortium im stillen beteiligt. Daneben pointierte er noch für eigene Rechnung, indessen das Spiel war ihm Nebensache. Es däuchte ihm ein aristokratisches Vergnügen, also mußte er es mitmachen. Sein Hauptzweck war die intime Annäherung an einige Herren, von denen er hoffen durfte, daß sie dereinst in einflußreiche Stellung gelangen würden. Ihnen Geld vorzuschießen, war er stets bereit, und dafür nahm er nur landesübliche Zinsen, rechnete aber auf Gegengefälligkeiten mancherlei Art, insbesondere bei der Einführung der Emancipation der Israeliten, die damals noch in weitem Felde stand und erst 1849 durchdrang. Bis dahin gab es keinen Israeliten, der Hamburger Bürger war, keinen als Rechtsbeistand vor Gericht zugelassenen Advokaten mosaischer Konfession.

Sonderinteressen ähnlicher Art mochten noch einige andere Besucher verfolgen. Nur bei einem der Mitglieder des Klubs war keine Spur hiervon vorhanden: Der Baron von Altenbach kam als Spieler par excellence einzig und allein hierher, um seiner ihn ganz beherrschenden Leidenschaft zu fröhnen, und auf ihn übte sie auch ihren Reiz am mächtigsten. Für gewöhnlich kam er ziemlich spät, da er das Souper kaum anrührte, und auch heute war er noch nicht anwesend, als die übrigen Mitglieder schon vollzählig versammelt waren.

Die Konversation war nicht gerade lebhaft zu nennen; auch wurde sie gewöhnlich in verschiedenen Gruppen geführt. Bei der kleinen adligen Clique ging es in der Regel noch etwas lauter zu als bei den Hamburgern.

Heute gab es jedoch einen Gegenstand des Gespräches, der allgemeines Interesse erregte. Der Einbruch in die Klinghaussche Villa hatte Aufsehen erregt. Das Gerücht verbreitete die Kunde hiervon mit den gewöhnlichen Übertreibungen und Entstellungen. Es sollte eine ganze Räuberbande eingebrochen sein und kolossale Summen erbeutet haben. Auch die schwere Verletzung des Taubstummen durch einen Dolchstich war heute mittag an der Börse im Munde der verschiedenen Erzähler immer gefährlicher dargestellt worden, bis endlich das Hinzufügen des Satzes: „Er soll schon tot sein", es bewirkte, daß im Laufe des Nachmittags viele Leute den armen jungen Mann allen Ernstes für ermordet hielten.

Endlich erschien der Baron, entschuldigte sich, daß er habe auf sich warten lassen, und bat, einstweilen ohne ihn zu beginnen, da die festgesetzte Stunde gekommen war. Das Spiel nahm seinen Anfang. Nur der alte Hausmakler blieb noch als Nachzügler am Büffett. Der Baron setzte sich an ein Nebentischchen, auf dem er einen getrüffelten Kapaun zerlegte, und notierte während seiner Mahlzeit sorgfältig alle herausgekommenen Nummern.

Die Spieler verbargen die Leidenschaft, die in ihren Innern wühlte, unter einem ruhig anständigen Benehmen, aber das Antlitz ließ oft genug deutlich die getäuschte Erwartung, den Triumph, dann wieder die gespannte Angst durchblicken. Fast alle Gesichter wurden bald bleich oder rot vor Aufregung, und die Augen hafteten starr auf den Zahlen und Feldern, wenn die kleine Kugel in der Drehscheibe klappernd ihren Lauf nahm.

Nur der Bankhalter blieb unverändert gleichgültig, wenn auch die Nummer, die er ankündete, ihm schweren Verlust brachte. Das war ja nur ein Vorschuß, der bald genug wieder einging. Dagegen

Digitized by Google

der Croupier, obgleich selbst unbeteiligt, folgte noch aus alter Gewohnheit mit gespanntem Interesse den Wechselfällen des Spieles.

Dicht bei dem runden Kästchen, das die verhängnisvolle Drehscheibe in sich barg, nahm endlich der Baron von Altenbach Platz. Er fragte den Bankhalter nach dem heutigen Maximum.

„Jeder Satz gilt," war die kühle Antwort.

Der Baron nickte befriedigt und legte ein buntes Gemisch von Gold, Silber und Papier vor sich hin. Der Bankhalter betrachtete mit verlangendem Auge den reichen Vorrat, den er für seine sichere Beute halten durfte.

Es wurde heute lebhaft pointiert, in der Regel mit Gold; unter einem „Drittel" ward überhaupt kein Satz angenommen. Drittelstücke setzte regelmäßig der alte Hausmakler, der von den ausländischen Louis-, Friedrichs- und Christiansdor nichts wissen wollte und nur allenfalls mit Hamburger Dukaten zu thun haben mochte.

Der Baron von Altenbach setzte zunächst sehr mäßig und notierte dabei stets genau die herausgekommenen Nummern. Endlich schien ihm die Farbe zum Wagen größerer Einsätze reif zu sein. Der ernste Kampf zwischen ihm und der Bank begann.

Der alte Spieler blieb im Verlust, trotzdem er immer größere Summen riskierte, und der Geldhaufen vor ihm nahm rasch ab.

Schon wagte der Baron Beträchtliches, aber noch immer kam die gewünschte Farbe nicht. Fast höhnisch klang die Stimme des Croupiers, wenn sie das „Rouge gagne, Noir perd!" verkündete, und mit siegesgewissem Klang ließ dann der Bankhalter die Aufforderung: „Messieurs, faites votre jeu!" folgen.

Allgemein bemerkte man, daß der frühere Offizier einen großen Coup ausführen wolle. Mehrere Herren stellten das eigene Spiel ein, um dem Kampfe zuzusehen. Bereits hatte der Baron einen der Wechsel dem Bankhalter mit der Frage überreicht, ob das Papier von der Bank angenommen oder erst bei dem anwesenden Aussteller diskontiert werden müsse.

Der Bankhalter verneigte sich höflich: „Herrn Salomons Wechsel sind so gut wie bar Geld; ich nehme sie als solches, Herr von Bach."

Der alte Spieler warf den Wechsel auf das schwarze Feld und fügte noch eine Anzahl Goldrollen hinzu. Der Bankhalter rief: „Le jeu est fait. Rien ne va plus."

Es war totenstill im Saale, man konnte die Kugel rollen hören.

Das Roulette war verstummt und schon wollte der Bankhalter den Deckel heben, als sich im Entreezimmer ein verdächtiges Geräusch hören ließ: „Sehen Sie nach, was dort ist!" gebot er besorgt dem Croupier.

„Im Namen des Gesetzes!" sagte plötzlich eine kräftige Baßstimme. Die Portiere ward auseinandergeschlagen. In der Thüröffnung stand ein wohlbeleibter Mann, mit breitem, sanft gerötetem Gesicht, auf dem neben dem gebotenen heiligen Amtsernste blitzschnell ein Schmunzeln der Befriedigung spielte. Der Mann trug quer über die Weste einen schwarzen Lederriemen mit einem Metallschildchen, das das Hamburger Wappen aufwies.

Der ungeladene Gast, der den Cylinderhut auf dem Kopfe behielt, sah gar nicht so ungemütlich aus, aber das blanke Schild auf seiner Brust übte den Eindruck eines Gorgonenhauptes auf die Anwesenden aus.

Nach einem Moment der Versteinerung löste sich die starre Gruppe zwar in wilder Verwirrung auf, und man suchte durch andere Thüren zu entkommen. Vergebens! Überall zeigten sich Polizisten, und hinter ihnen blitzten die Gewehre und schimmerte das weiße Kreuzlederzeug einiger Angehöriger des Corps der Nachtwache.

Nur der alte Hausmakler blieb gelassen. Er brummte, als er der Männer mit den dreieckigen Hüten gewahr wurde, die der Volksmund als „Uhlen" (Eulen) scherzend bezeichnete, resigniert in seinem biedern Plattdeutsch das Hamburger Sprichwort, daß da „eine Eule gesessen habe", d. h. daß die Sache schief gegangen sei.

Ein Bund Nachschlüssel, das einer der Offizianten trug, zeigte, auf welche Weise die Polizei hereingekommen war. Vorher war das Lokal mit aller Kriegskunst umstellt und jede Warnung unmöglich gemacht worden. Das „Abfassen" gelang daher ganz nach Wunsch.

Der dicke Beamte raffte sehr geschäftig alle auf dem Tische liegenden Gelder zusammen und packte sie in eine Serviette, deren vier Zipfel einer seiner Untergebenen hielt.

„Halt, was ist das?" rief er. „Woher kommen diese Wechsel?"

„Die Wechsel sind echt und gut," sagte der Bankhalter, „Herrn Salomons Namenszug garantiert dafür."

Die Polizisten mußten mehrere angesehene Herren unter den abgefaßten Spielern kennen, denn sie traten mit größter Höflichkeit auf, außer gegen den Bankhalter und gegen den Croupier, deren Taschen ein Beamter untersuchte, um den Inhalt, soweit er aus barem Gelde bestand, zu beschlagnahmen.

„Mein werter Herr Salomon," sagte der wohlbeleibte Beamte, sich an den Bankier wendend, indem er höflich den Hut lüftete, „allen Respekt vor Ihrer Firma. Es handelt sich nicht um die Echtheit dieser Wechsel. Aber sie sind in anderer Beziehung verdächtig. Drei Appoints à hundert Pfund Sterling sind vorgestern abend aus der Klinghausschen Villa durch Einbruch gestohlen worden."

„Wo der taubstumme junge Mensch erstochen worden ist?" rief eines der Klubmitglieder erschrocken.

„Die Wechsel waren in den Händen des Herrn von Bach!" erklärte entsetzt zurückweichend der Bankhalter.

Alles trat von dem alten Spieler zurück, der nach den soeben gehörten Worten noch bleicher geworden war als vorher und dem die Kniee schlotterten.

„Erstochen?" kreischte er. „Es war der Taubstumme?"

„Ja, mein lieber Herr von Bach," raunte ihm spöttisch der Beamte zu, der nicht recht an den Adel

Digitized by Google

des verdächtigen Subjektes zu glauben schien, „der Taubstumme war es, dem Sie den Dolchstoß versetzt haben, als Sie diese Wechsel holten."

Der Beamte war seiner Sache noch nicht ganz gewiß. Bei dem sichtbaren Entsetzen des Barons ließ er ihn im Irrtume, um vielleicht hinsichtlich des Diebstahls sofort durch Überraschung ein Geständnis zu erzielen.

„Ich habe ihn nicht töten wollen," rief der Baron verzweifelnd. „Hätte ich ahnen können, daß er es war —" wie vernichtet sank er in einen Lehnstuhl.

Diese Worte genügten dem Kriminalbeamten vollkommen als Geständnis. Er winkte einem seiner Untergebenen: „Nehmen Sie sich dieses Herrn ein wenig an und lassen ihn nicht aus den Augen. Ich glaube, wir haben einen ganz guten Fang gemacht."

Der Offiziant flüsterte seinem Vorgesetzten einige Worte ins Ohr.

„Gewiß," sagte dieser. „Wozu noch Umstände? Ich habe mir gleich gedacht, daß wir die ‚Acht' noch brauchen können."

Der Polizist griff in die Tasche und zog zwei blanke Stahlringe in Form einer Acht hervor.

Der Anblick der Handfesseln machte auf die Gesellschaft einen höchst unangenehmen Eindruck. Herr Hartog hielt es für seine Pflicht zu intervenieren: „Werter Herr," sagte er zu dem Beamten, „Sie kennen mich, nicht wahr?"

„Gewiß, ich habe die Ehre, Herr Hartog."

„Nun, dann beantworten Sie mir die Frage, ob nicht ein Mißverständnis im Spiele ist. Wessen beschuldigt man den Baron?"

„Ist er das wirklich?" fragte der Polizist mißtrauisch.

„Nun ja. Ich kenne ihn sehr genau."

„Bleibt sich ganz gleich. Wir werden gegen Sie und gegen die andern Herren alle möglichen Rücksichten beobachten, aber diesem desperaten Menschen gegenüber muß man vorsichtig sein."

„Was soll er denn eigentlich verbrochen haben?"

„Haben Sie es denn nicht gehört? Diese Wechsel sind bei dem Einbruch in die Klinghaussche Villa geraubt worden."

„Was, und der Baron hätte den Taubstummen —"

Der Polizist nickte bejahend und näherte sich dem Baron. Jetzt verlor auch das Gesicht des jungen Kaufmanns alle Farbe. Entsetzt starrte er auf seinen „vornehmen Freund", der wie betäubt in dem Lehnstuhl lag.

Es kam nicht zur Fesselung. Als der Baron die Handschellen sah, sprang er wie wahnsinnig auf und stieß den Polizisten zur Seite. Ehe man ihn daran hindern konnte, hatte der verzweifelnde Mensch das Terzerol aus der Tasche gezogen, es gespannt und gegen seine Schläfe gerichtet. Der Schuß krachte. Tot sank der alte Spieler zu Boden.

„Mit dem ist's aus," sagte bedauernd der Beamte, als er neben dem leblosen Körper niederkniete. „Schade! Er hätte vielleicht noch manches erzählen können."

## Siebenzehntes Kapitel.

In der Vorstadt St. Georg liegt eine Straße, die der Besenbinderhof genannt wird. Es muß sehr lange her sein, daß dort das ehrsame Gewerbe der Besenbinderei betrieben wurde, denn schon seit Menschengedenken findet man dort nichts mehr, was daran erinnern könnte. Die Wohnungen dort vereinigten noch gegen Ende der dreißiger Jahre die Annehmlichkeiten des Stadtlebens mit denen der Sommerwohnung. Fast zu jedem Hause gehörten zwei Gärten, von denen derjenige an der Rückseite sich terrassenförmig in den damals noch fast unbebauten Hammerbrook hinab erstreckte. Der Garten vor dem Hause, manchmal ziemlich groß, war durch Wiesen und Alleen so ländlich eingerahmt, daß man weit von der Stadt zu sein glaubte, obgleich das Steinthor nur wenige tausend Schritte entfernt lag.

In dieser Straße wohnten seit kurzem Herr Dr. med. Emil Stein und Frau. Schon etwa vierzehn Tage lang führte Louise den Titel einer „Frau Doktorin". Die Hochzeit hatte im Anfange des Mai stattgefunden. Dann hatte das junge Paar eine kurze Hochzeitsreise unternommen und war jetzt in das reizende Nestchen eingezogen, wie die schwärmerische Louise ihre allerliebste Wohnung nannte.

Ein herrlicher Maitag war es, und die Sonne begann schon zu sinken, als die junge Frau in den Vordergarten trat, der im vollen Schmucke des schönsten Monates prangte. Überall ringsum herrschte die dem Auge so wohlthuende Farbe des jungen Grüns; selbst die große Allee von uralten mächtigen Baumriesen, die sich jenseits der „Kayserwiese" zu beiden Seiten der Landstraße hinzog, hatte noch nicht von Staub und Sonnenbrand dunklere Schattierungen angenommen. Sie konnte bei einiger Phantasie leicht als hübscher Waldhintergrund gelten.

Die junge Frau schenkte heute der Schönheit der Umgebung wenig Aufmerksamkeit; selbst ihre Lieblingsblumen erhielten kaum einen Blick. Ungeduldig richtete sie das suchende Auge nach der Stadt, ob nicht bald der Wagen Mathildens erscheine. Heute zum ersten Male wollte die schwesterliche Freundin der Neuvermählten einen Besuch abstatten.

Mit dem vollen Stolze einer jungen Hausfrau betrachtete sie den Kaffeetisch, der in einem mit duftendem Geißblatt dicht bewachsenen Gartenpavillon gedeckt war. Es fehlte nichts daran. Mathilde, so dachte die jüngere Frau, mochte zwar ein viel kostbareres echt chinesisches Service besitzen, aber niedlicher war es gewiß nicht, als die goldgeränderten Porzellantassen, die hier auf feiner schneeweißer Serviette paradierten und wie eine Leibwache einen großen „Puffer" umgaben, dem der auf seinen oberen Rand gestreute Zucker das Ansehen eines würdigen Greises inmitten einer fröhlichen Kinderschar verlieh.

Wenn eine Hamburger Hausfrau einen „Puffer" auf den Tisch setzt, so sind nach der Meinung eines hanseatischen Weltweisen große Familienereignisse im Anzuge. Alle die Verwandten jenes Gebäcks, als da sind „Klöben", Butterkuchen, Sandtorten, großer

Digitized by Google

Kringel und dergleichen mehr reichen für gewöhnliche Veranlassungen aus, aber der „Puffer" ist das Symbol eines besonderen Festes.

Endlich zeigte sich die elegante Equipage und nach einer Minute schlossen sich die Freundinnen in die Arme.

Einen eigentümlichen Gegensatz bildeten die beiden jungen Damen. Louise war als Gattin hübscher und noch schelmischer geworden. Das reizende Lächeln ihres Mundes, ihr von Seligkeit strahlender Blick zeigten, daß sie sich glücklich fühle. Mathilde war ernst wie immer. Neben Louisens rosiger Gesichtsfarbe fiel die fast durchsichtige Blässe ihres Antlitzes doppelt auf, die mit der tiefen Trauer harmonierte, die sie trug.

Es war den Bemühungen Doktor Hellings gelungen, die näheren Umstände, unter denen der Tod des Barons erfolgt war, vor Mathilde verborgen zu halten. Eine zur Ordnung des Nachlasses hinzugezogene Vertrauensperson ließ die Tochter glauben, daß der Vater an einem Gehirnschlage plötzlich gestorben sei. Dieser Todesfall ließ den etwas romantischen Fluchtplan des Brautpaares nunmehr überflüssig werden, aber an Hochzeit war nicht zu denken. Erwin lag noch immer auf dem Krankenbette. Die schwere Verletzung, die seine Lunge durch den Stich erlitten hatte, verursachte ein dauerndes Leiden.

Mit treuer Sorgfalt pflegte das junge Mädchen den Verlobten. Mehrere Wochen vergingen, ehe eine merkliche Besserung eintrat. Jetzt aber schien es, als solle die Genesung nahe sein, und Mathilde konnte einer an sie gerichteten dringenden Einladung der Freundin, ihr wegen mündlicher Besprechung einer höchst wichtigen Angelegenheit einen Besuch abzustatten, Folge leisten. Den Kranken überließ sie der Obhut des alten Johann, der sich sehr gut mit ihm verständigen konnte.

Wenn eine Neuvermählte von einer Freundin besucht wird, so ist es wohl das erste, daß alle Herrlichkeiten des neuen Hausstandes in Augenschein genommen werden. Seltsamerweise schien es jedoch, als wenn Louise dies durchaus nicht wünschte. Sie wußte es einzurichten, daß man sobald wie nur möglich in den Vordergarten gelangte, wo der Kaffee die beiden Damen erwartete.

Mathildens Platz war von Louise so geschickt gewählt, daß die Besucherin nicht leicht den Blick nach dem Hause wenden konnte.

Nun ging es an das Erzählen aller der wichtigen Neuigkeiten, die sich seit der Hochzeit zugetragen hatten, und auch dieses Fest selbst gab noch manchen Stoff zur Besprechung, obwohl es nur im engsten Familienkreise gefeiert worden war. Eine Stunde verging schnell, und soeben wollte Mathilde daran erinnern, daß sie eigentlich noch sehr wenig von der häuslichen Einrichtung ihrer Freundin gesehen habe, als Doktor Stein in den Pavillon trat.

Der junge Ehemann begrüßte Mathilde auf das herzlichste und suchte, unbemerkt von dieser, einige geheimnisvolle Zeichen mit seiner Frau zu wechseln. Sehr bald verließ er unter einem Vorwande den Garten, und die Damen blieben allein.

Es hatte Mathilde geschienen, als wenn Louise unruhig und zerstreut sei; jetzt aber bemerkte sie, daß die Augen der jungen Frau vor Freude leuchteten.

„Du hast etwas auf dem Herzen," bemerkte sie. „Gerade so sahst Du als Kind aus, wenn Du einen Schelmenstreich ausgeführt hattest und noch nicht wußtest, wie er aufgenommen werden würde."

Die junge Frau lächelte und ergriff die Hand der Freundin: „Weißt Du auch, Mathilde," begann sie, „daß die bewußten vier Wochen des strengsten Schweigens über Dein Heiratsprojekt längst verstrichen sind?"

„Das ist wohl möglich, doch hoffe ich, Du wirst auch ferner schweigen können, bis Erwin gänzlich wieder hergestellt ist. Dann wird unsere öffentliche Verlobung nicht lange mehr auf sich warten lassen."

„Du kommst mit Deiner Bitte zu spät, Tildchen. Ich habe schon mit Mama darüber gesprochen."

„Das ist mir nicht lieb," erwiderte Mathilde gekränkt. „Die Umstände haben mich bisher verhindert, dies selbst zu thun, und Mama hätte es viel besser aus meinem eigenen Munde erfahren. Ich hätte nicht erwartet, daß Du so handeln würdest, Louise."

„Schilt nur! Für den Augenblick hast Du ein Recht darauf, mir böse zu sein, mein liebes Schwesterchen, aber ich habe auf die Gefahr hin verkannt zu werden, jetzt für Dein Glück sorgen wollen, wie Du damals für das meinige gesorgt hast. Ich kenne Dich von Kindheit auf. Wie konnte es mir entgehen, daß Du Dich unglücklich fühlst, daß Du Erwin nicht liebst, daß Du ihn unter irgend einem Zwange der Verhältnisse heiraten willst, trotzdem Dein Herz einem andern gehört!"

„Louise, ich bitte Dich . . ."

„Nein, höre mich erst ganz an. Ich weiß alles. Rund heraus: Du liebst Doktor Arthur Helling. Ich habe es schwarz auf weiß aus bester Quelle. Nein, nein, kein Wort der Entgegnung, ehe Du diesen Brief gelesen hast!"

Verstummt vor Erstaunen nahm Mathilde den ihr überreichten Brief. Es war die Handschrift ihrer verstorbenen Tante, Fräulein Klinghaus, die diese Zeilen an Frau Walther gerichtet hatte. Der Inhalt lautete:

„Geehrte Madame Walther!

Erlauben Sie mir zunächst, Ihnen meinen herzlichen Dank für die Zusendung der Briefe meiner armen Schwester auszusprechen. Mit welchen Gefühlen ich die Schriftstücke las, können Sie sich denken.

Den letzten Wunsch der Verstorbenen werde ich erfüllen: für Mathildens Zukunft ist gesorgt. Sie wird nach meinem Tode, der kaum noch lange auf sich warten lassen dürfte, die Erbin einer bedeutenden Summe, der Hälfte meines Vermögens, wodurch ihr in materieller Beziehung ein glänzendes Los gesichert ist. Aber auch in anderer Hinsicht darf ich das Glück Mathildens voraussehen. Sie liebt einen braven jungen Mann, meinen Pflegesohn, den Advokaten Doktor Arthur Helling. Auch dieser liebt sie, und er ist ihrer würdig. Die beiden

Digitized by Google

Leutchen suchen ihr Herzensgeheimnis vor meinen Augen zu verbergen, ja, sie thun in letzter Zeit absichtlich kalt und gleichgültig gegeneinander, aber die alte Tante hat einen scharfen Blick für die Empfindungen der wenigen Menschen, die ihr nahe stehen, und nach meinem Tode wird es wohl nicht lange dauern, bis die beiden Liebenden ein glückliches Paar werden. Es ist mein innigster Wunsch, daß dies geschehe.

Ihnen, der edlen Freundin meiner armen Schwester, der mütterlichen Pflegerin ihres einzigen Kindes, wird jene Nachricht eine willkommene sein. Sie wird Ihnen zugleich den erfreulichen Beweis geben, daß das unselige Gefühl, das ich leider so lange Jahre hindurch gegen meine Schwester hegte, erloschen ist. Mit willigem Herzen erfülle ich daher die Obliegenheit, für das Glück ihres Kindes Sorge zu tragen."

Wiederholte Dankesbezeugungen schlossen den Brief.

Mathilde glaubte zu träumen.

„Nachdem Du nunmehr den klaren Beweis von der Richtigkeit meiner Ansicht gelesen," sagte Louise triumphierend, „wirst Du doch wohl zugeben, daß ich recht that, Mama ins Vertrauen zu ziehen. Oder hat das Fräulein Klinghaus sich geirrt? Ich kann es nicht glauben und Mama auch nicht; deshalb hat sie mir auch auf meine Bitte diesen Brief anvertraut."

Mathilde war noch immer ganz bestürzt von der unerwarteten Wendung. Louise umarmte sie zärtlich und flüsterte ihr zu:

„Du hast damals, als Emil um Dich warb, so liebevoll und so aufopfernd für mein Glück gesorgt, daß ich beschloß, selbst gegen Deinen Willen es zu versuchen, mich Dir dankbar zu erweisen. Nun höre: warum Du Erwin hast heiraten wollen, kannst Du mir später erklären — das heißt, für den Fall, daß ich es wissen darf. Heute habe ich noch eine zweite Überraschung für Dich. Mein Mann hat auf meine Veranlassung seinen Universitätsfreund Doktor Helling auf heute zu uns geladen. Die beiden sitzen schon seit einem Viertelstündchen dort im Vorderzimmer, ohne daß Helling eine Ahnung hätte, daß Du hier bist. Dieser Brief der alten Dame scheint mir so wichtig, daß ich Dir raten möchte, den Inhalt mit Herrn Doktor Helling einmal genau zu überlegen."

„Aber Louise . . ."

„Mein Mann führt seinen Freund gerade hierher; da ist er schon. Ihr werdet mich auf ein Weilchen entschuldigen."

Die junge Frau verschloß mit einem herzlichen Kuß Mathilde den Mund, als diese in ihrer Bestürzung noch Einwendungen erheben wollte, und flog dann hurtigen Fußes durch den Garten davon, dem Hause zu, ihren Gatten auffordernd, sie zu erhaschen, welchem Verlangen der schon sehr gut disciplinierte junge Ehemann bereitwillig nachkam.

Arthur betrat den Pavillon. Er war ebenso überrascht wie Mathilde von dem auch für ihn gänzlich unerwarteten Zusammentreffen. Eine kurze Pause höchster Verlegenheit folgte der ersten stummen Begrüßung. Mathilde, die den Brief des Fräulein Klinghaus noch in der Hand hielt, überreichte ihn fast mechanisch dem Advokaten, als dieser etwas von einer wichtigen Mitteilung stotterte, die ihm hier werden solle.

Der Advokat las; er las zum zweiten und zum dritten Male und traute kaum seinen Augen. Endlich fragte er, dem dunklen Drange folgend, vor allem die Lösung des Rätsels zu erforschen: „Erinnern Sie sich noch der Worte, durch die Ihnen das Fräulein Klinghaus auf dem Sterbebette jene Verpflichtung auferlegte, die Sie, mein Fräulein, nachher als bindend erachteten?"

Mathilde erzählte. Sie entsann sich der Sterbestunde ihrer Tante genau. Arthur erhielt jetzt auch Kenntnis von dem unglückseligen Liebesverhältnisse der Dame zu dem Manne, der nachher ihre jüngere Schwester entführte und ehelichte.

Doktor Helling erinnerte sich während der Erzählung Mathildens der Betrachtungen, die er seiner Zeit bei der Durchsicht der Familienpapiere Erwins angestellt hatte. Ihm war es, als ob nunmehr plötzlich ein fast blendender und alles völlig aufklärender Lichtstrahl in das Dunkel falle, das bisher über dieser Angelegenheit geschwebt hatte. Auch die triumphierenden Worte des Barons bei der Beendigung des im Bureau des Advokaten geführten Gespräches traten in die Erinnerung Hellings zurück. Er beschloß im stillen, die nunmehr aufgefundene, vielverheißende Spur auf das eifrigste zu verfolgen, und vor allem den schriftlichen Nachlaß des Barons von Altenbach einer genauen Durchsicht zu unterziehen.

Als Mathilde geendet hatte, gab er seine Ansicht dahin kund, daß jedenfalls noch ein Geheimnis zu ergründen sei, von dessen Vorhandensein der Baron von Altenbach bereits einige Andeutungen gemacht habe. „Hierauf," so erwähnte er, „lassen mich auch einige Worte schließen, die ich zufällig bei einer Unterredung des Barons mit einem Herrn Hartog hörte."

„Hartog?" fragte Mathilde. „Es wäre möglich, daß er in jenes Geheimnis eingeweiht sei. Hören Sie nur: kürzlich erhielt ich von einem Herrn dieses Namens einen eigentümlich stilisierten Brief, teils in kaufmännischem, teils in hochpoetischem Tone abgefaßt. Das Schreiben schien eine Art Liebeserklärung zu enthalten."

„Wie ist es möglich? Ohne daß Sie ihn kennen?"

„Er bezog sich auf die Bekanntschaft mit meinem Vater, der, wie er durch ein Schriftstück beweisen könne, seine Werbung billige und unterstütze. Ich legte die Zuschrift unbeachtet zur Seite. Mehrere mir zugedachte Besuche des Herrn nahm ich nicht an. Des Briefes erwähne ich nur aus dem Grunde, weil darin auch davon die Rede war, daß der Schreiber jener Zeilen mich von einem Abgrunde zurückziehen wolle, an dessen Rande ich schliefe, oder so etwas dergleichen."

„Darin läge in der That eine Bestätigung für die Ansicht, daß der Herr Hartog der Mitwisser jenes Geheimnisses sei, von dem ich sprach."

„Und welcher Art mag dies Geheimnis sein?"

„Der Art, daß eine Heirat zwischen Erwin und



Digitized by Google

Ihnen unmöglich sein würde," meinte der Advokat, der etwas verlegen den Blick abwandte und rasch im Geiste die Frage erwog, ob er nicht berechtigt oder gar verpflichtet sei, die sich ihm aufdrängende Anschauung der Sachlage dem jungen Mädchen mitzuteilen.

Sein Blick fiel durch das Fenster des Pavillons auf einen Reiter, der auf der Chaussee nahte; das Pferd ging im Schritte.

„Wollen Sie Herrn Hartog sehen?" fragte der Advokat. „Dort kommt er, hoch zu Rosse. Es ist derselbe Jüngling, der sich in der Begleitung des Herrn befand, der im Beginne dieses Jahres in dem Klinghausschen Garten Ihnen lästig fiel."

„Ja, das ist er; ich erkenne ihn jetzt wieder."

Herr Hartog hielt das Pferd an, als er die, in der Nähe des Gartens wartende, ihm wohlbekannte Equipage Mathildens bemerkte. Er sprach mit dem Kutscher, der auf den Vordergarten des von Doktor Stein bewohnten Hauses hinwies, und gab dann dem Manne ein Trinkgeld.

Die gütige Natur hatte dem Herrn Hartog eine Menge nützlicher und angenehmer Gaben verliehen, unter anderem eine große Dosis Keckheit. Der Dandy lugte nach dem Pavillon hinüber und ward des jungen Mädchens ansichtig. Nunmehr lenkte er sein Roß in einen Seitenweg zwischen die Gärten, stieg ab und befestigte den Zügel an eine Umfriedigung. Dann trat er ohne Umstände in den Garten und näherte sich dem Pavillon.

Jetzt erst bemerkte er den Advokaten, dessen Eigenschaft als Rechtsbeistand des Fräulein von Altenbach ihm bekannt war, da der Baron auch dieses Umstandes Erwähnung gethan hatte. Herr Hartog ließ sich aber nicht irre machen. Was war Doktor Helling gegen ihn, den Associé eines hochangesehenen Kaufmannshauses und den Sohn eines Oberalten? Kaum hielt er es der Mühe wert, dem Juristen einen kurzen Gruß zu schenken, den Doktor Helling noch kürzer erwiderte.

Der Dandy stellte sich Mathilde vor und bat eines höchst wichtigen Gegenstandes halber um eine kurze Unterredung. Zugleich nahm er unaufgefordert Platz und schien zu erwarten, daß Doktor Helling sich entferne.

Mathilde erhob sich. „Darf ich Sie bitten, die beabsichtigte Mitteilung diesem Herrn zu machen, Herrn Doktor Helling?"

„Ich habe die Ehre, den Herrn Doktor zu kennen," versicherte der Dandy, „und weiß, daß er Ihr Sachwalter ist. Aber es betrifft eine höchst wichtige private Mitteilung, die ich Ihnen schon längst machen wollte. Leider habe ich Sie zu meinem größten Bedauern immer nicht zu Hause getroffen. Haben Sie meinen Brief erhalten?"

„Dieser Tage erhielt ich einen Brief," antwortete kühl Mathilde, „der mit Ihrem Namen unterzeichnet war. Eben der eigentümliche Ton dieses Briefes veranlaßt mich, Sie an diesen Herrn zu verweisen, der auch als langjähriger Freund meiner verstorbenen Tante von allen Angelegenheiten unserer Familie unterrichtet ist."

Der Gesichtsausdruck des Stutzers verlor seine selbstbewußte Sicherheit; ja, es lag sogar in diesem Augenblicke etwas darin, was man als „verblüfft" zu bezeichnen pflegt.

„Aber mein Fräulein —" stammelte er.

„Ich glaube die Angelegenheit zu kennen, über die Herr Hartog sich mit Ihnen zu unterhalten wünscht," nahm jetzt Doktor Helling das Wort und fuhr fort, sich an den Dandy wendend: „Darf ich Sie also bitten —"

Ärgerlich folgte Hartog jetzt dem Advokaten nach dem anderen Ende des Gartens.

„Ich versichere Sie, mein lieber Doktor," sagte er, „Sie haben keine Idee von dem, was ich dem Fräulein mitzuteilen habe. Thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie mich einen Augenblick mit der jungen Dame allein. Sie scheint zwar augenblicklich bei schlechter Laune zu sein, aber die Sache ist so wichtig . . ."

„Ich versichere Sie, mein lieber Hartog," unterbrach ihn der Advokat lächelnd, und zum größten Verdrusse des Stutzers in demselben nachlässig-vertraulichen Tone, den dieser angeschlagen hatte, „Sie haben keine Idee davon, daß Ihre große Neuigkeit längst bekannt ist. Sie wollen dem Fräulein das Geheimnis mitteilen, das Ihnen von dem verstorbenen Baron von Altenbach in Bezug auf Herrn Erwin Schrader anvertraut wurde, und das nach Ihrer Meinung dem Fräulein noch verborgen war."

Der Dandy starrte den Advokaten mit großen Augen an.

„Wünschen Sie weiter nichts von dem Fräulein?" fragte Helling, der seine Kriegsliſt gelingen sah.

„So hat der Baron mich getäuscht!" rief Hartog wütend aus. „Mir erzählte er, Fräulein von Altenbach hielt sich durch ein seltsames Mißverständnis verpflichtet, den Taubstummen zu heiraten. Da dieser aber ihr Halbbruder sei . . ."

„So ist natürlich diese Heirat nicht möglich," ergänzte der Advokat. „Wie gesagt, wünschen Sie sonst noch etwas?"

„O, ich wünsche noch sehr viel," rief Hartog aus. „Wissen Sie, daß der Baron, der Vater des Fräuleins, von mir eine ziemlich beträchtliche Summe entlehnt hat? Wissen Sie auch, daß er mir das schriftliche Versprechen gegeben hat, in eine Heirat zwischen mir und seiner Tochter zu willigen?"

„Und auf dieses Versprechen des Vaters hin schrieben Sie der jungen Dame einen Liebesbrief," setzte Helling trocken hinzu. „Sie scheinen vom Rechtswesen nicht ganz klare Begriffe zu haben, Herr Hartog. Als Jurist kann ich Ihnen sagen, daß das Versprechen des verstorbenen Vaters die Tochter nicht im mindesten bindet. Wenn Sie Geldforderungen an den Baron von Altenbach haben, so müssen Sie sich an den Nachlaß halten."

„Der Nachlaß wird überschuldet sein."

„Das glaube ich auch," meinte der Advokat. „Indessen will ich, in meiner Eigenschaft als Vertreter des Fräuleins, den Vorschlag machen, daß Ihre Geldforderung voll gedeckt werden soll, unter einer Bedingung."

Digitized by Google

Der Advokat wußte, daß Mathilde jedenfalls die Gläubiger ihres Vaters befriedigen werde, und hielt es für geraten, die bestmögliche Abfindung zu treffen.

„Und die wäre?“ fragte Hartog.

„Sie deponieren vor einem Notar schwarz auf weiß die Ihnen von dem Herrn Baron von Altenbach, genannt von Bach, gemachten Mitteilungen in betreff des Herrn Schrader. Wie wertlos auch gegenwärtig ein derartiges Dokument für die Familie ist, so könnten doch Umstände eintreten, in denen es ihr möglichenfalls einige Weitläuftigkeiten ersparen könnte. Wie denken Sie hierüber?“

Herr Hartog besann sich. „Und der Revers, daß ich das junge Mädchen heiraten solle?“

„Ist gänzlich wertlos. Wie konnten Sie überhaupt auf dies Papier etwas geben?“

„O ich —“ rief Hartog aus und schlug sich vor die Stirn. „Wie kam ich doch dazu? Richtig: Der Baron meinte, wenn er seine Tochter vor dieser Heirat bewahre . . .“

„So habe er absolute Gewalt über die Hand der jungen Dame,“ ergänzte der Advokat. „Die Sache würde auffallend stimmen, wenn Sie nur den kleinen Umstand außer Acht gelassen hätten, daß sich das Herz eines edlen Mädchens nicht verkaufen läßt, wie eine Ladung Kaffee.“

Der Dandy biß sich auf die Lippen. „Je nun, ich werde sehen, was sich thun läßt. Noch gebe ich mein gutes Recht nicht auf. Zunächst werde ich wegen des Geldes, das ich dem Baron geliehen habe, klagbar werden, und dann werde ich auf Erfüllung des Eheversprechens oder angemessene Entschädigung klagen.“

Doktor Hellings Augen flammten.

„Hochverehrter Herr Hartog,“ sagte er in schneidendem Tone, „es scheint mir jetzt, als ob Sie gegenüber dem Fräulein von Altenbach die Drohung auszusprechen gedenken, ihre Familiengeheimnisse, oder richtiger, die des verstorbenen Herrn Barons, an die Öffentlichkeit zu ziehen. Ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß jeder meiner juristischen Kollegen Ihnen bestätigen wird, was ich Ihnen soeben sagte, also daß Sie die Gefahr laufen, sich lächerlich zu machen.“

„Herr, wissen Sie, daß Sie mit einem Gentleman zu thun haben?“ fuhr Hartog auf.

„Ich bin darüber im Zweifel,“ entgegnete Doktor Helling kurz.

„Dieser Zweifel ist beleidigend!“

„In diesem Falle wissen Sie, was ein Gentleman zu thun hat,“ antwortete kaltblütig der Advokat.

Herr Hartog erschrak. Er spürte nicht die mindeste Neigung, sich mit dem Advokaten zu duellieren. Zwar hatte er selbst zu neuerer Zeit gelegentlich verschiedenen Herren seiner Bekanntschaft mit einer Forderung zum Zweikampfe gedroht. Es waren aber, wie er sehr gut wußte, so vernünftige Leute, daß sie das Ansinnen lachend zurückwiesen. Doch der Advokat nahm ein Duell an, darauf mußte Herr Hartog gefaßt sein, und das war sehr störend.

Es konnte jetzt also der Fall eintreten, daß man Herrn Hartog junior, dem Löwen des Jungfernstieges, vorhalten dürfe, einen Ehrenhandel nicht zum kavaliermäßigen Austrag gebracht zu haben — ihm, der in neuerer Zeit so oft mit seiner Bravour renommiert hatte!

Nach kurzer Überlegung beschloß er, gute Miene zum bösen Spiele zu machen.

„Herr Doktor,“ bemerkte er mit Würde, „ich halte Sie für einen Gentleman; Sie sind älter als ich und haben mehr Erfahrung. Wenn sie glauben, daß dieser Prozeß von meiner Seite nicht zu führen wäre, ohne der von mir sehr hochgeschätzten Dame zu nahe zu treten, so halte ich es für meine Kavalierpflicht, davon abzustehen. Nur aus diesem Grunde gehe ich auf Ihren Vorschlag ein. Morgen werde ich bei Ihnen vorsprechen, und dann werden wir die Angelegenheit regulieren.“

Er verbeugte sich, verließ den Garten und ritt in scharfem Trabe von dannen.

Arthur erzählte Mathilde in der Kürze den Inhalt des geführten Gespräches, hinsichtlich des Taubstummen nur erwähnend, daß die Mitteilungen Hartogs die Unmöglichkeit einer Heirat zwischen jenem und Mathilde bestätigten.

„Es ist eigentümlich,“ bemerkte Mathilde, „daß auch mein verstorbener Vater über meine Hand verfügt hatte. Freilich sind hier die Umstände anders als bei den Bestimmungen meiner Tante.“

Der Advokat nickte zustimmend: „Auch ist der Unterschied vorhanden, daß Sie den Wunsch Ihres Vaters allenfalls hätten ausführen können. Was den letzten Willen der Tante betrifft, so läßt sich nunmehr annehmen, daß sie nur den Geldpunkt, die Teilung des großen Vermögens zwischen Ihnen und Erwin im Auge hatte, und dieser Punkt läßt sich nicht allzuschwer erledigen. Ich habe Ihnen meinen Beistand zugesagt, den letzten Willen des Fräulein Klinghaus zur Geltung zu bringen, und ich werde auf Mittel und Wege sinnen, wie das geschehen könne. In betreff des mißverständlich abgegebenen Versprechens einer Ehe zwischen Ihnen und Erwin wird das mir zugesagte schriftliche Zeugnis Hartogs alle etwa Ihnen noch gebliebenen Zweifel hinsichtlich des letzten Willens Ihrer verstorbenen Tante lösen.“

„Ist denn in dieser Beziehung der letzte Wille der Tante noch zweifelhaft?“ fragte das junge Mädchen, nach dem Briefe des Fräulein Klinghaus greifend, der noch auf dem Tische lag.

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als auch die sich daraus ergebende Folgerung vor das geistige Auge Mathildens trat. Purpurröte überflog ihre Wangen; dann verbarg sie das glühende Antlitz in den Händen.

Arthur verstand. Er schloß das junge Mädchen in seine Arme und küßte es auf die Stirn, auf den Mund. Willenlos ließ ihn Mathilde gewähren.

„Mein süßes Lieb,“ sagte er, „Du hast recht, der letzte Wille der Tante soll erfüllt werden; das habe ich zugesagt und ich muß mein Versprechen halten. Du, mein herziges Kind, bist die Besitzerin von Millionen. Ich kann Dir nur ein Herz bieten, das Dich aufrichtig und wahr liebt. In den Augen der Welt mag das eine unbesiegbare Ungleichheit sein. Doch was kümmert uns die Welt! Ich habe Dich

Digitized by Google

geliebt, seit ich Dich zuerst erblickte auf der Felseninsel. Damals, als ich Dich den Armen eines anderen überlassen sollte, glaubte ich, mein Herz müsse zerspringen. Du hast gelitten und geduldet unter einem unseligen Wahne wie ich. Wollen wir jetzt einmal gemeinsam versuchen, recht glücklich zu sein?"

„Ich will es!" flüsterte Mathilde. Seit langer Zeit zum ersten Male von dem Schimmer der Freude verklärt, strahlte ihr Antlitz in fast überirdischer Schönheit.

„So komm!" sagte Arthur. „Dort sehe ich schon die gütige Fee lauschen, die das Rätsel gelöst zu haben glaubt. Sie soll das Vergnügen haben, ein Brautpaar zu sehen, das durch ihre Bemühungen vereinigt worden ist. Ehestiften mögen doch alle jungen Frauen gern."

Arm in Arm gingen die Liebenden dem Hause zu.

„Wie mag nur der Tante entgangen sein, daß Erwin mich liebte?" fragte Matilde.

„Der Grund ist leicht zu finden. Sie betrachtete ihn als ein großes Kind und dachte gar nicht daran, daß er sich überhaupt verlieben könne. Außerdem war ihr ja unsere Liebe nicht unbekannt. Woher mag sie ihrer Sache so gewiß gewesen sein?"

„Vielleicht habe ich mein Herzensgeheimnis verraten, als ich in Fieberphantasien lag," meinte Mathilde nach kurzem Nachdenken errötend.

„Du im Fieber? Wann war das?"

„Als das Duell stattfand. Ich hatte davon erfahren und ängstigte mich um Sie — um Dich, mein Arthur!"

Der junge Mann umarmte und küßte die Geliebte aufs neue.

„Nun," lachte Louise, die dem Paare jubelnd entgegeneilte, „das hat ja unglaubliche Zeit gedauert, bis Ihr Euch einigen konntet. Aber was lange währt, wird gut. Was sagst Du nun, Tildchen, habe ich mich nicht hübsch revanchiert? — Doch was ist das? Ich glaube wahrhaftig, ich sehe feuchte Augen — Du weinst?"

Das junge Mädchen umfing die schwesterliche Freundin und flüsterte ihr in das Ohr: „Es sind Thränen des Glücks!"

* * *

Armer Erwin!

So schonend ihm auch von dem Freunde die verhängnisvolle Mitteilung gemacht wurde, es gelang ihm nicht, sich in sein Schicksal zu finden. Sein Lebensglück war zerstört, sein Lebensmut gebrochen; rasch welkte er dahin.

Doktor Stein freilich war der Meinung, daß die Folgen der Verletzung Erwins sich in unerwarteter Weise geltend gemacht hätten; ein Rückschlag sei eingetreten und habe den nach kurzer Frist erfolgenden Tod des jungen Mannes herbeigeführt. Der Mediziner glaubt nicht an den Tod an gebrochenem Herzen.

Das war die einzige Wolke, die das Glück Arthurs und Mathildens noch trübte. Nachdem die Leiche des unglücklichen Jünglings in der Klinghausschen Familiengruft beigesetzt worden war, schien alles Lebensglück, das ihm und den letzten Trägern des Stammes Klinghaus versagt gewesen, auf das junge Paar überzugehen.

Die Villa in Pöseldorf wurde zum behaglichen Heim einer stattlichen Familie; nach einigen Jahren spielten fröhliche Kinder in dem großen Garten und sorgten für Leben und Bewegung. Freudig sahen die alten Bäume auf die Glücklichen herab und vergaßen der vielen in trüber Stille verlebten Jahre.

Ende.

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Morgenklänge.

I.

Wie ein scheuer Sommerfalter
Ist der Tag emporgeflogen
Und umkreist auf Ätherschwingen
Schnell des Himmels fahlen Bogen.

Zaghaft öffnet schon die Rose
Ihren Kelch, den goldbestäubten,
Glückberauschte Jubellieder
Jauchzt die Lerche mir zu Häupten.

Und der Bach in moosiger Rinne
Flüstert seine lustige Weise,
Aus den duftumflorten Hecken
Tönt ein Kichern heimlich-leise.

Auch durch meine Brust strömt wieder
Heut' ein wunderselig Ahnen,
Und ein längst begrabnes Hoffen
Schwingt von neuem seine Fahnen.

II.

Noch liegt der Traum der jüngsten Nacht
Auf den betauten Zweigen,
Das ist nach wilder Gedankenschlacht
Ein seelenmüdes Schweigen.

Bezaubert ruhen Feld und Ried
In silbergrauer Hülle,
Auf feuchten Schwingen trägt sein Lied
Der Morgen durch die Stille.

Und Du, mein stumm geahntes Glück,
Wie bist Du traumumwoben,
Bis einst auch Dich ein Sonnenblick
Zu lichterm Glanz erhoben!

Wohl weißt Du nicht, wie's werden mag,
Sei darum nicht beklommen,
Sieh, Herz, nach Sturm und Wetterschlag
Wird auch Dein Frühling kommen!

**Martin Boelitz.**

Digitized by Google

# Knjäs Wladimir, der russische „König Artus".

Von **Oscar Linke.**

Es ist wohl bekannt, wie aus einem kleinen Herrscher der Silurier und Drumonier, Artus, im Laufe der Zeit der sagenhafte Held der Tafelrunde geworden ist. Held ist eigentlich nicht das rechte Wort. Artus ist mehr ein passiver Charakter; ja, sein überzart ritterliches Empfinden läßt ihn schließlich den realen Boden unter den Füßen verlieren; er sieht nichts von dem sündigen Treiben seines Weibes Ginevra; und als sich ihm schließlich die Augen öffnen, da bedeutet dieses Erwachen nur den Zusammenbruch der ganzen idealen Frauenherrlichkeit.

Einen solchen König Artus besitzt auch die russische Volkssage — nur ins Slawische übertragen. In den uralten, russischen Heldenliedern, Bylinen genannt, zeigt sich dieselbe Wandlung: aus einer kraftvoll gebietenden, geschichtlichen Persönlichkeit macht sich die poetisch schaffende Volksseele allmählich ein Fürstenporträt, das neben seiner Umgebung volkstümlicher Heldenfiguren oft eine traurige, ja elende Rolle spielt. Wie der dichtende Volksgeist zu einer solchen Auffassung, zu einer solchen Herabsetzung des Höchsten im Staate kommt, den es sonst mit den Lippen stets als das allerweiseste „Väterchen" bezeichnet, soll hier nicht weiter untersucht werden; an realer Unterlage zu solcher Figur hat es eben nie gefehlt.

Ehe wir diesen russischen König Artus, den Fürsten Wladimir von Kijew, vorführen, so, wie sein Bild in den Heldensagen fixiert worden ist, möge dem geschichtlichen Wladimir erst einige Gerechtigkeit widerfahren.

Wladimir war ein Sohn des wilden Szojatoßlaw, eines erbitterten Feindes des um sich greifenden Christentums. Diesen Haß zeigte auch der Sohn beim Tode des Vaters: Das Begräbnis wurde in echt heidnischer, infernalischer Größe gefeiert, wie das Heine typisch in seinem „Vitzliputzli" geschildert hat. Doch dem Fürsten Wladimir erging es wie vor ihm dem König Chlodwig: er verlor eine Schlacht: die Heidengötter hatten ihn also verlassen, deshalb gab auch er sie auf und siegte, als er zu Gott betete. Er wollte sich sogar und sein Volk zuerst zum Judentume bekehren; aber zweierlei hielt ihn ab: die Furcht, gleich dem auserwählten Volke sein Land zu verlieren, und die Aussicht, auf — Schweinebraten verzichten zu müssen. Nun fiel ihm Allah ein: aber da war es noch schlimmer: ein Slawe, der keine geistigen Getränke genießen soll, ist — kein Slawe mehr. So wurde er denn mit seinem Volke Christ, im Jahre 988. Mit der Monogamie nahm er es nicht so ernst, obwohl er nach seiner Taufe mit der Schwester des byzantinischen Kaisers Constantin vermählt war. Nach dem Berichte eines alten Chronisten, dessen Glaubwürdigkeit nicht zu bezweifeln ist, hatte er 800 Weiber in verschiedenen Städten und Dörfern, wozu noch etliche kamen, wie König Salomo. Im übrigen war er für seine Zeit und sein Land ein echter Herrscher. Niederlagen machten ihn nicht kleinmütig, und für das Ideale, für Vortrag schöner Heldenlieder bei der Tafel in Friedenszeiten, zeigte er sich nicht unempfänglich. Der Leutselige, der Fromme, der Freundliche wird er in den Liedern noch immer genannt, obwohl die Erinnerung an den geschichtlichen Knjäs Wladimir von Kijew darin längst verblaßt ist. Oft passen nunmehr die schmückenden Reimwörter, zu sinnlosen Formeln erstarrt, zu den Thaten der Sagenpersönlichkeit wie die Faust aufs Auge.

Von persönlichem Mute ist bei diesem mythischen Wladimir der Volkssage nicht viel zu spüren; nur einmal in allerhöchster Not rafft er sich auf, dem Gegner selber gegenüberzutreten — aber da erscheint auch schon der stärkere Retter in der Not. Ein Lied zeigt ihn sogar, während der Heide in Kijew sitzt, heimlich in Frauengewändern zur Kirche schleichend. Und als einmal ein gefangener Räuber laut zu schreien anfing, da mußte Wladimir, der seine „roten Saffianstiefel angezogen" hatte, sich vor Schreck unter seinen teuren Zobelpelz verkriechen.

Einmal weinte er sogar, während er bei der Tafel saß, und der Feind naht. Einer der Recken macht ihm offen Vorwürfe; aber da antwortet der Fürst — gleichsam aus dem innersten Empfinden des armen, niederen, an tausendfache Qualen gewohnten Russenvolkes heraus:

„Was mich jetzt in tiefster Seele quält,
Ist der Anfang neuen Streites;
Sollen die vom letzten Kriege
Kaum geheilten Wunden
Meines armen Volkes wieder bluten?"

Auch zur Geschichte des armen Urias liefert er einen neuen Beitrag. Er ist verliebt in das schöne Weib eines seiner Helden, in Wassilyssa Nikulischna. Ein böser Ratgeber giebt ihm das bewährte Mittel in die Hand; er sträubt sich noch; als aber Ilja von Murom, dieser Idealtypus des russischen Bauernvolkes selber, zu ihm sagt in seiner bäuerischen Sittenreinheit:

„Welche böse That willst Du begehen?"
Den wack'ren Falken wirst Du verderben,
Aber nicht die weißen Schwäne fangen —

Da erwacht in Wladimir der Gedanke, daß er der absolute Herr ist: Ilja wandert in den Kerker, und der arme Gemahl in die Ferne; er holt die Wundersame; nun macht Wladimir kürzeren Prozeß mit dem Helden als König David. Urias fällt wenigstens von Feindeshand. Unserem „Bojatyr" schickt Wladimir 300 Mann entgegen; sie werden getötet; doch der Held tötet sich dann selbst „bitterlich weinend, daß er so unverschuldet des Fürsten Gunst verloren".

Aber die russische Volksseele zeigt nun in der Weiterführung dieses „Liedes", wie tief es den Sinn für die Reinheit der Ehe bewahrt hat: Die schöne Wassilyssa tötet sich selber bei dem teuren Toten — und Fürst Wladimir erkennt sein Unrecht.

„Traurig ward er und ging in sich." —

Er holt sogar den Volkshelden aus dem Kerker, diesen russischen „Eckardt" der Sittlichkeit, schenkt ihm einen kostbaren Zobelpelz, muß es sich aber gefallen lassen, daß Ilja ihm den Pelz vor die Füße wirft und lieber in die Verbannung geht, als — wie das Lied schließt — länger dem Fürsten zu dienen.

Undankbar zeigt sich auch einmal unser Fürst gegen den besten seiner Helden, den Bauernsohn Ilja von Murom: er lädt ihn zu einem Hoffeste nicht ein; Ilja ist empört — und schießt alle goldenen Turmknöpfe von ganz Kijew herunter. Diese werden in klingende Münze verwandelt, und Held Ilja giebt nun ein Volksfest für alle „Säufer und Zechbrüder" der Stadt. Wladimir wird ängstlich; durch Vermittlung eines anderen Helden kommt eine Versöhnung zu stande; und auf Kosten des „leutseligen" Fürsten

Digitized by Google

wird nun ein Festgelage gefeiert, „wie die Welt kein zweites gesehen . . .“

Wer sieht bei solchen Darstellungen der harmlos sehenden Volkspoeten nicht das absolute Zarentum, das, von seiner Beamtenhierarchie am Gängelbande geführt, abhängiger ist, als es jemals zugeben dürfte?

Und der Zar auch absolut,
Wenn er unsern Willen thut . . .

Gegenüber dem Panslavismus befindet sich das heutige Zarentum in ähnlicher hilfloser, unselbständiger Lage, wie unser Fürst Wladimir seinen Bogatyrs gegenüber!

In ganz eigentümlicher Beleuchtung erscheint die Gemahlin des Fürsten Wladimir, die schöne Apraxija, eine litauische Königstochter, in diesen altrussischen Heldensagen, von denen man bei ihrer Pracht und Kraft und ganz eigenartig plastischen Anschaulichkeit nur tief bedauern kann, daß sie keinen russischen Homer gefunden haben.

Apraxima ist die russische „Ginevra“ — nur ist die feiner kolorierte, mittelalterliche Hofromantik des Abendlandes hier ins derb Holzschnittartige barbarischer Sittenzustände übertragen worden.

In einem dieser Heldenlieder klagt einmal Invaintschtscho dem Helden Ilja von Murom: „Großes Leid ist über Kijew, über den Fürsten und die schöne Fürstin gekommen. Der Heide Idolitsche ist mit einem großen Heere von Ungläubigen in die heilige Rußj eingebrochen, hat die Hauptstadt belagert und erobert, macht sich nun in den hohen Fürstenhallen der weißsteinernen Burg breit und hält seine Hände — im Busen der Fürstin!“

Welch eine ungeschminkte, hochpoetische Wendung voll anschaulichster Lebendigkeit, an der nur heuchlerische Prüderie Anstoß nehmen kann!

Ja, eines Tages sitzt der böse, zaubergewaltige Held und Heide Tugarin an Wladimirs gastlicher Tafel, „führte sich sehr frech auf, aß und trank ungeheuer und küßte die Fürstin Apraxaja.“ Sie giebt ihm in Ermanglung eines Fächers dafür indessen keine laut schallende Ohrfeige — über Wladimirs Empfindungen bei dieser Tischscene schweigt sich das Lied aus — im Gegenteile, er gefällt ihr gar sehr, der Riese Tugarin. Der russische Volkspoet weiß die Intensivität dieser Zuneigung nicht anders seinen naiven Zuhörern zu veranschaulichen, als durch die groteske Hyperbel, daß sie sich bei der Tafel beim Tranchieren eines Schwanes die eigene Hand abschneidet und sie unter den Tisch wirft; sie fühlt gar keinen Schmerz, so heiß ist ihre blinde Liebe. Endlich tötet einer der Helden Wladimirs den fremden Eindringling, sehr zur Betrübnis der schönen Apraxaja, die da seufzt:

„Ach, Du böser Algasche, weshalb hast Du meinen jungen Freund, den lieben Tugarin Sfmejewitsch, getötet?“

Unser altrussischer, biderber Held, unbekannt mit des ritterlichen Abendlandes übertünchter Höflichkeit, antwortet, vom Wahrheitsdrange wie ein moderner Tolstoi besessen:

„O, Du Mütterchen, Du Fürstin Apraxejewna! Wenig fehlte, daß ich Dich eine Hündin genannt hätte, eine Hündin, eine Landstreicherin!“

Mit dieser wirkungsvollen Pointe schließt das Lied; sollte man nicht glauben, daß dieses Lied gleichsam seinen letzten Anstrich zu den Zeiten der großen Katharina empfangen habe? Man stelle sich dabei einen der „Nikatili“, der Deklamatoren solcher Heldenlieder, vor, welcher sein Abenteuer ohne Rücksicht auf klingenden Lohn den lauschenden Zuhörern vorträgt: man wird zugeben müssen, daß da das Volk sehr eigentümliche Ansichten von ihm unbekannten Zuständen höherer Kreise empfängt; und dennoch instinktiv und im allgemeinen schaut es die Wahrheit.

Noch schlimmer erscheint die russische Ginevra im Liede der 41 Pilger. Hier sucht sie den schönen, würdigen Führer, den Ataman der 41 Kaliki, zu beglücken wie einst Potiphar den holden Joseph oder Jussuf. Aber seine Moral gestattet ihm das nicht; die Fürstin macht ihn zum Diebe, indem sie ihm heimlich einen Becher in den Reisesack steckt; der „Diebstahl“ kommt ans Sonnenlicht; der arme Unschuldige wird bis an die Brust in die Erde gegraben, man sticht ihm die Augen, reißt ihm die Zunge aus, und es wäre wohl Gras über den elend Umgekommenen und das verunglückte Liebesintermezzo der Fürstin gewachsen, wenn nicht zwei Engel den keuschen Ataman wieder gesund und lebend gemacht hätten.

Und die schöne Apraxaja? Der russische Volksdichter weiß nichts von dem sentimentalitätsumhauchten Klosterheim, in welchem Lord Tennyson — in den Königsidyllen — seine Ginevra „büßen“ läßt; der russische Poet weiß mit Schopenhauer, daß er das alleszermalmende Schicksal repräsentieren soll, daß, mit dem Berliner realistisch zu reden, „Strafe sin muß,“ und schließt sein Lied mit den Worten:

„Als Strafe für die That der Fürstin aber kam der ekelhafte Heide Idolitschtsche ins Land, der Kijew einnahm und die Fürstin zur Liebe zwang . . .“

Das ist doch wenigstens eine Bestrafung, etwas knutenhaft barbarisch; aber dem reinen Sittlichkeitsgefühle eines von Kultur noch „unbeleckten“ Volkes macht sie alle Ehre . . . eine wahrhaft homöopathische Strafkur!

Das ist es, was sich das russische Volk in unbelauschter Heimlichkeit noch heute „singen und sagen“ läßt von dem „leutseligen“ Fürsten Wladimir, dem zu einer Sagenfigur gewordenen, heldenhaften Knjäs von Kijew, und von seinem Weibe, der schönen Fürstin Apraxaja. Erinnerungen an Ähnliches im Sagenschatze anderer Länder mögen zur Fixierung der russischen Heldensagen gewiß mitbildend thätig gewesen sein; aber zu Grunde liegen durchaus nationale Vorstellungen, die in der Darstellung dieses russischen Artus und seiner Ginevra besonders scharf ausgeprägt und eigenartig zu Tage treten.

---

## Hoffen ohne Ende.

Wieder rauschen alle Bronnen,
Wieder rings die Knospen springen,
Wieder zu verschwiegnen Wonnen
Lockt der Vögel süßes Singen.

Wieder regen sich und mahnen
Heimlich holde Wunschgedanken,
Und um jedes Frühlingsahnen
Tausend Hoffnungsblumen ranken.

Thöricht Herz! — Und träumst Du wieder? —
Laß das Bangen, laß das Sehnen!
Kaum vernahmst Du Lenzes Lieder,
Folgen, ach, des Winters Thränen.

Wie ich unter Blütenbäumen
Lausch auf meines Busens Schlagen,
Ist's, als hört in wachen Träumen
Ich die leise Antwort sagen:

Digitized by Google

Laß mich bangen, laß mich sehnen,
Laß mit Träumen Dich umweben —
Dieses Wünschen, dieses Wähnen,
Armer Thor, es ist mein Leben!

Laß mich hoffen, laß mich träumen
Still von einem Lenz zum andern,
In des Winters bangem Säumen
Froh in Frühlingsahnung wandern.

Wird er einst mit Reif und Froste
Deinen Scheitel weiß bedecken,
Will ich Dir zu sel'gem Troste
Hoffnung ew'gen Lenzes wecken.

**F. Wegener.**

---

## Ein Kämpfer.

Von **Georg A. Albert.**

I.

Wir gingen miteinander. Als wir seine Wohnung erreicht hatten, drückte er meine Hand zum Abschiede; doch zögerte er, und einer plötzlichen Eingebung folgend, zog er mich mit sich, indem er sagte: „Es ist noch nicht zwölf Uhr; komme nur mit hinauf, ich braue uns einen Punsch, und wir können noch eine Stunde plaudern."

„Gern."

Damit war das Gespräch vorläufig zu Ende. Er stieg die dunklen Treppen hinauf, und ich folgte ihm dicht auf den Hacken, bis wir in seinem Zimmer Halt machten, wo er die Lampe anzündete und schweigend alle seine Vorbereitungen traf, die zu einem Getränke oben genannter Art nötig sind. Ich setzte mich fröstelnd auf einen Stuhl nahe dem Tische, der mit einer Tageszeitung und verschiedenen Büchern bedeckt war, die aber fürs erste meine Neugierde nicht reizten, da der Besitzer dieser Schriften mir anziehender schien. Er beschäftigte sich jenseits des Tisches mit dem kleinen Spirituskocher, dessen bläulich gelbe Flamme den Kessel schmeichelnd umleckte. Ein Wiederschein von ihr glomm zuckend in seinen ernsten, braunen Augen, die abwärts gerichtet waren, überflutete Teile seines Gesichtes und legte dunkle Schatten hinein, je nachdem er den Kopf bewegte.

Eine geraume Zeit kannte ich ihn schon, doch schien er mir heute innerlich näher gekommen zu sein wie sonst. Wie das zuging, kann ich eigentlich kaum sagen, auch weiß ich keine bestimmte Ursache oder Gelegenheit zu dieser plötzlichen Gefühls- oder Geistesverwandtschaft zwischen uns. Thatsache ist, daß wir durch Zufall oder Stimmung in einen Gedankenaustausch verfielen, der mir bei ihm so viel Teilnahme erregende Seiten und eine solche Eigenart der Weltanschauung enthüllte, daß ich zu hoffen begann, ich hätte in ihm endlich jemand, der meiner Eigentümlichkeit ein volles Verständnis entgegenbrächte. Wer eine solche Entdeckung zu würdigen weiß, wird begreifen, mit welcher Freude sie mich erfüllen mußte. Denn: keineswegs, daß ich mich für etwas Besonderes hielt in dieser Welt des Durchschnitts. Ich weiß wohl, daß ich aus derselben Münze hervorkam, wie alle andern; nur war meine Prägung durch den Verkehr mit den Menschen noch nicht in dem Maße abgegriffen, daß sie sich von Tausenden nicht merklich unterschied. Aber ich hielt auch auf mich und fand eine Befriedigung darin, mich so wenig wie möglich in Umlauf zu bringen Man mag das Einbildung und Selbstsucht heißen — ich nenne es Klugheit, die mir viele unnütze trübe Erfahrungen ersparte und sich deshalb bewährt hat.

Von gleicher Art schien mein längst gekannter neugewonnener Freund. Auch er — das erkannte ich erst heute — hielt auf jene Eigenart, die die Oberflächlichkeit haßt und mehr in die Tiefe hinabsteigt, um einsame Schätze zu heben. Das sind im allgemeinen Menschen, die wenig zum Umgange geeignet sind. Er aber war ein Gesellschafter, wie kaum ein zweiter zu finden ist. Dieser scheinbare Widerspruch konnte mich an ihm jetzt nicht mehr irre machen. Wußte ich doch nun, daß er ein Doppelmensch war: einer für die Welt und einer für sich selbst. Ich hatte früher immer nur den geistreichen, satirischen, liebenswürdigen Schwätzer gekannt.

Was wollte ich zu dieser späten Stunde noch bei ihm? Mein Licht leuchten und mich schätzen lassen, von dem, dem ich selbst Hochachtung und geistige Bedeutung zuerkannte? Nein. Er sollte reden, ich hören, so würde er mir menschlich näher kommen und jener geheimnisvolle Zug seine Erklärung finden, der ihn mir reizvoll erscheinen ließ.

Mit einem einladenden Blicke reichte er mir das dampfende Getränk: „Mach' ihn Dir schmackhaft; hier ist Zucker, den Löffel müssen wir schon gemeinsam gebrauchen, da mir der zweite fehlt" sagte er einfach.

Ich blickte ihn betreten von der Seite an, um sodann meine Augen flüchtig durch den Raum gleiten zu lassen.

„Du wohnst wohl sehr billig?" bemerkte ich.

„Meinen Verhältnissen angemessen," entgegnete er ruhig.

Ich schwieg und rührte beklommen in meinem Glase. Er war sehr arm, der Freund; vielleicht klingt besser: er lebte in „gedrückten" Verhältnissen. Aber das ist auch nur der bessere Klang. Die Armut an sich ist etwas so Bestimmtes, so schneidend Wahrhaftiges, daß sie keine Verschleierung verträgt. Denn sobald ich die notwendigsten Bedürfnisse unbefriedigt lassen muß, bin ich arm. Und das war bei meinem Freunde der Fall. Sein ungeheiztes Zimmer sprach von gezwungener Entsagung, denn es war Winter. Denselben Eindruck machte dieses selbst und seine Ausstattung. Noch weniger als dieses und er wäre unmöglich gewesen. Wie er in diese Lage kam? Ja, wie kommen nicht Tausende wirtschaftlich herab, ohne daß man darüber besonders sich wundert oder aufhält! Das kommt so — die Ursache ist gering, die Wirkung ungeheuer; ein Gletscher, der sich langsam, aber unaufhörlich abwärts bewegt. Damals konnte ich das schwer begreifen — heute habe ich eine durch hunderte zu Grunde gegangene Existenzen belegte traurige Erfahrung. Ich erfuhr nichts Näheres von meinem Freunde, ich sah nur die erschütternden Spuren eines fortgesetzten, Kräfte aufsaugenden, verzweifelten Kampfes, die meine ganze Menschlichkeit zum Helfen aufforderten. Doch wies er alles zurück.

„Gieb Du mir nicht, was Du selbst brauchen wirst, wenn Du auf jener Stufe angelangt bist, die ich jetzt einnehme," erwiderte er mit düsterer Ergebenheit auf meine dringenden Vorstellungen. „Du würdest Dich nur vorübergehend befriedigen und mir hilfst Du nur scheinbar. Ich kann nicht als Vorzug annehmen, was einer großen Anzahl von Menschen in gleicher Lage versagt ist, nur weil sie Dir Deinem beengten Gefühle nach nicht so nahe stehen wie ich, nicht Deine Teilnahme in gleichem Maße erregen, oder weil Du nicht reich und mächtig genug bist, um allen nach ihren Bedürfnissen helfen zu können. So wie jene Tausende Darbenden entweder die Kraft zum Schwimmen haben, oder untergehen werden, so auch ich. Wer fragt danach? Oder — Dich

Digitized by Google

berücksichtigt, weil Du den Anspruch darauf machst — was verschlägt es der Gesamtheit? Ich habe noch nirgends gesehen, daß der Lauf der Welt dadurch beeinträchtigt, daß die Menschheit dadurch geschädigt würde. Und die wenigen Sittlichen, welche jene Unglücklichen bedauern und beweinen, kommen auch sehr bald über ihren Jammer hinweg, besonders wenn die Wiederholung desselben eine achselzuckende Fatalistik zeitigt, was gewöhnlich eintritt. Die große Mehrzahl freut sich der Lücke, der leeren Plätze, denn der Wettstreit um das Dasein hat durch den Untergang der Überschüssigen an Leichtigkeit gewonnen, wenn er auch nicht minder rücksichtslos und blutig geführt wird."

„Du bist Sozialist?"

„Vor allem bin ich Mensch. Muß man denn, um menschlich fühlen und denken zu können, Demokrat oder Sozialist sein? Damit stellen die andern politischen Bekenntnisse sich das schlechteste Zeugnis aus. Ich meine, jedem, der nichts besitzt, müßten diese Anschauungen von selbst kommen, weil sie natürlich sind und die logische Folge seiner Existenz bilden. Es ist das Bestreben der Menschen geistige und seelische Äußerungen sogleich zu klassifizieren; in diesem Falle wirft man ihn zum Sozialismus oder zur Demokratie, weil justament keine andere passende Partei oder Sekte zur Hand ist. Das ist derselbe Absolutismus, der den einen in schnell gefaßter Meinung zum Schurken, den andern zum Edlen stempelt, und der Verkennung, Schaden und Gehässigkeit wuchern läßt."

Ich mußte ihm beistimmen. Doch wollte mir die Bezeichnung „Überschüssige" nicht gefallen, da mir dieser Ausdruck für jene Versinkenden ebenso herzlos wie unzart gewählt schien.

„Er mag Deiner feineren Empfindung etwas unbehaglich sein," erwiderte mein Freund lakonisch; „doch wirst Du ihn selbst gebrauchen, wenn Du Dich überzeugt hast, daß jene Ertrinkenden in der That zuviel sind. Wie würden sie denn anders zu Grunde gehen? Wie wäre es möglich, wenn sie nicht bis zum Verbrauch des einzigen, letzten, armseligen Hilfsmittels ohne Beihilfe geblieben wären? Da man ruhig mit ansieht, daß sie, mit übermächtigen Wellen ringend, von Minute zu Minute die Kraft zum Widerstande verlieren, ohne ihnen mehr als einen schwimmenden Flaschenkork zu bieten, so muß man sie doch wohl als Überschüssige erkannt haben und ihrem Geschicke überlassen wollen."

„Für so grausam also hältst Du die Menschen?" entgegnete ich erregt.

„Nicht für so grausam im Einzelnen, doch für so gewohnheitsmäßig im allgemeinen," meinte er.

„Die Ansicht aber von einem Zuviel der Menschen ist eine gewohnheitsmäßige. Die Presse äußert sie täglich und zieht ihre wirtschaftlichen Schlußfolgerungen aus ihr, der gemeine Mann spricht sie erfahrungsgemäß nach, da er sie der Wirklichkeit entnimmt. Deshalb ist sie allgemein und gewohnheitsmäßig und verliert die Schärfe der Grausamkeit. Es kann mithin nicht wunder nehmen, wenn die Menschen diesen sittlichen Mangel ohne Scheu offen zur Schau tragen, ja ihn sogar für eine Notwendigkeit für sich selbst ansehen, da sie anders — ich meine, menschlicher fühlend und denkend — gleich Dir imstande wären, mit Hintenansetzung ihres Ich, sich gänzlich und unbedachtsam für ihre leidenden Mitmenschen zu opfern. Damit aber wäre zugleich wieder der Anfang vom Ende geschaffen; nämlich der Zustand, den aufzuheben sie bestrebt waren, und den sie nun in Gemeinschaft mit jenen bilden und ausmachen, welchen sie durch Hingabe ihres Besitzes helfen wollten, in der That aber nur scheinbar halfen. Denn durch die Aufopferung einzelner ist der großen Gesamtmenge, dem Zuviel nicht geholfen. Ein persönlicher Vorzug und eine begrenzte Wohlthätigkeit wäre aber eine Ungerechtigkeit an der Gesamtmenge der notleidenden Guten und Würdigen, Du siehst, mein Freund —" lächelte er trübe — „ich komme wieder darauf zurück, von wo ich ausging."

„Danach," erwiderte ich mit einiger Gereiztheit, „könnten wir es ruhig mit ansehen, wie der Nächste dem Untergange verfällt, ohne daß wir uns bewegt fühlten, dies zu verhindern, nur weil die einzelne Wohlthat ein Unrecht an der Gesamtmenge wäre?"

Er nickte: „Deswegen und aus Klugheits- und wirtschaftlichen Gründen, die ich mit dem Anfang vom Ende bezeichnete."

„Zum Glück lassen die Menschen sich mindestens ebenso sehr vom Gefühle wie vom Verstande leiten; nach Deinen Lehrsätzen aber wären sie nur herzlose Rechenmeister!" rief ich empört.

„Ja —" bestätigte er mit Nachdruck — „mit Ausnahme von Menschen Deines Schlages, die, weil sie dem Gefühle über dem Verstande ein Übergewicht einräumen, zu den Unverständigen zählen."

„Diesen Unverstand will ich mir als einen Vorzug beilegen," sagte ich mit einiger Begeisterung, „denn er macht mich menschlicher"

„Doch deshalb für die Gesamtheit nicht nützlicher," fiel er ein. „Was gewinnt sie, wenn Du, um andern zu helfen, Dich selbst hilfsbedürftig machst? Begreife doch, daß, solange die Gesamtheit ihre menschliche Pflicht dem einzelnen gegenüber nicht fühlt oder übt, Du als Ausnahme, dem bestehenden Zustande gegenüber ohnmächtig bist. Nur von der Einsicht und dem sittlichen Bewußtsein der Gesamtheit kann die Heilung kommen; — es ist, als ob Du einem allgemein falsch gezeichneten Bildnis etwa nur die Nase oder die Ohren verbessern wolltest."

„So sind Deine ‚Überschüssigen' also nur eine Folge der mangelnden Einsicht der Gesamtheit und ihrer fehlerhaften Gefühlsthätigkeit; ein Stück unbewußter gesellschaftlicher Grausamkeit und Entsittlichung?"

„Gewiß."

„Und die Religion hältst Du für nichts?"

„Ich vermisse ihre Macht," erwiderte er mit schmerzlicher Bitterkeit. „Denn die Menschen, welche heute ihre Vergehen bereuen, begehen morgen dieselben Ungerechtigkeiten; noch klingen ihnen die Worte der Liebe und Vergebung in den Ohren und die Verteidigung im Kampfe ums Dasein macht sie in dem nächsten Augenblicke zu ebenso Unduldsamen wie Verfolgungssüchtigen. Wie wäre das möglich, wenn sie nicht, wie bemerkt, seelische Idioten wären? Menschen, denen der beste Teil der Erkenntnis abgeht: Der Begriff ihres Ichs im Nächsten. Die Religion ist etwas so Erhabenes, daß sie durch die Menschen nicht entheiligt werden kann, aber sie wird trotzdem mißbraucht von denen, welche sie nicht anerkennen, oder als Mittel für ihre Absichten gebrauchen, und sie wird mißverstanden von denen, die sie selbstsüchtig für sich begehren und nicht auf die Allgemeinheit anwenden. Zur Erläuterung alles Gesagten diene Dir die Gemeinde, der ich zufällig angehöre" fuhr er fort. „Diese baut eine Kirche. Ein Kohlenhändler schenkt die gemalten Kirchenfenster im Werte von je tausend Mark, ein Tischlermeister spendet die Orgel, welche ebenfalls eine namhafte Summe kostet. Wenn

Digitized by Google

nun diese Handlungen ohne jeden selbstsüchtigen Nebenzweck nur aus wahrer Frömmigkeit hervorgingen, so bleibt mir die diesen Leuten nachgesagte und bewiesene Mitleidslosigkeit gegen die Ärmsten der Bedürftigen, gegen die Bettler, die ihre Barmherzigkeit anrufen, unverständlich; denn sie sollen dieselben ohne Ausnahme abweisen, ja teilweise zur Bestrafung der Polizei überwiesen haben. Da fällt selbst die Entschuldigung einer begrenzten Wohlthätigkeit fort und es bleibt das gehässige Zerrbild einer mißbrauchten oder mißverstandenen Religion."

„Das ist ebenso unglaublich wie abscheulich!" sagte ich, mit innerer Erregung ihm in das ruhige interessante Gesicht schauend.

(Schluß folgt.)

---

## Auf dem protestantischen Fremdenkirchhofe in Barcelona.

Ein kleiner Friedhof liegt am Strand,
Da ruhen schön begraben,
Die fern dem lieben Vaterland
Das Glück gefunden haben.
Von ferne murmelt leis' das Meer,
Wie Geistersprache leise her:
In Frieden.

Manch deutsche Eiche modert hier
Mit ihrem jungen Reise;
Des Südens reiche Blumenzier,
Die Palmen seufzen leise.
Von ferne murmelt leis' das Meer,
Mit Trostesstimme leise her:
In Frieden.

Du schlummerst glücklich dort, mein Kind;
Längst mußt' ich weiter gehen,
Doch oftmals höre ich noch den Wind
Sanft durch die Palmen wehen.
Von ferne murmelt leis' das Meer,
Als lockte es mich, leise her:
In Frieden.

**Victor Marg.**

---

## Neue Bücher.

Angezeigt von O. v. L.

**Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten.** Gesammelt und herausgegeben von Rudolf Eckart. (Braunschweig 1893, Appelhans u. Pfennigstorff.)

Zu den köstlichsten Quellen der Volkserkenntnis gehören die Sprichwörter. Gutes und Übles des Stammeswesens hat in ihnen seine Ausprägung gefunden; die dichtende Volksseele spricht aus ihnen ebenso, wie der berechnende Realismus des Bauernstandes. Aber ob fein ob grob, Erdgeruch tragen sie alle an sich, die ältesten am meisten. Darum bieten solche Sammlungen einen besonderen Reiz für jeden, der noch nicht von der internationalen verflachenden Kultur um alle Empfindung für das Wesen des eigenen Volkes betrogen ist. So viel Verschiedenheit auch zwischen Ober- und Niederdeutschen vorhanden ist, so zeigt sich doch zugleich das Gemeinsame des Ursprungs in ihren Sprichwörtern. Nicht nur weil gar viele in Nord und Süd zugleich heimisch sind, sondern in der Art des Denkens, in dem Humor und der Derbheit, aus der ein gut Teil von ihnen hervorgegangen ist. Die vorliegende Arbeit ist für das von ihr berücksichtigte Gebiet, das so ziemlich den deutschen Norden umfaßt, jetzt wohl die reichhaltigste, und der Herausgeber verdient herzliche Anerkennung für seinen Fleiß und seine Ausdauer. Daß die Sammlung Kenntnis des Niederdeutschen verlangt, hat seine Nachteile, da es die Verbreitung des Buches etwas hindern dürfte, aber ein Wörterbuch als Beigabe hätte natürlich die Abfassung des Werkes erschwert und es sehr verteuert. Vielleicht vermehrt Herr Eckart bei einer zweiten Auflage die eingeschalteten Worterklärungen und läßt dafür manche der „volkstümlichen Wendungen" aus. „Hei is so fett, äs ne Kodde" — „Er ist so fett wie ein Schwein" und ähnliches, was sich überall findet, wo es fette Schweine giebt, kann wegbleiben, ohne den Wert des Buches zu schmälern.

**Königin Marie Antoinette.** Bilder aus ihrem Leben von Robert Prölß. (Leipzig 1894, Carl Reißner.)

Der Verfasser giebt in sechs Aufsätzen ein Bild des Lebens und Seins der unglücklichen Königin. („Die Herrscherin des Geschmacks und der Mode", „Musikalische Neigungen", „Klein-Trianon", „Der Halsbandprozeß", Graf Axel von Fersen", „M. A. und die Politik.") Dem Kenner der Zeit bietet er nichts Neues, aber seine Belesenheit erstreckt sich auch auf neueste Veröffentlichungen, und so ist das für weitere Kreise bestimmte Buch für diese sehr empfehlenswert. Die Darstellung ist lebendig und hält sich von Vertuschung und Verdammung gleich weit entfernt. Bei den innigen Wechselwirkungen zwischen dem der Revolution zudrängenden Zeitgeist und der Königin wird die Kennzeichnung der Fürstin von selbst zu einem umfassenden Zeitbilde, das dem denkenden Leser reiche Anregung giebt. Ich mache deshalb unsere Leser und Leserinnen auf das Werk aufmerksam.

**Zu Ostern in Spanien.** Reiseschilderungen von Theodor Puschmann. (Breslau 1893, Schlesische Verlagsanstalt.)

Der Verfasser schildert eine Reise, die er von Wien über Paris nach Burgos, von da über Madrid, Cordoba, Granada und Sevilla nach den südlichen Küstenstädten und über Valencia und Barcelona nach Wien zurück gemacht hat. Er ist kein Berufsschriftsteller, aber er schreibt als gebildeter Mann, der nicht übel plaudert, als Arzt manches sieht, was andere nicht gesehen haben, und dem Reisenden manchen verwertbaren Wink giebt, dessen Befolgung ihn vor Schaden bewahren kann. Die Darstellung ist gewandt.

**Andalusien.** Eine Winterreise durch Süd-Spanien und ein Ausflug nach Tanger. Von Ernst von Hesse-Wartegg. (Leipzig 1894, Carl Reißner.)

Der Verfasser ist Reisebeschreiber von Beruf. Das bringt manches Gute mit sich. Mit geschärftem Blick sieht er das Unterscheidende, die kennzeichnenden Züge des Landes, der Städte und der Bewohner. So folgt man ihm gerne auf seiner Wanderfahrt. Aber die große Übung bewirkt es auch, daß die Darstellung zuweilen allzusehr feuilletonistisch wird und mehr unterhält als belehrt. Interessant ist der Bericht, den die Gattin des Reisenden, die Sängerin Minnie Hauck, über das Haremleben in Marokko und das Leben der Cigarreras und der Zigeuner von Sevilla giebt.

Höheren Wert besitzt:



Digitized by Google

**An indischen Fürstenhöfen.** Von Otto E. Ehlers. 2 Bde. Zweite Aufl. (Berlin 1894, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur. Dr. Paetel.)

Der Verfasser ist Besitzer eines Rittergutes in Pommern, das er selbst bewirtschaftet hat. Ein Brand, der das Wohnhaus vernichtete, war Anlaß zu einer Reise nach Italien und Ägypten. Von da ging er nach Sansibar, schloß sich dann einer Expedition nach dem Kilimandscharo an, wo er sieben Monate verweilte und, wie man weiß, einen der einflußreichsten Fürsten der Dhagga-Staaten, Mandara, veranlaßte, eine Gesandtschaft mit Geschenken an den Kaiser zu senden. Ehlers begleitete sie nach Berlin und kehrte dann nach Ost-Afrika zurück, wo er an mehreren Orten die deutsche Flagge hißte. Dann zog er mit Wißmann bis nach Kilwa. Da plötzlich kam die Nachricht von dem unglückseligen Vertrage, der England die Schutzherrschaft über Sansibar und uns neben der bekannten „Freundschaft Englands" — die man nur mit Gänsefüßchen schreiben kann — Helgoland eingetragen hat. Ehlers erkrankte, vielleicht auch aus Ärger, und sollte nach Europa zurück, aber er entschloß sich zu einer Reise nach Kaschmir. Am 23. Juni 1890 trat er sie an. Ihrer Schilderung sind die beiden Bände gewidmet. Von den englischen Behörden auf Grund seiner Empfehlungsbriefe in jeder Art gefördert, hat er seine Indienreise unter den denkbar günstigsten Verhältnissen ausführen können und Gebiete betreten, die vor ihm noch kein deutscher Reisender besucht hat. Die einzelnen Stationen aufzuzählen ist zwecklos. Ehlers verfügt über gute Laune, der zuweilen ein gut Teil studentischen Humors beigemischt ist. Schon dieser Zug spricht den Leser an. Aber auch Naturgefühl bricht hier und da hervor, obwohl sich Ehlers selten der poetischen Stimmung hingiebt. Mit scharfem Blick erfaßt er das Äußere und weiß es lebendig darzustellen; er hat Augen für Verhältnisse, die von den gelehrten Reisenden, Ethnographen, Natur- und Kunstforschern nicht beachtet werden, so für die Bodenwirtschaft, für das Gefängniswesen u. a. Darin bietet sein Buch viel Neues, das als Ergänzung zu den Werken Bastians, Schlagintweits und Garbes des Dankes wert ist. Das geistige Leben beachtet er weniger, dem Religiösen gegenüber läßt er sich, durch das äußere Fratzenwerk abgestoßen, zu einseitigen Urteilen hinreißen.

Aber doch hat das Werk seinen Wert, der durch zahlreiche Bilder vermehrt wird. Ich empfehle es unseren Lesern, da es von einer fremdartigen Welt in fesselnder Weise Kunde bringt und sich in seiner Eigenart neben anderen Berichten zu behaupten vermag. Die Ausstattung ist sehr hübsch.

**Suggestion und Hypnose.** Ein kurzes Lehrbuch für Ärzte. Von Dr. med. Max Hirsch. (Leipzig 1893, Ambr. Abel. [Arthur Meiner.])

Ein gutes, klar geschriebenes Hilfsbüchlein, das das noch immer viel umstrittene Gebiet mit Sachkenntnis und Vorurteilslosigkeit behandelt. Dankenswert ist der kurze geschichtliche Überblick, der das Werk einleitet. Ein Ausspruch wie: „Die Psychologie ist genau so wichtig für den Arzt wie die Physiologie", wäre vor zwanzig Jahren noch mit Kopfschütteln gelesen worden; daß ein Arzt ihn heute benutzt, bedeutet sicher einen Fortschritt in den allgemeinen Ansichten. Hirsch stützt sich vornehmlich auf Sperling, Dessoir und Moll, hat aber selbst viele Beobachtungen und Versuche gemacht. Die mehr psychologischen Teile (S. 13 ff.) wären wohl größerer Vertiefung fähig. Aber der Versuch, das Ganze der Erfahrung kurz zusammenzufassen, verdient Dank und Anerkennung.

**Mineralogie** von Dr. R. Brauns, Privatdocent an der Universität Marburg. (Stuttgart, G. J. Göschen.)

Das Bändchen gehört, wie die schon besprochene Geschichte der deutschen Litteratur, zu der „Sammlung Göschen". Es ist in diesem Umfange das beste Hilfsbüchlein, das ich kenne. In kurzer Fassung wird das Allgemeine (Form der Mineralien, physikalische Eigenschaften, chemische Eigenschaften) klar behandelt; im speziellen Teile eine Darstellung der zwölf Klassen gegeben. Eine einzige Ergänzung wäre wünschenswert. Zwar schreibt der Herr Verf. im Vorwort, das Bändchen sei für solche bestimmt, denen „die Instrumente der Mineralogen nicht zur Verfügung stehen". Aber einige Hilfsmittel, so ein einfaches Lötrohr und eine Lampe, wie etwa ein Gläschen Salzsäure, etwas Borax, Soda u. s. w. kann sich schließlich jeder beschaffen. Und da wäre die Angabe des Verhaltens vor der Lampe und gegenüber einigen Reagentien für jugendliche Sammler immerhin von Wert. Ich empfehle das Büchlein, das 130 Abbildungen von Krystallen enthält, bestens.

**Datenzeiger der Weltpost-Geschichte.** Von Dr. Ed. Maria Schranka. (Leipzig, Slavische Buchhandlung, H. Roskoschny.)

Der Verf. hat mit lobenswertem Fleiße alle Daten zur Geschichte der Weltverkehrsmittel zusammengetragen. Ein Blick in das Buch belehrt, welche Arbeit in der Sammlung dieser trockenen und doch so wichtigen Thatsachen liegt. Der Kulturgeschichtsschreiber wird dem Urheber für diese Vorarbeit dankbar sein müssen.

**Bibliothek der Gesamtlitteratur.** (Halle a. S., Otto Händel.)

Von der vortrefflich ausgestatteten Sammlung sind uns folgende neue Hefte zugekommen:

| | | | |
|---|---|---|---|
| Heft | 727—729 | Friedrich Hebbel | „Gedichte". |
| „ | 730—732 | „ | „Die Nibelungen". |
| „ | 733 | „ | „Maria Magdalena". |
| „ | 734 | „ | „Judith". |
| „ | 735 | „ | „Gyges und sein Ring". |
| „ | 736—737 | „ | „Erzählungen" (Auswahl.) |

Der Verlag hat sich durch diese billige Ausgabe (2,75 Mk.) ein anerkennenswertes Verdienst erworben. Was man Hebbel vorwerfen möge, er ist im Kern ein deutscher Dichter von Kraft und Eigenart. Diese Ausgabe wird ihn in Kreisen bekannt machen, die bis jetzt von ihm nichts gewußt haben.

Heft 740—745 enthalten die „Kinder- und Hausmärchen" der Brüder Grimm in vollständiger Ausgabe; eine Auswahl (50 Pf.) ist zugleich von dem Verlag herausgegeben. Die Ausstattung ist vortrefflich, der Druck klar.

**Geschichte der deutschen Litteratur.** Von Otto von Leixner. (Leipzig, Otto Spamer.)

Von dem Werke ist kürzlich die dritte Auflage ausgegeben worden. Sie ist mit der zweiten gleichlautend. (Preis in Prachtband und reich mit Bildern versehen 18 Mk.)

---

## Ernüchterung.

In den Nächten, den fiebernd durchwachten,
Wird Deine Seele riesengroß,
Da willst Du Welt und Menschen verachten,
Menschengesetze und Menschenlos.

Digitized by Google

Dünkst Dich den ewigen, herrschenden Geistern
Gleichgeartet und stammverwandt,
Möchtest selber das Schicksal meistern
Mit verwegener, sterblicher Hand.

Fühlst aus den Gluten, die Dich versengen,
Eine Welt Dir im Innern erstehn,
Eine Welt ohne Schatten und Engen,
Ohne Welken und ohne Vergehn . . .

Doch wenn die nachtschwarzen Schleier weichen,
Wenn die Erde dämmernd erwacht —
Wie die glühenden Bilder erbleichen,
Wie Dich das nüchterne Leben verlacht!

Wie Dein Herz, da von schimmernden Borden
Ewiger Meere verschlagen Du bist,
Nun so grenzenlos arm geworden,
Nun so grenzenlos elend ist!

Jetzt sind der Punkt, das Körnchen im Sande
Wichtiger plötzlich und größer als Du,
Und die Seele, die grausam verbannte,
Schauert und fragt nun ohne Ruh':

Was hat recht — das nüchterne Leben,
Das mich, ein Stäubchen, zum Staube verweist,
Oder das eigene Wähnen und Streben,
Das mir nächtlich ein Eden verheißt?

**Anna Behnisch.**

---

## Gedanken.

Von **E. Gnade.**

An der Tagesbörse der Gesellschaft hat Verstand nur dann einen Kurs, wenn er sich mit Bosheit vereinigt.

*

Künstler muß man persönlich entweder sehr gründlich oder gar nicht kennen. In Wahrheit sind sie, wie wir es verlangen und erwarten, eins mit ihren Werken, aber bei oberflächlicher Bekanntschaft drängt sich alles Zufällige, Nebensächliche der Persönlichkeit störend dazwischen.

*

Große, in die Augen fallende Wirkungen der Natur — Meer- oder Gebirgsbilder — werden auch von der Menge als schön empfunden. Aber nur derjenige besitzt echten tiefen Naturſinn, der in einer schlichten Landschaft die Stimmung herauszufühlen vermag. Die feinsten Schönheitsmittel der Natur — Beleuchtung, Abtönung, Wolkenschatten, stille, dunkle Teiche, Laubwerk im Herbst und dergleichen — kommen oft gerade in scheinbar reizlosen Gegenden am reichsten zur Anwendung.

*

Jede Begeisterung, die wir nach außen hin kund thuen, ist eine Blöße, die wir unserem Gegner verraten. Der begeisterte Mensch ist leicht zu verwunden.

*

Es ist schön, wenn ein Mensch sich seine jugendlichen Ideale zu bewahren vermag, aber es ist nicht schön, wenn er sie über ihre natürliche Daseinsdauer hinaus als Illusionen künstlich am Leben erhält.

*

Von einem Roman, der nach Tiefe und Wahrheit der Charakterzeichnung strebt, müssen wir verlangen, daß seine guten Menschen die Fehler ihrer Tugenden, und seine schlechten Menschen die Tugenden ihrer Fehler besitzen.

*

Sentimentalität ist nicht ein Übermaß, sondern ein Zerrbild von wahrem, starkem Gefühl. Jene schließt dieses nicht ein, sondern in den meisten Fällen geradezu aus.

*

Wann hören wir auf jung zu sein?

In dem Augenblick, wo wir die Grenze unserer Natur und Begabung erkennen.

*

Für unseren freundschaftlichen Verkehr mit anderen sollte es nur einen Maßstab geben: ob sie durch uns innerlich weiter kommen oder wir durch sie. Alle näheren Verbindungen, bei denen dies verneint werden muß, sind Zeit- und Kraftvergeudung.

---

## Vermischtes.

**Der „Pfeifertag".** Ein elsässisches Volksfest, das mit kurzer Unterbrechung nun seit einem halben Jahrtausend begangen wird, ist der „Pfeifertag" in der alten, herrlich am Fuße des Wasgau gelegenen Rebenstadt Rappoltsweiler. Die Entstehung dieses Festes leitet sich von folgendem Umstande ab. Im Mittelalter standen die sogenannten fahrenden Leute, die Gaukler, Sänger, Spielleute, Pfeifer u. s. w. nicht in genossenschaftlichem Verbande, wie die Angehörigen der in den Städten seßhaften Gewerbe. Sie waren nämlich nach den alten Rechtsbüchern rechtlos; sie galten für unehrlich und die Kirche verweigerte ihnen die Gemeinschaft und die Gnadenmittel. Später, etwa im 13. Jahrhundert, wurde ihnen von der weltlichen Macht in verschiedenen Ländern des Reichs geboten, sich unter einer ihnen gestellten Obrigkeit zu vereinigen und ihre gewerblichen Streitigkeiten durch einen Richter — „König" — schlichten zu lassen; es wurde also die Rechtlosigkeit aufgehoben; sie wurden unter den Schutz mächtiger Herren gestellt, welchen sie zinsbar waren und von denen sie jährlich zu einer Tagsatzung entboten wurden. Diese Herren trugen ihre Rechte von Kaiser und Reich zu Lehen. Nachdem die weltliche Macht den fahrenden Leuten zu bürgerlichen Rechten verholfen hatte, löste auch die Kirche den Bann, verlangte aber die Beachtung kirchlicher Übungen für die neugebildeten Brüderschaften, die sich später auch wohl Zünfte nannten. Im 14. Jahrhundert hatten die Herren von Rappoltstein vom Deutschen Reiche die „fahrenden Leute", Spielleute oder Pfeifer zu Lehen und zwar im ganzen Elsaß „zwischen dem Hauenstein und dem Forst, zwischen dem Rhein und dem First", d, h. von Basel bis zum Reichswalde bei Hagenau und zwischen Rhein und Vogesen, auf deren Kamm oder „First" die „Schneeschmelz" die Grenze bildete „zwischen tütschen und welschen Landen" wie heutzutage. Die Herren von Rappoltstein waren ihren Schützlingen stets gnädige Herren, verschafften ihnen von den Bischöfen von Basel Lösung des Kirchenbannes und bestellten ihnen Pfeiferkönige zur Schlichtung ihrer Streitigkeiten und Ordnung ihrer Angelegenheiten, wofür alljährlich am Marientag, 8. September,

Digitized by Google

der „Pfeifertag“ gefeiert wurde. Die Pfeiferbruderschaft blieb bis 1789 im Besitze ihrer Einrichtungen, als aber diese unter der Revolution mit allen alten Privilegien fielen, blieb gleichwohl noch die Erinnerung an den Pfeifertag, der schon im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts wieder festlich begangen wurde, gleichzeitig mit der sogenannten „Meßti“. Th.

**Ein Fehler.** Als „Preziosa“ neu war, redete König Friedrich Wilhelm III. von Preußen bei einer zufälligen Begegnung den Verfasser dieses Schauspiels, den damals in Berlin wirkenden hochgefeierten Schauspieler Pius Alexander Wolff an und sagte ihm einige beglückwünschende Worte über den Erfolg seines Stückes. Wolff verneigte sich stumm. „Doch einen großen Fehler hat Ihr Stück,“ meinte der König nach einer Pause. Etwas betreten fragte Wolff, ob dieser Fehler sich nicht verbessern lasse und worin er bestände. „Daß der Verfasser nicht mitspielt!“ sagte der König huldvoll lächelnd. Gr—r.

**Väterliche Verwaltung.** In den letzten Regierungsjahren Napoleon Bonapartes ließ sich ein angesehener rheinischer Bürger von seinem Sohne, einem munteren Knaben von vierzehn Jahren, häufig die Zeitung vorlesen. Diesem fiel öfters, wenn von der französischen Regierung die Rede war, das Wort „Väterliche Verwaltung“ auf, und er fragte den Vater einmal, was wohl damit gemeint sei. „Das will ich Dir schon gelegentlich erklären,“ war die Antwort. Bald darauf nahm man das Mittagsmahl ein. Der Knabe wollte sich ein Stück Brot nehmen, der Vater ließ es nicht zu, der Sohn wollte anfangen zu essen, der Vater nahm ihm alle Speisen vor der Nase weg. „Was machst Du denn, Papa,“ ruft der Sohn verdrießlich, „Du nimmst mir ja alles fort!“ — „Sieh, mein Sohn,“ erwidert der Vater bedeutungsvoll, „das ist die Antwort auf Deine vorige Frage. So macht es unser Kaiser gerade auch; er nimmt alles für sich, und das nennt man eine väterliche Verwaltung!“ Gr—r.

**Spott gegen Spott.** Der englische Bischof Wilkens hatte eine Schrift drucken lassen über die Welt im Monde. In einer Gesellschaft sagte die Herzogin von Newcastle, Verfasserin schlechter Romane und Schauspiele, spöttisch: „Nennt mir gefälligst die Herberge auf dem Wege zu Eurer Mondwelt; die Reise ist lang, man wird sich oft ausruhen müssen!“ — „Sie haben so viele Luftschlösser gebaut,“ entgegnete Wilkens, „daß es Ihnen auf solchen Reisen an Ausruhorten nicht fehlen kann.“ Th.

**Eine Antwort Lessings.** Dr. Reimarus in Hamburg sagte einst zu Lessing: „Man muß der Menschenmenge vom Geistigen nur das geben, wozu ihr Verstand und ihre Vernunft reif sind; auch hier gilt das Sprichwort: ‚Schütte trübes Wasser nicht weg, bis Du auf reines rechnen kannst.‘“ — „Es ist ein wunderliches Sprichwort,“ erwiderte Lessing, „denn wer das trübe Wasser nicht wegschüttet, kann doch nie reines bekommen!“ Th.

## Briefkasten.

H. H. in Str. „Dein Gedenken“ kommt. — Herrn C. T. in A. Leider noch nicht genug Eigenart. Das genannte Buch wird angezeigt, aber wohl nicht von mir. — „Deutsche Tafelrunde“ in B. Besten Dank für die fünf Ganzen. Ich werde wohl im Laufe des Jahres schluckweise nachkommen. Mit der Gesundheit geht es erträglich. Besten Gruß. — Frl. J. W. in L. Leider unbrauchbar. — Frl. W. St. in H. Unklar und formlos. Ich bitte sehr, mich weder „Hofrat“ noch „Professor“ zu nennen; ich bin ganz titelfrei und hoffe es bis zu meinem Ende zu bleiben. — Alte treue Abonnentin in A. „Poesie“ verrät warmes Gefühl, aber ist doch schon zu oft ausgesprochen und leidet an Formfehlern. „Kleine Wahrheiten“ sind etwas einseitig. So giebt es auch junge Mädchen, die mit ihren Eroberungen ebenso „renommieren“, wie junge Männer mit den ihrigen. Sehr hübsch ist der Ausspruch: „Wir sind alle Kreuzträger: wenn einer das seine am Morgen vor die Thüre gestellt hat, wird er es am Abend wieder hereinholen müssen.“ Besten Gruß. — Frl. C. S. Hildesheim. Die Sendung war zwar nicht verwendbar, aber Sie dürfen gelegentlich Neues senden. Besten Gruß. — stud. W. D. in G. Gut gemeint, aber noch alles zu sehr im Banne der Überlieferung, ohne Eigenart in Inhalt und Form. Die genannte Poetik ist von mäßigem Werte. Aber: auch das beste Werk dieser Art kann nur äußerlich fördern. Zuerst innerer Reichtum, der schafft sich innere Form, ohne die alle äußere nur Blendwerk ist. — Herrn Prof. K. in S. und Herrn Dr. W. in H. Ich verweise Sie, Ihre gleichlautende Anfrage beantwortend, auf das, was ich über Heine in meiner Litteratur-Geschichte gesagt habe. Daß er in einem Teile seiner Gedichte sich als begnadeter Lyriker erwiesen hat, reicht nicht hin, die einem Manne unverzeihlichen Mängel seines Charakters zu decken. Und ein Denkmal stellt den Menschen als leuchtendes Vorbild hin. Worin kann Heine dem Deutschen der Gegenwart Vorbild sein? In nichts. Daß Rosegger sich gegen die stellenweise geradezu gemeinen Angriffe der jüdischen Presse wehrt, ist begreiflich, aber besser wäre es gewesen, wenn er auf die erste Anfrage eine gerade Mannesantwort gegeben hätte, statt sich mit Ausflüchten aus der Verlegenheit zu helfen. Das ist meine Ansicht von der Sache. — Fr. H. B. in B. Die meisten Sprüche werden kommen. „Sonntagsgruß“ hat nur persönlichen Wert. Besten Gruß. — Ad astra. in M. Ihre „Philosophische Studie“ ist von ungewollter Komik voll. Sie verwenden die halbverstandenen Fachausdrücke mit einem bewunderungswerten Ungeschick; den Höhepunkt bildet der Satz Blatt 8, wo Sie von „Spinozas kritischem Individualismus“ sprechen. Was denken Sie sich darunter? Wohin soll ich das Schriftstück senden? — Frl. Martha S. in Lübeck. Wie heißt die Geschichte, über die Ihnen noch keine Entscheidung zugekommen ist? — Frl. Marg. B. in M. Wenn Sie mir Ihre genaue Wohnungsangabe senden, will ich Ihnen gelegentlich antworten. Bis dahin der Rat: lassen Sie sich durch fremde Zweifel nicht irre machen.

## Inhalt der Nr. 34.

Haus Dodendorf. Roman von A. Marby. Forts. — Am Alsterufer. Roman von Gustav Kopal. Schluß. — **Beiblatt:** Morgenklänge. Von Martin Boelitz. — Knjäs Wladimir, der russische „König Artus“. Von Oskar Linke. — Hoffen ohne Ende. Von F. Wegener. — Ein Kämpfer. Von Georg A. Albert. I. — Auf dem protestantischen Fremdenkirchhofe in Barcelona. Von Victor Marg. — Neue Bücher. Angez. von O. v. L. — Ernüchterung. Von Anna Behnisch. — Gedanken. Von E. Gnade. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
# Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 35.

## Sein oder Nichtsein.

Roman

von

**Robert Schweichel.**

„Man kann es den Glocken selten ansehen, wo sie einen Riß haben, und nur an ihrem Tone merkt man ihn.“
Heinrich Heine.

### Erstes Kapitel.

Die Nachmittagssonne eines klaren Frühlingstages lag warm auf dem Hofe des Herrenhauses von Buchau. Es klingt stolz: das Herrenhaus! Aber das Haus selbst hätte niemand imponiert. Ein lang hingestreckter Bau war es, einstöckig und kahl, mit einem spitzen hohen Dache, und der wettergraue plumpe Verschlag, der den um einige Stufen erhöhten Vorplatz vor der Hausthür gegen Sonne, Wind und Regen schützte, trug auch nicht gerade zur Verschönerung des herrschaftlichen Hauses bei. Jedoch verlieh Umrankung mit kanadischem Wein dem Vorbau ein freundliches Aussehen. Das Haus war zudem alt, ohne durch das Alter ehrwürdig zu erscheinen. Die massiven Wirtschaftsgebäude des großen, länglich viereckigen Hofes, an dessen Schmalseite die Chaussee vorüberführte, waren in ihrer Art viel stattlichere und auch neuere Gebäude.

Auf dem Hofe herrschten Stille und Einsamkeit. Die Knechte und Gespanne waren auf dem Felde, die Viehherden auf den Weiden. Nur dann und wann ließ sich von dem hinteren Teil des Hofes her ein Gackern der Hühner, ein kurzes Kollern der Truthähne, oder von dem Dache der Brennerei ein sanftes Girren der Tauben vernehmen. In diese gedämpfte und aphoristische Hausmusik begann sich jetzt von dem Vorplatze her, wo ein junges Mädchen den Tisch zum Nachmittagskaffee herrichtete, das Klappern von Tassen und Löffeln zu mischen.

Der große Garten auf der Rückseite des Hauses hätte wohl ein traulicheres Plätzchen für die Vesper geboten. Allein der Vorplatz war für den Gutsherrn dasselbe, was für den Schiffskapitän die Kommandobrücke ist. Von hier aus lenkte er die Wirtschaft, und wie er hier beim Morgenkaffee das Austreiben der Schafe und Pferde bewachte, so ließ er die heimkehrenden Herden abends hier die Revue passieren. Hier erteilte er seine Audienzen und seine Befehle für den nächsten Tag, und die Seinigen wagten nicht, an seinen Gewohnheiten zu rütteln.

Während das junge Mädchen den weißgedeckten Tisch ordnete, in dessen Mitte ein Blumenstrauß in einer gläsernen Vase duftete, saß eine Dame lesend auf der gegenüberstehenden Bank. Beide Damen waren häuslich einfach in dunkle leichte Stoffe gekleidet. Über dem aschblonden Scheitel des Mädchens, das sich anmutig flink um den Tisch bewegte, mochten schwerlich schon achtzehn Jahre hingestrichen sein. Die liebliche Menschenblüte hatte die grünen Kelchblätter der Kindheit noch nicht völlig abgestreift. Die lebhaften Farben ihres Antlitzes wie ihre geschmeidige Gestalt zeugten von Gesundheit und Kraft.

Die Leserin, welche man für ihre ältere Schwester hätte halten können, war die Mutter. Das reine Oval ihres Gesichtes trug das Gepräge reifer, durchgeistigter Frauenschönheit. Golden leuchtete das Haar, der Teint entsprach jedoch nicht der goldigen Haarfarbe; er war leicht gebräunt, und dunkel schweiften die Brauen wie die entfalteten Flügel einer Schwalbe von der Nase aus, die kaum merklich gebogen über der aufwärts geschürzten Oberlippe stand. Mund und Kinn der Frau Steinwehr drückten in ihrer festen Bildung Lebenskraft und Entschlossenheit aus. Ihre Hände, von denen die Linke im Schoße ruhte, waren wohlgebildet, jedoch deutete ihre Entwickelung darauf hin, daß der Name der Hausfrau kein leerer Titel für die Herrin von Buchau war.

Die Tochter hatte ihr Geschäft beendet und warf noch einen letzten prüfenden Blick über den Tisch, der vier Personen erwartete. Nur der braune Trank fehlte noch. Nachdem sie die Dose mit der goldgelben Butter mehr in den Mittelpunkt gerückt und eine Wespe fortgescheucht hatte, wandte sie sich der



Digitized by Google

Leserin zu und warf über deren Schulter einen neugierigen Blick in das Buch.

„Es ist Goethes Tasso, Anny," bemerkte Frau Steinwehr ohne sich stören zu lassen.

Das hübsche Kind zog ein Mäulchen. Es hatte noch von der Zeit her, als es seine deutschen Aufsätze mit einem Butterbrot in der linken Hand schrieb und die Gouvernante es in die deutsche Litteratur einzuführen bemüht war, einen ungeheueren Respekt vor unseren Klassikern, namentlich vor Goethe. Wie vermöchte ein junges Mädchen ohne Lebenserfahrungen dessen Dichtungen auch zu verstehen? Bücher übten überhaupt keine sonderliche Anziehungskraft auf Anny aus, und wenn die jungen Damen in dem benachbarten Städtchen über einen Moderoman sich unterhielten und für dessen Helden schwärmten, so mußte sie schweigen. Um so besser wußte sie in Küche, Hof und Keller Bescheid.

In diesem Augenblick ließen sich langsam näher kommende Töne eines Posthorns vernehmen. Der Bläser war kein Trompeter von Säckingen. Unbarmherzig zerriß er eine bekannte Volksmelodie, so daß sie in kläglichen Fetzen durch die sonnige Frühlingsluft flatterte. Anny lachte hell auf. Im Hofzwinger begannen die Hunde erbärmlich zu heulen. Und jetzt mischte sich in deren Geheul, in die Mißtöne des Horns und das perlende Mädchenlachen ein Klirren und Rasseln, und Staub erhob sich in dicken Wolken zwischen den Pappeln auf der Chaussee. Der Postomnibus, der das nahe Städtchen Falkenhausen mit der etwa zwei Stunden entfernten Eisenbahnstation verband, rollte heran und vorüber.

Ein Knecht, der schon am Hofthor auf ihn gewartet hatte, brachte die Gutsposttasche. Mit ihm kam ein schöner brauner Hühnerhund, der sich nach einem fragenden Blick auf die beiden Damen auf der obersten Stufe der Vortreppe behaglich ausstreckte.

Frau Steinmehr hatte das Buch in den Schoß sinken lassen, und ihre Augen, die dunkel durch den langen Schleier der Wimpern schimmerten, blickten über den Hof auf das Feld hinaus, das dem Vorbau gegenüber durch eine breite Lücke zwischen dem Speicher und der Brennerei sichtbar war. Es war als folgten ihre Augensterne den entschwindenden Gestalten der Dichtung. Nun milderte sich der sinnende Ernst ihrer Züge und sie sagte heiter:

„Das war ein Wunderhorn! Versunken ist Ferraras Fürstenschloß; die heimatlichen Krautgärten haben mich wieder."

„O, Mama, Du darfst mir Buchau nicht schelten. Ist es nicht schön hier bei uns?"

„Gewiß," sagte die Mutter, indem sie das Buch neben sich auf die Bank legte. „Und jedenfalls ist die Luft hier gesünder, wenn auch rauher, als sie an den mittelalterlichen Höfen Italiens war. Die prunkende Außenseite verbarg viel Fäulnis und aus den goldenen Pokalen und den feurigen Augen trank sich mancher Tod und Wahnsinn."

„Schrecklich!" rief die Tochter.

„Ja, mein liebes Kind," sagte Frau Steinwehr ernst, „wenn man von den Dingen den farbigen Staub abwischt, mit dem die Dichter sie umhüllen oder auch unsere eigene Phantasie, dann stellen sie sich anders dar. Für uns Frauen besonders wäre es besser, wenn wir weniger Illusionen zu verlieren hätten. Und wir dürfen nicht einmal klagen, wenn sie unter den rauhen Mißtönen des Lebens zerflattern und verschwinden wie die Welt der Dichtung eben bei der ohrenzerreißenden Musik des wackern Postillons. Aber das ist Frauenlos, allgemeines Frauenlos, liebes Kind."

Anny blickte unsicher, fast betroffen auf sie; sie hatte die Mutter noch nie so sprechen hören. Dann schlang sie beide Arme um deren Nacken und rief, sich fest an sie schmiegend:

„O, ich habe gar keine Illusionen, Mama, gewiß nicht, denn daß ich mich froh und glücklich fühle, ist doch Wirklichkeit."

„Freilich, liebes Herz," versetzte Frau Steinwehr und strich ihr liebkosend über das Haar.

Im Hausflur wurden Schritte hörbar und Anny löste sich aus den Armen der Mutter. Diese erhob sich mit einer elastischen Bewegung. Eine blühende Gestalt vom schönsten Ebenmaße und den zierlichen Wuchs der Tochter überragend, stand sie dem Gatten gegenüber, der, eine Cigarre im Munde, aus der Hausthür trat. Anny schlüpfte mit einem freundlichen Kopfnicken an ihm vorüber, um den Kaffee aus der Küche zu holen.

Stumm, mit einem grämlichen Blick auf das Buch, welches auf der Bank lag, schritt er an die Galerie des Vorplatzes und betrachtete den Himmel. Er war von großer, wohlproportionierter Gestalt, allein seine nachlässige Haltung beeinträchtigte die Stattlichkeit seiner Erscheinung. Er wölbte den Rücken und ließ die rechte Schulter herabsinken, als ob er sich auf einen zu kurzen Stock stützte. Ein grauer, weicher Filzhut, der bereits manche Unbill des Wetters erfahren hatte, bedeckte den großen länglichen Kopf und auch sein Sackrock von dunkelblauer Serge trug die deutlichen Spuren langen Gebrauches, dagegen verriet die blendende Weiße der Weste und der Leibwäsche, sowie die Pflege seines aschblonden Vollbartes, der den luftbraunen Ton des hageren Gesichts scharf hervorhob, daß er gegen seinen äußeren Menschen nicht so gleichgültig war, als es den Anschein hatte. Vielleicht offenbarte sich darin weniger versteckte als im Rückzuge begriffene Eitelkeit, denn Herr Steinwehr befand sich bereits in jenem Stadium der Erkenntnis, welches einen guten Bordeaux als Milch des Alters preist. Die Welt schien ein halbes Jahrhundert älter geworden zu sein, seitdem er in ihr den ersten Atemzug gethan hatte. In Wirklichkeit war er jünger; neben seiner schönen blühenden Gattin aber machte er den Eindruck eines alten Herrn. Zahllose Fältchen strahlten von den äußeren Winkeln seiner grauen Augen aus und die kräftige Nase glich in der Farbe einem herbstlichen Buchenblatte, dessen Braun in Röte überzudämmern beginnt. Starke, zusammenfließende Brauen gaben seinem Gesicht einen unfreundlichen Ausdruck.

Schwerfällig wie einer, den der Mittagsschlaf weniger erquickt als erschlafft hat, ließ er sich hinter

Digitized by Google

dem Kaffeetisch nieder, gähnte und rauchte. In den Mienen seiner Frau, die mit ihren großen wie Sonnen leuchtenden Augen seinen Bewegungen gefolgt war, drückte sich einige Ungeduld aus.

„Du hast wohl nicht gut geschlafen?“ unterbrach sie das Schweigen. Er bewegte zwar die Lippen, aber die Worte blieben unverständlich, und als Anny den Kaffee in weißer Porzellankanne brachte und die Hausfrau seine Tasse füllte, beobachtete er das Rinnen des schwarzen Trankes, als ob ihn nichts so sehr interessiere.

„Wo ist denn Heinz?“ fragte er plötzlich.

„Wie soll ich das wissen?“ entgegnete Frau Steinwehr, ihres Schenkenamtes weiter waltend. „Er steht ja jetzt ausschließlich unter Deinem Befehl und Du wirst ihm doch wohl ein Geschäft aufgetragen haben.“

„Natürlich hab' ich das,“ murrte er, indem er Rahm in seinen Kaffee goß. „Ich soll den Jungen wohl müßig gehen lassen? Er hat so wie so schon genug Wind im Kopfe. Sich amüsieren, mit Dummheiten die Zeit totschlagen, Romane lesen, weiter kennt man heute nichts.“

Wieder traf ein grämlicher Blick Goethes Tasso.

Um Annys Lippen zuckte verstohlen ein schelmisches Lächeln darüber, daß er den Tasso für einen Roman hielt. Sie klärte ihn aber nicht über seinen Irrtum auf, denn sie wußte, daß es ihn verdroß, wenn die Seinigen einmal im Laufe des Tages ein Buch zur Hand nahmen. Nach seiner Ansicht gab es in einer so großen Wirtschaft, wie die auf Buchau war, nie Zeit, um sich mit irgend einer Lektüre zu beschäftigen. Er selbst las nur Zeitungen und auch diese erst nach dem Abendessen bei einem großen Deckelglase Zuckerwasser, das ziemlich stark mit Rum gewürzt war.

„Du thust Heinz unrecht,“ versetzte seine Frau auf seinen Ausfall gelassen. „Er ist wie Du mit Leib und Seele Landwirt und neigt nicht zum Müßiggange. Wenn er bei seinen neunzehn Jahren schon ein Philister wäre, dann müßte ich ihn beklagen und auch uns.“

„Ja, ja, wir wären sehr zu beklagen,“ spöttelte er, „denn wir wollen immer jung bleiben.“

Frau Steinwehr zuckte schweigend die Achseln. Die Tochter aber rief:

„O, Du garstiger Papa, wenn Du so redest, hab' ich Dich gar nicht lieb. Freilich wollen wir jung bleiben, die Mama und ich und Heinz. Du magst alt werden, Du bist auch schon ein alter Mann, hast einen eisgrauen Bart.“

Scherzend zupfte sie ihn am Barte. Sie war sein Liebling und durfte sich dergleichen erlauben.

„Was Du für eine Katze bist,“ knurrte er. „Natürlich habe ich immer unrecht gegen euch und und muß thun, was ihr wollt.“

Seine Gattin richtete ihre braunen Augensterne mit einigem Erstaunen auf ihn, während Anna ihr einen heimlichen Wink zuschnellte. Niemand fügte sich dem Wünschen und Wollen von Frau und Tochter, wenn es nicht zufällig mit seinem eigenen Belieben übereinstimmte, weniger als er. Er war aber, wie viele Ehemänner, überzeugt, daß er der nachgiebigste Mensch von der Welt sei.

„So gehört es sich auch, Papa,“ versetzte die Tochter gravitätisch. „Du weißt: Gott will, was die Frauen wollen.“

„Zählst Du Dich auch schon zu ihnen?“ spöttelte der Vater. „Nun, wenn das Sprichwort recht hat, so kann man sich nicht darüber wundern, daß die Meteorologen sich vergebens quälen, Gesetze für die Launen des Wetters zu finden.“

Er lachte kurz auf, schlürfte seine Tasse leer und, nachdem er ein paar Rauchwolken von sich geblasen hatte, öffnete er mit einem Schlüsselchen, das er bei sich trug, die neben seinen Platz gelegte Gutspostasche. Anna schenkte ihm von neuem ein, wobei eine stille Heiterkeit aus ihren morgenklaren blauen Augen leuchtete. Sie war froh darüber, daß es ihr wieder einmal gelungen, die scharfen Pfeile des Vaters von ihrem Ziele abzulenken, und sobald sie sich wieder hingesetzt hatte, ergriff sie heimlich die Hand der Mutter und küßte sie. Die Mutter erwiderte die Liebkosung mit einem halben Lächeln.

Es wurde nichts weiter gesprochen. Herr Steinwehr las seine Briefe und seine Gattin spielte nachdenklich mit dem Löffel in ihrer Tasse. Eine Falte stand zwischen ihren Brauen. Gedachte sie ihrer verlorenen Illusionen? Hatte dieser übellaunige Mann je in ihrem Herzen Illusionen erregen können?

Anny teilte ihr Vesperbrot mit dem Hühnerhund, der sich zu ihr gesellt hatte, sobald er das Klappern der Tassen vernommen. Er saß auf den Hinterbeinen vor ihr, hatte seinen Kopf auf ihren Schoß gelegt und folgte mit seinen sanften braunen Augen jeder ihrer Bewegungen. Pluto war jedoch nicht der einzige, der die Kaffeestunde kannte. Schwirrend und knarrend kamen von dem Dache der Brennerei die Tauben herbeigeflogen. Das Mädchen erhob sich und streute ihnen über das Geländer Krümchen von ihrem Weißbrot. Pluto schaute mit stoischer Ruhe zu. Plötzlich aber sprang er mit einem Satze die Treppe hinunter, so daß die Tauben erschreckt auseinanderstoben, und einem jungen Manne entgegen, der auf dem Feldwege zwischen Brennerei und Speicher dem Hofe sich näherte. Es war ein kräftiger Bursche mit einem runden blühenden Gesicht, dessen Anzug mit einer gewissen Absichtlichkeit den Landwirt verriet. Deutlich war es wenigstens, daß er die hohen schweren Stiefel, in denen er trotz des warmen, trockenen Wetters stak, mit demselben Stolze trug, wie ein junger Student seine bunte Mütze oder ein Lieutenant seine ersten Epaulettes.

„Da kommt Heinz,“ kündigte Anny den Bruder an, und zu diesem fuhr sie neckisch fort, als er mit Pluto die Vorstufen heraufkam:

„Du willst wohl noch hübscher werden, daß Du den Kaffee kalt werden läßt?“

„Noch hübscher? Unmöglich,“ versetzte der junge Mann, indem er sich in die Brust warf und sie wie von oben betrachtete.

„Doch, doch, Heinz, der Schnurrbart könnte noch ein wenig üppiger werden,“ lachte sie, und er stieß einen komischen Seufzer aus über die noch sehr

Digitized by Google

spärlich entwickelte Zierde seiner Männlichkeit, indem er sich mit beiden Händen durch das kurze lockige Haar fuhr, welches denselben Goldglanz wie das der Mutter hatte.

Der Vater blickte von dem Briefe, mit dessen Durchsicht er beschäftigt war, fragend nach dem Sohne hinüber, dem die Mutter inzwischen bereits die Tasse gefüllt hatte, blickte jedoch gleich wieder in das Schreiben, und in demselben Moment rollte von der Chaussee her ein Wagen in den Hof und hielt an der Freitreppe.

Zwei Herren saßen in dem leichten Gefährt, doch nur der eine von ihnen stieg aus und wurde von dem Gutsherrn mit der größten Freundlichkeit bewillkommnet. Die Hausfrau schüttelte ihm kordial die Hand und auch die Kinder begrüßten ihn als einen gern gesehenen Gast. Der Wagen mit dem anderen Insassen wendete und fuhr langsam in den Schatten, den die Brennerei auf den Hof warf.

Der Ankömmling, der sich in der Welt, die er durch eine goldene Brille betrachtete, mit gutem Erfolg leiblich zu arrondieren strebte, war, wie aus der Begrüßung erhellte, der Kreisrichter Brunner aus Falkenhausen. Anny wollte, sobald sie ihn begrüßt hatte, in das Haus eilen, um eine frische Tasse zu holen; Herr Brunner aber vereitelte ihre Absicht mit der Bemerkung, daß er schon „dabei gewesen" wäre. „Auch habe ich nur ein paar Minuten Zeit," fuhr er fort; „muß mit meinem Protokollführer nach Waltersdorf zu einem Lokaltermin. Aber brennen thut die Sonne schon tüchtig und an Staub fehlt es auch nicht."

Er zog ein gelbseidenes Taschentuch hervor und trocknete sich die schon bedenklich hohe Stirn. Den Hut hatte er seit der Begrüßung nicht wieder aufgesetzt, sondern, sobald er Platz genommen, neben seinem Stuhl auf die Bank gestellt.

„Also, Freund Steinwehr, was mich herführt, ich muß schon auf mein Ziel geradezu losstürmen wie die Preußen bei Spichern, meine Zeit ist kostbar —"

„Wie immer," fiel ihm der Hausherr lachend ins Wort. „Aber spült nur erst den Staub hinunter, alter Freund, und dann drauf los mit frischem Mut."

Anny, welche einem heimlichen Wink des Vaters gefolgt war, erschien mit einer Flasche Moselwein und zwei Gläsern, und über das rote runde Gesicht des Kreisrichters breitete sich ein heller Schein. Mit dem gefüllten Glase sich etwas altmodisch gegen die Hausfrau verneigend, rief er: „Der Krone der Schöpfung!"

Frau Steinwehr lachte laut auf, und während er mit ihrem Gatten anstieß und trank, sagte sie:

„Warten Sie nur, bis eine Frau Kreisrichter Sie die Dornen dieser Krone kennen gelehrt haben wird."

„Dieser Tag wird nie erscheinen," beteuerte er, „denn ich fühle meinen Unwert zu tief, um eine Frau durch meine Hand unglücklich zu machen. Mein Ehegespons ist die Justitia."

„Ja, ja," scherzte die Gutsherrin, „eine blinde Frau ist den Männern am liebsten."

Herr Steinwehr hatte sich nur einige Tropfen in das Glas gegossen, um mit dem Kreisrichter anzustoßen. Jetzt füllte er es ganz und bedeutete Heinz, es dem Schreiber zu bringen. Unterdessen ergriff der Gast von neuem das Wort:

„Es ist auch in ihrem Dienst, daß ich auf eine Minute hier eingesprungen bin. Denn meine Zeit ist in der That äußerst kostbar. Nein, nein, lieber Steinwehr, jetzt keinen Tropfen mehr," sträubte er sich zwar, doch ließ er es geschehen, daß der Hausherr trotzdem sein Glas wieder füllte, während er fortfuhr: „Also was ich sagen wollte, der Erbe des Fräulein von Kürstein ist plötzlich vom Himmel gefallen."

Ein allgemeiner Ausruf der Überraschung unterbrach ihn.

„Er ist heute morgen mit dem Postomnibus in Falkenhausen angekommen," verfolgte sich der Kreisrichter, „und wie es scheint, trägt er ein heißes Verlangen, die Mauern unserer Residenz so schnell wie möglich wieder zu verlassen, was ich ihm nicht verdenke. Aber so schnell wird es wohl nicht gehen, denn Justitia ist ein wenig förmlich."

„Um so weniger Umstände scheint er zu machen, da er es nicht der Mühe wert erachtet hat, auf unseren wiederholten Aufruf in den Zeitungen zu antworten," bemerkte Herr Steinwehr.

„Ebensowenig hat er mir sein Kommen angemeldet," fügte Herr Brunner hinzu. „Er ist buchstäblich wie eine Bombe unter uns geplatzt. Der Herr scheint überhaupt die Welt ein wenig von obenher zu nehmen."

„Wozu hätte es auch all der Umstände bedurft," bemerkte die Hausfrau. „Die Hauptsache ist doch, daß er da ist, und legitimiert wird er sich doch wohl haben."

„Allerdings," pflichtete der Kreisrichter bei, „und darum wollte ich Sie, Freund Steinwehr, als einen der Testamentsvollstrecker des Fräuleins, bitten, morgen vormittag der Übergabe der Hinterlassenschaft beizuwohnen. Unseren Kreisphysikus, Doktor Semmler, habe ich bereits schriftlich eingeladen. Das wäre abgemacht und jetzt muß ich fort."

Herr Steinwehr, aus dessen Mienen alle Grämlichkeit seit der Ankunft des Gastes verschwunden war, hielt ihn jedoch mit der Frage auf:

„Aber er muß Ihnen doch einen Grund angegeben haben, weshalb er erst jetzt zum Vorschein gekommen ist?"

„Gewiß," versetzte der Kreisrichter und lachte. „Da bilden wir uns ein, was die Presse für eine Macht sei," fuhr er dann fort, „und wir hier in diesem Erdenwinkel hängen ja auch nur durch sie mit der Welt zusammen. Nun wohl, Sie werden in Herrn Ritter einen Mann kennen lernen, der nie eine Zeitung liest. Unser Aufruf ist ihm daher gar nicht zu Gesicht gekommen, würde es auch sonst schwerlich sein, denn er war auf Reisen, irgendwo in dem dunklen Erdteil, glaube ich. In Rom fand er dann bei seiner Rückkehr Briefe vor, in denen ihm ein Freund von der Erbschaft Mitteilung machte. Und wissen Sie, daß wir wahrscheinlich bis in alle Ewig-

Digitized by Google

keit auf ihn hätten warten können, wenn er damals den Betrag der Erbschaft gekannt hätte? Als ich ihm sagte, daß sich dieselbe auf etwa fünfzigtausend Mark belaufe, das Grundstück in der Stadt abgerechnet, machte er ein Gesicht, als ob er sagen wollte: das hat auch gelohnt, hierherzukommen!"

„Oho," rief der Gutsherr und zog die Brauen in die Höhe, seine Gattin Helene aber lächelte.

„Sie haben recht," wandte Herr Brunner sich zu dieser, „dergleichen Vögel sind heutzutage selten und sind es wahrscheinlich zu allen Zeiten gewesen." Er nippte von seinem wieder gefüllten Glase und fügte dann hinzu: „Nun, Herr Ritter ist dafür auch ein Künstler; Architekt steht auf seiner Visitenkarte."

„Natürlich sind Sie auf sein verwandtschaftliches Verhältnis zu der Verstorbenen nicht zu sprechen gekommen?" fragte Frau Helene.

„Unsere Unterhaltung war durchaus geschäftsmäßig," versetzte der Kreisrichter. „Ein heller Kopf, sage ich Ihnen, kein überflüssiges Wort und dabei ein ganzer Gentleman. Es ist nur gut, daß er Falkenhausen schleunigst wieder verlassen will, für unsere jungen Damen nämlich. Sonst stände ich für die Herzchen nicht, denn er ist alles, nur kein Ritter von der traurigen Gestalt."

Er sah scherzhaft zu Anny hinüber, die trotzig das Köpfchen aufwarf.

„Aber nun muß ich allen Ernstes ab," rief er, sein Glas leerend. „Freund Steinwehr wird Ihnen morgen mehr von dem Fremdling zu berichten wissen."

Er ließ sich nicht länger zurückhalten und der Gutsherr begleitete ihn zu seinem Fuhrwerk.

„Weißt Du, Mama," sagte Anny unterdessen, „ich bin wirklich froh, daß der geheimnisvolle Erbe endlich sich eingefunden hat. Es war geradezu zum Sterben langweilig, die Mädchen in Falkenhausen, so oft ich mit ihnen zusammenkam, immer nur von diesem Wilhelm Ritter sprechen zu hören. Man konnte kein vernünftiges Wort mehr mit ihnen reden."

Die Mutter lächelte, der Bruder aber lachte spöttisch auf.

„O Du alberner Heinz, meinst Du, wir wüßten unter uns nur dummes Zeug zu schwatzen wie ihr?" rief sie und zupfte ihn am Ohrläppchen, was er sich gutmütig gefallen ließ, wie ein Neufundländer etwa die Neckereien eines Schoßhündchens.

Der Wagen rollte fort und Herr Steinwehr ließ zurückkommend auf einer silbernen Jagdpfeife, die er stets bei sich trug, einen Pfiff ertönen. Es war für den Stallknecht das Zeichen, das Reitpferd des Gutsherrn vorzuführen. Ein großer schöner Goldfuchs ward an die Vortreppe gebracht und während der Vater seine Briefschaften in der Posttasche verschloß und Heinz ermahnte, sich nicht lange mehr aufzuhalten, sprang Anny mit einem Stück Zucker die Stufen hinunter und klopfte dem Pferde unter Schmeichelworten den glänzenden Hals. Es wandte den Kopf mit einem sanften Schnauben nach ihr und nahm ihr den Leckerbissen geschickt aus der flachen Hand.

Mit einer Leichtigkeit, die man ihm nicht zugetraut hätte, schwang Herr Steinwehr sich auf, nachdem er Tier und Sattelzeug mit einem raschen Blick gemustert hatte. Der Goldfuchs bäumte, ein leiser Zügeldruck warf ihn herum und in kurzem Galopp sprengte der Gutsherr ins Feld hinaus, von Pluto, der auf der Lauer gestanden, in großen Sprüngen begleitet.

„Sitzt Papa nicht prächtig zu Pferde?" rief die Tochter, die auf den Stufen stehen geblieben war, indem sie ihm bewundernd nachblickte. Sie hatte recht. Alle frühere Lässigkeit und Schwerfälligkeit war aus seiner Haltung verschwunden.

Der hinter ihm aufwirbelnde Staub verbarg ihn und Anny gesellte sich wieder zu Mutter und Bruder, die etwas miteinander verhandelten. Bei dem Stuhle des letzteren blieb sie stehen, schlang den Arm leicht um seinen Nacken und sagte mit einem nachdenklichen Gesichtchen:

„Findest Du es nicht auffallend, Mama, daß Fräulein von Kürstein, selbst gegen Dich, obgleich sie mit Dir am liebsten verkehrte, ihres Neffen nie mit einer Silbe erwähnt hat?"

„Wie ich sie kannte, wird sie dazu wohl ihre schwerwiegenden Gründe gehabt haben, kleine Neugierde," versetzte die Mutter. „Doch lassen wir das alte Fräulein und ihre Geheimnisse und denken wir lieber an unser herannahendes Fest. Ich will die Örtlichkeit nachher noch einmal genau in Augenschein nehmen."

„Es soll also wirklich dort stattfinden?" rief Anny fröhlich. „Ach das ist ja prächtig!"

„Ich denke ja," versetzte die Mutter, „und Heinz sagte mir eben, daß er während der Vesperzeit bereits einige Arbeiter gewonnen hat, so daß er den Platz vor dem Schloß aufzuräumen hofft, ohne daß der Vater etwas davon merkt."

Anny klatschte vergnügt in die Hände und rief: „Das verdient einen Kuß!"

„Es liegt einmal in meiner Natur, mich zu opfern," seufzte der Bruder, die Augen gen Himmel richtend, wischte sich mit umständlicher Sorgfalt den Mund und setzte sich in Positur, um den verheißenen Kuß in Empfang zu nehmen. Er erhielt ihn aber nicht; die Schwester brachte ihre rosigen Lippen den seinigen ganz nahe, worauf sie jedoch zurücksprang und ihm lachend eine Nase machte. Es war das Signal zu einer munteren Neckerei zwischen den Geschwistern, wobei Heinz hauptsächlich durch seinen trockenen Humor wirkte, während die Schwester, ihn munter umschwärmend, ihre leichten Pfeile auf ihn abschoß. Die Mutter nahm heiteren Anteil, sie war ja selbst noch jung und ihr Geist überflügelte an Lebhaftigkeit entschieden den ihrer Kinder.

Herr Steinwehr ritt unterdessen langsam zwischen den Feldern den Paddocks oder Hürden zu, in denen die von ihm gezüchteten Pferde — ein für leichte Kavallerie vorzüglich geeignetes Halbblut — nach den Jahrgängen gesondert, weideten. Wie ein grüner See, in dem hier und da golden blühende Ölfrucht oder eine dunkle Waldparzelle gleich einer Insel schwamm, breiteten sich die Felder und Wiesen bis zum Horizonte aus. Nur zuweilen erhob sich das

Digitized by Google

Land zu einer mäßigen Woge, auf deren Kamm wohl die roten Dächer eines Gehöftes in der Sonne flimmerten. Einem verwöhnten Auge bot die Landschaft keine malerischen Reize. Um so erfreulicher war der Anblick dem Landwirte, zumal bei dem eine gesegnete Ernte verheißenden Stande der Futterkräuter und Feldfrüchte jeder Art.

Es gab im Kreise größere Güter als Buchau, aber es war eine Perle. Vor kaum zwei Menschenaltern hätte auch an Umfang keines mit ihm sich vergleichen können. Ein adliges Geschlecht hatte jahrhundertelang darauf gesessen, war aber durch schlechte Bewirtschaftung und verschwenderische Gewohnheiten allmählich in seinen Vermögensverhältnissen derartig zurückgekommen, daß es schließlich aus dem alten Erbe hatte weichen müssen. Es hatte damals die Provinz verlassen und schien verschollen. Ein Spekulant hatte das Rittergut erstanden und zwar nur wegen seiner Waldungen, die trotz der Devastation noch sehr beträchtlich gewesen waren Er hatte das Holz niedergeschlagen und das Areal zerstückelt, da sich wegen dessen Verwirtschaftung kein Käufer für das Ganze finden wollte Ein Bauer, dessen Äcker und Wiesen im Norden an Buchau grenzten, hatte den Kern des Gutes samt dem Hofe erworben. Dieser Käufer war der Großvater des jetzigen Rittergutsbesitzers gewesen. Sein und seines Sohnes bäuerlicher Fleiß, der überall selbst mitgearbeitet, hatte Buchau allmählich wieder in Kultur gebracht, des Enkels rationelle, umsichtige Bewirtschaftung die Ertragsfähigkeit verdreifacht. Auch gut bestandener Wald rauschte wieder auf der Walstatt des gefallenen. An Stelle der knorrigen Eichen und silbergrauen Buchenstämme waren jedoch das schnell wachsende Geschlecht der Föhren und die zierliche Birke getreten. Die rasche Nutzbarkeit dieser Holzarten hatte bei der neuen Anpflanzung den Ausschlag gegeben. Von irgend einem Schönheitssinn war bei dem Verfahren der jetzigen Besitzer nichts vorhanden gewesen. Aus lediglich praktischen Gründen hatte der Großvater auch das Schloß von Buchau, das unter seinem Vorgänger durch eine Feuersbrunst zum Teil zerstört worden war, dem Zahne der Zeit, der bereits tüchtig daran genagt, völlig preisgegeben. Es wieder in wohnlichen Stand zu setzen und darin zu erhalten, würde ein schweres Geld gekostet haben, das nutzbarer angewendet werden konnte. Den einfachen Lebensgewohnheiten des Großvaters, der bis an seinen Tod ein Bauer geblieben war, hatte das Wohnhaus des früheren Gutsverwalters, von dem aus er die Wirtschaft unmittelbar unter den Augen und Händen hatte, mehr als genügt, und so war es denn zur Würde des Herrenhauses erhoben worden und war darin verblieben. Das alte Schloß aber ward zum Steinbruch, aus dessen Material nach und nach die großen massiven Stallgebäude, Speicher, die Brennerei und Inspektorwohnung entstanden, welche gegenwärtig den Gutshof bildeten. Die Reste des alten Schlosses zeigten sich, wenn man von dem Städtchen Falkenhausen nach Buchau kam; dann erblickte man sie, von Wald umgeben, an dem Ufer eines kleinen Sees.

## Zweites Kapitel.

Frau Steinwehr hatte einen braunen zerknitterten Strohhut nachlässig aufs Haupt gestülpt und schritt quer durch den großen Garten, der sich hinter dem Hause ausbreitete. Ein nur eingeklinktes Pförtchen in der Mauer, die durch Jasmin- und Fliedergebüsch verborgen wurde, entließ sie in den unmittelbar dahinter liegenden Wald. Hier herrschte eine angenehme Kühle, und Helenens Schritte, die Bestimmtheit mit einer noch jugendlichen Elasticität verbanden, wurden allmählich langsamer. Die Nachmittagssonne warf hier und da zitternde Goldlichter auf den Pfad, den sie eingeschlagen, und zwischen den Stämmen auf den grünen Waldboden. Die Wipfel über ihr rauschten nur leise und bildeten damit gleichsam die diskrete Begleitung zu den Vogelstimmen, die nah und fern im Gezweig trillerten, zirpten und pfiffen. Das Locken, Jubeln und Klagen der gefiederten Sänger färbten unwillkürlich die Stimmung der einsam Wandelnden. Sie dachte an den Frühling des eigenen Herzens, und der Vergleich jener seligen Zeit mit der Gegenwart fiel nicht zu Gunsten der letzteren aus. Damals! Ach, wieviele Illusionen, Hoffnungen und Glück liegen nicht darunter wie unter einem Leichenstein begraben!

Sie war an ihrem Hochzeitstage genau sechzehn Jahre alt gewesen. Eine glückliche Kindheit war jäh durch den Tod der Eltern, die eine Epidemie in wenigen Tagen nacheinander hingerafft hatte, abgeschlossen worden. Der Bruder ihrer Mutter hatte die unbemittelte Waise in sein Haus genommen. Er war ein guter Mann gewesen, seine Gattin aber hatte es bei sich bald für eine unerträgliche Anmaßung erklärt, daß ein Wesen, welches in ihrem Hause das Gnadenbrot aß, von Tage zu Tage reizender wurde und die Töchter ihrer Wohlthäterin in Schatten stellte. Man hat kein Recht, hübsch und aufgeweckten Geistes zu sein, wenn man sich nicht von einem goldenen Hintergrunde abhebt, und Helene wurde in beiden Eigenschaften immer anmaßender.

So hatte sich, wie nur zu oft im Leben, das Märchen vom Aschenbrödel wiederholt, freilich ohne die hilfreichen Tauben und den Machandelbaum, der die reizendsten Balltoiletten von seinen Zweigen schüttelte. Nun, Helene war nicht eitel und putzsüchtig, und ein bescheidenes weißes Musselinkleid that es auch, wann die Tante sie einmal nicht von der Gesellschaft ausschließen konnte. Dennoch würde die Härte des Gnadenbrotes allein sie kaum bewogen haben, die Hand Friedrich Steinwehrs anzunehmen. Sie besaß junge gesunde Zähne, und ein heiteres Temperament versüßte ihr manche Bitterkeit der Zurücksetzung. Aber die Enge, in der man in dem kleinstädtischen Leben sich aneinander rieb, die Argusäugigkeit, mit der man sich gegenseitig in allem Thun und Treiben überwachte, die süße Falschheit, mit der man den Anwesenden schmeichelte, und die Erbarmungslosigkeit mit der man die Abwesenden zerfetzte — alles dieses war der ehrlichen und offenen Natur Helenens ganz unerträglich und sie sehnte sich nach einer großen

Digitized by Google

Welt, nach einer frischen und freien Bethätigung ihrer Kräfte. Friedrich Steinwehr hatte eine gute landwirtschaftliche Akademie besucht, war dann einige Jahre lang auf dem väterlichen Gute praktisch thätig gewesen und eben von den Reisen zurückgekehrt, welche dem Studium der Musterwirtschaften in Norddeutschland und England gegolten hatten.

Noch ruhte gewissermaßen der verlockende Duft der Fremde auf ihm, und seine wohlgebildete Gestalt, verbunden mit einem gefälligen Benehmen, so wie gesunder Verstand imponierten der Waise und erregten ihr Herz. So schlüpfte sie denn gern in den goldenen Schuh, den ihr seine Liebe bot.

Es war eine glückliche Zeit gewesen; aber hinter den bekränzten Thüren, durch die sie ihren Einzug in Buchau hielt, erwarteten sie kalte Schatten. Diese Schatten verbreiteten die Eltern Friedrichs um sich, welche zwar dem Sohne bei seiner Verheiratung das Gut abgetreten hatten, aber im Herrenhause wohnen blieben.

Es waren ganz ungebildete Leute gewesen, von deren Habsucht und Gemütsroheit das junge Paar viel auszustehen hatte. Doch ihrer gedachte Helene jetzt nicht. Der Vater war vor einigen Jahren gestorben und seine Witwe zu ihrer älteren Tochter, die an einen Kaufmann in der Provinzialhauptstadt verheiratet war, übergesiedelt. Auch eine zweite Schwester Friedrichs lebte dort als Gattin eines Apothekers.

Wahrlich, der Pfad der jungen Frau war von den alten Leuten nicht mit Rosen bestreut worden, und die Bedingungen, unter denen sie ihrem Sohne Buchau abgetreten hatten, hätte ein Wucherer nicht drückender ersinnen können. Frau Helene erinnerte sich jedoch in diesem Augenblicke nur, wie heiter sie damals mit ihrem Manne von früh bis spät geschaffen, und das Bewußtsein, von ihm geliebt zu werden, sie gegen alle Widerwärtigkeiten gefeit, ihr jede Mühe versüßt hatte — seine Liebe und die Kinder. Warum war das anders geworden?

Sie selbst war eine andere geworden. Mit der Ehrlichkeit gegen sich selbst, die den Grundzug ihres Charakters bildete, gestand sie es sich. Sie hatte sich entwickelt, während ihr Gatte stehen geblieben und in mancher Beziehung wohl zurückgeschritten war. Fähigkeiten und Gaben, die in ihr geschlummert hatten, waren durch die Kinder geweckt worden. Ihre eigene Erziehung war durch den frühzeitigen Tod ihrer Eltern unterbrochen und in dem Hause ihres Oheims für ihre weitere Ausbildung so gut wie nichts gethan worden. Fast selbst noch ein Kind, wurde sie es nun wieder ganz mit ihren beiden Kleinen. Sie spielte mit ihnen wie eine ältere Schwester, erzählte ihnen Märchen und Geschichten, die sie selbst erfand, da der kleine Vorrat derjenigen, an die sie sich noch aus ihrer eigenen frühen Kinderzeit erinnerte, bald erschöpft war, schnitt ihnen Figuren aus und zeichnete für sie Häuser, Tiere, Bäume, Menschen. Ihre Einbildungskraft wußte an alles anzuknüpfen, sich alles dienstbar zu machen, und sie erfand die hübschesten Geschichten mit einer Mühelosigkeit, zauberte so reizende Bildchen, obgleich sie nie Zeichenunterricht erhalten hatte, auf das Papier, daß sie selbst darüber erstaunt gewesen wäre, wenn sie dabei an etwas anderes als an die frohgeröteten Wangen und blitzenden Augen ihres kleinen Publikums gedacht hätte. Sie selbst lehrte die Kinder lesen und schreiben und die vier Species, und suchte ihre eigenen Schulbücher wieder vor, um sich aus denselben, auf Kosten des Schlafes, in den Stand zu setzen, die Kleinen in den Anfängen der Erdbeschreibung und der vaterländischen Geschichte zu unterrichten.

Auf die Dauer freilich war sie ihres Lehramtes nicht gewachsen. Der große Haushalt, den sie ohne Beistand führen mußte, ließ, wie sehr sie auch die Kunst verstand, jede Minute auszunutzen, keinen geregelten Unterricht zu und es wuchsen mit den Jahren die Anforderungen an ihr Wissen. Eine Erzieherin mußte in das Haus genommen werden und sie blieb auch in Buchau, nachdem Heinz so weit von ihr gefördert war, daß er zu dem Onkel Apotheker in der Hauptstadt der Provinz gethan werden konnte, um das dortige Realgymnasium zu besuchen.

Die Wahl der Erzieherin, welche um einige Jahre älter als die Hausfrau war, erwies sich als eine sehr glückliche. Das Fräulein vereinigte mit soliden Kenntnissen ein klares Urteil und echt weiblichen Sinn, und Frau Helene gewann an ihr eine Freundin, deren vertrauter Verkehr geistig mannigfach anregend und fördernd auf sie wirkte. Bücher, mit Ausnahme von landwirtschaftlichen Schriften, waren bisher ein unbekannter Luxus auf Buchau gewesen; jetzt fanden auch sie einen, wenngleich oft bespöttelten Zutritt, und es füllte sich mit ihnen allmählich ein Schrank im Wohnzimmer. Manches gute Werk, vor allem unsere großen Dichter wurden von den Freundinnen gemeinsam gelesen und durchgesprochen. Eine neue Welt erschloß sich der jungen Frau und erweiterte sich von Tage zu Tage.

Es kostete Frau Steinwehr indessen manchen Kampf mit ihrem Gatten, um die Gouvernante so lange auf Buchau behalten zu dürfen, bis die Erziehung Annys in gewissem Sinne als abgeschlossen zu betrachten war. Nach seiner Ansicht, und darin wurde er im geheimen von seinen Eltern, denen die Anwesenheit des gebildeten Mädchens ein Dorn im Auge war, eifrigst unterstützt, brauchte ein Mädchen nichts zu wissen, was über den Horizont der Wirtschaft hinausging. Anny war nur schwer bei den Büchern festzuhalten und trieb sich lieber in Garten und Feld umher, oder half der Mutter im Haushalte. Ihre Kenntnisse wiesen denn auch manche Lücke; dafür hatte sie sich geistig und körperlich um so natürlicher und gesunder entwickelt.

Friedrich Steinwehr war keine ideal angelegte Natur und allein der Rausch der jungen Liebe hatte ihn eine Zeitlang über sich selbst hinauszuheben vermocht. Der reale Nutzen war das einzige Ziel seiner Thätigkeit und für die Schätzung der Dinge kannte er keinen andern Maßstab als das Utilitätsprinzip. Die ungünstigen Bedingungen, unter denen er Buchau übernommen hatte, ließen die durchaus praktische Richtung seines Wesens um so eher hervortreten. Die unermüdliche Arbeitskraft und den hellen Ver-

Digitized by Google

stand seiner Frau wußte er wohl zu würdigen; auch ihre geistige Elasticität, die sie über alle Widerwärtigkeiten stets emporhob und in den Stand setzte, ihm manche Sorgenfalte heiter zu glätten. Darüber hinaus ging jedoch seine Schätzung nicht. Einmal im Besitze Helenens, hörte er auf, diesen Besitz zu verdienen. Es fiel ihm nicht ein, daß seine Frau, nachdem die Flitterwochen vorüber waren, fortfahren könnte, höhere Ansprüche an ihn zu machen als diejenigen, Teilhaberin seiner materiellen Sorgen und wirtschaftlichen Pläne zu sein. Er ließ sich allmählich in ihrer Gegenwart gehen und das Beispiel seiner Eltern wirkte auf sein Benehmen, seinen Ton nachteilig zurück. Seine gefälligen Umgangsformen blieben für den Verkehr mit Fremden, für die Gesellschaft aufgespart. Da zeigte er sich zuvorkommend, liebenswürdig, unterhaltend und heiter, während seine Frau es mit den gesellschaftlichen Formen nicht eben genau nahm. Sie war alles, nur keine Salondame und spontan in ihrem ganzen Wesen, daheim wie unter den Menschen. In dem eigenen Familienkreise wollte ihr Mann nur Ruhe und körperliches Behagen, und er dachte nicht daran, eine geistige Anstrengung zu machen, um die Unterhaltung zu beleben oder an den Interessen seiner geistig immer regen Frau auch nur teilzunehmen. Im Gegenteil, er ironisierte sie und die Erzieherin, wenn das Gespräch in seinem Beisein in höhere Regionen sich erhob. Der selbstbewußte, praktische Mann betrachtete Kunst und Poesie und alles, was dazu dient, das Dasein geistig zu verschönern, als eitel Spielerei, und je einseitiger er in seinem Beruf wurde, je geringschätziger dachte er von ihnen und sprach es auch aus.

So lange beide Gatten Schulter an Schulter um ihre materielle Existenz zu kämpfen hatten, wurde Helenen der Abstand, in den sie durch die Erweiterung ihres geistigen Horizontes allmählich von ihrem Manne gerückt worden, während er nach dem entgegengesetzten Pole sich entfernte, kaum ganz deutlich. Das gemeinschaftliche Sorgen und Mühen, der Druck, den der Egoismus der Schwiegereltern auf ihr eheliches Leben ausübte, hielten sie verbunden. Nun aber war sie der Schwiegereltern ledig, die Erziehung der Kinder vollendet, die Gouvernante von Buchau geschieden — und Frau Helene fand sich mit ihren geistigen Bedürfnissen auf sich allein angewiesen, während die Verbesserung ihrer materiellen Lage und die bedeutende Hilfe, die Anny ihr mit Lust und Liebe im Hauswesen leistete, ihr größere Muße gewährten als bisher.

Jetzt stieß sie sich schmerzlicher an den rauhen Kanten ihres Mannes. Sie erkannte die Ehrenhaftigkeit seines Charakters an, wußte seine große Tüchtigkeit in seinem Berufe wohl zu schätzen und war stolz auf die allgemeine Achtung, die er in dem ganzen Kreise genoß. Es ist aber ein übel Ding, wenn der Verletzte nach Entschuldigungs- und Milderungsgründen für den Beleidiger suchen muß, anstatt daß dieser Balsam in die von ihm geschlagenen Wunden träufelt. Die Großmut des Verletzten läßt solche Wunden nur leise überharschen und sie brechen bei der geringsten unsanften Berührung um so schmerzlicher wieder auf. Endlich ermüdet auch das großmütigste Herz, wenn es immer und immer nur geben muß ohne zu empfangen, und es kommt zuletzt ein Tag, an dem es seine Gegenrechnung macht und sein Guthaben einfordert.

Der Waldpfad, auf dem Frau Helene sinnend fortgeschritten war, endete jetzt bei den Resten des ehemaligen Schlosses. Der Mittelbau stand noch bis auf das Dach, welches vom Feuer zerstört war, und vor demselben breitete sich ein freier Platz bis zum Gestade des Sees aus. Die Mauern, auf denen die Dachbalken geruht hatten, zeigten manche Bresche, dahinter erhob sich eine mächtige Lindenkrone, mit der die Sonnenstrahlen spielten. Das Schloß mochte einst von runden Ecktürmen flankiert gewesen sein; einer davon war noch vorhanden. Er war geborsten und von Rauch geschwärzt, und die Eingangspforte von Schutt, auf dem sich Brombeergesträuch angesiedelt hatte, halb verdeckt. Von den Seitenflügeln waren nur noch kümmerliche Reste der Außenmauern vorhanden. Der Mittelflügel erhob sich plump in drei Stockwerken, die aus leeren Fensterhöhlen auf den in der Sonne flimmernden See schauten. Die Fensteröffnungen zeigten ungleiche Formen; diejenigen des mittleren Geschosses, vor dem Tragsteine eines Balkons aus der Wand ragten, waren spitzbogig und hatten diese Gestalt bewahrt. Bei anderen waren die Bogen zugemauert worden, noch andere viereckig, breit oder schmal, wie es das Bedürfnis erheischt hatte, in die Mauer gebrochen. Unter dem Balkon befand sich eine Pforte mit einem Wappenschilde darüber. Der Sandstein, aus dem es gemeißelt war, hatte von der Zeit stark gelitten, doch ließ sich noch eine Hand erkennen, die ein großes Stierhorn hielt, über dem ein Stern schwebte. Das Portal hatte wohl einst zum Schloßgarten herausgeführt und ein Stück von dessen ehemaliger Umfassungsmauer stand noch, von Epheu überwuchert, hart am Seeufer. Unkraut aller Art bedeckte die einstigen Beete und Wege, und von beiden Seiten hatte der Wald Unterholz als Vedetten vorgeschoben. In dem Unkraut und Gesträuch lagen, halb verborgen, angebrannte Balken, verkohlte Dachsparren und Schutthaufen.

Die braunen Augen Helenens schweiften trübe über die Trümmerstätte hin. Deutlicher als je war ihr auf dem Wege die Öde zum Bewußtsein gekommen, in der sie neben ihrem Manne hinlebte, und sie dachte an die wohl nicht allzuferne Zeit, wann auch die Tochter von ihr sich loslösen und die Zärtlichkeit ihres Herzens einem Gatten zuwenden würde. Dann war sie ganz vereinsamt. Und so sollte sie fortleben, sie, die nur eben auf der Sonnenhöhe des Lebens angelangt war! Ein schwerer Seufzer hob ihre Brust.

Da wurde sie von ihrem schmerzlichen Sinnen durch die Erscheinung eines Mannes abgelenkt, der aus dem Portal des alten Schlosses hervortrat. Er trug eine kirschbraune Sammetpekesche und einen grauen breitrandigen Filzhut, und Helenens Blick begegnete zwei schwarzen glänzenden Augen. Auch er war überrascht, unwillkürlich blieb er stehen und

Digitized by Google

eine Minute schauten beide einander aus einiger Entfernung an. Es war ein noch junger Mann, wenn auch kein Jüngling mehr, von schlankem, mittelgroßem Wuchse und auf den kräftigen Schultern saß ein männlich schöner Kopf mit großen freien Zügen. Ein schwarzer, spitzgedrehter Schnurrbart stand über vollen glühenden Lippen und ein starker Knebelbart verhüllte das Kinn. Helene gewahrte alles dies mit raschem weiblichem Blick, und eben wollte sie sich abwenden, als er höflich den Hut zog und auf sie zuschritt. Er enthüllte dabei eine ungewöhnlich breite, gegen die fast bronzefarbene untere Hälfte des Gesichtes sehr weiß erscheinende Stirn, die von schwarzem Haar eingerahmt war. Auf dieser Stirn, in seinen Zügen standen jene leisen Zeichen, welche verraten, daß für ihren Träger das Leben kein verschleiertes Bild geblieben ist. Helene, welche, flüchtig dankend, ihn erwartet hatte, verstand sie instinktiv.

Der Fremde bat um Entschuldigung, wenn er unwissentlich etwa verbotenen Grund betreten haben sollte. Er hätte von dem Kirchhofe in Falkenhausen aus die Schloßtrümmer bemerkt und der Versuchung nicht widerstehen können, sie in näheren Augenschein zu nehmen.

Frau Helene beruhigte ihn. Die Herrschaften in Falkenhausen machten an schönen Tagen manchen Ausflug in den Wald, womit sie nicht behaupten wollte, setzte sie lächelnd hinzu, daß sie von den Ruinen herausgelockt würden. Sie könnte es ihnen auch nicht verargen, denn der plumpe, stillose Bau böte wohl kaum etwas Anziehendes.

„Aber ich bin nur Laie und Sie als Fachmann urteilen vielleicht anders darüber," schloß sie.

In seinen schwarzen Augen blitzte es fragend auf.

„Sie haben wohl nie in einer kleinen Stadt gelebt," versetzte sie heiter. „Sonst müßten Sie wissen, daß die Menschen dort sehr schwatzhaft sind. Sie können kein Geheimnis bewahren, am wenigsten ein so wichtiges, wie daß der Erbe des Fräulein von Kürstein angekommen ist."

„So bin ich also erkannt," rief er in dem gleichen Tone, „und ich darf nun wohl ohne weitere Förmlichkeiten der Schloßherrin von Buchau meine Ehrfurcht bezeigen."

Er verbeugte sich nochmals.

„Die Herrin eines Trümmerhaufens," lächelte sie. „Doch was halten Sie von ihm? Sie haben ihn ja wohl schon ganz durchforscht?"

„Ich kann Ihrem Urteil nur beistimmen, gnädige Frau," versetzte er, „und als Kulturmensch des neunzehnten Jahrhunderts vermag ich kaum zu begreifen, daß unsere Vorfahren in solchen ungemütlichen Steinkästen hausen konnten. Das Wappen über dem Portal erklärt freilich manches. Eine Faust, die ein Horn hält und darüber ein Stern: Jagd und Gelage, bis der Morgenstern in dem vollen Horn sich spiegelt. Freilich, so mochten die wackeren Herren das Dasein in ihren Gehäusen einigermaßen erträglich finden."

„Die Ausdeutung ist so übel nicht," lächelte Helene. „Aber das Wappen stellt kein Jagd- oder Trinkhorn, sondern ein Füllhorn dar. Gute Geister, nämlich heißt es, beschenkten mit dem Horn den Urahnen derer von Lenzen, und aus ihm erhebt sich der Stern des Glücks."

„Und als das Horn verloren ging, da sind auch die Lenzen verdorben, gestorben, nicht?" fragte Ritter ein wenig spöttisch.

„Das Geschlecht, welches es führte, scheint allerdings verschollen zu sein," antwortete Helene. „Als die Not es zwang, Buchau zu verkaufen, verließ es die Gegend und man hat seitdem nichts mehr von ihm gehört."

„So lebt die Sage noch im Munde des Volkes? Das ist interessant, denn sie ist ein Nachklang altgermanischen Heidentums."

„Aus dem Munde des Volkes habe ich die Erklärung des Wappens nie vernommen," versetzte Helene. „Ich verdanke sie dem Fräulein von Kürstein."

„Ah!" Eine lebhafte Überraschung malte sich in Wilhelm Ritters Zügen. „Sie standen also mit meiner Tante in persönlichem Verkehr? Das ist mir im höchsten Grade interessant. Aber woher kannte die alte Dame die Bedeutung des Schildes?" setzte er mit einem forschenden Blick auf Helene hinzu.

„Ich habe Fräulein von Kürstein nicht nach der Quelle ihres Wissens gefragt," antwortete Helene. „Beiläufig gebot sie über mannigfache Kenntnisse, und ich rechne die Stunden meines Verkehrs mit ihr zu den fruchtbarsten."

Er hatte die Blicke wieder auf die Ruinen gerichtet und offenbar zerstreut murmelte er: „Es ist auch nur in der Ordnung, daß die alten Geschlechter aussterben und der modernen Menschheit Platz machen. Wir brauchen Raum, um uns auszubreiten, allein der Raum wird von Ruinen eingenommen, die man pietätvoll konserviert." Plötzlich wandte er sich der schönen Frau wieder zu und sagte: „Warum schonen Sie die plumpen Schloßtrümmer, gnädige Frau? Die Lage am See ist hübsch. Hier sollte ein modernes Schlößchen stehen zur Wohnung moderner Menschen und zum Schmuck von Wald und See."

„Es ist also der Architekt in Ihnen, der die Ruinen nicht leiden mag," erwiderte Helene. „Sie mögen mit Ihrem Vorschlag nicht unrecht haben; dennoch gestehe ich Ihnen, daß ich den Ort liebe, wie er ist. Sie sagten, daß die heutige Menschheit Raum braucht, um sich auszubreiten; allein in dem Maße, in dem sie es thut, wächst auch das Bedürfnis, sich zeitweilig wenigstens in die Einsamkeit zu flüchten. Und bei den Ruinen ist Einsamkeit."

Er sah sie mit einem Blicke an, als wollte er ihre innerste Seele durchdringen, und sie fühlte, daß ihre Wangen sich höher röteten. Forschend blickte sie zu ihm auf. Wie, sollte er es bei der ersten Begegnung herausgefunden haben, daß sie sich nicht glücklich fühlte? Aber ihre Besorgnis schwand.

„Sie haben darin recht," sagte er. „Je höher die Kultur steigt, oder dasjenige, was man dafür ausgiebt und das im Grunde nur galvanisch vergoldete Barbarei ist, je größer das Verlangen, sich bei den Lauten der Natur träumend in das Nirwana zu versenken. Nur das Nichts gewährt volles Glück."



Digitized by Google

„Nein, nein," rief Frau Steinwehr. „Sprechen Sie mir nicht von dieser Glückseligkeitslehre. Sie paßt in unserem Weltteil nur für energielose Seelen, für bankerotte Spieler."

Er ließ mit einem ironischen Lächeln seinen Knebelbart durch die Hand gleiten. Sie aber fuhr unbeirrt fort: „Ich kann mir ein volles Glück nur denken, wenn Herz und Kopf ihre ganze Kraft bethätigen können."

„Und wofür?" fragte er. „Ich wüßte kein Ziel, keinen Zweck, der eines solchen Strebens wert wäre."

„Und Ihre Kunst?" rief sie lebhaft.

„O ja. Mit fieberhaftem Hirn entwerfen wir die herrlichsten Pläne, das heißt wir stehlen sie aus hundert Bauwerken zusammen, denn die heutige Kunst hat keine Ideen, sie vermag nur zu kombinieren. Und was bauen wir? Ruinen."

Er lachte bitter.

Ein Strom von Mitleid überschüttete ihn aus Helenens warmen braunen Augen. Es erbarmte sie, daß er, noch so jung, denn er mochte höchstens einige dreißig Jahre zählen, schon so hoffnungslos, so lebhaften Geistes und dennoch so blasiert war.

Ritter schaute mit gefurchter Stirn an ihr vorüber auf den schilfumkränzten See, hinter dem der Kirchturm von Falkenhausen über wogende Getreidefelder sich erhob. Beide schwiegen, Helene erregt und beunruhigt durch seine widerspruchsvollen Äußerungen.

„Wissen Sie, daß die Kirche drüben ein ganz interessantes Baudenkmal ist," sagte Ritter nach einer Weile mit geglätteter Stirn. „Wenigstens der Turm, der aus dem zwölften Jahrhundert stammt. Der Grundstein zum Schlosse wird in derselben Zeit, nur etwas früher gelegt worden sein. Erst die Zwingburg, um den Nacken des Volkes zu beugen, und dann die Kirche, um die des irdischen Besitzes Beraubten auf den Himmel zu verweisen. Doch Verzeihung, Sie suchten hier die Einsamkeit, und ich habe Sie gestört. So mag denn Selbstverbannung den Frevler strafen, wie schwer es ihm auch wird, das Urteil an sich zu vollstrecken."

Seine schwarzen glänzenden Augen bestätigten seine Worte. Sie hingen an dem Antlitz der schönen Frau, als könnten sie sich nicht von ihm lösen.

„Sie irren," rief Helene mit einiger Verwirrung. „Mich hatte eine ganz andere Absicht hergeführt. Fern sei es von der Burgfrau, Sie aus diesem Frieden zu bannen. Mich selbst aber fordern meine Pflichten."

Sie neigte flüchtig das Haupt gegen ihn und schritt in den Waldpfad zurück, auf dem sie gekommen.

Seine großen Augen flammten ihr nach.

## Drittes Kapitel.

Traulich wie ein Lerchennest in einer Ackerfurche, so lag Falkenhausen, rings von grünen Feldern umschlossen, in einer Bodenfalte. Weder der Pfiff der Lokomotive, noch Fabrikgeräusch störte die Ruhe Falkenhausens und kein Steinkohlenrauch aus hohen Schloten verhüllte die Sonne und verpestete die Luft. Die Einwohner trieben vorwiegend Ackerbau, dessen Spuren auf dem holprigen Steinpflaster sich verrieten. Indessen gewährten die meistens nur zweistöckigen Häuser, unter denen viele noch aus Fachwerk bestanden, einen freundlichen Anblick durch ihre Sauberkeit und den Wein, die Aprikosen, das Geißblatt, womit sie auf der Straßenseite überkleidet waren. Auf der Hinterseite breiteten sich Gärten bis zur ehemaligen Stadtmauer aus. Der idyllische Charakter des Ortes, seine Abgelegenheit von dem Strome der Welt und eine fast naiv zu nennende Billigkeit der notwendigen Lebensbedürfnisse verliehen Falkenhausen eine große Anziehungskraft für pensionierte Offiziere ohne Vermögen und höhere Subalternbeamte, welche die vorgeschriebene Anzahl von Jahren als Räder in der Staatsmaschine umgelaufen waren. Man konnte daher auf den Kreuzen, die in der Friedhofserde erster Klasse wurzelten, viele betitelte Namen lesen.

Hier war seit etwa sechs Monaten auch Fräulein von Kürstein zur Ruhe gelegt worden. Soviel man von ihr wußte, stammte sie aus den westlichen Provinzen des Reiches, woselbst ihr Vater eine hohe militärische Stellung innegehabt hatte.

Es mochte einige zwanzig Jahre her sein, als sie eines Tages vor der Post zu Falkenhausen aus dem Omnibus gestiegen war, und nachdem sie einige Zeit im Hause des Bürgermeisters zur Miete gewohnt, ein kleines Grundstück in dem Örtchen erworben hatte. Sie war damals um ihren verstorbenen Vater in Trauer gewesen, die Mutter ihm schon lange in die Ewigkeit vorangegangen. Von sonstigen Verwandten hatte man sie nie sprechen hören und sie daher für völlig vereinsamt in der Welt gehalten, bis die Eröffnung ihres Testaments das Städtchen mit der Neuigkeit überrascht hatte, daß sie noch eine Schwester besaß oder doch zur Zeit, als die letztwillige Verfügung abgefaßt worden, was bald nach ihrer Niederlassung in Falkenhausen geschehen war, besessen hatte, als deren einziger Sohn ihr Rechtsnachfolger, Wilhelm Ritter, bezeichnet war. Ein Aufenthaltsort desselben war nicht angegeben. Ausgenommen von der Erbschaft war eine verhältnismäßig beträchtliche Summe, die dem Kreisphysikus Doktor Semmler zur Verwendung nach eigenem Ermessen für die Krankenpflege der Ortsarmen ausgezahlt werden sollte. Er und Herr Steinwehr waren zu Testamentsvollstreckern ernannt.

Sie hatte bis an ihr Ende ein ziemlich eingezogenes Leben geführt und den Armen und Kranken von Falkenhausen höhere Ansprüche an sich als den Honoratioren eingeräumt. In lebhafterem Verkehr hatte sie nur mit Frau Helene Steinwehr gestanden, deren Gut auf einem Fußpfade durch die Felder und am See entlang in kurzer Zeit zu erreichen war.

Allein auch ihr hatte sie nicht entdeckt, was sie veranlaßt, der höheren Kultur ihres Geburtslandes den Rücken zu kehren und in dem von der geistigen Strömung des modernen Lebens weit abgelegenen Falkenhausen eine Zuflucht zu suchen. Ihr von Natur verschlossener Charakter mochte das Hauptmotiv

Digitized by Google

zu dieser Verschwiegenheit sein, auch fürchtete sie wohl, die Neugierde der Kleinstädter zu stark zu erregen, wenn sie sich als die Abkömmlingin der einst in der Umgegend begüterten Adelsfamilie zu erkennen gegeben hätte. Ihre Mutter war eine geborene von Lenzen gewesen, deren Herkunft aus dem fernen Osten des Reiches die Familientradition bis in die Gegenwart bewahrt hatte, obgleich die einstigen Feudalherren längst zu modernen Industrierittern geworden waren, als welche sie es wieder zu einem ansehnlichen Wohlstand gebracht hatten. Dank demselben war denn auch die Verbindung einer Tochter des Hauses von Lenzen mit dem unbemittelten Herrn von Kürstein möglich geworden. Ein romantischer Zug in dem Wesen der ältesten Tochter dieses Paares hatte sie stets zu dem Stammland ihrer Mutter hingezogen. Als daher ihr Vater gestorben, ihre jüngere Schwester Wilhelmine aus dem elterlichen Hause geflohen und ihrem bürgerlichen Geliebten, Theodor Ritter, nach England gefolgt war, hatte die Alleinstehende, jenem romantischen Zuge nachgebend, sich auf die Pilgerfahrt begeben, um die Wiege der Familie ihrer Mutter aufzusuchen. Das Städtchen in der Nähe des alten Stammschlosses heimelte sie wunderbar an. Sie beschloß, sich hier dauernd niederzulassen.

Das Grundstück des Fräulein von Kürstein lag in der Hauptstraße unterhalb des Ringes. Es bestand aus einem zweistöckigen Hause mit einem Vorgarten, den ein zierliches Eisengitter von der Gasse schied. Kanadischer Wein bekleidete mit seinem grünen Blattwerk das schmale Haus bis zum Dache hinauf. Das üppige Gerank, das kein Messer mehr in Zucht hielt, ließ kaum die Fenster hindurchblicken. Nun waren wieder, seitdem man die Besitzerin hinausgetragen hatte, die Fensterläden des Parterregeschosses zurückgeschlagen Der Erbe hatte von dem Hause Besitz genommen.

Die Übergabe der Hinterlassenschaft, die Ablösung der Gerichtssiegel an Thüren, Kasten und Schränken war am Vormittage erfolgt, und ein Champagnerfrühstück in der Post, zu dem der Erbe die beiden Testamentsvollstrecker und den Kreisrichter eingeladen, hatte den Akt beschlossen. Es mußte dabei hoch hergegangen sein, denn die wackeren Bürger von Falkenhausen erzählten sich abends bei ihrem Dünnbier von fabelhaften Leckerbissen, wie Austern, Kaviar, Rheinlachs.

Ritters feine Zunge hatte den Schaumwein der Post mit einem gerechtfertigten Mißtrauen behandelt, und so finden wir ihn denn am Nachmittag mit klarem Kopfe in dem Wohnzimmer seines Hauses, dessen Fenster er vor allen Dingen öffnete, um frische Luft einströmen zu lassen. Ein feiner Staub lagerte auf Tischen und Stühlen, auf dem steifen, grünbezogenen Sofa und den Bildern darüber. Grauer Staub, wohin Ritter blickte. Es war ihm als stände er in einer eben erschlossenen Pyramide. Was würden ihm die stummen Zeugen eines nun abgeschlossenen Lebens enthüllen? Sollte er überhaupt den Schleier, den der Tod über dasselbe gebreitet hatte, lüpfen? Er hatte die Verstorbene persönlich nicht gekannt und das Wenige, was er von ihr wußte, hatten ihm ein paar Briefe von ihr, die er im Nachlasse seiner Mutter gefunden, vermittelt. Der briefliche Verkehr der Schwestern hatte allmählich gänzlich aufgehört.

Er ging in dem Zimmer hin und her und blieb zuletzt vor den Bildern stehen, die über dem Sofa hingen. Es waren zwei Brustbilder in Öl. Das eine derselben stellte einen jungen Mann dar in der unkleidsamen Uniform eines preußischen Infanterieoffiziers aus der Zeit der Befreiungskriege. Er war hellblond und hatte ein scharfgeschnittenes Aristokratengesicht mit schmalen Lippen und kalten blauen Augen. Das andere Gemälde zeigte eine junge Dame in gesticktem weißem Mullkleide, das dicht unter dem Busen gegürtet war und faltenlos herabfloß. Das braune Haar war in lauter Löckchen gekräuselt, von denen eines dicht vor dem Ohr über die halbe Wange herabringelte. Es war ein liebliches Gesicht mit milden braunen Augen, und der sogenannte Schwedenkopf kleidete es reizend. Auf den weichen Lippen schwebte ein Lächeln des vollen Frauenglückes. Solche braune Augen hatten auch ihn einst angeschaut, solche Lippen auch ihm einst gelächelt, ihn geküßt. Kein Zweifel, er stand vor den Porträts der Eltern seiner Mutter, und mit Wehmut versank er in die Betrachtung des Frauenbildnisses, das seiner Mutter so ähnlich sah.

Die Gedanken und Erinnerungen, die er hatte abthun wollen, drängten sich ihm wieder zu. Es waren die alten Geschichten von heißer Liebe, die sich in großes Leid verkehrt. Wieviel des Guten und Edlen das Leben auch in ihm verschüttet haben mochte, ein Reines und Heiliges gab es noch in ihm: das Gedächtnis der Mutter. Grimm kochte in ihm, Grimm, der uns noch in der Erinnerung bei dem Gedanken überkommt, daß wir die Leiden des Teuersten an dem Schuldigen nicht rächen dürfen. Der Sohn hätte die Hand aufheben müssen gegen den Vater. Das ging nicht wohl an; aber getrotzt hatte er ihm und eines Tages ihm alles vor die Füße geworfen. Er mußte sich gestehen, daß seine Leidenschaftlichkeit, mit der er dem Vater die Stirn geboten, um die Mutter zu schützen, das Verhältnis zwischen den Eltern nur noch verschlechtert hatte. Und wenn er sich dieses Verhältnis vergegenwärtigte, wie war es möglich, daß Liebe den Ehebund gestiftet hatte, eine Liebe, welche alle Schranken, die sich dem Bunde entgegengestellt, rücksichtslos zertrümmert hatte?

Dennoch verhielt es sich so. Er wußte es aus dem Munde der Mutter, die in den Tagen des Unglücks von den Erinnerungen des Glückes schmerzlich zehrte. Damals war sein Vater freilich ein anderer gewesen, durchglüht von den Ideen der Freiheit, ein Empörer gegen seinen König und gegen Gott. Seitdem er das Porträt des Großvaters hier gesehen, war er überzeugt, daß dieser Mann seine Lieblingstochter eher getötet als in ihre Verbindung mit einem solchen gewilligt hätte und ihre Flucht hatte er nie verziehen. Die wie ein Flatterfeuer durch Europa fliegende Revolution hatte den starren Sinn des alten Offiziers nicht weicher gemacht.

Wilhelm Ritter war geneigt, jene Zeit als einen

Digitized by Google

tollen Faschingsscherz aufzufassen. Es war auch die Ansicht des Vaters gewesen und doch hatte derselbe sein Leben freudig in die Schanze geschlagen, als Baden und die Pfalz für die Grundrechte des auf einem wertlosen Stück Papier geeinigten Deutschlands zum letzten Kampf die Waffen ergriffen. Während dann die geschlagenen und zersprengten Freischaren in der Schweiz Rettung gesucht, war er, dem gewissen Tode, wenn er ergriffen wurde, trotzend, an den Niederrhein geeilt und hatte Wilhelmine von Kürstein nach London entführt, wo sie seine Gattin wurde.

War es die Not des Flüchtlingslebens, die ihn zum Abfall von seinen Idealen gebracht hatte? Er hatte sie allerdings sattsam kennen gelernt, diese Not der Verbannung, und dieses Suchen, Werben, Rennen um einen Verdienst samt der damit verbundenen Demütigungen war ihm um so härter angekommen, als er von Hause aus nicht unbemittelt gewesen war. Aber er hatte einen Teil seines Vermögens der Revolution geopfert und der Rest war vom Staate konfisziert worden. Das Kriegsgericht in Rastatt hatte ihn in contumaciam zum Tode verurteilt. Und daheim harrte seiner ein junges Weib, das er mit ins Verderben gerissen hatte. Zwar sie machte ihm keine Vorwürfe, sie empfing den Heimkehrenden lächelnd, tröstend, und ihre Liebe machte ihr die Entbehrungen leicht. Aber empfand er es darum weniger bitter, daß sie um seinetwillen entbehrte, daß er mit all seiner Bildung, all seinen Kenntnissen nicht imstande war, das Notwendige zu erwerben? Und er vermochte die ewig grünende und ewig trügende Hoffnung seiner Schicksalsgefährten nicht zu teilen, daß Deutschland abermals aufstehen würde. Ja, sie schalten ihn einen Verräter, weil er nicht wie sie in jedem noch so leichten Wölkchen, das am politischen Himmel aufstieg, den Vorboten eines Orkans sah, der die „Tyrannen" hinwegfegen, ihre Bajonette wie Rohr zerbrechen müßte. Gegenseitige Verdächtigungen und Anklagen des Verrats waren unter ihnen an der Tagesordnung und sie saßen über einander zu Gericht wie die heilige Feme. Das Gebahren der Genossen seines Exils erfüllte ihn mit Ekel und Verachtung, und es gab auch wohl manchen unter ihnen, dessen gemeine Denk- und Handlungsweise in ihrer ganzen Nacktheit jetzt hervortrat, nachdem der vergoldende Schimmer der Begeisterung erloschen war. Alles dieses wirkte zusammen, um das Fundament seiner Ideale zu unterwühlen. Nicht von Ideen wurde die Welt regiert, sondern von der in Waffen starrenden Gewalt, und die einzige Allmacht, die es gab, war das Gold. Welch ein Thor war er gewesen, daß er seine ganze Zukunft für Ideen in die Schanze geschlagen hatte, die nur im Reich der Träume Geltung hatten!

Seine Beherrschung der französischen und englischen Sprache verschaffte ihm endlich eine Stelle als Korrespondent in einem großen Bankhause. Seinem hellen Verstand und seinem eisernen Fleiß gelang es, sich rasch in seinen neuen Beruf einzuarbeiten, und als die Heimat sich endlich ihm wieder erschloß, hatte er so viel vor sich gebracht, daß er in Berlin ein eigenes Geschäft errichten konnte. Als ein Mann der Thatsachen betrat er das Vaterland wieder. Doch auch hier, welch ein anderer Geist war während seiner Abwesenheit in dieses Deutschland gefahren! Das war Hamlet nicht mehr! Die Residenz hatte sich in eine Industriestadt verwandelt, ein Ring von Fabriken mit qualmenden Schloten umschloß sie und durch die Straßen hastete die Jagd nach Gewinn und Genuß.

Er hatte in London hart gearbeitet und seine Erholung und Freude einzig in seiner Häuslichkeit mit seinem Weibe und seinem Knaben gefunden. Jetzt, von den Launen des Glückes in allen seinen Spekulationen begünstigt, kam es wie ein Rausch über ihn. Er hatte als Jüngling in Idealen geschwärmt, als Mann nur gearbeitet, gelebt hatte er nicht. Nun wollte er leben, genießen. Die stille Häuslichkeit, in der sich seine Frau, mancher Beschränkung ungeachtet, glücklich gefühlt hatte, wich glänzenden Festen, rauschenden Vergnügungen, in deren Wirbeln sie ihren Mann weiter und weiter von ihrem Herzen forttreiben sah. Vergebens warnte, bat, beschwor sie ihn, sich zu besinnen. Sie wurde ihm dadurch nur lästig. Er beachtete nicht die Spuren ihrer einsam geweinten Thränen, bemerkte den Gram nicht, unter dem ihre Reize welkten. Eine Kokette bemächtigte sich seines Herzens, und eines Tages schlug er seiner Gattin vor, ihre Ehe aufzulösen. Sie weigerte sich und blieb standhaft aus Liebe zu ihm; denn sie liebte ihn noch. Sie besaß ein großes Herz und wäre fähig gewesen, ihn frei zu geben, wenn sie die Überzeugung hätte gewinnen können, daß er mit ihrer Nebenbuhlerin glücklich geworden wäre. Allein sie erkannte nur zu deutlich, daß das Glück, welches er ersehnte, ihn vollends verderben mußte, und davor wollte sie ihn bewahren, mochte auch das Maß ihres eigenen Leids dadurch noch mehr sich häufen. Und er schonte sie nicht, suchte sie zu seiner Absicht zu zwingen. Was sind alle jenseitigen Strafen, mit deren Drohungen die Kirche die im Geiste Unmündigen schreckt, gegen die Hölle auf Erden, in deren Qualen das Herz der unglücklichen Frau zu Asche brannte!

Wilhelm Ritter kannte die Passionsgeschichte seiner Mutter nicht aus ihrem eigenen Munde. Sie hatte ihm vielmehr ihre Leiden zu verbergen gesucht, um ihm die Achtung vor dem Vater nicht zu rauben. Aber er war bereits alt genug gewesen, um die wahre Sachlage zu durchschauen, und jetzt, wo die eigene Lebenskenntnis seinen Blick vertieft hatte, erkannte er das ganze dornenreiche Martyrium ihrer Seele. Der Gedanke daran hatte ihn oft mit heiligen Schauern ergriffen, und sie kamen auch heute über ihn, da er vor den Bildern der Großeltern das schmerzensreiche Leben der Mutter wieder an sich vorüberziehen ließ. Es war ihm, als vernähme er in dem Flüstern des Weinlaubs vor den Fenstern ihre Stimme, aber er fühlte auch, daß sie ohnmächtig war, ihn zu erlösen. Zu tief hatten die Grundsätze und Weltanschauungen des Vaters, die er in den empfänglichsten Lebensjahren eingesogen, ihre Wurzeln in sein Herz gesenkt.

Er warf sich auf einen Stuhl, stützte die Arme

Digitized by Google

auf und verbarg das Gesicht in den Händen. Er sann dem Fluche nach, der mit dem Golde in die Welt gekommen. Geschlecht um Geschlecht hat er umstrickt und umstrickt er noch fort und fort und reißt es ins Verderben. Es giebt vor diesem Fluche keine Flucht, keine Erlösung von ihm als die Selbstvernichtung. Kein anderer Weg führt zum Nirwana. „Wie sie erschrak und zürnte, als ich von dieser einzigen Glückseligkeit sprach," dachte er weiter.

Aber welch ein Summen und Tönen zitterte durch die Luft? Er hob lauschend den Kopf. Es waren die Kirchenglocken von Falkenhausen, welche den Sonntag einläuteten. Es verlangte ihn, frei aufzuatmen und er verließ das Haus. Eine von Gartenzäunen, Ställen und Häusern der Armut gebildete Gasse, die er verfolgte, mündete ins Freie. Schon zitterte die Sonne am Rande des Horizontes, und Ritter war es, als schaute er in das goldumflossene Antlitz Helenens. Er schaute und schaute, und es weitete sich seine Brust bei den feierlichen Tönen. Dann streckte er die Hand abweisend gegen die Sonne aus, drückte den Hut tiefer über die Stirn und schritt unter dem fortschwingenden Geläut in den dunkelnden Abend hinein.

## Viertes Kapitel.

Ritter hielt es für eine Pflicht der Höflichkeit, Herrn Steinwehr als Testamentsvollstrecker eine Dankvisite abzustatten. Herr Steinwehr hatte ihn zudem dringend nach Buchau eingeladen. Dieser erste Besuch sollte zugleich sein letzter sein, denn er wollte Falkenhausen verlassen, sobald er mit sich darüber im reinen war, was er mit dem Hause der Tante beginnen sollte. Mancherlei Pläne kreuzten sich in seinem Kopfe. So ging er denn am Sonntag nach Buchau hinüber, wobei er, die staubige und weitere Chaussee vermeidend, den Weg über das alte Schloß einschlug. Wege und Stege, die sich durch die Felder schlängelten, waren heute von Menschen belebt. Ehrbare Bürger umwandelten ihre Äcker oder zogen mit Weib und Kind nach dem Stadtwäldchen, um in dessen Försterei bei Kaffee, Bier und Kegelschub den Tag des Herrn zu feiern.

Auf dem Platze vor den Ruinen fand Ritter ländliche Arbeiter beschäftigt, das angebrannte Holz und den Schutt wegzuräumen. Mädchen und Frauen im Sonntagsputze schauten ihnen zu; es wurde gescherzt und gelacht, und im Schatten war ein Fäßchen Bier aufgelegt.

„Schaffet ja lustig," äußerte Ritter, indem er bei einem alten Manne stehen blieb, der, auf einem Balken hockend, sein Pfeifchen schmauchte. „Was gilt's denn?"

„Ja, zwischen dem Schutt und Unkraut kann doch das Rosenfest nicht gehalten werden," versetzte der Alte.

„Das Rosenfest?" fragte Ritter.

„Der Herr ist wohl fremd hier, daß er davon nichts weiß?" gegenfragte der Alte. „Freilich, sonstens war's im Garten. Weil aber dabei die Beete gar zu arg zertreten wurden von den kleinen Füßen und es zu eng war, so daß wir Alten nicht zuschauen konnten, alldieweil hat unsere Gnädige gemeint, es soll dies Jahr hier sein."

„Es ist also ein Kinderfest? Das ist ein hübscher Gedanke."

„Will's meinen," versetzte der Alte. „Könnt auch lang suchen, bis Ihr eine solche Frau wiederfindet, wie unsere Gnädige eine ist. So eine giebt's nicht wieder. Das wissen auch die Leut' auf den andern Gütern und Dörfern, und wer sich schon nicht mehr zu helfen weiß, der kommt zu ihr, da weiß sie schon einen Rat. O, die hat einen Verstand und ein Einsehen! Und das hilft mehrstenteils ganz anders als so ein Stück Geld, das einem geschenkt wird. Da merkt's einer doch, daß er auch für einen Menschen geestimiert wird. Ja Herr, schenken kann jeder, der was hat, das ist kein Kunststück. Da sind denn auch etzliche, die meinen, daß die Gnädige das Geld für das Rosenfest lieber den Armen schenken sollt'. Na, brauchen könnten sie es ja schon. Aberst für die Kinder ist es wie der hrilige Christ. Und die Freud' ist auch was wert. Es kann einer lang davon zehren und hat was Hübsches dran zu denken, wann's Trübsal giebt. Das macht das Herz leicht. Aberst darüber ist mir die Pfeife ausgegangen."

Ritter zog seine Büchse mit Streichhölzchen hervor und gab dem Alten Feuer. Er wollte noch mehr über Helene hören.

„Ihr seid wohl schon lange auf Buchau?" fragte er, während der Alte nach Kräften an seiner Pfeife sog, um den Tabak wieder in Brand zu setzen.

„Bin hier geboren," antwortete er dann. „Aberst das Rosenfest ist noch gar jung. Die Eltern von unserem Herrn hätten so was nimmer zugelassen. Sie gönnten unserer Gnädigen keine Freud' auf der Welt, weil sie selbst an nichts keine Freud' hatten. Ja, ja, das waren schlimme Tag'. Aberst an den Wagen fahren ließ sich unsere Frau doch nicht von ihnen."

Er lachte in sich hinein und fuhr dann fort: „Der müßt' früh aufstehen, der ihr die Stange halten wollte. Gut ist sie, das weiß unser himmlischer Herrgott, aber res'lut ist sie auch und macht nicht viel Federlesen. Ja, ja, sie versteht's, einem die Wege zu weisen. Das Reden braucht's dabei kaum, möcht aberst den mal sehen, der die Courag' hat, ihr in die Augen zu sehen, wenn er kein gutes Gewissen hat. Herr Gott, ist das eine Frau! — Und das hier ist Extraarbeit und sie soll besonders bezahlt werden, aber die Leut' wollen nichts nehmen, bloß einen Trunk Bier und einen Spaß von unserem jungen Herrn. Er ist man eben nach Haus gegangen. Eine Stadtherrschaft ist auf Besuch gekommen, da ist der junge Herr mit. Der Herr will wohl auch nach Buchau?"

„Ja, Alter, und viel Vergnügen zum Feste," sagte Ritter, nickte ihm zu und schlug den Waldpfad ein, auf dem er Helene sich hatte entfernen sehen.

„Der Herr muß sich immer links halten," rief ihm der Alte noch nach.

Ritter dachte über das Charakterbild nach, das

Digitized by Google

der redselige Alte von der schönen Frau entworfen hatte. Der alte Mann war ganz warm dabei geworden und dem jungen war es bei dem Zuhören nicht anders ergangen. Unter den Frauen, denen er in seinem bewegten Leben begegnet war, wußte er keine, der er sie vergleichen konnte. Die meisten hatten ihn bald gelangweilt. Zuletzt dachte er nur noch an Helenens große, braune Augen und er wünschte, sie einmal im Zorn flammend zu sehen. Sie konnte in ihrem Zorn nicht häßlich oder lächerlich erscheinen; sie mußte über sich hinauswachsen und königlich schön sein.

Seine Hand lag auf der Klinke der Gartenpforte. Er schritt zwischen den blühenden Jasminhecken hindurch und blieb dann einen Moment überrascht von dem freundlichen Anblick, der sich ihm bot, stehen. Vor ihm lag ein mächtiges Rasenrund, welches mit Rosenstöcken aller Art voll schwellender Knospen bepflanzt war. Auch auf den durch Kieswege von dem Rondell geschiedenen Beeten fehlte es nicht an Rosensträuchen, und daneben blühten und dufteten Levkojen, Reseda, Päonien, Kaiserkronen, Lilien und Ritterspor. Im Hintergrunde erhob sich auf einer mit Rasen belegten Terrasse das alte Haus, das durch die farbenreiche Flora wie verjüngt erschien. Das spitze Dach wurde auf dieser Seite durch eine breitfenstrige Mansarde unterbrochen mit einem Balkon davor, dessen dicke hölzerne Säulen dicht von Epheu umschlungen waren. Die Terrasse war eingesäumt von hohem Oleander, Rhododendren und Azaleen. Auch die breite Treppe, die von der Terrasse in den Garten führte, war von blühenden Topfgewächsen eingefaßt. Unter dem Balkon schimmerten helle Gewänder.

Ritter konnte nur einen flüchtigen Blick über die blühende Herrlichkeit, die gleichsam das Herz des ausgedehnten Gartens bildete, hinschweifen lassen, denn schon trat Herr Steinwehr unter dem Balkon hervor und rief und nickte ihm ein Willkommen entgegen. Er war barhäuptig und sein Schädel, der nur mit einem Kranze aschblonder Haare umgeben war, glänzte wie poliert.

„Wenn man an den Wolf denkt, ist er nicht weit," sagte er, Ritter, der seinen Schritt beschleunigt hatte, die Hand reichend. „Wir sprachen eben von Ihnen. Aber ich will Sie den Herrschaften erst vorstellen: Herr Architekt Ritter — meine Frau — Herr Major von Wetterkorn und Frau Gemahlin — Freund Brunner, den Sie schon kennen, aus dem Geschlecht der Rodensteiner, ha, ha, ha! — Aber wo sind denn die jüngeren Jahrgänge? Haben sich sachte fortgedrückt. Ist vernünftig; Jugend will ihren eigenen Spaß haben. Aha, da treiben sie sich zwischen den Erdbeerbeeten herum."

Der pensionierte Herr Major von Wetterkorn erwiderte Ritters Verbeugung mit einer kühlen Steifheit. Er konnte es Fräulein von Kürstein noch nicht verzeihen, daß sie einen bürgerlichen Neffen besaß, und als er sich setzte, drehte er seinen ergrauten Schnurrbart mit einer martialischen Gebärde. Seine Gattin, deren Wuchs vielleicht etwas zu schlank war, neigte ihr Haupt mit einem süßlichen Lächeln. Sie fand Ritters äußeren Menschen, der in einem Promenadenanzug steckte, untadelhaft elegant, und da sie zwei Töchter besaß, die beide älter als Anny waren, so teilte sie vielleicht das Vorurteil ihres Mannes nicht. Sie winkte ihr beifälliges Urteil verstohlen der Hausfrau zu, die bei dem plötzlichen Auftauchen Ritters im Garten flüchtig errötet war. Es hatte jedoch niemand bemerkt, und ihre ungezwungene freundliche Weise, in der sie Ritter darauf begrüßte, verriet niemand, daß sie ihn schon kannte. Sie hatte von ihrer Begegnung mit ihm nicht gleich ihrem Manne erzählen mögen. Hatte sie sich doch im Laufe der Zeit daran gewöhnen müssen, ihrem Gatten manches und gerade dasjenige, was ihr inneres Leben berührte, zu verschweigen, und eben dieses war durch die Unterhaltung mit Ritter in ungewöhnliche und seltsame Schwingungen, die noch in ihr nachzitterten, versetzt worden. Zunächst aber hatte sie es vermeiden wollen, gegen ihren Mann des Rosenfestes zu erwähnen. Er selbst hatte seine Freude an demselben, wollte es aber den Seinigen nicht gestehen, und es sollte deshalb vorher in seiner Gegenwart nicht viel darüber geredet werden. Fragte er nicht dem Seelenleben seiner Frau nach, so kümmerte er sich um so mehr um ihr äußeres Thun und Treiben, und wenn sie ihm von ihrem Zusammentreffen mit Ritter berichtet hätte, so würde er so lange inquiriert haben, bis er herausbekommen, was sie bei dem alten Schlosse gewollt hätte.

Ritter konnte selbstverständlich von den Motiven, aus denen Helene ihre erste Bekanntschaft verleugnete, keine Ahnung haben; aber er wäre kein Mann gewesen, wenn es ihm nicht geschmeichelt hätte, mit der schönen Frau ein Geheimnis zu haben, und es mochte wohl dazu beitragen, sie ihm heute noch reizender erscheinen zu lassen. Sie war es auch in der That. Denn heute verhüllte kein häßlicher Hut ihre goldene Haarkrone und die Umrisse der geistvoll ausgemeißelten Stirn. Zudem unterschied sich ihre Toilette vorteilhaft von der der Frau von Wetterkorn. Sie war zwar modern, allein die Mode mit dem Genie des guten Geschmackes dem Charakter der Persönlichkeit angepaßt, während Frau von Wetterkorn sich streng an die Vorbilder ihres Modejournals hielt und davon auch nur um eine Linie abzuweichen, für ebenso unzulässig gehalten haben würde, als wenn ein Soldat sich seine Uniform nach seinem eigenen Gustus hätte zuschneiden lassen. Frau Helene sah über diese Schwäche gern hinweg, denn die Frau Major war sonst eine sehr verständige Hausfrau und Mutter, und es hätte wohl etwas anderes als Spott von den Honoratioren Falkenhausens verdient, daß das alte Ehepaar lebte wie Philemon und Baucis. Der graubärtige stets bis zum Halse fest in seinen Rock geknöpfte Kriegsmann zeigte nur der Außenwelt ein bärbeißiges Gesicht; gegen die Gattin war er stets zuvorkommend und liebevoll. Und wen ging es etwas an, wenn Frau und Töchter, wie sie es schon in der Garnison gethan hatten, die schönen Stickereien, mit denen man sie ewig beschäftigt sah, heimlich an ein Modegeschäft ablieferten, um aus dem Erlös, da sie kein Vermögen besaßen, die Kosten für

Digitized by Google

ihre Toiletten zu bestreiten und vielleicht noch etliche Mark für den von ihnen angebeteten Sohn und Bruder zu erübrigen, der als Sekondelieutenant in einem Infanterie-Regiment Herzen brach? Die Frau Majorin hatte denn auch, sobald die Vorstellung vorüber war, schleunigst wieder zu ihrer Buntstickerei gegriffen und stichelte eifrig darauf los.

„Wir sprachen nämlich vorhin von den Tugenden der arabischen Pferde," begann der Hausherr, nachdem Ritter dessen Frau gegenüber Platz genommen hatte, und bot ihm seine Cigarrentasche an. „Der Herr Major meint, es sei Schwindel und unsere Trakehner könnten sich vollauf mit den Arabern messen. Da Sie nun, Herr Ritter, bei unserem gestrigen Frühstück äußerten, daß Sie in Ägypten und ich weiß nicht mehr wo noch gewesen wären, so berief ich mich auf Sie."

(Fortsetzung folgt.)

# Haus Dodendorf.

Roman

von

**A. Marby.**

(Fortsetzung.)

## X.

Seit Lieutenant von Dodendorfs Flucht hatte das zweite Jahr seinen Kreislauf beendet. Durch neue sensationelle Ereignisse, die unaufhörlich da und dort sich abzuspielen pflegen, war jener eigentümliche Vorgang, welcher seiner Zeit außerordentliches Aufsehen gemacht hatte, längst in Vergessenheit geraten, selbst in Kreisen, denen der Verschollene durch täglichen Verkehr besonders nahe gestanden, geschah des ehemaligen scharmanten Kameraden und immer hilfsbereiten Freundes mit keinem Worte mehr Erwähnung.

Gedachte wirklich niemand seiner?

Ach! nicht Vater und Mutter, nicht Bruder und Schwester mochten sein Bild treuer im Herzen bewahren, mit brennenderer Sehnsucht des Unglücklichen gedenken, als die blonde Tänzerin, Elise Reinke, der er sich verlobt hatte mit Hand, Mund und Herz!

Wie sie das Furchtbare überwinden konnte, ohne zu Grunde zu gehen, blieb ihr für alle Zeit unfaßlich. Aber ebensowenig wurde sie sich jemals bewußt, wie sie jene ersten entsetzlichen Tage verbracht hatte, wie sie sich bewegt, was sie gesagt und gethan. Sie glich einem Automaten, der willenlos einer fremden Kraft gehorchen, nach deren Befehlen sie handeln mußte. Frau Reinkes Bitten, Thränen und Vorwürfe, Franziskas ernste Vorstellungen, sich aus diesem schrecklichen Zustande aufzuraffen, verhallten unbeachtet. Was wollte denn auch die Mutter? Elisens täglicher Erwerb erlitt durch ihr Seelenleiden keine Einbuße. „Du mußt verdienen, mußt tanzen, um zu leben," hatte man zu ihr gesagt, und sie nahm ohne Widerspruch ihre Thätigkeit als Balletteuse wieder auf. Ihr verstauchter Fuß war ja glücklich geheilt; so hinderte sie nichts, in dem neuen „Tanzpoem", wie die jüngste Schöpfung des berühmten Ballettmeisters von der schmeichelnden Kritik genannt wurde, die ihr zugeteilte kurze Soloscene durchzuführen. Das verwöhnte Premièrenpublikum schrieb die mechanischen Bewegungen der reizenden Blondine, deren Grazie zu bewundern man schon genugsam Gelegenheit gehabt hatte, großmütig einer erklärlichen Befangenheit, die sich bei jedem weiteren Auftreten als Solotänzerin mehr und mehr verlieren würde, zu. Eine so wunderliebliche Erscheinung verdiente Nachsicht, es mußte vermieden werden, sie durch eine erste, allzustrenge Kritik einzuschüchtern.

Wer fragte danach, was das angelernte stereotype Lächeln Elise Reinke kostete? Sie verbeugte sich dankend für die ihr dargebrachten Huldigungen, warf Kußhändchen und lächelte — lächelte, während sie vor innerem Jammer beinah verging.

Aber allmählich und unmerklich bewährte die Alltrösterin Zeit ihre heilende Wunderkraft auch an Elisens Herzeleid! Wohl blieb in ihr ein dumpf nagendes Weh zurück, vor allem das quälende Bewußtsein: „Du trägst schuld an seinem Elende, um Deinetwillen verlor er Elternhaus und Vaterland," doch den mannigfachen, mahnenden Anforderungen, die im täglichen Leben der armen Tänzerin ihre zwingenden Rechte immer gebieterischer geltend machten, hielt die schreckliche, dem Wahnsinn verwandte seelische Erstarrung nicht stand.

Nachdem Elise tage-, wochen-, monbelang vergeblich auf ein Lebenszeichen von dem Verschwundenen gehofft hatte, fing sie an, um ihn zu trauern, wie um einen Gestorbenen. Auf diesen Zeitpunkt hatten Frau Reinke und die schöne Fränze sehnlichst gewartet. Sie hatten geglaubt, nun würde Elise ein neues Leben beginnen und dies durch erhöhte Teilnahme an allerlei reizvollen Genüssen bekunden. Doch darin täuschten sich Mutter und Schwester! Was außerhalb des engen Kreises ihrer übernommenen Pflichten lag, existierte nicht für die junge Tänzerin. Das Leben hatte seinen verlockenden Reiz für sie verloren, in so verführerischer Form seine Freuden sich ihr auch bieten mochten. Ihren Berufsgenossinnen stand sie ferner denn je, nahm niemals teil an den gemeinsamen Vergnügungen ihrer Kolleginnen und Kollegen, spöttische Stichelreden, die deshalb mehr

Digitized by Google

oder minder laut an ihr Ohr drangen, ließen sie gleichgültig.

Unter den zahlreichen Bewunderern der graziösen Tanzkünstlerin gab es manch einen, der ihr nebst seinem Herzen mit Freuden Hand und Namen zu Füßen gelegt hätte und fast in Verzweiflung geriet über ihre Unzugänglichkeit. Sie mochten einen gewissen Trost nur darin finden, daß die kleine Puritanerin — eine von den Lebemännern erfundene Bezeichnung — sich gegen alle Herren gleich kalt zeigte, niemand konnte der leisesten Gunst sich rühmen.

Franziska war mit der spröden Unnahbarkeit ihrer jungen Schwester keineswegs einverstanden; sie bot ihre ganze Beredsamkeit wieder und wieder auf, Elise zur Teilnahme an den kleinen amüsanten Zerstreuungen, welche die schöne Choristin so sehr liebte, zu verleiten.

„Es ist eine wirkliche Verrücktheit," schalt sie dann wohl, „sich so wie Du um einen Menschen, der's kaum verdient, zu grämen! Als ob es in der Welt nicht mehr Männer giebt! Wie lange willst Du denn eigentlich die interessante trauernde Verlassene spielen? Da gehe doch lieber gleich in ein Kloster! Mutter —" wandte sich die Sprecherin ungeduldig an Frau Reinke — „sprich Du doch mal 'n Machtwort und befiehl der Lies, mich heute abend zu begleiten."

„Na ja, Lies," stimmte Frau Reinke bei, „Fränze hat recht, 'n bißchen Zerstreuung würde Dich nicht schaden, das ewige Simulieren führt zu nichts, 's verdreht Dich noch den Kopf."

„Laß gut sein, Mutter," versetzte Elise sanft. „Bitte, Fränze, quäle mich nicht. Was soll ich in froher Gesellschaft? Ich tauge dafür nicht mit meinem traurigen Gesicht, meine Gegenwart würde Dir und anderen die Lust vergällen."

Der Mutter Seufzen und Schmählen, wie Franziskas Schelten und Spotten bewirkten keine Wandlung in Elisens Verhalten. Sie zog sogar mit noch vermehrter Scheu sich zurück vor jeder Berührung mit früheren Bekannten. Ihr Beruf, welcher sie zwang, auf der Bühne einem schaulustigen Publikum sich zu zeigen, wurde ihr zur namenlosen Qual, die der rauschende Beifall, welcher ihr jedesmaliges Auftreten begleitete, nicht zu lindern vermochte.

Mehr denn je von dem Wesen und Treiben ihrer Kolleginnen angeekelt, zog Elise während der Zeit, daß sie auf der Bühne unbeschäftigt war, sich in ihre Garderobe zurück. Hier erlangte kein männliches Wesen Zutritt. Die alte Friseuse, Elisens besondere Gönnerin, bewachte den Eingang, so lange ihr Schützling sich drinnen befand, mit Argusaugen. Gleich unbestechlich gegen schmeichelnde Bitten wie gegen blinkendes Gold waltete Mutter Klingern mit gewissenhafter Treue ihres freiwillig übernommenen Hüteamtes und hörte es mit ruhigem Gleichmut an, wenn man sie spottend als den „Engel mit feurigem Schwerte" oder als „Paradieswächterin" bezeichnete.

Der einzige unter den vornehmen, nach Elise Reinkes Gunst ringenden Kavalieren, gegen welchen sie sich nicht vollständig absprechend verhielt, war Oskar von Dodendorfs Vetter, Lieutenant von Rabenau. Ihm war ihr heimliches Verlöbnis mit Dodendorf bekannt gewesen, deshalb konnte er auch die tiefe Herzenswunde ermessen, welche seines Vetters rätselhaftes Verschwinden dem unglücklichen Mädchen geschlagen hatte. Seine warme Teilnahme äußerte sich in für die Verlassene so wohlthuender Weise, daß sie nicht vermochte, ihm aus dem Wege zu gehen, sondern ganz gern einige Worte mit ihm wechselte, nicht ahnend, wie ihre karge Freundlichkeit unerfüllbare Hoffnungen in Herrn von Rabenau erweckte und die seit langem in ihm glimmende Neigung für das reizende Mädchen zur hellen Flamme anfachte. Er war bereit, ihr mit seinem Herzen seinen Namen zu bieten. Daß die Heißgeliebte nur eine Balletttänzerin war, kam für ihn nicht in Betracht. Er war reich und unabhängig von fremdem Willen. Beanstandete sein oberster Kriegsherr die Wahl seiner Lebensgefährtin, nun wohl, dann forderte er seinen Abschied.

Völlig mit sich im reinen wagte er eines Abends — seit Dodendorfs Flucht war schon ein Jahr vergangen — seine heiße Liebe der jungen Tänzerin zu bekennen. Er hatte dazu keinen günstigen Augenblick gewählt. Elise, schon unangenehm berührt, daß Lieutenant von Rabenau ihr auf dem Nachhausewege, den sie stets allein zurückzulegen pflegte, seine Begleitung aufdrängte, fühlte bei seinem unerwarteten Geständnis schmerzliche Empörung in sich aufwallen. Mit schroffen, kurzen Worten wies sie ihn ab.

Er blieb trotzdem an ihrer Seite. Vielleicht hatte sie ihn mißverstanden.

„Um Gottes willen, Fräulein Elise," sagte er nach kurzem Schweigen mit schwerer Stimme, „legen Sie meinem ehrlichen Werben keine falsche Deutung unter. Es darf und kann Sie doch wahrhaftig nicht beleidigen, wenn sich Ihnen mein innerstes Empfinden enthüllt? Wenn ich Sie bitte, mit meiner Liebe meinen Namen anzunehmen? Sie werden mir doch nicht zutrauen, daß — daß ich es anders meinen könnte?"

„Anders?" Sie blickte ihn befremdet an, was wollte er damit sagen? Doch nicht — ein tiefes Rot überflog jäh ihr blasses Gesicht, sie richtete den leicht gesenkten kleinen Kopf mit einer Bewegung selbstbewußter jungfräulicher Würde empor und fuhr dann in leise bebendem Tone fort: „Nein, ich achte Sie und mich zu hoch, um die Lauterkeit Ihrer Empfindungen und Wünsche zu bezweifeln; aber daß Sie überhaupt von Liebe zu mir sprechen — Sie, Herr Lieutenant, gerade Sie, der Sie wissen, daß mein Herz einem anderen gehört —"

„Einem Verschollenen," fiel Rabenau ungestüm ein, „dem die Rückkehr ins Vaterland und zu Ihnen unmöglich ist. Lernen Sie den Unseligen vergessen, Elise, er hat sich selbst des Glückes beraubt, Sie zu besitzen. Verschließen Sie Ihr Herz nicht mit Gewalt meinem Flehen um das kostbare Geschenk Ihrer Gegenliebe, stoßen Sie —"

„Halten Sie ein, Herr Lieutenant. Ich habe nur ein Herz zu vergeben, es gehört," tiefe innere Bewegung durchzitterte die weiche Mädchenstimme, „Oskar von Dodendorf und wird ihm die mit

Digitized by Google

heiligem Eide beschworene Liebe und Treue halten, bis es im Tode bricht."

„Das Leben ist lang, berauben Sie sich nicht eigenwillig des köstlichsten Glücks, Elise. Ach, ich sehe wohl, es war verfrüht, Ihnen schon jetzt von meiner Liebe zu sprechen, gewaltiger, als ich ahnte, beherrscht der Gram um den Verlornen noch Ihre Seele. Verzeihen Sie mir! Ich will ja gern mich bescheiden und warten, warten auf eine bessere Stunde; ob auch bis dahin noch Jahr und Tag vergehen mag, lassen Sie mir wenigstens einen Schimmer von Hoffnung, Elise. Sie begehen damit keinen Treubruch. Ihre Gelübde, auf die Sie sich berufen, wurden durch die Macht der Verhältnisse null und nichtig. Nie werden Sie Dodendorf wiedersehen — nie! Wissen wir überhaupt, ob er noch unter den Lebenden weilt?"

Die warme Innigkeit im gedämpften Ton seiner Stimme während der unaufhaltsam hervorsprudelnden Worte, womit Lieutenant von Rabenau das geliebte Mädchen zu überreden und zu überzeugen versuchte, blieb nicht ohne Eindruck auf ihr Herz. Ihr anfänglicher Unwille wich einer weicheren Empfindung. Durfte sie dem Offizier zürnen, weil er sie liebte? War er nicht vielmehr zu bedauern, daß er das Weh einer unerwiderten Neigung, von ihr ihm zugefügt, kennen lernen mußte?

Schon schwebte ihr ein teilnehmendes, besänftigendes Wort auf der Zunge, als der Schluß seiner Rede, die verborgensten Empfindungen ihres Herzens aufwühlend, ihr eine erneute heftige Entgegnung erpreßte.

„Er lebt! Bevor nicht sein Tod," sie schauerte zusammen, als sie das Wort hervorstieß, „unzweifelhaft bewiesen feststeht, halte ich zuversichtlich den Glauben ans Gegenteil fest. Oskar lebt, aber wo? in welchem Lande? Ach, wer mir darüber sichere Botschaft brächte, wie wollte ich den Guten segnen, ihm danken! Sie sagen," fuhr sie in leidenschaftlicher Erregung fort, „er darf niemals ins Vaterland zurückkehren, liegt etwa darin die Unmöglichkeit unseres Wiedersehens? Kann er nicht zu mir kommen, wer dürfte mich hindern, zu ihm zu gehen? Wüßte ich nur, wohin er seine Schritte gewandt, ich bräche ohne Säumen auf, ihn zu suchen. Meine Füße sollten nicht rasten, noch ermüden, bis ich ihn gefunden hätte! Freudigen Mutes wollte ich sein Los teilen, alle Leiden der Armut mit ihm tragen, niemals sollte dem heimatlosen Wanderer meine Gegenwart eine unbequeme Last dünken! Würde der allbarmherzige Gott meine inbrünstigen Gebete, mich zu dem Geliebten zu führen, erhören, so würde er mir auch Kraft verleihen, ihm als Trost, Stab und Stütze zur Seite zu bleiben, bis der Tod uns scheidet."

Elise hielt tief aufatmend inne, leise schluchzend. Sie warf keinen Blick auf ihren Begleiter, der schweigend neben ihr dahinschritt. Ein Chaos von Gefühlen durchstürmte seine Brust. Seine Lippen hatten sich in zornigem Schmerz fest aufeinander gepreßt, auf daß ihnen kein unzeitiger Laut bitterer Klage entschlüpfte während der leidenschaftlich bewegten Rede, die Elisens innerstes Empfinden widerspiegelte und in jedem Worte Zeugnis ablegte für die unüberwindliche, heilige Liebe zu Oskar von Dodendorf. Rabenau konnte der wehen Erkenntnis, daß für ihn nichts zu hoffen blieb, daß sein heißes Wünschen und Sehnen niemals, weder jetzt, noch zukünftig, Befriedigung finden würde, sich nicht verschließen. Sein verschollener Vetter war der Bevorzugte, und der ahnte vielleicht kaum, welchen köstlichen Schatz er zurückgelassen hatte.

Nun Rabenau einsah, Elise Reinke war für ihn verloren, erschien ihm das holdselige Geschöpf noch hundertmal begehrenswerter! Ein Gemisch von Neid und Haß gegen seinen Vetter Dodendorf stieg in ihm auf, selbst gegen das schuldlose teure Mädchen glaubte er Grund zu gerechtem Zorn zu haben. Aber der halb gebrochene Klang ihrer thränenerstickten Stimme hatte etwas ungemein Ergreifendes, und als Elise nach einer Weile schwer aufseufzte und dann unter leisem Schluchzen klagte:

„Sie erwarteten vielleicht eine andere Antwort, und nun Sie die Wahrheit vernahmen, grollen Sie mir darum? O, wie viel besser wäre es doch gewesen für Sie und für mich, Sie hätten geschwiegen, es wäre uns beiden eine leidvolle Stunde erspart geblieben. Ich fühle es, jetzt wenden Sie sich von mir im Zorn! Die ich ohnehin schon so verlassen bin und einsam im Leben stehe, muß nun auch meinen einzigen, letzten Freund verlieren," da, bei dieser ergreifenden Klage wichen Groll und Bitterkeit aus Rabenaus Seele, ein tiefes, unendliches Mitleid griff darin Platz, Mitleid mit dem armen Mädchen, das seine Liebe auch Entsagung lehrte, vor welchem ebenfalls eine glücklose, dunkle Zukunft, noch um vieles dunkler wie seine eigene, lag!

Noch ein kurzer Kampf, dann nahm der junge Offizier mit gewaltsam beherrschter Stimme das Wort: „Nein! Bei Gott! Der Freund bleibt Ihnen erhalten für alle Zeit. Wohl wäre es Seligkeit für mich, dürfte ich Ihnen mehr sein im Leben, doch Ihnen zürnen, weil Sie nichts für mich fühlen, wie hätte ich dazu ein Recht? Die Liebe ist ein freies Himmelsgeschenk, sie läßt sich nicht erbetteln, nicht erzwingen, glücklich der, den Ihr goldklares, treues Herz damit begnadet."

„Glücklich? Dodendorf glücklich?" warf sie vorwurfsvoll, kaum hörbar, ein.

„Er muß es wenigstens gewesen sein!" rief Lieutenant von Rabenau in stärker vibrierendem Tone. „Die Erinnerung an die genossene Seligkeit kann ihm niemand rauben, sie ist sein unzerstörbarer Besitz. Andererseits freilich mag der Gedanke an das, was er verloren hat, die Gewißheit, daß Sie mit ihm unglücklich sind und um seinetwillen leiden, seine Elend noch erhöhen. Weinen Sie nicht, Elise, Ihre Thränen brennen mir auf der Seele, mit meinem Herzblut wollte ich Ihr Glück erkaufen. Damit Sie nicht zweifeln an meiner uneigennützigen Liebe, schwöre ich Ihnen, nicht nachzulassen in rastlosen Bemühungen, bis Dodendorfs Aufenthalt erforscht ist."

„Und dann — und dann?" flüsterte sie mit fliegendem Atem, die thränenschweren Augen forschend, zagend zu dem Offizier erhebend.



Digitized by Google

„Dann," versetzte er tiefbewegt, „wird Ihr treuer Freund mit Ihnen beraten, was weiter geschehen soll!"

„Sie versprechen es mir?"

„Bei meiner Ehre," gelobte Rabenau feierlich. Dabei ergriff er Elisens Hand, drückte sie an seine heißen Lippen und war im Dunkel der Nacht verschwunden, bevor das erschütterte Mädchen ein Wort des Dankes stammeln konnte.

## XI.

Hinter diesem Abend lag nun bereits eine lange Zeit. Schon hatte das Jahr seinen Kreislauf zum zweiten Male beendet seit der Flucht Oskar von Dodendorfs, ohne daß die geringste Kunde von ihm oder über ihn an seine unglückliche Braut gelangt war. Kaum hoffte sie noch darauf, mehr und mehr setzte der Gedanke an seinen Tod sich in ihrer Seele fest. Sie vermochte es nicht, Lieutenant von Rabenau nach dem Verschwundenen zu fragen, dessen Name auch von jenem nie genannt wurde. Der inzwischen zum Premier beförderte Offizier gedachte wohl kaum noch seines Versprechens, das er in bedeutungsschwerer Stunde, überwältigt von edelmütigen Empfindungen, der verlassenen Geliebten seines Vetters gegeben hatte. Vielleicht war es dem Edelmanne darum zu thun, die unbehagliche Erinnerung an jenen Abend, wo er die unbegreifliche Thorheit begangen hatte, Hand und Namen einer Balletttänzerin, einer Paria in der Gesellschaft, zu bieten, ganz aus seinem Gedächtnis zu tilgen.

Daß sie sich selten und immer seltener sahen, war ja zum Teil Elisens Schuld, da sie geflissentlich jeder Berührung mit der Herrenwelt auswich. Fügte es dann doch einmal der Zufall, daß während der paar Sekunden oder Minuten, wo die junge Ballerina sich hinter den Coulissen aufhalten mußte, sie dort mit Herrn von Rabenau zusammentraf, so blieb ihnen keine Zeit zur Unterhaltung. Nur ein paar Worte wurden flüchtig gewechselt, für den traurig fragenden, nur ihm verständlichen Blick in den schwermutsvollen großen Mädchenaugen hatte der Offizier keine Antwort. Im übrigen zeigte er sich voll zarter Rücksicht gegen die Tänzerin und begegnete ihr mit einer Hochachtung, wie er solche einer Dame seines Standes zu zollen gewöhnt war.

Es konnte nicht fehlen, daß dieser Ton, der gegen den meist zwischen den Jüngerinnen der leicht geschürzten Muse und ihren Verehrern gebräuchlichen auffallend abstach, zu verschiedenartigen Bemerkungen Veranlassung gab. Mehr und minder laut spöttelte und witzelte man über den „armen Ritter Toggenburg", der verurteilt war, die „stolze Puritanerin" aus der Ferne anzuschmachten. Dieser und jener unter den Lebemännern, welche mit ihren kleinen Freundinnen vom Ballett- und Opernchor auf besonders vertrautem Fuße zu verkehren pflegten, nannten die heilige Freundschaft zwischen Lieutenant von Rabenau und der blonden Ballerina eine Maske, unter der sich ein glühendes Liebesverhältnis barg, durch seine schlaue Geheimhaltung von doppeltem Reiz für die betreffenden Menschenkinder. Eine tugendhafte Balletteuse!? So gering oder gar nicht vorhanden der Glaube an solche Möglichkeit war, so selbstverständlich dünkte es anderseits den Roués, daß der kleine nette Rabenau sich beeilt hatte, die Stelle seines desertierten Vetters bei dem reizenden kleinen Käfer einzunehmen, bevor ihm ein anderer die süße Beute wegschnappte.

In Rabenaus Gegenwart wurden solche und ähnliche frivolen Andeutungen jedoch nicht mehr laut, seit er ein paarmal mit so nachdrücklichem Ernst für die makellose Tugend der jungen Dame eingetreten war, daß nur mit knapper Not die Herausforderung zum Duell vermieden wurde.

Zu Elise Reinkes Ohren drang von alledem kein Wort. Es hätte sie auch gleichgültig gelassen, was die Welt von ihr sprach. Die freie Zeit, welche ihr anstrengender Beruf ihr übrig ließ, gehörte ihren schmerzlich süßen Erinnerungen. Sie merkte es kaum, wie lange es her war, daß sie Lieutenant von Rabenau zuletzt gesehen hatte. Er war weder im Zuschauerraum zu erblicken, noch hinter den Coulissen. Der leichtlebige Offizier schien des Umganges mit den pikanten Priesterinnen der Gesangs- und Tanzkunst plötzlich überdrüssig geworden, selbst die reizenden kleinen Diners und Soupers à part, woran er sonst großes Gefallen gefunden, hatten augenscheinlich ihre Anziehungskraft auf ihn verloren.

Natürlich gab die mit Lieutenant von Rabenau vorgegangene merkwürdige Wandlung der jungen Lebewelt, von deren üblichen Zerstreuungen er sich vollständig fern hielt, zu denken. Seine Freunde und Kameraden, vertraulich befragt, hatten als Antwort nur ein vieldeutiges Achselzucken. Auch die schöne Franziska Reinke, in deren Gegenwart die jungen Kavaliere sich in ihren Kombinationen über Rabenaus Verhältnis zwanglos ergingen, vermochte die herrschende Neugierde nicht zu befriedigen. Sie fand offenbar keinen Glauben, wenn sie behauptete, in die Herzensgeheimnisse ihrer Schwester nicht eingeweiht zu sein. Übrigens wußte Franziska ganz genau, daß das dumme Gerede nicht ein Körnchen Wahrheit enthielt, aber weil Elisens ernste, der ihren zuwiderlaufende Lebensauffassung sie verdroß, machte sie zuweilen ihrem heimlichen Ärger durch höhnische Bemerkungen Luft, die sich hauptsächlich auf „Ritter Toggenburg" bezogen. Elise fühlte die boshaften Nadelstiche kaum als solche. Was kümmerte sie Lieutenant von Rabenau? An seinem Benehmen glaubte sie erkennen zu müssen, daß sein Versprechen ihn gereute. Er war nicht der Freund, den sie in ihm zu finden gehofft hatte. Daher ließ es sie auch gleichgültig, als sie von Franziska hörte, er hätte seine Versetzung in eine andere Garnison beantragt und wie allgemein man sich darüber wundere.

Nun hatte ihn die Tänzerin ewig lange nicht gesehen, er mochte demnach wohl schon die Residenz mit seinem neuen Bestimmungsort vertauscht haben. Elise wagte nicht danach zu fragen, aber häufig irrte unbewußt ihr Blick über den Platz im Zuschauerraume, den Lieutenant von Rabenau früher einzu-

Digitized by Google

nehmen pflegte. Erwartete sie, die bekannte Gestalt doch noch einmal dort zu schauen? Fing sie an, ihn zu vermissen? Ja, aber nur insofern, als Rabenau der einzige Mensch ist, der ihr Herzeleid versteht, der einzige, von dem sie hoffen durfte, früher oder später sichere Kunde über Oskar von Dobendorf zu erhalten, eine Hoffnung, die sie begraben mußte, wenn Lieutenant von Rabenau für immer aus ihrem Gesichtskreise verschwand.

Deshalb durchzuckte es freudig Elisens Herz, als sie während einer kurz nach Neujahr stattfindenden Galavorstellung in einer der meist von Offizieren besetzten Seitenlogen Herrn von Rabenau zu erkennen glaubte. Doch wagte sie nicht, nochmals schärfer hinzublicken, weil sie sich von tausend Augen beobachtet wußte und in ihrem keuschen Sinn sich scheute, durch eine falsch gedeutete Unvorsichtigkeit den umlaufenden Gerüchten neue Nahrung zu geben. Es genügte ihr, Rabenau noch in Berlin zu wissen. Falls er ihr eine Mitteilung zu machen hatte, würde er schon Mittel und Wege finden, mit ihr zusammenzutreffen.

Aber doch erschrak sie heftig, als er ihr plötzlich den Weg vertrat, wo sie eben im Begriff war, sich nach Schluß des vorletzten Aktes in ihre Garderobe zurückzuziehen. Dem Offizier war die Bewegung der reizenden Tänzerin nicht entgangen. Während seine Augen noch mit dem Ausdruck unverhohlenen Entzückens auf der wundervollen Mädchengestalt ruhten, erschien um seine Mundwinkel ein schmerzlich bitterer Zug. Seine sich ihr zur Begrüßung entgegenstreckende Hand sank langsam herab.

„Bin ich Ihnen ein Gegenstand des Schreckens geworden, daß Sie vor mir zurückweichen?“ fragte er mit bedeckter Stimme. „Oder habe ich mich verändert bis zur Unkenntlichkeit?“

„Keines von beiden, Herr von Rabenau,“ versetzte Elise schnell gefaßt. „Sie hier zu sehen ist im Gegenteil eine angenehme Überraschung für mich, nachdem man mir gesagt, Sie hätten Berlin für immer verlassen.“

„Konnten Sie glauben, ich würde für immer gehen, ohne mich von Ihnen zu verabschieden? Ich befand mich —“ fuhr er rasch fort, ohne ihre Antwort auf seine vorwurfsvoll klingende Frage zu erwarten — „auf Urlaub, der infolge meiner angegriffenen Gesundheit ein paarmal verlängert werden mußte.“

„O mein Gott, Sie waren krank? — In der That —“ Elise schaute dem Offizier besorgt ins Antlitz — „man sieht es Ihnen noch an. Ich hoffe, Sie fühlen sich nicht mehr ernstlich unwohl?“

Ihr freundlich bedauernder Ton berührte ihn wohlthuend. „Dank für Ihre Teilnahme, Fräulein Reinke, mir geht es gut,“ entgegnete er verbindlich. „Übrigens —“ sein Blick ruhte forschend auf ihrem lieblichen Gesicht, dessen Wangen, seit er es zuletzt gesehen, die feine Rundung verloren hatten und ihm auffallend schmal erschienen — „möchte ich Ihnen Ihre letzte Frage zurückgeben, doch vielleicht —“ er verstummte für eine Sekunde und fuhr dann in leichterem Tone fort:

„Vor allem schulde ich Ihnen Aufklärung, warum ich Sie hier gleichsam überfalle. Schon während der ersten und zweiten Zwischenpause versuchte ich Sie zu sprechen, kam aber beide Male zu spät, Sie befanden sich schon in Ihrer Garderobe. Auf meine Bitte an Mutter Klingern, mir zu einer Unterredung mit Ihnen zu verhelfen, wies der alte Cerberus mich kurz ab mit einem: ‚Is nich, Herr Leutnant, det zarte Fräuleinchen muß ruhen, niemand darf sie stören, is mich strengstens verboten.‘“

Elise mußte bei diesem Bericht unwillkürlich lächeln. „Die alte Frau meint es gut, Herr von Rabenau,“ sagte sie entschuldigend. „Ich habe Ursache, ihr dankbar zu sein.“

„Unbedingt,“ nickte er zustimmend. „Aber in meinem Falle folge ich einem Gebote der Notwendigkeit, das mich zwingt, Ihren Wünschen und Befehlen zuwider zu handeln. Ich bin nicht gekommen —“ der Offizier dämpfte den Ton seiner Stimme — „um der bezaubernden Tänzerin über ihre wunderbaren, mit vollendeter Anmut ausgeführten künstlerischen Leistungen wohlverdiente Komplimente zu machen, dies bleibe meinen zungengewandteren Kameraden überlassen. Der Grund, warum Sie mich hier sehen, ist ganz besonderer Art; da jedoch der Ort, wo wir uns befinden, sich zu einer ernsten Unterredung nicht eignet, richte ich im Augenblick nur die Bitte an Sie, zu bestimmen, wann und wo ich Sie ungestört sprechen kann.“

Lieutenant von Rabenau sprach mit so eigener Betonung, daß Elise schon bei Beginn seiner Rede stutzte. Sie blickte ihn erwartungsvoll an, seine ungewöhnlich ernsten Mienen schienen nichts Gutes zu verkünden. Plötzlich durchzuckte es sie wie ein Blitz: „Er weiß von ‚ihm‘!“ Sie wollte den Freund mit einer hastigen Frage unterbrechen, doch drang kein Laut über ihre zitternden Lippen. Mit angstvoll pochendem Herzen las sie ihm nun die Worte vom Munde, und erst als er schwieg, preßte sie mit gewaltsamer Anstrengung hervor: „Sie bringen — mir — Nachricht —“ ihre Stimme versagte.

Rabenau neigte bejahend den Kopf.

„So ist es! Aber um’s Himmels willen, Fräulein Elise —“ er warf einen raschen Blick ringsum auf die heiter plaudernden Gruppen, die scheinbar keine Notiz von dem abseits verhandelnden Paare nahmen und doch — der Offizier war dessen sicher — ihn und die Tänzerin nicht außer acht ließen, „fassen Sie sich, ich vermag Ihnen jetzt nichts Näheres mitzuteilen —“

„Nur das eine,“ unterbrach sie ihn kaum hörbar, die großen, dunklen Augen mit einem Ausdruck namenloser Qual zu ihm erhebend, während ihren zitternden Händen ein nahe befindliches Versatzstück zur Stütze dienen mußte. „Er — lebt?“

„Er lebt!“ antwortete Herr von Rabenau im Tone der Wahrheit.

Nach der ersten heftigen Erschütterung, die das zarte Mädchen einer Ohnmacht nahe brachte, wallte jetzt ein heißes Dankgefühl in ihr empor. „Er lebt!“ klang und brauste es in ihrer Seele und vor ihren Ohren. „Er lebt!“ Nun mußte sie allein sein, allein mit dieser gnadenvollen Gewißheit. Mit all ihrer

Digitized by Google

Kraft sich beherrschend flüsterte sie mit fliegendem Atem dem Überbringer der Himmelsbotschaft zu:

„Erwarten Sie mich nach der Vorstellung vor dem Portal der Werderschen Kirche."

Die Vorstellung erschien Elise heut von ewiger Dauer, in brennender Ungeduld ersehnte sie das Ende, und gerade an diesem Abend konnte das Publikum sich nicht satt schauen an dem blendend schönen Bilde des Schlußtableaus. Wiederholt mußte der Vorhang in die Höhe gehen, endlich fiel er aber doch zum letzten Male hernieder und im Nu, bevor im Zuschauerraume der tosende Beifall verrauschte, wandelten die plastischen Gruppen auf der Bühne sich für die Dauer von Sekunden in ein scheinbar unentwirrbares Chaos, aus welchem erst einzelne Gestalten sich lösten und verschwanden, bis dann der Chor der Tänzer und Tänzerinnen, lachend, schäkernd, schwatzend, alle sichtlich zufrieden, daß der heutige Frohndienst wieder einmal zu Ende war, nach verschiedenen Richtungen auseinanderstob, sich zur Heimkehr zu rüsten.

Elise erreichte zuerst die Garderobe.

„Kommen Sie schnell, gute Mutter Klingern, bitte, helfen Sie mir," wandte sie sich an die Garderobiere.

„Jerne, jerne!" antwortete die alte Frau bereitwillig. „Is et denn so eilig, Elieschen? Würde mich aber och jerne noch 'n Weileken an Ihren Anblick weiden, ausjesehn und jebanzt haben Sie heute wieder wie 'n leibhaftiger Engel. Ja — aber was is Ihnen denn, Kindchen? Sie zittern ja am janzen Körper, un Ihre Hände un Ihre Bäckchen," die Finger der Garderobiere strichen leicht über die wie Purpurrosen glühenden Wangen der jungen Tänzerin, „brennen wie im Fieber! 'S hat doch etwa nich Zank jejeben?"

„Nein, nein! Ich habe es nur wirklich eilig, Mutter Klingern."

„So — so?" entgegnete die Frau gedehnt, ihren Liebling mit mißtrauischen Blicken musternd. „Also wohl 'n Stelldichein — hm?"

„Nicht, wie Sie denken, Mutter Klingern," versetzte Elise mit leiser, gepreßter Stimme. „Aber bitte, fragen Sie nicht weiter, morgen sollen Sie alles erfahren."

An diesem Versprechen ließ denn auch die gutmütige Garderobiere sich genügen, schweigend war sie nun weiter behilflich; nach kurzer Zeit war Elise entschminkt und fertig umgekleidet. Sie gab Mutter Klingern die Hand, nickte ihren inzwischen eingetretenen Kolleginnen flüchtig ein Gute Nacht zu und war verschwunden, bevor noch die alte Freundin ihren wohlmeinenden Rat: Sich ja bei dem scharfen Nordost vor Erkältung zu hüten, zu Ende erteilt hatte.

Lautlos huschte die Tänzerin einen notdürftig beleuchteten Gang entlang bis zu einem schmalen Seitenpförtchen, das wenig, hauptsächlich nur von denjenigen benutzt wurde, welche unbemerkt das Opernhaus zu verlassen wünschten.

Der im Freien herrschenden Kälte nicht achtend, in einer Aufregung ohnegleichen, eilte Elise an der katholischen Kirche vorüber bis zu dem von ihr bezeichneten Gotteshause. Noch ehe sie es erreichte, trat ihr aus dem tiefen Dunkel des Vorplatzes eine männliche Gestalt entgegen.

„Tausend Dank, Herr von Rabenau."

Der Ton ihrer Stimme verriet ihm ihre innere Bewegung. Er neigte leicht den Kopf, dann auf eine langsam daherkommende Droschke deutend, fragte er: „Befehlen Sie?"

„Nein, lassen Sie uns gehen!"

„Wie Sie wünschen, mein Fräulein! Aber meine Mitteilung ist nicht mit wenigen Worten abgethan, daher ungeeignet für die Straße bei solcher Temperatur, erlaube mir deshalb einen Vorschlag. Ich kenne hier in der Nähe eine kleine anständige Restauration, wo wir sicher sind vor jeder Art von Belästigung. Möchten Sie mir gestatten, Sie dorthin zu geleiten?"

„Ich vertraue mich Ihrer Führung an," versetzte die Tänzerin einfach, ohne Zögern.

„Dank, Fräulein Elise."

Er bot ihr seinen Arm, sie nahm ihn ohne weiteres, ohne zu ahnen, welche schmerzlich süßen Empfindungen ihn bei ihrem leisen Anschmiegen durchschauerten. Schweigend legten sie den kurzen Weg bis zu dem erwähnten Restaurant zurück.

Mit der Sicherheit eines Gastes, der hier genau Bescheid wußte, schritt Lieutenant von Rabenau mit seiner Dame durch die bereits ziemlich dicht gefüllten Räume, unbelästigt durch neugierige Blicke des sich lebhaft unterhaltenden Publikums, bis zu einem kleinen leeren Seitenkabinett. Der behaglich ausgestattete, angenehm durchwärmte Raum gehörte eigentlich zu der Privatwohnung des Gastwirts, wurde jedoch auf gelegentliches Ersuchen bereitwillig den Stammgästen des Lokals, welche durchschnittlich den feineren Ständen angehörten, zur Verfügung gestellt.

Herr von Rabenau, dem Wirt durch häufige Einkehr mit seinen Kameraden genau bekannt, hatte schon, bevor er sich in die Oper begab, für sein etwaiges Erscheinen in Begleitung einer Dame, er hatte das Wort besonders betont, die nötige Verabredung getroffen. Trotzdem hielt er es nicht für überflüssig, dem Oberkellner aufs neue den Befehl einzuschärfen:

„Sie sorgen dafür, Jean, daß kein dritter dies Kabinett betritt, so lange die Dame und ich hier drinnen sind."

Der erfahrene Jean, vom ersten Blick in das außergewöhnlich ernste Gesicht des Offiziers darüber belehrt, daß es sich bei dem Paare — der Dame ins Antlitz zu schauen, wehrte der dichte Schleier — um kein galantes Abenteuer handelte, beeilte sich, zu versichern:

„Die Herrschaften haben keine Störung zu befürchten; Herr Lieutenant können sich auf mich verlassen."

Endlich, endlich sah sich Elise mit Rabenau allein. Er nahm ihr den Mantel ab, geleitete sie zu einem Eckdiwan, ließ sich ihr gegenüber nieder und bat sie dringend, vor allen Dingen eine kleine Erquickung — er hatte verschiedenes auftragen lassen — zu sich zu nehmen. Sie schüttelte ablehnend den Kopf,

Digitized by Google

alle ihre Pulse klopften fieberhaft, das Herz schlug ihr bis in den Hals hinauf; mit heftig zitternden Fingern schlug sie ihren Schleier zurück und die dunklen Augen flehentlich bittend auf den Offizier heftend, flüsterte sie kaum verständlich:

„Spannen Sie mich nicht länger auf die Folter, wo lebt er? Wo?"

„Wie wir von vornherein vermuteten: In Nordamerika."

„Und dort? In welchem Teile des ungeheueren Landes."

„Seit kurzer Zeit im Staate Indiana."

„Sie wissen Näheres? Schrieb er Ihnen? Nein!? Also keine direkte Nachricht? Durch wen, von wem erhielten Sie Kunde?" forschte Elise schwer atmend, in halb ersticktem Tone.

„Den Namen darf ich nicht nennen," versetzte Rabenau ernst, „ich gab darauf mein Wort. Ihnen, Fräulein Reinke, muß die Gewißheit genügen, daß meine Mitteilungen aus sicherer Quelle stammen und auf Wahrheit beruhen."

Sie bewegte zustimmend den Kopf „Weiter, weiter!" flehten Mund und Augen.

„Über die Einzelheiten von Dobendorfs glücklich bewerkstelligter Flucht," begann Herr von Rabenau seinen Bericht, „ist mir wenig bekannt. Von der mecklenburgischen Grenze, bis wohin sich ja die erste Spur verfolgen ließ, wandte er sich nach Bremen, ging dort zu Schiffe und landete in New-York. Von richtiger Ahnung geleitet ließ seine trostlose Mutter in der großen Metropole die ersten Nachforschungen anstellen, sie verliefen jedoch resultatlos, jede Spur von dem Entflohenen schien verloren. Für meine arme Tante Dobendorf mag es eine furchtbare Zeit gewesen sein, sie litt um so schmerzlicher, weil sie ihren Gram um den Erstgeborenen im Herzen verschließen mußte; vor ihrem Gatten, der sich unsühnbar beschimpft wähnte durch den fahnenflüchtigen Sohn, durfte sein Name nicht genannt werden. Wohl hatte auch Tante Paulas Stolz eine harte Demütigung erlitten, aber ihr Mutterherz erfand tausend Milderungsgründe für Oskars Verzweiflungsthat. Sie fühlte, sie würde nicht ruhig werden, so lange kein Lebenszeichen von ihm an sie gelangte. Ohne Wissen ihres Gatten wandte sie sich an ihren sehr ehrenwerten Bankier um Rat und Hilfe. Der erfahrene Mann sicherte der bekümmerten Mutter beides zu. Dank seiner weitreichenden geschäftlichen Verbindungen mit den bedeutendsten überseeischen Bankhäusern konnte er die umfassendsten Maßregeln treffen, um so mehr, als ihm unbeschränkte Barmittel zur Verfügung gestellt wurden. Aber lange Zeit blieben alle Bemühungen, sowohl der Konsulate, wie der wiederholten Aufrufe in den amerikanischen Zeitungen, vergeblich, Oskar von Dobendorf — Gott allein wußte, welchen Namen er angenommen haben mochte — war nirgends aufzufinden. Da, als schon die Hoffnung, ihn je aufzuspüren, wankend wurde, war ein findiger Detektiv endlich so glücklich, dem Gesuchten auf die richtige Spur zu kommen, sie wurde verfolgt, und ob es auch viele Mühe kostete — denn die Spur führte kreuz und quer — sie ging doch nicht wieder verloren! Eines Tages gelang es, Oskar Dobendorf, er hatte nicht einmal seinen Namen verändert, nur des in Amerika überflüssigen „von" sich entäußert, also es gelang, dem Aufgefundenen einen Brief von seiner Mutter einzuhändigen, und — am letztvergangenen Weihnachtsabend traf die sehnsüchtig erwartete Antwort ein."

„Geschrieben von seiner Hand? Sie haben den Brief gelesen?" drängte Elise, als Lieutenant von Rabenau eine Pause machte, unter stockendem Atem.

„Nein," lautete die Antwort. „Tante Paula hat keine Ahnung, daß ich von der Sache weiß. Sie sandte das Schreiben an ihren Vertrauensmann, den Vermittler der Korrespondenz, zurück, damit er Kenntnis von dem Inhalt nehme, von dem ich dann auf einem Umwege gleichfalls Kunde erhielt."

Wieder verstummte der Offizier für die Dauer einer Minute, wie um die Mitteilung, die er zu machen habe, noch einmal genau zu überdenken. Auch die Tänzerin schwieg, aber in ihren glühenden Blicken, die durchbohrend an Rabenaus Mienen hingen, als ob sie so vermöge, daraus vorweg zu lesen, was sein Mund ihr verkünden würde, lag die flehentliche Bitte:

„Sprich! Zögere nicht — sprich!"

Rabenau schien die eindringliche stumme Augensprache zu verstehen, er trank sein Weinglas leer und fuhr dann in seinen Mitteilungen fort:

„Die Ausbrüche des Schmerzes und der Reue in Dobendorfs umfangreichem Schreiben über die Schande, die er durch seine übereilte, kopflose Handlungsweise über seine Familie gebracht hat, sowie die heißen Dankesworte für die verzeihende Mutter übergehe ich mit Schweigen, Fräulein Elise. Schwer genug mußte und muß ja eigentlich sein Lebenlang der Bemitleidenswerte seine Schuld büßen, indem ihm die Pforte zur Heimkehr ins Vaterland für immer verschlossen bleibt. Gleich den meisten Europamüden, welche, freiwillig oder von zwingenden Verhältnissen getrieben, der Heimatserde den Rücken kehrend, den amerikanischen Boden in der Hoffnung betreten, daß sie nur die Hand auszustrecken brauchen, um das erträumte Glück zu erfassen, sich nur zu bald aufs bitterste enttäuscht sehen, so sah auch unser Freund sich betrogen in der sicheren Erwartung auf eine auskömmliche Stellung. Die großen Küstenstädte, welche fast täglich einen ungeheuren Zustrom von neuen Auswanderern erhalten, sind überfüllt. Gewerbetreibende, Handwerker mögen ja immerhin noch leichter ihr Brot finden als Künstler, Gelehrte und — ehemalige Gardeoffiziere. Dobendorf mühte sich vergeblich, irgendwo und wie festen Fuß zu fassen. Alle seine Versuche scheiterten. Als dabei seine in der Eile zusammengerafften Wertgegenstände bis auf den letzten Ring zu Gelde gemacht und auch dies alle geworden war — die auf die Flucht mitgenommene Barsumme war schneller, als er wohl gedacht, zu Ende gegangen — begann für den Armen ein täglich neuer Kampf ums Dasein. Nur um sein Leben zu fristen, unterzog er sich Arbeiten, von deren Notwendigkeit er bisher kaum eine Ahnung gehabt hatte. Er führte eine Art Vagabundenleben — müh-

Digitized by Google

selig, abenteuerreich — war heute Kellner, oder auch nur Flaschen- und Gläserspüler, morgen Stiefelputzer, Straßenkehrer, Steineklopfer und so weiter. Auch zu den Goldgräbern zog es ihn, aber angewidert von dem namenlos rohen, ekelhaften Treiben der Goldgräber, die sich zumeist aus dem Abschaum der Menschheit rekrutieren, hielt er's dort nicht lange aus. Wieder nahm er aufs neue seine Wanderung auf, gleich einem unsteten Ahasverus heute hier, morgen dort. An einem Tage hatte er Brot und Arbeit, am nächsten keines von beiden. Mühsam schleppte er sich weiter, bis er infolge der Strapazen, entkräftet von Hunger auf einer einsam gelegenen Farm am Ohio fieberkrank liegen blieb. Der Besitzer und seine Angehörigen — es waren zum Glück Deutsche — ließen es ihrem Landsmanne nicht an der nötigen Pflege fehlen. Auch nach seiner Wiederherstellung blieb Dodendorf bei den guten Leuten als — Knecht, ein solcher wurde gerade auf der Farm gebraucht. Da er von Kindheit an für Land- und Viehwirtschaft sich interessiert hatte, wurde ihm die Erfüllung seiner Obliegenheiten nicht schwer. Zu diesen gehörte vorzugsweise Pflege und Beaufsichtigung der Pferde. Es war das richtige Feld für den vormaligen Kavallerieoffizier. Nicht allein die schönen gesunden Tiere erfreuten sich seiner Sorgfalt, sondern auch die kranken und lahmen, von deren Behandlung er gerade genug verstand, um verschiedene Heilungsversuche anzustellen. Er erzielte überraschende Erfolge — genug, seine Wunderkuren machten ihn derart weit und breit berühmt, daß Dodendorf, wie er seiner Mutter mitteilt, den Entschluß gefaßt hat, sich in allernächster Zeit in Indianopolis, der am White-River gelegenen Hauptstadt Indianas, als Roßarzt niederzulassen. Er hofft, als solcher sich eine gesicherte Existenz gründen zu können und bittet seine Angehörigen, sich aller Sorge um seine Zukunft zu entschlagen, er habe gelernt, auf eigenen Füßen zu stehen.

„Zwischen den Zeilen," fuhr Herr von Rabenau nach kurzem Schweigen fort, „hat mein Gewährsmann in Dodendorfs Schreiben noch verschiedenes herauszulesen gemeint. Zum Beispiel: Wie Stolz und Scham ihn abhielten, in seiner bittersten Not die schwer gekränkten Eltern um eine Unterstützung anzuflehen. Auf alle Fälle wäre er lieber verhungert, ehe er von seinem Elende hätte Kunde in die Heimat gelangen lassen. Daß er sein jammervolles Leben überhaupt ertrug und nicht, wie vielleicht hundert andere an seiner Statt gethan, sich bei erster bester Gelegenheit eine Kugel durch den Kopf jagte, ist keineswegs ein Zeichen von Feigheit, sondern von moralischem Mut, der ihn lehrte, zu kämpfen, so lange seine Kräfte ausreichten. Ich glaube," schloß sichtlich bewegt, mit sinkender Stimme der Offizier seinen Bericht, „die Entbehrungen und Leiden, welche Dodendorf im Ringen ums tägliche Brot erdulden mußte, nahm er auf sich als eine Art von Sühne."

Elise hatte den Erzähler mit keinem Laut unterbrochen. Ihre Hand aufs wildpochende Herz pressend, die weitgeöffneten Augen an seinem Munde hängend, bis langsam aufsteigende Thränen ihr die Sehkraft trübten, lauschte sie der Rede, kaum atmend vor Spannung.

Das letzte Wort war verhallt; es blieb eine Weile still im Zimmer. Ein-, zweimal machte die Tänzerin, über deren blasse Wangen nun Thräne nach Thräne perlte, den vergeblichen Versuch, zu sprechen, doch Brust und Hals waren ihr wie zusammengeschnürt. Endlich löste ein aus ihrem Herzen sich emporringender tiefer Seufzer den Bann.

„Liebster — Liebster!" brach es in herzerschütterndem Tone über die zitternden Lippen, „warum kämpftest Du den schweren Kampf des Lebens allein? Warum ließest Du mich einsam zurück in Verzweiflung? Gabst mir kein Zeichen, mit Dir zu fliehen, oder zu Dir zu kommen, um — um — alle —" ihre Stimme erstickte in Schluchzen, sie schlug beide Hände über ihr Antlitz.

„Fassen Sie sich, Fräulein Elise," bat Rabenau bewegt. „Bedenken Sie, Dodendorf konnte und durfte nicht anders handeln. Wenn er es vermocht hätte, Ihr Geschick an das seine zu ketten, an das dunkle, aussichtslose eines Flüchtlings, er hätte dadurch seine Schuld verdoppelt. Aber ich bitte —" er zog ihr leise die Hände vom Gesicht und behielt sie zwischen den seinen — „weinen Sie nicht mehr! Ihre Thränen brennen mir auf der Seele. Ich fange an, mir Vorwürfe zu machen, daß ich nicht gegen Sie geschwiegen habe."

„Darüber könnten Sie Reue fühlen?" versetzte Elise, sich gewaltsam beherrschend, in vorwurfsvoll fragendem Tone. „Nein, nein, Herr Lieutenant, ich kenne Sie besser! Sie mußten sprechen! Es hätte Ihnen keine Ruhe gelassen, bevor Sie erfüllt, was Sie mir mit feierlichem Eide gelobten. Und ich danke Ihnen, danke Ihnen —" fuhr sie mit gesteigerter Empfindung fort — „viele tausend, tausend Mal! Gönnen Sie mir auch immerhin, daß ich weine. Es sind ja heute nicht Thränen vom Schmerz erpreßt, sondern Thränen der Freude und der Dankbarkeit für des Himmels Gnade, welche mir zu teil wird, indem ich endlich erfahre, wo ich meinen armen Verlobten suchen muß und finden werde."

Bei den letzten Worten erhob sich der Offizier, von Überraschung in die Höhe geschnellt, jäh von seinem Sitze und starrte das Mädchen erschrocken an.

„Um Gott — ich verstehe nicht — Sie meinten — Sie wollten —"

„Das einzige thun," ergänzte sie mit fester Stimme, „wozu Gott mir den Weg zeigt und mein Herz mich zwingt. Konnten Sie daran zweifeln, mein Freund?"

„Aber das ist ja ganz unmöglich, Elise," rief er, ihre Frage überhörend, noch immer fassungslos. „Sie ahnen nicht, was es mit Ihrem —" er stockte flüchtig — „Ihrem heroischen Entschlusse auf sich hat, welche Gefahren Sie bedrohen, welchem sorgenvollen Leben Sie möglicherweise entgegengehen!"

„Und wäre es überdornenreich, es soll mich nicht schrecken," sagte sie ruhig.

„Ich beschwöre Sie bei allem, was Ihnen teuer, ist, übereilen Sie nichts, Elise," bat Rabenau dringend. „Lassen Sie Oskar in seinen neuen Verhältnissen erst festen Boden gewinnen. Wenn er es an der Zeit hält, wird er selbst Sie an seine Seite rufen."

„Wird er?" wiederholte die Tänzerin mit

Digitized by Google

eigenem Ausdruck im Blick und Ton. „Und wenn ihm abermals der Boden unter den Füßen verschwindet? Können nicht unvorhergesehene Schwierigkeiten seine Absicht, endlich sich das Schicksal nach Wunsch zu gestalten, vereiteln und ihn zwingen, aufs neue den Wanderstab zu ergreifen? Wieder und wieder würde dann die Stunde unserer Vereinigung in weite Fernen gerückt. Ach, Sie können nicht ermessen —" leidenschaftliches Empfinden durchzitterte die weiche Mädchenstimme — „wie ich gelitten unter seinem Schweigen! Wohl begreife ich, daß Stolz und Scham ihn abhielten, seinen Verwandten und Freunden Kunde von sich zu geben, aber mir gegenüber sind alle Gründe hinfällig. Nicht nur, um ein genußreiches Leben mit ihm zu teilen, verlobte ich mich ihm, wir schworen einander ein treues Zusammenstehen in Freud und Leid, in Not und Tod! Und weil wir nun zu einander gehören, muß ich zu ihm gehen, auch wenn er mich nicht zu sich ruft."

„Ich bewundere den hohen Mut Ihrer Liebe und wünsche ihr den verdienten Lohn," sagte Rabenau, dessen Brust die widersprechendsten Gefühle bewegten, mit tiefem Ernst, „doch als Ihr wahrer Freund kann ich nicht anders, als Sie nochmals vor Übereilung zu warnen. Es ist ungewiß, ob Dodendorf — verzeihen Sie meine Aufrichtigkeit — ob Dodendorf Ihr Kommen wünscht! Ob er nicht —"

Der Offizier zögerte nun doch fortzufahren, betroffen von dem bitter schmerzlichen Zug, der um Elisens kleinen Mund und in ihren wie sinnend in die Ferne schauenden Augen sich zeigte.

Als Herr von Rabenau plötzlich verstummte, wandte ihm ihr schwermütiger Blick forschend sich zu.

„Sprechen Sie alle Ihre Bedenken ungescheut aus, Herr Lieutenant," sagte sie sanft, „sie stehen ohnehin in Ihren Mienen geschrieben. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen zürne, weil Ihnen die Befürchtung vorschwebt, Oskar möchte meine Gegenwart als eine Last empfinden, als ein Hindernis und Hemmnis bei seinen Unternehmungen im fremden Lande. Das wird niemals der Fall sein. Nicht zur Qual, zum Trost soll ihm meine Nähe gereichen. Wenn er verzagt und mutlos ist, soll mein Wort ihn aufrichten, unser Haus soll ein Tempel des Friedens für ihn werden, liebegefeit gegen innere Stürme. Was von außen kommt, tragen wir gemeinsam. Kehrt er abends heim, erschöpft, müde, elend, mißgestimmt, will ich ihn erheitern, ihn pflegen, ihm mit linder Hand die Sorgenfalten von der Stirne streichen. O, wir werden glücklich sein, und gönnt man uns auch nirgends eine bleibende Stätte, findet der geliebte Mann nirgends ein Arbeitsfeld, Durst und Hunger soll ihn nicht zum zweiten Male an fremder Schwelle kraftlos niederwerfen, sein Weib hat ja ihre Kunst! Nicht wahr —" Elise lächelte den Offizier durch Thränen an — „Sie sehen es jetzt ein, ich muß zu dem Verlassenen gehen?"

„Was ich mit siegender Klarheit erkenne, ist dies: Sie sind ein Engel, Elise." Von der einfachen Logik der liebenden Mädchenseele tief ergriffen, neigte Lieutenant von Rabenau vor der einfachen Balletttänzerin sein Haupt in Bewunderung und Ehrfurcht wie vor einer Fürstin. „Befehlen Sie über mich," fuhr er, die ihn durchwühlenden leidenschaftlichen Empfindungen mühsam bemeisternd, in erkünstelt ruhigem Tone fort, „Sie finden mich zu jedem Dienst bereit! Was gedenken Sie zunächst zu thun? Wollen Sie Dodendorf die nötigen Mitteilungen eigenhändig machen, oder wünschen Sie, daß ich es übernehme?"

„Ich bitte Sie darum," entschied Elise nach kurzem Nachdenken. „Es erscheint mir als das Bessere in jeder Beziehung, Sie setzen meinen Verlobten von meinem Vorhaben in Kenntnis, und das nicht erst in Form einer Frage, sondern als unabänderlich feststehenden Entschluß, welchem die Ausführung auf dem Fuße folgt. Wir dürfen Oskar keine Zeit zum Überlegen lassen, er wäre imstande —" sie seufzte leise — „in übertrieben zarter Rücksichtnahme mein Kommen verhindern zu wollen, und doch weiß ich, ich bin ihm notwendig! Und was die Beförderung Ihres Schreibens anbelangt," fügte sie mit bang fragendem Blick und Ton hinzu, „so wird es doch sicher in die rechten Hände gelangen?"

„Unbedingt, so weit dies bei glücklicher Meeresfahrt des Dampfers in menschlicher Berechnung liegt!" versicherte Rabenau in überzeugendem Tone. „Verlassen Sie sich auf mich, Elise. Die Gewissenhaftigkeit und Verschwiegenheit meines Gewährsmannes, dem ich den kostbaren Brief anvertraue, steht außer allem Zweifel."

„Ich danke Ihnen, danke Ihnen aus tiefstem Herzensgrunde," sagte die Tänzerin mit bewegter Stimme. Sie reichte dem Offizier ihre kleine Hand, zog sie aber gleich wieder zurück, nachdem er sie mit seinen heißen Lippen berührt hatte. „Und nun —" sie erhob sich — „lassen Sie uns gehen. Es ist spät geworden; Mutter ist mein langes Ausbleiben nicht gewöhnt."

Zwar machte Rabenau, der die ihm schmerzlich süße Gesellschaft des teuren Mädchens noch nicht missen wollte, verschiedene Einwendungen; er versuchte sie zu bewegen, etwas von den aufgetragenen Erquickungen zu genießen, Elise vermochte es nicht. Ohne ihren Platz wieder einzunehmen nippte sie nur von dem feurigen Wein und erklärte dann mit sanfter Bestimmtheit, was noch weiter zwischen beiden zu besprechen und zu erörtern sei, könne unterwegs geschehen. Ohnehin würden sie noch wiederholt miteinander beraten müssen.

## XII.

Frau Reinke lag bei Elisens Heimkehr bereits in festem Schlafe. Franziska war noch nicht zu Hause. Froh über beides — mit ihrem übervollen Herzen fühlte die Tänzerin sich nicht aufgelegt zur Rede und Gegenrede mit Mutter und Schwester — entkleidete sie sich geräuschlos und begab sich dann zu Bett, nicht, um bald einzuschlummern, sondern um in nächtlicher Stille ungestört sich ins Gedächtnis zurückzurufen, was Herr von Rabenau ihr berichtet, jedes Wort, das sie miteinander gesprochen, sich zu

Digitized by Google

wiederholen. Und während sie alles wieder und wieder überdachte, konzentrierten sich zuletzt ihre Empfindungen in einem Glücks- und Frohgefühl, wie es ihr seit Jahren fremd geblieben war.

Lange nach Mitternacht kam Franziska nach Hause. Es war ihr allmählich zur Gewohnheit geworden, nach Schluß der Oper mit gleichgesinnten Freundinnen noch einige Stunden in Gesellschaft lebenslustiger Kavaliere zu verbringen. Frau Reinkes Seufzer, Ermahnungen und Strafpredigten erwiesen sich machtlos gegen den leichtsinnigen Hang ihrer ältesten Tochter. Schon hatte die letztere wiederholt gedroht, wenn die Mutter nicht aufhören würde zu schelten, werde sie die Wohnung ganz und gar verlassen. In einer Dachwohnung zu leben, sagte dem anspruchsvollen Mädchen ohnehin nicht mehr zu — es hätte es längst besser haben können. Dieser und jener unter ihren Freunden wäre freudig bereit gewesen, ein Paradies für sie zu schaffen, natürlich unter der Bedingung, daß ihm kein Engel mit feurigem Schwerte den Eingang verwehre! Aber — die schöne Choristin hatte Grundsätze, welche den verlockendsten Anerbietungen stand hielten. Vielleicht verfolgte sie mit ihrer klugen Taktik, die sichtlich dazu diente, ihre Bewunderer zu reizen und höher zu entflammen, besondere Zwecke. Durch ihr kokettes Spiel, halb Hingebung, halb Zurückhaltung, das jedem gleich viel gewährte, keinen bevorzugte, erhielt sie alle in Atem! Wie amüsant das war! Auch in den jüngst verflossenen Stunden hatte es der witzsprühenden üppig schönen Brünette nicht an feurigen Huldigungen gefehlt. Um ihre vollen, blühenden Lippen, die mit genußsüchtigem Behagen den schäumenden Sekt zu schlürfen verstanden, lag noch ein Lächeln stolzer Befriedigung; ihre Wangen glühten! Ganz mit sich und ihren Triumphen über die schwachen Männerherzen beschäftigt, streiften ihre blitzenden Augen nur mit einem flüchtigen Blick die beiden Betten neben ihrer eigenen Lagerstatt. Die Mutter schlief fest, sie schnarchte gleichmäßig fort, ungestört durch das gerade nicht allzu rücksichtsvolle Hantieren Franziskas. Doch auch Elise, deren Schlummer sonst durch das leiseste Geräusch unterbrochen wurde, gab kein Zeichen des Wachseins. Sie lag mit geschlossenen Augen laut- und regungslos, bis das Licht gelöscht und bald danach Franziskas tiefe, ruhige Atemzüge ihr schnelles Entschlummern bekundeten. Die Tänzerin aber sann — und sann — und träumte mit wachen Sinnen von einer seligen Zukunft.

Gegen Morgen erst schlief sie ein, doch als nach ein paar Stunden Frau Reinke sich erhob, war Elise auch schon wieder wach! Mit dem ersten Augenaufschlag standen die Erlebnisse des letztvergangenen Abends klar vor ihrer Seele. Rasch kleidete sie sich an, und nachdem sie mit der Mutter — Franziska schlief noch — das Frühstück eingenommen hatte, zögerte sie nicht, die unumgänglich nötigen Mitteilungen zu machen, welche ihrem gefaßten Entschlusse, auszuwandern, zur Erklärung dienen mußten. Frau Reinke verharrte eine Weile in starrem Schweigen, wie versteinert; ihrem schwerfälligen Begriffsvermögen dämmerte erst allmählich das volle Verständnis für Elisens Absicht auf, aber dann geriet die alte Frau in solche Aufregung, in solche Wut, daß durch ihr Toben Franziska erwachte, mit beiden Füßen zugleich aus dem Bette sprang und, noch bevor sie eilig in ihre Kleider schlüpfte, zitternd vor Schreck nach der Ursache des ungewohnten Spektakels fragte.

„Was los is?“ schrie die Mutter, mühsam nach Atem ringend. „Fort will se, nach Amerika, ihrem schönen durchgebrannten Liebsten will se nachlaufen, will mit den Lump —“

„Mutter!“ klang es beschwörend, wie ein qualvoller Aufschrei von Elisens bebenden Lippen in die zornige Rede hinein, doch Frau Reinke ließ sich nicht stören.

„Und ich sag's nochmal,“ fuhr sie noch erboster fort, „'n Offizier, der von's Regiment desertiert, is 'n Lump! Und um solchen Landstreicher will das undankbare Geschöpf ihre Mutter verlassen; betteln wird se mit 'n gehn müssen und hat's hier so gut! so 'n sichres Brot! 'S is —“ die Frau rang die Hände — „nich zu jlauben, nich zu jlauben!“

„Drum ereifere Dich doch nicht ohne Not, Mutter,“ ermahnte Franziska, welche ihres Schrecks und Erstaunens schnell Herrin geworden war, halb unwillig, halb lachend. „'S ist doch gewiß nur bloß so 'ne Idee von Lies! Sie weiß ja nicht mal, wo Dobendorf sich aufhält. Oder,“ wandte die Choristin sich in spöttisch fragendem Tone an die Schwester, „haben der Herr Baron vielleicht endlich die Gnade gehabt, sich seiner verlassenen Geliebten zu erinnern und ihr Nachricht zu geben?“

„Und wenn es so ist?“ fragte Elise dagegen mit mühsam beherrschter Stimme.

„Er hat wirklich geschrieben?“ rief Franziska voller Verwunderung und Neugierde. „Wo ist er denn? Geht's ihm schlecht oder gut? Sehnt er sich nur aus Langeweile nach Deiner Gesellschaft oder sollst Du ihn etwa ernähren helfen? Na,“ fügte sie, als ihr keine Antwort zu teil wurde, mit scharfer Betonung hinzu, „für so dumm halte ich Dich denn doch nicht. Wenn Du jetzt, wo Du eben anfängst eine Berühmtheit zu werden, hier Deine ganze Zukunft im Stiche läßt wegen einer verliebten Laune Deines ‚Rattenfängers‘, nach dessen Pfeife Du gehorsam tanzest, so wäre das nicht bloß 'n thörichter Schwabenstreich, sondern der helle Wahnsinn.“

Frau Reinke hatte jedes Wort ihrer vernünftigen Ältesten mit energischem Kopfnicken begleitet.

„Is janz meine Meinung,“ bestätigte sie nun noch mit gellender Stimme. „Auch Frau Rat un alle Menschen werden 's jleiche sagen: verrückt is se, liebesdoll un verrückt —“

Die Stimme der erregten Frau schnappte über, sie mußte abbrechen. Aber wenn sie und Franziska erwartet hatten, ihr gemeinschaftlicher Widerstand müsse und werde Elise andern Sinnes machen, so sahen sie sich getäuscht! Elisens Haltung und Mienen zeigten weder eine Spur von reuiger Zerknirschung noch von herausforderndem Trotz, sondern nur den

Digitized by Google

unverkennbaren Ausdruck eines festen Entschlusses. Wohl war es ihr nicht gleichgültig, die Mutter gewaltig in Harnisch gegen sich zu sehen, doch gewaltsam unterdrückte sie das in ihrer Brust aufsteigende Weh — es sollte und durfte kein Wanken und Schwanken in ihr aufkommen.

„Alle, die das sagen, haben unrecht, Mutter," erwiderte das tapfere Mädchen auf die letzten Worte jener in festem Tone, selbst verwundert, wie ruhig sie sprach. „Ich bin —" ihre feuchtglänzenden großen Augen begegneten furchtlos den zornig funkelnden mütterlichen Blicken — „ich bin bei völlig klarem Verstande; was ich zu thun gedenke, ist die Frucht eines reiflich überlegten Entschlusses, dem weder Dein Schelten, noch Franziskas Hohn, noch auch der Spott einer ganzen Welt mich untreu machen wird."

„Lies, sei doch gescheit —"

„Bitte, Fränze, und bitte, Mutter, auch Du, — versucht nicht, mich umzustimmen, es ist und bleibt nutzlos! Ich muß fort; mich mit Gewalt zurückhalten wollen, hieße mich töten. Weine nicht, Mutter, es kann ja sein, wir trennen uns nicht für immer, denn wenn ich einsehen sollte —" die bisher klar und sicher klingende Mädchenstimme erhielt jetzt einen gepreßten, schweren Ton — „Dobendorf bedarf meiner nicht, dann, ich verspreche es Dir, Mutter, dann kehre ich mit dem nächstabgehenden Schiffe wieder zu Euch zurück."

An diesem einzigen freiwilligen Zugeständnis, von Franziska mit höhnischem Lachen aufgenommen, mußte Frau Reinke sich genügen lassen; allen ihren Vorwürfen, Thränen und Drohungen begegnete Elise mit ruhiger Entschiedenheit. Ihr fester Entschluß konnte um so weniger ins Schwanken geraten, je mehr sie, nicht ohne bitter-schmerzliche Empfindungen, erkannte, wie der Mutter Widerstand nicht aus verletzt sich fühlender Mutterliebe hervorging, sondern daß nur niedere Berechnung in ihr vorherrschend war, und hauptsächlich der Gedanke an die zu erleidende pekuniäre Einbuße sie zu den fast rohen Ausfällen gegen ihre Tochter hinriß.

Elise überzählte ihren — freilich zu andern Zwecken, als wie er ihnen nun dienen sollte — heimlich angesammelten Schatz. Er war während der beiden letzten Jahre, dank ihrer verbesserten Gage, erheblich gewachsen. Trotzdem durfte sie nicht daran denken, wie sie gern gemocht, der armen Mutter ein ansehnlich Teil zurückzulassen; die kleine Summe, welche ihr nach Bestreitung aller Reisekosten vermutlich übrig blieb, mußte sie sich für alle Fälle sichern. Aber sie gelobte sich, wenn es irgend möglich, von jenseit des Ozeans dann und wann der Mutter eine Unterstützung zu senden, inzwischen mochte Franziska ihre kindliche Pflicht so gewissenhaft erfüllen wie sie dies bisher gethan hatte.

Auf eine dahinzielende Bemerkung schnitt ihr Franziska das Wort kurz ab: „Wegen Mutters Lebensunterhalt trage keine Sorge, sie wird nicht hungern und darben." Überhaupt söhnte sich die Choristin, nachdem sie die erste Überraschung überwunden hatte, auffallend schnell mit Elisens Absicht aus. Die beiden Schwestern, grundverschieden in ihrem Sein und Wesen, in ihren Neigungen und Handlungen, hatten sich einander in den letzten Jahren fast ganz entfremdet. Die Gegenwart der jungen, ernsten, stillen Schwester wirkte häufig bedrückend auf die ältere; eine stumme Mahnung, ein traurig vorwurfsvoller Blick aus Elisens Augen verursachte der lebenslustigen, gefallsüchtigen Brünette meist größeres Unbehagen als die heftigsten Zankreden der grämlichen Mutter! Deshalb kam ihr Elisens Absicht gelegen. Sie freute sich im Herzen, die „Nonne", welche mit ihren langweiligen Moralpredigten ihr manches Vergnügen verdorben, los zu werden und fing nun an in ihrer schlauen Manier der Mutter gütlich zuzureden:

„Mit Lies ist hier doch nichts mehr anzufangen. Laß sie gehen, Mutter; mag sie ihr Glück im fremden Lande suchen."

Es traf sich günstig für das Vorhaben der Balletttänzerin, daß ihr Kontrakt mit der königlichen Intendanz am letzten Februartage zu Ende ging. Wie von einer Ahnung des Kommenden beeinflußt, hatte sie ungeachtet alles Drängens sich nicht entschließen können, einen neuen bindenden Vertrag zu unterzeichnen. Wie froh war sie nun darüber! Wurde es ihr doch jetzt erspart, einen Kontraktbruch begehen zu müssen.

Lieutenant von Rabenaus Rat: Zunächst die wahre Ursache ihres Scheidens von der Berliner Hofbühne noch geheim zu halten, stimmte vollkommen mit Elisens eignem Wunsche überein, so daß sie, auf ihr Bitten auch Franziska, den Ansturm von Fragen dahin beantwortete, daß sie für längere Zeit auf verschiedenen auswärtigen Bühnen zu gastieren gedenke.

In der Morgenfrühe eines klaren, frischen Märztages verließ Elise Reinke ihre deutsche Heimat. Schwerer als von Mutter und Schwester wurde ihr der Abschied von Herrn von Rabenau, dem treu bewährten Freunde. Er hatte mit hingebendem Eifer die Einleitung und Ausführung aller für die Auswanderung nötigen Schritte übernommen, hatte auch seinen Vetter Oskar von Dobendorf von der baldigen Ankunft Elisens in New-York mit der „Desideria" unterrichtet und darauf noch am Tage vor des Mädchens Abreise ein Telegramm erhalten des Inhalts: „Ich erwarte den Engel an der Landungsstelle."

## XIII.

Durch die feenhaft beleuchteten, festlich geschmückten Räume des Militärkasinos in der Kreisstadt C . . . . bewegte sich eine frohbelebte zahlreiche Gesellschaft von Herren und Damen; die letztgenannten in glänzenden Balltoiletten, die Herren vorwiegend in Uniform, eine Erscheinung im salonfähigen Frack tauchte nur hier und dort vereinzelt zwischen den Anwesenden auf. Es war dies nicht befremdend bei dem von den Offizieren des . . . ten Regiments gegebenen Balle, denn außer den dazu gehörigen Offiziersfamilien waren nur die Spitzen der Behörden von C . . . . und die adligen Gutsbesitzer der Umgegend nebst ihren Damen mit einer Einladung beehrt worden.



Digitized by Google

Eben forderten die schmetternden Klänge der Militärkapelle zur Quadrille auf. Das scheinbar unentwirrbare Chaos, das während der paar Minuten, herrschte, wo die Tänzer hin und wieder den Saal durcheilten, um zu ihren engagierten Damen zu gelangen, löste sich, rasch ordneten sich die Paare und traten an zur ersten Tour.

Dank der getroffenen Fürsorge der Herren Arrangeure des Ballvergnügens war an flotten Tänzern kein Mangel, so daß keine armen Mauerblümchen als Wandzierde übrig blieben; es waren nur Ballmütter, welche an diesem Abend die rings um den Saal laufende Estrade besetzt hielten, teils laute, teils heimliche Kritik übend an den Tanzenden, und mit mehr oder minder befriedigtem Lächeln die mehr oder minder graziösen Bewegungen der eignen Töchter verfolgend.

„Bin erstaunt, Herr Kamerad —" ein breitschultriger, etwas zur Korpulenz neigender Offizier tippte leicht mit dem Finger auf die Schulter eines an der Saalthür lehnenden schlanken jungen Lieutenants — „Sie hier als Zuschauer zu erblicken, ein so excellenter Kontretänzer wie Sie!?"

Der Angeredete zuckte mit den Schultern. „Kam leider zu spät, Herr Kamerad," versetzte er bedauernd. „Erlaube mir übrigens die Frage zurückzugeben?"

„O ich? mit meinem Corpus? Wissen Sie," gestand Hauptmann von L . . ., vertraulich lächelnd, „das Hopsen und Reigen fängt an mir beschwerlich zu werden, riskiere nur noch dann und wann einen Pflichttanz, folge wohl auch mal dem Triebe meines guten Herzens —" ein schalkhaftes Augenzwinkern begleitete die Worte — „und rette ein bemitleidenswertes Mauerblümchen vor Vereinsamung."

„Edle Selbstaufopferung, heute zum Glück nicht von nöten," lachte der junge Offizier, ohne seinen sichtlich interessierten Blick von einem bestimmten Punkte abzuwenden.

Hauptmann von L . . . gewahrte es. Unwillkürlich folgte sein Blick dem des Kameraden und haftete nun gleichfalls gefesselt auf einer jungen Dame im meergrünen Kreppkleide, Wasserrosen im üppigen, blonden Haar. Sie tanzte in der ersten Kolonne. Ihre prächtige, junonische Gestalt zeigte in Haltung und Bewegung ein Gemisch von selbstbewußtem Stolz und graziöser Anmut, auch das feingeschnittene Gesicht trug vorwiegend einen stolzen, fast herb abweisenden Ausdruck, der jedoch an diesem Abend, wie aufmerksame Beobachter bemerkten, sich beinahe ganz verlor unter einem weichen, glücklichen Lächeln, das zuweilen, vielleicht der Dame unbewußt, ihren reizend geformten, kleinen Mund umspielte. Dies geschah besonders, so oft ihre Blicke mit denen ihres Partners, eines hochgewachsenen Offiziers, sich trafen. Die jäh aufzuckende Glut, die ihr dann aus seinen Augen entgegenflammte, lockte einen Widerschein in ihre sammetbraunen Augensterne. Ein zärtlicher Schimmer brach flüchtig daraus hervor. Das Rot ihrer Wangen vertiefte sich, selbst den blendend weißen Hals und Nacken überflog ein rosiger Hauch.

Hauptmann von L . . . ergötzte sich sekundenan dem reizvoll wechselnden stummen Augen- und Mienenspiel des stattlichen Paares, dann wandte er seine scharfen Augen verstohlen forschend, mit einem Ausdruck leiser Besorgnis, wieder auf seinen jüngeren Kameraden, der in den Anblick der schönen Blondine völlig versunken schien.

„Hm, hm!" der Hauptmann räusperte sich leicht, „neue Verlobung in Sicht," warf er gleichmütig hin, „hörten Sie schon davon, Herr Kamerad?"

„Wüßte nicht," lautete die gleichgültige Antwort. „Wer sind denn die Glücklichen?"

„Namen nennen ist eigentlich überflüssig. Obwohl die Sache noch nicht perfekt, verraten die strahlenden Blicke und Mienen des betreffenden Paares sein seliges Geheimnis deutlich genug. Sie ahnen nicht? Nun, Teuerster, so beehren Sie doch mal Kamerad Herbeck mit einem aufmerksamen Blick.

„Herbeck?" stieß der junge Lieutenant in unsichrem Tone hervor, sein hübsches Gesicht entfärbte sich. „Herbeck mit — mit Fräulein von Dodendorf?"

„Nun ja, allerdings!" bestätigte Hauptmann von L . . . „Unser Regiment darf sich gratulieren, daß einem seiner Offiziere der Vorzug zu teil wird, die Neigung einer Dame zu gewinnen, welche in ihrer Person die Reize Aphroditens gepaart mit der stolzen Hoheit einer Juno, zugleich die Weisheit und Klugheit Minervas vereinigt und nebenbei, oder auch nicht nebenbei, ein Goldfischchen von schwerem Gewicht repräsentiert."

Der junge Offizier hörte nur mit halbem Ohr auf das, was der andere sprach; die Kunde von der in Aussicht stehenden Verlobung traf ihn völlig unvorbereitet; vielleicht wurde er dabei seiner wahren Gefühle für die schöne Valeska von Dodendorf zum ersten Male sich klar bewußt, oder nährte sein Herz im stillen bereits bestimmte Hoffnungen? Welch ein blinder Thor war er gewesen? Freilich! wenn er nicht Baron Herbeck gänzlich unbeachtet gelassen, um einzig dessen Tänzerin mit den Augen zu verschlingen, dann hätte ihm nicht entgehen können, wie es zwischen beiden stand.

Seinem trüben Sinnen wurde er durch Hauptmann von L . . .s letzte Worte entrissen.

„Sie wollen doch damit nicht andeuten, Herr Kamerad," fragte er finster, „es ist hauptsächlich der ‚Goldfisch,' welcher Herbeck bestimmt, als Bewerber aufzutreten?"

„Aber ich bitte Sie, jede derartige Vermutung schließen Kamerad Herbecks Verhältnisse, glänzend nach allen Richtungen, ja vollständig aus!" rief der Hauptmann im Tone der Überzeugung. „Man hat ja auch nur nötig, die beiden Glückstrahlenden ein paar Augenblicke verstohlen zu beobachten, um zu wissen, daß Liebe und nur einzig Liebe den Kitt bildet, welcher ihre Herzen verbindet."

„Und doch," murmelte der junge Offizier, „erschien sie in ihrer stolzen Schönheit dagegen gefeit! Es dünkte einem verwegen, um die Strahlende zu werben, sie —" er unterdrückte einen Seufzer —" schien so unnahbar —"

„Da haben Sie wieder mal den Beweis," ergänzte der Hauptmann, ironisch lächelnd, „wie leicht der Schein täuscht! Was übrigens —" er dämpfte noch

Digitized by Google

seine Stimme, trotzdem die schmetternde Tanzmusik die im Flüstertone geführte Unterhaltung der beiden Offiziere übertönte, so daß kein unbefugtes Lauscherohr ein Wort vernehmen konnte — „Fräulein von Dodendorf anbetrifft, so verwundet der scharfe Pfeil des kleinen geflügelten Gottes ihr stolzes Herz jetzt nicht zum ersten Male!"

„In der That?„ fragte überrascht zweifelnd, der andere. „Sprechen Sie, Herr Kamerad, sie war schon mal verlobt? Wann? Mit wem?"

„Bis zur Verlobung kam es nicht," berichtete Hauptmann von L . . . „Die junge Dame war leider so unklug, ihr Herz an einen Bürgerlichen, ihren Hauslehrer, zu verlieren. Seine Geistes- und Herzensbildung, alle seine äußeren und inneren Vorzüge fielen gegen die aussichtslose Zukunft des armen Theologen nicht in die Wagschale. Es soll, als die Eltern von der unbegreiflichen Verirrung ihres Kindes Wind erhielten, zu äußerst unliebsamen Scenen auf Schloß Dodendorf gekommen sein. Der Herr Kandidat mußte das Schloß plötzlich verlassen, sein jüngster Schüler kam ins Kadettenhaus, der schönere weibliche Zögling mußte seine Empfänglichkeit für die Lehre von dem geheimnisvollen Fluidum, das blitzartig von Seele zu Seele überspringt, büßen mit der Verbannung in ein strenges Genfer Pensionat. Vergebens rang die arme Valeska sich die Hände wund, vergebens lag sie auf den Knieen vor ihren Eltern und bat und jammerte, sie und den Mann ihrer Liebe nicht unglücklich zu machen, alles Flehen und Weinen scheiterte an dem unwiderruflichen ‚Niemals' der adelsstolzen Mutter.

„Seitdem sind fünf oder sechs Jahre vergangen. In den frühen Liebesroman Fräulein von Dodendorfs Uneingeweihte begreifen nicht, weshalb die schöne, geistreiche Dame bisher unvermählt geblieben ist, oberflächliche Beurteiler, auch wohl abgewiesene Freier, erklären sie für herzlos; doch Sie, Herr Kamerad —" schloß Hauptmann von L . . . mit erhöhter Betonung — „werden nun verstehen, warum vor den kalt prüfenden schönen Mädchenaugen keiner von allen Bewerbern um Hand und Herz Gnade fand, warum Valeska zum großen Kummer ihrer Eltern die brillantesten Partien ausschlug, bis —"

„Bis endlich —" fiel der junge Offizier leise ein, mit einem Gemisch von Trauer und Bitterkeit — „der beneidenswerte Herbeck so glücklich ist, in der verödeten Frauenseele die Flamme der Liebe aufs neue zu entzünden."

„Als uneigennützige Freunde wollen wir uns des Faktums freuen, nicht also, Herr Kamerad?"

Der antwortete nicht sogleich. Er erriet, der ältere, erfahrenere Freund hatte den Zustand seines Herzens erkannt und ihm danach in bester Absicht die vertraulichen Mitteilungen über Fräulein von Dodendorf gemacht. Mit aller Kraft gegen seine zwiespältigen Empfindungen ankämpfend, erhob er den leicht gesenkten Kopf, schaute mit festem Blick dem Hauptmann in die forschend auf ihn gerichteten Augen und sagte dann mit beherrschter Stimme:

„Ja, von Herzen, Herr Kamerad." —

Der Tanz war zu Ende.

Baron von Herbeck führte langsam seine Dame nach ihrem Sitz zurück. Beiden schien es darum zu thun, ihr leises, eifriges Gespräch noch eine Weile fortzusetzen. Jedenfalls beschäftigte sie ein hochinteressantes Thema von nachhaltig fesselndem, alles übrige Denken verschlingendem Reiz, denn als der Baron, bevor er sich endlich nach einer tiefen Verneigung entfernte, erst noch ein paar Worte an die neben ihrer Tochter sitzende Frau von Dodendorf richtete, lockte die zwar verbindliche, aber völlig konfus klingende Redensart ein feines Lächeln um Frau Paulas noch immer schönen Mund. Unwillkürlich warf sie einen flüchtigen Seitenblick auf ihre Tochter. Die warme Röte auf den zart gerundeten Wangen, der träumerisch verlorene Blick, mit welchem die braunen Augen dem stattlichen Offizier nachschauten, verstärkten die frohe Ahnung im Herzen der Mutter. Doch enthielt sie sich für jetzt jeder Bemerkung, aber mit erhöhtem Interesse beobachtete sie nun das weitere Benehmen zwischen Herbeck und Vally. Ihren scharfen Augen entging es weder, wie die Blicke jener beiden sich wieder und wieder suchten, noch wie beim Abschied der Baron, welcher die Dodendorfer Herrschaften zu ihrem Wagen begleitete, um den Damen beim Einsteigen behilflich zu sein, Valeska leise ein paar Worte zuflüsterte und dann länger als üblich ihre Hand in der seinen behielt und an seine Lippen drückte.

„Haben wir bald einmal das Vergnügen, Sie in Dodendorf zu sehen, Herr Lieutenant?" fragte Herr von Dodendorf, im Begriff, das Wagenfenster zu schließen, mit verbindlich einladendem Lächeln den außen stehenden Offizier. Im selben Augenblick zogen die Pferde scharf an, so daß die Antwort im polternden Geräusch des übers Straßenpflaster rollenden Wagens verhallte, die Insassen sahen nur noch, daß der Baron zustimmend sein Haupt neigte.

„Ein wirklich liebenswürdiger Mann, dieser Herbeck," bemerkte Dodendorf, während er sich zurechtsetzte.

„Ja, er hat etwas sehr Angenehmes und Sympathisches," bestätigte Frau Paula.

Valeska schwieg.

„Sitzt Ihr auch ordentlich bequem, Kinder?" erkundigte sich nach kurzer Pause der besorgte Gatte und Vater.

„Ja," erwiderten die Damen wie aus einem Munde, „und Du?"

„Charmant! Habt Ihr Euch auch gut gegen den schneidend kalten Wind verwahrt? Besonders Vally! Du erschienst mir vorhin noch ziemlich stark erhitzt!?"

„Ich sitze bis an die Nasenspitze in meinem warmen Pelz, Papa, und gegen Zug sind wir ja in diesem dicht schließenden Wagen geschützt."

Von der Antwort befriedigt lehnte Herr von Dodendorf sich behaglich ins weiche Eckpolster zurück und schloß die Augen. Er war müde geworden, teils infolge des ungewohnten langen Aufbleibens, teils vom reichlichen Weingenuß; die nächtliche Stille, nur vom monotonen Räderrollen unterbrochen, wirkte vollends einschläfernd; noch keine Viertelstunde waren

Digitized by Google

die Herrschaften unterwegs, als Herrn von Dodendorfs tiefes, ruhiges Atemholen verriet, daß süßer Schlummer ihn umfing.

„Der gute Papa, wie leicht er einschläft!?“ bemerkte Frau von Dodendorf nach einer Weile mit leiser Stimme. „Du solltest auch zu schlafen versuchen, Vally!“

Die junge Dame, welche mit weit offenen Augen träumend in die dunkle Nacht hinausblickte, schrak bei der Anrede zusammen.

„Ich fühle mich gar nicht müde, Mama,“ versetzte sie, wie sich erst besinnend.

„Und verfehltest doch, glaube ich, keinen Tanz! Hast Du Dich denn gut unterhalten, liebes Herz?“

„Sehr gut, Mama.“

„Was redete denn Baron Herbeck noch beim Abschied so eifrig und leise in Dich hinein, Vally? Oder darfst Du es mir nicht sagen? Ist's ein Geheimnis?“ forschte Frau von Dodendorf. Sie neigte sich dabei ein wenig vor, der prüfende Blick in Vallys Antlitz ließ sie denn auch beim unsicheren Lichtschein der Wagenlaterne eine plötzlich aufsteigende Röte erkennen, welche sich über Wangen und Stirn ergoß.

Einen Augenblick fühlte Fräulein von Dodendorf sich versucht, den dichten Schleier über ihr glühendes Gesicht zu ziehen, aber warum vor ihrer Mutter noch verbergen wollen, was deren Scharfblick doch wohl schon durchschaut hatte? Die schon erhobene Hand sank herab, ihr halb seitwärts geneigtes Antlitz voll der Mutter zuwendend, antwortete sie nach kurzem Zögern in erkünstelt ruhigem Tone:

„Nein, Mama! Der Baron bat um Erlaubnis, uns morgen, oder vielmehr noch im Laufe des heutigen Tages seine Aufwartung machen zu dürfen. Bei diesem Besuche, setzte er hinzu, handle es sich um eine wichtige, über das Glück seiner Zukunft entscheidende Lebensfrage, die er Dir und Papa vorzulegen gedenkt.“

„Darf ich nun auch wissen, was Du darauf erwidert hast?“ fragte Frau von Dodendorf in höchster Spannung.

„Ich sagte ihm —“ nun durchbebte doch ein tiefbewegter Klang die gedämpfte Mädchenstimme — „er würde in Schloß Dodendorf meinen Eltern und mir willkommen sein. Mama, ich hoffe doch —“ ein Gemisch von Unruhe und stolzem Selbstbewußtsein lag plötzlich im Ton der Stimme — „ich durfte so sprechen?“

„Ja, liebes Kind!“ versetzte Frau Paula hörbar bewegt. „Bist Du überzeugt, in Herbecks Besitz Dein Glück zu finden, so gieb ihm Dein Wort ohne Vorbehalt. Papa und ich billigen Deine Wahl, freudigen Herzens werden wir Euren Bund segnen.“

Wie zur Bekräftigung ihrer Rede legte sie ihre Hand in Vallys sich ihr entgegenstreckende Rechte, zog aber bei der ersten Berührung hastig ihre Hand wieder zurück.

„Mein Gott,“ flüsterte sie erschrocken, „Deine Finger fühlen sich ja an wie Eis! Ich empfinde ihre Kälte durch die warmen Handschuhe! Frierst Du, Vally?“

„Im Gegenteil, Mama. Mir ist ungewöhnlich heiß!“

Kaum hatte Vally jene Worte gesprochen, als sie fröstelnd zusammenzuckte; ein unangenehmer kalter Schauer durchrieselte ihren ganzen Körper vom Scheitel bis zur Sohle. Sie zog die warme Kopfhülle tiefer in die Stirn, wickelte sich fester in ihren Überpelz und lehnte sich schweigend zurück, um an ihr junges Glück zu denken, dessen Größe und Tiefe sie schwindeln machte vor Seligkeit. Aber seltsam, die Gedanken wollten sich nicht fesseln lassen; wirr und bunt floß und wogte tausenderlei in Valeskas Hirn durcheinander, selbst die Erscheinung des Geliebten ließ sich darin nicht festhalten, seine prächtige Gestalt schwankte, nebelhaft verschwommen, in so unbestimmten Umrissen vor ihr auf und nieder wie die Bäume am Wegrande, die mit ihren kahlen, windgeschüttelten Ästen im unsicher flackernden Licht der Wagenlaterne gleich gespensterhaften Schemen an den Insassen des rasch dahinrollenden Gefährts vorüberzufliegen scheinen.

Valeska preßt ihre Hand wiederholt gegen die glühende Stirn, auf der es lastet wie bleierne Schwere, die nicht weichen will. Sie giebt es endlich auf, sich ein bestimmtes Bild vor die Seele zu zaubern, schließt die Augen und versinkt in einen Zustand zwischen Wachen und Träumen. Zwar fährt sie, so oft die Wagenräder in unsanfte Berührung mit einem im Wege liegenden großen Stein geraten, erschrocken empor, fällt aber dann gleich wieder in den Bann des unerquicklichen Halbschlafs zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Aus einer Epistel an einen Jugendfreund.

Von **Adolf Wilhelm Ernst.**

Und so verrauscht die Zeit . . . Des Lebens Knäuel,
Aus unlösbaren Rätseln einst geschürzt,
Rollt sich vor mir nun glatt und sicher ab;
Mit leis' beglückender Geschäftigkeit
Spinnt an den einen Tag der andre sich,
Unmerklich weben Monde sich zu Jahren,
Und durch die Zeit, die ewig ruhlos kreist,
Schreit' ich mit ruhevoller, heitrer Seele.

Die kecke Jugendlust, mit der ich einst
Verwegen nach des Lebens Sternen griff,
Verglomm, und wie des Himmels lichtaussprüh'nde,
Doch kalte Morgenglut sich mählich wandelt
In sanften, warmen Tagessonnenglanz,
Daß reine Milde leuchtend füllt die Welt,
So klärte sich mein Lebensübermut
In stillen, immer gleichen Lebensmut.
Es war und ist von meinem Sein der Grund,
Darin sich all mein Sehnen und mein Glauben
Und auch mein Hoffen fest verankerte,
Wenn rauh und tief sich mir ins Lebensmark
Des Schmerzes spitze Stacheldornen bohrten,
Daß meine Seele zu verbluten drohte.
Doch wenn des Schicksals Ungewitter krachten,
Die Blitze der Vernichtung züngelten,
Da hab ich wohl gebebt, doch nicht für mich,
Nein, für mein Weib und Kind hab ich gebebt,
Und auch für Dich — warum soll ich's verschweigen?
Denn was ein Freund dem Freund nur immer sein kann,
Das waren wir uns stets und sind's auch noch:
Des einen Seele ist der andern Heimat,
Ob auch ein andrer Himmel uns jetzt blaut
Und eine andre Erde uns entzückt.

Ich seh im Geiste Dich, wie Du Dein Haupt,
Dies stolze, ernste Haupt, ungläubig schüttelst.
Ja, lieber Freund, auch all das Todesgrauen,
Das meine Seele einst durchdunkelte,
Wo blieb es nur? — Ich schau mit wachen Sinnen
Hinaus ins Leben, das gestaltungsdurstig
Und thatenkräftig schwillt von jungen Trieben.
Hei, wie's in hellen, frischen Geistesschlachten
Da aufeinander prallt und blitzt und splittert!
Wie meine Seele da, von Kampfeslust
Durchrieselt, ganz sich weitet und in vollen
Und satten Zügen frisches Leben trinkt!
Ich schlage mit die kühnen Geistesschlachten;
Steh ich auch kämpfend nicht im Vordertreffen,
So weiß ich doch mein blankes Schwert zu schwingen,
Und manches Dunkelmannes Helm zerspellte
Ich schon mit wucht'gem Streich. Ich haue drein,
Grünt auch um meine Stirn kein Ruhmeslorbeer,
Um den wir beide einst so heiß gerungen,
Ich haue drein, so lang die Schlacht noch wogt.
Du siehst, mein Liebster, Deine Furcht war grundlos:
Mein Herz verstaubte nicht in lebensödem
Philistertum. Nein, frisch und frei schlägt es
Der schönen, blüh'nden Gotteswelt entgegen.
Wofür wir einst geglüht, als wir zusammen
Des Lebens weiten, offnen Plan betraten,
Das trag' ich treu auch heut' noch in der Brust.
Und heut' wie früher schäumt und funkelt mir
Der Lebensbecher der Genüsse noch,
Sein Trank ist geistdurchglutend, seelenlabend,
Und selbst die Frauenliebe, die mich einst —
Du weißt es ja — verhängnisvoll berauschte,
Daß ich auf kraus verworr'nen Pfaden irrte,
Ist nun mein Leitstern, der in sel'ger Klarheit
Auf meinen Lebensweg herniederleuchtet . . .

Und so verrauscht die Zeit . . . Des Lebens Knäuel,
Aus unlösbaren Rätseln einst geschürzt,
Rollt sich vor mir nun glatt und sicher ab;
Mit leis' beglückender Geschäftigkeit
Spinnt an den einen Tag der andre sich,
Unmerklich weben Monde sich zu Jahren,
Und durch die Zeit, die ewig ruhlos kreist,
Schreit' ich mit ruhevoller, heitrer Seele.

---

## Frauenleben in Rumänien.

Von **M. Olivar.**

Von eigenartigem und fesselndem Reize ist das Frauenleben in Rumänien, dieser südöstlichsten Warte christlicher Gesittung und Civilisation in Europa. Durch die Lage des Landes bedingt, mischen sich dort morgen- und abendländische Sitten und Gebräuche in die Stellung der Frau zum öffentlichen und häuslichen Leben. In den gebildetsten Kreisen erinnert es mehr an französische Leichtlebigkeit und Überfeinerung, in den unteren Schichten der Bevölkerung mehr an das träge Traumleben türkischer Harems.

So ist auch der Inbegriff der Frauenemancipation in Rumänien im allgemeinen ein anderer wie im Westen, wo sich das Mädchen im harten Kampf ums Dasein Selbständigkeit erringen will, um den Anforderungen des Lebens gewappnet entgegen zu treten und auskömmliches Brot zu finden. In Rumänien dagegen ist diese ein Emporarbeiten aus gänzlicher Unwissenheit, aus dem geisttötenden Blumenleben orientalischer Trägheit, gepaart mit dem mächtigen Drange nach Erkenntnis und Licht, wie dies einem, aus der Verborgenheit und Dunkelheit des Staatslebens erwachenden, in der Entwickelung und im ersten Fortschritt begriffenen Volke zu eigen ist und mehr oder minder alle Gemüter desselben erfaßt; woran sich aber hier die Frau in ganz besonders reger Weise beteiligt, ja, selbst in kühnem Fluge hohe Schranken übersetzt, um sich den hervorragendsten und gelehrtesten ihrer Zeit ebenbürtig an die Seite zu stellen. Deshalb ist wohl in keinem Lande im Frauenleben neben vollständigster Unwissenheit und Knechtschaft gleich hohe Intelligenz und Freiheit zu finden. Während die meisten Frauen der unteren Klassen nicht einmal lesen und schreiben können, giebt es

Digitized by Google

andrerseits viele studierte — Advokatinnen, Ärztinnen. Besonders in der Aristokratie, unter den Bojarinnen, entwickelt sich in jüngster Zeit, belebt durch die geistvolle Königin, ein Wissensdurst, der erstaunlich wirkt. So bestehen viele junge Mädchen zu ihrem oder ihrer Verwandten bloßen Vergnügen das Abiturientenexamen, gehen zur weiteren Ausbildung ins Ausland, studieren Musik, Wissenschaften, Sprachen; hören die gelehrtesten Vorträge in der Sorbonne und eignen sich einen Schatz von Kenntnissen an, der hauptsächlich dazu dient, ihnen nach der Vermählung in den Salons und im Leben eine hervorragende Stellung zu geben. Solch kluge und geistreiche Frauen brauchen nicht schön zu sein, um einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf ihre Umgebung auszuüben. Elektrisierend wirken sie auf die Emancipation andrer Frauen. Zum Besten der Armen tritt sie öffentlich auf, wie die Prinzessin B., die große Virtuosin auf dem Flügel und Schülerin von Rubinstein und Liszt; sie versammelt wie Madame R. die bedeutendsten Häupter politischer Bewegungen in ihrem Salon, hält die Fäden der Politik in ihren zarten Händen, die ein Ministerium bilden und stürzen oder vereint auch, gleich Madame O., einen Cercle gewähltester Geister um sich, in dem über alle wissenschaftlichen und Tagesfragen verhandelt, Suggestion, Hypnotismus getrieben wird, Kunst und Wissenschaft ein gastliches Haus finden.

Weniger glänzend gestellt, doch nicht minder aus der großen Zahl ihrer Schwestern hervorragend, sind jene Frauen, welche die zweite oder dritte Gymnasialklasse absolviert und das Lehrerinnenexamen für Volksschulen bestanden haben. Sie suchen die Anstellung nicht nur als Sicherheitspfand für die Zukunft, da sie den besseren aber ärmeren Ständen angehören, sondern meist liegt ihnen der Gedanke näher, durch feste staatliche Anstellung, die in der Bezahlung für deutsche Begriffe hoch zu nennen ist — 150—200 Frs. monatlich — eine bedeutendere Mitgift zu erstreben, welche es ihnen ermöglichen soll, überhaupt eine Heirat oder, wenn etwas Vermögen vorhanden, eine bessere „Partie" zu machen. Vollständig deutschem Gebrauch entgegen, versehen viele jener staatlich angestellten Beamtinnen auch nach der Verheiratung ihren Beruf. So habe ich in größeren Provinzialstädten Volksschullehrerinnen gekannt, deren Väter die höchsten Beamtenstellen bekleidet, die selbst die glänzendsten Rollen in der Gesellschaft spielten und ihr Gehalt allein als Nadelgeld verbrauchten. Jahrelang kamen sie dann nach der Vermählung ihren Berufspflichten nach, um den eigenen Haushalt üppiger führen zu können, bis sie nach fünfundzwanzigjähriger Amtsthätigkeit mit vollem Gehalt pensioniert wurden.

Unverheiratete ältere Jungfern kennt man kaum in Rumänien. Jedes Mädchen strebt dort mehr wie anderswo danach, sich zu verheiraten — es ist Geschäftssache, die von den Eltern des Brautpaares oder Mittelspersonen betrieben und kontraktlich am Verlobungstage mit Angabe der Mitgift vom Advokaten besiegelt wird.

Sorgsam wie ein Schatz gehütet, darf das Mädchen bis zur Verheiratung keinen Schritt unbeachtet thun. Von Magd und Diener wird es zur Schule geführt, abgeholt, zur Freundin begleitet und, unter die Zahl der Erwachsenen eingereiht, noch mehr bewacht. In den Ballsaal eingeführt, kämpft das ganz junge Mädchen meist einen aussichtslosen Kampf gegen die gesicherte Macht junger Frauen und siegesgewohnter, selbstbewußter älterer Mädchen, bis der Ehe Fesseln auch ihr die ersehnte Freiheit gewähren. Deshalb träumt auch die junge Rumänin Tag und Nacht davon, welchen Gatten sie sich wohl mit der so und so hoch bezifferten Mitgift erkaufen könne.

So schließt die junge Frau in den besten Fällen ein Vernunftsheirat, die glücklich genannt wird, wenn sie auf gegenseitiger Achtung beruht, Gatte und Gattin ungehindert ihren Neigungen nachgehen und im übrigen in ziemlich verträglicher Gemeinschaft ihre Tage verbringen.

Eine Folge der Leidenschaftlichkeit des rumänischen Volkes ist die überaus kurze Verlobungszeit, die meist vier Wochen dauert, oft noch kürzere Zeit währt und wo Braut und Bräutigam sich kaum kennen, manchmal selbst sich vorher nie gesehen hatten. Auch gilt jede Zärtlichkeitsäußerung des Brautpaares für verpönt, bis — der junge Gatte die Neuvermählte in die, von ihm ausgestattete Wohnung führt. Eigenartig würde eine Deutsche die Sorglosigkeit der rumänischen Braut berühren, in der diese alles zur Gründung ihres Heims dem Manne überläßt und sich nur um ihren Trousseau bekümmert.

Dieselbe Sorglosigkeit und Oberflächlichkeit kennzeichnet nach deutschen Begriffen die Erziehung der Kinder. Die Pflichten einer deutschen Gattin, Hausfrau und Mutter sind der Rumänin ziemlich fremd. Selten rührt sie die gepflegten Hände. Eine zwei- und dreifache Dienstbotenzahl teilt sich in die Führung des Hauswesens. Nur das Einkochen der Dulceatza für den Winterbedarf wird auch die verwöhnteste, vornehmste Dame, die sich sonst nie um Küche und Keller gekümmert, persönlich leiten. Eine Haupt- und Staatsaktion im Haushalt ist dies Einkochen verschiedenartigster süßer Konfitüren, deren es 40 und mehr Arten giebt, welche, aus Früchten, Blüten, Chokolade, Kaffee bereitet, mit einem Glase frischen Wassers zu jeder Tages- und Jahreszeit serviert werden. Dabei ist auch die unachtsamste Hausfrau ehrgeizig, und Rosenkonfitüren herzustellen wie Madame X., die darin eine gewisse Berühmtheit erlangte, ist das Ziel dieses allgemeinen Wettkampfes. Nur ein Land wie Rumänien, dessen Rosenpracht so üppig ist, daß jede Hausfrau mehrere große Zeugkörbe voll für ihren Bedarf unbeschadet beanspruchen kann, wird Rosendulceatza von soviel Aroma und Farbenpracht liefern.

Die rumänische Mutter überläßt das neugeborene Kind vollständig der Amme. Sie ist jung, ihr Sinn steht nach Vergnügungen — schnell welkt die Schönheit bei des rumänischen Sommers tropischer Glut — ein heißes Begehren nach Genuß rinnt wie ein Feuerstrom durch ihre Adern. Die Kinder kommen ihr in diesem Taumel äußeren Freudendaseins, dem Haschen und Jagen nach Vergnügen und Aufregungen, nach Anerkennung äußerer Schönheit und Vorzüge meist sehr ungelegen. Resigniert nur ergiebt sie sich in das Unvermeidliche, sucht sich möglichst schnell davon zu befreien. So klammert sich des Kindes Herz an die Amme, die es groß zieht und ihm die Mutter ersetzt. Daher spielt die Amme — „mama doïca" — auch in des Rumänen Leben eine große Rolle, selbst dann noch, wenn es dieser und der französischen und deutschen Bonne längst entwachsen ist, in den Salons französisch parliert; denn für Sprachen entwickelt die rumänische Nation ein überraschendes Talent.

Daß bei solcher Dienstbotenerziehung der Charakter des Mädchens eine andere Entwickelung nehmen muß als unter liebenden Mutterhänden, ist leicht erklärlich. Es sieht und hört aus der Leute Munde nur oberflächliche Dinge, sieht und hört von der eigenen Mutter meist nicht viel anderes,

Digitized by Google

wie soll da der Keim wahrer Herzenstiefe und Gedankengröße heranreifen?

Um dieser Oberflächlichkeit und diesem Herzensleichtsinn durch Bildung und Wissen in etwas zu wehren, wird seit 30 Jahren vom Staate sehr viel für Volkserziehung gethan. Für Mädchen speziell sind aller Orten Volksschulen errichtet, in denen der Stoff der vier Primärklassen gelehrt wird. Unentgeltlich, dabei von den besten Kräften geleitet, werden auch die Kinder der guten Bürgerfamilien hingeschickt, da die, meist von Ausländern geführten Pensionate in der Provinz oft viel zu wünschen übrig lassen, oder der Kostenpunkt von den Eltern in Betracht gezogen wird. Nach diesem Elementarunterricht kommt dann mit dem zwölften oder dreizehnten Jahre die Rumänin des Mittelstandes meist in eine höhere Pension, wo sie häufig mit großem Eifer Sprachen, Musik, Gesang, Zeichnen, Handarbeiten und je nach Umfang des Institutes ein oder zwei Gymnasialklassen durchnimmt, zuweilen auch die unentgeltlich vom Staate geöffneten Königlichen Konservatorien zu Bukarest oder Jassy besucht.

In Bukarest ist in letzter Zeit sogar in den meisten größeren Pensionaten die Vorkehrung getroffen worden, die Schülerinnen bis zum Abiturium zu bringen, während es in der Provinz noch beim Anfang der Gymnasialklassen bleibt. So ist man in neuester Zeit vielfach dem Durchschnitt deutscher Mädchenerziehung zuvorgekommen.

Die Rumänin ist im allgemeinen von frappierender Schönheit. Nirgends giebt es vielleicht so berückende Frauen wie in jenem Lande, und nirgends vielleicht entfaltet sich ihre Schönheit besser als im Ballsaal. Er bietet das entzückendste Bild graziöser Frauenerscheinungen, das ich je gesehen. Der Farbenschmelz des Orients vermählt mit der Eleganz des Westens und der bezaubernden Lebhaftigkeit des Südens giebt eine Mischung von so eigenartig wundersamem Reiz, wie sie blendender nicht gedacht werden kann. Ganz besonders bestrickend ist die Anmut und Geschmeidigkeit der Glieder, die Grazie der Bewegungen, die selbst einen weniger hübschen Kopf vergessen lassen, zumal ein geradezu raffinierter Toilettenaufwand dazu kommt, wenn auch andrerseits oftmals die schon orientalische Lässigkeit und Bequemlichkeit, so bei starker Hitze, wahrhaft verblüffend wirken.

In Geschmack und Aufwand der Toilette steht die Rumänin in nichts der Französin nach, ja, die reichen und eleganten Frauen beziehen meist alles aus Paris. Gar manche Dame, die in Gesellschaft in Pariser Kostümen erscheint, trägt zu Hause, da die Mittel dazu fehlen, ein selbstverfertigtes tadellos sitzendes Gewand, denn Schneiderinnen und Putzmacherinnen rumänischen Ursprungs giebt es kaum; und die Ansprüche der Ausländerinnen, der Damenschneider israelitischer Konfession sind größtenteils sehr hoch. Deshalb sind viele Rumäninnen selbst gezwungen, an Kleinigkeiten Hand anzulegen, oder Zofe und Hausmädchen dazu anzuhalten. Um sich putzen zu können, scheut die Rumänin nicht Mühe und Anstrengung, unterstützt von natürlicher Begabung und Eitelkeit. Selbst das einfachste Weib, wenn es nicht Nationaltracht trägt, muß einigermaßen der Mode entsprechen. Nirgends wechselt die Haarfrisur so oft, nirgends unterliegt jedes Band, jede Kleinigkeit der Toilette so oft einer Veränderung wie in jenen Donauländern. Ich wurde einmal über das Bedenken unserer sonst so vernünftigen sechsundsechzigjährigen mama doïca geradezu ergötzt, die mit einem noch ungetragenen, vor zwei Jahren gemachten Staatskleide nicht mehr vor den Nachbarn erscheinen zu können erklärte und nicht ruhte, bis es zerstückelt, verändert, der Mode entsprechend von der Nichte verarbeitet war.

Farbenprächtig ist die Landestracht der Frauen und Mädchen. Ein einfacher weißer Linnenrock, über den aus bunter schwerer Wolle eine rot und blau gestickte Vorder- und Hinterschürze fallen, eine weißleinene Bluse mit Kreuzstickerei bilden das Sonntagsgewand, auf welches die Bäuerinnen viel Fleiß und Arbeit verwenden.

Auch von den Bojarinnen wird diese Tracht sehr geliebt. Auf vielen Bällen, auf Festen, besonders auf dem Lande, zur Zeit der Weinlese erscheinen sie und ihre Gäste stets darin, nur ist die Tracht reicher und prunkvoller gearbeitet. Das glitzert und schimmert dann auf den reichverzierten seidenen, in Silber und Gold gestickten Schürzenröcken, daß es eine wahre Pracht ist. Knapp und graziös, alles übertreffend an äußerem Glanze, sitzt das ärmellose Jäckchen der Edeldamen, wallt der zarte, silberscheinende Schleier vom Haupt der vermählten Frau, der so fein gesponnen ist, daß er durch den Trauring gezogen werden kann. Es ist eine so außerordentlich anmutige Tracht, daß ich es wohl verstehe, wie die schönheitsdurstende Carmen Sylva es liebte, sich darin zu zeigen.

Die Bäuerinnen beschäftigen sich vielfach mit Hausindustrie. Sie sticken ihre und die Gewänder ihrer reicheren Schwestern, weben bunte Wandteppiche, welche besonders rumänische Schlafzimmer schmücken, zarte Linnenstoffe zu Gewändern. — Verhältnismäßig werden nur wenig Rumäninnen niederen Standes Dienstmädchen, deshalb ist die Dienstbotenfrage in Rumänien ein ganz besonders wunder Punkt. Der einfache Mann behält lieber seine Tochter bis zur Verheiratung bei sich im Hause und zieht es vor, mit ihr, selbst auf die armseligste Weise, zu vegetieren.

Aus diesem Grunde sind die meisten Dienstboten ungarischer Herkunft oder Zigeunerinnen, welche in zahlloser Schar Rumänien bewohnen. Die Transylvanierinnen, die Deutschen aus Siebenbürgen sind als Dienstboten sehr gesucht, kommen aber verhältnismäßig selten in die Moldau und Walachei, weil die rumänischen Sitten in ihrer Heimat sehr verrufen sind.

Wo viel Licht, ist viel Schatten. So ist die Moral etwas, mit der es die Rumänin nicht so genau nimmt. Wie häufig sind nicht Ehebrüche. Etwas Alltägliches ist es, einen Liebhaber gehabt zu haben. Meist wird der eine durch den anderen ersetzt und oft — mit Wissen des Gatten, der ein Auge zudrückt, weil — er dasselbe von seiner Gattin beansprucht. So rächt sich zuweilen die aus Berechnung geschlossene Ehe. Eine Scheidung ist nichts Seltenes, weil beide Gatten in einer zweiten ein besseres Glückslos zu treffen hoffen.

„Die Ehe ist ein Hazardspiel, ein Lotterielos" habe ich nirgends öfter als in Rumänien ausrufen hören.

Schnell lodert das heißblütige Temperament der Rumänin in Begeisterung auf, erlischt aber ebenso schnell. Grenzenlose Leere und Langeweile überkommen die Ernüchterte. Sie sucht das Alleinsein zu fliehen. In Gesellschaft gleichgestimmter Genossinnen zerstreut sie sich im Kartenspiel. Alte und junge Damen spielen es gewöhnlich alle Tage, am Nachmittag, am Abend, bis spät in die Nacht hinein, und in einsamer Stunde legt jede bei sich auch noch ihre „Patience".

Karten, Cigaretten, schwarzer Kaffee und Dulceatza sind Hauptbedürfnisse des rumänischen Frauenlebens, wenn die Zeit des Kokettierens entschwunden ist.

Trotzdem die Rumänin im allgemeinen schneller altert als die deutsche Frau, hält sie sich in der Gesellschaft ver-

Digitized by Google

hältnismäßig länger jung. Erst die dreißigjährige Frau ist Königin der Gesellschaft. Mit einigem Geschick und etwas Toilettenraffinement ist sie es noch mit vierzig Jahren, tanzt, kokettiert und amüsiert sich mit den Jüngsten um die Wette, bis nicht selten die Mutter von der Tochter verdrängt wird.

Ein dem Nordländer seltsam erscheinender Umstand ist auf dem Lande oft die sonderbare Stellung der Frau zum Gatten und den Kindern. Dort zeigt sich vielleicht noch am meisten der Charakter der Frau an die Zeiten früherer Sklaverei gemahnend. Den Mann als Herrn und Gebieter verehrend, von den Kindern an Wissen übertroffen, ist sie von grenzenloser Schüchternheit und Ergebenheit, und wagt zuweilen nicht mit ihnen am Tische zu speisen; besonders auf den Höfen reicherer Bauern wird man diese Sitte finden, welche mit zunehmender Bildung wohl auch mehr und mehr schwinden wird. So lange ihre Schönheit dauert, hat jene Frau ein noch einigermaßen erträgliches Leben. Die alternde, welkende Frau geht aber meist trüben Zeiten entgegen. Junge blühende Geschöpfe verdrängen sie vom Herzen des Mannes, und die Kinder werden ihr nicht selten durch die verfeinerte Erziehung entrissen.

So zeigt gerade jetzt das Frauenleben in Rumänien eine Hochflut eigenartiger Widersprüche, welche nur durch Zeit und wachsende Allgemeinbildung in natürlichere Bahnen gelenkt werden können und dann den vielfachen Vorzügen des rumänischen Frauencharakters in seiner natürlichen Beanlagung, großen Intelligenz, bezaubernden Liebenswürdigkeit und lebhaften Anmut jenen hohen Rang unter den westlichen Schwestern anweisen werden, welchen sie schon jetzt in vielen Fällen einzunehmen berechtigt sind.

---

## Mitternacht.

Mitternacht! Die Sterne gießen
Fluten Silbers auf die Welt,
Durch die Lüfte sickernd fließen
Holde Träume, duftgeschwellt.

Bächleins Wellen ziehn wie trunken
Die gewohnte Bahn durchs Moos,
Und die Tannen schlafversunken
Stehen stumm und regungslos.

Hoch an halbgeschlossnem Flieder
Hängt ein Falter seidenblau,
Auf die zarten Schwingen nieder
Fällt ihm kosend Himmelstau.

Und ein Vöglein müde kauert
Ins bereifte Gras geschmiegt;
Mitternacht hat es durchschauert,
Tief in Schlummer eingewiegt.

Und wohin Du auch Dich wendest:
Duft und Traum und Seligkeit.
Und wohin Du Blicke sendest:
Friede, Schweigen, Müdigkeit.

Süß vergessend trübe Lose,
Schläft die Erde lind und warm,
Wie ein Kind im Mutterschoße,
In des Himmels treuem Arm . . .

**Ottokar Stauf von der March.**

---

## Ein Kämpfer.

Von **Georg A. Albert.**

(Schluß.)

„Du zweifelst?“ erwiderte er und erhob sich. „Hier —“ er entnahm seiner Brusttasche einige Papiere — „hier sind die Beweise; nämlich die Bestätigung der Behörde, daß jene Überschüssigen in der That durch jene Frommen wegen Bettelns zur Bestrafung gebracht wurden. — Eine seltsame Liebhaberei — nicht wahr?“ lächelte er traurig.

Mechanisch überflog ich die Papiere. „Du hast recht,“ sagte ich unter einem schmerzlichen Drucke. „Diese Leute sind Heuchler mit Nebenzwecken, nicht wahrhaft von dem Segen der Religion durchtränkte Menschen.“

„Sie halten sich aber trotzdem dafür! Im übrigen ist das ein Vorurteil von Dir. Die gerechte Unterscheidung ist sehr schwer. Es soll Dir damit nur bewiesen sein die Machtlosigkeit der Religion gegenüber einer mangelnden Gefühlsthätigkeit und der größeren Macht der menschlichen Interessenwirtschaft, die Ansichten hervorbringt, welche der gewohnheitsmäßigen Anschauung von einem Zuviel abzuleiten sind. Ich füge sogleich hinzu, daß eine Änderung dieses Zustandes nur durch die übereinstimmende Einsicht der Gesamtheit bewerkstelligt werden kann, nur dadurch, daß man dem Kampfe ums Dasein die Schärfe nimmt durch die allgemeine Vermenschlichung.“

„Und welche Mittel hältst Du für geeignet, diese Umwandlung zu bewirken?“ fragte ich, ihm gespannt auf den beredten Mund blickend. Er stand dicht vor mir und stützte die Hände, mich wie ein Fernsehender betrachtend, auf den Tisch. „Nimm der Menschheit die Überzeugung von der Notwendigkeit der Kriege und der Seuchen, so daß sie in dem einen nicht mehr eine periodische Ableitung der ihr wirtschaftlich Hinderlichen und in dem andern nicht eine Strafe des Himmels erblickt — befreie sie von Neid, Mißgunst, Habsucht, Machtgelüsten, Niedertracht und Rohheit,“ sagte er mit tiefer, bewegter, steigender Stimme. „Laß einen gemeinsamen Zug der Liebe ihre Handlungen durchwehen, gefördert von einem edlen Wetteifer in der Zucht und Bethätigung der Selbstlosigkeit. Die unselige Lehre von der Gerechtigkeit des Unglücks, die die Hartherzigkeit fühlend macht und den Unverstand maßvoll regelt, nimm ihnen. Laß sie in der goldenen Mitte wandeln, geläutert durch die Erkenntnis ihres Selbst, aus sich heraus und dem Spiegel der Geschichte; in der Demut, die sie sich nicht als Endzweck, sondern als Bruchteil der Unendlichkeit betrachten läßt, als ein Gechlecht irdisch mangelhafter gebrechlicher Wesen. Laß sie lächeln über die kindliche Überhebung und die Vorurteile ihrer Ahnen, welche die Geschlechter bald bevorzugt, bald benachteiligt wähnten im Werte, sei es durch Stellung, Titel, Macht oder Wissen — und dann laß sie weinen über diese Quelle des Elendes, die nun versiegt ist, da der Nächste im Nächsten jetzt nur sein Abbild schätzt, in dem der Geist wohnt, der aus ihm selbst spricht —“

„Du träumst,“ warf ich diesen utopistischen Ideen gegenüber und doch von ihnen hingerissen ein.

„Ich träume,“ fuhr er fort, „daß jedwede Tugend dann durch sich, nicht für sich lebt — daß der Kampf ums Dasein, wie er rücksichtslos und mitleidslos in unseren Tagen ausgefochten wird, nur noch auf die Abwehr der unzähligen Gefahren des Lebens gerichtet sein wird, daß überall werk-

Digitized by Google

thätige, nicht feiernde Hände zu finden sind und die dankbare Mutter Erde segensreiche Fülle für alle spendet. Die Sprache zieht keine Grenze und die Grenze gebeut keinen Halt. Wo der Menschenbruder im Namen des Vaters an den gastlichen Herd tritt, da findet er Rast, Schutz, Pflege und Liebe. — Es ist ein Traum —" brach er tief aufatmend ab. „Und soll es nur Traum bleiben, was doch Wirklichkeit sein kann, ohne unnatürlich oder unmöglich zu sein? Geist und Seele eilen mir sehnend und schaffend in Zeiten und Zustände voraus, die kommen müssen, wenn die Menschheit sich selbst findet; und weil ich dieses Ziel geistig zu erfassen vermag, muß es auch zu erreichen sein."

Er schwieg. Seine dunklen Augen leuchteten in einem verborgenen Feuer, auf seinen Wangen lag eine krankhafte Glut. Ich aber war in tiefster Seele erschüttert, denn der Mensch vor mir war ein stiller Dulder, ein dem Untergange geweihter Kämpfer, der Bürger einer andern Welt, dessen Schmerz nicht sich galt, sondern der Menschheit und der als fatalistisches Opfer mit offenen Augen sein unabwendliches Geschick voraussah.

Nur mit großer Anstrengung zwang ich mich zu scheinbarer Ruhe, als ich die Frage an ihn richtete:

„Und Du hoffst, die Zeiten und Zustände der Menschheitsumwandlung zu erleben?"

Er lächelte leise. „Tausende und Millionen Jahre mögen vergehen," erwiderte er lakonisch, „die Erde im Feuer sich verzehren und der Vater eine neue Welt und ein neues Geschlecht schaffen, das, wie dieses, ihn zu finden bestimmt ist, aber gleichfalls den Weg verfehlen wird, wenn es ihn in sich nicht findet."

„So würde ich weise sein und mich mit dem begnügen, was zeitig zu erreichen ich imstande bin," sagte ich in dem Bestreben, ihn seinen idealen Träumen abwendig zu machen.

„Mit welchem Bewußtsein?"

„Mit dem Bewußtsein, Gutes gethan zu haben nach meinen Kräften!"

„Das ist die Selbstliebe und Selbsttäuschung des Ich, da — wie ich Dir bereits ausführte — die Gutthat des einzelnen dem immerwährenden Massenelend gegenüber nur Schein ist. Wahrheit schafft nur das Bewußtsein der Gesamtheit."

„Damit fällt aber die Pflicht der Gutthat nicht!" bemerkte ich scharf.

„Recht: die Pflicht, wenn sie im einzelnen auch vergeblich geübt wird. Das ist alles."

Mich litt es auf meinem Sitze nicht mehr; unruhig wandelte ich auf und ab. Dieser hartnäckige, auf seine Ideen verbissene Mensch hatte meine ganze Empfindung aufgerüttelt.

„Eine hoffnungslose, trübselige Anschauung, die Du da entwickelst, mein Freund," sagte ich bitter. „Nach Dir wären wir ein Geschlecht, das seine Bestimmung verfehlte, ein Geschlecht des Irrtums und der sittlichen Unvollkommenheit, wenn nicht Verderbtheit."

„So ist es beinahe," antwortete er. „Nur daß die Grenze zwischen Irrtum und Verderbtheit schwer zu ziehen ist. Wir haben keinen rechten Maßstab und kein Urteil dafür, da wir nicht unparteiisch sein können. Eine höhere sittliche Anschauung wird uns richten, ein Geschlecht, dessen Interessen über die unseren erhaben sind, das durch ein Band der Liebe in allen Gliedern verbunden ist, wie es der Menschensohn lehrte."

„Sind wir das nicht bereits?"

„Dem Äußeren nach, ohne Beteiligung des Innern, und wo das Innere mitwirkt, ohne Klarheit und Konsequenz im Guten. — So wird es sein, so lange die Form für den Gehalt genommen wird, so lange das Dogma für die Religion selbst gilt. Die Seele muß die Seele befreien. Dann werden auch die Übel der Erde und des Leibes bis auf die starken Reste der Naturnotwendigkeit schwinden; dann hast Du das Bewußtsein der Gesamtheit, dann die Wahrheit." —

Am andern Tage führte mich ein erhöhter Trieb nach Klärung zu ihm. Doch hatte er die Stadt verlassen. Einige Zeilen benachrichtigten mich davon und baten mich, beifolgendes Schreiben einer Dame zu bringen, deren Adresse er verzeichnet hatte. Es geschah. Ich fand eine Blondine mit seelenvollen Augen, die den Brief hastig an sich riß und mit bebenden Händen öffnete. „Fort!" schluchzte sie, „fort! Er verzichtet auf ein Glück, das von mir nur Opfer verlangte!" Und sie sank verzweifelnd zu Boden.

Ich habe ihn nie wieder gesehen. Doch war er im Geiste überall bei mir. Das Leben führte mir täglich viele jener Kämpfer in den Weg und vor die Seele, von denen er die veredelte Konsequenz war.

Und ich that Gutes nach meinem Herzen und meinen Kräften. Ich habe Thränen getrocknet und Verzweiflung gestillt, bis ich selbst ein Kämpfer wurde Einige hießen mich einen Narren, die meisten jedoch hatten mich herzlich lieb; es waren jene, denen ich wohlthat. Nun, da ich am Scheidewege des Lebens stehe, verlange ich dürstend nach Trost und Hoffnung. Immer stärker höre ich die brandende Woge des Elends gegen den Strand schlagen — ich fühle die Wehen, welche den Leib der Menschheit durchzucken, schmerzlich nach und weihe meine Thränen den Millionen Gefallenen und folgenden Opfern. — Wann wird die Erde das Glück sehen? — —

---

## Am Lebensweg.

Ich geh am Lebensweg dahin
Gedankenvoll. —
In meinem Sinn
Schau' ich zurück, die vielen Meilen
Seh' meine Jugend stürmisch eilen;
Durch blüh'nde Fluren achtlos schweifen,
Begehrlich nach den Faltern greifen.
Mir schien das Himmelslicht im Strahlenglanz
Gerad gut genug für meiner Locken Kranz.

Ich geh dahin am Lebensweg
Gedankenvoll. —
Den schmalen Steg
Ich schau' voraus — verschleiert ist das Ende,
Umwölkt der Himmel, meine Hände
Die kosen jetzt mit jedem Sonnenblick,
Ich falte sie um jedes kleine Glück,
Ich bücke mich nach einem grünen Kraut,
Freu' mich des Tropfens, der im Grase taut.

**M. Reinhold.**

---



Digitized by Google

# Moderne Dichtung.

Von **Paul Mahn.**

I.

Vor uns liegen drei umfangreiche Sammelbände, deren jeder den Vorsatz hat, innerhalb gewisser Grenzen die zeitgenössische Produktion vor Augen zu führen. Wenn wir unsere Übersicht mit dem „Prager Dichterbuch“ (herausgegeben von Heinrich Teweles. Prag 1894, Friedrich Ehrlich [Bernhard Knauer]) beginnen, so geschieht das nicht, weil wir dieses Werk derjenigen Dichtung zuzählten, die sich speziell den Namen der „modernen“ beigelegt hat, sondern vielmehr deshalb, weil es uns für diejenige Richtung unseres Schrifttums bezeichnend zu sein scheint, im Gegensatz zu welcher sich jene herausgebildet hat. Die neuere Bewegung, deren Anfänge Ende der siebziger Jahre liegen und die im Verlaufe der achtziger fast die gesamte litterarische Jugend um ihre Fahnen sammelte, stellte sich von vornherein den „Alten“ schroff gegenüber. Ohne Zweifel ist sehr viel knabenhafte Unverschämtheit, lächerliche Selbstüberhebung und eine völlige Verkennung des Berechtigten und Bildungsfähigen im Alten damals mit untergelaufen. Ein großer Teil dieser Jüngsten, der heute längst zu den toten Leuten gehört, waren anmaßende Nichtwisser, die ihren Bedarf an ~~Kenntnissen~~ aus flüchtig aufgerafften Kollegphrasen und dem Abhub seichter materialistischer Werke bestritten, welch letztere als Offenbarungen der allerneuesten, wahrhaft modernen Wissenschaft in naiver Ahnungslosigkeit hingenommen wurden. Aber so wenig um- und einsichtig die neue Bewegung auch auftrat, so weit auch die theoretische Begründung übers Ziel hinausschoß oder dahinter zurückblieb, ein instinktives, richtiges Gefühl lag dem allen zu Grunde. Was man eigentlich meinte, war nicht sowohl die alte Kunst überhaupt, die man zum größten Teil ohne Zweifel nur sehr mangelhaft kannte, sondern dasjenige, was sich, rund gesagt, in den siebziger Jahren bei uns als Kunst breit machte. Es wird heute schon fast allgemein anerkannt, daß jenes glorreichste Jahrzehnt deutscher Geschichte zu gleicher Zeit so ziemlich den Tiefpunkt deutscher Dichtung bezeichnet. Wohl kaum hat es jemals eine Kunst gegeben, die sich an lächerlichster Nachahmung, vor allem der Franzosen, an Unfruchtbarkeit der Ideen, Armseligkeit der Erfindung, Verlogenheit der Empfindung, und dabei an protzenhafter Anmaßung und Unverschämtheit mit den Hervorbringungen jenes Jahrzehnts messen könnte. Fremdes wollte sich an Stelle des auf heimischem Boden Gewachsenen setzen, kühl berechnender Verstand an Stelle selbstherrlich geborener Empfindung, elendeste Witzelei, billigste Kalauerei sollte überlegenen Geist und weltüberwindenden Humor weit machen, Verhöhnung der Ideale und deutschen Gemüts sollte Aufklärung und eine frei gewordene Weltanschauung bedeuten. — Wesentlich in diesen Bahnen bewegt sich auch das erwähnte „Prager Dichterbuch“. Es fordert nach der sittlichen Seite nicht eigentlich durch Cynismen heraus, wenngleich Stellen wie

„Ich hab' kein müßiges Begehren
Nach Himmelslohn,
Und will mich nicht in Glut verzehren
Auf Erden schon!“

(Teweles)

oder: „So mancher brave Mann erfreut sich einer einzigen, noch dazu seiner eigenen Frau“ (Willomitzer) — wenngleich dergleichen Stellen nicht selten sind. Unangenehm aber und widerwärtig wirkt vor allem die kokette Selbstverständlichkeit, mit der zweifelhafte Liebesdinge behandelt werden, das ekelhafte Schwerenötertum, das mit der Leichtfertigkeit des Tons nur von seiner eigenen Unwiderstehlichkeit, von seiner „Erfahrung bei den Weibern“ überzeugen möchte. Maupassant hat ganz andere Dinge behandelt, als diese kleinen Nachtreter, aber die Objektivität des Tons, die Zurückhaltung seines Wohlgefallens wie seines Mißfallens läßt es nie vergessen, daß wir einen Künstler vor uns haben, dem es nur einmal darauf ankam, gerade diese Seite des Lebens darzustellen; sie bewirkt es, daß nichts von der Gemeinheit des Stoffs auf den Dichter zurückfällt.

Nach der rein dichterischen Seite ist der Band außerordentlich schwach. Gedichte wie Erzählungen sind von einer ausgesuchten Banalität. Austerlitz betitelt eine Erzählung: „Wie man auf Abwege gerät“ und sucht sein Thema dadurch zu erschöpfen, daß er eine Geschichte anfängt, dann aber vor tausenderlei Abschweifungen nicht dazu kommt, sie fortzusetzen. Und das auf 26 Seiten! Im gewöhnlichen Leben würde man mit demjenigen, der sich eine so kindische Fopperei erlaubte, wohl mindestens den Verkehr abbrechen. Was kann der verzweifelte Leser thun? Teweles läßt in „Das Kind“ zwei Gatten, die unverstanden nebeneinander hergingen, sich trennen, dann aber durch ein Kind, das nur der weibliche Teil sein eigen nennen kann, wieder zusammengeführt werden. Der ganze Fall ist ausgeklügelt, zusammengekünstelt, ohne jede Seelenkenntnis, ohne Farbe und Lebenswärme geschrieben. Nennenswert sind nur eine Skizze von Alfred Klaar, die einen sich in dichterischer Ohnmacht verzehrenden, immer nach „Stimmung“ jagenden Poeten vorführt, freilich ohne das Problem irgendwie tiefer anzufassen, oder auch nur in der angestrebten Beschränkung zu lösen; außerdem noch einige Gedichte von Franz Herold. Aber auch letztere sind gegen das, was der treffliche Dichter sonst geschaffen hat, sehr unbedeutend. Vielleicht wollte er in schöner Menschlichkeit seine Kollegen nicht allzutief beschämen. Dann aber hätte er auch mit seinen Versen gegen die Modernen zurückhalten sollen. Wer sich in solcher Gesellschaft bewegt, hat kein Recht zum Verdammen.

Diese Dichtung nun, die wir oben kurz zu kennzeichnen versuchten, und von der wir in dem besprochenen Bande nur eine schwache Probe gegeben haben, war es, gegen die sich in der Hauptsache die Bestrebungen der „Modernen“ richteten. Wir haben schon hervorgehoben, wie sehr sie sich anfangs in ihren Mitteln vergriff. Sie war selbst nicht einmal von den Fehlern frei, die sie der bekämpften Richtung vorwarf. Die Ausländerei der Jungen und Jüngsten aus dem neunten Jahrzehnt dieses Jahrhunderts gab derjenigen der siebziger Jahre um nichts nach. Nur die Vorbilder waren andere geworden. An Stelle von Dumas, Feuillet, Sardou waren Zola, Daudet, Norweger und Russen getreten. Auch vom ethischen Materialismus, von innerlicher Liederlichkeit, vom Kultus des bloß Geschlechtlichen sind die Anfänge der Jüngsten nicht freizusprechen.

Aber selbst in diesen äußerlichen Ähnlichkeiten sind von vornherein tiefgehende Unterschiede nicht zu verkennen. Bei den alten Nachahmern war die Anbetung des Fremden bewußt, man hielt es wirklich für wünschenswert, wenn französische Reiser dem deutschen Baume aufgepfropft würden und — man war nicht fähig, in anderen als ausgefahrenen Geleisen sich zu bewegen. Bei den Jüngsten war von vorn-

Digitized by Google

herein ein tief inneres, ursprüngliches Gefühl vorhanden, das nur nicht sogleich die rechten Wege fand; die Nachahmung der Ausländer war mehr äußerlich angeflogen als aus bewußter Überzeugtheit hervorgegangen, sie war etwas, auf das man bei der allgemeinen Ratlosigkeit, bei der Unklarheit der Ziele, bei dem Wirrwarr hin und her streitender Meinungen, mit einem Wort bei der Jugend und Unfertigkeit der meisten Verfasser fast notwendig verfallen mußte. In Deutschland sollte ein in gewissem Sinne Neues erst geboren werden, in Frankreich, Norwegen, Rußland hatte die Bewegung schon eine Strecke der Entwickelung hinter sich; hier lagen bereits gewisse Formen, ein gewisses Positives vor, an das man sich halten konnte. Es war nur natürlich, daß die Jungen, bevor sie ihre eigene Sprache fanden, in den Lauten der Fremden zwitscherten.

Auch nach Seiten der Sinnlichkeit, der Hineinziehung des Geschlechtlichen um seiner selbst willen, lag insofern ein Unterschied vor, als die Jungen in all ihrer Verlotterung gewissermaßen ehrlich blieben. Der Horizont der Älteren reichte selten über Theater und Dressel hinaus, sie wollten gut verdienen, gute Partien machen, sie waren in Lebensführung und Weltanschauung völlig illusionslose Philister, die in Biederkeit und Strebsamkeit ihre Tage fristeten. Aber sie wollten um keinen Preis für das gelten, was sie waren. Sie wollten als diejenigen erscheinen, die den Becher des Lebens bis auf die Neige ausgekostet hatten, die gleichsam jenseits von Gut und Böse stehend der Ideale spotten konnten, weil diese nur „für das Volk" seien, die sittlicher Wallungen überhoben seien, weil diese nur rudimentäre Erbschaften der Urmenschheit, besten Falls Bewegungen der Atome darstellten. Sie hielten das für fein, für vornehm und elegant, für freidenkerisch, des neunzehnten Jahrhunderts einzig würdig. Sie schrieben ihre Zoten nicht, weil sie selbst Wüstlinge waren, sondern weil sie als solche erscheinen wollten.

Bei den Jungen verhielt sich das wesentlich anders. Wenn diese sich als Schweinchen gebärdeten, so *waren* sie auch welche, so weit die ganze Schmutzerei überhaupt etwas anderes war, als vorübergehende Manier. Sie wirkten deshalb, wenn sie ihre Nuditäten herausjagten, einfach gemein, während jene Älteren in ihrem Zwiespalt zwischen gernegroßer Freidenkerei und dem kleinen bangen Philisterherzen zur versteckten Obscönität gelangten, zur Zweideutigkeit, Lüsternheit, Pikanterie — und gerade deshalb die Gefährlicheren waren. Die nackte Gemeinheit wird auf Leute, die sich des Verführens noch lohnen, nur abstoßend wirken; die Raffiniertheit allein, die das Gemeine mit dem Reiz des Geistigen zu umkleiden sucht, ist wirklich gefährlich.

Zum großen Teil aber war, wie schon angedeutet, jenes Betonen des Geschlechtlichen gewissermaßen Modesache. Die Jungen standen meistens nicht tiefer im Banne der Sinnlichkeit als jede Jugend, die gegen rebellisches Fleisch und eine erhitzte Phantasie zu kämpfen hat. Aber sie waren Realisten und gelangten als solche von ihrem obersten Grundsatz aus, daß alles darstellbar sei, auch dazu, Schmutz und Häßlichkeit *um ihrer selbst willen* abzuschildern und zeigten eben dadurch, so paradox es klingen mag, daß sie ihren Beruf als echte deutsche Ideologen nicht verfehlt hatten. Die Franzosen sind ohne Zweifel weit cynischer, weit lüsterner und frivoler mit geschlechtlichen Dingen verfahren als die Deutschen, aber zu einem solchen Grad von Geschmacklosigkeit im Aussprechen *unverhüllter* Fleischlichkeit, zu einer solchen geist- und witzlosen Pornographie, wie sie ein Teil der Jüngsten betrieben hat, sind sie kaum jemals gelangt. Es gehören schon Deutsche dazu, einem starren Prinzip zuliebe sich so sehr über die einfachsten und klarsten Thatsachen des Kunstgefühls hinwegzusetzen.

Gegen das Ausgeführte lassen sich ohne Zweifel in Hinblick auf einzelne Werke, auf bestimmte Verfasser Einwendungen machen. Jeder allgemeine Satz, von einem Erfahrungsgebiet ausgesagt, muß, auf gewisse Einzelerscheinungen angewendet, irgendwie einmal ungerecht erscheinen. Aber es kommt für denjenigen, der nicht überhaupt darauf verzichten will, einen überschauenden, das Wesentliche zusammenfassenden Standpunkt zu gewinnen, darauf an, die vorwiegenden Züge herauszuheben, den Eindruck im großen und ganzen wiederzugeben, dagegen einzelne Erscheinungen, die zwar auch vorhanden waren, aber erst später zur Entwickelung kamen, jedenfalls in ihrer Wichtigkeit noch nicht erkannt wurden, vorläufig beiseite zu lassen.

Die Moderne hat seit ihren Anfängen bis heute — also ungefähr in einem Jahrzehnt — mannigfache Wandlungen durchgemacht. Sie wurde mit ihren Vertretern reifer und selbständiger. Zunächst nach Seiten der Ausländerei. An sich ist einer Litteratur aus ihrer vorläufigen Anlehnung an eine fremde ohne Zweifel kein Vorwurf zu machen. Autochthone Künste im strengen Sinne hat es kaum jemals gegeben; bei den heutigen Verkehrs- und Bildungsverhältnissen sind sie vollends undenkbar. Das Entscheidende dafür, ob eine Kunst oder Kunstrichtung als nachahmend oder selbständig anzusehen sei, liegt offenbar darin, ob sie inhaltskräftig und eigenstark genug ist, das Fremde nur so lange zu benutzen, als es ihr helfen kann, ob es ihr gelingt, alles Aneignungsfähige, Brauchbare in entsprechender Form in sich aufgehen zu lassen, alles Unorganische, Fremdbleibende aber im Verlaufe ihrer Entwickelung von sich abzustoßen, um wieder von dem vollen Strome des eigenen Volkstums getragen zu werden.

Wenn nicht alles trügt, so beginnt sich dieser Prozeß bei den Modernen allmählich zu vollziehen. Was wir lernen konnten vom Auslande, war vor allem das Technische, sozusagen die Methode der Ideeneinkleidung. Hier hat unsere junge Kunst, besonders das Drama ohne Zweifel große Fortschritte gemacht. Sie ist plastischer geworden, gewandter und anschauungsgesättigter; sie will nicht mehr so sehr, vom reflektiven, grüblerischen Philosophen-Temperament der Deutschen verführt, *über* die Dinge reden, als vielmehr diese selbst ihre Sache führen lassen. Das sind ohne Zweifel gegen früher Fortschritte; Fortschritte, die dadurch, daß wir in ihnen vom Auslande gelernt haben, nicht schlechter werden. Die eigentliche Ausländerei liegt auch nach ganz anderer Richtung. Sie wird sich immer mehr in dem Was als dem Wie, mehr im Stofflichen als in der Form geltend machen, soweit eben beides sich getrennt denken läßt. Hier aber beginnt sich vor dem mächtig erstarkten Gefühl nationaler Selbstachtung und vor der rein praktischen Erkenntnis, daß die werteschaffende Kraft nur auf heimischem Boden gedeihen kann, unsere Dichtung mehr und mehr auf die eigensten Besitztümer germanischen Geistes und Gemütes zu besinnen.

Auch die sogenannte konsequente Realistik der jungen Schule macht allmählich einer anderen Methode Platz, wie sogar jenes Wort, das fast mehr Schaden angerichtet hat als die Sache selbst, mehr und mehr aus der Debatte zu verschwinden beginnt. Die meisten der heute noch schaffensfreudigen ehemaligen Jüngsten würden ohne Zweifel Einspruch erheben, wenn man sie schlechtweg als Realisten be-

Digitized by Google

zeichnen wollte. Man hat eingesehen, daß es mit dem Abschildern der Wirklichkeit nicht geht, daß die Wahl, das Herausheben des Wesentlichen, Bezeichnenden, Charakteristischen den Künstler macht, man hat erkannt, daß Zoten und Unflätigkeiten noch keinen Geist beweisen, daß es nicht das Kennzeichen des Genies ist, des Nachts in der Gosse oder an noch anderen Orten zu liegen, daß, wenn auch eine unglückliche Neigung zu Ausschweifungen häufig mit geistiger Begabung verbunden ist, doch gerade in der Überwindung derselben das Genie seine Lebensfähigkeit, seine Durchschlagskraft zu beweisen haben wird. Vor allem aber, man wird sich wieder bewußt, daß der Kleinkram alltäglicher Beobachtung nur ein beschränktes Feld künstlerischer Bethätigung ausmacht, daß eine Dichtung, die ihrer Zeit etwas zu sagen haben will, nur mit Reichtum an großen und befreienden Ideen ihre Aufgabe erfüllen kann.

(Schluß folgt.)

## Maienlust.

Vöglein, sing nicht; Blume, blüh nicht; geht mir all mit eurer Frühlingspracht!
Eine bessere Herzensfreude ist mir kommen über Nacht.

Niemand ahnt es, niemand spürt es, als ich ging auf leisen, leichten Sohlen,
Mir ein Maienkind, ein rosiges, aus dem grünen Park zu holen.

Traute Liederweisen klangen durch den tiefen kühlen Abend hin,
Drüben sprudelte ein Wasser: wem ich da begegnet bin?

Vöglein, sing nicht; Blume, blüh nicht; geht mir all mit eurer Frühlingspracht!
Denn ein wunderlieblich Mädchen fand ich, fand ich über Nacht!

**Ernst Wachler.**

## Vermischtes.

**Über hohe Steuern** klagen heutzutage fast alle Menschen, bedenken aber nicht, daß die Abgaben in alten Zeiten verhältnismäßig drückender waren, als sie es jetzt sind. Unter der Regierung Friedrichs II. besteuerte man Kleider und Perücken, ferner gab es eine Strumpf-, Pantoffel-, Hut- und Kopfputzsteuer. Selbst eine „Jungfernsteuer" gab es. Diese bestand darin, daß jedes Mädchen vom 20. Lebensjahre an, so lange einen Thaler jährlich Steuer zahlen mußte, bis es ihm gelungen war, unter die Haube zu kommen, oder bis es das 40. Lebensjahr erreicht hatte. Th.

**Strafen.** In der deutschen Schweiz wurde zweifache Ehe noch im Jahre 1575 dadurch bestraft, daß man den schuldigen Teil entzweihackte und jedem der betrogenen Gatten eine Hälfte zustellte. Die Blutrache der nächsten Verwandten war gesetzlich. Der Totschläger mußte ihnen beim Begegnen drei Schritte aus dem Wege gehen, oder, war dies unmöglich, ihnen den Rücken wenden, daß sie sein Antlitz nicht sahen. Er sollte kein Wirtshaus und Badehaus besuchen, wohl aber nach Maria-Einsiedel wallfahrten, oder den Erschlagenen einen Jahrtag stiften, oder ein steinernes Kreuz errichten. Th.

**Der Schriftsteller Glaßbrenner** erhielt einst vom Saphir, dem Herausgeber des „Humoristen", die Aufforderung, an seinem Blatt mitzuarbeiten. Der witzige Brief schloß mit den Worten: „Ich zahle Honorar — rar." Glaßbrenner ließ ihn nicht lange auf Antwort warten, sondern schrieb sofort zurück: „Wer mir Honorar — rar zahlt, dem schicke ich Beiträge — träge." Th.

## Weisheit.

Ich weiß ein schönes Land,
Euch allen wohlbekannt,
Und in dem Land ein Städtchen
Und drin ein niedliches Mädchen.
Und ein großes Geheimnis — doch darf ich's nicht wagen
Euch etwas von meiner Weisheit zu sagen,
Denn ihre Lippen, die roten,
Die haben mir's strenge verboten!

**H. Weber.**

## Briefkasten.

Frl. Cl. M in W. Ich muß offen gestehen, daß mich stets ein kalter Schauer überläuft, wenn ich lese, daß eine „Tante" die Gedichte „sehr schön findet". Ich will sicher nichts gegen die sehr ehrenwerte Dame sagen, aber dieses Mal irrt sie sich gründlich. — Frl. A. P. in P. Hofphotograph C. Ruf, Freiburg in Breisgau. — Herrn K. Tr in L. Die „Lieder der Verzweiflung" haben mich ganz in Ihre Stimmung versetzt. Ich glaube, Sie müssen dieser gewissenlosen Anna, die sich so schlecht auf „Nirwana" reimt, den Abschied geben. Wer zu solchen Gedichten Anlaß giebt, kann nicht hart genug gestraft werden. — Frl. B. Ph. in Br. Daß Sie „im Felde so für sich gingen" und „nichts suchen wollten" als Blumen, beruht jedenfalls auf Seelenverwandtschaft mit Goethe; nur ist dieser im Walde so gegangen. Daß Sie jedoch ein ganzes Vogelnest nach Hause brachten, ist strafbarer Waldfrevel. Da die Muse ihn durch das schlechte Gedicht schon an Ihnen gerächt hat, will ich milde jedes weitere Urteil für mich behalten. — Den Herren: stud. Kl. in L.; O. L. in Fr.; C. A. in H.; R. D. in Gr. K.; Primaner in A.; — den Frauen: „Blondchen"; C. O. in C.; A. Reich in St.; X. 100; D. v. Sch.; Fr. Dr. E. Z. in W. N.; Röschen. Berlin NW.: Der Papierkorb dankt seufzend.

## Inhalt der No. 35.

Sein oder Nichtsein. Roman von Robert Schweichel. — Haus Dobendorf. Roman von A. Marby. Forts. — **Beiblatt:** Aus einer Epistel an einen Jugendfreund. Von Adolf Wilhelm Ernst. — Frauenleben in Rumänien. Von M. Olivar. — Mitternacht. Von Ottokar Stauf von der March. — Ein Kämpfer. Von Georg A. Albert. Schluß. — Am Lebensweg. Von M. Reinhold. — Moderne Dichtung. Von Paul Mahn. — Maienlust. Von Ernst Wachler. — Vermischtes. — Weisheit. Von H. Weber. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

# Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 36.


## Sein oder Nichtsein.

Roman

von

**Robert Schweichel.**

(Fortsetzung.)

Ritter kam nicht dazu, zu antworten, denn eben erschienen die beiden Fräulein von Wetterkorn und Anny auf der Terrasse und Heinz folgte ihnen. Sie waren auch neugierig, den Erben von Angesicht zu Angesicht kennen zu lernen, und Frau Steinwehr stellte sie vor. Wenn Anny eitel gewesen wäre, so hätte sie sich keine günstigere Folie wünschen können, als die beiden Fräulein. Es waren zwei hagere, in der Stubenluft entfärbte und dürftig entwickelte Pflänzchen, während Anny wie ein Röslein blühte und glühte, und die kleine Verlegenheit, in der sie vor dem Gaste ihren Knix machte, ließ sie besonders lieblich erscheinen. Ihrem Bruder schüttelte er kordial die Hand, als ob sie seit langem die besten Kameraden wären. Er wußte die Menschen zu nehmen, und nicht nur die Frau Majorin machte im Laufe des Nachmittags die Erfahrung, daß ihm weder Titel noch Rang imponierten und er sich allen gegenüber mit der natürlichsten Ungezwungenheit bewegte. Eher schien er sich den andern überlegen zu fühlen, selbst dem Herrn von Wetterkorn, der doch im wilden Toben der männermordenden Schlachten gestanden hatte.

„Also Sie waren wirklich in dem schwarzen Erdteil?“ fragte dessen Gattin neugierig.

„Nun, man kann Nordafrika, welches ich allerdings bereist habe, kaum als schwarz bezeichnen,“ antwortete Ritter verbindlich.

„Es waren Studienreisen, die Sie dorthin führten?“ fragte Frau Helene jetzt, und Ritter versetzte:

„Es wird Ihnen bekannt sein, daß in Algier, Tunis, bis in die Wüste hinein noch manche Trümmerstätten aus der Römerzeit zu finden sind. Auch wollte ich mich in den Orient versenken, den man in Tunis noch ziemlich unberührt von europäischer Kultur findet, wollte einmal dem Geiste der Einsamkeit, der lautlos durch die Wüste schreitet, in das Glutenantlitz schauen.“

„Hoffentlich hatten Sie dabei auf den Durst vorgesehen,“ scherzte Herr Brunner, und der Hausherr rief Bravo und gab Anny ein Zeichen, welche bald darauf mit einer im voraus bereiteten Maibowle und Gläsern erschien.

„Ausgezeichnet!“ murmelte der Kreisrichter, nachdem er den Trank gekostet hatte, und nickte Herrn Steinwehr zu. „Besser hätte ich sie auch nicht brauen können, und Ihr wißt, alter Freund, das will viel sagen.“

Er sagte es nur leise, denn die Damen waren mit Ritter in ein eifriges Gespräch gekommen und er las in den glänzenden Augen der Hausfrau etwas wie Mißbilligung seiner Unterbrechungen. Eben hatte die Frau Majorin das Wort ergriffen, um zu erklären, daß sie den Orient zwar äußerst interessant fände, aber doch darin Maß und Harmonie vermißte.

„Ich sollte indes meinen, daß auch die Phantastik des Orients ihr Gesetz hat, wie beispielsweise das Märchen,“ wandte Frau Helene ein, „wenn das Gesetz auch die Grenzen des Schönen weiter ausdehnt, als wir Nordländer sie zu ziehen gewöhnt sind.“

„Es ist, wie Frau Steinwehr sagt,“ äußerte Ritter lebhaft. „Der Orient ist für uns Nordländer ein lebendiges Märchen. Und auch Sie, gnädige Frau, würden dem Zauber seiner Phantastik und Farbenpracht nicht widerstehen können.“ Und als wollte er gleich den Beweis dafür beibringen, so begann er seine Reiseeindrücke zu schildern. Er beherrschte das Wort, ohne ein Schönredner zu sein, und deutete mehr an, als daß er ausführte. Die noch frischen Erinnerungen färbten seine Skizzen wärmer und wärmer, und die Anwesenden lauschten gespannt. Die Stickereien, welche die Töchter des Majors nach dem Beispiel der Mutter zur Hand genommen hatten, während Anny, wie sie es gern that, sich an die Schulter Helenens schmiegte, sanken




Digitized by Google

achtlos in den Schoß und die weiblichen Augen hingen an den roten Lippen des Erzählers. Es wiegten sich über den Zuhörern die Wipfel der Palmen im Nachtwinde, der Quell murmelte in der Oase. Am Himmel stand der Mond, unter den Palmen brannte das Lagerfeuer und warf sein rotes Licht auf die braunen bärtigen Gestalten in ihren weißen Mänteln, auf die ruhenden Kamele und grasenden Pferde. Es raunte die Stimme des Märchenerzählers, dem die andern andächtig lauschten, indem sie blaue Rauchwölkchen aus den Tschibuks sogen, und um sie die starrende Wüste, deren Totenstille nur zuweilen das ferne Bellen eines Schakals unterbrach.

„Apropos, Wüste," nahm Herr Steinwehr dem Erzähler das letzte Wort vom Munde. „Was halten Sie von dem Projekt, das Mittelmeer dort hineinzuleiten?"

Der Bann war gebrochen. In den Mienen der andern zuckte es unmutig auf. Die beiden Frauen erhoben sich, um auf der Terrasse zu promenieren. Ritter benutzte den lebhaften Streit, der sich über das angeregte Thema zwischen den drei Herren entsponnen hatte, um sich den beiden Damen anzuschließen. Frau von Wetterkorn machte Ritter Komplimente über sein Erzählertalent. Frau Helene schwieg nachdenklich. Der ersteren schlug jedoch bald das Gewissen wegen ihrer Unthätigkeit, und als man wieder einmal dem Tische nahe kam, kehrte sie zu ihrer Sklavenarbeit zurück.

„Haben Sie Ihre Reiseerlebnisse nicht aufgezeichnet?" fragte Helene, als sie darauf mit Ritter allein dem Ende der Terrasse zuschritt.

„Zu welchem Zwecke hätte ich das thun sollen?" fragte er dagegen.

„Damit diejenigen, welche an die Scholle gebunden sind, in den Stand gesetzt werden, sich gleichfalls an dem zu erfreuen, was Sie genossen."

„Was ich sah, ist bereits unzählige Male beschrieben und abgebildet worden," versetzte er, und sie erwiderte:

„Aber nicht so, wie Sie es sahen, wie Sie es in sich aufgenommen haben. Sie sollten das Versäumte nachholen."

„Nein, nein," wehrte er sich lebhaft. „Lassen Sie abgethan sein, was hinter mir liegt. Neben dem Schönen, das Sie vermuten, würden Sie nur zu viel Unschmackhaftes finden. Man kann von einem Dornenstrauch keine Feigen oder Trauben erwarten. Auch bin ich kein Mann der Feder und ich bin dessen froh."

Sie waren stehen geblieben und Helenens Auge ruhte nachdenklich auf ihm. Nach einer Weile sagte sie:

„Sie thun sich wohl selbst unrecht. Was ich aber nicht verstehe, ist, daß alle die reichen Eindrücke, die Sie auf Ihren Reisen empfangen haben, nicht imstande gewesen sind, Sie zum Schaffen anzuregen."

Er zuckte die Achseln.

„Vielleicht fehlte mir der Sporn der Not. Ich hatte nämlich das Unglück, von meinem Vater ein großes Vermögen zu erben. Doch liegt es wohl daran, daß in der Menschheit überhaupt das Kunstvermögen erschöpft ist. Unsere Zeit gehört den praktischen Wissenschaften, und auf ihrem Gebiet hat der menschliche Geist so Großes, so Geniales geleistet, wie nur je ein Praxiteles oder Michelangelo in der Kunst."

„Dann aber begreife ich nicht, wie Sie einen Kunstberuf haben wählen können," rief Helene.

„Es war vielleicht ein mir unbewußter symbolischer Zug, der mich veranlaßte, es mit einer Kunst zu versuchen, welche die mir selbst fehlende Harmonie mehr als jede andere repräsentiert. Wahrscheinlicher noch war es die Eitelkeit, auch ein Künstler sein zu wollen, ein Selbstbetrug, ein Schwindel, wie der Herr Major sagen würde."

Er lachte. In den Brauen der schönen Frau zuckte es leise und sie sagte:

„Bitte, lachen Sie nicht!" Lebhafter fuhr sie fort: „Wie kann man nur so sich selbst verhöhnen, wie Sie es gern zu thun scheinen. Ich habe es nie glauben wollen, daß es Menschen giebt, die aus allem Gift saugen."

„Nicht aus Ihrer Huld!" rief er lebhaft. „Wenn ich das Glück gehabt hätte, Ihnen früher zu begegnen, vielleicht — vielleicht hätte ich alsdann gelernt, in dem, was andere schön, groß, der Liebe und des begeisterten Strebens wert erachten, nicht hohle Götzenbilder zu sehen, mit denen die Menschen sich selbst belügen."

Er beugte sich über ihre Hand, und sie ließ es erschüttert geschehen, daß er seine Lippen darauf drückte.

In der nächsten Minute schritt sie zur Gesellschaft zurück. Er blieb noch eine Weile stehen und zupfte mit nervösen Fingern an den Blättern eines Oleanders.

Unterdessen war Anny unbemerkt verschwunden und als die Gäste sich jetzt verabschieden wollten, war bereits die Tafel im Gartensaale gedeckt.

Ritters Absicht, die Hausfrau zu Tisch zu führen, wurde durch den Major vereitelt. Der Hausherr führte dessen Gattin. Dafür kam Ritter dem Kreisrichter zuvor, der Anny den Arm bieten wollte und nun die Ehre hatte, das ältere Fräulein von Wetterkorn zu geleiten. Heinz hatte sich bereits dem jüngeren Fräulein angetragen.

Die Tafel war, um die Helle des langen Tages auszunützen, in die Nähe der offenstehenden Fenster und der doppelt geflügelten Glasthür gerückt, und nahmen die Speisenden nur die eine Langseite und die beiden Schmalseiten ein, so daß jeder einen freien Blick auf den blühenden Garten und den Wald hatte, über dem das Abendrot glühte. Anny, welche mit Ritter an der einen Schmalseite saß, war anfangs etwas befangen, und Heinz, der mit seiner Dame ihr gegenüber seinen Platz hatte, neckte sie durch pantomimische Unterwürfigkeit wegen der Auszeichnung, die ihr zu teil geworden war. Da warf sie denn herausfordernd das Köpfchen auf und fand ihre Unbefangenheit um so schneller wieder, als ihr Nachbar gar keinen Versuch machte, wie sie gefürchtet hatte, mit ihr von hohen Dingen zu reden, sondern ganz

Digitized by Google

schlicht und harmlos mit ihr plauderte. Leider konnte sie ihm mitunter nur ein halbes Gehör leihen, weil sie ein Auge auf die Bedienung haben mußte. Um so lebhafter wandte sie sich nach solchen Unterbrechungen ihm wieder zu, und ihm gefielen ihre munteren, verständigen Äußerungen.

Die Unterhaltung wurde bald allgemein. Der Gutsherr entfaltete seine gesellschaftlichen Talente, der Kreisrichter warf seine schalkhaften Bemerkungen hinein und selbst Herr von Wetterkorn taute mehr und mehr auf. Frau Helene wußte geschickt die Unterhaltung am Zerflattern zu verhindern, wie sie es verstand, zu neuen Thematen hinüberzuleiten. Scherz, Humor und mancher gute Einfall sprangen wirkungsvoll auf und Ritter steuerte reichlich dazu bei. Der von dem Abend entfesselte Blumenduft, der aus dem Garten hereinschwamm, die von Krystall funkelnde Tafel, das silberhelle Lachen seiner reizenden Nachbarin, die Schönheit der ihm schräg gegenübersitzenden Hausfrau wirkten mit, um seine Erregung zu steigern. Er glich einem Taschenspieler, einem Feuerwerker, jetzt streute er Blumen mit vollen Händen aus, jetzt ließ er Schwärmer steigen und im Platzen die Gesellschaft mit farbigen Leuchtkugeln überschütten. Die unbedeutende Äußerung eines anderen wurde unter seiner Berührung ein funkelndes Ding, und sein Geist lockte Geist aus den anderen.

„Diese Künstler sind doch eigenartige Menschen," flüsterte der Major seiner Nachbarin zu. „Ihre Nerven sind von einer Erregbarkeit, wie — wie —"

Er brach verlegen ab.

„Wie die der Frauen," ergänzte Frau Helene mit einem Lächeln. „Sagen Sie es nur heraus."

Sie hob die Tafel auf.

Während die Gesellschaft zerstreut im Garten promenierte, stand Ritter an einem der Balkonpfeiler, lockerte sich mit den Händen das dunkle Haar und sein nachglühendes Auge hing an dem Walde, über dessen Wipfel die Sterne aufzudämmern begannen. Ein Kleid rauschte. Helene stand neben ihm.

„Wie können Sie sich selbst so übersteigern?" fragte sie vorwurfsvoll. „Ich habe Sie bei Tische beobachtet. Welch ein Dämon ist es nur, der Sie treibt, sich selbst zu zerstören. Denn das müssen Sie auf diese Weise."

Er lächelte, deutete mit der Linken nach dem Firmament, blickte aber dabei Helene in die Augen und sagte:

„Geben Sie mir einen Stern, nach dem ich steuern könnte."

Der Kreisrichter trat dazu und scherzte: „Jetzt steuern wir nach Hause. Freund Steinwehr läßt anspannen."

Als die Gäste einstiegen, war Ritter verschwunden und man rief vergebens nach ihm.

---

## Fünftes Kapitel.

Der folgende Tag brachte Regen. Ritter wollte den Vormittag dazu benutzen, um mit dem Nachlaß seiner Tante aufzuräumen und begab sich nach seinem Hause. Die Räume desselben waren jetzt von der Dienerin, die das alte Fräulein bis zu ihrem Tode um sich gehabt hatte, gesäubert. Bei dem grauen Himmel, von dem der Regen auf das Blattwerk draußen fort und fort niederrauschte, machten ihm die Zimmer mit ihrer peinlich strengen und steifen Ordnung eine doppelt frostige Miene. In dem Schreibtisch der Verstorbenen suchte er sämtliche Papiere zusammen. Er fand darunter einige Hefte, welche als Tagebücher bezeichnet waren, und nur wenige Briefe, dagegen eine Menge Rechnungen, welche er aussonderte, nebst den Briefen in den Ofen warf und mit einem Streichhölzchen seines Taschenfeuerzeuges in Brand steckte. Die Hefte schlug er dagegen in einen Bogen Schreibpapier und schrieb nach kurzer Zögerung mit Bleistift darauf, denn das Tintenfaß auf dem Schreibtisch war ausgetrocknet: „Uneröffnet an Frau Helene Steinwehr auf Buchau zu übergeben", und darunter seinen Namen. Sie war ja eine Freundin der Verstorbenen gewesen, und für sie mochten die Tagebücher besonders von Interesse sein. Er wollte mit den Lebenden nichts mehr zu thun haben, geschweige denn mit den Toten. Unruhigen Schrittes begann er durch die Zimmer hin- und herzuschreiten; zuweilen trat er an eins der Fenster, blickte eine Weile in den Regen hinaus und nahm dann seine Promenade wieder auf.

Die Gedanken, welche dunkler und dunkler sein Haupt umflatterten, waren nicht mehr jung. Sie hatten ihn heimgesucht in der Wüste, waren zu ihm herangekrochen unter den Ruinen des alten Rom, hatten sich in den Gläserklang gemischt, mit dem seine Freunde in Berlin seine Wiederkehr gefeiert hatten. Er empfand ein Grauen vor dem Leben und sah nirgends einen Zweck, es länger fortzuführen. Alle Äste, an die er sich angeklammert hatte, waren entweder unter seiner Hand zerbrochen oder er mißtraute ihrer Haltbarkeit. Nichts forderte seine Energie heraus, und das Gefühl der Reue, welches den Wunsch erzeugt, das Leben noch einmal und besser anzufangen, war ihm fremd. Er wußte, daß es genau so wieder werden würde, wie es gewesen war. Aus dem Erdreich, in dem er wurzelte, konnte kein anderer Baum erwachsen, hatte kein anderer erwachsen können. Wie oft hatte er den Vater alles ideale Streben in schneidiger oder geistreicher Weise als eine Kinderkrankheit, welche die Menschheit in ihrer Entwicklung glücklich überstanden hätte, verspotten, wie oft ihn den Beweis führen hören, daß das Leben nicht aus Ideen, sondern aus Thatsachen sich auferbaue, und die Annahme einer sittlichen Weltordnung vor der positiven Herrschaft des Egoismus zu Schanden würde? Und Lehre und Beispiel waren an dem Heißblütigen um so weniger verloren, als er in seiner Umgebung kaum etwas anderes sah und hörte, selbst unter den Künstlern nicht. Die Liebe, welche litt

Digitized by Google

und duldete, konnte seine Ritterlichkeit herausfordern, aber den Lebensdurstigen nicht zurückhalten von der Umarmung der lachenden Welt mit ihren verführerischen Reizen.

O, er hatte sie gründlich kennen gelernt, die lachende Welt, und das Ergebnis war kalte innere Leere. Der Luxus, der Wein, das Spiel, der stete Wechsel des Reisens, die Gunst schöner Frauen, nichts vermochte mehr dies Gefühl hinwegzutäuschen. Er war hoffnungslos wie der Polarfahrer, dessen eingefrorenes Schiff von den Eismassen unfehlbar zerdrückt werden muß, wenn nicht ein Wunder geschieht.

Auch auf ein Wunder hatte er gebaut, so manches Mal, und in dem Hauch eines Frauenmundes den warmen Atem zu spüren vermeint, der die Eiskruste um sein Herz schmelzen würde. Hatte ihn doch das Beispiel der eigenen Mutter gelehrt, daß wahre weibliche Liebe getreu bleibt bis zum Tode, und Leid sie nur härtet wie Feuer und Wasser den Stahl. Aber er hatte an sich selbst nur den Wankelmut, die Flatterhaftigkeit und Selbstsucht des weiblichen Geschlechtes erfahren und vor allen Dingen: er setzte kein Vertrauen in seine eigene Beständigkeit und Treue.

Er hatte das Gesicht in die Hände gelegt und saß unbeweglich.

Nein, es konnte kein Wunder geschehen, er konnte an kein Glück in der Liebe glauben. Auch sie hatte es nicht gefunden: Helene! Sie konnte sich in ihrem Zustande nicht befriedigt, geschweige glücklich fühlen; er wußte es. Stand es nicht auch in ihren dunkeln, tiefen Augen? O, diese Augen, wie sie blicken konnten! Ihre Schönheit umloderte ihn wie mit Flammen, und es klang fast wie ein Schrei, mit dem er aufspringend sich gegen sie wehrte. Er fühlte, daß er sie in seine Arme reißen, ihren Nacken unter seinem Kusse beugen könnte. Aber dann? Ein ernüchtertes Erwachen zu der alten eisigen Leere. Wohl erschien sie ihm als eine Frau, die über das Maß des Gewöhnlichen hinausragte, aber darum konnte das Ende kein anderes sein, und eben darum wollte er sie nicht ins Verderben reißen. Daß die himmelhochschäumende Seligkeit selbst in ihren Armen enden mußte, wie sie immer geendet hatte, eben daran hatte er erkannt, daß es für ihn keine Rettung mehr gab. Und diese Erkenntnis hatte seinen Entschluß zur Reife gebracht.

Am Nachmittage suchte Ritter den Kreisrichter in seiner Wohnung auf und wurde von dem jovialen Junggesellen, der im Schlafrock und mit der Pfeife bei seinen Akten saß, eine Tasse selbstgebrauten Kaffees neben sich, mit offenen Armen empfangen. Trotz Ritters Protest machte er sich sofort daran, mit seiner Kaffeemaschine in eine zweite Instanz zu gehen, und erst als der Mokka vor dem im bequemen Lehnstuhl installierten Gaste duftete, gestattete er diesem, von dem Zwecke seines Besuches zu reden.

Es überraschte den Kreisrichter nicht, als er von dem Hause des Fräulein von Kürstein zu sprechen begann. Schon bei dem Champagnerfrühstück in der Post hatte er ein Wort davon fallen lassen, daß er sich des Grundstückes so rasch wie möglich entäußern möchte. Aber es war nicht seine Absicht, den Verkauf dem Kreisrichter zu übertragen, wie dieser vermutete. Er hatte einen anderen Plan. Er wollte das Grundstück der Stadt schenken unter der Bedingung, daß es zu einem Krankenhause für die städtischen Armen verwendet würde.

Der Kreisrichter blickte ihn überrascht über die Gläser seiner Brille an, und nach einer Weile sagte er kopfschüttelnd:

„Alle Achtung vor Ihrer großmütigen Intention; es wäre aber ein Nessusgeschenk. Falkenhausen ist so arm, daß ich nicht weiß, wo es die zur Einrichtung des Hospitals nötigen Mittel hernehmen soll. Das übrige ließe sich wohl schaffen, und ich bin überzeugt, daß unser vortrefflicher Doktor Semmler die Praxis in der Anstalt gratis übernehmen wird."

„Nun, dem Übelstand wäre leicht abzuhelfen," versetzte Ritter gleichmütig. „Es war ohnehin meine Absicht, das gesamte Inventar des Hauses gerichtlich versteigern zu lassen und den Ertrag dem Hospital zuzuwenden. Nehmen wir von dem mir zugefallenen Erbe noch zwanzigtausend Mark dazu, so wird's wohl reichen."

„Alle Wetter, die Erbschaft muß Ihnen gewaltig in der Tasche brennen," rief der Kreisrichter. „Sie werden noch schneller damit fertig als der Rodensteiner mit seinen drei Dörfern."

Er lachte, ergriff die Hand Ritters und schüttelte sie.

„Und Sie wollen die Güte haben, die Schenkungsakte aufzusetzen?" fragte Ritter.

„Versteht sich, mit Freuden," versicherte Brunner eifrig, und Ritter fragte von neuem, ob die Ausfertigung des Instruments viel Zeit erfordern würde.

„Es drängt Sie, uns den Rücken zu kehren," lächelte der Kreisrichter. „Nun, ich kann es Ihnen nicht verdenken. Solche Nester sind nur für stille Gemüter und Sie scheinen mir für ein idyllisches Dasein nicht gerade veranlagt zu sein." Er lachte wieder und schloß mit der Versicherung, daß das Dokument bis auf des Gebers Unterschrift am folgenden Vormittag fertig sein sollte.

Ritter dankte und bat um Verschwiegenheit, solange er noch in Falkenhausen sich aufhielte.

Der Kreisrichter versprach sie und lenkte die Unterhaltung auf den gestrigen Nachmittag in Buchau und auf Ritters plötzliches Verschwinden vor der Heimfahrt. Ritter erwiderte, daß er es vorgezogen hätte, den Weg zu Fuß zurückzulegen, um die köstliche Nacht zu genießen. Im übrigen war er einsilbig und zerstreut und empfahl sich bald.

Zu Hause ließ er sich eine Flasche Wein auf sein Zimmer bringen und setzte sich zu seiner Schreibmappe, um seine letztwilligen Bestimmungen, die er bereits aufzusetzen begonnen, zu vervollständigen und zu beenden. Er hatte unter seinen näheren Bekannten manchen Schuldner; sein Tod sollte sie ihrer Verbindlichkeit gegen ihn entlasten. Es sollte keiner vergessen werden, und er sann und schrieb und sann wieder. Zuletzt schrieb er auf ein Blatt, das er mit seinem Namen unterzeichnete: „Zum Lohn für langjährige treue Dienste", legte tausend Mark hinein

Digitized by Google

und steckte es in ein Couvert. Das Geld war für die alte Dienerin seiner Tante bestimmt.

Und nun! Sollte er von der Bühne ohne ein letztes Wort an diejenige abtreten, in deren Augen er sein Todesurteil gelesen hatte? Was konnte, was durfte er Helene sagen? Er hatte an sich ihre Macht verspürt, die Lippen zu öffnen, und er empfand den Drang, ihr alles zu sagen. Alles? Auch den Anteil, den sie unwissentlich daran hatte, daß er das Band zersprengte, welches die Atome seines Daseins zusammenhielt? Unmöglich. Und dennoch, wie süß, wie unendlich süß mußte es sein, ihr alles, was seit Jahren verschlossen in ihm gegoren hatte, nicht zu schreiben, sondern zu sagen! Ein Moment der Schwäche kam über ihn. Er zwang ihn nieder und begann zu schreiben, zerriß den Brief und fing ein zweites, ein drittes Blatt an, welche demselben Schicksal verfielen. Sein Atem ging schwerer und schwerer. Er brachte nichts zu stande. Lange saß er, beide Hände im Haar vergraben, und starrte vor sich hin. Endlich griff er wieder zur Feder, und nun schrieb er ohne zu stocken, Bogen auf Bogen, bis es dunkel wurde. Die Dunkelheit trat heute früher als gewöhnlich ein, denn der Himmel hatte sich mit einer gleichförmig grauen Wolkendecke überzogen. Sollte auch Helene vielleicht nie ein Wort von seinen Bekenntnissen lesen, so hatten sie doch seine Seele befreit.

Er dehnte die Brust und warf sich aufs Sofa.

Lange lag er da mit geschlossenen Augen, doch ohne zu schlafen.

Sein Denken war wieder bei Helene angelangt.

„Das ist ein Kopf, der selbständig denkt," redete er mit sich, „und mehr als das, sie hat den Mut ihrer Meinung. Es ist ein genialer Zug in der Frau. Um so schlimmer," fügte er nach einer Weile hinzu und fragte sich, warum die Natur eigentlich solche Weiber hervorbringe. „Sie passen nirgends in unsere sozialen Verhältnisse hinein. Überall stoßen sie an und stoßen sich wund. Die Natur kümmert sich freilich nicht darum, sondern experimentiert ruhig fort, gleichviel was daraus wird. Ihr Geschöpf mag sich selbst Rat wissen. Und auch dieses Geschöpf ist an einen Gesellen geschmiedet, der nicht weiß, was er an ihr hat und es nicht wissen will."

Eine Weile blieb es still in ihm. Dann ging es wie ein Seufzer durch die Nacht, und in der nächsten Minute wehrte er das Bild mit einer düsteren Entschlossenheit ab.

Der Wächter verkündete auf dem Marktplatz die elfte Stunde. Bei seinem Rufe öffnete Ritter die Augen und fand sich im Dunkeln. Er zündete die beiden Stearinkerzen auf der Kommode an und entnahm seinem Koffer ein ledernes Futteral, in dem sein treuer Begleiter auf allen Reisen steckte.

„Du solltest mich im Notfall gegen Feinde schützen," sagte er, indem er das Futteral öffnete und dem im Kerzenschein blinkenden Revolver zunickte. „So schütze mich denn gegen den argen Feind, der mich an die Qual des Lebens fesseln will. Den Tod in der Schlacht nennen sie Heroismus; wer freiwillig aus dem Leben geht, den möchten sie als Feigling brandmarken, als ob es leichter wäre, in das Nichts zu versinken als in das Paradies einzugehen." Um seine bärtigen Lippen züngelte ein Hohn.

Aber er legte die Waffe wieder aus der Hand. Noch war das Dokument zu unterzeichnen; und sollte er es überhaupt hier vollbringen, sollte er wie ein Theaterheld vor diesem Publikum von Kleinstädtern enden? Nein, mochte es lieber dort geschehen, wo der Strom des Lebens täglich über ein solches Ereignis fast unbemerkt hinwegflutet und es mit sich in den Lethe reißt. Eine Zeitungsnotiz, die, wie gelesen so vergessen war, und ihr vielleicht nie zu Gesicht kam.

Er trug die Kerzen auf den Tisch und setzte sich wieder zu seiner Schreibmappe.

Als er endlich die Feder hinwarf und an das Fenster trat, dämmerte ihm der Tag entgegen. Die kurze Nacht war entflohen. Es regnete nicht mehr, und eine bleiche Helle überzog den Himmel, während die Häuser und den Marktplatz ein schmutziges Grau bedeckte. Ein Hahn krähte in der Ferne. Wie fröstelnd kroch der Tag über die Dachfirsten. Ein Schwalbenpaar flog pfeifend über den Platz. In den Gärten begannen die Spatzen zu lärmen. Matte Rosen erblühten in den zerrissenen Wolken. Ritter beobachtete mit düsterem Auge die zunehmende Helle. Er löschte die Lichter aus und warf sich in seinen Kleidern auf das Bett.

## Sechstes Kapitel.

Erst um Mittag erwachte Ritter aus einem schweren, traumlosen Schlafe. Er fühlte keine Erquickung, und der Kopf war ihm eingenommen wie nach einem Gelage. Mit einem bitteren Gefühl warf er Briefmappe und Waffe, die er hatte liegen lassen, in den Koffer zurück und begab sich in das Gastzimmer. Ein Bote von Herrn Steinwehr war mit einem Billet, auf das er Antwort bringen sollte, am Morgen dagewesen, hatte sich aber nach längerem Warten wieder entfernt, weil Ritter das Pochen an seiner Thür unbeachtet gelassen hätte. Herr Steinwehr lud ihn ein, da der Tag schön zu bleiben verspreche, eine Reitpartie zu unternehmen, und bezeichnete die Stunde, um welche er Ritter abholen würde. Diesem war es, als ob man aus einer anderen Welt an ihn schriebe, zu ihm spräche, als ob er der Erde nicht mehr angehörte. Sie berührte wohl noch seine Sinne, aber nicht mehr seinen Geist. Eine dumpfe Schwere lag auf ihm. Seine Augen betrachteten die Wände, die mit den Scenen einer Eberjagd grob und grell bemalt waren, aber sie sahen nichts; er blätterte in alten Zeitungen, aber er las nicht. Die inzwischen eingelaufene Schenkungsakte, die von einem verbindlichen Schreiben des Kreisrichters begleitet war, lief er flüchtig durch und legte sie wieder aus der Hand. Der ab- und zugehende Kellner meldete ihm, daß serviert sei, aber er erinnerte sich nicht, etwas bestellt zu haben. Bei dem Anblick der Speisen machte jedoch die lang vernachlässigte Natur ihr Recht geltend, und er aß mit großem Appetit.

Digitized by Google

Nach Tisch packte er seinen Koffer, ließ sich die Rechnung geben, um zur Abreise mit dem Abendzug fertig zu sein. Kaum war er damit zu stande, als sich auf dem Marktplatze vielfacher Hufschlag vernehmen ließ. Der Gutsherr von Buchau war es, von seiner Tochter begleitet; ein Stallknecht ritt die für Ritter bestimmte schwarze Rappstute.

Herr Steinwehr begrüßte Ritter mit einem Scherze über sein langes Schlafen und dieser antwortete in derselben Weise. Er that es mechanisch, gedankenlos; er befand sich wie in einem Banne, der nicht brechen wollte. Anny nickte ihm mit einer zutraulichen Freundlichkeit zu, und er lächelte.

„Ganz Europa schaut auf Ihren Aufstieg," rief der Gutsherr mit einem komischen Pathos und zwinkerte mit den Augen nach den Häusern am Ring, aus deren Fenstern manche Neugierigen auf die Gruppe blickten, und vor dem Gasthofe hatte sich, wie aus der Erde gestampft, eine Schar barfüßiger Buben eingefunden. Sie gab auch den Reitern fast bis zu den Scheunen, wo sie die Stadt verließen, das Geleit.

Nach kurzer Strecke bogen dieselben rechts von der Chaussee ab, um, dem Vorschlage des Gutsherrn folgend, auf Feld- und Landwegen im weiten Bogen schließlich Buchau zu erreichen. Die durstige Erde hatte den Regen des vorigen Tages aufgetrunken und es wehte ein kühler, ziemlich scharfer Wind. Man trabte und galoppierte abwechselnd, und Ritters Blut erwärmte sich allmählich. Die kräftige Bewegung, die frische Luft, das saftige Grün, in dem Hecken und Bäumen, Wiesen und Felder glänzten, die Gesellschaft, in der er sich befand, tauten den Gedanken hinweg, in dem das Innere Ritters gleichsam gefroren war. Es reizte ihn, so gut geschulten Reitern, wie seine Begleiter waren, zu beweisen, daß er kein Sonntagsreiter sei. Denn auch Anny regierte ihren Zelter mit völliger Sicherheit und es lohnte wohl der Mühe, vor einer so anmutigen Amazone sich zu bewähren.

Ihre schlanke Gestalt nahm sich in dem enganschließenden, lang herabwallenden Reitkleide sehr vorteilhaft aus. Ihre Augen strahlten vor Vergnügen und sie war nur bedacht, es ganz zu genießen. Nichts lag ihr ferner, als gefallen zu wollen. Sie betrug sich mit kindlich heiterer Unbefangenheit, und ihrer Lebhaftigkeit gehorchend, jagte sie wiederholt den Herren voraus und blickte dann herausfordernd zurück. Ritter widerstand den Verlockungen zum Wettritt nicht, während der Vater gemächlicher folgte und sich an den nebeneinander dahinfliegenden Gestalten weidete.

„Potztausend, das hat die Kleine gut gemacht," rief er einmal und verhielt unwillkürlich seinen Goldfuchs.

Das Paar war in gestrecktem Galopp an eine ziemlich scharfe Krümmung des Weges gelangt und Ritter bereits um Kopfeslänge seiner Begleiterin voraus, als diese durch eine geschickte kürzere Wendung den Vorteil wieder auf ihre Seite brachte und Ritter hinter sich ließ. Triumphierend wandte sie ihm ihr hübsches Gesicht zu, und er bekannte sich galant für überwunden.

Langsam ritten sie nebeneinander weiter.

„So ist es immer im Leben," sagte Ritter. „Es ist einmal unser Geschick, von Schönheit und Anmut besiegt zu werden."

„Wie komisch das auf freiem Felde klingt," lachte sie. „Angesichts der Wiesen und Felder und der Sonne halten die Komplimente nicht Farbe. Sie müssen mir überhaupt keine Komplimente machen. Wenn ein Mann, der wie Sie so weit in der Welt herumgekommen ist, einem jungen, unbedeutenden Mädchen so hübsche Dinge sagt, so kann das nur Spott sein. Da Sie mich nicht kennen, so haben Sie mich natürlich dadurch nicht beleidigen wollen, und so ist's gut."

Das gefiel ihm, flößte ihm selbst ein wenig Respekt ein.

„Aber wie dann, wenn es kein Kompliment, sondern Wahrheit ist?" fragte er, und sie versetzte mit lachenden Augen:

„O, auf das Glatteis führen Sie mich nicht! Sagen Sie es den Leuten denn auch ins Gesicht, wenn Ihnen etwas an ihnen nicht gefällt?"

„Das wäre wieder unhöflich," er mußte nun auch lachen.

Ihr frisches Wesen that ihm wohl wie der kühle Wind seiner heißen Stirn.

Der Vater kam heran. Die Unterhaltung nahm eine andere Wendung und nach einer Weile sagte Herr Steinwehr, auf einen Kirchturm deutend, der seitwärts am Horizont sichtbar wurde:

„Mein Fuchs verlangt danach, seine Beine tüchtig zu strecken. Nehmen wir den Kirchturm. Das Terrain ist günstig und an einigen Gräben und Zäunen fehlt es auch nicht. Also vorwärts!"

Er sprengte sein Pferd an und die anderen folgten seinem Beispiel. Leicht setzten sie über den Graben, der die Straße von einem weiten Blachfelde trennte, und mächtiger griffen die feurigen Tiere im Wetteifer miteinander aus. Da war ein Zaun. Hinüber ging es im kühnen Sprunge und weiter stürmten Roß und Reiter über Wiesen, Gräben und Hecken. Die Leute, welche auf den Feldern beschäftigt waren, blickten ihnen wohlgefällig nach. Herr Steinwehr, den sie alle kannten, saß wie aus Erz gegossen auf seinem großen feurigen Goldfuchs und wie dessen Mähne, so flatterte sein langer aschgrauer Bart im Winde. Auf den blühenden Lippen Annys, die zwischen den beiden Männern ritt, schien es wie ein Jubelruf zu schweben. Aber wer war der dritte auf dem Rappen mit den dunkel glühenden Augen, der so blaß aussah? Es war als ob der Tod einen Wettritt hielt mit dem blühenden, glühenden Leben.

Unterdessen saß Frau Helene schreibend in ihrem Zimmer neben der Wohnstube. Es war nur klein und hatte nur ein Fenster, vor dem ihr Schreibtisch stand, so daß das Licht zwischen den Vorhängen voll auf die Schreiberin fiel. Die Vorhänge schienen von schwerem Damast zu sein, sah man aber genauer zu, so war es grobe Sackleinwand, auf welche Helene nach selbstgefertigter Schablone grün mit Gold ab-

Digitized by Google

getönte Palmen eigenhändig gemalt hatte. Von ihrer eigenen Erfindung war auch das Muster der im Dorfe Buchau gewebten Decke, die über die Ottomane gebreitet lag. Diese bestand einfach genug aus einem Gestell von weißem Tannenholze mit Polstern von Seegras darauf. Ein Tischchen von lackiertem Lindenholz, auf dem ein paar Bücher lagen, stand daneben. An der pompejanisch rotgestrichenen Wand, nicht über dem Ruhebett, sondern diesem gegenüber, hing ein Kupferstich in einem höchst geschmackvollen Rahmen. Diesen Kupferstich, die Thalia von Raphael Mengs, sowie noch einige andere, hatte Helene eines Tages in einer bestaubten und vergilbten Papierrolle in einem halbdunklen Gemach des alten Schlosses gefunden. Sie war bei dem Abzuge der Herren von Lenzen dort wohl übersehen und vergessen worden. Die kostbaren Rahmen hatte Frau Helene dazugefügt, und in diesem Punkte trieb sie einen Luxus, der ihr sonst fremd war. Auch noch andere wertvolle Dinge hatte sie in dem alten Schlosse aufgefunden, in den Augen der früheren Besitzer altes Gerümpel, das des Transports nicht gelohnt hatte, wie zerbrochene altmodische Stühle, Tische, defekte Kommoden. Frau Helene aber verstand die Kunst, aus allem mit wenig Kosten etwas zu machen, und aus jener Rumpelkammer stammte der restaurierte Armstuhl aus geschnitztem Eichenholz, auf dem sie eben saß, und auch der Schreibtisch, der vermutlich einst ein Büffettisch gewesen war und nun ergänzt, frisch gefirnißt und mit grünem Tuch beschlagen, ein stattliches antikes Möbel bildete, um das sie schon mancher beneidet hatte. Die einzelnen Stücke paßten nicht zusammen, dennoch gaben sie eine originelle Harmonie, die unter Mitwirkung der blühenden Topfgewächse auf dem Fensterbrette und dem Gartengrün dahinter einen traulichen Charakter erhielt.

Die Zeilen, welche die Hausfrau in großen festen Zügen rasch auf das Papier warf, waren an die einstige Erzieherin ihrer Tochter, Fräulein Reinhold, gerichtet, mit welcher sie seit deren Abgang von Buchau in schriftlichem Verkehr geblieben war. Durch die Frühlingsarbeiten in Anspruch genommen, hatte Frau Helene den letzten Brief der Freundin seit einigen Wochen unbeantwortet gelassen und trug jetzt ihre Schuld ab. Sie schilderte den äußeren Gang ihres Lebens in der Zwischenzeit, worüber nicht viel zu berichten war, bedauerte, die Gegenwart der Freundin bei dem nahe bevorstehenden Rosenfest entbehren zu müssen, meldete das Erscheinen des Erben des Fräulein von Kürstein und ihr erstes Begegnen mit demselben bei den Ruinen. Nach weiblicher Art hatte sie der Freundin eine Photographie Ritters entworfen, indem sie nun aber sein geistiges Porträt zeichnen wollte, geriet ihre Feder ins Stocken. Sie versank in Nachdenken über die Widersprüche, die ihr aufgestoßen waren, und die ganze Disharmonie seines Innern ward ihr wieder deutlich. Es war nicht das erste Mal, daß sie über ihn nachsann, und wenn ihr gerader, natürlicher Sinn auch jetzt wieder gegen manche seiner Äußerungen protestieren mußte, seine Frivolität sie verletzte, so vertiefte sich doch ihr Mitleid mit ihm. Sie fand auch jetzt nicht den Schlüssel zu seinem widerspruchsvollen Wesen, aber gleichviel, er war ein Unglücklicher, und es regte sich in ihr der Wunsch, ihn zur Bethätigung am Leben zu bewegen.

Die Heimkehr der Reiter unterbrach sie in ihrem Sinnen und sie begab sich auf den Vorplatz. Die Sonne ging zu Rüste, sie blendete jedoch das Auge nicht. Denn ein kleines Tannengehölz, das den Kamm einer Bodenwelle krönte, breitete sich vor dem Blicke, der zwischen den Wirtschaftsgebäuden und das offene Feld hinausdrang, wie ein Fächer aus. In kurzem Galopp sprengten die Reiter in den Hof. Ehe ihr noch einer von den Herren behilflich sein konnte, hatte Anny sich schon von ihrem Zelter auf die Vortreppe geschwungen und umarmte die Mutter mit stürmischer Zärtlichkeit.

„O Mama, das war köstlich," rief sie und küßte die Mutter wiederholt, worauf sie in das Haus sprang, um ihren Anzug zu wechseln.

„Wenn meine Tochter zufrieden ist, dann werden die Pferde tüchtig haben heran müssen," lächelte Frau Helene, indem sie den Gast begrüßte.

Ihm pochte das Herz in mächtigen Schlägen, so daß er kaum zu sprechen vermochte.

„Ja, sie hat Herrn Ritter ordentlich warm gemacht," sagte ihr Gatte und schärfte dem inzwischen herbeigekommenen Knechte ein, die Pferde tüchtig abzureiben.

„Es liegt doch ein Fortschritt darin," äußerte Frau Helene unterdessen, „daß man heut auch die weibliche Jugend zu körperlichen Übungen anhält. Mit dem Körper wird auch der Geist gesunder und nur ein gesundes Geschlecht kann von den Kleinlichkeiten loskommen, in denen die Frauen meistens befangen sind. Leider weiß man heut darin noch nicht das richtige Maß zu finden und die Extravaganzen bleiben nicht aus."

„Die Frauen streben zum Männischen und die Männer werden von Tage zu Tage weibischer," sagte Ritter, der sich unterdessen gefaßt hatte. „Wir befinden uns eben in allem in einer Krisis und der Ausgang ist nicht abzusehen."

„Bemühen wir uns denn ernstlich, aus ihr herauszukommen?" fragte Helene. „Schlürfen wir nicht vielmehr, selbst die besseren Naturen, mit Wollust den gärenden Trank? Man hascht nach Aufregung und gefällt sich in Extremen, statt den Geist in energischer Arbeit zu sammeln."

Herr Steinwehr kam die Stufen herauf; er hatte die letzten Worte seiner Frau gehört und warf ihr nun ein, daß er gerade das Gegenteil behaupten möchte: keine Zeit habe vielleicht so hart gearbeitet wie es die gegenwärtige thue.

„Ja, um die Mittel zum Genuß sich zu verschaffen," entgegnete die Hausfrau lebhaft. „Man arbeitet mit derselben Hast, mit der man lebt. Wem macht die Arbeit als solche noch Freude? Wer freut sich noch des durch seinen Fleiß Geschaffenen?"

„Gleichviel in welcher Absicht man thätig ist," rief ihr Gatte mit einiger Schärfe. „Der Erfolg ist die Hauptsache; nur er giebt Freudigkeit und Mut."

„Das leugne ich wahrlich nicht," versetzte Helene.

Digitized by Google

„Wenn man bei der erzielten Frucht nur nicht ausschließlich an den Marktpreis dächte.“

„Von schönen Gefühlen wird man nicht satt und ich meine, wir setzten uns zu Tisch,“ brach der Hausherr die Diskussion ab. „Mich hat der Ritt rechtschaffen hungrig gemacht.“

Ritter wollte sich empfehlen. Er hatte die geheime Absicht, aus der Helene sprach, wohl verstanden, allein für ihn gab es nur noch einen Ausgang aus der Krisis. Man ließ ihn jedoch nicht fort und so folgte er seinen Wirten in das Speisezimmer.

Heinz fehlte bei Tisch. Er war mit einer Sendung Spiritus zur Bahnstation gefahren und noch nicht zurückgekehrt. Der Gutsherr war durch den Spazierritt in gute Laune versetzt, und Anny, welche noch mehr als er unter dem Einfluß des eben genossenen Vergnügens stand, plauderte lebhaft und erwähnte ihres Sieges über Ritter mit einem Anflug von Schelmerei, der sie reizend kleidete. Wie recht hatten die Leute auf dem Hofe, wenn sie sie den Sonnenschein nannten.

Etwas davon streifte auch Ritters Brust und er dachte, daß es gut wäre, daß man den Menschen nicht ins Herz sehen könnte. Wie würden sich Mutter und Tochter sonst vor dem unheimlichen Dunkel in seiner Seele entsetzt haben.

„Ich habe einen Vorschlag zu machen,“ nahm Herr Steinwehr gegen das Ende des Mahles das Wort, indem er sich an den Gast wendete. „Warum verhocken Sie Ihre Tage in dem langweiligen Neste drüben? Seien Sie unser Gast, so lange Ihre Angelegenheiten Sie noch in Falkenhausen zu bleiben nötigen. Ein Reitpferd oder Fuhrwerk soll stets zu Ihrer unumschränkten Verfügung stehen.“

Frau Helene blickte überrascht zu ihm auf. Ritter aber saß verwirrt, fast erschrocken da. Diese Zudringlichkeit des Lebens war unerträglich. Schon faßte er das Ufer jenseits des dunklen Flusses und sollte sich jetzt nochmals von der Strömung zurückreißen lassen? Aber wenn er sich sonst wenig darum kümmerte, ob er jemand verletzte, indem er auf seinem Sinne bestand, so durfte er hier doch nicht verletzen, und er war um einen triftigen Vorwand verlegen. Seine Ausflüchte erschienen dem Gutsherrn denn auch wenig haltbar und er machte ihnen mit der Erklärung ein Ende:

„Mit Gewalt festhalten kann ich Sie freilich nicht. Aber ich habe schon vorhin den Wagen nach der Stadt geschickt, um Ihren Koffer zu holen. Jetzt thun Sie, was Sie wollen.“

„Bravo, Papa, das hast Du gut gemacht,“ rief Anny vergnügt, während die Wangen der Mutter eine flüchtige Röte überzog.

„Freut mich, daß meine Handlungsweise sich einmal auch Deines Beifalls zu erfreuen hat,“ lachte der Vater. „Also abgemacht — den Kellerschlüssel, Anny! — Sie entschuldigen mich einen Augenblick.“

Er erschien auch bald wieder und ihm nach wurde ein Gefäß getragen, aus dem eine silbernbehelmte Flasche ragte. Anny holte flink die Kelchgläser herbei. Der Vater ließ mit Behagen den Pfropfen gegen die Decke springen; für ihn gehörte das Knallen des Korkes mit zum Genuß des Champagners, ja, je stärker es knallte, um so besser.

„Herzlich willkommen denn auf Buchau,“ rief er dem Gaste zu, während die schäumenden Kelche einander berührten, und in der Thür erschien nun auch Heinz, der von seiner Geschäftsexpedition heimkehrte und den Gast mit freudigem Händedruck begrüßte.

Die Schwester schob ihm sofort ihr Glas hin, von dem sie nur ein paar Tropfen genippt hatte, und während er mit dem durch die Fahrt verschärften Appetit der Jugend das Abendessen nachholte, tauschte er halblaut seine kleinen Erlebnisse mit dem Bericht der Schwester über den Spazierritt aus.

„Famoser Kerl!“ flüsterte Heinz, zu dem Gast hinübersehend. „Ich denke, Kindchen, ich werde nachher mit ihm Brüderschaft trinken.“

Die Schwester lachte hell auf.

Ritter war es unterdessen ähnlich wie Faust, um den auf dem Osterspaziergang der dämonische Pudel seine Kreise zieht. Hier war es das Leben, welchem er entfliehen wollte, das seine magischen Schlingen enger und enger um seine Füße legte. Er ergab sich, in der Erwägung, daß es in seiner Macht stände, jeden Tag seine Geschäfte in Falkenhausen für beendet zu erklären und Buchau zu verlassen. Nun wohl, mit seinem Entschluß im reinen, bot er herausfordernd dem Tode die Stirn: er sollte ihm die letzten Stunden vergällen wenn er könnte!

Helene freute sich seiner anscheinend munteren Stimmung, und wie durch die Adern der Männer, so ließ der perlende Schaumwein auch durch die der schönen Hausfrau und ihrer anmutigen Tochter das Blut leichter kreisen. Heinz setzte sich in der Wohnstube, deren Zwischenthür offen stand, ans Klavier und sang lustige Lieder. Der Vater sang zuweilen in Mißtönen mit und gab dadurch der Heiterkeit neue Nahrung. Er versicherte, daß er ungeheuer vergnügt sei und schlug zur Bestätigung Ritter auf die Schulter.

Frau Helene saß noch lange, nachdem man sich getrennt hatte, am offenen Fenster und erquickte sich an dem Duft der Nacht und lauschte den Nachtigallen, die in den Büschen des Gartens schlugen.

## Siebentes Kapitel.

Der Himmel war bereits sonnig angeleuchtet, jedoch verbarg der Wald noch das Tagesgestirn, als Helene im hellen Morgenkleide, das leicht ihre blühende Gestalt umfloß, ein Spitzenhäubchen auf dem reichen blonden Haar, unter dem Balkon hervortrat und die Terrasse hinabstieg. Dem Garten galt an jedem Morgen, wenn es das Wetter nur irgend erlaubte, ihr erster Gang. Die noch kühle Luft war von Blumendüften und dem Harzgeruch des nahen Waldes durchwürzt und erfüllt von dem Gesang der Meisen, Ammern und Finken. Auf allen Blumenblättern blinkte der Tau. Helene ging

Digitized by Google

langsam zwischen den Beeten hin, erfreute sich des während der Nacht Erblühten, pflückte hier und da eine Blume und begab sich dann zu den Rosenstöcken des Rondells. Wie sie unter ihnen stand, flammte die Sonne hinter dem Walde empor, ein leuchtender Strom überflutete die Tannen- und Birkenwipfel und verjüngte das alte Haus, dessen Fenster goldig erglänzten. Frau Helene erhob die Augen und gewahrte Ritter auf dem Balkon. Anny hatte den Vorschlag gemacht, den Gast in dem Mansardenzimmer einzuquartieren, damit die Sonne ihn die frühen Morgenstunden nicht verschlafen lasse, und sie hatte ihres Weckeramtes treulich gewaltet. Helene rief ihm einen guten Morgen hinauf, und wenige Minuten später war er an ihrer Seite.

„Willkommen in meinem Reiche. Ist es nicht köstlich hier in der Frühe?"

Auch er empfand es, wohl zum ersten Male seit vielen, vielen Jahren. Denn wenn er sonst einen Sonnenaufgang erlebt hatte, so war es mit überreizten Sinnen gewesen, nach Nächten, die bei Gelag und Spiel verstrichen waren, oder wenn ihn die Lerche aus weißen Armen aufgescheucht hatte. Nun schaute er, von dem Schlafe erquickt, über Garten und Wald hin und die jugendfrische Stimmung der Natur ließ die dunklen Gedanken in seiner Seele nicht aufkommen und die kühle, balsamische Morgenluft that ihm wohl wie ein Bad.

Helene führte ihn zu denjenigen Stöcken, deren Rosen bereits erblüht waren, ließ ihn den Duft einatmen, nannte ihm die Namen, und es kam ihm vor, als ob Rosen noch nie so köstlich gerochen hätten. Nie auch war ihm Helene schöner erschienen. Eine warme Klarheit durchleuchtete das fesselnde Antlitz.

„Sie glauben nicht, was das für eine Pracht ist, wenn meine Rosen in voller Blüte stehen," fuhr sie fort. „In Bälde werden Sie es erleben."

„Und damit das Fest der Blumenkönigin," ergänzte er.

„Wie, Sie wissen darum?" fragte sie mit einem angenehmen Erstaunen. „Um so besser; so darf ich Sie gleich um Ihren Beistand bitten, auf den ich in der Stille bereits gehofft habe. In früheren Jahren ging mir mein Sohn dabei an die Hand, jetzt muß er in der Wirtschaft thätig sein und kann deshalb nicht mehr über seine Zeit verfügen. Und gerade in diesem Jahr erfordert das Fest größere Vorbereitungen als sonst."

Sie teilte ihm ihren Plan ausführlich mit, während sie, ihren Strauß vervollständigend und ordnend, ihn von Beet zu Beet führte. Der Entwurf interessierte ihn und er sagte bereitwillig seine Hilfe zu, worüber sie ihre Freude nicht verbarg. Sie hatte schon manches vorbereitet, allein es blieb noch viel zu thun übrig, und als nach dem Morgenkaffee, der bei heiterer Unterhaltung sich in die Länge zog, jeder seinen Geschäften nachging, begab sich Ritter nach dem alten Schlosse, um zunächst die Örtlichkeit in genauen Augenschein zu nehmen.

Er ging eifrig ans Werk, und da auch der Gutsherr seinen vollen Anteil an seiner Gesellschaft haben wollte und ihn auf seinen wirtschaftlichen Gängen und Ritten nur ungern an seiner Seite mißte, so waren seine Tage auf Buchau reichlich ausgefüllt. Helene wünschte sich Glück, daß es ihr gelungen war, seine Thätigkeit anzuregen, mochte der Zweck derselben auch nur ein flüchtiger sein. Ritter aber hatte seinen verzweifelten Vorsatz keineswegs aufgegeben. Er verglich sich mit einem Auswanderer, der sich bereits von der Heimat abgelöst hat, im Hafen aber durch widrige Winde noch zurückgehalten wird.

Auch das kleine Zimmer, das er in Buchau bewohnte, erinnerte ihn daran, daß er bereits ein Heimatloser war. Frau Helene hatte aus der Mansarde ein Zelt geschaffen. Es war wie ein solches ausgemalt, und dieser Dekoration, die aus blau- und weißgestreifter Leinwand zu bestehen schien, entsprachen auch die auf das Notwendigste beschränkten Möbel aus ungebeiztem Tannenholz und das eiserne Feldbette, wozu sich jetzt noch, die Täuschung erhöhend, Ritters Reisekoffer gesellte. Blau- und weißgestreifte Vorhänge verhüllten auch die Glasthüren nach dem Balkon. Und auf ihn hinaus aus seinem Zelte trat Ritter jeden Morgen und wartete auf das Erscheinen Helenes unter ihren Blumen, worauf er zu ihr hinuntereilte.

Diese Gartenpromenaden in der Frühe waren nicht die einzigen Stunden eines ungestörten Beisammenseins. Denn da Herr Steinwehr mit den Vorbereitungen zum Feste nicht behelligt werden sollte, so fand deswegen manche Beratung hinter seinem Rücken statt, an der dann auch Anny teilnahm, und ihr kluges praktisches Köpfchen erwies sich dabei von großem Nutzen. Ohne sie würden die anderen, dem künstlerischen Zuge ihres Wesens, und namentlich Ritter nur zu leicht über die Grenzen hinaus gefolgt sein, in denen das Fest denn doch sich halten mußte, wenn es seinem Zweck und den dazu vorhandenen Mitteln entsprechen sollte. Sie ließ sich von ihrem Standpunkt nicht hinwegdrängen und zeigte unter aller Heiterkeit und Liebenswürdigkeit eine Festigkeit, die Ritter mehr als einmal in Erstaunen setzte. Schließlich mußte man ihr beipflichten, ohne ihr böse sein zu dürfen, und Ritter legte es wohl darauf an, ihre Opposition herauszufordern, um sich an dem Eifer zu ergötzen, mit dem sie ihre Sache, oder vielmehr die der Kinder führte. Gewöhnlich fanden diese Ratssitzungen auf der überdachten Vortreppe, zuweilen auch in dem traulichen Stübchen der Hausfrau statt, während deren Gatte seine Mittagsruhe hielt. Es wurde dabei auch wohl anderes abgehandelt und zuweilen las Ritter vor, wo dann Anny gespannt und glänzenden Auges zuhörte.

Wie hätte Ritter nun Frau Helene täglich sehen, in ihrer Nähe atmen, mit ihr in der vertrautesten Weise verkehren können, ohne daß seine Liebe, die er, eine abermalige Ernüchterung fürchtend, zu ersticken gesucht, fortwährend neu genährt worden wäre? Was hätte ihn abhalten sollen, nachdem er mit dem Leben abgeschlossen, den Zauber ihrer Schönheit und ihres originellen Geistes voll auf sich



Digitized by Google

wirken zu lassen und die Hand nach den Kränzen auszustrecken, die dem Scheidenden die letzten Stunden zuwarfen? Das Schicksal selbst wollte es, so argumentierte er mit der Sophistik der Leidenschaft. Denn es war dessen Schuld, nicht sein freier Wille, wenn er noch im Lichte wandelte und ein Gast auf Buchau geworden war. Und bestätigte nicht mancher Umstand, manche Erscheinung in dem täglichen Verkehr seine bereits früher gemachte Wahrnehmung, daß der Hausherr den Wert Helenens nicht zu schätzen wußte? Bewies nicht das gleichsam freie Aufatmen ihres ganzen Wesens, wenn er nicht zugegen war, daß sie sich nicht glücklich mit ihm fühlte?

In der That, sie atmete in Ritters Gesellschaft freier auf. Ihm gegenüber brauchte sie ihre Gedankenwelt nicht zu verhüllen. Sie wußte, daß sie verstanden wurde, und war glücklich, die Schwingen ihres Geistes zum ungehemmten Fluge entfalten zu können. Was wurde von ihnen nicht alles durchgesprochen, während sie am frühen Morgen im Garten umherwandelten! Es war eine köstliche Stunde und sie warf nachwirkend ihren Reiz über Helenens ganzen Tag.

Es war eine schöne, fruchtreiche Zeit gewesen, die sie mit Fräulein Reinhold auf Buchau verlebt hatte, allein mit diesen Tagen ließ sie sich nicht vergleichen. Der Unterschied zu Gunsten dieser letzteren lag viel weniger darin, daß Ritter der Erzieherin Annys geistig überlegen war, als in der männlichen Eigenschaft seines Geistes. Heutzutage wird schwerlich jemand noch behaupten wollen, daß der weibliche Geist quantitativ von dem männlichen verschieden sei. Aber der qualitative Unterschied der Geschlechter prägt sich auch im Geiste aus, und auf diese zur Ergänzung gegenseitig sich anreizenden Verschiedenheiten ist es wohl zurückzuführen, weshalb eine geistreiche Frau im Verkehr mit einem geistreichen Manne einen höheren Genuß als in dem mit einer ihr gleichstehenden Frau findet.

Ob Helene nur diesen Genuß im Umgang mit Ritter fand? Gewiß ist, daß die Gegenwart dadurch einen Schmuck und Reiz erhielt, die ihr die kümmerliche Halbheit an der Seite ihres Gatten nur lebhafter vor Augen führten. Sie konnte sich des Vergleichs nicht erwehren, selbst wenn sie gewollt hätte; denn er wurde durch manche sarkastische oder geringschätzige Bemerkung, die Herr Steinwehr nach seiner Art in ihre Unterhaltung mit Ritter hineinwarf, wenn sich dieselbe über das Alltägliche erhob, stets von neuem herausgefordert, und fast schien es, als ob er sich für seine Liebenswürdigkeit gegen den Gast in dessen Abwesenheit durch ein um so grämlicheres Wesen gegen die Seinigen entschuldigen wollte.

War es daher nicht nur natürlich, daß Frau Helene dem Genusse, den ihr der Geistesaustausch mit Ritter bot, um so voller sich hingab, nicht natürlich, daß das Mitleid, welches sie anfangs zu ihm hingezogen hatte, um so wärmer wurde, je deutlicher sie in seinen Zustand blickte, nicht natürlich, daß sie es sich um so angelegener sein ließ, den Schutt hinwegzuräumen, unter dem ihr so reiche Geistesschätze entgegenblickten, und ihn mit dem Glauben an ein Höheres im Leben seinem Berufe wiederzugewinnen? Anny schien es, als ob ihre Mutter mit jedem Tage jünger würde.

Ritter selbst ließ sie in seine Vergangenheit schauen. Vor ihrer warmen Teilnahme wich seine Zurückhaltung. Es war ihm ein Bedürfnis, das er am wenigsten noch je einem Weibe gegenüber gefühlt hatte, Helene den Weg zu zeigen, den ihn das Schicksal geführt. Sie sollte begreifen, daß er kein anderer sein konnte, als er geworden war, daß seine pessimistische Lebensauffassung eine durchaus berechtigte war, und er erzählte ihr in den stillen Morgenstunden manches aus seiner Jugend und von den Verhältnissen im elterlichen Hause.

„Ich verhehle mir meine Schuld nicht," beendete er eines Morgens eine dieser Mitteilungen, während sie vor der Sonne in der Rüsterallee Schutz gesucht hatten, welche, an die Terrasse zu beiden Seiten anschließend, den Garten bis zu den Flieder- und Jasmingebüschen umfaßte. „Was ich aber bestreite, ist die Verantwortung. Unser Leben kann als Erbteil unserer Vorfahren nicht frei von Schuld sein und ist es nicht. Wir können das Erbe, das jedem von uns die Menschheit hinterläßt, nicht ablehnen, und wie wir das von ihnen Erarbeitete besitzen und genießen, so müssen wir auch die Schwächen und Sünden derer entgelten, die vor uns waren."

Nachdenklich ging sie eine Weile neben ihm her, dann sagte sie: „Giebt es eine solche von den Vorfahren uns aufgebürdete Schuld, so kann sie doch erst dadurch die unsrige werden, daß wir nichts thun, um sie zu sühnen."

„Die einzige Sühne ist der Tod," sagte er dumpf.

„Nein, und tausendmal nein!" rief sie lebhaft. „Die einzige wahre Sühne ist die bessere That, ein edleres Leben."

Er wandte lebhaft den Kopf nach ihr hin und sah sie durchdringend, fast betroffen an. Aber er schwieg.

„O gewiß, es ist schwer an Ihnen gefehlt worden," fuhr sie eifrig fort, „aber Sie thaten auch nichts, um sich aus den Stricken der fremden Schuld zu befreien. Sie ließen Ihre Kräfte ungebraucht rosten. Bethätigen Sie Ihre Gaben und Sie werden, indem Sie sich selbst erlösen, den Tausenden, die wie Sie an den verworrenen Widersprüchen unserer Zeit leiden, den Weg dazu zeigen. Erinnern Sie sich noch unserer ersten Begegnung bei dem alten Schlosse? Sie gaben damals Ihrer Sehnsucht nach einer neuen Idee Ausdruck. Woher aber soll sie kommen, wenn nicht aus der Arbeit? Ist doch das, was uns als Offenbarungen des Genius erscheint, nichts anderes als das letzte Glied einer Kette von Arbeit, als das ausströmende Licht des elektromagnetischen Drahtes, der durch die Menschheit geht."

„Was Sie von mir fordern, wäre ein Flug des Ikarus," rief er erregt. „Doch was liegt daran, wenn ich auch zerschmettert herabstürzte. Nein, nein, widersprechen Sie mir nicht! Ich weiß, daß es so enden würde. Ihre Teilnahme wiegt für mich die ganze Menschheit auf."

„O, Sie wollen gleich die höchste Höhe er-

Digitized by Google

fliegen," scherzte sie mit höher geröteten Wangen und wandte sich nach einer in der Nähe stehenden Bank unter den Rüstern, auf der sie Platz nahm.

„Ich würde es, wenn meine Schwingen echt wären wie die Ihrigen," versicherte er, vor ihr stehen bleibend, mit glänzenden Augen. „Doch warum sprechen wir nur von mir? In allem, was ich von Ihnen sehe und höre, manifestiert sich ein höherer, ein idealistischer Sinn. Sie verstehen es, die Wirklichkeit, die Alltäglichkeit mit einem künstlerischen Atemzuge zu durchdringen. Ihre Schwingen sind echt, und dennoch bleiben Sie eine freiwillige Gefangene in diesem Labyrinth, dessen Enge und Lichtmangel Sie bedrückt."

„Sie täuschen sich wohl," versetzte sie mit einem Lächeln, das von dem stärkeren Wallen ihres Busens Lügen gestraft wurde. „Was Sie irre führt, ist nur ein meinem Geschlecht innewohnendes Streben, unserer Umgebung, so viel in unsern Kräften steht, einen gefälligen, schönen Schein zu geben. Aber selbst wenn Sie recht hätten," fuhr sie tiefaufatmend fort, „wir Frauen gehören uns nicht selbst; wir dürfen nicht um unserer selbst willen sein, was wir sein möchten. Was wir sind, dürfen wir nur um anderer willen sein. Der Mann ist der Mittelpunkt seiner Welt, der Mittelpunkt der unsrigen liegt außer uns."

„Verzeihen Sie mir, wenn ich nicht glauben kann, daß es Sie befriedigt, nur Ihren Käfig zu vergolden," sagte er leise und eindringlich. „Allerdings sagt Schiller: ‚Der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren'; reiben darum die Ketten weniger seine Glieder wund, und fühlt er darum weniger seine Kräfte gebunden?"

„Wenn wir uns aus Liebe zu andern binden, so sind das keine Fesseln, welche schmerzen," entgegnete sie, indem sie sich ruhig zu scheinen zwang; und die Blicke voll zu ihm aufschlagend, fügte sie von sich ablenkend hinzu: „Davon aber seien Sie überzeugt, wäre ich ein Mann, ich würde mein Pfund nicht vergraben."

Er schwieg, indem er seine glühenden Blicke auf sie heftete.

„Ich fürchte, wir haben Anny heute lange warten lassen," sagte sie und erhob sich.

Anny stand unter dem Balkon und schaute nach ihnen aus. Frisch und lieblich wie der junge Morgen kam sie ihnen entgegen, und Frau Helene schloß sie in ihre Arme und drückte einen zärtlichen Kuß auf ihre Stirn.

„Hast Du schon mit dem Vater wegen Deiner Fahrt nach Falkenhausen gesprochen?" fragte sie darauf, während Anny dem Gaste zum Morgengruß die Hand bot.

Sie nickte.

„Wollen Sie mich mitnehmen?" fragte Ritter. „Ich erhielt gestern von der Post die Anzeige, daß eine Kiste für mich angekommen sei. Es werden die Lampions sein, die ich verschrieben habe."

„O gewiß," rief Anny sichtlich erfreut. „Es ist reizend, daß ich nicht allein zu fahren brauche."

Bald nach dem Frühstück fuhren sie ab. Frau Helene winkte der Tochter, die sich noch einige Male mit strahlenden Augen zu ihr umwandte, lächelnd nach und begab sich dann in ihr Boudoir. Sie bedurfte der Sammlung. Das Gespräch mit Ritter hatte ihre Seele aufgewühlt. Sie wollte ihm zürnen, daß er den Schleier zerrissen hatte, in welchem sie vor fremden Augen ihr unerquickliches eheliches Leben zu verbergen suchte; allein sie vermochte es nicht. Er hatte ja nur zu recht: die Fesseln rieben sie wund, und heute konnte sie sich nicht mehr überreden, daß das Gefühl ihres jungen unerfahrenen Herzens, mit dem sie ihrem Manne die Hand gereicht hatte, Liebe gewesen sei. Ihr in der Vollkraft seiner Empfindungsfähigkeit stehendes Herz vernichtete die Täuschung und sie barg das glühende Antlitz in ihren Händen.

So saß sie lange. Dann öffnete sie das Schubfach ihres Schreibtisches und entnahm demselben eine Mappe, deren Inhalt sie vor sich ausbreitete. Es waren Ansichten nach der Natur in Bleistift und Wasserfarben, Versuche, zu denen Fräulein Reinhold sie angeregt hatte. Prüfend betrachtete sie die Blätter. Wie sehr wünschte sie, daß Ritter auch in dem recht haben möchte, was er von ihren künstlerischen Anlagen behauptet hatte. Aber mit einem mitleidigen Achselzucken über sich selbst verschloß sie die Blätter wieder. Nein, sie besaß kein Talent, und was hätte ihr ein solches auch genutzt? Sie durfte das eheliche Band nicht zerreißen. Um der Kinder, um Annys willen durfte sie es nicht. Die Unabhängigkeit, die Freiheit, die ihr verlockend winkte, mußte ein schöner Traum bleiben; sie mußte die Wünsche ihres Herzens ersticken, ihre Ketten mit klaglosem Stolze weiter tragen.

Unterdessen führte der leichte offene Wagen, vor den zwei feurige Rappen gespannt waren, Ritter und Anny rasch auf der Chaussee dahin. Anny, welche für die Stadt Toilette gemacht hatte und in einem mit Spitzen und Rosen garnierten Strohhütchen allerliebst aussah, plauderte fröhlich.

„Wir werden uns noch tüchtig dazu halten müssen, wenn zum Feste übermorgen alles fertig sein soll," äußerte sie unter anderem. „Heut nachmittag wird geschlachtet und morgen gebacken, wozu noch allerlei fehlt."

„Die Toiletten nicht zu vergessen," scherzte er.

„Auch an die muß man denken," nickte sie. „Aber das ist das Wenigste. Ein neues Band, eine Rose im Haar, mehr braucht's nicht."

„Sind Sie so wenig eitel, Fräulein Anny?"

„Worauf sollte ich denn eitel sein?" fragte sie schlicht. „Ja, wenn ich Mama wäre! Nicht wahr, Mama ist schön?"

Sie blickte ihn, seine Bewunderung herausfordernd, an, und er pflichtete ihr lebhaft bei, worauf sie zufriedengestellt fortfuhr:

„Mama hat so viel Geschmack, aber es ist ihr lästig, in die Läden zu gehen und zu wählen; so bin ich gewöhnlich ihr Kommissionär. Mir macht's Vergnügen."

„Darf ich Ihnen heute darin beistehen?" fragte er.

Sie lehnte aber dankend ab. „Ich bin so

Digitized by Google

wählerisch," sagte sie, „und es dauert lange, bis ich mich entschließe. Da würde ich Ihre Geduld auf eine gar zu harte Probe stellen."

„Meinen Sie, daß ich so wenig Geduld besitze?"

„Nun," lächelte sie, „ich glaube wirklich, daß Ihre Geduld ein wenig kurz ist."

„Darin thun Sie mir vielleicht unrecht," meinte er.

„O nein, Sie verraten es durch viele kleine Zeichen."

„Wirklich? So scharf beobachten Sie?"

„Nein, nein, ich beobachte Sie nicht," beteuerte sie eifrig und errötete, „gewiß nicht. Aber ich kann nicht umhin, zu bemerken, was um mich her vorgeht. Es ist wohl weibliche Art, in der Stille aufmerksam zu sein."

„Während wir Männer die Welt souverän von obenher betrachten und behandeln."

„Ja, das thun Sie freilich, aber ——"

„Nun?" fragte er.

„Es gebärdet sich mancher als gebietender Herr und herrscht dennoch nicht."

„Welch ein Prognostikon für Ihren künftigen Herrn und Gebieter," lachte Ritter.

„O nein, ich bin durchaus nicht herrschsüchtig, aber ich würde auch keine Tyrannei dulden. Ich kann mir auch nicht denken, daß einer, der im wahren Sinne des Wortes ein Mann ist, ein Haustyrann sein sollte. Es ist so kleinlich."

„Ich glaube, daß jede Tyrannei ihren Grund in einer gewissen Kleinlichkeit des Charakters hat," bemerkte er.

Anny schwieg. Ihre Äußerung hatte sie an den häuslichen Druck gemahnt, der auf ihr und mehr noch auf ihrer Mutter lastete, und sie blickte trübe über die Felder hin. Es war für Ritter nicht schwer, ihre Gedanken zu erraten, und um sie davon abzulenken, brachte er das Gespräch wieder auf das bevorstehende Fest. Ihre Mienen erheiterten sich schnell.

„Wenn ich sehe, wie sehr Sie sich darauf freuen," sagte er nach einer Weile, „so kann ich mich des Gedankens nicht erwehren, daß Sie sich, wenigstens mitunter, recht einsam auf dem Lande fühlen müssen."

„O nein, niemals," versicherte seine Gefährtin. „Es giebt immer etwas zu thun, und so fliegen die Tage wie der Wind vorüber. Letzten Winter war Mama mit mir vierzehn Tage bei unsern Verwandten in der Hauptstadt der Provinz. Da gab's Gesellschaften, Konzerte, Schlittenpartien, Tanz, Theater, Kunstausstellung. Es war reizend, aber ich fühlte mich bald sterbensmüde. Wenn ich eine regelmäßige Beschäftigung gehabt hätte, würde ich das Vergnügen wohl ausgehalten haben."

„Und die Kunstausstellung hat Ihnen auch Vergnügen gemacht?" fragte Ritter mit einiger Spannung.

„Jawohl," nickte sie. „Wir waren täglich dort. Mama hatte eine so große Freude an den Gemälden, und mir hat auch manches gefallen. Es mag das freilich nicht immer das beste gewesen sein, wenigstens konnte ich einigen Sachen, von denen ein gewaltiger Lärm geschlagen wurde, gar keinen Geschmack abgewinnen. Wissen Sie, was ich mir denke? Aber Sie müssen mich nicht auslachen. Bitte!"

Er versprach es feierlich und sie fuhr fort: „Die Kupferstiche, die in unsern Stuben hängen, die machen mir immer Vergnügen, so oft ich sie ansehe, und wie Mama sagt, sind sie von so großen Meistern, wie heute keiner lebt. Da hab ich mir denn gedacht, daß alle Bilder so ohne weiteres verständlich sein müßten, selbst wenn man just nicht allzu hoch gebildet ist."

„Und in dieser Weise wirkten jene Bilder nicht auf Sie?" fragte er erwartungsvoll.

„Ach nein," versetzte sie, „ich konnte mir bei ihnen gar nichts denken, und es kam mir vor, als ob die Leute sie nur deshalb bewunderten, weil's eine neue Mode war. Wissen Sie, wenn eine Toilette nur nach der neusten Mode ist, dann ist auch alle Welt von ihr entzückt, sie mag noch so abgeschmackt sein."

„Und Sie sagten den kunstbegeisterten Herrschaften Ihre Meinung?" fragte er belustigt.

„Natürlich; aber da bin ich schön angekommen. Ich sagte es auf dem Ball zu meinem Tänzer. Hui, hat mir der die Leviten gelesen! So etwas dürfte man gar nicht aussprechen, und noch mehr solcher guten Lehren. Da ließ ich ihn mitten in der Polka stehen und ging auf meinen Platz zurück."

Nun lachte Ritter laut auf und sie lachte mit, und lachend fuhren sie in Falkenhausen ein.

Vor der Post, wo die Kiste gleich aufgeladen werden sollte, trennten sie sich.

Auf dem Rückwege wäre ihnen beinahe ein Unglück zugestoßen. Der Kutscher fuhr so rasch zum Städtchen hinaus, daß die Funken aus den Kieseln stoben, und als man bei der Kirche ins Freie gelangt war, trieb er die Pferde zu noch schnellerem Laufe an. Anny bemerkte es zuerst und rief ihm zu, daß er langsamer fahren sollte. Er aber ließ mit einem eigentümlichen Lachen die Peitsche um die Köpfe der feurigen Tiere sausen.

„Er ist betrunken!" rief das Mädchen erschreckt.

Er war es in der That, und die Schuld trug das reichliche Trinkgeld, das Ritter ihm gegeben hatte. Dieser schwang sich sofort auf den Vordersitz und riß ihm die Zügel aus der Hand. Die Pferde aber waren nicht mehr zu bändigen, sie gingen durch. Zum Glück machte die Chaussee vor ihnen auf einer beträchtlichen Strecke keine Biegung, und Ritter beschränkte sich einstweilen darauf, die Zügel gleichmäßig straff zu halten. Es war eine rasende Fahrt, und die Pappeln schienen im Kreise um den Wagen zu tanzen, der dann und wann an einem großen Steine auf dem Wege hoch aufsprang. Erst allmählich und mit steigendem Nachdruck begann Ritter die schäumenden Tiere die Gebißstange fühlen zu lassen, und es gelang ihm endlich, sie in seine Gewalt zu bekommen. Kurz vor der Biegung brachte er sie zum Stehen. Während der Kutscher, dessen Rausch in der Gefahr verflogen war, abstieg und die an allen Gliedern zitternden Rappen durch schmeichelnd-

Digitized by Google

des Zureden vollends zu beruhigen suchte, blickte sich Ritter nach Anny um. Sie war blaß, aber sie lächelte ihm entgegen.

„Sie haben wohl große Angst ausgestanden, Fräulein Anny?“ fragte er teilnehmend.

„Im ersten Augenblick wohl. Als Sie aber erst die Leine in der Hand hatten, da hatte ich keine Furcht mehr,“ versetzte sie, und ihr liebliches Gesicht gewann seine rosige Farbe wieder.

„Trotz ihres Vertrauens hätte die Sache ein schlimmes Ende nehmen können,“ meinte er.

Sie sah ihn darauf mit ihren kindlichen blauen Augen an und schüttelte den Kopf. Er wandte sich wieder den Pferden zu und hieß dem Kutscher, dieselben einige Schritte am Zügel zu führen. Sie folgten willig, und so wurde denn die Fahrt fortgesetzt. Der Kutscher saß ganz zerknirscht und bat mit Thränen in den Augen, daß ihn das gnädige Fräulein nicht unglücklich machen möchte. Anny beruhigte ihn und bat auch Ritter, nachdem er jenem kurz vor dem Gutshof die Leine zurückgegeben und wieder an ihrer Seite Platz genommen hatte, daß er des Vorfalles gegen ihren Papa nicht erwähnen möchte. Es koste ihn seine Stelle, wenn Papa davon erführe, er sei stets ordentlich gewesen und hätte Frau und Kinder. Ritter sagte es der freundlichen Fürsprecherin gern zu.

„Auch Mama darf nichts davon wissen,“ bat sie weiter. „Sie ängstigt sich sonst und läßt mich nicht mehr allein fahren.“

„Also auch Mama nicht,“ versprach er. „Sie sind eine mutige junge Dame.“

Sie sah ihn mit fröhlich glänzenden Augen an. „Wenn Sie es sagen —“ begann sie, wandte aber das Köpfchen weg, ohne den Satz zu vollenden.

## Achtes Kapitel.

Das war ein fröhliches Treiben bei dem alten Schlosse. Seit den Tagen des Glanzes derer von Lenzen mochte der Platz Ähnliches nicht geschaut haben. Er selbst war verwandelt. Das angebrannte Gebälk, die Schutthaufen, das Unkraut und Gesträuch waren entfernt und der Boden geebnet. Das alte Gemäuer bekränzten Tannengewinde, und über die Fensterbrüstungen des ersten Stockwerkes hingen bunte Teppiche. An den Bäumen und an Schnüren rings um den Platz waren farbige Papierlaternen in den verschiedensten Gestalten befestigt. In dem Schatten, den der Wald auf der Westseite warf, zogen sich lange schmale Tische und Bänke hin, auf denen die Kinder, alle in ihrem besten Zeuge, Platz genommen hatten. Daneben befand sich eine Plattform für die Musiker, und gegenüber, unter einem Leinwanddache, ein stufenförmiges Gerüst, auf dessen Absätzen allerlei Spielzeug, sowie auch nützliche Dinge ausgebreitet waren. Am Seeufer brannten Feuer, an denen die Mägde in riesigen Kannen Kaffee kochten, und auf den Tischen standen hoch mit Backwerk gefüllte Schüsseln in dichten Reihen.

Ein buntes Gewoge von jung und alt, Landleuten, Stadtbürgern, Gästen, erfüllte den Platz, ein Stimmengewirr durch alle Tonarten war in der Luft, und vom reinen Himmel schaute die Sonne auf lauter fröhliche Gesichter.

Ritter hatte die Leitung des Festes übernommen und ein zierliches Rosenbouquet mit einer blauen Schleife zeichnete ihn als Ordner aus. Anny hatte es ihm überreicht und an den Rock geheftet. Auf einen Wink von ihm schmetterte die Piston-Trompete ein Signal, die Fenster des alten Schlosses, wo in dem ehemaligen Balkonzimmer ein Büffett zum beliebigen Gebrauch aufgestellt war, füllten sich mit Gästen aus der Stadt und von den benachbarten Gütern und die Bewirtung der Kinder nahm ihren Anfang. Anny und die beiden Fräulein von Wetterkorn, die Tochter des ersten Predigers von Falkenhausen, ein keckes Stumpfnäschen, und Fräulein Semmler, eine hochgewachsene Brünette, bedienten die Kleinen. Sie waren alle weiß gekleidet und Rosen schmückten ihr Haar. Mit großen Kannen wandelten sie die Tische entlang und füllten wieder und wieder die bald geleerten Tassen. Die jungen Herren, deren städtisches Kontingent aus dem Apotheker, dem Postsekretär und dem von seinen Schwestern angebeteten Lieutenant von Wetterkorn bestand, halfen oder wollten wenigstens den Mädchen helfen, und so ward des Schenkenamtes denn gar heiter gewaltet. Anny beschäftigte sich hauptsächlich mit den Kindern und zeigte sich weniger empfänglich als ihre Freundinnen für die Pagendienste der jungen Herren, unter denen Arthur von Wetterkorn ihr ausschließlich seine Aufmerksamkeit widmete.

Frau Helene erschien in ländlich einfacher Toilette von lichtgrünem Musselin unter ihren Gästen. Eine Centifolie mit einer schwellenden Knospe in den goldenen Flechten bildete ihren einzigen Schmuck. Heiterkeit belebte ihr schönes Gesicht, ihr ganzes Wesen und bezauberte alle. Selbst der Kreisphysikus, Doktor Semmler, ein in sich gekehrter, wortkarger Mann, der nur seinen Patienten gegenüber Leben und Sprache zu besitzen schien, erwachte, als sie ihn anredete und über sein verschlossenes Gesicht glitt ein heller Schimmer.

Der joviale Kreisrichter und andere Herren sammelten sich um sie, unter denen sich auch der erste Prediger des Ortes, Herr Blenker, ein Mann mit weißen Haaren befand, aus dessen apfelrundem, rotbäckigem Gesicht die Zufriedenheit in seinem Gotte leuchtete.

Ritter durchbrach den Kreis.

„Ich bin bereit,“ rief Frau Helene ihm entgegen und bat Herrn Blenker, sie zu führen. Ritter ließ sie mit einer förmlichen Verbeugung an sich vorüberschreiten und folgte ihnen.

Unterdessen hatte der Schullehrer die Kinder, deren Appetit gestillt war, in einiger Entfernung von dem Portal einen Halbkreis bilden lassen, die kleinen voran, die größeren dahinter. Vor ihnen stand eine Tafel, auf der Kränze und Gewinde aus Rosen lagen. An diese Tafel führte Herr Blenker jetzt die Gutsherrin, und eine erwartungsvolle Stille breitete sich über die zahlreichen Zuschauer.

Digitized by Google

Eine Sekunde lang blickte Helene mit einem beklommenen Lächeln vor sich hin, dann leuchteten ihre Augen wie Sonnen über die Menge und sie begann mit fester wohllautender Stimme eine kleine Anrede an die Kinder. Sie alle hätten wohl schon von den Feen und ihrer Rosenkönigin gehört. Früher wären sie auf Erden gewandelt, jetzt lebten sie nur noch in den Märchen, welche die Ahne beim Spinnen zu erzählen wüßte. Sie hätten aber auf Erden das Schönste zurückgelassen, was es gäbe: die Rosen und die Freude. Darum würde sie jetzt, wie es ihr die Rosenkönigin befohlen hätte, die artigen und fleißigen Kinder mit Rosen belohnen, und die Königin des Festes das sollte die Freude sein.

Die Damen an den Fenstern ließen ihre Tücher wehen, die hinter ihnen stehenden Herren klatschten und riefen Bravo und vom Platze erhob sich ein brausender Beifallsruf, in den die Kinder mit ihren hellen Stimmchen kräftig einfielen. Als es wieder still geworden war, rief Frau Helene die zu belohnenden Knaben und Mädchen einzeln heran und überreichte jedem mit einigen freundlichen Worten, den Mädchen einen Kranz, den Knaben eine Guirlande von Rosen. Bei jeder Bekränzung ließ die Musik eine dreimalige Fanfare ertönen und die Bekränzten kehrten mit strahlenden Gesichtern von dem Tische zurück.

Ritter hatte sich hinter die Zuschauer zurückgezogen. Mit gekreuzten Armen blickte er über deren Köpfe weg auf die schöne Kranzspenderin. Seine Brauen waren zusammengezogen und eine dumpfe Glut, eine knirschende Ungeduld erfüllte ihn. Der Dämon seiner unseligsten Stunden rauschte um sein Haupt. Eine sanfte Stimme flüsterte neben ihm. Er verstand nicht gleich, was sie sagte. Als er den Kopf wandte, begegnete er Annys besorgtem Blick.

„Sie freuen sich nicht mit uns. Fühlen Sie sich nicht wohl?“ fragte sie teilnehmend. „Sie strengen sich zu sehr bei der schrecklichen Hitze an.“

Er beruhigte sie. Weder strengte er sich an, noch thäte ihm die Hitze etwas. Ihm sei ganz wohl.

„Aber dann — Sie schauten so finster darein.“

„O, es waren unnütze Gedanken, die den Menschen zuweilen in guten Stunden wie Mücken plagen. Sie haben sie verscheucht, Fräulein Anny, vor Ihnen hält nichts Dunkles stand.“

„Die Macht möchte ich wohl besitzen,“ sagte sie lebhaft. „Es that mir so leid, Sie unter den fröhlichen Menschen so verloren dastehen zu sehen.“

„Und da wagten Sie sich an den finsteren Mann, selbst ohne militärische Bedeckung?“ scherzte er.

„Nun sind Sie wieder heiter, das freut mich.“ Im nächsten Augenblick aber rief sie mit einem kleinen Schreck: „Ach Gott, da kommt er schon wieder!“

„Flink, geben Sie mir Ihren Arm. Wir entschlüpfen dem Feinde durch einen Flankenmarsch,“ flüsterte Ritter, und Anny that nach seinem Willen.

„Der Feind ist verblüfft,“ sagte er, und verlor sich mit ihr unter den Zuschauern. Es war in der That keine geistreiche Miene, mit der Arthur von Welterkorn, an seinem Schnurrbärtchen drehend, ihnen nachsah.

Annys Augen blitzten fröhlich. Als sie aber jetzt ihren Arm zurückziehen wollte, hielt Ritter sie mit den Worten fest: „Stützen Sie sich nur fest auf mich; es steht sich so leichter für Sie!“

Das that sie nun zwar nicht, jedoch ließ sie mit einem Erröten ihre Hand auf seinem Arm ruhen.

Die Preisverteilung war zu Ende und niemand froher darüber als Herr Steinwehr. Er war den ganzen Vormittag wie ein wetterdrohender Zeus umhergegangen, nichts ihm recht gewesen und noch auf dem Festplatze hatte er zu Ritter sich grämdlich dahin ausgelassen, daß das alles ein sentimentaler Firlefanz sei und Stockprügel und Religion die wahre Liebe, mit der das Volk zu erziehen wäre. Nun konnte man sich doch endlich zu einem gemütlichen Whist oder Skat hinsetzen.

Ritter hatte bei seinen Arrangements auch an den Zeitvertreib der Alten gedacht und in dem Eckzimmer auf dem rechten Flügel Spieltische aufstellen lassen, der Gutsherr selbst für einen tüchtigen Flaschenkeller und Cigarren gesorgt. Bald waren denn auch mehrere Tische mit älteren Herren besetzt, und in ihr Spiel vertieft, hörten diese wohl kaum den Gesang der Kinder unter der Leitung des Schulmeisters und wie dann Heinz mit einer Stentorstimme auf dem Platze Zahlen ausrief. Eine Lotterie, bei der keines der Kinder ohne einen Gewinn ausging, war in vollem Zuge.

Allmählich begannen sich Zuschauer und Gäste von dem sonnigen Platze in den kühlen Schatten des Waldes zu ziehen. Überall lagerten sich kleinere oder größere Gruppen, die mitgebrachten Mundvorräte wurden hervorgeholt, allerlei Spiele unternommen. Helle Gewänder schimmerten zwischen den braunen Stämmen und durch das Gebüsch. Verliebte Pärchen suchten einsame Pfade, andere schienen sich wie durch Zufall zusammen zu finden.

Plötzlich ließ sich im Walde eine Kinderflöte vernehmen, auf der jemand eine Melodie blies, so weit eine solche dem einfachen Instrument zu entlocken war. Sie tönte bald hier, bald dort, kam bald näher und entfernte sich wieder. Alle lauschten. „Ein musikalisches Irrlicht!“ rief der Apotheker. „Audifax,“ sagte der belesene Postsekretär feierlich. „Nein, es ist der Rattenfänger von Hameln,“ rief Ida Blenker und sie hatte es getroffen.

Es war Ritter, der im grauen Filzhut, den Rosenstrauß mit flatternden Bändern an dem leichten Sommerjackett flötend durch den Wald zog, und wo er vorbei kam, schlossen sich ihm die Kinder an. Der Zug wuchs immer mehr, und so führte er, stets seine Melodie wiederholend, die ganze kleine Schar zum Walde hinaus auf den inzwischen schattig gewordenen Festplatz. In der Mitte desselben blieb er stehen, und als alle erwartungsvoll um ihn versammelt waren, rief er:

„So, Kinder, jetzt sollt ihr spielen!“ Und die Spiele, deren Programm zwischen ihm und dem Schullehrer im voraus verabredet worden, nahmen ihren

Digitized by Google

Anfang. War das ein Laufen, Springen, Krabbeln, Jauchzen, Schreien!

Aber auch die erwachsene Jugend sollte nicht auf das bloße Zuschauen, zu dem sich nach und nach alle wieder eingefunden hatten, beschränkt bleiben. Das Orchester hob eine Polonaise an. Ritter eröffnete sie mit der Hausfrau, und jung und alt, Honoratioren, Städter, Landleute, was immer nur Lust hatte, schloß sich dem voranschreitenden Paare an. Wie eine buntschillernde Schlange bewegte sich der Zug rings um den Platz, verschwand im Walde und tauchte auf dem ehemaligen Schloßhofe, wo die alte Linde stand, wieder auf, schlängelte sich ins Portal, die Treppe hinan, durch die Gemächer und kam aus dem Pförtchen des Eckturmes wieder auf dem Platze zum Vorschein.

Frau Helene hatte ihren Arm, dessen klassisch schöne Form durch den hellgrünen Musselin ihres Kleides hindurchschimmerte, in den Ritters gelegt und schien es nicht zu bemerken, daß er ihn fester als notwendig an sich drückte.

Er war erregt, und eine verdeckte Glut schien durch sein ganzes Wesen, lohte zuweilen verräterisch in seinen Worten und Blicken auf. Er hatte sich nach diesen Augenblicken gesehnt, die ihm erlaubten, ungestört mit Helene zu verkehren. Das nächstfolgende Paar war wohl zu sehr mit sich beschäftigt, um auf sie zu achten. Helene ihrerseits fühlte sich wie erlöst nach all der rasch wechselnden leeren Konversation, die sie mit jedem hatte führen, und den Komplimenten, die sie von allen hatte hören müssen. Dieses Gefühl gab auch ihrem Ton eine wärmere Farbe und mischte zugleich in ihn eine kleine Schalkhaftigkeit, die ihr sonst fremd war. Sie neckte ihn, indem sie sich mit einer leisen Hingebung auf seinen Arm stützte, mit seiner Rolle als Rattenfänger.

„Wissen Sie auch, wer in der alten Maske eigentlich steckt?“ fragte er sie.

„Nun, wer anders als der Architekt, Herr Wilhelm Ritter, ein finsterer Geist, der sich als der liebenswürdigste Kinderfreund entpuppt hat,“ scherzte Helene.

„Sie haben es zum Teil getroffen,“ versetzte er. „Es ist der Führer der Kinderseelen in jenes Land, von dannen keine Wiederkehr ist. Wie ihn schon die Griechen verschönten, so hat ihm auch unsere Volkspoesie eine freundlichere Gestalt gegeben.“

„Das war mir unbekannt,“ murmelte sie

„Aber Sie sehen, daß der Tod ein ganz guter lustiger Geselle ist,“ rief er übermütig, und von seiner Laune angesteckt, sagte sie:

„So ist diese Polonaise, die wir anführen, eigentlich ein Totentanz. Nun, einem solchen Seelenführer folge ich gern.“

Er sah sie mit einem glühenden Blicke an.

„Warten Sie nur, ich mache Sie auch mit meinem Schattenreiche bekannt,“ scherzte er weiter und führte den Zug die Schloßtreppe hinan.

„Das ist allerdings ein Schattenreich,“ lächelte sie, als sie droben die Zimmer durchschritten, deren nackte wüste Mauern durch Birkenlaub und Tannengewinde ein freundliches Aussehen gewonnen hatten.

„Was die Ritter und Frauen, die einst hier gehaust haben, für Augen machen würden, wenn sie unsern Zug mit ansehen könnten!“

„Und sähen, daß die schöne Schloßherrin —“ Er brach ab und begann in anderer Weise. „Haben Sie wirklich keine Ahnung davon, was Fräulein von Kürstein bewogen hatte, den Rest ihres Lebens in Falkenhausen zuzubringen?“

Sie schüttelte etwas verwundert über sein scheinbares Abspringen den Kopf, und er sagte mit ironischem Pathos:

„Nun denn, der letzte Sproß derer von Lenzen-Buchau hat die Ehre, Sie durch das Schloß seiner Ahnen zu führen.“

Sie blickte ihn mit großen Augen stumm an.

„Sie?“ rief sie endlich. „Aber mein Gott, ich begreife nicht. Als wir uns zum ersten Mal bei den Ruinen trafen —“

„Verriet ich das große Geheimnis mit keinem Wort,“ unterbrach er sie schnell. „Indessen ist es nun heraus. Die Mutter meines Großvaters war eine geborene von Lenzen. Die männliche Linie des Geschlechts ist nun ausgestorben.“

„Das ist in der That ein seltsames Spiel des Zufalls,“ sagte sie, noch immer nicht ganz von ihrem Erstaunen zurückgekommen.

„Nicht wahr, es ist komisch?“ rief er. „Jetzt aber winkt die Auferstehung, unsere Auferstehung aus altem Moder und Staub.“

Sie traten eben aus dem Eckturm hervor. Ritter ließ eine Runde bilden, die Kette machen, und als die getrennten Paare sich wieder die Hände reichten, ging die Musik in einen Walzer über. Ritter schlang seinen Arm um Helenens Taille, fest zog er das schöne Weib an sich und flog mit ihr dahin.

Sie fühlte die Erde nicht mehr unter den Füßen, es war ihr, als ob sie Schwingen hätte. Nun war es genug, nun wollte sie flüchten, allein sie mußte noch manchem Tänzer die Hand reichen, wenn sie nicht beleidigen wollte. Aufatmend stand sie unter den Zuschauern und eben wollte sie den Arm des Kreisrichters Brunner nehmen, um in das Schloß zurückzukehren, als Frau Doktor Semmler, die neben ihr stand, ausrief:

„Nein, sehen Sie nur, liebe Steinwehr, welch ein schönes Paar!“

„Wirklich, man könnte Herrn Schilling einen Apollo nennen, oder, da er mit der Post zu thun hat, einen Merkur,“ begann der Kreisrichter; jedoch die Gattin des Kreisphysikus fiel ihm kurz und mit einem Anflug von Verdruß ins Wort:

„Ach, den meine ich nicht. Ich meine Herrn Ritter, der eben mit Fräulein Steinwehr tanzt. Wie eine Sylphe schwebt sie in seinem Arme.“

„O goldene Jugend, daß sie nicht auch fortwährt wie die ewige Krankheit des Rechtes,“ seufzte Herr Brunner. „Ein junges Herz mit alten Beinen thut's nimmer.“

Frau Helene hatte sogleich das richtige Paar herausgefunden und ihr Auge verließ es nicht mehr. Es folgte ihm mit einer gewissen Starrheit. Mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit führte Ritter

Digitized by Google

seine Tänzerin in dem Gewühl der oft zusammenstoßenden Paare. Er wich immer glücklich aus, jetzt links, jetzt rechts, nun rasch voran, nun rückwärts sich bewegend. Frau Helene bewunderte jedoch nicht seine Geschicklichkeit, noch sah sie die Leichtigkeit und Anmut, mit der ihre Tochter jeder seiner Bewegungen folgte. Sie sah nur das glückselige Lächeln, mit dem Anny zu ihrem Tänzer aufschaute, und dieses Lächeln war für sie eine Offenbarung — eine doppelte Offenbarung.

Es gelang ihr, sich unbemerkt zu entfernen. Ein unsägliches Weh drückte ihr Herz zusammen. Der Schleier des Mitleids, der bisher ihr Gefühl vor ihr selbst verhüllt hatte, war zerrissen und sie wußte jetzt, daß sie liebte, erkannte es in demselben Moment, in dem sie die gleiche Emfindung in den Mienen ihres Kindes las. Es war vergebens, daß sie sich einer Täuschung zu überreden suchte. Nein, so stillselig wie Anny in den Armen Ritters, blickt und lächelt nur die unbewußte Liebe. Was hätte sie nicht darum gegeben, wenn sie auch nur eine Viertelstunde mit dem dumpfen, chaotischen Schmerz in ihrer Brust hätte allein sein können. Sie hatte gehofft, daß der Tanz die Gemächer des Schlosses entleert hätte; allein sie fand überall Gäste, die es vorzogen, bequem von den Fenstern aus zuzuschauen, und sie mußte lächeln, plaudern, heiter scheinen.

Das Stimmengebraus, die Musik, das Blinken des Sees thaten ihren Nerven weh. Sie wollte die Augen schließen, um nicht mehr hinunterzusehen, aber sie vermochte es nicht. Ein Magnet zwang sie, ihm fortwährend zu folgen. Er tanzte viel, jetzt wieder mit ihrer Tochter. — In der That, es war ein Totentanz gewesen, die Polonaise.

(Fortsetzung folgt.)

# Haus Dodendorf.

Roman

von

**A. Marby.**

(Fortsetzung.)

Frau von Dodendorf überläßt in zarter Rücksicht die schweigsam gewordene Tochter ihrem — wie Frau Paula wähnt — beglückenden Insichversunkensein und giebt sich ebenfalls einem gedankenvollen Sinnen hin. Bilder der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ziehen an ihrem geistigen Auge vorüber.

Sie hatte beinahe verlernt, zu hoffen, daß an ihrem durch nagenden, bitteren Gram verdüsterten Lebenshimmel noch einmal das Morgenrot der Freude aufsteigen würde. Nun sah sie seinen verheißungsvollen Schimmer, unwillkürlich falteten ihre Hände sich zum Dankgebet.

Wohl hatte sie — ach, es schien vor langer, unendlich langer Zeit gewesen zu sein — mit ihrem Gatten und ihren Kindern Jahre eines ungetrübten, sorglosen Glücks genossen bis zu jenem unglückseligen Tage, der die kaum glaubhafte Kunde brachte von der Fahnenflucht ihres ältesten Sohnes! Sie fühlten sich völlig niedergeschmettert, hätten vor Schmerz, Empörung und Scham vor aller Welt in Nacht und Einsamkeit sich vergraben mögen. Am schwersten traf der unerwartete Schlag Herrn von Dodendorf. Der ehemalige Offizier konnte es nicht verwinden, daß sein eigener Sohn den seinem obersten Kriegsherrn geleisteten Fahneneid gebrochen und fahnen- und landesflüchtig geworden war. Das schwere Seelenleid hatte des Vaters hohe Gestalt vor der Zeit leicht gebeugt, sein blondes Haar gebleicht, wogegen der äußeren Erscheinung Frau Paulas der tiefe Gram keine sichtbaren Spuren aufgedrückt hatte.

Die stolze Frau verstand es auch, vor jedermann zu verbergen, was ihr Herz bewegte. Selbst als zu dem Leid um den Sohn sich noch der Kummer um Valeska gesellte, die grollend von der Mutter, als der Feindin und Zerstörerin ihrer Liebe und Herzenswünsche, sich mehr und mehr zurückzog, ließ Frau von Dodendorf keinen Menschen ihre wahren Empfindungen ahnen, so daß sie zuweilen dem oberflächlichen Beobachter kalt, ja herzlos erschien. Nur ihr Gatte kannte sie besser. Obwohl er sich den Anschein gab, nichts zu merken, wußte er sehr genau, wie es sie nicht ruhen und rasten ließ, bis sie den Aufenthalt des verschwundenen Sohnes erkundet hatte, und wie sie seitdem in regem Briefwechsel stand mit dem „Deserteur". Selbst ein verzeihendes, gütiges Wort an den für immer Verlorenen zu richten, vermochte der in den heiligsten Anschauungen seines Standes verletzte und beleidigte Vater nicht, doch duldete er Frau Paulas Vorgehen. Als er gewahrte, wie, dank der guten Nachrichten, die sie erhielt, ihr Schmerz sich sänftigte, begann seine eigene heftige Erbitterung ganz allmählich milderen Regungen zu weichen, ja, wie dann noch einmal, als Oskar den Eltern seine Vermählung mit Elise Reinke mitteilte, die adelstolze Mutter in heftigen Zorn geriet, da war's der eigene Gatte, der ihr beruhigend zusprach. Seinen Auseinandersetzungen, die vollzogene Thatsache klug beleuchtend, war es zuzuschreiben, daß ihre heiße Mutterliebe den Kampf gegen Standesvorurteile siegreich bestand. Freilich: die ehemalige Balletttänzerin in Schloß Dodendorf als Tochter des Hauses je willkommen zu heißen, dünkte der stolzen Frau eine Unmöglichkeit. Aber das junge Paar lebte in Amerika, wo niemand nach Herkunft und Namen

Digitized by Google

fragte, und was die Hauptsache: Oskar war glücklich, er schien das Leben im fremden Lande jetzt leichter zu ertragen, sein geliebtes Weib nannte er nur seinen guten Engel.

Wie hätte da das Mutterherz mit des Sohnes Heirat sich nicht aussöhnen sollen? Frau von Dodendorf überwand sich endlich so weit, auf Elisens rührend demütiges Bitten: sie ein wenig lieb zu gewinnen, ein paar freundliche Zeilen an ihr Schwiegertöchterchen zu richten, und zu Eingeweihten der Familienverhältnisse sprach sie fortan nur von „unsern" Amerikanern.

Die einlaufenden Nachrichten aus Indianopolis lauteten fortdauernd günstig. Seit Oskar Dodendorf das Glück gehabt hatte, das kranke Leibroß von General Grant zu kurieren und wieder vollständig herzustellen bis zur alten Brauchbarkeit, war sein Ruf als Roßarzt begründet. Neben seiner ausgedehnten Praxis betrieb er mit nicht minder glücklichen Erfolgen bedeutende Pferdezucht, zu welchem Behufe er eine große Fläche prächtigen Weidelandes erworben hatte. Seine in die Heimat gesandten Berichte über den Aufzug der jungen Füllen fingen an den Vater zu interessieren, das Herz des Landwirts freute sich zunächst der geschilderten und erfolgreichen Thätigkeit, und dann kam endlich eine gute Stunde, wo Herr von Dodendorf aus eigenem Antriebe dem Unseligen, dies blieb für ihn trotz allem der verlorene Sohn, ein Schreiben milden, verzeihenden Inhalts zugehen ließ.

Nun schien alles wieder gut. Was geschehen, war bereut und vergeben worden, in die Herzen hüben und drüben zog allmählich wieder Frieden ein, der leidgetrübte Blick verlor sich nicht mehr allein in Bildern einer gramvollen Vergangenheit, sondern wandte sich hoffnungsfreudig der glückverheißenden Zukunft zu. Der junge Karl von Dodendorf, nun auch schon längst ein schmucker Husarenoffizier, geachtet und geliebt von seinen Vorgesetzten und Kameraden, sucht durch sein ganzes Verhalten wettzumachen, was sein älterer Bruder an der Ehre seines Standes und Namens gesündigt. In seiner äußeren Erscheinung, die mittelgroße, schlanke Gestalt, das runde, frische, hübsche Gesicht, das lockige blonde Haar, gleicht er Oskar auffallend, und leicht wie jener gewinnt er durch sein zuvorkommend freundliches, höfliches Wesen die Herzen von alt und jung. So oft der junge Offizier die Heimat besucht, ist's ein Festtag für sämtliche Schloß- und Dorfbewohner. Aller Augen leuchten bei seinem Anblick höher auf. Von Eltern und Schwester wird Karl beinahe vergöttert, er ist ihr Stolz, auf ihm beruht die Hoffnung und Zukunft des Dodendorfschen Geschlechts.

Wie sollten auch Herr und Frau von Dodendorf ihren Jüngstgeborenen nicht mit voller Zärtlichkeit umfassen? Er hatte ihnen bisher nur Freude gemacht, sie niemals absichtlich durch Ungehorsam betrübt, während Valeska durch ihr hartnäckiges Festhalten an ihrer herabwürdigenden Liebe zu dem Hauslehrer den Eltern viele sorgenvolle Stunden bereitet hatte. Freilich konnte sie nicht auf die Dauer ihren Trotz behaupten, mußte dem elterlichen Willen ihre Herzenswünsche opfern, aber damit zugleich begrub sie das schöne kindliche Vertrauen, mit welchem sie jede Regung ihrer Seele den Eltern zu enthüllen pflegte. Aus dem Schweizer Pensionat kehrte Vally kalt, verschlossen, ernst, eine völlig andere, als die sie gegangen, nach Schloß Dodendorf zurück. Ob sie gelernt, ihren Liebestraum zu vergessen, erfuhr niemand, einen tieferen Einblick in ihr Inneres gestattete sie keinem Menschen. Den gewöhnten Zerstreuungen der Jugend abhold, suchte und fand der von unbezähmbarem Wissensdurst erfüllte Geist des kaum achtzehnjährigen Mädchens hauptsächlich in der Beschäftigung mit ernsten, wissenschaftlichen, Verstand und Seele reifenden und veredelnden Dingen Nahrung und Befriedigung.

Frau Paula empfand es schmerzlich, daß sie Vallys Vertrauen verloren hatte, daß dem jungen Mädchen seine Bücher und Korrespondenzen mehr galten als die Mutter. Doch in Kenntnis der stolzen Eigenart ihres Kindes verriet sie durch keine Andeutungen, wie sie unter den bestehenden Verhältnissen doppelt litt, ihre einzige Hoffnung beruhte auf der Zukunft! Aber nicht an ein geduldiges Warten gewöhnt, wußte die lebhafte, energische Frau, als die Nachrichten aus Amerika anfingen günstiger zu lauten, ihren Gatten zu bewegen, um ihrer beiden Kinder willen — Vally und Karl — aus ihrer selbsterwählten Zurückgezogenheit allmählich wiederhervorzutreten und, so schwer es auch Herrn von Dodendorf wurde die häusliche Stille mit einem regen, geselligen Verkehr nochmals zu vertauschen, fügte er sich doch den Wünschen seiner klugen Paula, deren Vorstellungen er, betreffs Valeskas, als richtig anerkennen mußte.

Die junge Dame wollte anfänglich von neu anzuknüpfenden, freundschaftlich geselligen Verbindungen nichts wissen, aber schließlich ging es doch nicht wohl an, daß sie zurück- und unsichtbar blieb, wenn die Eltern Besuche machten oder empfingen. Doch nur, wo es unumgänglich nötig war, beugte sie sich den Geboten der Pflicht und Höflichkeit, im ganzen ließ sie sich in ihren täglichen Gewohnheiten und Neigungen wenig beschränken.

Überall, wo immer Herr und Frau von Dodendorf nebst ihrer Tochter den alten Bekannten auf benachbarten Gütern Besuche machten, wurden sie mit offnen Armen willkommen geheißen. Von der Philosophin, wie man Valeska in der Gesellschaft allgemein bezeichnete, zeigte man sich geradezu entzückt. Sie war keineswegs die pedantische Gelehrte, zu der Frau Fama sie gestempelt, sondern lebhaft, witzig, eine vollendete junge Weltdame.

So erhaben die geistreiche Vally von Dodendorf über Eitelkeit sich dünkte, ein klein wenig geschmeichelt fühlte sie sich doch über den aufsehenerregenden Eindruck, welchen ihr Erscheinen in jeder größeren oder kleineren Gesellschaft hervorrief, aber ein tieferes Interesse vermochte ihr von ihren zahlreichen Verehrern keiner einzuflößen. Die feurigsten Huldigungen und flehendlichsten Liebesblicke ließen sie kalt, nie schlug dabei ihr Herz in beschleunigtem Takt; brillante, ernste Heiratsanträge lehnte sie gleichgültig ab.

Da lernte sie Baron von Herbeck kennen, und



Digitized by Google

nun geschah, was Vally nicht mehr für möglich gehalten: Der stattliche, geistreiche, liebenswürdige Mann nahm im Sturm ihr Herz, ihre Seele gefangen; die heiße Sehnsucht nach Glück, das schmerzliche Verlangen nach Liebe, alle die unverstandenen Empfindungen, welche unter der Asche ihrer längst begrabenen jungen Frühlingsliebe weiter geglimmt, loderten nun in hellen Gluten aufs neue empor, und als ihr dann Herbecks strahlende Augen die eignen Gefühle widerspiegelten, als ihr bald kein Zweifel blieb an seiner Gegenliebe, da ging eine Wandlung in ihrem Innern und Äußeren vor. Ihre kühle Zurückhaltung gegen Bekannte wie Fremde wich einer bezaubernden Liebenswürdigkeit, über ihrem Thun und Wesen lag es wie ein zarter Schmelz, der ihrer imponierenden Schönheit einen neuen Reiz verlieh; ihre Studien schienen ihr nicht mehr volles Genüge zu gewähren, dagegen suchte sie nun häufig die Nähe ihrer Mutter auf, deren Gesellschaft schien ihr plötzlich wohlzuthun. Die Entfremdung, welche unmerklich zwischen Mutter und Tochter Platz gegriffen, wich einer traulichen Annäherung.

Frau von Dobendorfs scharf beobachtenden Blicken hatte die Ursache von Valeskas vorteilhafter Veränderung nicht lange verborgen bleiben können. Es war eine ihr Mutterherz beglückende Entdeckung, doch hütete sie sich, darüber ein Wort zu äußern, aber unauffällig leistete sie den unausgesprochenen Wünschen der beiden Verliebten, einander zu sehen und zu sprechen, Vorschub. So verdankten sie es hauptsächlich Frau Paulas Überredungskunst, daß Herr von Dobendorf mit Frau und Tochter auf dem Offiziersball erschien. Im Verlaufe des Festes, hoffte die kluge Mutter, würde Baron Herbeck Gelegenheit suchen und finden, das glückentscheidende Wort zu sprechen. Und wie sie vorausgesetzt, war's geschehen!

„Morgen," Frau Paula sprach es zu sich mit frohem Stolz, „wird Schloß Dobendorf eine glückliche Braut beherbergen."

## XIV.

Am Tage nach dem Balle hing der Himmel trüb und schwer über der Erde. Aus dem bleigrauen Wolkenmantel löste sich von Zeit zu Zeit ein Gemisch von Schnee und Regen. Behielt der letztere im noch unentschiedenen lautlosen Kampfe der Luftgeister die Oberhand, dann waren die Tage und Stunden der dichten weißen Hülle, die gleich einem riesengroßen Leichentuche Felder und Wiesen bedeckte, gezählt. Aber wenn auch an vereinzelten kleinen Punkten, wo große Regentropfen klatschend aufschlugen, das blendende Weiß eine schmutzig-graue Färbung annahm, und der hohl klagende Wind Tauwetter verhieß, durchflog noch kein Hauch wie Frühlingsahnen die frosterstarrte Natur.

Auf der ein wenig erhöht liegenden Chaussee, welche in südwestlicher Richtung von der Garnisonstadt in scheinbar endloser Länge sich dehnt, galoppierte ein einsamer Reiter in schlankem Trabe dahin. Unter der flüchtigen Berührung der Pferdehufe ergab der hartgefrorene Erdboden — hier hatte der Wind den Schnee hinweggefegt in den Chausseegraben — einen klingenden Ton, den der in Gedanken versunkene Offizier so wenig beachtet, wie die Regentropfen, oder Schneeflocken, die ihm der scharfe Nordost zuweilen ins Antlitz wehte. Was kümmerte ihn heute das kalte, unfreundliche Wetter oder die trübselige Landschaft, durch die sein Weg ihn führte? Tobe nur, Wintersturm, tobe! Du kannst dem Reiter nichts anhaben, in seinem Herzen herrscht Frühlingshelle und lichter Sonnenschein! Es ist durchflutet von der Gewißheit eines seligen Glückes, das ihn in holdester Gestalt erwartet.

Nur noch eine kurze Spanne Zeit, dann hält, er die Geliebte in seinen Armen! Aber je näher Baron Herbeck seinem Ziele kommt, das ihm Erfüllung höchster Erdenwonnen verheißt, desto stärker erfaßt ihn verzehrende Ungeduld. Er läßt, rechts abbiegend, seinen edlen Rappen schärfer ausgreifen, reitet im Fluge durch ein ansehnliches Dorf, dann durch einen Föhrenwald, über dessen Wipfeln gespenstische Nebel brauen. Als das Wäldchen hinter ihm liegt, späht Herbeck sehnsüchtig nach dem Wahrzeichen der Gegend: dem hohen Turm des uralten Dobendorfer Kirchleins. Da taucht er auch vor dem Reiter auf, aber undeutlich, wie ein warnend erhobener Riesenfinger schwebt er anscheinend in der dicken Luft, doch mit jedem Sprunge des vorwärts eilenden Pferdes tritt der weiße, nach oben spitzzulaufende grünbehelmte Turm erkennbarer hervor.

Das Schloß erhob sich am Ende der langen Dorfgasse. Schon gewahrte Herbeck durch die entlaubten Baumwipfel die turmgekrönten Zinnen, noch wenige Minuten, dann stand er vor der Entscheidung seines Schicksals! Ob „sie" wohl schon nach ihm ausschaute? Sein Herz begann stürmischer zu schlagen.

Plötzlich sah er nicht ohne Verwunderung eine herrschaftliche Equipage, in deren Lenker Herbecks scharfe Augen Herrn von Dobendorfs alten Leibkutscher zu erkennen glaubten, den Gutshof verlassen. Handelte es sich um eine Spazierfahrt? Die Insassen hatten es augenscheinlich eilig, denn auffallend schnell rollte der Wagen die Dorfgasse daher, dem Reiter entgegen, der in neugieriger Spannung nach den Drinsitzenden spähte. Nach einer weiteren Sekunde erkannte er in dem einzelnen Herrn den Sanitätsrat L . . . ., der, als Hausarzt der Dobendorfer Herrschaft, wohl einen pflichtschuldigen Besuch im Schlosse abgestattet haben mochte. Daß der Arzt bei derartigen Fahrten über Land sich seiner eigenen Equipage zu bedienen pflegte, daran dachte in diesem Augenblicke Baron von Herbeck nicht.

Höflich grüßend wollte er vorüberreiten, doch im selben Moment hielt auf ein Zeichen des Insassen mit scharfem Ruck der Wagen still, zugleich klappte das Fenster hernieder, der Kopf des Sanitätsrats erschien in der Öffnung. Der Ausdruck der Mienen, begleitet von einer nicht mißzuverstehenden Handbewegung, bewogen den Offizier, sein Pferd ebenfalls zum Stehen zu bringen.

„Pardon, Herr Lieutenant," sagte nach verbindlich erwidertem Gruße der Arzt. „Sie wollen,

Digitized by Google

ich frage nicht aus müßiger Neugier, aufs Schloß?"

„Allerdings meine Absicht, Herr Sanitätsrat," lautete die Antwort. Halb Ungeduld, halb kühle Zurückhaltung lag im Ton der Stimme. Der Arzt kehrte sich nicht daran.

„Sie treffen es dort nicht gut!" versetzte er ernst. „Gilt Ihr Besuch nicht ausschließlich dem Schloßherrn, Frau von Dobendorf dürfte unsichtbar bleiben, so erlaube ich mir den Rat, geben Sie für heute Ihre Absicht auf!"

„Was ist denn geschehen, Herr Sanitätsrat? Ist im Schlosse jemand erkrankt? Etwa Frau von Dobendorf? Bitte, sprechen Sie," drängte Baron Herbeck, von jäher Angst gepackt.

„Frau von Dobendorf befindet sich wohl, doch das gnädige Fräulein —"

„Wer, sagen Sie? Das gnädige — das gnädige Fräulein?" stammelte der Baron in höchstem Schreck. „Aber das ist ja ganz unmöglich, das kann, das kann ja nicht sein?!" Er heftete dabei einen so entsetzten, angsterfüllten Blick auf den Sanitätsrat, daß dieser über den Herzenszustand des jungen Offiziers nicht in Zweifel bleiben konnte.

„Ich begreife," entgegnete er mitleidig, „Sie können an die plötzliche Erkrankung des Fräuleins nicht glauben, weil Sie erst vor noch nicht zwölf Stunden sich von der noch in blühender Gesundheit prangenden Dame getrennt! Und doch ist der traurige Umschwung Wahrheit, Herr Lieutenant! Wie ich leider hinzufügen muß, handelt es sich um einen äußerst bedenklichen Fall. Sie können demnach die im Schlosse herrschende Bestürzung ermessen, dürften es nun wohl auch für geraten halten, lieber wieder umzukehren. Es ist," fügte der Seelenkundige, als ihm nicht gleich Antwort wurde, in überredendem Tone freundlich ernst hinzu, „wirklich das Bessere, Herr Lieutenant."

So nahe dem Ziele umkehren? Unmöglich! Der Baron wollte Näheres hören, selbst sehen, selbst sich überzeugen! Es konnte ja nicht sein, daß die geträumten Himmelswonnen plötzlich in Nichts zerfließen sollten.

Nach wenigen Sekunden befand Herbeck sich im Gutshofe. Vom Pferde springen, einem dienstwillig herbeieilenden Knecht die Zügel des schweißbedeckten Hassan wortlos zuwerfen und im Laufschritt dem Schlosse zueilen, war eins! Noch hatte er die Freitreppe nicht vollends erstiegen, als aus einer der auf die Rampe führenden Thüren ein Diener dem Ankömmling entgegenschritt mit der Meldung:

„Die gnädigen Herrschaften sind nicht zu sprechen."

„Herr von Dobendorf," versetzte der Offizier mit gewaltsam beherrschter Stimme, „erwartet mich. Hier," er entnahm einem zierlichen Täschchen seine Karte, „melden Sie mich Ihrem Herrn."

Der Diener, eingedenk des für jeden Besuch gleichlautenden Befehls, zögerte noch, der Aufforderung des Fremden nachzukommen, als im oberen Stockwerk ein Fenster geöffnet, und die Stimme des Schloßherrn in verbindlichem Tone laut wurde:

„Bitte, näherzutreten, Herr Baron von Herbeck!"

Dobendorf hatte den Reiter in den Hof sprengen sehen. Durch seine Gattin von dem bevorstehenden Besuch und der damit verbundenen Absicht Herbecks unterrichtet, hielt er sich verpflichtet, ihn zu empfangen.

Er ging ihm bis in den Vorsaal entgegen, führte ihn nach kurzer Begrüßung in sein Zimmer und fragte mit einem forschenden Blick in die verstörten Gesichtszüge seines Gastes:

„Sie wissen bereits, Baron?"

„Beim Einreiten ins Dorf begegnete mir der Sanitätsrat —"

„Ah!" fiel Herr von Dobendorf dem schweratmenden Offizier ins Wort, „die sicherste Quelle, aus welcher Sie die traurige Mitteilung schöpfen konnten. Was hörten Sie? Sprach der Arzt sich des Näheren aus?"

„Er nannte," berichtete Herbeck in schwerem Tone, „die Krankheit des gnädigen Fräuleins einen bedenklichen Fall, forderte mich dann auf, mit ihm umzukehren. Es ist wahr, ich hätte die Ungunst des Augenblicks bedenken und meinen Besuch verschieben müssen, aber, Herr von Dobendorf," unterbrach er sich dann mit leidenschaftdurchbebter Stimme, „ich darf wohl annehmen, Sie ahnen, welche unwiderstehliche Macht wieder und wieder in Ihr gastliches Haus mich zog, und daß heute die Absicht: Sie und Ihre Frau Gemahlin um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten, mich herführt? Mein Gott! Mein Herz war seliger Hoffnungen voll! Sicher der Liebe des einzigen Mädchens träumte ich unterwegs einen berauschenden Traum, dessen Verwirklichung jeder Schritt meines Hassan mich näherbrachte. Und wie ich nun schon mit einem Fuße auf Dobendorfer Boden — um bald mein Glück zu fassen und zu halten — da trifft mich plötzlich die Kunde wie ein tödlicher Schlag: ‚Dein Lieb ist krank, schwer krank!' Um mich und in mir wird es Nacht, dann treibt es mich gewaltsam vorwärts, an Ort und Stelle muß ich hören und sehen, ob ich das Schreckliche nicht geträumt! Wenn es Wahrheit, wär's ja kaum zu ertragen!"

„Kaum zu ertragen!?" wiederholte der Schloßherr seufzend; der gramvolle Zug um seinen Mund vertiefte sich auffallend. „Ach, mein lieber Baron, das ist die Sprache eines Glückverwöhnten, der nur des Lebens Sonnenseite kennt und der bei der ersten Schwierigkeit, die seinen Wünschen in den Weg tritt, gleich meint, daran untergehen zu müssen. Mögen des Schicksals Heimtücken Sie nicht dermaleinst in noch ganz anderer, empfindlicherer Weise treffen."

„Niemals niederschmetternder wie in dieser Stunde, wo das Glück meiner Zukunft, meines ganzen Lebens in Frage steht!" rief der Baron schmerzbewegt.

„Ja, ja. Aber weshalb denn gleich mutlos verzweifeln, lieber Herbeck?" sprach Herr von Dobendorf, obgleich das eigene Herz ihm schwer war, tröstend zu dem Erregten. „Hoffen wir auf des Herrn Gnade und bitten wir ihn, uns die Tochter, Ihnen die Braut zu erhalten, denn daß Sie meiner Frau und mir ein von Herzen willkommener Sohn wären, habe ich wohl nicht erst nötig hinzuzufügen?"

Digitized by Google

„Dank —“ der junge Mann umschloß mit warmem Druck des Schloßherrn ihm dargereichte Rechte — „tausend, tausend Dank! Niemals sollen Sie Ihres väterlichen Wohlwollens mich unwert finden. Es ist kein Mißbrauch Ihrer Güte, wenn ich zu bitten wage: Lassen Sie mich Valeska sehen!“

„Diesen Wunsch darf ich Ihnen leider nicht erfüllen, bester Herbeck,“ versetzte Dodendorf in bestimmtem Tone. „Die Kranke würde sich aufregen, laut strengen ärztlichen Befehls soll die leiseste Störung von ihr fern gehalten werden.“

„Mit meinem Erscheinen wird ganz gewiß weder Störung noch Aufregung für das teure Mädchen verbunden sein; ich will für sie unsichtbar bleiben, will von ferne stehen, aber ich muß zu ihr, um aus ihrem Anblick Kraft zur Geduld zu schöpfen. Herr von Dodendorf, es ist die erste Bitte des Sohnes an den Vater. Lassen Sie mich Valeska sehen, nur eine Sekunde, einen Augenblick nur!“

Der eindringlich flehenden Bitte Herbecks konnte Herr von Dodendorf sich nicht verschließen. Er erhob sich und sagte sichtlich ergriffen:

„Ich will die Erfüllung Ihres Wunsches nicht von meinem Willen abhängig machen. Doch Sie gleich mit mir führen darf ich ebensowenig. Warten Sie, bitte, hier, bis ich die nötige Erlaubnis eingeholt habe.“

Es kam dem Baron nicht zu vollem Bewußtsein, wie lange oder kurze Zeit er allein blieb. Von qualvoller Unruhe gefoltert, wurde ihm jede Minute zur Ewigkeit, während er am Fenster stand und leeren, verlorenen Blicks auf die Schneeflocken starrte, die jetzt in dichten Massen herniederfielen und im Wirbeltanze die Luft verfinsterten.

Plötzlich stand Dodendorf — der dicke Teppich, welcher den Fußboden bedeckte, hatte des Zurückkehrenden Schritte verschlungen — hinter dem Offizier.

„Mein lieber Herbeck,“ sagte er mit herzlich teilnehmendem Blick und Ton, „zu meinem Bedauern bringe ich Ihnen einen abschlägigen Bescheid und zwar auf Valeskas eigenen Wunsch —“

„Sie weiß,“ rief der Baron, aufs schmerzlichste enttäuscht, „sie weiß von meiner Anwesenheit und lehnt es ab, mich zu sehen?“

„Es geschieht wahrlich nicht aus Prüderie, fällen Sie über unsere arme Kranke kein voreiliges Urteil, Baron, hören Sie erst —“ der Schloßherr legte beschwichtigend seine Hand auf Herbecks Schulter — „meinen Bericht. Ich fand Vally bei voller Besinnung, wenngleich nicht fieberfrei und, wie der erste Blick in ihr Antlitz mich belehrte, von argen, inneren Schmerzen gequält. Als ihre Augen sich mir zuwandten, unruhig, forschend und fragend zugleich, zögerte ich, ihre stumm beredte, dringende Bitte richtig deutend, nicht, sie von Ihrem Erscheinen und Ihren Wünschen zu unterrichten. Eine Weile —“ Herr von Dodendorfs Stimme klang bewegter — „verharrte Valeska in Schweigen, ich sah, sie lag in schwerem Kampfe mit sich selbst. ‚Papa,‘ flüsterte sie endlich, ohne die geschlossenen Wimpern, durch welche sich Thräne auf Thräne stahl, aufzuschlagen, ‚bringe Herbeck meinen Herzensdank und Gruß, doch zu mir kommen soll er nicht. Will er wissen, warum, so sag ihm, ich will nicht, daß er sieht, wie heftig ich leide. Bitte ihn in meinem Namen, sich zu gedulden bis morgen oder übermorgen.‘ Lassen Sie mich hinzufügen, Baron,“ schloß Dodendorf, sichtlich niedergedrückt von Kummer, „angesichts der wütenden Schmerzen, die nach Vallys mühsam beendeter Rede ihren Körper in krampfhaften Zuckungen durchschauerten, fand ich den ablehnenden Bescheid gerechtfertigt.“

Die nach den letzten Worten eingetretene bange Pause wurde minutenlang nur durch die seufzerartigen schweren Atemzüge des jüngeren der beiden Männer unterbrochen. Er hatte sein Antlitz, in dessen verstörten Zügen seine seelische leidenschaftliche Erregung sich deutlich widerspiegelte, mit der Hand bedeckt; als er sie langsam sinken ließ, verriet außer der fahlen Blässe kein weiteres äußeres Zeichen, was sein Inneres bewegte.

„Nun denn, Geduld,“ sagte er mit gewaltsam beherrschter Stimme. „Des teuren Mädchens Wunsch ist für mich Befehl. Nur eins möchte ich noch wissen: Was hat die jähe Erkrankung verschuldet?“

„So fragten auch wir und der Sanitätsrat einander vergebens, bis des letzteren eingehendes Untersuchen und Forschen endlich ergab, daß Vally der eigenen Unvorsichtigkeit ihr Erkranken zuschreiben muß. Sie war,“ setzte Herr von Dodendorf erklärend hinzu, „von Durst gepeinigt, so unbesonnen, in stark erhitztem Zustande eiskaltes Wasser zu trinken.“

„Großer Gott —“ der Baron preßte verzweiflungsvoll seine Hände gegen die pochenden Schläfen — „also das! Ich kam dazu, als ihr ein Diener das Befohlene brachte, und kam doch zu spät, das Unheil abzuwehren. Als ich Valeska am Trinken verhindern wollte, war das Glas bereits leer. Sie lachte meiner Besorgnis: ‚Mir schadet ein Trunk Wasser nicht,‘ und nun doch — nun doch! Aber,“ fügte er nach kurzer Pause, wie belebt von einem ihn plötzlich durchzitternden Hoffnungsstrahl, hinzu: „Nun der Arzt die Ursache kennt, muß und wird er das Übel mit erfolgreichen Mitteln bekämpfen?“

„So weit dies von Menschenwissen und -können abhängig ist, gewiß, lieber Herbeck. Der Sanitätsrat verdient und besitzt unser volles Vertrauen.“

Dodendorfs bestimmte Versicherung schien den Baron zu beruhigen. Aber als er nach einer Stunde — trotz ernsten Widerratens wegen des gefährlichen Schneetreibens — seinen Hassan wieder bestieg, der ihn sicher durch den Roß und Reiter toll umwirbelnden Flockenreigen trug, bemächtigte sich seiner ein von Minute zu Minute sich steigerndes trostloses Weh. Ihm war zu Mut, als ob unter dem Riesenleichentuche, das die Erde, so weit sein Auge reichte, überspannte, all sein Lieben, Wünschen und Hoffen eingesargt lag im Todesschlaf.

## XV.

Die dicke Schneedecke war längst verschwunden, der holde Frühling hatte in alle Lande siegreichen Einzug gehalten, all überall ein wunderbares Grünen,

Digitized by Google

Knospen und Blühen, berauschender Duft und heller Sonnenglanz.

In die Herzen der Dobendorfer Schloßbewohner wollte trotz allem keine rechte Lenzesfreude einziehen, die Sorge um Valeska, die noch immer nicht Genesene, wirkte niederdrückend, obwohl ein jeder sich bemühte, sorglose Zuversicht zu heucheln.

Zwar lag die Kranke nicht mehr ausschließlich zu Bett, sie verbrachte sogar den größten Teil des Tages auf dem Sofa; doch dabei war nicht abzusehen, wie lange sie noch ans Zimmer gefesselt bleiben würde. Es hatte sich ein hartnäckiges Magenübel entwickelt, das aller ärztlichen Kunst zu spotten schien. Das Schlimmste war ein fast unerträglicher Schmerz, welcher Vally Tag und Nacht peinigte, ihr den Schlaf raubte, so daß nur unter Zuhilfenahme betäubender Mittel dem erschöpften Körper der notwendige Schlummer zu teil wurde.

Immer und immer hatte der Sanitätsrat seine ungeduldig forschende Patientin auf die kommende schönere Jahreszeit vertröstet. Doch als der Frühling verging, ohne Heilung, ohne selbst Linderung zu bringen, da hörte die Kranke allmählich auf zu fragen: „Wann wird es endlich besser werden?“ Eine apathische Gleichgültigkeit schien sich ihrer zu bemächtigen; nur in einem Punkte machte der eigenwillige Charakterzug der jungen Dame nach wie vor sich geltend: Sie weigerte sich entschieden, Baron von Herbeck zu sehen! Weder seine flehentlichen Bitten in den ihr täglich gesandten zärtlichen Briefchen, noch der Eltern eindringliche Vorstellungen vermochten Valeskas Starrsinn, wie Frau Paula sich ausdrückte, zu beugen.

„Vielleicht scheltet ihr mich mit Recht, Mama,“ sagte Vally, „aber ich beharre trotzdem auf meinem Willen, unter welchem er und ich zu gleichen Teilen leiden — nein, ich gewiß noch mehr! Doch schwerer würde ich es noch empfinden — ach, ich könnte es überhaupt nicht ertragen, wenn ich sehen müßte, wie Herbeck vor meinem Anblick zurückschreckt. Ich will in seiner Erinnerung leben, wie er mich zuletzt gesehen, deshalb muß er sich eben gedulden, bis es mir besser geht.“

Vergebens bemühten sich Vater, Mutter und ihre unermüdliche Pflegerin Anne — das treubewährte Familienfaktotum — der Kranken glaubhaft zu machen, daß ihr vermeintes „zum Erschrecken verwandeltes Äußere“ nur auf Einbildung beruhe! Sie ließ sich nicht täuschen. Enthüllte ihr doch auch jeder Blick in den Spiegel die traurige Wahrheit von der grausam zerstörenden Wirkung, welche die schmerzhafte lange Krankheit auf die frische Schönheit des jungen Angesichts mehr und mehr zu üben begann.

Gegen Ende des Juni berief Herr von Dobendorf Professor B . . ., einen berühmten Spezialarzt, ans Krankenbett der Tochter. Die äußerst gründliche Konsultation im Beisein des Sanitätsrats schien den fremden Arzt mit Befriedigung zu erfüllen. Er gab vollkommen beruhigende Versicherungen, bei welchen die besorgten Eltern zum ersten Male seit langer Zeit wieder hoffnungsfreudig aufatmeten. Valeska, infolge der Untersuchung sehr erschöpft, verhielt sich schweigend, ließ weder in Blicken noch Mienen erraten, welche Empfindung, ob Hoffnung oder Zweifel, die vorherrschende in ihrer Seele sei.

Nur als der Professor sich mit Herrn und Frau von Dobendorf ins Speisezimmer begeben wollte, sprach Vally leise die Bitte aus, ihr vor seiner Abreise noch eine kurze Unterredung unter vier Augen zu gewähren. Er sagte freundlich zu, doch sofort entschlossen, der jungen Dame möglichst kurze Zeit zu nutzlosen Quengelfragen, wie er sie hauptsächlich oft von weiblichen Kranken zu hören bekam, zu lassen, trat er erst ein paar Minuten vor seiner Abfahrt, als der Schloßherr bereits Befehl zum Anspannen erteilte, wieder bei der schon ungeduldig Harrenden ein.

„Sie wünschten mich noch einmal allein zu sprechen, mein gnädiges Fräulein, nun, womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte der Arzt, nachdem Anne auf einen bezeichnenden Wink ihrer Herrin das Zimmer verlassen hatte, in dem ihm eignen vertrauenerweckenden Tone.

„Mit Wahrheit,“ erwiderte Valeska, und rasch, ohne des Professors Entgegnung abzuwarten, fuhr sie fort: „Wie lange habe ich noch zu leben, Herr Professor?“

Obgleich frappiert von der sonderbaren Frage, gab weder in seinen lächelnden Mienen, noch im Klang seiner Stimme ein Zeichen von Überraschung sich kund.

„Je nun —“ er wiegte wie überlegend sein Haupt — „so ungefähr fünfzig bis sechzig Jahre, wenn gnädiges Fräulein damit sich zufrieden geben wollen?“

„Nein!“ stieß Vally schroff hervor, während ein Rot des Unwillens ihr gelblich blasses Gesicht überflog. „Verzeihung, Herr Professor —“ sie war bemüht, sich zu beherrschen — „mir ist es keineswegs um einen Scherz zu thun, vielmehr erbitte ich auf meine ernste Frage eine ernste, Ihrer wahrhaften Überzeugung entsprechende Antwort.“

„Mein verehrtes gnädiges Fräulein,“ versetzte der Professor lebhaft, „es ist mir leider unmöglich, Ihren in ungewöhnlicher Form sich äußernden Wissensdurst betreffs Ihrer Lebensdauer zu befriedigen.“

„Wie? Ein so kluger, erfahrener Arzt und Anatom wie Sie, Herr Professor, sollte nicht ungefähr bestimmen können, wie lange noch mein morscher Körper dem unaufhaltsam innen weiterfressenden Übel Widerstand zu leisten vermag?“

Dem berühmten Gelehrten wurde es unbehaglich zu Mute unter dem seltsam forschenden Blick der klaren Mädchenaugen und bei dem schmerzlich spöttischen Lächeln, das den kleinen Mund umspielte.

„Ihre Umgebung sollte sich vor allem Mühe geben,“ sagte er mit scharfer Betonung, „Ihren Hang zur Schwarzseherei zu bekämpfen; der grübelnde Laienverstand, richtiger — Pardon, Gnädigste — Unverstand, arbeitet dem Arzt oft gerade entgegen! Ihr allerdings schmerzhaftes und langwieriges Leiden ist trotzdem keineswegs so gefährlicher Art wie Sie zu fürchten scheinen —.

„Bester Herr Professor,“ fiel ihm Valeska ins Wort, „lassen wir das! Mich in Selbsttäuschung

Digitized by Google

wiegen, wäre nutzlos! Weichen Sie darum meiner Bitte nicht aus! Ich kann die Wahrheit ertragen, sie zu erforschen treibt mich ein wichtiger Grund. Nehmen wir einmal an —" ihr Blick bohrte sich förmlich in den seinen, „ich hätte die Absicht, den Bewerbungen eines mir teuren Mannes Gehör zu schenken und mich demnächst zu verloben, würden Sie mir nach Pflicht und Gewissen dazu raten?"

Sekundenlang wurzelten beider Augen ineinander; der seelenkundige Arzt erkannte, in der gebrechlichen, zarten Hülle wohnte ein starker, klarer Geist, dem mit ausweichendem Hinhalten nicht gedient, der alle Ausflüchte als solche durchschauen würde, wären sie auch ins glaubhafteste Gewand gekleidet. Er mußte, wie Pflicht und Gewissen ihm vorschrieb, seiner wahren Überzeugung Ausdruck geben.

„Nein!" antwortete der Professor fest, aber in seiner tiefen Stimme lag ein feierlicher Klang, der Valeskas Brust durchschauerte. Das kurze, inhaltsschwere Wort hatte über ihr Schicksal entschieden.

Ein tiefer Atemzug — oder war es ein verhaltener Seufzer? dann hatte sie die momentane Erschütterung überwunden.

„Ich danke Ihnen!" versetzte sie in kaum merklich bewegtem Tone.

Sie reichte ihm ihre schmale, wachsbleiche Hand. Der Professor, sichtlich ergriffen, berührte sie leicht mit seinen Lippen, dann erhob er sich.

„Leben Sie wohl! Gott sei mit Ihnen!"

Er eilte rasch hinaus, wo der Schloßherr ihn erwartete und zum Wagen geleitete. Frau von Dodendorf blieb bei ihrer Tochter zurück und sich neben ihr niederlassend, fragte sie gespannt:

„Was hattest Du denn noch Wichtiges mit dem Professor allein zu verhandeln, Vally?"

„Unbedeutende Erörterungen, Mama," erwiderte gelassen die Kranke. „Wir gerieten dann unvermerkt ins Plaudern über Berliner Verhältnisse. Der Professor ist ein geistvoller, angenehmer Gesellschafter."

„Ja, ein wirklich charmanter Herr," bestätigte Frau Paula. „Jedoch, was für uns die Hauptsache, das Beste von allem sind seine tröstlichen Aussprüche und hoffnungsreichen Verheißungen betreffs Deines Übels, liebes Kind. Ermiß, wie froh Papa und ich darüber sind. Du selbst siehst zufrieden, ich möchte sagen, heiterer aus wie seit langer Zeit. Es war also wohl —" ihre kleine Hand strich leise über Vallys blonden Scheitel — „doch gut, daß wir den berühmten Arzt kommen ließen?"

„Ja, Mama, es war gut."

Valeska fand die Kraft, bei ihrer Antwort zu lächeln, doch kaum hatte die Mutter sie verlassen, da war es zu Ende mit ihrer Selbstbeherrschung. Sie wühlte ihr Gesicht tief in die Kissen, um die Seufzer und Thränen zu ersticken, welche unaufhaltsam ihren Augen entströmten und über die blassen Lippen zitterten.

Noch einmal an diesem ereignisschweren Tage hatte Fräulein von Dodendorf einen gewaltsamen Ausbruch von unbeschreiblichem, ihre Seele bis in die innersten Tiefen erschütternden Wehs zu bekämpfen.

Wie seit Monden an jedem dienstfreien Nachmittage war auch heute Baron von Herbeck auf seinem Hassan, der den Weg wohl jetzt mit verbundenen Augen gefunden hätte, nach Dodendorf gekommen, ein paar Stunden früher, als er sonst zu erscheinen pflegte, weil quälende Unruhe ihn trieb, sobald wie möglich zu hören, welches Urteil der Berliner Professor gefällt. Der ärztliche Ausspruch enthielt auch für seine Zukunfts-Hoffnungen und Wünsche eine inhaltschwere Entscheidung. Mochte sie nun ermutigend oder trostlos lauten, so war selbst die traurige Bestätigung eines schlimmen Ausganges besser als die aufreibende Ungewißheit, das kaum mehr erträgliche Schweben zwischen Fürchten und Hoffen.

Vally war allein, als Hassans wohlbekannter Hufschlag an ihr Ohr drang. Gleich darauf vernahm sie ihres Vaters und Herbecks einander begrüßende Stimmen; sie konnte die Worte nicht verstehen, aber die beiden Stimmen klangen frischer, froh belebter als gestern und vorgestern, vermutlich verkündete der Schloßherr mit Worten, Blicken und Mienen dem Ankömmling eine frohe Mär!

Noch war keine Viertelstunde vergangen, als Anne ihrer jungen Herrin einen schriftlichen Gruß Herbecks überbrachte. Die flüchtig hingeworfenen Zeilen waren ein überströmender Erguß von inniger Liebe und verzehrender Sehnsucht. Er beglückwünschte sie und sich zu der nun in gewisser Aussicht stehenden Genesung und beschwor sie mit glutvollen Worten, bei seinem nächsten Besuch auf Schloß Dodendorf sein geduldiges Harren zu belohnen und ihm endlich, endlich ein Wiedersehen, wäre es auch nur von minutenlanger Dauer, zu vergönnen.

Valeska las und las und las die zärtlichen Liebesworte wieder und wieder. Plötzlich tropften ein paar Thränen so schwer auf das feine Papierblättchen, daß es erzitterte in ihrer Hand. Sie fuhr zusammen, blickte dann, wie aus schwerem Traum erwachend, verstört auf und Anne gewahrend, die, anscheinend nicht auf die Kranke achtend, sich im Zimmer dies und das zu thun machte, wollte sie sprechen, doch kein Laut drang hervor, ihre Kehle war wie zugeschnürt. War dies ein Zeichen, mit dem noch zu warten, was — Ein heftiger Kampf malte sich in ihren Gesichtszügen. Nein, kein Aufschub! Je eher der längst in ihrer Seele gärende, seit des Professors Abfahrt zur Reife gediehene Entschluß zur Ausführung gelangte, desto besser war's für alle Teile.

„Anne," stieß Valeska nach mehreren vergeblichen Sprechversuchen mit Anstrengung hervor, „führe mich an den Schreibtisch, Du sollst Baron Herbeck Antwort überbringen."

Anne war im Nu an ihres Fräuleins Seite. Ihrem geübten Blick konnte der erschöpfte Zustand Valeskas nicht entgehen! Mit dem Recht einer vertrauten Dienerin wandte sie besorgt ein: „Wollen gnädiges Fräulein nicht lieber das Schreiben heute lassen? Ich könnte ja dem Herrn Lieutenant eine mündliche Bestellung ausrichten; nach einem so aufregenden und angreifenden Tage ist Ihnen Ruhe —"

Digitized by Google

„Einen kurzen Brief zu schreiben," fiel ungeduldig die Kranke ein, „reichen meine Kräfte noch aus, es muß sein, Anne! Übrigens, bevor ich's vergesse, Anne, Du übergiebst dem Baron im Moment seines Aufbruchs das Briefchen mit der Bitte, es erst in seiner Wohnung zu öffnen, und nun," fügte Vally, nachdem sie, von Anne sorgsam gestützt und geführt, in ihrem Schreibsessel Platz genommen hatte, mit gewaltsam beherrschter Stimme hinzu, „laß mich eine Weile allein, Anne."

Anfänglich versagten die zitternden Finger den Dienst, haltlos schwankte die Feder hin und her, schon hatte Valeska zwei Briefbogen mit vollständig unleserlicher Aufschrift beiseite legen müssen, als es ihr endlich unter dem letzten Aufgebot ihrer Willenskraft gelang, die bebende Hand zur Ruhe zu zwingen und den Buchstaben die gewünschte feste Deutlichkeit zu geben. Nun glitt die Feder mit fieberhafter Hast übers Papier, wie in einem Zuge reihte sich Wort an Wort bis zum Namensschlusse. In gleicher Hast, ohne das Geschriebene noch einmal zu überlesen — jedes einzelne Wort war ja in Flammenschrift ihrer Seele eingebrannt — faltete und schloß Vally das Briefchen, versah es mit Baron Herbecks Adresse, starrte einen Augenblick darauf hin, als ob es eine ihr fremde Hieroglyphenschrift, — ein qualvolles Stöhnen entrang sich ihrer beklommen atmenden Brust — dann schlossen sich ihre Augen, ihr blonder Kopf sank schwer zurück gegen die Sessellehne.

So fand Anne, als sie den Brief zu holen kam, ihre junge Herrin.

Obwohl die alte Dienerin heftig erschrak, machte sie doch keinen aufsehenerregenden Lärm. Ohne Besinnen umfaßte sie mit ihren kräftigen Armen die Ohnmächtige, trug sie aufs Sofa, und erfahren und gewandt mit Anwendung hilfreicher Mittel bei derartigen Zufällen, gelang es ihren umsichtigen Bemühungen nach kurzer Zeit die Bewußtlose ins Leben zurückzurufen.

„Der Brief!?"

Ihm galt der erste bewußte Gedanke Valeskas.

„Trag ihn fort, Anne, schnell, schnell, schnell!" murmelte sie in befehlendem Tone, und als sie sah, wie trotzdem das treue Mädchen zögerte, sie zu verlassen, drängte sie ungeduldig: „Geh, geh! ängstige Dich nicht um mich; fragt Dich irgend jemand nach meinem Befinden, so sagst Du, es geht mir gut!"

Anne entfernte sich seufzend, entledigte sich rasch ihres Auftrags — es war die höchste Zeit, Baron Herbeck stand gerade im Begriff, seinen Hassan zu besteigen — kehrte eilig zurück zu Fräulein von Dodendorf, und die stumme Frage in den sie erwartungsvoll anblickenden Augen richtig deutend, erzählte sie, wie der Baron mit freudig aufleuchtenden Augen den Brief in Empfang genommen habe und dafür heißen Dank und tausend Grüße sende, und wie er recht herzlich bitten ließe, das gnädige Fräulein möchte die Kräfte in jeder Weise schonen, und zuletzt fragte der Herr Baron Anne aufs Gewissen, ob es, wie behauptet würde, nach der heutigen Aufregung wirklich erträglich gehe.

„Mir fiel's schwer, zu lügen," gestand Anne bedrückt, „wenn die Herrschaften wüßten, wie ich vorhin zu meinem großen Entsetzen gnädiges Fräulein gefunden —" sie schluckte ein paarmal, als ob sie ein gewaltsam aufsteigendes Schluchzen hinunterwürgte.

„Laß gut sein, Anne," murmelte Valeska tonlos, „es bessert nichts, wenn ein dritter erfährt, wie es mit mir steht. Sage nun kein Wort mehr darüber, Anne, ich bin müde — will ins Bett."

Es wäre der erschütterten Anne auch gar nicht möglich gewesen, zu sprechen, ohne in heftiges Weinen auszubrechen. Sie begnügte sich, die schmale, abgezehrte Hand ihrer jungen Gebieterin ehrerbietig mit ihren zitternden Lippen zu berühren und war dann mit mütterlicher Sorgfalt um die Leidende bemüht, bis sie sanft gebettet auf ihrem Lager ruhte.

Herr und Frau von Dodendorf empfanden es an diesem Tage als eine schwere Aufgabe, sich ihren Gästen als angenehme Wirte zu zeigen. Nach aller Angst und Aufregung, welcher der Vormittag ihnen gebracht, hätten sie gern die übrigen Stunden in ungestörter Ruhe verlebt! Als ihr Besuch sie spät am Abend verlassen hatte, atmeten beide erleichtert auf. Nun konnten sie endlich nach Vally sehen, die wohl schon ungeduldig ihrer harrte; sie war gewöhnt, täglich vorm Schlafengehen noch einige Worte mit den Eltern zu wechseln.

Heute kamen sie zu spät. Das bleiche Antlitz der Wand zugekehrt, lag die kranke Tochter mit geschlossenen Augen in anscheinend festem Schlummer.

„Gott sei Dank!" flüsterte Herr von Dodendorf, sichtlich zufrieden. „Ein erquickender Schlaf ist für Vallys erschöpften Körper das beste Heilmittel."

Frau Paula mußte dem zustimmen, obgleich sie doch gern hätte wissen mögen, welche Bewandtnis es gehabt mit dem von Vally an Baron Herbeck geschickten Brief. Sie war sehr verwundert, als ihr Gatte ihr davon Mitteilung machte. Hatte der Baron vielleicht eine Antwort erbeten? Er hatte der Geliebten doch aber nur beglückwünschende Worte geschrieben.

Frau von Dodendorf konnte sich nicht enthalten, Anne leise zu befragen. Die vermochte jedoch keine Auskunft zu geben.

## XVI.

Am nächsten Tage fühlte Valeska sich sehr schwach. Sie blieb im Bett und empfindlich gegen jedes leise Geräusch, die Eltern nebst der treuen Pflegerin waren ängstlich bemüht, jegliche Störung fern zu halten. So mußte denn auch, um die Leidende nicht aufzuregen, die Brieffrage, welche besonders Frau Paula auf der Seele brannte, noch unerörtert bleiben. Sie hoffte, Baron Herbecks Nachmittagsbesuch würde gewünschten Aufschluß bringen, allein trotz des gegebenen Versprechens blieb der Erwartete befremdenderweise aus!

Als Herbeck auch am zweiten Tage nicht kam, beschlossen Herr und Frau von Dodendorf, nun ernstlich beunruhigt, am darauffolgenden Morgen einen besonderen Boten in die Stadt zu dem Baron zu schicken. Aber bevor sie noch den nötigen Auftrag

Digitized by Google

erteilten, fand der Schloßherr unter den übrigen eingelaufenen Briefschaften auch ein Schreiben von Baron Herbeck. Der Inhalt — eine einzige verzweiflungsvolle Klage — versetzte Herrn und Frau von Dodendorf in gerechte Bestürzung. Was war geschehen? Vally allein konnte Aufklärung geben, Frau Paula hatte keine Ruhe, bevor sie solche erlangt. Sie steckte den Brief in ihre Kleidtasche und begab sich zu ihrer Tochter, welche sie heute außer Bett, im Lehnstuhl sitzend fand.

„Sieh da, Vally, schon auf!“ sagte sie, ihre innere Aufregung unter einem zufriedenen Lächeln verbergend. „Es ist der beste Beweis, daß es Dir wieder besser geht!?“

„Danke, ja, Mama!“

„Gestern und vorgestern,“ plauderte Frau von Dodendorf, „befanden wir uns um Dich in wirklicher Sorge, obgleich unser guter Sanitätsrat Deine große Schwäche als eine natürliche Folge nach der angreifenden Konsultation erklärte; genug, für mich und Papa waren es ein paar recht ungemütliche Tage, um so mehr, als uns auch,“ ihre braunen Augen hefteten sich forschend auf Vallys Gesicht, „Herbecks Ausbleiben, er hatte seinen Besuch fest versprochen, beunruhigte. Wir haben uns an die Gesellschaft des liebenswürdigen Mannes gewöhnt, so daß wir ihn schmerzlich vermißten. Nun wollte Papa sich heut durch einen expressen Boten erkundigen lassen nach dem Verhinderungsgrunde von Herbecks Erscheinen — da erhalten wir einen Brief — hier,“ Frau Paula zog ihn hervor, „lies ihn, und dann, bitte, gieb mir den Schlüssel zu dem seltsamen, befremdenden Inhalt.“

Vally war auf den gefürchteten Augenblick der unausbleiblichen Auseinandersetzung mit ihren Eltern vorbereitet, trotzdem durchflog während des Schlußsatzes der mütterlichen Rede ein heftiges Zittern ihre Glieder, in ihren Augen und Mienen zeigte sich ein Ausdruck namenloser Qual, nur der Ton ihrer Stimme klang beherrscht, als sie, den Brief mit bezeichnender Handbewegung abwehrend, entgegnete:

„Es ist überflüssig, daß ich den Brief lese, Mama, ich glaube zu wissen, was er enthält. Leider wirst Du mit Papa auf Baron Herbecks Besuch ganz verzichten müssen, er —“ nun konnte die spröde Mädchenstimme ein leises Beben nicht unterdrücken — „er dürfte wohl nicht wieder nach Schloß Dodendorf kommen.“

„Ja, mein Gott, warum denn nicht?“ fragte Frau Paula, vollständig konsterniert, in unsicherem Tone. „Ist es etwa so Dein Wunsch? Was hast Du denn eigentlich an Herbeck geschrieben?“

„Ich gab ihm sein Wort zurück.“

„Aber, in des Himmes Namen, weshalb?“ rief Frau von Dodendorf außer sich. „Wie bist Du denn nur auf solchen Gedanken gekommen, und dies am selben Tage, wo wir von Professor B . . . so tröstliche Versicherungen über die Natur Deines Leidens erhielten? Der arme, arme Baron! Er verließ uns so fröhlich, so voll der besten Hoffnungen! Ich begreife Dich nicht, Vally! Bitte, willst Du mir nicht —“ die Dame stockte einen Moment und [illegible] von einer unheimlichen Ahnung ergriffen, [illegible]r Angst hinzu: „Solltest Du den Versprechungen des Professors mißtrauen? Du hattest mit ihm eine geheime Unterredung, gab sie Dir etwa Grund zu besonderen Befürchtungen?“

„Besondere Befürchtungen? Nein, Mama,“ erwiderte Vally ohne Besinnen in ruhigem Tone: „Nur, als ich den Professor aufs eindringlichste über die mögliche Dauer meines Übels befragte, vermochte er dessen Langwierigkeit nicht in Abrede zu stellen. Der ärztliche Bescheid,“ setzte die Leidende resigniert hinzu, „lautete in dieser Beziehung so wenig tröstlich, daß ich es danach als meine Pflicht erachtete, den noch nicht fest geknüpften Bund mit Baron Herbeck unverweilt zu lösen.“

„Herbeck geht aber nicht darauf ein!“ rief Frau von Dodendorf. „Er fühlt sich durch Deine grausame Härte, wie er sich in diesem Schreiben ausdrückt, der Verzweiflung nahe; beschwört Papa und mich, Dich zu bewegen, ihm eine mündliche Unterredung zu gewähren, wobei es ihm gelingen muß und wird, Dein kaltes Herz zu rühren! Möchtest Du ihm denn nicht seine flehentliche Bitte erfüllen, Vally?“

„Vielleicht wäre es der sicherste Weg,“ sagte Valeska schwer atmend, „die Wünsche seines Herzens zum Schweigen zu bringen. Wie er mich jetzt schauen würde, bin ich,“ ein Lächeln, bitter-traurig, zuckte um den Mund, „nur noch die Ruine der einstigen, von jung und alt gefeierten Schönheit, die er gekannt und geliebt hat. Meinst Du nicht, Mama, der Baron würde glauben, ein Gespenst zu erblicken?“

„Bestes Kind, welche Übertreibung!“ schalt Frau Paula unmutig. „Eine so erschreckende Veränderung bildest Du Dir wahrhaftig nur ein. Ich bin überzeugt, Herbeck erwartet nicht, Dich anders zu finden als Du in Wirklichkeit aussiehst. Laß es immerhin darauf ankommen, verschließe Dich nicht länger seinen Bitten und Wünschen. Empfindest Du denn gar keine Sehnsucht nach seiner Gegenwart, oder — Deine ruhige Gleichgültigkeit läßt es beinah vermuten — ist Deine Liebe zu Baron Herbeck etwa erloschen?“

Valeska strich mit ihren zitternden Fingern über Stirn und Augen; sie bedurfte ihrer ganzen Seelenkraft, um dem Überredungseifer der Mutter nicht zu erliegen.

„Es würde Dich,“ versetzte sie nach kurzem Zögern mit leiser, seltsam schwer klingender Stimme, „am Ende gewissermaßen beruhigen, Mama, wenn ich ja sagte, aber ich mag mich nicht mit solcher bewußten Lüge einer Todsünde schuldig machen gegen das heiligste Gefühl in der Menschenseele. Ach, Mama, gerade meine unverminderte Liebe zu Herbeck macht es mir zur Pflicht und giebt mir die Kraft, zu entsagen. Glaube mir —“ sie machte eine kurze Pause und fuhr dann tief atmend, in mühsam beherrschtem Tone fort — „thue es auch Papa und ihm zu wissen: Es ist kein vom Augenblick geborener Entschluß, ich habe lange mit meinem armen, heiß nach Glück begehrenden Herzen gekämpft, ehe ich mich durchgerungen zu der bitteren Erkenntnis, daß ich kein Recht habe, Herbeck an mich zu fesseln. Er ver-

Digitized by Google

lobte sich mit der gesunden Vally Dodendorf, die kranke hat die Pflicht —"

„Aber Du wirst genesen," warf Frau Paula ein, ihre innere Erschütterung unter vorwurfsvoller Herbheit verbergend. „Mit der wiederkehrenden Gesundheit wird auch Deine äußere Erscheinung das alte blühende Aussehen zurückerlangen Du siehst die Zukunft wahrhaftig zu schwarz, liebes Kind!"

„Mag sein, Mama, Du mußt mir aber doch zugeben, daß kein Arzt, sogar nicht der berühmte Professor B . . . den Genesungstermin ungefähr zu bestimmen vermag, mithin ist die Dauer des langwierigen Leidens nicht abzusehen. Nun sage selbst —" Valeskas Hand, womit sie die Augen beschattet hatte, sank langsam herab, ihr schwermütig ernster Blick grub sich forschend in der Mutter bewegte Gesichtszüge — „ob es unter solchen Verhältnissen nicht verächtlicher, strafbarer Egoismus wäre, ein im Feuer der Leidenschaft gesprochenes Wort als bindend zu erachten? Es ist meiner unwürdig, vielleicht für Jahr und Tag mit Vertröstungen und Versprechungen Herbeck hinzuhalten. Seine volle Anwartschaft auf Glück soll nicht durch mich geschmälert werden, deshalb gebe ich ihn frei! Möge er — Gott weiß, es ist mein aufrichtiger Wunsch — für das Verlorene reichen Ersatz, Glück und Liebe finden.

„Und nun —" Vallys mühsam behauptete Willenskraft erlahmte, sie lehnte sich erschöpft zurück, der Ton ihrer Stimme wurde zu kaum verständlichem Flüsterlaut — „laß uns, bitte, von diesem Thema abbrechen, Mama. Der Roman —" sie versuchte zu lächeln, aber es war ein Lächeln, das der Mutter in die Seele schnitt — „ist aus, reden wir nicht mehr darüber! Ach, ich weiß, meine scheinbar harte Handlungsweise bereitet Dir und Papa große Betrübnis, aber ich kann nicht anders, verzeiht mir!"

Frau von Dodendorf drückte sanft die sich ihr entgegenstreckende Hand, unterdrückte einen schweren Seufzer und erwiderte ernst: „Es liegt uns fern, irgendwie durch zwingenden Einfluß auf Dich einzuwirken, Du bist freie Herrin über Dein Thun und Lassen. Papa und ich können nur wünschen, daß Du, wenn die Zeit kommt, und es ist unsere feste Hoffnung, die Zeit wird kommen, wo Du Dich kräftiger fühlen und die letzten Zweifel an Deiner vollständigen Genesung schwinden, daß Du dann Deine übereilten Entschlüsse niemals bereuen mögest."

Frau Paula erhob sich, berührte mit ihren vollen, roten Lippen leicht Vallys wachsbleiche Stirn und entfernte sich langsam, zögernd, vielleicht erwartend, die kranke Tochter würde sich noch eines anderen besinnen, die Mutter zurückrufen, bevor es zu spät war!

Doch als nichts dergleichen geschah, begab sich die Schloßfrau seufzend zu ihrem Gatten, mit ihm über die Antwort an Baron Herbeck zu beraten. Sie sollte möglichst schonend und tröstend lauten, auch konnte es nicht schaden, wenn man durch die Zeilen da und dort einen Hoffnungsschimmer blicken ließ, der auf eine sich günstig gestaltende Zukunft für sämtliche Herzenswünsche hinwies.

---

## XVII.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Baron von Herbeck und den Dodendorfer Herrschaften, die nach dem Bruch noch eine Weile in unverminderter Herzlichkeit fortbestanden hatten, erlitten allmählich eine Wandlung.

Nachdem Herr von Dodendorf, der, so oft dies oder das seine Gegenwart in der Stadt erforderte, nie verfehlte, dem Baron seinen Besuch zu machen, ihn wiederholt nicht in seiner Wohnung antraf, und zwar zu einer Zeit, wo er sonst sich stets zu Hause aufzuhalten pflegte, drängte sich dem alten Herrn die Vermutung auf, daß Herbeck ihm absichtlich auswich.

Empfindlich verletzt, suchte er nun seinerseits ein Zusammentreffen zu vermeiden; als ein solches dann doch mal vom Zufall herbeigeführt wurde, beherrschte ihren Verkehr ein von beiden empfundener peinlicher Zwang, so daß sie schon nach kurzer Zeit in auffallend kühler Weise sich voneinander verabschiedeten.

Frau Paula war über diese Mitteilungen sehr verwundert; noch mehr befremdete es sie, zu hören, daß Lieutenant von Herbeck auf seine Versetzung in eine andere Garnison angetragen haben sollte. In der That kehrte er nach beendetem Manöver nicht nach C . . . zurück, sondern begab sich gleich nach dem ihm zugewiesenen neuen Bestimmungsort, in einer der fernsten preußischen Provinzen gelegen.

„Kannst Du begreifen, lieber Mann," fragte Frau von Dodendorf ihren Gatten, „was Herbeck bewogen hat, sich aus C . . . fortzusehnen?"

„Unzweifelhaft seine bekannt gewordenen Beziehungen zu unserer Familie!" lautete die Antwort. „Das wahre und unwahre Geschwätz darüber mag ihm lästig geworden sein, deshalb geht er ihm aus dem Wege!"

„Mir dennoch unverständlich!" bemerkte kopfschüttelnd die Dame. „Es wäre denn," fügte sie nachdenklich hinzu, „Herbecks Liebe verträgt kein geduldiges Warten, obgleich er weiß, daß es mit Vally zur Besserung geht!"

„So hoffen wir!" sagte Herr von Dodendorf, einen Seufzer unterdrückend. „Nun kann man es aber einem lebensfrischen, warmblütigen jungen Manne, wie Baron Herbeck, kaum verargen, wenn ihm die immerhin ungewisse, mindestens langwierige Sache allmählich unerträglich wird. Übrigens ließ in der letzten Zeit die ganze Art und Weise seines Benehmens vermuten, daß er jeden Gedanken an eine frühere oder spätere Verbindung mit unserer Tochter aufgegeben hat."

Frau Paula schwieg. In der Erinnerung an die leidenschaftlich beschworene ewige Dauer seiner Liebe zuckte sie zweifelnd die Schultern — und doch, wie richtig hatte ihr Gatte den Baron beurteilt?! Es war sehr bald nach seiner Versetzung, als eines Tages golden umrandete Karten Baron von Herbecks vollzogene Verlobung mit Komtesse Lucie von G . . . den Dodendorfern verkündeten.



Digitized by Google

Schweigend, mit vielsagendem Blick, reichte der Schloßherr seiner Gemahlin die Karte.

Frau von Dodendorf glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen, mit einem Laut der Überraschung las sie die Namen wieder und wieder!

„Ist es möglich? Konnte er Vally so schnell vergessen? Ja, was sagst denn Du hierzu?“ fragte sie ihren Gatten sichtlich fassungslos.

„Wir haben kein Recht, beste Frau, Herbeck einen Vorwurf zu machen,“ lautete Dodendorfs Antwort. „Von Stund an, wo Vally das stille Bündnis löste, war er freier Herr seiner Handlungen.“

Frau Paula mußte dies zugeben, trotzdem empfand sie Baron Herbecks Verlobung wie eine ihr persönlich zugefügte Beleidigung, sie hatte eben von ihm ein treueres Ausharren erwartet. Es dünkte ihr unsagbar schwer, der ahnungslosen Valeska das Geschehene mitzuteilen — und doch war es notwendig, ehe vielleicht aus unbedachtsamem Munde die Leidende jene niederschmetternde Nachricht erhielt. Aber während es der Mutter ungeachtet aller Mühe, die sie sich gab, nur unvollkommen gelang, in ihren Blicken, Mienen und im Ton der Stimme ihre innere Erregung zu verbergen, nahm Vally die Mitteilung anscheinend mit großer Ruhe auf. Nur ihre Hand griff in unwillkürlich aufzuckender Bewegung nach dem Herzen, vielleicht wurde auch ihr Antlitz um einen Schein bleicher, doch ihre Stimme klang beherrscht, als sie erwiderte:

„Nun wirst Du es einsehen, Mama, wie vernünftig ich gehandelt habe. Mein Entschluß hat Her —“ sie sprach den Namen nicht aus — „dem Baron kein langes Herzweh verursacht, ihn nicht, wie Du befürchtetest, in Verzweiflung gestürzt. Ich danke Gott dafür! Mir dient's gewissermaßen zur Beruhigung, daß er so rasch sich getröstet hat, möge seine neue Liebe ihm zu dauerndem Glück gereichen.“

Es war Valeska ernst mit diesem Wunsch, obgleich Herbecks schnelles Vergessen sie in tiefster Seele verletzte.

Wie es den Eltern verborgen geblieben, wie schwer sie unter ihrem freiwilligen Verzicht auf Glück und Liebe gelitten, so erreichte auch jetzt keine laute Klage deren Ohren; nur die treue, verschwiegene Anne war nicht zu täuschen, sie sah die Thränen, sie vernahm die bangen, herzzerreißenden Seufzer, der jungen Herrin von verzweiflungsvollem Weh in schlaflosen Nächten erpreßt! —

Als Lieutenant Karl am heiligen Weihnachtsabend im Schlosse eintraf, die Festwoche mit Eltern und Schwester zu verleben, hielt er beim Erblicken Vallys nur mit Mühe einen Laut der Bestürzung zurück. Er fand sie zum Erschrecken verändert; wie war das nur möglich während der kurzen Zeit, wo er sie nicht gesehen? Aber mit Gewalt sich beherrschend, verriet sich die schmerzliche Überraschung weder in seinen Blicken, noch Mienen; er gewann es über sich, in seiner alten lustigen Weise zu scherzen, und war glücklich, wenn es seiner harmlos witzigen Unterhaltung gelang, die geliebte Kranke flüchtig zu erheitern.

In Karls Plaudereien erwähnte er den Namen der jüngsten Baronesse von Z . . . so auffallend häufig, daß Vally stutzig wurde und in traulicher Dämmerstunde den Bruder geradezu fragte, ob er etwa verliebt sei in die kleine Eva? Da stand er denn nicht an, sein kostbares Geheimnis, das ihm ohnehin beinahe das Herz abdrückte, der Schwester zu beichten.

Ja, er war verliebt, für immer und alle Zeit verliebt in das reizendste, süßeste aller weiblichen Wesen. Aus Evas Veilchenaugen, von dem goldenen Gespinst ihrer seidenweichen Locken war der herz- und sinnumgarnende Zauber ausgegangen; ihr Lächeln, ihr holdes Plaudern hatten das übrige gethan, ein unzerreißbares Band von Seele zu Seele gewoben, denn für ihn war es ja das Beglückendste, daß Eva seine Empfindungen augenscheinlich erwiderte. Eine mündliche Aussprache hatte noch nicht stattgefunden, Gelegenheit dazu, hoffte er, würde im Laufe der Wintersaison sich bieten. Die junge Baronesse sollte nach Neujahr bei Hofe vorgestellt und damit zugleich zum ersten Male in die Gesellschaft eingeführt werden.

„Nun,“ schloß der Offizier seinen Herzenserguß, „mußt Du Dich schon einzig mir zuliebe beeilen, Deine Gesundheit wieder zu erlangen, Schwesterchen, auf daß Du nächstens nach Berlin kommen kannst, um meine kleine, entzückende Eva näher kennen zu lernen. Sie wird Dir gefallen!“

Vally bezweifelte dies nicht, ihr Herz nahm vollen Anteil am Glück des Bruders! Im übrigen versprach sie ihm, ihr möglichstes zu thun, um bald wieder gesund zu werden, aber dabei umspielte ein so unsagbar trauriges Lächeln ihren Mund, daß es dem jungen Manne in die Seele schnitt.

Nie zuvor war ihm die Trennung von der geliebten Schwester so schwer geworden wie an diesem zweiten Januar 1866. Er verzögerte den Abschied von Minute zu Minute, bis Vally selbst zur Abfahrt mahnte.

„Grüße Dein Lieb! Gott erhöre Eure Wünsche und schenke Euch ein reiches Erdenglück,“ flüsterte sie bei der letzten Umarmung in innigem Tone, mit seltsam flimmernden Blicken.

Karls Antwort bestand in einem unverständlichen Gemurmel. Nicht länger imstande, die gewaltsam hervorquellenden Thränen zurückzudrängen, stürzte er aus dem Zimmer, hing dann im nächsten Augenblick draußen im Korridor an der Mutter Hals und stammelte schluchzend:

„Mama, Mama, mir ist zu Mute, als sehe ich Vally lebend nicht wieder!“

„Aber, Karl, welche Einbildung! Bitte, fasse Dich. Du bist ja außer Dir! Darf so ein preußischer Offizier von einem momentan aufwallenden Gefühl sich überwältigen lassen!?“ sprach die erschrockene Dame auf den erregten Sohn halb tadelnd, halb beschwichtigend ein. „Übrigens,“ fügte sie mit beherrschter Stimme hinzu, „ist zu besonderen Befürchtungen durchaus kein Grund vorhanden; das gegenwärtig schlechtere Befinden unserer lieben Kranken erklären die Ärzte als natürliche Folge der rauhen Jahreszeit; sicher bringt der Frühling eine günstige

Digitized by Google

Wendung, wovon Du bei Deinem Osterbesuch, wie ich hoffe, Dich wirst überzeugen können."

Der junge Gardelieutenant erwiderte darauf nichts. Mit leidlich wiedererrungener Fassung küßte er nochmals der Mutter Hand, drückte dann seine Reisemütze tiefer in die Stirn und eilte auf den Hof, wo an dem seiner bereits harrenden Wagen Herr von Dobendorf den Sohn erwartete.

## XVIII.

Es war und blieb eine tote Saison. Das drohende Gewölk, welches den politischen Horizont verfinsterte, ballte sich dicht und dichter zusammen und übte auf die Gemüter einen lähmenden Druck, unter dem Handel und Wandel zu stocken begann. In der Luft lag es wie elektrische Spannung, die man wohl als schlimme Vorboten eines unabwendbar ausbrechenden Orkans empfand, doch ohne zu ahnen, daß sie sich entladen sollte zu einem weltenreinigenden Gewitter, dessen kraftvolle Gewalt Königreiche und Fürstentümer, deren Fortbestand für die Ewigkeit begründet schien, wie Kartenhäuser niederschlug und von der Erde verwehte.

Weite und einsichtige Politiker hatten die gemeinsame preußische und österreichische Doppelregierung in den eroberten Elbherzogtümern von vornherein für ein Unding erklärt, mit Recht, wie sich nur zu bald herausstellte. Ein neuer Krieg schien unvermeidlich. Zwar versuchten der Kaiser von Österreich und der König von Preußen den drohenden Ausbruch zu beschwören durch den Gasteiner Vertrag, 14. August 1865, der den beiderseitigen Regierungen genau ihre Sonderpflichten und -rechte vorschrieb und dafür eine bestimmte Grenzlinie zog.

Leider erwies es sich als vergebliche Hoffnung, daß die nun geregelten Verhältnisse zwischen den beiden deutschen Staaten einen friedlichen Ausgleich herbeiführen würden. Neue Unzuträglichkeiten, bald in dieser, bald in jener Art, traten zu Tage und der Krieg war unvermeidlich.

Wie allerwärts verfolgten auch die Dobendorfer die verhängnisvollen Vorgänge auf dem politischen Welttheater in begreiflicher Spannung. Lange bevor es zur Eröffnung der Feindseligkeiten kam, galt, nach Berichten Karl Dobendorfs an seine Eltern, in den Offizierskreisen der Krieg für unausbleiblich; die vollzähligen Regimenter standen auf Kriegsfuß, stündlich zum Abmarsch bereit.

Da unter den obwaltenden Verhältnissen kein Urlaub erteilt wurde, mußte Karl auf seinen Osterbesuch in der Heimat verzichten und die Sehnsucht nach den Eltern, besonders aber nach der kranken Schwester, gewaltsam bezwingen.

Valeskas Befinden hatte sich in beängstigender Weise verschlimmert, kaum verließ sie noch dann und wann auf kurze Zeit ihr Bett. Von der Hoffnungslosigkeit ihres Zustandes überzeugt — gab sie doch schon seit der ersten Unterredung mit Professor B . . . keinen Illusionen betreffs einer Wiedergenesung sich mehr hin — sah sie gefaßt ihrem Ende entgegen. Wenn je, verdiente Vally nun die Bezeichnung: Phylosophin! Mit der bewundernswerten ruhigen Ergebung einer solchen ertrug sie ihr Geschick. Nie kam in Gegenwart ihrer Eltern eine Klage über ihre Lippen, selbst wenn wütende Schmerzen sie peinigten, wußte sie ihren erkünstelten Gleichmut festzuhalten. Nur, wenn sie mit Anne allein war, warf sie die Maske ab.

Trotz ihrer Schmerzen nahm die Kranke an allen weltbewegenden Ereignissen lebhaften Anteil. Die Berichte über die kriegerischen Rüstungen zwischen Preußen und den deutschen Bruderstämmen erregten sie ungemein.

Die ernst und ernster sich gestaltende Weltlage ließ vor der kranken Valeska sich nicht derart verheimlichen, wie die doppelt bekümmerten Eltern es gewünscht hätten. Zwar beobachteten sie beim Vorlesen der kriegerischen Zeitungsartikel große Vorsicht, um die Leidende nicht allzu heftig aufzuregen, aber dabei geschah es wiederholt, daß Vally Vater oder Mutter mit der Frage unterbrach: „Was übergehst Du denn da? In dem Bericht ist eine Lücke!"

Auch war's nicht zu verhindern, daß bis in die abgelegene stille Krankenstube kriegerische Musik herübertönte, so oft ein nach der Grenze marschierendes Regiment mit klingendem Spiel durch die Dorfstraße zog. Prinz Friedrich Karl, der Oberbefehlshaber der I. Armee, aus dem 2., 3., 4. Armeecorps und der Garde-Kavallerie bestehend, schlug sein Hauptquartier in Görlitz auf; von dort konnte er, sobald es darauf ankam, binnen wenigen Stunden die sächsische und böhmische Grenze überschreiten. Nun glich der Weg von Frankfurt an der Oder über Kottbus nach Görlitz, wie auch die Straße von Berlin bis Görlitz einem einzigen großen Heerlager; die meisten Städte und Dörfer der Nieder-Lausitz waren mit Truppen belegt, ganz abgesehen von den militärischen Durchzügen, die einander unaufhörlich folgten. Selbst die nicht unmittelbar am Wege gelegenen wendischen Dörfer blieben nicht ohne Einquartierung; meist war es Kavallerie, welche auf dem Lande Rasttag hielt.

Wie überall herrschte auch in Dorf und Schloß Dobendorf ein erhöhtes Leben und Treiben; obgleich die im Schlosse einquartierten Offiziere in löblicher Rücksicht auf des Hauses todkranke Tochter eines möglichst geräuschlosen Thuns sich befleißigten, auch ihren Mannschaften den strengen Befehl zugehen ließen, sich überflüssigen Lärmens zu enthalten, vermochte doch niemand der Luft zu wehren, vereinzelte Töne kriegerischen Lebens — denn Soldaten der verschiedensten Truppengattungen bewegten sich auf sämtlichen Wegen und Stegen — an Valeskas Ohr zu tragen. Ob auch ihr Herz erzitterte, lauschte sie mit gespannter Aufmerksamkeit auf jeglichen fremden, schwirrenden Klang, als vermöchte sie daraus zu erkennen, welcher Truppenteil das Dorf durchzog oder dort in Quartieren lag. Obgleich sie wußte, Karls Husarenregiment konnte auf seinem Wege zur Landesgrenze Dobendorf nicht berühren, schien zuweilen die Möglichkeit des Gegenteils ihrem Geiste vorzuschweben; jede schmetternde Fanfare, oder waren's auch nur abgerissene Töne einer solchen, machten sie

Digitized by Google

aufhorchen, versetzten ihr Blut in schnellere Wallung. Sie verzehrte sich förmlich in Sehnsucht nach dem geliebten Bruder. Er hatte geschrieben, auf dem Marsche zur Grenze einen Rasttag zum Abstecher nach Schloß Dodendorf benutzen zu wollen.

„Es drängt mich mit Gewalt," lautete des Schreibers Schlußsatz, „bevor ich in den Krieg ziehe, Euch allen Lebewohl zu sagen. Den Tag bestimmen kann ich nicht, aber ich komme, wär's auch nur für eine Stunde."

In langem, schmerzlichem Sinnen blickte Valeska auf die flüchtig hingeworfenen Zeilen, drückte das Briefblatt an ihre thränenumflorten Augen und an die blassen, zuckenden Lippen, und während es dann ihren zitternden Fingern entglitt, flüsterte sie in sich hinein: „Du wirst kommen, geliebter Bruder, doch ich werde Dich nicht mehr sehen!"

## XIX.

Es war am Freitag vor dem Pfingstfeste. Das flammende Abendrot, in welchem Himmel und Erde wie in einem Feuermeer zusammenfloß, war verglüht; langsam sank die Nacht hernieder, eine Frühlingsnacht, umwoben von jenem wunderbaren poetischen Zauber, wie er nur ihr zu eigen ist.

Im Prunksaale des Dodendorfer Schlosses waren sämtliche Fenster geöffnet, ungehindert strömten berauschende Düfte von Jasmin, Hollunder und Narzissen in den weiten Raum, aber auch zuweilen ein kühler Windhauch, unter welchem die lang herniederwallenden Fenstervorhänge sanft sich bewegten und die ruhig brennenden Wachskerzen, die von hohen, silbernen Armleuchtern herniederleuchteten, ein leises Knistern vernehmen ließen. Dann schien es, als ob ein Zucken durch die von blendender Lichtfülle übergossene Mädchengestalt lief, die im weißen Brautgewande, geschmückt mit Schleier und Myrtenkrone, auf einem blumenüberstreuten Lager ruhte.

Ach, Täuschung war's!

Mochte die Nachtigall ihre Liebessehnsucht in noch so herzberückendem, schmelzendem Gesange kund geben, kein Tönen, kein Blühen und Duften erweckte mehr die stille Schläferin. Am Tage zuvor hatten Valeska von Dodendorfs müde Augen sich in ewigem Schlummer geschlossen, ohne daß noch einmal ihr sehnsüchtiger Blick des geliebten Bruders Antlitz geschaut.

Als der Offizier den dringend erbetenen Urlaub endlich erhielt — nur für wenige Stunden — hatte der Todesengel bereits seinen Einzug in Schloß Dodendorf gehalten.

Karl fand seine Eltern, besonders die Mutter, wunderbar gefaßt.

„Wenn wir daran denken," versuchte Frau von Dodendorf den klagenden Sohn zu trösten, „wie schwer unsere Vally gelitten hat, dann müssen wir ihr die Ruhe gönnen."

Die letzten Geräusche waren längst verstummt, lautlose Stille herrschte im ganzen Schlosse. Den Korridor entlang näherten sich behutsam gedämpfte Schritte, im nächsten Augenblick wurde leise die Saalthür geöffnet — Lieutenant Karl trat rasch über die Schwelle.

Er kam, den letzten zeugenlosen Abschied zu nehmen.

Eine lange Weile verharrte der Offizier in seiner Regungslosigkeit, die Lippen fest aufeinandergepreßt, in den Gesichtszügen eine beinahe steinerne Ruhe. Aber allmählich begann es in den düsteren Mienen zu zucken und zu arbeiten, die starr blickenden Augen wurden feucht, das mühsam in Schranken gehaltene Weh brach plötzlich mit voller Gewalt sich Bahn in schweren Seufzern, abgerissenen Lauten und halben Worten. Endlich machte in kurzen Sätzen sich Luft, was seine Seele erfüllte:

„Jetzt komme ich an die Reihe — bald folge ich Dir — dann ist der Fluch gesühnt! Lebe wohl, geliebte, süße Schwester, lebe wohl für kurze Zeit, bald — wenn es ein Wiedersehen giebt — folgt Dir mein Geist in die himmlischen Gefilde."

Karl von Dodendorf neigte sich über die Tote, seine warmen Lippen berührten Valeskas klassisch geformte, wie aus Marmor gemeißelte Hand, im Leben viel bewundert und begehrt; jetzt durchschauerte ihre eisige Kälte den Offizier bis aufs Mark, er richtete sich hastig empor unter lautem Aufweinen und schritt rasch hinaus.

Da zieht es wie ein geheimnisvolles Rauschen und Raunen durch den hohen, weiten Raum; kühler weht es durch die offenen Fenster; vom scharfen Luftzuge bewegt, flammen die Kerzen flackernd auf, in ihrem ungewissen Scheine schwebt es wie ein Lächeln um den bleichen Mund der bräutlich geschmückten Toten. Die Blumengeister durchhauchen mit betäubenden Düften die köstliche, zauberische Frühlingsnacht, und in immer süßer anschwellenden Tönen flötet die Nachtigall ihre girrende Liebesklage.

— — — — — — — — — — — —

Kaum ein Monat war vergangen, seit die Dodendorfsche Familiengruft sich über der letzten Tochter des Hauses geschlossen hatte, als die schauerliche Pforte abermals weit geöffnet wurde, um das jüngste Reis, den letzten Erben des alten adeligen Stammes und Namens, zu empfangen.

In dem überaus blutigen Gefecht bei Gitschin — am 29. Juni — hatte Karl von Dodendorf die seinem obersten Königlichen Kriegsherrn gelobte Vasallentreue mit seinem Leben bezahlt.

„Auf dem Felde der Ehre gefallen, ein ruhmvolles Los!" lautete Rittmeister von Rabenaus Bericht an die bedauernswerten Eltern des jungen Dodendorf. „Er starb in den Armen eines blutjungen tapferen Kameraden, des Einjährig-Freiwilligen Kurt Joachim von Arnsfeld, der den Sinkenden auffing und sein letztes Wort, seinen letzten Seufzer vernahm."

Am Tage der Beisetzung — es war ein heißer Julimorgen, an welchem der tote Krieger in seinem mit Lorbeerkränzen geschmückten kostbaren Metallsarge die gewünschte Ruhestätte neben der unlängst vorangegangenen Schwester fand — strömte von nah und fern eine zahllose Menschenmenge herbei. In

Digitized by Google

jedem Dorfe, durch welches der schwarzverhangene, von sechs mit Trauerabzeichen geschmückten Pferden gezogene Leichenwagen unter klagendem Glockengeläute und feierlichen Posaunenklängen langsam schwankte, verlängerte sich der Trauer-Konduкt, der dann an der Dodendorfschen Gutsgrenze von der Geistlichkeit, der Schloßdienerschaft und den Ortsbewohnern empfangen und nach der Familiengruft geleitet wurde, wo die tiefgebeugten Eltern den heimkehrenden Sohn erwarteten.

An diesem thränenreichen Tage wurde ein halb vergessenes Spinnstubenmärchen wieder lebendig. Unter geheimnisvollen Gebärden wisperten und flüsterten Männer, Weiber und Kinder von einem schauerlichen Schicksalsfluche, der auf den Dodendorfs lastete und erst erlöschen würde, wenn man den letzten des Geschlechts zu Grabe trüge. Die Zeit war nahe! Vier Augen, vier alte, müde Augen standen nur noch offen, nach ihrem Erlöschen fiel der uralte Erbbesitz an eine Seitenlinie, der „Amerikaner" hatte sein Anrecht verwirkt.

Das war einer der wundesten Punkte in der laufenden Kette von Mißgeschicken, welche die gegenwärtige Herrschaft heimsuchten. Die Hauptschuld an dem Familienunglück sollte der stolzen, geizigen Schloßfrau, deren Härte einen jungen, schönen Offizier in den Tod gejagt, beizumessen sein, so wurde von einigen behauptet, andere wußten dagegen zu erzählen von einer grausigen geheimnisvollen Mordthat, die im alten Schlosse schon vor Jahrhunderten von einem der Vorfahren, der ein berüchtigter Raubritter gewesen, verübt worden, keine Sühne wusch die vererbte Blutschuld ab. So wuchs Frau Paulas schwer bereute Handlungsweise empor zu einer ungeheuren That, die als sagenhafte Legende, mit dem Nimbus der Romantik umkleidet, weitergetragen von Mund zu Mund, bis in ferne, ferne Zeiten leichtgläubige Menschenherzen mit geheimnisvollem Grauen erfüllen wird.

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Mein Bildersaal.

Ich hab' mir einen Bildersaal errichtet
Und ihn geweiht zum stillen Heiligtum;
Drin weitet sich mein Herz, mein Aug' sich lichtet,
Mein tiefer, banger Sehnsuchtsdrang wird stumm.

Dort stehn die Großen, Guten lichtumwoben,
Zu denen ich im Leben aufgeblickt,
Die meinen Geist vom Erdenstaub erhoben,
Mein müdes Herz mit Himmelstau erquickt.

Aus ihren Zügen leuchtet ihre Seele,
Ich hör' ihr Wort melodisch, glockenklar;
Es lobt mein Gutes, tadelt meine Fehle,
Entflammt für alles mich, was schön und wahr.

Und dort, aus blüh'nden Laubgewinden, grüßen
Die Heißgeliebten, mir vom Tod geraubt.
O wie gar oft sitz' ich zu ihren Füßen,
Und fühl' der Teuren Hand auf meinem Haupt!

Es raunt, es flüstert, süße Worte klingen
Von ew'ger Liebe, stärker als der Tod,
Von Tagen unter Rosen und Syringen,
Vom Wiedersehen im ew'gen Morgenrot.....

Der Saal, durch dessen lichte Säulenbogen,
Von Sonnengold verklärt, der Himmel blaut,
Drin der Verehrung Weihrauchwolken wogen:
In meinem Herzen ist er auferbaut.

**E. Ehrenberg.**

## Plauderei über den Patriotismus der deutschen Frauen.

Wie wenige von uns deutschen Frauen, die ohne Verständnis dem Getriebe des öffentlichen Lebens gegenüberstehen und interesselos die hochgehenden Wogen der Frauenfrage an sich vorüberrauschen lassen, ahnen, daß auch sie einen, wenn auch nur geringen Bruchteil des Wohl und Wehes ihres Vaterlandes in den eigenen schwachen Händen gehalten haben und noch halten!

Freilich wenige auch sind es, die mit Stolz zu dem Bewußtsein kommen, eine deutsche Frau zu heißen. Es giebt wohl kaum noch eine Nation, in der eine solche Gleichgültigkeit gegenüber dem eigenen Vaterlande im weiblichen Geschlechte herrscht.

Wo sind bei uns die jungen Mädchen schon, die sich bei einem politischen Gespräch begeistern und erhitzen, wie man viele, viele Engländerinnen findet? Wo sieht man bei uns Damen mit durchaus überlegenem und sicherem Wesen der Ausländerin gegenüber, wie man es mit Bestimmtheit bei der Französin erwarten kann, deren anerzogene Höflichkeit nur den leichten inneren Spott über den deutschen Bären zurückhält? Selbst die Österreicherin spricht uns jeden Geschmack und jede Grazie ab. Ich will damit durchaus nicht all diese angeführten Eigentümlichkeiten für nachahmenswert halten — aber warum fehlt insbesondere uns deutschen Frauen die eigene Selbstschätzung so ungeheuer? Warum nehmen wir immer auf Treu und Glauben an, wir verständen alles so weit weniger gut wie die Frauen der anderen Länder?

Wie tausendmal ist uns nutzlos gepredigt und bewiesen worden, daß unsere deutschen Fabrikate ins Ausland gehen, um erst mit fremdem Stempel den Geschmack unserer Damenwelt zu gewinnen!

Man beobachte nur unsere Landsmänninnen! Der größte Teil derselben wird stets von zwei vorgelegten Gegenständen die „haute nouveauté" oder „echt englische Ware" wählen und deutsche Sachen als billig und schlecht beiseite schieben. Und wie oft thun sie da unrecht!

Mir erzählte einmal eine deutsche Dame, die jahrelang in England gewesen war: nachdem sie in einem Geschäft viel gekauft, habe sie schließlich die berühmten englischen

Digitized by Google

Strümpfe verlangt, da habe ihr der Herr dort dann lächelnd gesagt, sie bezögen dieselben alle von der und der Firma aus Berlin. Hierher zurückgekehrt ging meine Bekannte in den bezeichneten Laden und forderte deutsche Strümpfe. „Bedaure sehr," war die überlegene Antwort, „wir führen nur englische Ware!" — Ich selbst wählte einmal unter verschiedenen Hüten, von denen mir gerade der am besten gefiel, der eine Marke mit Paris ꝛc. trug. Ich sagte, ich würde denselben nehmen, wenn es nicht eben ausländisches Fabrikat wäre. Darauf wurde das Ladenfräulein sehr verlegen und gestand, das wäre eben erst „aus Versehen" hineingenäht. Und dann heißt es: die Damen wollen es ja so.

Sollten denn nicht die Fabrikanten auch einen gewissen Stolz auf ihre eigenen Erzeugnisse haben, und sollten wir Frauen ihnen nicht damit zu Hilfe kommen, daß wir eben deutsche Ware auch forderten?

Ich bin wahrhaftig weder ein Franzosen- noch Engländerfresser, und gestehe stets zu, daß jede Nation auch ihre eigenen Vorzüge hat, und uns die Pariserin mit dem Geschmack sicherlich vorausgeht. Daran aber denken wir nicht, daß sich nämlich nicht eines für alle schickt, und uns das noch lange nicht steht, was dort an der Seine mit Grazie getragen wird; und daß bei uns sehr häufig nur die Auswüchse der Moden nachgeahmt werden, die eben die „chice" Französin von selbst vermeidet. Bei uns heißt es nur, es ist aus Paris oder London, darum muß es schön sein, ob es der deutschen Individualität angepaßt ist oder nicht, das ist uns völlig gleichgültig. Daß die Damen jenseits der Vogesen sich namenlos über uns lustig machen, und in ausgelassenster Weise unseren Nachahmungstrieb bespötteln — das stört selbst die feinfühlendsten deutschen Damen höchstens ganz vorübergehend.

Ich bin überzeugt, man wird diese meine Ansicht sehr kleinlich finden und mir erwidern, daß eine Dame, auch wenn sie ihre Roben aus Paris beziehe und ihre (thatsächlich in Deutschland gefertigten) Nähnadeln echt englische seien, im Fall eines Krieges doch gern ihr letztes Schmuckstück hingäbe und selbst opferwillig bereit sei, Kranke zu pflegen! Das will ich zu unserer Ehre gern glauben — aber wir haben gottlob keinen Krieg, und nicht darin liegt der Schwerpunkt, daß wir Frauen im großen wirken; nein, den täglichen kleinen Beweis liefern, daß wir gute Deutsche sind; im Haus, im Familienleben, und nicht zum wenigsten in der Kinderstube. Die kleinen, eindrucksfähigen Seelen sind weit am empfänglichsten für alles Hohe und Ideale, Religion und Vaterlandsliebe, und je tiefer es ihnen eingeprägt ist, je mehr nehmen sie davon mit hinaus ins wechselvolle Leben. Sollte das nicht der Grund sein, daß die heutige studentische Jugend, an deren Patriotismus sich so viele erquicken, ihre erste Kinderzeit in und nach den großen Jahren des deutschen Kaiserreiches verlebten?

Besonders die Knaben, noch ehe sie der mütterlichen Zucht entwachsen sind, könnten sich mit Stolz als ihres Kaisers Unterthanen fühlen. Wohlverstanden, ich meine damit nie den sich überhebenden Dünkel, sondern die tiefempfundene Dankbarkeit, das Glied eines solchen Volkes zu sein, die mit dem Wunsche beseelt ist, zu seinem Ruhme etwas beizutragen und, soviel in den eigenen Kräften steht, seine Schwächen und Fehler immer geringer zu machen.

Dann komme ich noch zu einem Punkte, den man indirekten Patriotismus nennen könnte.

Es ist zur Mode geworden, und leider besonders in den Kreisen, in denen man annehmen könnte, daß Königstreue und konservativer Sinn zum Lebensodem gehört, Anekdoten und kleine Züge aus dem intimeren Leben der fürstlichen Häuser zu wissen, und zwar stets „aus ganz sicherer Quelle". Häufig handelt es sich ja nur um liebenswürdige und harmlose Geschichtchen, oft aber verbergen diese unter aller Form einen häßlichen Stachel. Lächelnd spricht man das von Mund zu Mund weiter, und keiner macht es sich klar, welch bitteres Unrecht er damit thut. Erstens findet sich wohl schließlich nie derjenige, der Zeuge war, denn natürlich ist mit der Zeit etwas völlig anderes aus der ganzen Sache geworden, und dann sollte doch jede vornehm denkende Natur nie vergessen, daß es unehrenhaft ist, über Menschen bösartig zu reden, die nie Gelegenheit haben, sich zu verteidigen.

An Hochstehenden etwas auszusetzen ist sehr viel leichter als an Privatpersonen, doch auch jede Silbe von viel größerer Tragfähigkeit. Aber freilich, es verbreitet solch einen gewissen Nimbus um einen selbst, wenn man nach oben hin seine sicheren Verbindungen hat. Diese liebe Eitelkeit, verbunden mit der mehr oder weniger großen Neigung zum Klatsch, ist nun doch einmal (natürlich bestätigen Ausnahmen die Regel) uns Frauen mehr zu eigen als den Männern, deren Interessenkreis durch die Pflichten des Berufes mehr ausgefüllt ist. So sollten wir Frauen denn, gerade wenn uns das Schicksal nahe den Stufen irgend eines Thrones gestellt hat, um so eifriger bedacht sein, alles fern zu halten, was nur den geringsten Schatten auf diese heilige Stelle werfen könnte. Daß auch unsere Fürsten Menschen sind, wissen wir, auch ohne erst Belege ihres Thuns dafür zu haben; warum also erst solche heraussuchen? Wiegt der Augenblick des Genusses am Spott denn wirklich den Schaden auf, den er im Volke säen kann?

Gewiß, dies sind alles nur Kleinigkeiten, von denen jede einzelne ohne Belang ist; aber besser werden kann es nur, wenn eine jede Frau an sich selbst anfängt und versucht, deutscher und patriotischer zu denken. Nicht nur ihre Worte und Handlungen vom subjektiven Standpunkt aus beurteilt, sondern dabei an die Wirkung fürs Große und Ganze denkt.

Mehr Zusammenhang, mehr Einigkeit, mehr kameradschaftlicher Sinn unter den Frauen, dann werden sie sich auch dessen bewußt werden, daß jedes einzelne Leben ein Glied der großen Kette ist, und darum auch der kleinste Bestandteil durch sein Dasein eine Verpflichtung für das Wohl des Ganzen übernimmt.

**F. von Mantei.**

---

## Laßt mich genießen diesen Frühlingstag!

Von **F. Gebhardt.**

Laßt mich genießen diesen Frühlingstag!
Hält Wolkengrau den Himmel gleich verhangen
Und Sorgengrau das Leben mir umfangen!
Hinflüchten will ich mich zum jungen Hag,
Wo's drängt und sprießt aus allen Felsgesteinen,
Der Bach nach eigner Weise friedlich rinnt.
Dort, unbekümmert um der Menschen Meinen,
Aufatmen will, Natur, Dein freies Kind!
Nach Rang und Gold nicht fragt Dein liebreich Weben,
Gleich quillt für alle Deiner Füllen Born.
Laß trinken mich aus Deinem Zauberhorn,
Das schon so oft mir reichen Trost gegeben! —
Bald wird die Not mir dräuend näher schreiten,

Digitized by Google

Eh ich ihr muß ins stiere Auge sehn,
Noch einmal woll' um mich die Arme breiten,
Mit Deines Atems Hauch mich mild umwehn,
Daß mir gleich einem Mal des Friedens rage
Dein leuchtend Bild ins Dunkel künft'ger Tage!

---

## Aus Kapstadt.

In der Kapstädter Ortsgruppe des „Allgemeinen Deutschen Verbandes" hat am 20. April dieses Jahres eine Versammlung stattgefunden. Nachdem der Vorsitzende, Herr Oskar Nicolay, mit einer kurzen patriotischen Ansprache die Sitzung eröffnet und darauf hingewiesen hatte, daß es die spezielle Pflicht der Ortsgruppe sei, als Wacht am Kap die nationalen Kolonialbestrebungen in Südwest-Afrika zu unterstützen, forderte er den Stadtgerichtsanwalt Herrn Ludolph auf, seinen in voriger Versammlung gehaltenen, inzwischen zu Papier gebrachten Vortrag betreffs Stellungnahme des Allgemeinen Deutschen Verbandes zu den im deutsch-südwestafrikanischen Schutzgebiete herrschenden Wirren, zu verlesen. Herr Ludolph verlas wie folgt:

Deutsche Brüder!

Auf unserer Tagesordnung stehen heute die bedeutsamen Worte „Stellungnahme des Allgemeinen Deutschen Verbandes zu den Wirren im Deutsch-Südwest-Afrika". — Zehn Jahre sind vergangen, seitdem uns Deutschen am Kap der guten Hoffnung die frohe Botschaft wurde, daß sich das Deutsche Reich des benachbarten herrenlosen Gebietes zwischen dem Oranjefluß und dem Kunene bemächtigt habe. Jubelnd vernahmen wir, daß ein unternehmender deutscher Patriot, Lüderitz, in Angra-Pequena das deutsche Banner aufgepflanzt habe, da, wo vor 400 Jahren der erste Europäer, der noch heute von seinem dankbaren Volke vergötterte Bartholomeo Diaz, seinen Fuß auf südafrikanisches Land setzte. Freude und Stolz erfüllte unsere Brust, und schon sahen wir im Geiste den Zeitpunkt kommen, wo das Deutschtum hier in Süd-Afrika dieselbe stolze Stellung einnehmen würde, wie die hier herrschenden angelsächsischen und niederdeutschen Elemente. Wußten wir doch aus Erfahrung, daß wir Deutschen nur guter, erfahrener Leiter bedürfen, um überall die besten Kolonisten zu machen, und daß, was auch fremde Neider sagen mögen, unser Groß-Namaqua- und Damaraland gesund, fruchtbar, reich und schön sind. Als Weideland (und gutes Weideland ist meist auch gutes Ackerland) steht der Osten des südwestafrikanischen Schutzgebietes, besonders nach Norden hin, von ganz Süd-Afrika unübertroffen da, und nirgends wo anders wird man größeren Reichtum an Rindvieh und Schafen, Straußen und Wild, Kupfer und anderen Mineralien finden. Nach Osten hin war das Land buchstäblich unbegrenzt. Der Schlüssel zum Inneren lag in deutschen Händen und damit war dem Deutschtum in diesem zukunftsreichen Lande ein noch ungeahnt großes Explorationsfeld eröffnet. Nur Walfischbai war ausgeschlossen. Alle Vorbedingungen auf Erfolg waren günstig. Mit Ausnahme der zu Räubern oder Soldaten geborenen Wittboischen Hottentotten, die selbst kein Vieh haben und nur vom Raub leben, war den sich gegenseitig hassenden, feigen, alle mehr oder weniger nomadischen Stämmen der Eingeborenen, gelb, braun und schwarz, der Schutz des 1870er mächtigen Deutschlands geradezu willkommen, während andererseits Wittboi und seine Hottentotten wie von der Natur dazu erschaffen waren, als berittene Polizeitruppe für ein geringes Geld in deutsche Dienste zu treten. Ein vielversprechendes Operationsfeld lag vor uns; nur mußten und müssen noch die Zügel der Verwaltung dieser Perle aller deutschen Kolonien in die Hände energischer, geschäftsmäßiger deutscher Leute gelegt werden, die durch langjähriges Zusammenleben mit der weißen und farbigen Bevölkerung Süd-Afrikas südafrikanische Verhältnisse, Sitten und Sprachen gründlich kennen und die schwere Aufgabe gelernt haben, durch aller Überhebung freie Selbstachtung, Selbstbeherrschung und diplomatische Leutseligkeit, durch mit Milde gepaarte Festigkeit, Humanität und Gerechtigkeit sich die Achtung und Zuneigung dieser mit wunderbar scharfem Instinkte ausgestatteten Naturkinder zu verschaffen. Die ganze Kolonisationsarbeit mußte, wie gesagt, von vornherein geschäftsmäßig organisiert werden, und zwar nach bereits bewährtem südafrikanisch-englischem Muster. Deutsche Verbesserungen konnten folgen. Von Anfang an mußte Brunnenanlage Hand in Hand gehen mit Inangriffnahme einer von Süden nach Norden führenden Landstraße im Anschluß an das Kapsche Post- und Telegraphensystem auf der anderen Seite des Oranjeflusses. Dadurch wurden gleich Einkunftsquellen eröffnet, der Wert des Landes vervielfacht, der trotz Wassermangel seit jeher bestehende bedeutende Viehhandel gehoben, großartige Rindvieh-, Schaf- und Straußenzucht ermöglicht und Ansiedelung deutscher Emigranten im Verein mit südafrikanischen Bauern niederdeutscher und deutscher Abkunft und das Heranziehen der farbigen Eingeborenen zu kooperativer nützlicher, friedlicher Arbeit angebahnt. Tausende von deutschen Ansiedlern hätten dort bereits in Frieden und Zufriedenheit, ja in Wohlstand und Überfluß leben können! — Es hat nicht sollen sein! — Lüderitz ist gestorben und verdorben, und das deutsche Schutzgebiet ist, zu unserer Schande müssen wir es gestehen, heute hottentottisches Trutzgebiet. Ein Schrei des Schmerzes, der Scham und der Entrüstung entringt sich unserer Brust, wenn wir an Wittboi und Hornkrantz denken. Die Vorgänge sind Ihnen bekannt. Seit acht Monaten (verhülle Dein Angesicht, Germania!) verspottet eine noch nicht 400 Mann starke Hottentottenbande Kaiser und Reich. Deutsche Unterthanen werden ungestraft insultiert und geplündert, ihre Häuser niedergebrannt, und südafrikanische Zeitungen verhöhnen den geduldigen deutschen Michel. Ja, meine Herren, so weit ist es gekommen. Aber das ist noch nicht alles. Größere Gefahr ist im Anzuge. Von interessierter Seite wird alles aufgeboten, uns den Besitz des Schutzgebietes zu verleiden, und schon liegen europäische Intriganten im Verein mit südafrikanischen Freibeutern auf der Lauer, um im geeigneten Momente über das Land herzufallen. Laut einer am 8. März vom Paarlschen Patrioten in der „Süd-Afrikanischen Zeitung" abgedruckten Bekanntmachung sollen am 14 d. M. zu Witwater, Griquatown, 6 280 000 Morgen angeblich Wittboischen Landes öffentlich verkauft werden. Meine Herren, es darf nicht mehr gesäumt werden — wir haben schon zu viel verloren! Die deutsche Ehre ist verletzt, das deutsche Ansehen tief geschädigt, deutsche National-Interessen sind bedroht. Das südafrikanische Hinterland, östlich vom 20. Meridian, hat der deutsche Michel bereits in seiner Verblendung geopfert, Sansibar, Uganda und Nyassa sind nicht mehr unser, Kameruns Hinterland ist vielleicht heute schon an Frankreich abgetreten. Sollen wir da noch ruhig sitzen und gleichgültig uns ansehen, bis uns auch Damara- und Namaqualand aus den Händen gespielt werden? Nein, meine Herren, bei dem Blute unserer Heldenväter, es

Digitized by Google

soll, es darf dahin nicht kommen! Laut erheben müssen wir unsere Stimme und unserm Volk und seinem Kaiser über das Meer zurufen: Unser Nationalgefühl ist verletzt! Das Ansehen des Reiches ist geschädigt, deutsche National-Interessen sind bedroht! Zur Hilfe, ehe es zu spät ist! Thun wir das mit echt altdeutscher Begeisterung und im vollen Vertrauen auf Gott und die Thatkraft des Kaisers und unseres Volkes, dann sind wir ihrer Hilfe gewiß und dann können wir getrost ausrufen: Es wird noch alles recht werden! Es kann nicht sein, daß so viel Blut nur zur Schmach vergossen ist; noch kommen wird und kommen muß ein besserer Tag! Der deutsche Reichskommissar in Windhoek wird dann sofort im Interesse der guten Sache alle kleinlichen Rücksichten über Bord werfen und uns auf Basis der ihm von uns von hier aus im September v. J. unterbreiteten Besiedelungsvorschläge ermächtigen, sofort südafrikanische Bauernfamilien deutscher und niederdeutscher Abstammung, denen sich selbstverständlich alsdann getrost Deutschlands Söhne anschließen können, zur Ansiedelung der östlichen Grenze des Schutzgebietes entlang heranzuziehen. Dem Reiche erwachsen daraus keine Unkosten. Ohne Blutvergießen wird dem Hottentotten-Aufstande ein Ende gemacht und der Grundstein gelegt zu einer Aera des Friedens und der gesunden Entwickelung der bei weitem besten aller deutschen Kolonien. Kaiser, Regierung und Parlament werden auf unserer Seite sein! Das Volk wird uns zujauchzen, der Altkanzler ist mit uns! Die deutsch-nationale Presse wird gewiß gerne unternehmen, zu freiwilligen Beiträgen aufzufordern zur Bestreitung der eventuell unvermeidlichen Unkosten, und seien Sie überzeugt, daß viele brave deutsche Männer, Frauen und Kinder freudig ihre nationale Pflicht erfüllen und bei den Zeitungs-Redaktionen und bei der Zentralstelle Berlin des Allgemeinen Deutschen Verbandes ihr Scherflein beisteuern werden zur Sühnung einer nationalen Schande und zur Begründung einer Stätte des Friedens, der Freiheit und des Wohlstandes von Millionen unserer deutschen Brüder."

Die Versammlung stimmte begeistert bei, dankte dem Redner und beschloß einstimmig, den Vorstand zu beauftragen, den vorstehenden Vortrag dem Druck zu übergeben, den Vorsitzenden unseres Allgemeinen Deutschen Verbandes und den Präsidenten der Kolonialgesellschaft zu ersuchen, womöglich sofort im Sinne desselben an geeigneter hoher Stelle die erforderliche Genehmigung zu unserem Projekte für uns zu erwirken und zur recht baldigen Erzielung praktischer Resultate die deutsche Presse zu dessen Abdruck und zu eventueller Kooperation mit der Ortsgruppe Kapstadt hierdurch offiziell zu ermächtigen.

Kapstadt, Kap der guten Hoffnung, den 21. April 1894.

Der Vorstand. J. A.: Julius Braun, Schriftführer.

Im Anschluß an diesen Bericht bringen wir einen kurzen Aufsatz, den die „Alldeutschen Blätter" zuerst veröffentlicht haben. Er entspricht ganz unsern Anschauungen.

Unsere englischen Freunde in Südwest-Afrika.

In Nr. 17 der „Alld. Blätter" hatten wir die Bekanntmachung einiger englischen Unterthanen besprochen, welche auf Grund einer von Hendrik Wittboi erhaltenen Ermächtigung zum Ankauf von Landbesitz in Groß-Namaqualand aufforderten. Gegen diese Aufforderung richtet sich jetzt eine öffentliche Erklärung des deutschen Generalkonsuls in Kapstadt, des Freiherrn von Nordenflycht, die wir hier um so lieber wiedergeben, als sie an Bestimmtheit und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt:

„Im deutschen Protektorat besteht das Gesetz, daß kein weißer Mann ohne besondere Erlaubnis des kaiserlichen Kommissars sich in irgend welchen Landhandel mit den Eingeborenen einlassen darf, und Zuwiderhandelnde setzen sich einer schweren Geldstrafe aus, die Abmachung selbst ist null und nichtig. Ich erlaube mir noch mitzuteilen, daß Personen, welche es unter den jetzigen Verhältnissen bewußterweise für angemessen halten, sich mit Hendrik Wittboi in einen Verkehr einzulassen, der jenen zu Landfriedensstörungen veranlassen oder in der Fortsetzung solcher unterstützen könnte, bedenken mögen, daß sie in dieser Hinsicht, wenn auf deutschem Gebiete betroffen, nach deutschem Rechte verantwortlich gemacht werden."

Eine energische Sprache und ein noch energischeres Handeln ist aber unsern verehrlichen Herren Vettern und Nachbarn in Südwest-Afrika gegenüber sehr dringend geboten, die es zwar himmelschreiend fanden, als in Matabele- oder Maschonaland oder in Pondo geraubt, geplündert und gemordet wurde, und zur Bestrafung und Unterdrückung solcher unchristlichen Greuel diese Länder sofort christlich-liebevoll mit Krieg überzogen und sie dann annektierten, die aber mit frommem Augenverdrehen Zeter schreien, wenn wir Deutschen gegen Wittboi, der sich in unserem eigenen Lande die gleichen Verbrechen zu Schulden kommen ließ und läßt, einschreiten wollen. Wenn man es nur beim Zeterschreien und Heucheln bewenden ließe, möchte es noch hingehen; aber man versteigt sich bis zur Waffen- und Munitionslieferung an den Räuber Wittboi und ist tief empört, daß das deutsche Regiment das nicht leiden will. —

Als Beleg für diese echt englische Gesinnung sei nach der „Südafrikanischen Zeitung" der nachfolgende Erguß des „Diamondfield Advertiser" hier abgedruckt:

„Da ist der arme Wittboi, gehetzt und verleumdet, weil er eine von ihm gegebene Konzession verteidigt und nicht zurückziehen will, eine Konzession, reich an Gold, Diamanten, Kupfer und anderen Edelsteinen, an welcher Konzession der „Premier" (d. h. der Premierminister der Kapkolonie Cecil Rhodes) beteiligt ist, und welche die Konzessionäre zu beschützen haben; da sind britische Unterthanen, verfolgt, gehetzt, bedroht mit Konfiskation und Todesstrafe, dafür, daß sie Wittboi mit Schießbedarf versehen — Herr Duncan ist einer davon — welcher Schießbedarf ein Geschenk der Great Namaqualand Exploration Company an Kapitän Hendrik Wittboi war. Herr Duncan, der Agent der Gesellschaft, überbrachte das Geschenk vor Juli 1890, und seit der Zeit hat Herr Duncan Hendrik Wittboi keine Munition mehr geliefert. (Anmerkung: Beweise vom Gegenteil sind reichlich vorhanden.) Dies wird als Hochverrat hingestellt, und nicht nur Duncan, sondern alle, welche für die Gesellschaft prospektieren und ganz unbescholten sind, werden desselben bezichtigt."

Der Artikel fährt dann weiter fort, die geschäftliche Schädigung der Engländer, die Wittboi keine Munition mehr liefern sollten, sei um so unerhörter, als es den deutschen Händlern gestattet sei, Munition zu verkaufen, die gegen Wittboi gebraucht werden solle, und mit größter Kaltblütigkeit wird verlangt, der Minister Rhodes solle einen Residenten ernennen, der die Interessen britischer Unterthanen zu wahren, und der, wenn man Wittboi nicht erlaube, sich Munition zu beschaffen, auch die Deutschen daran zu verhindern hätte!!

Digitized by Google

Die Interessen der Great Namaqualand Exploration müßten gewahrt werden; Wittboi habe v. Francois „kapotet“ (kaput gemacht) und die Deutschen zweimal in die Flucht geschlagen; seine 100 ausgesuchten Leute würden weggeputzt werden. Großbritannien fürchte sich, seinen „verzogenen Knaben“ und die „armen Pensionsschlucker“ zu beleidigen. (Anmerkung: Wir wollen lieber nicht einmal andeuten, wer unter diesen Bezeichnungen zu verstehen ist!) Wittboi sei aber nicht so furchtsam und handle nach dem Motto: „Gott und mein Recht.“ Gott habe ihn daher auch gesegnet, ihn, den „demütigen, geduldigen, ausharrenden Christen“, indem er seine materialistischen freidenkenden Feinde verwirre u. s. w. —

Diese neue Probe britischer Überhebung und britischer widerlicher Heuchelei läßt die baldige und endgültige Vernichtung der Scharen Wittbois doppelt wünschenswert erscheinen, und wir wollen von Herzen hoffen, daß die Regierung den Major Leutwein schleunigst mit den nötigen Mitteln dazu ausrüstet. Wir wollen aber auch hoffen, daß bei dieser Vernichtung rücksichtslos vorgegangen wird gegen diejenigen Engländer, die jenen Räuber direkt oder indirekt unterstützt haben, und daß man sich bei deren strengster Bestrafung durch keinerlei diplomatische oder sonstige Bedenklichkeiten irre machen läßt. Die Sorte steht in unseren Augen noch tiefer wie Wittboi selbst, wozu also Rücksichten? Etwa um der englischen Freundschaft willen? Was die uns wohl wert sein und helfen mag!

## Wilde Rosen.

Einsam still, auf sand'gem Wege
In der Sonne Glutenbrand
Fand ich eine wilde Rose
Blühend an des Grabens Rand.

Knospe noch, kaum halb erschlossen,
Schon versengt von Sommers Glut,
Schon bestaubt vom Lebens-Drängen,
Schon zerzaust von Sturmes Wut.

Und zu Füßen dieser Rose
Schattensuchend hingestreckt
Liegt ein wildes braunes Mädchen
Durch mein Nahen aufgeschreckt.

Knospe noch, kaum halb erschlossen,
Aber, wie ich staunend seh',
In dem Aug', dem braunen, großen
Schimmernd schon des Lebens Weh?

Und der Staub des Weltgetriebes
Hat auch hier sein Werk gethan;
In der Sonnenglut des Lebens
Reifte sie zu früh heran.

Rasch entflohen ist die Lose
Und ich stehe wie gebannt —
Von der wilden Rosenknospe
Fällt ein Blatt mir auf die Hand.

**Hans Holsten.**

## Moderne Dichtung.

Von **Paul Mahn.**

(Schluß.)

Daß all das schon jetzt in den Anschauungen der Modernen sich durchzusetzen beginnt, kann demjenigen nicht entgehen, der entweder im persönlichen Verkehr mit den Vertretern der jüngeren Dichtung steht, oder wenigstens ihren Hervorbringungen als wohlwollender und gründlicher Beobachter gegenübersteht. Es wird auch, wenn man nicht auf den absoluten Wert sieht, sondern auf das, was zu keimen und zu sprießen scheint, durch die beiden neuesten Sammlungen der Modernen bestätigt: durch den „Modernen Musen-Almanach auf das Jahr 1894“, herausgegeben von S. J. Bierbaum (München, Dr. E. Albert & Co., Sept. — Okt.), und „Neuland“, ein Sammelbuch moderner Prosadichtung, herausgegeben von Dr. Cäsar Flaischlen (Berlin 1894, Verlag des Vereins der Bücherfreunde). Als beiden Bänden gemeinsam kann man das Streben nach Vertiefung der Probleme bezeichnen. Freilich hat dieses Streben nach Verinnerlichung im Gegensatz zu der früheren Nüchternheit und Banalität vielfach zu dem entgegengesetzten Extrem einer halt- und gestaltlosen Mystik geführt. Als bezeichnende Vertreter dieser Richtung können Schlaf und der Pole Przybyschewski gelten. Im einzelnen findet sich manche Feinheit, Schlaf besonders ist oft von einer ganz eigenen Zartheit, aber als Ganzes zerflattern diese gestammelten Gefühle in lauter Verschwommenheit und ungreifbare Nebel. Man kost mit künstlich aufgestachelten Reizen, man schwelgt in perversen Empfindungen: die Ohren riechen, die Nase sieht und die Augen hören, ohne daß irgendwo die Kraft des wahrhaft gestaltungsfähigen Dichters auftauchte, mit plastischen Zügen, mit erfahrungsgesättigten Anschauungen Klarheit in die Nacht dunkler Seelenzustände hineinzubringen. Man sehnt sich nicht nach . . ., sondern man sehnt sich eben; man hofft und fürchtet nicht dies oder das, sondern nur so überhaupt und im allgemeinen. Zahlreiche Ausrufungs- und Fragezeichen, Gedankenstriche und -punkte müssen einsetzen, wo die Gestaltungskraft des Dichters versagt — als ob man bei einem Gedankenstrich sich auch schon etwas denken müßte. Das Beste in dieser Beziehung ist Flaischlens „Schattenspiel“. Auch hier freilich vermissen wir noch die völlige Klarheit in der Durchführung, die letzte Bildlichkeit, die Einsicht in die Notwendigkeit der so oder so beschaffenen Einkleidung der Gedanken, die man in solchen Dingen fordern muß Aber der Grundgedanke tritt völlig klar heraus und durch das Ganze geht ein hinreißender lyrischer Schwung, ein von der Melancholie des Lebens umsponnener Glaube an den ewigen Vollendungsgang der Welten.

Nach Seiten der dichterischen Fähigkeit ist freilich zwischen beiden Bänden scharf zu unterscheiden. Der Bierbaumsche Almanach kann geradezu als Zeugnis einer seltenen Kritiklosigkeit hingestellt werden. Bierbaum hat in seinen „Erlebten Gedichten“ manche Probe eines kräftigen Talentes gegeben, wir selbst halten ihn für einen unserer besten modernen Lyriker; wie er aber einen so von Nichtigkeiten, ja Lächerlichkeiten strotzenden Band unter seiner Verantwortung herausgeben konnte, scheint schwer faßlich. Wir sehen von dilettantischen Stümpereien, wie Panizzas „Pastor Johannes“ und Dauthendeys „Gesänge der Düfte“ ab;



Digitized by Google

aber selbst Autoren wie die beiden Hart, Maurice von Stern sind nicht ihrer Begabung entsprechend vertreten. Zum verhältnismäßig Besten gehören die Gedichte von Bierbaum, Henckell, Liliencron. In der unglaublich öden Umgebung fast aller übrigen wirkt selbst Heinz Tovote noch insofern erfreulich, als bei ihm wenigstens ein klar gezeichnetes und nicht uninteressantes Problem vorliegt, das freilich durch die innere Verkommenheit, mit der es behandelt wird, wiederum abstoßend wirkt.

Es ist sehr zu bedauern, daß ein Band wie der vorliegende unter der Flagge der Modernen in die Welt gehen darf. Wir sind ja schon so weit, daß alles, was seine Ideenlosigkeit für Vorurteilsfreiheit, unverdaute, irgendwoher aufgeraffte Halbgedanken für Ursprünglichkeit ausgeben möchte, sich modern nennt. Gerade deshalb aber sollten die kräftigen und zukunftsvollen Talente der Modernen, die für sich einen festen Standpunkt gewonnen haben, gegen sich selbst mit schonungsloser Kritik vorgehen, vor allem aber nicht Hand in Hand mit unfähigen, die Bewegung bloßstellenden Geistern vor der Öffentlichkeit erscheinen.

Flaischlens Neuland macht einen weitaus günstigeren Eindruck. Der Titel freilich erscheint insofern ein wenig anspruchsvoll und herausfordernd, als man unter Neuland gemeinhin Boden versteht, das bis dahin den Zeitgenossen unbekannt war. Davon kann keine Rede sein. Von großen, über die Zeit hinausweisenden Ideen ist in dem ganzen Bande nichts zu spüren; auch scheint uns das bei dem geringen Raum, der in solchen Sammelwerken dem einzelnen Autor verstattet ist, und bei der skizzenhaften Behandlung, die teils dadurch bedingt ist, teils selbständig beliebt wurde, fast unmöglich. Aber das Werk giebt ein gutes Bild der gegenwärtigen Produktion. Wenn man von der dreisten Liederlichkeit K. Henkells, von der kompakten Geistlosigkeit Tovotes, die wohl nur aus äußeren Gründen aufgenommen wurden, absieht, sowie von etwa fünf anderen, die zusammengenommen glücklicherweise nur einen kleinen Raum einnehmen, so muß man sagen, daß in dem Bande geradezu Unbedeutendes nicht enthalten ist. Der größte Teil der Beiträge behandelt interessante Probleme, wenn sie auch im ganzen mehr anregend als befriedigend wirken, mehr Anweisungen auf das geben, was die Verfasser später etwa bei größerem Spielraum zu leisten vermöchten, als daß sie als in sich abgeschlossene Werke angesehen werden könnten. Eigentümlich ist einer Anzahl der kurze, abgerissene, zerhackte Stil, der sich bei vielen der Modernen allmählich zu einer Manier auszubilden beginnt. Ganze Seiten lang geht es oft nur in hastigen, gleichsam aufeinandergehauenen Sätzen fort. Ohne Zweifel können diese sehr bezeichnend sein, sie vermögen etwa die Entwickelung von Leidenschaften, Gemütserschütterungen in einzelnen blitzartig erhellten Etappen sehr anschaulich und packend vorzuführen. Aber wenn sie das einzige Material werden, mit dem der Erzähler arbeitet, so beweist das, daß entweder die Fähigkeit mangelt, Gedanken und Anschauungen in Beziehungen zu einander zu setzen, oder daß man nicht begriffen hat, daß Mannigfaltigkeit, nach Stoff und Stilgefühl organisierte Abgewogenheit in Länge und Kürze, in Schwere und Leichtigkeit, in Ruhe und Bewegung die eigentliche Kunst des Erzählers ausmachen. Halbe wählte in seiner Lebensskizze „Fertig“ jene Abgerissenheit des Tons mit Absicht. Sie sollte für seinen Amerikaner charakteristisch sein. Aber gerade durch die Häufung jenes Zuges, dadurch, daß er das alleinige Charakteristikum wird, wirkt er gar nicht mehr bezeichnend, sondern einfach eintönig, geschmacklos. Mag es in der Wirklichkeit hundertmal Leute geben, die so, genau so sprechen — was noch sehr zu bezweifeln — in der künstlerischen Darstellung, welche die Singularität des Lebens zu einer allgemeineren Wahrscheinlichkeit zu erheben hat, ist eine derartige Sprachweise psychologisch unwahr.

Gemeinsam ist den meisten dieser Dichtungen auch die trübe Lebensstimmung, aus der heraus sie geschaffen wurden. Es ist eine schwüle, gleichsam geduckte Kunst, es ist zu wenig Sieg, zu wenig Befreiung in ihr. Solche gemeinsamen Züge könnten freilich durch den nivellierenden Geschmack des Herausgebers, der schließlich doch nur einer ist, herbeigeführt sein; der soeben genannte aber ist ohne Zweifel noch immer für den größten Teil der Modernen charakteristisch, und er kommt einer Stimmung der Zeit entgegen. Freilich beginnt es auch nach dieser Richtung sich zu regen — entgegen dem Licht. Dichtungen wie Heinrich Harts „Kinder des Lichts“ und Anna Croissant-Rusts „Prinzessin auf der Erbse“ deuten auf bedeutsame Wandlungen hin. Eins vor allem aber ist diesem Bande in seinen besten Beiträgen nicht abzusprechen: ein großer Reichtum an Ideen, eine allem Kleinlichen entgegengesetzte, allem Philiströsen abgewandte Auffassung und eine eigenartige, gestaltungskräftige Behandlung, die das Ganze hoch über alle Dutzendware hinaushebt. Wir können nicht im einzelnen auf die Verfasser eingehen. Wir wollen außer den schon Genannten nur noch hervorheben: Liliencrons prachtvolle, kräftige „Sommerschlacht“, Flaischlens „Professor Hardtmut“, der leider zu viel Analytisches, Bohrendes enthält, Julius Harts „Hünengrab“, das die Häufung völlig anschauungslos bleibender Beschreibung und das unklar, nebelhaft-störend wirkende Hineinziehen des Hünengrabes durch seine lodernde lyrische Begeisterung wieder gut zu machen weiß, und Max Dreyers „Hunger“, der trotz ein wenig Verschrobenheit doch sehr feine Beobachtung und eine klare, schlagende Erzählungskunst aufweist.

Alles in allem ein Band, der den Glauben an eine gedeihliche Entwickelung der modernen Dichtung aufs neue belebt und für die Zukunft hoffen läßt, daß nach all den Anläufen und Versprechungen sich auch die allein beweiskräftigen Thaten einstellen werden.

---

## Das Leid.

Und wenn der Mond am Himmel wacht
In stummer Herrlichkeit,
Dann schreitet heimlich durch die Nacht
Durch stille Gassen das Leid.

Und wo es klopft, verstummet bang
Wonne und Spiel und Lied,
Und wo es klopft, ein Schmerzensklang
Schwer durch die Lüfte zieht.

Ach, wo vorm Haus die Rosen stehn,
Wend ab den Leidensblick,
Dort klopfe nicht! o hör mein Flehn!
Dort wohnt mein Glück — mein Glück.

**H. M.**

---

Digitized by Google

## Aus dem Leben für das Leben.

Von O. v. L.

Das Nötigste für jeden begabten Menschen ist: die Grenzen seiner Begabung zu erkennen. Viele sind schon zu Grunde gegangen, weil sie mit fieberhaftem Ehrgeiz erstrebten, was ihrem Wesen widersprach.

*

Reizbare Menschen vermuten in jedem Worte und jedem Thun der Nächsten die Absicht, sie zu erregen. Sie vergessen ganz, daß sie alles umgedeutet haben, nur um ihrer Gereiztheit nachgeben zu können. Wären die Ärzte bessere Seelenkenner, als sie es gewöhnlich sind, so verschrieben sie nicht Brom u. s. w., sondern Selbstbeherrschung, denn diese oft krankhaft erscheinende Reizbarkeit ist anfangs stets Willensschwäche und Ichsucht und wird erst mit der Zeit „Nervosität", die nicht selten um so mehr zunimmt, je mehr die Umgebung durch stetes Nachgeben den „Kranken" verzärtelt.

*

Krank sein ist oft nichts anderes, als schwach im Wollen sein. Man kann unendlich viel durch die feste Absicht, gesund zu bleiben, erreichen, wenn man nur mäßig lebt und im übrigen seine Kräfte auf das vereinigt, was die Pflicht von uns verlangt.

*

Es ist in Tagen des Kampfes viel leichter, sich den Vertretern irgend einer äußersten Ansicht anzuschließen, als in der Mitte der Lager, von allen Seiten mit verstecktem oder offenem Mißtrauen angesehen, aus innerstem Herzensdrange die Sache der Gerechtigkeit zu führen: da wird oft als Schwäche und Unentschiedenheit beurteilt, was die meiste innere Kraft verlangt.

*

Neue geistige Moden sind bei den Mittelmäßigen am meisten beliebt. Sie machen bemerkt, was sonst unbeachtet bliebe. Fallen aber die modischen Fetzen ab, dann zeigt sich um so mehr die innere Leere.

*

Einige Zeit glaubte man, daß die Menge alles sei und der einzelne nichts; jetzt beginnt sich die schon seit langem vorbereitete Meinung zu verbreiten, daß die Menge nichts und der einzelne alles sei. Beide Standpunkte führen am letzten Ziele zum Widersinn. Hier hat einmal Hegel recht mit seiner Ansicht, daß jeder Satz aus sich seinen Widerspruch hervortreibe und sie sich in einem höheren dritten vereinen. Denn dieses Höhere: das sittlich freie Selbst in der sittlichen Gemeinsamkeit ist das Ziel, dem unsere Zeit unbewußt entgegenstrebt.

*

Niemals ist zu überzeugen, wer zu wissen glaubt. Darum wird der Halbgebildete so leicht zum zügellosen Eiferer.

*

Wer „sich gehen läßt", wird niemals frei. Flügel gewinnt, wer sich bindet.

*

Der naive Künstler und Dichter muß so schaffen, als ob nie einer sein Werk sehen oder lesen werde. Für das Werk lebend, lebt er in ihm sein Selbst aus. Nur muß er erst eins haben. Sonst giebt er nur das Ich. Und dieses Ich denkt beim Schaffen stets an die Wirkungen, die es ausüben will. Damit aber ist jede tiefe, echte Wirkung im voraus vernichtet.

*

Kannst Du nicht, was Du aus reinem Geist willst, so adle, was Du mußt.

*

Die schreibenden und redenden Zukunftsweltbaumeister von heute entwerfen zwar sehr verschiedene Gebäude. Aber alle stimmen in der Voraussetzung überein, daß die Menschen keine Leidenschaften haben. Und die Masse glaubt es nur zu gern, daß sie aus Engeln besteht.

*

Die Worte der Starken müssen oft als Löwenfell für Schwächlinge dienen.

*

Echte Liebe trägt die Wage der Gerechtigkeit.

*

Themis wird nicht unrichtig mit verbundenen Augen dargestellt. Liest man manches Urteil, so kann man sich überzeugen, daß die aus Rom eingeführte Gottheit weder die Angeklagten noch die Wage hat sehen können.

*

Wer mit reinem Herzen einen Irrtum verficht, ist achtungswert. Aber er wird dadurch nicht minder gefährlich. Sein Wort kann Hunderte verführen, den Irrtum mit unreinem Wollen in die Wirklichkeit zu übertragen.

*

Wer die Welt erkennen will, der muß aufgehört haben, sie zu begehren. Dem Wunschlosen erst öffnet sich das innere Auge. Aber diese Wahrheit begreift nur, wer sie besitzt. Den anderen gilt sie als Thorheit; sie ahnen nicht, wie reich ist, wer nicht begehrt. Er hat der Schätze unendliche Fülle.

---

## Neu eingesendete Bücher.

### Gedichte.

Viktor Amalfi: Gedichte. Dresden-Leipzig, Pierson. — Carl Arno. Aus dem Leben. 2. Aufl. München, Albert u. Co. — J. P. Baum: Der Geisterseher. Friedenau-Berlin, Bohres. — E. Eckstein: **Lyra germanico latina**. Dresden-Leipzig, Reißner. — P. Grotowsky: Der eiserne Kanzler im deutschen Lied. Gießen, Krebs. 1,50 Mk. — K. Henkell: Zwischenspiel. Zürich, Verl.-Magaz. 1,60 Mk. — Alberta von Puttkamer: Offenbarungen. Stuttgart, Cotta. — A. Schwartz: Vaterländische Ehrentage. 3. Aufl. Oldenburg-Leipzig, Schulze. — J. Trojan: Scherzgedichte. 3. Aufl. Leipzig, Liebeskind. 3 Mk. — Br. Wille: Einsiedler und Genosse. Berlin, S. Fischer. 1 Mk.

### Erzählendes.

H. Abt: Abseits vom Glück. Leipzig, Reißner. 2 Bde. — Bianca Bobertag: Die Erbinnen. Ebda. — M. Conrad-Ramlo: Feuer. München, Albert. — Fr. Dernburg: In den Fesseln der Schuld. Breslau, Schottländer. 2 Bde. — F. von Dincklage: Unter dem Schutze der Lanzen. Berlin, R. Eckstein. 1 Mk. — J. von Dürow: Im Schatten des Hospitals. Leipzig, Reißner. — M. von Ebner-Eschenbach: Dorf- und Schloßgeschichten. 3. Aufl. — Glaubenslos. 2. Aufl. Berlin, Paetel. — C. Flaischlen: Im Schloß der

Digitized by Google

Zeit. Berlin, Fontane. — Gertrud Franke-Schievelbein: Roldorn. Ebda. 3 Mk. — L. Ganghofer: Der Herrgottschnitzer von Ammergau. Illustr. v. H. Engl. Stuttgart, Bonz. 2 Aufl. 3 Mk.; Der Unfried. Illustr. v. Engl. Ebda. 2. Aufl. 4 Mk. — C. Grottewitz: Jugendstürme. Leipzig, Elischer. 3 Mk. — Knut Hamsun: Neue Erde. Aus dem Norweg. v. M. von Borch. Köln u. Paris. Langen. — A. Her: Zusammengewürfelt. Pierson. 2 Mk. — Rudolf Herzog: Frau Kunst. Berlin, Eckstein. 1 Mk. — Rudolf Lindau: Der Flirt. Berlin, Fontane. 3 Mk. — A. von Perfall: Aus Kunst und Leben. Berlin, Eckstein. — B. Rüttenauer: Unmoderne Geschichten. Heidelberg, Weiß. 3,20 Mk. — A. Schöbel: Faschings Ende. Leipzig, Reißner. — H. Seidel: Berliner Skizzen. Gesamm. Schriften. XII. Bd., Leipzig, Liebeskind. 3 Mk. — Tolstoi: Das Patenkind. Gespräch müßiger Leute. Übers. v. Alexis Markow. Berl., Bibl. Bur. — Dostojewski: Ein schwaches Herz. Übers. v. Hubert Puhze. Berlin, Eckstein. 0,50 Mk. — E. Bely: Das Wieschen. Mannheim, Bensheimer. 5 Mk. — W. Weigand: Die Frankenthaler. 2. Aufl. München, G. Franz. — E. Ziegler: Spinngewebe. Berl., Bibl. Bur. — Engelhorns Romanbibliothek, X. Jahrg. 16—19. Bd.: Daudet: Briefe aus meiner Mühle. — George R. Sims: Erinnerungen einer Schwiegermutter. 2 Bde. — von Roberts: Lou. — Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur. Nr. 772 — 775. Dickens: David Copperfield. Übers. v. G. Walter. 2 Bde. 2,50 Mk. — Hertz: König Renés Tochter. Übers. v. Ziegeler-Glücksburg. — Sarcey: Die Belagerung von Paris. 0,75 Mk. — Deutsche Nationallitteratur, herausg. v. J. Kürschner. 201—105: Fouqué und Eichendorf. Herausg. v. Max Koch. — Göttinger Dichterbund. II: Hölty u. Miller. Herausg. v. A. Sauer. — Fischart. III. Herausg. v. A. Hauffen. — Herder I, 2: Stimme der Völker. Herausg. v. H. Meyer.

## Verschiedenartiges.

H. Bulthaupt: Dramaturgie des Schauspiels. Shakespeare. 5. Aufl. Oldenburg und Leipzig, Schulze. 5 Mk. — B. Litzmann: Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Hamburg u. Leipzig, Voß. 4 Mk. — A. Kohut: Die namhaftesten Humoristen in der Gegenwart. Zürich, Verl.-Mag. 0,60 Mk. — H. Hohenfeld: Körners Ideale. Mit 6 Illust. 1,25 Mk. — Minna Geith: Leopold Jacoby. Ein Lebensmärchen. München, Pößl. 3 Mk. — C. A. Freimuth: Journalistenlos. Zürich, Verl.-Mag. 1 Mk. — Gädertz: Abwehr einiger gegen meine Schrift Friedrich der Große und General Chasot erhobener Einwendungen. Bremen, Müller. — F. Pfohl: Die moderne Oper. Leipzig, Reißner. — Ph. Spitta: Musikgeschichtliche Aufsätze. Berlin, Paetel. — R. Krauß: Württembergische Fürsten in Sage und Dichtung. Stuttgart, Kohlhammer. — R. Prölß: Königin Maria Antoniette. Leipzig, Reißner. — Chr. Schrempf: Die Wahrheit. I. Stuttgart, Frommann. 3,20 Mk. — H. Wahle: Die naturwissenschaftliche Maske der Sozialdemokratie. Magdeburg, Creutz. 0,50 Mk. — Th. Wortmann: Die Reform der Ehe. Zürich, Verl.-Mag. 1 Mk. — Anna Nitschke: Zur Pflege des Familiensinns. Guhrau, Lemke. — O. Sommer: Zur Frauenbewegung in Deutschland. Wolfenbüttel, Zwißler. — H. Buzello-Stürmer: Der Frauen Pflicht in eigener Sache. Zürich, Schmidt. 0,50 Mk. — H. von Pfister-Schwaighusen: Beiträge zur Frage weiblicher Bestrebungen. Berlin, Lüstenöder. — O. Frh. von Bornigk: Grundzüge zur Judenfrage. Leipzig, Friedrich. 3 Mk. — Fr. v. d. Gozel (Julius Litten): Eugen Richters deutschfreisinnige Heldenthaten. Berlin, Wilhelmi. 1893. 0,60 Mk.; Die Juden und die politischen Parteien. 6. Aufl. Ebda. 0,60 Mk.; Tulpenthal. Eine Heiratshumoreske. Mit 50 Illustr. v. Pettinger. Berlin, Laverrenz. — Georg Brandes: Nationalgefühl. Köln u. Paris, A. Langen. 0,50 Mk. — P. Falk: Das Gesetz der Genialität und dessen Entdecker Wilhelm von Lenz. Zürich, Sterns litter. Bull. — Br. Wille: Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Berlin, Fischer 5 Mk. — E. Paul: Die Mittel zur Verhütung allzugroßen Kindersegens. 2. Aufl. Wiesbaden, Sadowsky. 1,60 Mk. — A. Gemberg: Die evangelische Diakonie. Berl., Deutsche Schriftst.-Genoss. 2 Mk. — H. F. Wagner: Die Nahrungs- und Genußmittel. Kassel, Brunnemann. 1,50 Mk. — Petters: Heidelberger Universitäts-Kalender 1893/94. — Unser Vogtland. Monatsschrift für Landleute in der Heimat und Fremde. Herausg. v. Gottfried Döhler: Leipzig, Roßberg. 0,60 Mk.

## Vermischtes.

**Eigentümlichkeiten berühmter Personen.** Tycho de Brahe, der berühmte Astronom des 16. Jahrhunderts, fiel zu Boden, wenn er einen Hasen oder einen Fuchs sah. Ladislaus, König von Polen, ergriff die Flucht vor einem Apfel. Heinrich III. von England konnte es nicht ertragen, eine Katze im Zimmer zu wissen, selbst wenn er sie nicht sah. Erasmus von Rotterdam, wohl der geistvollste Mann seiner Zeit, fieberte beim Anblick von Fischen. Lord Bacon, der große englische Kanzler, wurde ohnmächtig, wenn er einer Mondfinsternis beiwohnte. Johann II., Großfürst von Moskau, konnte — gewiß die seltsamste Antipathie — keine Frau sehen, ohne Schwindel zu bekommen. Der Chevalier von Guise wurde ähnlich alteriert durch den Anblick einer Rose, sogar ohne ihren Duft zu riechen. Maria von Medicis, die Gemahlin Ludwigs XII, eine große Blumenfreundin, hatte gleichfalls die größte Abneigung vor Rosen, selbst vor gemalten. Th.

**Die Farbe des Teufels.** Von der Farbe des Teufels hat sich bei den einzelnen Völkern die verschiedenartigste Vorstellung gebildet. Die Deutschen, Engländer und Amerikaner sagen: schwarz wie der Teufel, die Franzosen blau wie der Teufel. Bei den Spaniern ist der Teufel grün, bei den Italienern grau und bei den Chinesen sowie bei manchen Negerstämmen weiß. Th.

## Inhalt der Nr. 36.

Sein oder Nichtsein. Roman von Rob. Schweichel. Forts. — Haus Dodendorf. Roman von A. Marby. Forts. — **Beiblatt:** Mein Bildersaal. Von E. Ehrenberg. — Plauderei über den Patriotismus der deutschen Frauen. Von F. von Mantei. — Laßt mich genießen diesen Frühlingstag. Von A. Gebhardt. — Aus Kapstadt. — Wilde Rosen. Von Hans Holsten. — Moderne Dichtung. Von Paul Mahn. Schluß. — Das Leid. Von H. M. — Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L. — Vermischtes.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

# Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 37.


## Sein oder Nichtsein.

Roman

von

**Robert Schweichel.**

(Fortsetzung und Schluß.)

Auf den Waldwipfeln verglommen die letzten Goldlichter des Tages. Ein farbiger Schimmer zuckte in der Dämmerung auf und flog von Baum zu Baum, begleitet von Ausrufen frohen Staunens. Die chinesischen Ampeln rings um den Platz leuchteten und flimmerten wie Johanniswürmchen und farbige Edelsteine rot, grün, blau, gelb, und nun stieg auch der Mond seitwärts über dem Walde herauf. Die milde, bunte Dämmerung, die sich über den mit Menschen erfüllten Platz ergoß, das sanfte Silberlicht, in dem die Wipfel des Waldes schwammen und das Auge des Sees träumerisch aufleuchtete, boten von den Schloßfenstern aus einen feenhaften Anblick. Frau Helene zuckte plötzlich zusammen, die Stimme ihres Gatten traf ihr Ohr.

Die Spieler hatten ihre Karten weggelegt, um sich gleichfalls die Illumination anzusehen. Herr Steinwehr hatte Glück gehabt, und das Glück und der Wein machten ihn galant. Er bot seiner Frau den Arm, um sie auf den Festplatz zu führen. Sie erhob sich schweigend. Es war nicht leicht hinunterzugelangen. In den Gemächern und auf der Treppe, die inzwischen gleichfalls erleuchtet worden, wogte es hin und her. Die einen kamen herauf, um den Anblick aus den Fenstern zu genießen, die andern strebten hinunter. Ein Hochruf begrüßte Herrn Steinwehr und seine Gattin auf dem Platze. Der Alte, der einst Ritter zuerst von dem Rosenfeste erzählt hatte, brachte das Hoch auf die Gutsherrschaft aus. Für die Musikanten, Gutsinsassen und Landleute war ein Faß Bier aufgelegt und der Alte zum Schenken bestellt worden. Der Gutsherr dankte mit ein paar Worten, nicht ohne Geschick und Würde.

Im Tanz war eine Panse eingetreten. Die Kinder erhielten unterdessen ein Abendbrot. Die Paare promenierten. Helene ging stumm an der Seite ihres Gatten, der zuweilen stehen blieb, um mit einem Buchauer oder Falkenhausener ein Wort zu wechseln oder einen meistens derben Scherz zu machen. Ritter fand sich zu ihnen, und Herr Steinwehr empfing ihn mit den Worten:

„Das ist wirklich nett, was Sie da mit einem bißchen bunten Papier und dem Gratis-Mondschein zu stande gebracht haben. Wenn ich ein Fürst wäre, machte ich Sie zu meinem Ceremonienmeister."

„Danke für die Ehre, ich kann nicht Fürstendiener sein," lachte Ritter und seine Augen blitzten zu Helene hinüber, die zu Boden sah.

Sie vermied es auch fernerhin, seinen Blicken zu begegnen. Es entging ihm nicht, nicht der trübe Ernst in ihren Mienen. Beunruhigt fragte er sich, was sie haben könnte und er ließ darüber die nicht eben zarte Bemerkung des Gutsherrn unbeachtet, daß er wohl Weibergunst höher schätze als Fürstengunst. Die Mädel rissen sich ja förmlich um ihn, hätte Freund Brunner berichtet, und er wundere sich, daß er noch leibhaftig dastände.

Ritter hatte sie inzwischen zu dem epheuumsponnenen Mauerreste geführt und ließ sie von hier aus den Platz überschauen, in dessen Hintergrund das Schloß, dessen Fenster mit Zuschauern gefüllt waren, phantastisch in der Lampen- und Mondbeleuchtung aufragte. Helene sah nur flüchtig hin, bog den Kopf in den Nacken und blickte zum Himmel auf, an dem die Sterne mit mattem Glanz durch das silberne Mondlicht dämmerten.

„Meiner Treu," rief Herr Steinwehr, „das hätte ich mir nicht einfallen lassen, daß der alte Steinhaufen dort noch ein solches Furore machen könnte."

„Wie ungleich schöner würde die Wirkung sein, wenn seine Stelle von einem Schlößlein oder von einer Villa mit Säulen und Balkons eingenommen würde," äußerte Ritter zerstreut.

„Ja, ja, das mag fürs Auge ganz hübsch sein," antwortete Herr Steinwehr. „Nur möchte die Dekoration etwas teuer zu stehen kommen. Aber ich muß




Digitized by Google

wieder zu meiner Partie. Du bleibst wohl noch hier unten, Helene?"

Ohne ihre Antwort abzuwarten, ging er davon. Ein bitterer Zug prägte sich um Helenens Lippen aus. „Was giltst Du diesem Manne?" zuckte es durch ihren Geist, und ein ähnlicher Gedanke gab Ritter die Worte ein:

„Achtlos wie ein Krösus läßt er Perlen fallen."

Eine brennende Glut überzog Helenens Wangen. Sie fühlte die Pflicht, ihren Gatten zu verteidigen, aber sie durfte es nicht um des Bildes willen, das er gebraucht hatte, und sie vermochte es nicht gegen ihn. Sie raffte ihre ganze Kraft zusammen, um unbefangen zu erscheinen.

Die Musik begann eine Polka aufzuspielen und die Tanzlustigen und Zuschauer strömten in der Mitte des Platzes zusammen. Um Ritter und Helene entstand eine Leere. Er nahm den Hut ab und strich sich durchs Haar. Helene wollte von dem Mäuerchen, bei dem sie noch immer standen, sich entfernen. Flieh! rief es in ihr. Er berührte mit seiner Hand ihren Arm und sie blieb.

„Alle Welt durfte teil an Ihnen haben," sagte er und stülpte seinen Hut wieder auf. „Gönnen Sie auch mir eine Minute."

Er legte ihren Arm in den seinigen, that einige Schritte gegen die Tanzenden und kehrte wieder um. Sie folgte ihm willenlos, verworren, ohne zu begreifen, was sie that. Nun standen sie allein an dem Ufer des Sees, in dessen Schilf es leise flüsterte. Die Überreste der alten Gartenmauer schieden sie von dem Tanzplatze.

„Lassen wir die bunte Welt hinter uns versinken," sagte Ritter mit dem gepreßten Tone mühsam zurückgedrängter Leidenschaft. „Sie gehören ja doch nicht zu ihr und mir ist sie nur erträglich durch Sie. Sie haben mich zum Leben erweckt, denn ich war schon gestorben. Sie lehrten mich einen Preis kennen, um den es wert ist, das Leben zu ertragen. Sie hoben die Tücher weg, in die ich wie eine Mumie eingewickelt war. Die Sonne Ihres Lächelns, der Hauch Ihrer Seele drang in mein vertrocknetes Herz. Wenn ich Ihnen nur beschreiben könnte, Helene, wie dieses Herz sich täglich weiter und weiter dehnte."

Glühender strömten ihm die Worte vom Munde. Helene hörte wie betäubt und glaubte kaum zu verstehen, was er sagte. Dennoch, sie konnte nicht daran zweifeln: er liebte sie, und ihr Herz atmete frei auf von dem Drucke, der es so lange zusammengepreßt hatte. Er liebte sie, und ein Schauer, wie sie ihn nie empfunden, durchbebte sie. Ihre Augen, ihre Mienen mußten ihm verraten, was in ihr vorging. Doch schon im nächsten Moment unterbrach sie den glühenden Strom seiner Worte:

„Nicht weiter," rief sie mit wogender Brust. „Ich darf und will Sie nicht weiter hören. Kein Wort mehr!"

„Helene!" bat er, und der Ton drang ihr tiefer in die Seele als vorhin seine flammende Beredsamkeit.

Sie konnte nicht sprechen; nur wie mahnend hob sie die Hand empor und es war, als ob mit der Kraft ihres Willens ihre Gestalt wüchse. Eine leidvolle Hoheit leuchtete von ihrer Stirn und er verstummte. Sie zürnte nicht und ließ es geschehen, daß er ihre Hand ergriff und mit Küssen bedeckte.

„Es ist alles nur ein Mittsommernachtspuk," sagte sie mit einem traurigen Lächeln und entzog ihm ihre Hand. „Gute Nacht, mein Freund!" Sie entfernte sich rasch.

„Helene," rief er mit noch einmal ausbrechender Leidenschaft und breitete die Arme hinter ihr aus. Aber sie sah sich nicht um.

Langsam ließ er die Arme sinken, während er noch immer auf die Stelle hinstarrte, wo sie verschwunden war. Dann lehnte er sich an das Mäuerchen, kreuzte die Arme über der Brust und wiederholte murmelnd ihre letzten Worte: „Gute Nacht, mein Freund!" Ein lautloses, bitteres Lachen verzerrte sein Gesicht.

Von dem Platze hinter ihm klangen die Takte der Polka. Über das Wasser schollen laute Stimmen und mißtönender Gesang. Einwohner von Falkenhausen zogen mit Weib und Kind am Ufer entlang nach Hause. Hinter dem Städtchen schwoll eine dunkle Wolkenwand empor.

Hastig schritt Ritter im Schutze der Mauer auf und ab. Plötzlich prallte er zurück. Anny stand vor ihm. Doch schnell gefaßt, rief er gezwungen heiter:

„Wie, Fräulein Anny? Und ganz allein? Wo sind denn alle Ihre Verehrer geblieben?"

„Ich suche Mama," erwiderte sie verwirrt. „Es zieht ein Gewitter auf."

„Es ist schon da. Mama hat sich bereits geflüchtet. Ich nahm soeben von ihr Abschied. Ich muß noch heute nach Falkenhausen und mich zur Reise rüsten. Ein dringendes Geschäft ruft mich heim."

Anny sah ihn ungläubig mit großen Augen an.

„Sie scherzen, Herr Ritter. Heute noch wollen Sie fort? Sehen Sie doch den Himmel an."

„O, ich bin gefeit gegen Himmel und Hölle," lachte er mit bitterem Humor, und dann sich besinnend, fuhr er in harmloserem Tone fort: „Ja, ja, nun heißt es, von dem schönen Buchau scheiden, wo es mir so gut geworden wie Odysseus bei den Phäaken."

War es der Glanz des Mondes, der sich in Annys Augen spiegelte? Es schimmerte seltsam darin.

„Nehmen auch Sie meinen herzlichen Dank für alles Gute," fuhr er, ihre Hand schüttelnd, fort. „Grüßen Sie Papa, den ich bei seiner Partie nicht stören möchte. Auch den guten Heinz. Und bewahren Sie mir ein wenig Freundschaft, wollen Sie?"

Jetzt war es deutlich, daß der Schimmer in Annys Augen nicht vom Monde herrührte. Ein schwerer Tropfen löste sich von ihrer Wimper und glitt über die blasse Wange.

Ritter stand betroffen.

„Fräulein Anny," sagte er dann weich, „thut Ihnen mein Scheiden weh? Mein Gott, wie verdiene ich das?"

Digitized by Google

Und da sie stumm blieb, das Gesicht mit den Händen bedeckte und mit einem krampfhaften Schluchzen rang, legte er leicht den Arm um sie, bemüht, sie zu trösten, wie man es mit einem Kinde thut.

„Liebe, liebe Anny, süßes Kind!“

Er zog sie an sich, und sie ließ, in Thränen aufgelöst, ihr Köpfchen an seine Schulter sinken. Er streichelte ihr weiches Haar und drückte einen leisen Kuß darauf.

Ein Schauer ging durch die in seinem Arm hängende zarte Gestalt. Im nächsten Augenblick machte sie sich frei, und den thränenschweren Blick mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Liebe, Scham und Schmerz zu ihm erhebend, wandte sie sich langsam ab. Noch einmal grüßte sie wie müde mit der Hand zurück, dann war sie verschwunden.

Den Hut tief in die Stirn gedrückt, stand Ritter eine Weile regungslos da. Das hatte gefehlt. Das machte das Maß voll! Von der Mutter, die er liebte, abgewiesen, und von der Tochter, dem unschuldigen Kinde, geliebt! Es geschah ihm recht. So mußte er dies Haus verlassen, dies Haus, in dem er die besten, die reinsten, ja, ja, die reinsten Stunden des Glückes verlebt hatte und dem er nun dafür zum Fluche geworden. Was hatte er hier zu suchen gehabt, er, der das Unglück an seinen Sohlen mit sich trug? Er lachte, diesmal laut auf, und es war ein wildes, dämonisches Lachen. Der erste Donner grollte in der Ferne. Durch die Waldwipfel ging ein hohles Brausen. Der Mond war von den emporschwellenden Wolken verschlungen. Die Tanzweisen vom Festplatze aber tönten noch lange hinter dem Davonstürmenden her.

## Neuntes Kapitel.

„Das Frühstück, Anny, geschwind!“ hörte Frau Helene ihren Gatten am nächsten Tage zu ungewöhnlich früher Stunde der Tochter im Vorbeigehen zurufen, bevor er in die Wohnstube trat. Frau Helene hatte sich in ein warmes Tuch gehüllt, denn es war ein rauher Tag. Das Gewitter hatte bis lange nach Mitternacht getobt und jetzt jagte ein kalter Wind die zerfetzten Wolken, aus denen es dann und wann noch sprühte. Er zauste und brauste in den Wipfeln der Obstbäume und Rüstern und wühlte unter den Blumen und Rosenstöcken, als ob deren Schönheit seinen Grimm erregte. Frau Helene sah angegriffen aus. Die Nacht war ihr unter heftigen Seelenkämpfen schlaflos hingegangen, und der Aufruhr in der Natur hatte kaum ärger getobt als der in ihrer Brust. Sie hatte ein Buch ergriffen, um ihren Geist von den martervollen Gedanken abzulenken, aber sie konnte nicht lesen, sie faßte kein Wort und das Buch ruhte in ihrem Schoße.

Bei dem frühzeitigen Erscheinen ihres Gatten blickte sie verwundert fragend auf.

„Du kommst heut so früh vom Felde. Ist etwas vorgefallen?“

„Ja, schöne Neuigkeiten das! Ritter soll sich in der Nacht erschossen haben. Nur keine großem Umstände mit Aufdecken,“ fuhr er gegen Anny gewendet fort, die bereits mit dem Frühstück auf einer Platte erschien. „Ich will doch hinüber und nachhören. Der Kämmerer, der in der Stadt war, brachte die Nachricht.“

„Welche Nachricht, Papa?“ fragte Anny, während sie den Vater bediente.

Herr Steinwehr wiederholte, was vorgefallen, mit denselben dürren Worten.

Während die Mutter bei der entsetzlichen Kunde wie zu Eis erstarrt war und mit weit geöffneten Augen in dem marmorbleichen Gesicht dasaß, stieß Anny einen Schreckensruf aus und ließ sich wie vernichtet auf den nächsten Stuhl fallen.

„Na, na, Anny, gebärde Dich nicht so,“ tadelte sie der Vater und schob sich ein tüchtiges Stück kalten Braten in den Mund. „Es thut mir wahrhaftig auch leid. Schade um den Menschen! Aber das ist so Mode heutzutage. Immer gleich das Leben wegwerfen, wenn's nicht gleich klappen will. Und warum klappte es hier nicht? Weil der Herr verschrobene Ideen hatte, sich zu erhaben dünkte fürs praktische Leben. Da haben wir es nun.“ Er leerte sein Schnapsgläschen, und nach seinem Hute greifend, schloß er: „Nimm Dich zusammen, Anny, Unsinn. Ist ja doch im Grunde ein Fremder für uns.“

Er klopfte der Tochter, die das Gesicht mit der Hand bedeckt hatte, väterlich mahnend auf die Schulter und verließ die Stube. Auf seine regungslos dasitzende Frau hatte er gar nicht acht gegeben.

Eine Weile blieb es ganz still im Zimmer. Mutter und Tochter hatten sich gestern zum ersten Male in ihrem Leben nicht Gute Nacht gesagt und heut einander so viel sie konnten gemieden. Ritters war weiter nicht erwähnt worden, nachdem Anny beim Morgenkaffee seine Abschiedsgrüße an Vater und Bruder ausgerichtet und ersterer über die Entfernung des Gastes bei Nacht und Nebel, in der er nichts als eine excentrische Laune sah, sarkastisch mißbilligend sich geäußert hatte. Die Frauen hatten sich schweigend verhalten. Helene mußte sich gestehen, daß Ritters Taktgefühl das Richtige getroffen hatte, indem er Buchau verließ, und sie dankte es ihm in ihrem Herzen. Aber es war ihr auch nicht entgangen, wie Annys Stimme bei Ritters Namen gebebt, auf ihren Wangen die Farbe gewechselt hatte. Wenn alle Zeichen trogen, so diese nicht.

Jetzt fühlte sich Anny plötzlich von weichen Armen umfaßt. Erschreckt blickte sie auf und im nächsten Moment lag sie an der Brust der Mutter. Helene, die selbst thränenlos war, ließ sie das gepreßte Herz ausweinen. Womit konnte sie das arme Kind trösten und ermutigen? Nur durch Liebkosungen vermochte sie ihr zu sagen, daß sie ihr Geheimnis erraten habe, nur durch Zärtlichkeit, daß sie Ritters furchtbare That und das Ende ihres Liebestraumes aufs tiefste mitempfand. Sprechen konnte sie nicht.

„O Mutter, wie schrecklich!“ bebte es endlich von Annys bleichen Lippen. „Warum hat er das gethan?“

Digitized by Google

Ein tiefer Seufzer hob Helenens Brust.

„Ich weiß es nicht, mein Kind," hauchte sie. „Vielleicht ein Anfall von Schwermut —"

„Ach, warum ging er von uns fort, so plötzlich? Hier hätte er es nicht gethan."

„Laß uns abwarten, was Papa für Nachricht bringt. Vielleicht ist es auch nur ein leeres Gerücht," suchte Helene sie zu beschwichtigen.

„O Mama, wenn das wäre?" rief Anny, und von plötzlicher Hoffnung belebt, meinte sie, der Kämmerer habe vielleicht etwas ganz Falsches gehört. „Er ist vielleicht auf dem Hof, wollen wir ihn nicht rufen lassen?"

„Wozu, Kind. Papa wird uns Gewißheit bringen. Komm ein wenig an die frische Luft. Sie wird Dir gut thun."

Helene führte ihre Tochter in den Garten und wandelte mit ihr, sie umfaßt haltend, zwischen den Beeten umher. Der Sturm, welcher sich bei steigender Sonne etwas gelegt hatte, aber noch in einzelnen heftigen Stößen daherbrauste und große weiße Wolken am kaltblauen Himmel vor sich hertrieb, hatte unter Helenens Blumen arg gewirtschaftet, und sie meinte die Tochter zu zerstreuen, indem sie ihre Hilfe beim Ordnen und Aufbinden der Pflanzen in Anspruch nahm. Anny that nach dem Wunsche der Mutter, bald aber sagte sie:

„Verzeih, Mama, ich kann nicht. Was ist auch an den Blumen gelegen, während —"

Thränen erstickten den Rest. Ein nervöser Frost schüttelte die zarte Gestalt. Helene, die ihre Absicht vereitelt sah, führte die Tochter wieder ins Haus und nötigte sie, sich auf das Ruhebett in ihrem Zimmerchen niederzulegen, indem sie die Decke sorgsam über sie breitete. Allein Anny litt es nicht darunter. Den Hals der Mutter umfassend, zog sie diese zu sich hernieder und flüsterte ihr mit stockenden Worten ins Ohr, was sich zwischen ihr und Ritter zugetragen hatte.

Helene atmete bei diesem Geständnis schwerer und schwerer. Eine furchtbare Ahnung brach sich in ihrem Geiste Bahn: ihre und Annys Liebe, der Zweifel an der einen, die Erkenntnis der anderen hatten Ritter in den Tod getrieben. Sie hatte ihre ganze Kraft nötig, um ihre Fassung zu bewahren. Um Annys willen mußte sie stark sein, sie hatte kein Recht, sich ihren Gefühlen hinzugeben. Ihrem milden mütterlichen Zuspruch gelang es denn auch, das arme Kind zu trösten und zu beruhigen. Dann begab sie sich in die Wirtschaftsräume, um Anny im Haushalt zu vertreten.

Beide Frauen aber lauschten gespannten Ohres nach dem Hofe hin, ob sie nicht Hufschlag vernähmen. Ihre Aufregung wuchs, je mehr sich die Mittagsstunde näherte. Das Essen wartete bereits auf den Hausherrn.

Endlich kam er in den Hof gesprengt, schwang sich vom Pferde, das der Knecht in Empfang nahm, und trat ins Haus. Mit ihm kam Heinz, der auch schon von dem Ereignis unterrichtet war. Helene schritt ihnen entgegen.

„Nun?" fragte sie mit möglichster Selbstbeherrschung, während sie vor Aufregung am ganzen Leibe zitterte.

„Die Geschichte ist richtig," sagte Herr Steinwehr, an ihr vorüber nach dem Speisezimmer gehend, in dessen Thür bereits Anny stand. „Aber er lebt, die Kugel ist dicht unter dem Herzen eingedrungen."

Ein Freudenruf ertönte von den Lippen beider Frauen.

„So ist er vielleicht noch zu retten," rief Helene.

„Möglich. Semmler hofft es, kann es aber noch nicht bestimmt sagen."

Er hatte sich am Tische niedergelassen, während die Seinigen, nähere Mitteilungen erwartend, ihn dicht umstanden. „Aber so setzt euch doch," fuhr er, die Arme ausbreitend, um sich Raum zu schaffen, fort, „und laßt uns essen. Mir ist ganz flau von alle dem geworden." Und während er seine Suppe löffelte, erzählte er, daß Ritter durch die ehemalige Dienerin seiner Tante, die ihn in seinem Hause wußte und ihm ihre Dienste anbieten wollte, am Morgen bewußtlos und blutüberströmt auf dem Sofa liegend aufgefunden worden war. Die Frau sei dann zum Doktor gerannt, „na, und das übrige wißt ihr," schloß er. „Die Doktorin und ihre Tochter haben sich seiner angenommen. Hat auch darin noch Glück bei den Weibern," setzte er mit einem Seitenblick auf Frau und Tochter hinzu.

„Was mag ihn denn aber zu der Dummheit veranlaßt haben, Papa?" fragte Heinz mit köstlich überlegener Miene.

„Das will ich Dir sagen, mein Junge," erwiderte der Vater, sich den Teller füllend. „Der Mangel einer regelmäßigen Beschäftigung. Ein Mensch, der arbeitet, kommt nicht auf solche Gedanken. Es ist nicht genug, hohe Ideen zu haben und geistreich zu schwätzen, man muß sich auch praktisch im Leben bewähren, wenn man nicht einen Ekel vor sich und der Welt bekommen soll."

Er sagte das in einem so anzüglichen, lehrhaften Tone, daß alle, peinlich berührt, schwiegen.

„Das kann nicht die alleinige Ursache gewesen sein," äußerte nach einer Weile Helene. „Was mag alles zusammengewirkt haben, um einen solchen Entschluß zu zeitigen?"

„Freilich, wer kann wissen, was einem Müßiggänger alles durch die Krone fährt," erwiderte ihr Gatte.

Die Mahlzeit verlief ohne weitere Gespräche. Man war schon aufgestanden, als Herr Steinwehr noch bemerkte, daß auf Ritters Schreibtisch verschiedene Briefschaften gefunden worden seien, die der Kreisrichter, der sofort geholt worden, einstweilen in Verwahrung genommen hätte.

Helene horchte hoch auf. „Doch wohl nur Geschäftliches?" warf sie hin.

„Vermutlich," sagte ihr Gatte, indem er die Zeitungen nahm, um sich auf sein Zimmer zur Mittagsruhe zu begeben. —

Es waren Tage voll Angst und Aufregung, die für die beiden Frauen nun folgten. Die Nachrichten aus Falkenhausen lauteten wenig günstig. Der Patient lag in einem starken Wundfieber. Frau

Digitized by Google

Doktor Semmler hatte die Dienerin des verstorbenen Fräulein von Kürstein in Ritters Dienst genommen und wechselte in Erwartung einer aus dem nächsten Stifte verschriebenen barmherzigen Schwester in der Krankenpflege mit ihrer Tochter ab.

„Nur wir thun nichts für ihn," fuhr es Anny eines Tages gegen die Mutter heraus. Daß Erfrischungen jeder Art fast täglich vom Gute für den Kranken geschickt wurden, rechnete Anny für nichts.

Helene sah die Tochter erstaunt fragend an, deren Antlitz sich mit heißer Röte bedeckte. Anny sagte nichts weiter, sondern machte sich, in offenbarer Verlegenheit, etwas zu thun, um sich dem Blick der Mutter zu entziehen.

Helene hatte sie aber sehr wohl verstanden. Sie wünschte sich an dem Samariterwerke zu beteiligen. Wie aber war das möglich? Sie, ein junges Mädchen? Abgesehen von der Unschicklichkeit, die nach den herrschenden Begriffen darin gelegen hätte, unter welchem Vorwand durfte Anny sich zu der Krankenpflege drängen!

Helene beschäftigte der Gedanke unausgesetzt und je länger sie ihn bei sich herumwälzte, je klarer ward es ihr, daß, wenn Ritter genas, nichts so sehr als dieses Liebesopfer Annys geeignet wäre, um ihr seine Neigung zu gewinnen. Ob zu ihrem und seinem Glücke, das war eine Frage, die ins Auge zu fassen, sie noch nicht den Mut besaß.

Ein Brief von Frau Doktor Semmler überhob sie aller Zweifel. Die Dame schrieb:

„Hochgeehrte Frau Steinwehr!

Wir haben eine Bitte an Sie zu richten. Unser Patient, dessen Fieber noch immer nicht weichen will, beschäftigt sich in seinen Phantasien so häufig mit Ihnen und Ihrer Tochter, daß Ihr Erscheinen an seinem Schmerzenslager vielleicht zur Beschwichtigung der Unruhe, die ihn verzehrt, beitragen könnte. Es wäre wenigstens einen Versuch wert, denn mein Mann sagt, daß, bevor diese Unruhe nicht gewichen, an die Heilung der Wunde nicht zu denken ist. Sie nehmen ja so viel Interesse an dem Kranken und werden gewiß unsere Bitte erfüllen und sobald als möglich herüberkommen. Für Ihre Sendungen vielen Dank und herzlichen Gruß von

Ihrer ergebenen

Luise Semmler."

Er beschäftigte sich mit ihr und Anny! Helene war anfangs tief erschrocken darüber, aber offenbar hatte die Freundin kein Arg. Würde ihr Gatte es ebenso unbefangen auffassen? Gleichviel, sie mußte ihm den Brief zeigen, und sie that es, als er abends, nachdem er seine Anordnungen für die Arbeiten des nächsten Tages getroffen, auf dem Vorplatze saß und gemächlich seine Cigarre rauchte. Die Ernte sollte beginnen, das Barometer stand hoch, und der Gutsherr war in guter Stimmung.

„Wunderliche Idee," sagte er, nachdem er den Brief gelesen. „So fahrt hinüber, in Gottesnamen."

„Beide können wir nicht abkommen. Ich fühle mich zudem nicht wohl. Ich werde Anny schicken. Die Doktorin wird sie unter ihren Schutz nehmen."

„Du mußt wissen, ob sie allein die gehoffte Wirkung auszuüben vermag. Ich wüßte doch nicht, daß er sich hier viel mit dem Mädel beschäftigt hätte."

Da seine Frau nichts erwiderte und sich nur fester in das Tuch hüllte, welches sie übergeworfen hatte — bei ihr eine seltene Erscheinung — fragte er:

„Und was ist mit Dir? Du sagst, Du bist nicht wohl? Was fehlt Dir denn?"

„Ich hoffe, es ist nichts. Eine kleine Erkältung, Aufregung, was weiß ich?"

„Das hoffe ich auch," sagte er scharf. „Das fehlte noch, daß Du auf Deine alten Tage noch Nerven kriegtest. Auch Anny muß ein bißchen strammer genommen werden. Das Mädel fängt an, bei jeder Gelegenheit umzuklappen. Neulich, das hat mir gar nicht gefallen, als sie sich so sentimental gebärdete. Ganz recht, laß sie nur gehen und ihre Nerven stählen an Ritters Schmerzenslager. Es ist zudem eine gute Lehre, daß sie mit eigenen Augen sieht, wohin die hochgerühmte Bildung unserer Zeit führt. Ja, ja, Bildung! Geistige Kultur!"

Wie sehr diese Worte auch Helene ins Herz schnitten, so war sie doch froh über die Wendung, die das Gespräch genommen. Ihr Gatte gestattete nicht nur, nein, er forderte sogar, daß Anny dem Rufe von Frau Doktor Semmler folgte.

Anny nahm die Mitteilung der Mutter ganz anders auf als diese erwartet hatte. Sie zeigte weder eine übergroße Freude noch mädchenhaftes Zagen, sondern jene feierliche Ruhe, die uns bei der Übernahme einer großen heiligen Pflicht erfüllt. Das Mädchen war überhaupt in diesen letzten Tagen über sich selbst hinausgewachsen, das anmutig heitere Kind zur ernsten Jungfrau geworden. Prüderie lag ihrem reinen Sinne fern und sie bedachte sich keinen Augenblick, an Ritters Schmerzenslager zu eilen. Wer als sie, die Liebende, hatte ein besseres Recht, dort zu sein?

Mit einem Gefühl, wie sie es an ihrem Konfirmationstage gehabt, fuhr sie am folgenden Morgen zur Stadt und nach dem Hause des Doktors. Nach kurzer Begrüßung machte sie sich mit Frau Doktor Semmler sogleich auf den Weg nach Ritters Hause. Seltsames Schicksal, daß der Stifter des Hospitals der erste sein mußte, der die neue Heilstätte einweihte!

Anny klopfte das Herz zum Zerspringen, als sie sich dem Hause näherte und hinter Frau Doktor Semmler in das verdunkelte Krankenzimmer trat. Der Doktor hatte eben den Verband erneuert, und der Patient lag erschöpft da, mit wachsbleichem Gesicht, tief eingesunkenen Augen, wirrem Haar und Bart. Anny vermochte kaum den schönen stattlichen Mann in diesem Bilde des Jammers wiederzuerkennen, als sie zagen Schrittes, die Hände auf der Brust gefaltet und das Köpfchen tief gesenkt, an das Bett trat. Eine große Thräne quoll ihr ins Auge. Frau Semmler nötigte Anny, den Platz am Bette einzunehmen und zog sich mit der inzwischen eingetroffenen Krankenpflegerin zurück. Ritter begann den Kopf unruhig hin und her zu werfen, spreizte die Finger auf der Bettdecke krampfhaft aus und krümmte sie wieder, während er die schweren Lider dann und

Digitized by Google

wann hob, um sie gleich wieder zu schließen. Einmal traf sein verschleierter Blick das Mädchen und nun öffnete er die Augen plötzlich weit und starrte die Erscheinung an. Anny erhob sich, lächelte ihm zu und fragte:

„Wie geht es Ihnen, Herr Ritter?"

„Schlecht, sehr schlecht," keuchte er. „Wie kommen Sie denn hierher, Else? Sie sind doch Else? Wie kommen Sie durch diese Mauern? Dies ist ein Gefängnis, wissen Sie das nicht?" fuhr er mit unheimlichem Flüstern fort. „Hier lassen sie keinen herein, und ich bin hier angeschmiedet. O die Ketten, wie sie drücken! Aber es ist gut, daß Sie da sind. Ach, gehen Sie nicht wieder fort — bitte — bleiben Sie hier —"

Anny legte ihre kühle Hand auf seine Stirn.

„Ach, das thut wohl," murmelte er. Dann aber griff er nach der Hand und betrachtete das über ihn gebeugte Antlitz genau. „Sie sind doch nicht Else. Ach nein, die ist ja tot. — Helene — Helene!" rief er dann plötzlich, und Annys ganze Gestalt mit einem Blick umfassend, fuhr er flüsternd fort „oder Helenens Psyche — ja ja, Helene, wo ist sie? Warum kommt sie nicht?"

„Mama läßt Sie grüßen. Sie wird Sie auch einmal besuchen."

„So so, das ist schön von ihr. Aber Sie gehen nicht mehr fort. Sitzen Sie da — so — so — Ach! —"

Die schweren Augenlider sanken herab. Sie beugte sich mit zurückgehaltenem Atem über ihn: er schlief. Und er schlief noch als sie gegen Mittag die Krankenstube widerstrebend verließ. Es war ein langer ruhiger Schlaf, aus dem er zum ersten Male mit klaren Sinnen erwachte.

Da Doktor Semmler durch Anny von dem Unwohlsein ihrer Mutter gehört hatte, so fuhr er am nächsten Morgen selbst nach Buchau hinaus, um von der erfreulichen Wendung in dem Befinden Ritters Mitteilung zu machen.

„Es geht gut, Fräulein Anny," rief er dieser zu, die ihm auf der Vortreppe entgegeneilte, und er wiederholte es in dem kleinen Zimmer der Mutter, wohin sie ihn in wortloser Freude führte, mit dem Zusatze: „Ihr Besuch hat Wunder gewirkt. Die Krisis ist überstanden."

Die braunen Augen der Mutter leuchteten groß zur Tochter hinüber, welche, die Hände auf das froh pochende Herz pressend, mit halb geöffneten Lippen dastand und dann davonglitt, um in ihrem Stübchen ihre Bewegung in glückliche Thränen auszuströmen.

„Aber Sie sehen nicht gut aus, Frau Steinwehr," hatte sich der Arzt unterdessen an diese gewendet. „Es ist hoffentlich nichts Schlimmes?"

„Leider nur eine leichte Erkältung," versetzte Helene mit einem Lächeln.

Doktor Semmler schüttelte seinen großen grauen Kopf, fühlte den Puls und sagte dann:

„Ein wenig Fieber, welches bis morgen verschwunden sein wird, wenn Sie sich im Zimmer halten."

„Mir wird es eben nicht so gut wie anderen Frauen," zuckte sie leicht die Schultern. „Ich habe kein Talent zum Kranksein."

In dem unschönen aber klugen Gesicht des Kreisphysikus trat ein ironischer Zug hervor. „Glücklicherweise nicht," äußerte er.

„Wie man es nimmt, Doktor. Es ist für uns Frauen ein Glück, mitunter krank sein zu dürfen. Wie sollten wir und unsere Nerven sonst wohl zur Ruhe kommen?"

„Oder zur Erholung von der Langenweile und Einsamkeit zu Hause, indem wir unsere Toiletten in den Bädern spazieren führen," ergänzte er satirisch.

„Auch eine solche Verordnung mag uns zuweilen heilsamer sein als die Medikamente einer ganzen Apotheke. Die Langeweile kann eine Frau wirklich krank und zur Plage ihrer Umgebung machen."

Wieder richtete er seine klugen Augen scharf auf Frau Helene. „Aber nicht Sie," sagte er.

„Weil Sie mir keine Nerven zutrauen," erwiderte sie, mit der Quaste ihres Morgengewandes spielend. In der nächsten Minute warf sie dieselbe aus der Hand und fuhr entschlossen fort. „Nun wohlan, so erfinden Sie mir welche, lassen Sie mich Ihre Wissenschaft durch eine Krankheit bereichern, deren Namen kein Mensch aussprechen kann. Wären Sie heute nicht von selbst gekommen, so hätte ich Sie bitten lassen. Ich muß eine Badekur durchmachen. Schicken Sie mich, wohin Sie wollen, aber nur fort von hier. Ich muß durchaus verreisen und weiß nicht, wie ich mich losmachen soll. Nun kennen Sie mein wahres Leiden."

„Das Sie wirklich krank machen wird, wenn Sie fortfahren, sich in solcher Weise aufzuregen," warnte er.

„Es steht in Ihrer Macht, Doktor, Ihre Befürchtungen zu zerstreuen, in der meinigen nicht."

Er strich sich mit der Hand über die breite massige Stirn. Es befremdete ihn, daß eine Frau wie Helene, die sich doch in vielen Stücken so vorteilhaft von den meisten ihres Geschlechts unterschied, von ihm einen Dienst verlangte, der in seiner Praxis gerade nichts Neues war. Sein Zögern verriet ihr, in welch falschem Lichte sie ihm erscheinen mochte und sie errötete. Nur an die Lösung der verworrenen Verhältnisse denkend, war es ihr nicht einen Augenblick in den Sinn gekommen, daß der Weg, den sie gefunden zu haben glaubte, sie verdächtigen könnte. Aber sie sah kein anderes Rettungsmittel und sie war entschlossen, die Folgen zu tragen, die daraus für sie entstehen mochten.

„Sie bedenken sich, Doktor," sagte sie. „Allein Sie wissen, daß ich weder vergnügungssüchtig bin noch krankhafte Launen habe. Es steht das Glück anderer auf dem Spiele, wenn Sie mir nicht behilflich sind, diese Reise zu machen."

„Sie setzen mir also die Pistole auf die Brust?" fragte er, von ihrer ehrenhaften Absicht überzeugt.

„Ja, Doktor," lächelte sie. „Sie werden mich von heute an in Behandlung nehmen und meinen Mann auf die Notwendigkeit einer Badekur vorbereiten. Ich höre seinen Schritt im Wohnzimmer. Beginnen Sie das Eisen sofort zu schmieden und

Digitized by Google

vergessen Sie nicht, daß ich sobald wie möglich unterwegs sein muß."

„Da Sie es denn so eilig haben," sagte er und erhob sich. In der geöffneten Thür wandte er sich noch einmal zurück und rief: „Also vor allen Dingen Ruhe."

„Schärfen Sie meiner Frau die erste Bürgerpflicht ein?" scherzte Herr Steinwehr, der sich eben an den Frühstückstisch gesetzt hatte, als Doktor Semmler eintrat. „Setzen Sie sich, Doktor, Anny hat auf Sie gerechnet. Hier, nehmen Sie eine Taube. Bald giebt es Rebhühner. — Nun, warum braucht meine Frau Ruhe? Wir Landleute haben dazu jetzt keine Zeit."

„Dennoch wird Ihre Frau die Zeit dazu sich nehmen müssen," antwortete der Arzt, indem er das kalte Geflügel dankend ablehnte und dafür einen Schnitt von dem geräucherten Schinken sich ausbat. Er war kein Gourmand und überhaupt einfach in seinen Bedürfnissen, wie ohne Umschweife in seinem Wesen.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß es mit ihrer Erkältung etwas auf sich habe?" fragte der Hausherr mit vollem Munde. „Meine Frau war nie krank, seitdem ich sie kenne."

„Die Erkältung wird bald gehoben sein," entgegnete der Doktor. „Es hat sich aber in den langen Jahren manches aufgesammelt, was nun gewissermaßen die Gelegenheit benutzt, um sich bemerkbar zu machen. Es hält sich mancher für gesund, der ein Todeskandidat ist. Mir sind in meiner Praxis Fälle vorgekommen, daß Personen schon lange an einer tödlichen Krankheit litten, ohne eine Ahnung davon zu haben. Als sie sich dann legen mußten, waren sie auch unrettbar verloren. Hier wollen wir vorbauen."

„Ich bitte Sie, was sind Sie für ein Uhu," grollte Herr Steinwehr, der es nicht leiden konnte, daß jemand von den Seinigen krank war, und als der Kreisphysikus davon sprach, daß seine Frau eine Badekur bedürfen würde, rief er: „Unsinn!" und setzte in seinem Ärger das Weinglas, aus dem er eben getrunken hatte, so hart auf den Tisch, daß der Fuß abbrach.

Das tägliche Erscheinen des Arztes auf Buchau erregte seinen Ärger immer von neuem. Helene sollte nicht krank sein und sie hatte viel von ihm zu leiden, so daß Doktor Semmler zuletzt einen Machtspruch thun mußte, wenn sie nicht wirklich krank werden sollte. Auch darunter litt sie, daß sie nicht aufrichtig sein durfte und vielleicht noch mehr, als unter der Rücksichtslosigkeit ihres Gatten. Denn für einen offenen, durchaus wahrhaften Charakter, wie sie es war, giebt es kaum etwas, das ihm schwerer fällt als die Verstellung. Helene kam sich selbst demoralisiert vor, und nur der Gedanke, daß das Glück ihres Teuersten auf dem Spiele stand, ließ sie die Maske nicht wegwerfen.

Sie hatte gleich nach der Konsultation mit dem Kreisphysikus an Fräulein Reinhold geschrieben und sie gebeten, nach Buchau zu kommen, um an Anny während ihrer Abwesenheit Mutterstelle zu vertreten. Die Freundin hatte bereitwillig zugesagt, und eines Tages entstieg sie am Hofthor dem Postomnibus. Es war eine frauenhafte Erscheinung und ihr etwas blasses Gesicht trug den Ausdruck eines milden Ernstes. Ihre Stirn war für die einer Frau etwas zu hoch, wenigstens nach den Begriffen derjenigen, die von den Frauen mehr Grazie als Geist verlangen. Anmutig erschien Fräulein Reinhold nur, wenn man ihr in die klaren guten Grauaugen schaute.

Da sie als Gast nach Buchau kam, so begrüßte Herr Steinwehr sie mit jenem Anflug von Ritterlichkeit, die er gegen fremde Damen wohl anzunehmen wußte. Helene hieß sie mit einer Freude willkommen, deren Lebhaftigkeit ihr wohler gethan haben würde, wenn sie nicht bereits um die zerrütteten Nerven der Hausfrau gewußt hätte. Anny verlieh das Wiedersehen ihrer einstigen Lehrerin für den Augenblick wenigstens einen Schimmer ihrer früheren Heiterkeit. Allein sie sank bald wieder in ihre Stille und Abgeschlossenheit gegen die Außenwelt zurück, und Helene versuchte nicht, die Veränderung, welche die Freundin an dem einst so mutwilligen Kinde entdeckte, auf die bevorstehende Trennung von ihr zu schieben. Sie machte sie mit dem wahren Grunde bekannt und verhehlte ihren Wunsch in Bezug auf Ritter nicht. Alles durfte sie auch der Freundin nicht offenbaren, und wenn sie in dem Drange, ihr Herz alles dessen, was sie preßte und schmerzte, zu entlasten, wohl mitunter Fräulein Reinhold herbeigewünscht hatte, so ließ sie nun die Unmöglichkeit einer unumwundenen Beichte die Verworrenheit aller Verhältnisse um so deutlicher erkennen. Wohl mochte Fräulein Reinhold mehr ahnen und erraten, als Helene sie wissen ließ; die Feder, die freundschaftlich über das Papier gleitet, plaudert oft unbewußt die geheimsten Gedanken und Empfindungen aus.

Inzwischen hatte Anny ihren Besuch bei dem Kranken auf dessen inständige Bitte wiederholt. Er glaubte anfangs, daß nur seine Fieberphantasie ihm die Erscheinung irgend einer Lichtgestalt vorgegaukelt hätte, aber allmählich ward es ihm immer klarer, daß diese Gestalt nicht nur Annys Züge getragen, sondern das junge Mädchen leibhaftig an seinem Bette gestanden hatte. Er ließ nicht ab, an seine Umgebung darüber Fragen zu stellen, und Frau Doktor Semmler mußte es ihm endlich bestätigen. Er fühlte sich tief gerührt und ergriffen und eine unbezwingliche Sehnsucht überkam ihn, die Liebliche bei klarem Bewußtsein wiederzusehen. Und sie kam. Thränen des Glückes, der Scham, der Schwäche stürzten ihm über die eingefallenen Wangen, als er das erste Mal seine Hände ihr entgegenstreckte. Seitdem hatte sie öfter an seinem Bette gesessen und durch ihr Geplauder ihm die trägen Stunden der fortschreitenden Genesung verkürzt. Er lebte jetzt förmlich von der Hoffnung ihres Kommens. Die Tage, an denen sie nicht erschien, hemmten die neuerwachte Lebensenergie, aber Anny war jetzt durch die Vorbereitungen zu Helenens Reise vielfach in Anspruch genommen und konnte sich Ritter nur selten widmen. Dieser war der einzige, der an Helenens Krankheit nicht glaubte, wenn er den wahren Grund, warum sie fort wollte,

Digitized by Google

auch nicht erriet. Er glaubte, daß sie sich von ihm frei machen wollte, nun, da seine Wiederherstellung gesichert war. Er konnte es jetzt denken ohne den Stachel verletzter Eitelkeit. Ja, wäre er ganz aufrichtig gegen sich gewesen, so würde er sich eingestanden haben, daß er ihre Entfernung als eine Erleichterung, als eine Erlösung von einem aussichtslos unerquicklichen Zustand empfand. Jedenfalls war es eine Thatsache, daß, wie bedeutend auch Helene war, er sich in der Gesellschaft Annys so wohl, so ruhig und zufrieden fühlte wie nie zuvor. Schon durch die Äquinoktialstürme der letzten Zeit hatte es ihn wie ein Hauch des kommenden Frühlings berührt. Noch hatte sich seine Seele von Helene nicht völlig abgelöst, und schon fühlte er den holden Zauber, der ihn zu Anny zog. Er befand sich in einem schwebenden Zustand, ohne Bangen, ohne Pein.

Nur eines begann mit der fortschreitenden Genesung ihn von Tage zu Tage mehr zu erregen und zu beunruhigen. Wie beurteilten Mutter und Tochter seine That? Mochten die andern sie verdammen, was diese beiden dachten, konnte ihm nicht gleichgültig sein.

Als Anny nach der Abreise der Mutter, von der sie auf der Bahnstation schmerzlichen Abschied genommen, wieder eines Tages an Ritters Bette saß, wagte er es, die Sprache darauf zu bringen.

„Fräulein Anny," begann er. „Sagen Sie mir — aber aufrichtig — Sie verachten mich, nicht wahr? Sie müssen mich verachten."

Anny schüttelte nur mit leisem Erröten den Kopf.

„Wirklich nicht?" rief er und griff, sich aufrichtend, nach ihrer Hand, die sie ihm willig überließ. „Sprechen Sie, bitte, bitte! Ein Wahnsinn war's. Doch nein, ich will es nicht beschönigen, wenn ich mich auch kaum noch in den verschlungenen Irrwegen zurecht zu finden weiß, es kaum noch fasse, was mich dazu trieb."

„Doch ich kann's," flüsterte sie. „Wenn man so allein auf der Welt ist wie Sie — für keinen zu sorgen, keinen zu lieben hat — ich könnte es auch nicht ertragen. Aber Sie dürfen nicht mehr darüber grübeln, versprechen Sie es mir," fuhr sie mutiger fort. „Sie müssen nur an die Zukunft denken. Sie müssen das neugeschenkte Leben benutzen und sich einen Wirkungskreis schaffen."

„Wodurch könnte ich das? Sagen Sie mir, was soll ich thun?"

„O, das ist doch einfach," entgegnete sie lebhaft. „Sind Sie nicht ein Baumeister? Ich würde Häuser bauen, große schöne Häuser, Paläste, Kirchen, was weiß ich nicht alles. Oder ich würde, wie die Herren hier alle, an dem politischen Leben mich beteiligen. Papa hat es immer abgelehnt, sich in den Reichstag wählen zu lassen, weil er keine Zeit hat. Und er ist auch kein Redner, sagt er. Aber Sie, Herr Ritter, wenn Sie sich wählen ließen? Was könnten Sie da nicht für Gutes für das Volk thun."

„Im Reichstag? Meinen Sie?" murmelte Ritter, dessen Augen mit stillem Entzücken an dem hübschen Gesichtchen hingen, das der Eifer, von dem es beseelt war, in eine rosige Glut tauchte.

Sie nickte. „Der Reichstag ist doch dazu da, um das Wohl des Volkes zu schaffen. Und wenn die andern etwas Unrechtes wollten, so würde ich gehörig Opposition machen."

„Das sind schöne Aussichten für Ihren künftigen Eheherrn," scherzte er.

„Ja, gefallen würde ich mir nie etwas Unrechtes lassen. Aber wie gesagt," lenkte sie schnell ab, „Sie müssen etwas schaffen, sich kopfüber in Thätigkeit stürzen. Erst aber müssen Sie gesund werden und nicht grübeln und sich unnütze Gedanken machen."

Ritter bedeckte ihre Hand, die er noch immer hielt, mit Küssen. Anny entzog sie ihm errötend und erhob sich, um zu gehen.

„Und die Ihrigen? Ihre Mama?"

„Sie denken alle wie ich. Sie waren unglücklich, dafür konnten Sie nichts. Ihre Freunde müssen nun dafür sorgen, daß Ihnen das Leben wieder lieb wird."

„Engel!" rief Ritter mit glücklich leuchtenden Augen ihr nach, als sie der Thüre zuschritt.

## Zehntes Kapitel.

Doktor Semmler hatte Helene das stille Lichtenthal bei Baden-Baden empfohlen oder vielmehr verordnet, und sie erreichte ihr Ziel, indem sie die weite Fahrt nur einmal auf einige Stunden in Frankfurt am Main unterbrach. Es trieb sie rastlos vorwärts; sie fühlte sich unfähig, jetzt Neues in sich aufzunehmen, ihm auch nur ein flüchtiges Interesse abzugewinnen. Die Hauptsaison war vorüber und so fand sie denn gleich eine Wohnung, die ihren Wünschen entsprach. Sie lag in dem oberen Stockwerke einer kleinen Villa, vor der sich ein wohlgepflegter Garten bis zu dem plätschernden Osbach erstreckte. Jenseits desselben zog sich die alte prächtige Allee von dem Kloster Lichtenthal bis zu dem Konversationshause von Baden-Baden hin. Eine Laufbrücke führte aus dem Garten zur Allee.

Zum ersten Male in ihrem Leben war Helene völlig frei. Sie brauchte nach niemand zu fragen, auf niemand Rücksicht zu nehmen, konnte ihre Zeit einteilen wie sie wollte, thun und treiben, was ihr beliebte, und sie genoß dieses Glück, das den Frauen nur äußerst selten zu teil wird, mit vollen Zügen. Lesen, Schreiben und auch Träumen, der Besuch Baden-Badens, Spaziergänge nach der Meierei, der Mühle, dem Geroldsauer Wasserfall und weitere Ausflüge zu den waldreichen Höhen des lieblichen Thales, von denen die Ruinen Hohenbadens, die Porphyrfelsen der Teufelskanzel, der einsame Turm des Eversteins, den Uhlands Harfentöne umschweben, der römische Wachtturm von Yburg herabgrüßen, füllten ihre vom Wetter begünstigten Tage aus. Auch versuchte sie sich wieder im Zeichnen, wann sie sich unbelauscht wußte, verführt durch die Natur und auch um den Ihrigen später eine bildliche Anschauung der Örtlichkeiten zu geben, die ihr vorzugsweise wert waren.

Digitized by Google

Die Briefe, die sie nach Buchau schrieb, atmeten einen heiteren Geist, und sie wäre auch völlig heiter gewesen, wenn nicht der Gedanke an Anny sie bekümmert hätte. Der Druck, der auf ihrer Seele gelastet, hatte sich gehoben, gleich den Nebeln, die morgens um den Gipfel des Merkuriusberges woben, bei steigender Sonne, und in ihrem Innern herrschte Klarheit. Die Nachrichten aber, die sie von Fräulein Reinhold und ihrer Tochter erhielt, deuteten auf keine Wendung nach ihren Wünschen. Anny schrieb umständlich von allem, was sich in der Wirtschaft ereignete, von Besuchen, die sich Sonntags einstellten, Ritters erwähnte sie jedoch mit keinem Worte.

Eines Vormittags saß Helene unter den Tannen des Cäcilienberges, der sich hinter dem Kloster erhebt, und zeichnete die hochgelegene gotische Kirche. Es war Sonntag, der Gottesdienst eben zu Ende und Helene ließ den Stift sinken, um die Kirchgänger zu beobachten, wie sie, aus dem Portale hervorquellend, die Steintreppen von Terrasse zu Terrasse bis zur Landstraße hinabstiegen. Hier und da mischte sich eine elegante hellere Toilette unter die dunkeln Gestalten der Landleute. Das Knacken eines trockenen Astes auf dem Pfade in der Nähe ihrer Bank veranlaßte Helene, den Kopf zu wenden. Ein Herr mit weißem Haar und ergrautem Vollbart, dem Helene schon häufiger, gewöhnlich in Begleitung einer ältlichen Dame, begegnet war, grüßte und sagte, vollends zu ihr tretend, mit einem freundlichen Lächeln in den blauen Augen:

„Nun müssen Sie schon Ihr Inkognito fallen lassen, verehrte Frau. Wir haben Sie schon lange im Verdacht, meine Frau und ich, daß Sie zu der großen Gilde der Pittori gehören. Darf ich das Handwerk begrüßen und sehen, was Sie gemacht haben? Aber zuvor will ich mich Ihnen denn doch vorstellen. Mein Name ist Engelbrecht, Landschaftsmaler und Professor an der Düsseldorfer Akademie."

„Ich wünschte, ich hätte ein Inkognito aufzugeben," versetzte Helene unbefangen. „Leider gehöre ich nicht zum Handwerk und habe wohl kaum Anspruch auf den Namen einer Dilettantin. Das ist keineswegs falsche Bescheidenheit. Überzeugen Sie sich selbst, Herr Professor, da Sie es nicht anders wollen."

Sie reichte ihm ihr Skizzenbuch. Er betrachtete das aufgeschlagene Blatt, setzte sich dann zu ihr auf die Bank und begann ohne weiteres ein Blatt nach dem andern umzuschlagen. Dabei sprach er kein Wort, und Helene sah ihm lächelnd zu.

„Hoffentlich sind Sie jetzt gründlich überzeugt," sagte sie, als er das Heft schloß und sie mit einem forschenden Blick betrachtete.

„Überzeugt, daß es Ihre eigene Schuld ist, wenn Sie in dem Dilettantismus stecken geblieben sind," versetzte er. „Warum haben Sie Ihr Talent nicht ausgebildet? Es ist deutlich, daß Sie keinen künstlerischen Unterricht genossen haben. Sie hätten ihn aber suchen sollen. Verzeihung, ich spreche, ohne Ihre Verhältnisse zu kennen und ohne indiskret sein zu wollen. Aber es ist schade, solche Anlagen, wie diese Skizzen sie verraten, nicht zu kultivieren. Es wäre auch jetzt noch nicht zu spät dazu."

Seine Worte verursachten Helene eine große Freude, und Professor Engelbrecht las sie in ihren Mienen. Aufrichtig antwortete sie:

„Zur Ausbildung hat es mir an Zeit und Gelegenheit gefehlt und — der Glauben an meine Anlagen. Woher mir dieser Glauben fehlte? Vielleicht weil ich an Zeichnungen keine rechte Freude habe. Sie verursachen mir ein Frösteln, sie sind kalt, tot; es mangelt ihnen die Seele, die Farbe. Wenn ich mich im Ölmalen hätte versuchen dürfen —"

„Versuchen Sie es noch," ermutigte er sie freundlich. „Das Handwerksmäßige daran ist leicht gelernt. Ich habe zwar kein Atelier hier und befinde mich wie Sie zur Erholung hier, aber ein echter Maler reist nie ohne seinen Farbenkasten."

„Und benutzt ihn auch fleißig, wie ich oft genug auf meinen Ausflügen bemerkt habe," schaltete Helene ein.

„Nun gut, so gebe ich Ihnen peripathetisch die nötige Anleitung," rief er. „Wir malen und meine Frau liest uns dabei vor. Sie wünschte schon längst Ihre Bekanntschaft zu machen, und Sie wissen wohl nicht, daß wir nur drei Häuser von Ihnen unser Quartier haben? Gehen wir jetzt gleich zu ihr. Ihre Skizze ist ja fertig. Wollen Sie?"

„Die Bekanntschaft der Frau Professor machen? Von Herzen gern," sagte Helene und erhob sich sofort.

Professor Engelbrecht ging auf dem schmalen Pfade, der zuletzt im Zickzack die Thalsohle erreichte, vor ihr her und sprach gemütlich halb über die Schulter zu ihr zurück. Er erzählte, daß er einen längeren Urlaub erhalten habe und Lichtenthal nur eine Zwischenstation auf einer Reise nach Italien sei. Das liebliche Thal sollte ihm den Schulstaub seiner Landschaftsklasse von der Brust nehmen, ehe er über die Alpen ging, und er bewies eine naive Freude, Italien nach einer Reihe von Jahren wiederzusehen.

„Aber wissen Sie denn, wen Sie zu Ihrer Frau Gemahlin führen?" fragte Helene, als sie auf der Straße weiter schritten.

„Eine Schülerin, mit der ich Ehre einzulegen hoffe," versetzte er. „Alles übrige können Sie meiner Frau sagen. — Aber fleißig zeichnen werden Sie dennoch müssen. Es ist das Fundament der Kunst."

„Durch meinen Fleiß hoffe ich Sie wohl zufriedenzustellen," sagte Helene heiter.

Sie fanden die Frau Professor lesend in der Laube ihres Hausgartens und sie empfing Helene mit einer herzlichen Liebenswürdigkeit. Auch auf ihrem Haar lag bereits der Reif des Alters; es mochte aber vor der Zeit ergraut sein, denn das Gesicht mit seinem lebhaften Inkarnat und den hellglänzenden Augen erschien dagegen noch jugendlich. Dieser Gegensatz hatte auch Helenens Aufmerksamkeit zuerst auf Frau Engelbrecht gelenkt. Man hätte das Haar für gepudert halten können, und wie das noch immer schöne Gesicht, so hatte ihre mittelgroße Gestalt eine gewisse Jugendlichkeit bewahrt.

Helene fühlte sich auch mit ihr gleich vertraut. Sie durfte sich geben, wie sie war, traf sie doch bei



Digitized by Google

dem Künstlerpaar auf ein durchaus natürliches, bei dem Mann fast kindlich heiteres Wesen, und angeregt durch die Aussicht, ein Talent üben und ausbilden zu können, dessen Trieb sie bisher unterdrückt hatte, überließ sie sich frei dem Schwunge ihrer Natur. Es wurde auch gleich ein Studienausflug für den nächsten Morgen verabredet, und Helene schied mit dem erquickendsten Eindruck und froh, als ob sie einen Schatz entdeckt hätte.

„Den akademischen Zopf samt Philistertum haben wir daheim gelassen," hatte der Maler gescherzt, und Helene fand bald, daß er wahr gesprochen. Sie fand aber auch, daß dem zwanglosen Leben, welches das Paar führte, die reinste Übereinstimmung der Herzen zu Grunde lag. Mit einer Bereitwilligkeit, die sich nur aus der Liebe erklären läßt, ging die Frau auf alle seine Einfälle ein, die mitunter kraus genug waren, regte ihn durch einen trocknen Humor, der ihr eigen war, an, wann er ihr zu still erschien, und keine körperliche Anstrengung, wie er sie ihr und Helene mitunter zumutete, verdarb ihre gute Laune. Er aber liebte auch sie, und mehr als einmal brach er mit leuchtenden Augen gegen Helene in den Ruf aus: „Ist das nicht ein prächtiger Kerl!" Sie lebten in der That wie zwei gute Kameraden miteinander und Helene war nun mit voller Seele die dritte in ihrem Bunde. Sie verbrachte fast den ganzen Tag mit ihnen. Die Vormittage gehörten der Kunst. An ihnen wurde fleißig bald hier bald dort nach der Natur gemalt. Die Nachmittage wurden der Erholung gewidmet, die freilich nicht selten mit tüchtigen Fußwanderungen verknüpft war, um malerische Veduten und Vorwürfe oder schöne Ausblicke in die Thäler und die weite Rheinebene, aus welcher der Turm des Straßburger Münster gewaltig aufragte, zu gewinnen. Nur einmal nahm man einen Wagen, um auf einer Fahrt durch die prächtigen Bergwälder das restaurierte, auf steil zur Murg abfallender Höhe thronende Schloß Neueberstein zu besuchen. Frau Professor Engelbrecht machte auf allen Expeditionen den Säckelmeister, wie sie überhaupt die Kasse ihres Mannes führte, was für diesen ein Segen war, denn seine Künstlernatur achtete des Geldes nicht.

Auf jenem Ausflug nach dem Schlosse Eberstein war es, wo Professor Engelbrecht mit dem Vorschlage hervortrat, Helene möchte ihn und seine Gattin, wenn nicht nach Florenz und Rom, so doch nach Venedig begleiten, wo sie ein paar Wochen zu bleiben gedächten. Sie hatten die Räume des Schlosses durchwandert und saßen nun unter den alten Bäumen vor dem Schloßthore, zu ihren Füßen die zwischen tannenbewaldeten Höhen rasch heranströmende Murg. Die Nachmittagssonne gab Thal und Felsen eine weiche Beleuchtung, und an sie hatte der Maler seinen Vorschlag angeknüpft.

„Sie haben in der kurzen Zeit überraschende Fortschritte gemacht," sagte er zu Helene. „Auch an einem feinen Farbensinn fehlt es Ihnen nicht. Dennoch werden Sie erst in Italien kennen lernen, was Licht und Farben sind. Dem nordischen Künstler drohen zwei Gefahren, und sie drohen Ihnen, liebe Freundin, um so mehr, als Ihr Talent auf das Markige, Große, selbst Wilde in der Natur gerichtet ist. Diese Scylla und Charybdis sind Härte oder nebelhafte Verschwommenheit. In Italien werden Sie lernen, zwischen ihnen glücklich hindurchzusteuern."

Helene war von dem Vorschlage, auf den er wiederholt zurückkam und dabei von seiner Gattin lebhaft unterstützt wurde, nicht wenig überrascht und erregt. Welche köstliche, verführerische Perspektive eröffnete sich ihr! Wie gern hätte sie sich überreden lassen, wie gern wenigstens einen Atemzug des südlichen Himmels in ihren rauhen heimatlichen Winter mit zurückgebracht! Und warum sollte sie die Freunde nicht bis zur Lagunenstadt begleiten? War es doch gleichgültig, ob sie in Lichtenthal oder dort die heißersehnte Entscheidung über Annys Geschick abwartete.

Auch ihrem Mann war es sicherlich gleichgültig, wo sie sich befand. Hatte er ihr doch noch keine Zeile geschrieben, seitdem sie von Hause fort war, sondern sich begnügt, sie durch die Kinder und Fräulein Reinhold grüßen zu lassen. Allein ein Überschlag ihrer Kasse zeigte ihr eine bedenkliche Ebbe in derselben, und wie sie Herrn Steinwehr kannte, unterlag es keinem Zweifel, daß er ihr zwar Geld schicken würde, wenn sie ihn darum ersuchte, aber nur unter der Bedingung, nach Hause zu kommen. Er war nicht knauserig, aber seine Geringschätzung der Künste hätte den Beweggrund zur venetianischen Reise nimmermehr gelten lassen. Hatten doch ihre Malstudien, wie sie durch die Freundin wußte, seinen nicht gerade feinen Spott erregt. Stand er der vollendeten Thatsache gegenüber, so würde er freilich sehr zornig sein, jedoch, da sie nicht mehr zu ändern war, sich wieder beruhigen. Sie musterte ihren Schmuck, ihre Bilder. Wenn Professor Engelbrecht ihr nicht nur geschmeichelt hatte, müßte ihre Kunst nicht imstande sein, sie zu ernähren? Kurz entschlossen, wählte sie diejenigen Arbeiten, die sie für ihre besten hielt und trug sie zu einem Kunsthändler in Baden-Baden. Ihre schöne Erscheinung und geschmackvolle Toilette mochten einen Reflex auf die Bilder werfen, denn auch Kunsthändler sind ja nur Menschen, und sie hatte nicht nötig, ein zweites oder drittes Geschäft aufzusuchen. Der Preis, den sie erhielt, war zwar nur gering, allein sie konnte aus ihm die Überzeugung gewinnen, daß sie für ihren Aufenthalt in Venedig keiner Unterstützung bedürfen würde, und mit wie freudigem Mute erfüllte sie dieser erste Erfolg!

Ein Telegramm, dem sie sofort aus Venedig einen Brief folgen ließ, setzte die Ihrigen von dem Wechsel ihres Aufenthaltes in Kenntnis.

Die Wirkung davon auf ihren Gatten läßt sich kaum beschreiben. Wenn ein Blitzstrahl vor seinen Augen in seine vollen Scheuern gefahren wäre, er hätte im ersten Moment nicht betäubter sein können. Dann loderte, wie in jenen die Flammen, der Zorn über Helenens eigenmächtige Handlungsweise in ihm auf. So schrecklich hatten Heinz und Anny ihn noch nie gesehen. Es war gefährlich, ihm nahe zu kommen, und selbst gegen Fräulein Reinhold vergaß er sich und antwortete ihr mit einem höhnischen Lachen, als sie in ihrer milden Weise darauf hinwies, daß, nach

Digitized by Google

dem Telegramm zu schließen, Frau Steinwehr sich jedenfalls wieder gekräftigt fühlen müsse. Die helle Flamme seines Zorns versank freilich allmählich, aber in seinem Innern brannte es fort und fort, und es bedurfte nur eines geringen Anlasses, um sie wieder aufschlagen zu lassen. Der Brief Helenens besserte nichts. Er schleuderte ihn, nachdem er ihn gelesen, über den Kaffeetisch, um den sie alle — jetzt beständig im Zimmer — versammelt waren, der Tochter zu, zündete sich eine Cigarre an und blies große Rauchwolken von sich. Mit düsterer Ruhe griff er nach den übrigen Briefen, welche die Posttasche enthielt, aber er verstand wenig von dem, was er las. Der Zwang, den er sich anthat, wurde ihm auf die Dauer unerträglich. Er stand plötzlich auf, ging in sein Zimmer, wo er sich in den Sessel vor seinem Schreibtisch warf und mit nervösen Fingern fort und fort auf der Lehne trommelte.

Er hatte erwartet, daß Helene Geld von ihm verlangen würde und hastigen Blicks ihre Zeilen nach dieser Bitte durchlaufen. Nichts davon. Helene bat nur kurz um Entschuldigung, daß sie ihre Reise nicht zeitiger nach Hause gemeldet hätte, ohne den Grund für die Unterlassung anzugeben, motivierte ihren Entschluß mit dem Urteil des Professors Engelbrecht über ihr Talent und schilderte dann die Fahrt über den bereits verschneiten St. Gotthard und die ersten Eindrücke der Lagunenstadt. Woher nahm sie die Mittel zur Reise und zum Aufenthalt in Venedig? Darüber hatte er seit dem Empfang des Telegramms gebrütet, und darüber brütete er jetzt. Wovon lebte sie? Warum verlangte sie kein Geld von ihm? Die Macht über sie war ihm entschlüpft, und ein Argwohn, den schon das Telegramm in ihm erregt hatte, bohrte sich tiefer und tiefer in seine Brust. Es duldete ihn auch in seinem Zimmer nicht mehr; er ließ anspannen und fuhr nach der Stadt.

Vor Ritters Hause stieg er ab. Er hatte seinen anfänglichen Groll über dessen verzweifelte That allmählich verwunden und ihm an Stelle seiner Tochter schon während der Genesung öfter Besuche gemacht. „Ich habe nun einmal eine Schwäche für den nichtsnutzigen Menschen," äußerte er gegen seine Freunde wie zur Entschuldigung seiner Inkonsequenz. Im Grunde aber schmeichelte ihm der Verkehr mit Ritter, dessen geistige Überlegenheit er willig anerkannte.

Ritter, der nun völlig wiederhergestellt und eben von einem Spaziergang durch die herbstlichen Fluren heimgekehrt war, lag in der Dämmerung auf dem Sofa als Herr Steinwehr nach einem derben Anklopfen zu ihm in das Zimmer trat. Der Tisch vor dem Sofa war mit Rissen und Zeichnungen bedeckt.

„Wie, schon fleißig?" rief Herr Steinwehr. „Alle Wetter, das war einen Schuß Pulver wohl wert," fügte er hinzu und schlug eine breite Lache auf.

Ritter sah ihn scharf an. Er hatte den Eindruck, als ob der Gast berauscht wäre.

„Sie haben wohl gute Nachrichten aus Lichtenthal erhalten?" fragte er.

„Ausgezeichnete," versetzte jener, und auf dem Sofa Platz nehmend, von dem Ritter sich erhoben hatte, fuhr er fort: „Ja, ja, wir lernen die Frauen nicht auskennen. Sie kennen gewiß die Weiber, aber gestehen Sie es nur, eine so schnelle Entschlossenheit hätten Sie meiner Frau nicht zugetraut. ‚Adieu, ich reise — grüß Gott, da bin ich in Venedig!' Das nenne ich resolut. Was?"

Wieder lachte er, aber so schneidend, daß Ritter sich wiederum veranlaßt sah, ihn zu fixieren.

„Nun, ich finde es ganz gescheut von Ihrer Frau Gemahlin, daß sie die günstige Gelegenheit benutzte, um vor ihrer Rückkehr noch ein Stück von Italien kennen zu lernen."

„Ja, ja, das sage ich auch. Zudem die Ausbildung des Talents. Eine Wirtschaft wie die unserige und Bilder malen! Ist da Methode in der Verrücktheit?"

Auch später in der Post bei seiner Kartenpartie wollte keine Gemütlichkeit aufkommen. Der Humor des Gutsherrn war gezwungen und überreizt. Herr Steinwehr bezeugte auch keine Lust, nachdem man zu Abend gegessen, wieder zu den bunten Blättern zu greifen, von denen er sonst nur schwer sich zu trennen vermochte.

„Plaudern wir lieber," schlug er vor, ließ sich die Weinkarte geben und bestellte Niersteiner. „Es ist kurios," sagte er, die Gläser füllend. „Wenn einen die Erntearbeiten hetzen, daß man kaum zur Besinnung kommt, dann vertröstet man sich auf die stille Zeit, und jetzt, wo der Pflug wieder über die Stoppeln gegangen und die Wintersaat zum Teil schon bestellt ist, da will mir die Ruhe nicht recht schmecken. Es fehlt mir was."

„Auch an das Faullenzen muß sich der Mensch gewöhnen," philosophierte der Kreisrichter. „Wenn Ihre Frau erst zu Hause ist, wird es damit schon gehen."

„Was soll denn meine Frau damit zu thun haben?" murrte Herr Steinwehr mit gerunzelter Stirn.

„Geht, geht, alter Freund," scherzte Herr Brunner. „Der Wein ist's nicht allein, der des Menschen Herz erfreut. Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei, und wenn ich mich recht besinne, so ducke ich mich auch noch unter den Pantoffel."

Man lachte, aber es war nur ein vereinzelter Sonnenstrahl. Auch der Wein schien Herrn Steinwehr heute nicht zu erfreuen, trotzdem er ungewöhnlich viel und hastig trank, und er ließ frühzeitig wieder zur Heimfahrt anspannen.

„Ich wette meinen Kopf, es ist die Frau, welche ihm fehlt," sagte der Kreisrichter, der noch eine Weile mit den anderen sitzen blieb. „Hätte dem Alten das beinahe nicht zugetraut. O, süße Gewohnheit des Daseins!"

## Elftes Kapitel.

Frau Helene hatte in dem Hause eines deutschen Arztes auf dem Campo S. Stefano, gegenüber dem Wunderwerk venetianischer Ziegelarchitektur, ein bescheidenes Zimmer gefunden. Wie ihre Freunde im Hotel wohnen zu bleiben, gestatteten ihre Finanzen nicht. Sie beschränkte sich auf das äußerste und

Digitized by Google

genoß nichts als Milch und Brot und geröstete Kastanien, wozu eine Tasse Kaffee kam, wann sie abends mit Professor Engelbrecht und dessen Gattin auf dem Markusplatze ausruhte. Aber sie fühlte keine Entbehrung oder sie bedeutete doch nichts für sie gegen die gesteigerte Lebensempfindung, mit der sie der Aufenthalt in der Lagunenstadt erfüllte, wo schon der Märchenzauber des Orients die reich entfaltete Rose italienischer Renaissance leise umspielt. In den ersten Tagen war es ihr wiederholt, als träumte sie nur, und diese Kirchen und Prachtpaläste samt ihrem reichen Bilderschmuck müßten im nächsten Augenblick wieder in den grünlichen Fluten versinken, aus denen sie sich so stolz und kühn zu dem lichtvollen warmen Himmel erhoben. Es dünkte sie, daß sie erst jetzt sehen, erst jetzt an den Lichtwirkungen dieser durchsichtig fließenden Luft, an den Gemälden eines Tizian, Tintoretto, Paul Veronese, Salvator Rosa Farben kennen lernte. Aber sie gestattete dem Auge nicht bloß zu schwelgen, indem sie mit den Freunden die Kirchen- und Kunstsammlungen besuchte, die prunkenden Gemächer des Dogenpalastes durchwanderte, die untergehende Sonne Meer und Himmel in flammende Glut verwandeln oder die Sterne in milder Nacht über dem großen Kanal und den Lagunen leuchten sah. Während Professor Engelbrecht vorwiegend Seestudien trieb, kopierte sie fleißig nach den großen Meistern, und das fortschreitende Gelingen erhöhte die Lust des Schaffens. Nur wenige Stunden Schlafs genügten ihr; früh erhob sie sich und noch spät fiel der Schein ihrer Lampe, bei der sie sich im Zeichnen übte, auf den ehemaligen Kirchhof des heiligen Stephan.

Eines Abends war sie früher als gewöhnlich nach Hause gekommen und benutzte nun die freie Zeit, um an ihren Kleidern etwas auszubessern. Da klopfte es, und auf ihr Herein, das sie, sich vergessend, in deutscher Sprache rief, fand sie sich ihrem Gatten gegenüber.

Einen Augenblick starrte sie ihn sprachlos vor Überraschung an; im nächsten rief sie: „Friedrich, Du hier?“ und bot ihm, rasch herantretend, die Hand.

Auch er schien überrascht zu sein. Aus seiner Brust kam ein Ton, als ob er den Atem, den er jetzt ausstieß, lang zurückgehalten hätte, und die Hand seiner Frau wie unsicher ergreifend, sagte er dumpf:

„Ja, ich mußte doch sehen —!“ Gleich darauf rief er mit einem gezwungenen Lachen: „Das ist eine Überraschung, nicht?“

„Allerdings,“ entgegnete sie, innerlich über sein Benehmen befremdet, und zog ihn nach dem Sofa. „Wie hätte ich je vermuten sollen, Dich hier zu sehen? Aber ich freue mich, daß Du gekommen bist.“

„Wirklich?“ fragte er scharf.

„Gewiß. Wann bist Du angekommen? Aber bitte, setze Dich doch.“

Er folgte der Einladung jedoch nicht gleich, sondern blickte sich erst rund um, während sie das Kleid, an dem sie genäht hatte, in den Schrank hing und dabei nach Anny und Heinz fragte.

Sie seien wohl, antwortete er kühl wie einer, der mit andern Gedanken beschäftig ist. Er blickte vor sich auf den Teppich und strich sich über das kahle Haupt.

„Aber ich bitte Dich,“ rief sie, ihn verstohlen beobachtend, „weiter weißt Du mir nichts von ihnen zu erzählen?“

„Na, was ist denn da viel zu erzählen?“ versetzte er, indem er erstaunt den Kopf hob.

„Bist Du sonderbar,“ sagte Helene. „Und darf ich wissen, was Dich so plötzlich nach Venedig geführt hat?“

„Je nun, ich dachte, daß Du die Heimreise nicht gern allein machen würdest,“ entgegnete er mit einem verlegenen Lachen.

Jetzt verstand Helene sein seltsames Benehmen und das Blut stieg ihr bis zur Stirn hinauf. Er hatte gefürchtet, daß sie nicht wiederkommen würde. Sie antwortete nicht gleich, und ihr Schweigen und Erröten bestärkten ihn in seinem Argwohn. Ja, er hatte die weite Reise mit dem Entschlusse gemacht, Helene unter allen Umständen mit sich zu nehmen. Er wollte vor den Leuten nicht die lächerlich demütige Rolle eines von seiner Frau verlassenen Ehemannes spielen. Daß er Helene vermißt, ihre Abwesenheit ihm das Gefühl der Öde verursacht hatte, gestand er sich nicht, ebenso wenig wie er sich zugab, daß der Beweis ihrer Selbständigkeit ihm imponierte. Um so energischer, rücksichtsloser wollte er ihren Widerstand, der sich in ihrem Schweigen anzukündigen schien, brechen.

Helene fühlte sich weniger durch seinen Verdacht, als dadurch verletzt, daß er sie wie einen wieder eingefangenen Flüchtling nach Hause transportieren wollte. Es war ja richtig, daß sich der Wunsch in ihr zuweilen geregt hatte, das Verhältnis zu ihrem Manne zu lösen, auch nachdem sie ihrer Liebesleidenschaft Herr geworden war. Aber sie hatte das Verlangen nach Freiheit unterdrückt, indem sie sich ihre Schuld gegen ihren Gatten vorhielt, und diese Schuld stimmte sie um so milder gegen ihn, als sie sich ihrer Kraft bewußt geworden war und in ihrem Talent das Mittel besaß, frei sein zu können, wenn sie wollte. Der Starke kann großmütig sein, obgleich es nur der Edeldenkende ist. Aber sie war auch entschlossen, das frühere traurige Verhältnis zu ihrem Manne nicht fortbestehen zu lassen.

„Ich finde es sehr liebenswürdig von Dir,“ sagte sie nun, „daß Du um meinetwillen die weite Reise nicht gescheut hast, um so liebenswürdiger, als Du mich in dieser Beziehung nicht verwöhnt hast. Gestehe es nur selbst.“

„Was soll ich gestehen?“ fragte er und verbarg dahinter seine Unbefriedigung über ihre Antwort.

„Warum willst Du Versteckens spielen,“ entgegnete sie mit einem festen Blick auf ihn, unter dem er sich unbehaglich auf seinem Sitze bewegte. Sie aber fuhr mit einem Lächeln fort: „Du bist viel besser, als Du Dich giebst — und vielleichst selbst weißt.“

Es war als ob er hinter dem Lobe instinktiv eine Schlinge fürchtete, und um seine Entschiedenheit zu beweisen, sagte er barsch:

Digitized by Google

„Da ich nicht lange von Hause wegbleiben kann, so habe die Güte, Dich für morgen abend reisefertig zu machen. Du wirst natürlich Schulden gemacht haben. Wieviel ist es?“

Sie schüttelte lachend den Kopf und versetzte: „Du machst es fast wie jener deutsche Philosoph, der auf der Reise nach Rom vor den Thoren der ewigen Stadt mit den Worten umkehrte: Der Mensch muß sich beherrschen können. Da Du nun in Venedig bist, so sieh Dir auch die merkwürdige Stadt an. Ich könnte ja schon übermorgen aufbrechen, denn ich habe mein letztes Bild fertig gemacht, was bis dahin trocken sein wird, und werde selbstverständlich auch keine neue Arbeit beginnen. Aber in drei Tagen reist Professor Engelbrecht mit seiner Frau ab und am Abend können dann auch wir die Rückreise antreten.“

„Was kümmert mich der Professor?“ rief er mit finstern Brauen, stand auf und begann hin- und herzugehen.

„Dich freilich nicht,“ entgegnete sie ruhig. „Ich aber bin seiner und seiner Gattin Liebenswürdigkeit so tief verpflichtet, daß ich ihnen mein Versprechen, nicht vor ihnen Venedig zu verlassen, nicht brechen kann. Du wirst sie ja übrigens kennen lernen und Dich überzeugen, daß sie die vortrefflichsten Menschen auf der Welt sind. Schulden aber habe ich keine.“

Er blieb mit kurzer Wendung vor ihr stehen und sah sie mit großen Augen an.

„Ich habe von meiner Arbeit gelebt,“ lächelte sie.

„Doch nicht von den Klexereien da,“ rief er mit einer verächtlichen Handbewegung gegen die Wände.

Sie lachte belustigt auf. „Davon verstehst Du nichts, lieber Freund.“

„Davon soll ich nichts verstehen?“ fragte er irritiert.

„Wie solltest Du denn?“ fragte sie immer noch lachend. „Du hast Dich ja nie um Malerei gekümmert. Du verachtest ja alle Künste, und was man verachtet, das versteht man eben nicht oder man fürchtet es.“

„Fürchten gar,“ rief er verächtlich.

„Nun ja, es will mir scheinen, als ob ihr praktischen Leute es mit den Idealen macht, wie der alte Napoleon mit den Ideologen. Er verachtete sie öffentlich und fürchtete sie in der Stille. Es ist euch bei allem lauten Austrumpfen des Praktischen nicht recht geheuer, denn ihr fühlt, daß es etwas giebt, das darüber steht und mächtiger ist. Doch was diese Klexereien betrifft, so beruhige Dich. Ich gebe sie Dir gern preis. Es sind nur flüchtige Skizzen und Studien für später etwa auszuführende Bilder. Ich glaube, daß unsere nach Norden liegende Giebelstube sich sehr gut zum Atelier eignen wird. Man wird nur das Fenster zu vergrößern brauchen.“

Herr Steinwehr stand sprachlos. Sie sagte alles so leicht hin und schien es so selbstverständlich zu finden, als ob er gar nicht auf der Welt wäre.

„Du denkst also daran, auch weiterhin auf Buchau zu malen?“ fragte er endlich.

„Wie Du nur so fragen kannst!“ antwortete sie mit anscheinender Sorglosigkeit. „Natürlich! Wenn man ein Talent besitzt und es soweit ausgebildet hat, so übt man es doch aus, und es wird mir ja an Muße dazu auf Buchau nicht fehlen. Aber wir sprechen immer nur von mir und Du wirst hungerig sein. Du hast gewiß seit Verona nichts genossen?“

Er gestand es zu, und sie verließ das Zimmer, um durch das Dienstmädchen ihrer Wirtsleute aus der nächsten Trattoria ein Essen holen zu lassen. Die Ablenkung war ihm erwünscht, denn er bedurfte der Fassung. Er setzte sich auf das Sofa und strich sich ein über das andere Mal den langen, aschblonden Bart. Welche Verwandlung war in der kurzen Zeit mit Helene vor sich gegangen! Er sah und fühlte sie mehr, als daß er sie begriffen hätte. Wenn sie sonst seinem herrischen Wesen nur Schweigen und Blicke entgegengesetzt hatte, so trat sie ihm jetzt als eine Gleichberechtigte entgegen, unbekümmert darum, ob er billige und genehmige, was sie sage und thue. Und auch seine letzte Hoffnung war dahin, die Hoffnung, seine alte Macht über sie durch die Schulden, die sie nach seiner Voraussetzung gemacht haben mußte, zu behaupten.

Zu dem Hauptzweck seiner Reise war er allerdings mit unerwarteter Leichtigkeit gelangt: sie wollte ihn nach Hause begleiten. Aber sie bestimmte den Termin der Abreise. Durfte er in dem Punkte nachgeben? Nein, ihre Selbständigkeit mußte gebrochen, ihre Opposition gleich im Keime erstickt werden.

Helene kam mit Tischtuch, Tellern und Gläsern, die sie von der Frau des Arztes entliehen hatte, zurück und deckte den Tisch.

„Wie ist denn die Ernte in Buchau ausgefallen?“ fragte sie dabei. „Bist Du zufrieden?“

Er erschrak fast bei ihrer Frage, so angelegentlich brütete er über seinen Vorsatz, während sein Auge mechanisch ihren Bewegungen folgte. Aber nun wurde der Landwirt in ihm rege und er erzählte umständlich. Mittlerweile wurde es dunkel und Helene zündete die Lampe an. Bald darauf wurde das Essen gebracht, das einfach genug war. Risotto, Kalbkotelettes und eine Flasche Conegliano war alles, was die Garküche zu leisten vermocht hatte. Es schmeckte Herrn Steinwehr aber selbst der einfache Landwein, und Helene verstand es, durch gelegentlich eingeschobene Erkundigungen nach den häuslichen Verhältnissen ihn im Fluß der Mitteilungen zu erhalten. Nachdem er gesättigt war, zog er seine Cigarrentasche hervor, und Helene reichte ihm ein angezündetes Streichhölzchen. Er rauchte, trank dazu den Rest des Weines und fühlte sich behaglich. Seine Augen ruhten dabei auf Helene, deren Gesichtszüge hell von der Lampe beschienen wurden, und es erging ihm seltsam. Er hatte längst vergessen, daß sie eine schöne Frau war. Jetzt bemerkte er es, und es war ihm, als ob sie nur ausspräche, was sich in ihm selbst regte, wie sie jetzt sagte:

„Mir ist's, als wären wir wieder jung, und wir säßen einander gegenüber wie in den ersten Jahren unserer Ehe. Weißt Du noch, abends, nachdem unsere Kleinen zu Bett gebracht waren? Du erzähltest von Deinen Studienreisen, auf denen doch auch manches andere außer der Landwirtschaft Deine

Digitized by Google

Teilnahme erregt hatte. Wie begierig hörte ich Dir zu und wünschte in der Stille, daß ich auch einmal etwas von den schönen Dingen zu sehen bekäme! Und wie malten wir uns die Zukunft aus! Wie angenehm sollte sie sich gestalten, wenn wir nur erst des Druckes, den die Eltern auf uns ausübten, ledig wären!"

„Ja, ja, das war eine schwere Last," murmelte er.

„Wir haben sie gemeinschaftlich getragen," sagte sie sanft. „Wir haben hart schaffen müssen und alle Sorgen und Mühen redlich geteilt. Ist's nicht so? Und nun wir uns herausgearbeitet haben, warum soll jene Zukunft nicht noch in Erfüllung gehen, Friedrich?"

Sie legte ihre Hand leise auf seinen Arm, indem sie ihm dabei freundlich fragend in die Augen schaute. Er schwieg nachdenklich.

„Wir haben beide noch ein langes Leben vor uns," mahnte sie.

„Und an wem liegt die Schuld, daß es anders gekommen ist?" fragte er und begann die Stirn zu krausen.

„An uns beiden, Friedrich," versetzte sie mit milder Ruhe. „Wir haben miteinander gearbeitet, aber anstatt auch geistig miteinander zu leben, ist jedes seinen eigenen Weg gegangen. Du ließest mich den meinigen gehen, unbekümmert um mein inneres Leben. Warum willst Du denn nicht auch mein Gefährte sein, wie ich der Deinige war, und auch an dem teilnehmen, was mich erfreut? Ich habe Dir wahrlich nie bewiesen, daß ich den materiellen Nutzen geringschätze, aber ich kann in ihm nicht aufgehen. Es ist wie ein Rad, das ewig an derselben Stelle sich dreht; man steigt und steigt, und bleibt doch immer am Boden. Wie würde auch Dir das Leben weiter, reicher erscheinen, wenn Du es nicht absichtlich verschmähtest, Dich zuweilen an der Tafel der großen Geister in der Kunst und Litteratur von der Arbeit zu erholen! Ich will jetzt nicht mit Dir streiten, ob das Schöne nicht auch nützt. Aber warum es verachten und verspotten, weil es nur schön ist? Du thust es doch nicht mit den Blumen auf der Wiese, warum mit jenen Blumen, die dem menschlichen Geist entsprossen sind?"

„Hm," brummte er, und plötzlich den Kopf aufwerfend, fragte er: „Warum hast Du mir denn nicht vorher geschrieben, daß Du nach Venedig gehen möchtest?"

„O, aus einem sehr einfachen Grunde," versetzte sie. „Lege die Hand aufs Herz und antworte mir aufrichtig, ob Du mir die Erlaubnis dazu gegeben haben würdest?"

Er sah vor sich nieder und trommelte mit den Fingern auf dem Tisch. Dann griff er nach der Flasche, um sich einzuschenken, aber sie war leer.

„Wenn es Dir recht ist, beschließen wir unser lukullisches Mahl mit einer Tasse Kaffee. Komm, laß uns gehen. Der Abend ist köstlich. Sieh nur, wie der Mond drüben den Dom anglänzt."

Mit diesen Worten erhob sich Helene, und vor ihren Mann tretend, fügte sie hinzu, indem sie ihm die Hand bot: „Habe ich Dir durch meine Reise Verdruß bereitet, so vergieb mir. Aber ich bereue nicht, was ich that. Denn ich hoffe, Friedrich, wir haben uns hier wiedergefunden."

Sie sah ihm mit einem tiefen Blick in die Augen. Er ergriff ihre Hand nach kurzem Zögern und drückte sie: „Na, wir wollen hoffen," sagte er und stand auf.

Helene nahm Hut und Tuch und leuchtete ihm die Treppen hinunter, worauf sie im Dunkeln folgte, nachdem sie die Lampe in die Stube gestellt und ausgelöscht hatte. Gleich bei dem Hause bogen sie in eines jener Gäßchen ein, die so schmal sind, daß kaum drei Personen nebeneinander Raum haben. Der milde Abend hatte die Bewohner vor die Thüren und an die Fenster gelockt, und fröhlich schwirrten die Stimmen hin und her durch die Dämmerung. Denn der Mond beschien nur die beiden obersten Stockwerke der hohen Häuser auf der einen Seite des Gäßchens. Manches „buona sera" und „felice notte" grüßte in dem weichen venetianischen Dialekt Herrn Steinwehr und seine Frau. Die schöne blonde Deutsche schien von jedermann gekannt zu sein. Herr Steinwehr verhielt sich schweigend. Er war unzufrieden mit sich und der weicheren Stimmung, in die er durch die Erinnerungen, welche Helene geweckt hatte, versetzt worden. Helene ließ ihn mit sich selbst fertig werden.

Nach einer Weile traten sie in ein hochgewölbtes Portal und in der nächsten Minute befanden sie sich unter den Arkaden des Markusplatzes, der äußerst belebt war. Der Mond stand fast im Zenith und sein weiches Licht überflutete die Säulengänge und reichen Marmorfassaden der Prokuratien zu beiden Seiten des weiten Platzes und die den Hintergrund schließende Markuskirche. Der Anblick war feenhaft, und umsonst versuchte Herr Steinwehr nach dem ersten Staunen der Überraschung gegen die zauberhafte Wirkung sich zu sträuben. Er war ganz still, strich dann und wann seinen langen blonden Bart und nickte Helene zu.

In diesem Augenblick wurde Helene von Professor Engelbrecht und seiner Gattin begrüßt. Herr Steinwehr warf einen etwas mißtrauischen Seitenblick auf sie, mochte aber mit dem Ergebnis seiner Beobachtung zufrieden sein, denn als er den von seinem plötzlichen Erscheinen Überraschten vorgestellt wurde, gab er sich völlig ungezwungen und selbst mit einem Anstrich von Herzlichkeit. Für den Maler und dessen Frau war es selbstverständlich, daß sie den Mann ihrer Freundin als einen längst Bekannten empfingen, und bald saßen sie alle bei Kaffee und Eis an einem der runden Marmortischchen vor den Arkaden der alten Prokuratien. Herr Steinwehr zeigte sich lebhaft angeregt. Sein Inneres war geschmolzen und in Fluß geraten. Er kaufte von den Blumenmädchen Bouquets für die ganze Gesellschaft und von den Händlern für die Damen Caramellen, erkundigte sich nach dem besten Goldschmied, bei dem er für Anny einen venetianischen Schmuck kaufen wollte, und als man endlich aufbrach, lud er den Professor und seine Gattin für den folgenden Abend zum Diner in dem Café Quadri ein. Er schien vergessen zu haben, daß er abreisen wollte.

Digitized by Google

Da Professor Engelbrecht mit ihm in demselben Hotel wohnte, so begleiteten sie alle Helene bis zu deren Wohnung.

Auf seinem Zimmer rauchte Herr Steinwehr noch eine Cigarre und suchte auf- und abgehend die Erlebnisse und Eindrücke der letzten Stunden sich zurecht zu legen. Wie war alles so anders gekommen, als er es sich bei seiner Ankunft in Venedig vorgestellt hatte. Und was war das für eine Welt? Wie anders fühlte er sich in ihr! Und Helene! Er verdankte es ihrer Großmut, wenn er den Zweck seiner Reise erreicht hatte, einer Großmut, von der er sich sagen mußte, wie peinlich es ihm auch war, daß er sie schlecht verdient hatte. Denn am Ende war er wirklich nicht der duldsame, liebevolle und vortreffliche Ehemann gewesen, für den er selbst sich stets gehalten. An seinem Geiste zog das Bild vorüber, wie Helene ihm heut in ihrem Zimmer bei Tisch gegenübergesessen hatte, und er gedachte der anregenden Unterhaltung auf dem Markusplatze, in der von allen möglichen ideologischen Dingen die Rede gewesen war. Wie gut hatte er sich amüsiert, wie erfrischt war er in sein Hotel gekommen.

Es war schon tief in der Nacht, als er die Kerzen auslöschte.

Helene, die in Venedig stets sehr schlicht sich gekleidet hatte, suchte am folgenden Morgen ihre geschmackvollste Toilette hervor. Es war verabredet worden, daß sie den Cicerone ihres Gatten machen sollte. Aber er, der sonst die Tugend militärischer Pünktlichkeit besaß, ließ heute ziemlich lange auf sich warten. Endlich kam er, erhitzt vom schnellen Gehen und entschuldigte sich, daß er sich verspätet. Dabei zog er ein Päckchen aus der Tasche, das er Helene überreichte. Es enthielt in einem Etui von Marqouin eine Brosche in reicher und geschmackvoller Fassung, die den Dom von San Marko in Mosaik darstellte.

„Ei sieh doch, was Du für einen guten Geschmack hast," sagte Helene, den Schmuck betrachtend. „Das Mosaik ist wirklich ausgezeichnet. Nun, Anny wird eine große Freude darüber haben."

„Nein, es ist für Dich," sagte Herr Steinwehr rauh. „Der Schmuck für Anny hat Zeit."

Helene hob die großen braunen Augen erfreut zu ihm auf; sie wurden feucht. Dann faßte sie innig seine beiden Hände und bot ihre Stirn seinen Lippen.

„Wollen wir jetzt mein Bild, die Kopie eines Salvator Rosa, besehen gehen?" fragte sie, nachdem sich ihre Hände, die eine Weile ineinander geruht, gelöst und sie die Brosche vorgesteckt hatte. „Es sind nur wenige Schritte bis zur Akademie."

„Hm," meinte er, „Engelbrechts haben mir so viel von Deinem Talent erzählt, noch gestern abend und heute beim Kaffee, daß ich wirklich neugierig bin."

Und als dann Helene ihren Gatten vor das Bild führte, sagte er weiter nichts als: „Alle Wetter!" aber es machte sie glücklicher als ein Lobspruch aus dem Munde des strengsten Kritikers von Fach.

Von der Akademie machten sie sich auf den Weg, um Venedig in Augenschein zu nehmen.

„Apropos," sagte Herr Steinwehr, als sie in einer Gondel, von der das Zelt entfernt worden, den Canal grande hinunterfuhren und Helene ihm die Namen der Adelsgeschlechter nannte, die in den Palästen zu beiden Seiten gehaust hatten, „Apropos, Ritter wird das alte Schloß umbauen."

„Wie, Du hast eingewilligt, und das sagst Du mir erst jetzt?" rief Helene, aufs äußerste überrascht.

„Nun, eins nach dem andern. Er hat mir so reizende Zeichnungen vorgelegt und so mäßige Kostenanschläge gemacht, daß ich nicht widerstehen konnte. Und dann, weißt Du, auf diese Art kommt er wieder in seinen Beruf hinein, faßt wieder Fuß im Leben. Man muß dem armen Teufel doch helfen, ha, ha!" Und Herr Steinwehr lachte verlegen, als schämte er sich seiner edlen Gesinnung.

Helene konnte vor Herzklopfen kein Wort hervorbringen. Sie schaute nur leuchtenden Auges auf den Gatten, dessen Gedanken von dem Neuen und Wunderbaren seiner Umgebung bereits völlig wieder in Anspruch genommen waren.

So fuhren und wanderten sie in dem glücklichen Gefühl, sich mit den Herzen wiedergefunden zu haben, durch die Stadt der Pfahlbauten, bis die Glocken von allen Türmen schwingend und klingend das Ave Maria verkündigten. Dann begaben sie sich nach dem Café Quadri auf dem Markusplatze, und ein heiteres Mahl mit den Freunden beschloß den schönen Tag. Freilich nicht ohne einen Tropfen Wermut, denn es wurde der nahe bevorstehenden Trennung gedacht.

„Ich habe das Abschiednehmen nie leiden mögen," äußerte Herr Steinwehr, nachdem er eine Weile das Steigen und Zerplatzen der Perlen in seinem Champagnerkelche beobachtet hatte. „Ich sage also: warum Abschied nehmen? Da wir denn doch schon bis Venedig gekommen sind, was meinst Du, Helene, wenn wir uns auch noch Florenz ansähen?"

Da erhob sich in der kleinen Tafelrunde heller Jubel und Helene legte ihren Arm um den Hals des Gatten und küßte ihn auf den Mund.

Noch bevor sie Venedig verließen, langten Briefe von Fräulein Reinhold und Anny an. Sie vollendeten das Glück dieser Tage. Der Zweck, um dessenwillen Helene Buchau verlassen hatte, war erfüllt. Die ersten Worte Annys sagten es ihr. Die Buchstaben verrieten, wie ihr das Herz gepocht hatte, als sie es niederschrieb: Er liebt mich! Die Glückseligkeit ihres Herzens jauchzte aus jeder Zeile und brachte eine köstliche Verwirrung in den ganzen Brief. Sie wollte berichten, wie alles gekommen war, allein der Faden riß stets wieder ab, und Helene blieb auch in ziemlichem Dunkel über das Historische. Doch was kam es darauf an? Anny war glücklich. Auch er, Ritter?

Sie ließ die Hand, welche den Brief hielt, in den Schoß sinken und sann. Es ward ihr nicht schwer, sich die Wandlung in Ritters Gefühlen zu erklären. Die Allsiegerin Jugend hatte sein dem Leben und der Liebe wieder geöffnetes Herz mit ihrem Zauber umstrickt und die Leidenschaft für die ältere Frau dahinsterben lassen. So hatte es kommen müssen, weil es das Naturgemäße war, und als

Digitized by Google

Helene wieder aufblickte, trugen ihre Züge den Ausdruck stiller Seligkeit.

Mit Herrn Steinwehr hatte sie jedoch noch einen harten Stand. Es wollte ihm durchaus nicht in den Kopf, daß Ritter, dieser Phantast, dieser Müßiggänger, wie er ihn nannte, so sehr er ihn sonst leiden mochte, sein Schwiegersohn werden sollte. Helene wußte indes alle seine Bedenken zu entkräften und was ihrer Beredsamkeit nicht völlig gelang, vollendete ein gleich darauf folgender Brief Ritters, in dem er seine Zukunftspläne entwickelte, auch bereits seine Bewerbung um einen vom Staate ausgeschriebenen Preis für die drei besten Entwürfe zu einem Museumsbau meldete. Auch der Umstand, von dem er jetzt erst erfuhr, daß Ritter ein Nachkomme der ehemaligen Feudalherren von Buchau war, trug nicht ganz unwesentlich dazu bei, Herrn Steinwehr für dessen Verbindung mit seiner Tochter zu gewinnen. War er doch geneigt, etwas wie Vorherbestimmung darin zu sehen.

## Zwölftes Kapitel.

Wieder reifte das Korn auf den Feldern von Buchau. Das alte Gemäuer, das so melancholisch auf den See geschaut hatte, war verschwunden und an seiner Stelle schimmerte eine zweistöckige Villa mit Spitzbogenfenstern, Altan und zierlichen gotischen Türmchen aus dem Waldesgrün. Über dem Portal nach der Seeseite war das alte Wappen derer von Lenzen neu in Stein gemeißelt eingefügt worden, ein Zeichen der Erinnerung an diejenigen, die vordem an dieser Stätte des Menschenlebens wechselndes Geschick erfahren hatten, und ein Symbol des Glückes für die gegenwärtigen Besitzer und deren Nachkommen. Vor dem Landhause breiteten sich, von einem Eisengitter umschlossen, Gartenanlagen bis zum See aus und am Ufer schaukelt an der Kette ein zierliches Boot.

Das Schlößlein ist zum ersten Male bewohnt, Wilhelm Ritter seit einer Woche mit seiner Frau dort eingezogen.

Er ist sehr fleißig geworden. Mit seinen Entwürfen für das Museum hat er aber nicht um den ausgesetzten Preis konkurrieren können. Der Umbau des Schlosses, die Vorbereitungen für seinen Hausstand in Berlin, die Wonnemonde seiner Ehe hatten ihn mit seinen Rissen nicht zur bestimmten Zeit fertig werden lassen. Er hatte sie aber in einer Kunsthandlung Berlins ausgestellt und nicht nur die Genugthuung gehabt, daß sie in den Fachblättern mit großer Anerkennung besprochen wurden, sondern auch durch sie einen Auftrag erhalten, mit dessen Ausführung er jetzt beschäftigt war. Es war ein Prachtbau für eine der Villenstraßen Berlins, und er arbeitete an den Rissen, Plänen und Prospekten dazu mit dem freudigen Gefühl der sich bewußten Kraft. Daß er sich derselben bewußt geworden, wem anders verdankte er es als Helene? Wem die Erkenntnis, wenn nicht ihr, daß das Neue, Bessere nur aus der Arbeit hervorgehen könne? Und diese Erkenntnis befeuerte sein Streben.

Nicht ohne Beklommenheit hatte er der ersten Wiederbegegnung bei ihrer Rückkehr aus Italien entgegengesehen. Ein aus Furcht und Beschämung gemischtes Gefühl hatte ihn bis zu dem entscheidenden Augenblick gequält. Was mußte sie von seinem Wankelmute denken, der sie so leicht hatte aufgeben können! Allein die Demütigung, welche für seinen Stolz in dieser Vorstellung lag, würde er gern über sich genommen haben, wenn sich nicht zugleich in ihm die Furcht geregt hätte, daß seine Leidenschaft für Helene wieder erwachen könnte. Aber als sie nun kam — es war an einem rauhen, lichtarmen Novembertage — als sie ihm nun gegenüberstand und er ihr in das von der Freude der Heimkehr bewegte Antlitz, in das sonnenklare Auge schaute, da wich der Druck von seiner Seele, und das Gefühl, mit dem er sich auf ihre Hand beugte, war innigste Dankbarkeit.

„Sie sehen, daß mich meine Vermutung nicht betrogen hat," sagte sie mit milder Freundlichkeit. „Das Horn von Buchau hat sich wiedergefunden und in neuem Glanze strahlt über ihm der Stern des Glückes."

Herr Steinwehr war ein liebevoller Gatte geworden und Helene hatte keine Ursache mehr, über den Spott zu klagen, mit dem er sonst alles geistige Streben und Genießen verfolgt hatte. Eine tüchtige Wirtschafterin ersetzte Anny nach deren Vermählung, und Helene fand, ohne die Oberleitung aus der Hand zu geben, Muße genug für die Ausübung ihres Talentes. Die geräumige Giebelstube auf der Nordseite des alten Hauses war nach Ritters Anweisung in ein Maleratelier verwandelt worden, und manches Landschaftsbild ging im Laufe der Zeit daraus hervor, das in geschmackvollem Rahmen die Wände auf dem Gute und der Villa zierte. Herr Steinwehr, der in Italien unter Engelbrechts Leitung sehen gelernt hatte, interessierte sich jetzt für die Kunst, und wenn er Zeit hatte, namentlich in den Wintertagen, saß er nicht selten im Atelier und sah zu, wie Helene malte.

Im Laufe des letzten Winters hatte Helene einige Wochen in dem Hause des jungen Paares zugebracht. Man verabredete dabei, daß diese Besuche sich regelmäßig wiederholen sollten im Austausch des Aufenthaltes von Ritter und seiner Frau in der Villa während der heißen Jahreszeit. Herr Steinwehr war damit nicht nur einverstanden, sondern brachte fortan selbst jährlich einige Tage in der Residenz zu, indem er seine Frau entweder dorthin begleitete oder abholen kam. Für Helene begann damit ein Leben, wie sie es sich so schön und reich nie gedacht hatte. Abgesehen von den geistigen Genüssen, die ihr Theater, Konzertsäle und Kunstsammlungen boten, bewegte sie sich in der eleganten Wohnung des jungen Paares bald in dem Mittelpunkte einer zwanglosen Geselligkeit, die alles vereinigte, was durch Talent und Geist sich auszeichnete.

Anny aber machte die Honneurs dieses Kreises mit einer natürlichen Anmut und munteren Liebenswürdigkeit, die alle bezauberte, niemand aber mehr als ihren Gatten. Wie erfrischt an Geist und Gemüt, wie reich an fruchtbaren Eindrücken und Anregungen kehrte Helene nicht jedesmal wieder nach Buchau zurück!

Digitized by Google

Das Köstlichste aber, was sie mitnahm, war die Überzeugung von dem festgegründeten, dauernden Glücke des jungen Paares. Was sie einst in Ritter angebahnt, die Liebe ihrer Tochter hatte es vollendet. Die Liebe hatte die Widersprüche und Gegensätze in seiner Natur ausgeglichen, während ihm die Befriedigung in der Ausübung seines Berufes innere Festigkeit verlieh. Der gute Genius aber, der dem neuen auf alter Erde blühenden Geschlecht das verlorene Füllhorn des Glückes wieder geschenkt hatte, hieß Helene.

Ende.

# Haus Dodendorf.

Roman

von

**A. Marby.**

(Fortsetzung.)

## XX.

Der junge Mediziner Achim von Arnsfeld, welcher vor Ausbruch des Krieges sich freiwillig stellte, um seiner Heerespflicht zu genügen, hatte bei Gitschin die erste Feuertaufe erhalten, dann mit der weiteren Siegeslaufbahn des unaufhaltsam vordringenden preußischen Heeres auf den böhmischen Schlachtfeldern rühmlichen Anteil genommen. Er war sowohl dem dichtesten Kugelregen ungefährdet entronnen, wie auch von der schrecklich wütenden Cholera, die gleich einem erbarmungslosen Würgengel unter dem Militär zahlreiche Opfer forderte, glücklich verschont geblieben, trotzdem Joachim auf seinen Wunsch — nach dem am 26. Juli zu Nicolsburg vereinbarten Waffenstillstande — in den überfüllten Lazaretten bei Kranken und Verwundeten zu anstrengenden Hilfeleistungen verwandt wurde.

Die dem Waffenstillstande unmittelbar in Prag folgenden Friedensverhandlungen führten am 23. August zum Abschluß des Friedens zwischen Preußen und Österreich.

In kaum glaublich kurzer Zeit war der furchtbare Krieg zu Ende geführt worden. Wohl hatten die sich feindlich gegenüberstehenden Heere beiderseitig glänzende Waffenthaten zu verzeichnen, doch das „Schlachtenglück" waltete sichtbar über den Preußen. Eine ausgezeichnete Heeresleitung, die unvergleichliche Bravour der Soldaten und das Zündnadelgewehr feierten gemeinsam staunenswerte Triumphe; wohlverdient war der, das blutige Werk krönende, glänzende Friedensschluß, welcher Norddeutschlands vollständige Unabhängigkeit von Österreich für immer feststellte.

Bereits am 4. August um halb elf Uhr abends kehrte König Wilhelm zurück in seine Residenz, die er erst am 30. Juni verlassen hatte, schweren Herzens verlassen, in der Voraussicht auf einen langen Krieg!

Mit dem sieggekrönten Helden zugleich trafen auch der Kronprinz, Prinz Karl, der Ministerpräsident Graf Bismarck, der Kriegsminister von Roon und der Generalstabschef der Armee von Moltke, in Berlin ein. Wie die ganze Reise König Wilhelms einem Triumphzuge geglichen, so war die Fahrt vom Frankfurter Bahnhofe bis zum Königlichen Palais durch die prachtvoll erleuchteten, reich geschmückten Straßen, durchbraust von tausend- und abertausendfachem Hurra, untermischt mit der Nationalhymne und dem Preußenliede aus zahllosen alten und jungen Kehlen, ein wirklicher, über alle Beschreibung großartiger Jubel- und Triumphzug.

Bis weit nach Mitternacht wogten die freudig erregten Volksmassen vor dem Palais auf und nieder, in stürmischer Begeisterung nach dem Anblick des geliebten Fürsten verlangend. Wiederholt erschien der König mit der Königin und dem Kronprinzen auf dem Balkon und dankte bewegt für den ihm bereiteten herzerhebenden Empfang.

In noch reicherem Festschmucke von Laub- und Blumengewinden, Fahnen und prächtigen Teppichen prangten Straßen und Häuser Berlins, als nach einigen Wochen an einem köstlichen Herbsttage die aus siegreichem Feldzuge heimkehrenden Garderegimenter ihren Einzug hielten, geführt von ihrem Heldenkönige, begrüßt von schmetternden Fanfaren und brausendem Jubel, der höher und höher anschwellend Zeugnis ablegte für die warme Begeisterung und dankbare Freude, welche alle Herzen durchglühte.

Unter den Heimkehrenden befand sich auch Joachim von Arnsfeld. Wohl nahm er vollen Anteil an den Ehren des glänzenden Siegeseinzuges, wohl hob seine Brust sich in freudigem Stolz, und seine tiefblauen Augen leuchteten dankbar auf, als ein Lorbeerkranz, den er mit der Spitze seines Bajonetts aufgefangen, nun seine Kopfbedeckung zierte, aber sobald die Hauptfeier vorüber war und Joachim von seinen Kameraden sich frei machen konnte, folgte er ohne Säumen seinen sehnsüchtig vorauseilenden Gedanken zu Tante Renata, welche nicht minder sehnsuchtsvoll ihres Geliebtesten auf Erden harrte.

Alles Sorgen und Bangen um sein täglich von neuen Gefahren bedrohtes Leben war vergessen, als ihre Arme den Pflegesohn umschlossen, heil und gesund!

Eine Weile verging, ehe beide, von den mannigfachsten Empfindungen bewegt, aus hastig sich überstürzenden Fragen und Antworten zu einigermaßen ruhigem Gespräche gelangten. Es gab so viel, so



Digitized by Google

viel zu berichten. Während Achim erzählte, ruhte Tante Renatas Blick mit mütterlichem Stolze auf seinen feinen, geistig belebten Gesichtszügen. Der kurze Feldzug mit seinen wechselvollen Bildern hatte den Liebling im Äußern und Innern vorteilhaft verändert. Die schlank in die Höhe geschossene schmale Jünglingsgestalt erschien Renata breitschultriger, kräftiger geworden, Luft, Sonne und Wind hatten sein Antlitz gebräunt, der weiche, träumerische Zug um den frischen Mund war einem Ausdruck von ernster Energie gewichen; die verschiedensten Eindrücke und Erlebnisse hatten seinen geistigen Blick erweitert, sein Urteil verschärft und gereift.

Besonders interessierte die Baronesse sein Zusammentreffen mit Lieutenant von Dodendorf. Seiner Schwadron zugeteilt, hatte Arnsfeld sich von Anbeginn ihrer Bekanntschaft des liebenswürdigsten Entgegenkommens seines jungen Vorgesetzten zu erfreuen.

„Ist Ihnen bekannt," fragte er während ihres ersten, von ihm gesuchten Alleinseins, „daß wir Vettern sind?" Und als Achim bejahte, fügte Dodendorf in herzlich bittendem Tone hinzu: „Da uns das Schicksal hier zusammenführt, wollen wir hinfort in Freud und Leid als treue Kameraden fest zu einander stehen. Ist es Dir so recht?"

„Von ganzem Herzen," beteuerte Achim. Sie tauschten Handschlag und Bruderkuß. Das freiere Lagerleben bot fast täglich Gelegenheit zu kürzerem oder längerem Beisammensein. Die Ratschläge und Belehrungen des Offiziers zeigten sich für den unerfahrenen jungen Kameraden von großem Nutzen; später, auf den böhmischen Schlachtfeldern, bot sich dem dankbaren Achim wiederholt Gelegenheit, Vergeltung für Karl Dodendorfs Güte zu üben. Er wußte stets für den Hungrigen ein Stückchen Brot, für den Dürstenden einen erfrischenden Trunk herbeizuschaffen, nur gegen den tödlichen Schuß konnte Achim den Vetter nicht schützen. Ein glückliches Ohngefähr führte ihn, nachdem sie im heißen Kampfgewühl getrennt worden, gerade im Augenblick in Dodendorfs Nähe, als den Händen des von feindlicher Kugel Getroffenen Zügel und Waffe entglitten, und sein Haupt vornüber fiel. Im Nu war Achim neben ihm. Den Schwankenden umfassen, das sich hochaufbäumende Pferd am Zügel ergreifen, einen Weg durch die Reihen der Kämpfenden sich bahnen bis zu einer leidlich geschützten Stelle — bis zum Feldlazarett war's zu weit — war das Werk einer Sekunde. Nun hob er den Bewußtlosen behutsam vom Pferde, bettete sein Haupt möglichst bequem und öffnete des Todwunden Uniform. Ein Blutstrahl quoll Achim entgegen, im gleichen Moment schlug Karl Dodendorf die Augen auf.

„Arnsfeld — Du?" flüsterte er mit einem klar bewußten, liebevollen Blick. „Es giebt — eine — Vergeltung — nun ist — der Fluch — gesühnt — Deine — Eltern — sind — ge — rächt —"

Dodendorfs Atem stockte, sein Leben entfloh bevor eine herbeieilende Ambulanz den Sterbenden erreichte, für den ohnehin, wie der tieferschütterte Achim sofort gesehen, es keine Hilfe gab. Sanft drückte er ihm die Augen zu, steckte auf Wunsch der Krankenträger, welche des Toten Uniformtaschen untersuchten, verschiedene wertvolle Gegenstände, als Uhr, Börse, Notizbuch, Ringe, einstweilen zu sich, nur eine in Seidenpapier gehüllte, blutdurchtränkte Photographie, die auf dem Herzen Karls geruht, legte er wieder an ihren Bestimmungsort zurück. Er wußte, es war ein reizendes Mädchenbild. In einer traulichen Abendstunde hatte es ihm Dodendorf gezeigt und dann, von einer schwermutsvollen Ahnung ergriffen, gesagt: „Das viel, viel schönere Original werde ich nicht wiedersehen. Falle ich, soll das süße Bild mit mir begraben werden. Wenn es Dir möglich ist, Arnsfeld, sorge dafür, daß man es an seiner Stelle läßt!"

Nun geschah es, wie er gewünscht. Die übrigen Sachen händigte Joachim Rittmeister von Rabenau ein, den die Schreckenskunde vom Tode seines jungen Verwandten in momentane Fassungslosigkeit versetzte.

„Gott stehe seinen armen Eltern bei," bemerkte dann der Tieferschütterte, „ihr letztes Kind, es trifft sie ein schwerer Schicksalsschlag nach dem andern."

„Die armen, armen Eltern!" klagte auch Baronesse Arnsfeld, äußerst ergriffen von Achims Bericht. Sie hatte gleich nach Empfang der ersten Trauerkunde ein in jedem Wort von warmer Teilnahme durchströmtes Beileidsschreiben nach Schloß Dodendorf gesandt und darauf fast umgehend die eigenhändige Antwort von Frau Paula erhalten:

„Dank, Renata! Es ist mir tröstlich, zu wissen, daß Sie — Sie — Renata, mit uns fühlen. Der Herr beschütze Sie und Achim.

Paula von Dodendorf."

Wie viel, ach, eine ganze Leidensgeschichte von bitterer Selbstanklage und Reue las die Baronesse zwischen den paar Zeilen! —

Es war nach Tische. Joachim hatte seinen von der freudestrahlenden alten Lore zubereiteten Lieblingsspeisen tapfer zugesprochen unter der wiederholten Versicherung: So gut wie zu Hause schmecke es nirgend! Dem Könige könne es heute nicht besser munden wie ihm!

„Das Allerbeste wäre nun," schlug Renata Achim vor, „Du schliefst ein paar Stunden. Nach dem Frühmarsch in der frischen Herbstluft und dem ganzen gemütsaufregenden Vormittage wird es Dir Bedürfnis sein."

„Ich fühle mich durchaus nicht müde," erklärte Achim, „aber bitte, liebste Tante, Du sollst meinetwegen nicht um die gewohnte Mittagsruhe kommen. Wenn Du erlaubst," fügte er auf Renatas ablehnende Kopfbewegung schnell hinzu, „springe ich inzwischen hinüber zu Levins und begrüße die alten Bekannten."

Die Baronesse hatte ihm längst das Verlangen danach angemerkt.

„Thue das!" nickte sie zustimmend. „Doch bitte ich mir aus, daß Du nicht zu lange drüben bleibst, oder — ich glaube, es ist das Sicherste, Du bringst den Doktor und Recha mit herüber zu einem Kaffeeplauderstündchen."

„Vortrefflich!" Dankbar lächelnd küßte Achim

Digitized by Google

Renatas Hand. „Du gute, liebe Tante Renata trifft immer das Richtige.“

Während des kurzen Ganges bemächtigte sich Achims ein eigentümlich süß beklemmendes Gefühl, er vermochte nicht, sich klar zu werden, ob es mehr seinem hochverehrten Mentor — wie er Doktor Levin zu nennen pflegte — galt, oder seiner kleinen Freundin Recha. Weshalb auch darüber grübeln? Sicher bezog die sehnsüchtig freudige Empfindung sich auf beide zu gleichen Teilen. Sie fand auch ihre natürliche Erklärung: Es war über ein Jahr vergangen, seit sie einander zuletzt gesehen hatten!

Aus Liebe zu seiner Enkelin, deren überaus zarte Körperkonstitution den erfahrenen Arzt mit stiller Sorge erfüllte, hatte Doktor Levin vergangenen Herbst sich entschlossen, mit Recha nach Cannes zu reisen. Ein längerer Aufenthalt im milden Süden sollte des Mädchens schwache Gesundheit kräftigen. Die zufrieden lautenden Äußerungen in des Doktors Briefen an seinen jungen Freund ließen auf günstige Erfolge schließen. Um sie nicht durch einen schroffen Klimawechsel in Frage stellen zu lassen, verweilte er mit Recha bis weit in den Frühling hinein an der herrlichen Riviera, erst die Kriegswirren führten sie zurück in die Heimat, aber erst, nachdem Achim Berlin bereits verlassen hatte.

Heute hatte er übrigens erwartet, den Doktor mit seiner Enkelin bei Tante Renata zu treffen. Wie Achim von der letzteren vernahm, war's auch so verabredet worden, aber plötzlich hatte Recha Lust bekommen, den Einzugsfeierlichkeiten in nächster Nähe beizuwohnen, und Doktor Levin, seinem Liebling wie immer zu Willen, hatte denn auch noch in letzter Stunde zwei Tribünenbillets erlangt.

Vielleicht traf er Levins noch gar nicht in ihrer Wohnung an? So oft Achim verstohlen hinübergespäht, von der Kleinen war keine Spur zu erblicken gewesen. Doch nur zum Teil traf seine Befürchtung ein.

„Herr Doktor,“ berichtete das Dienstmädchen, welches in dem einlaßbegehrenden schlanken, hübschen Krieger mit freudiger Verwunderung Herrn von Arnsfeld erkannte, „wurde eben zu einem plötzlich Erkrankten geholt, aber das Fräulein wird sich freuen —“

Das Mädchen wollte hastig voraneilen, doch Achim hielt es zurück.

„Bleiben Sie, es bedarf keiner Anmeldung, ich weiß ja hier Bescheid.“

Er durchschritt den geräumigen Vorsaal, aus welchem mehrere Thüren in die inneren Räume führten, rechts gelangte man in Doktor Levins Arbeitszimmer, links in die Familienräume. Achim wandte sich links, ging durch ein reizend ausgestattetes kleines Gemach und betrat den Salon, welchem sinnig aufgestellte Gruppen von kostbaren Blattpflanzen und duftenden Blumen, stets der Jahreszeit entsprechend ausgewählt, einen ungemein anheimelnden Reiz verliehen.

Joachim fand immer ein besonderes Wohlgefallen an den prächtigen Gartengewächsen, aber wären in diesem Moment alle Wunder der Tropenwelt hier vereinigt gewesen, er hätte für sie keinen Blick übrig gehabt, denn alle seine Sinne nahm eine wunderholde Menschenblume gefangen. Er stand auf der Schwelle wie angewurzelt, seine tiefblauen, leuchtenden Augen schienen sich zu erweitern, während sie mit einem Ausdruck unverhohlener Überraschung auf der schlanken, weißgekleideten Mädchengestalt ruhten, die bei seinem Erscheinen sich aus einem der Sessel erhoben hatte.

War das Recha, seine kleine Recha, diese hochgewachsene junge Dame von elfenhafter Anmut mit dem süßen, blumenhaft-zarten Antlitz, in welchem die dunklen Augen wie zwei Sonnen strahlten?

Ein Wunder dünkte den jungen Mann die mit dem Kinde, wie es seinem Geiste bis zur Stunde vorgeschwebt hatte, vorgegangene Wandlung. Darauf war er nicht vorbereitet, obwohl Tante Renata gesagt hatte: „Du wirst Recha sehr verändert finden.“

Seine sichtlich erstaunten, entzückten Blicke verwirrten Recha. Es schien ihr plötzlich an Kraft zu fehlen, ihrem Gaste entgegenzugehen, ihre kleinen Hände griffen nach rückwärts und stützten sich auf die beiden Seitenlehnen ihres Sessels.

So standen beide sekundenlang einander wortlos gegenüber. Plötzlich, während die jungen Herzen zum Zerspringen klopften, löste es sich wie ein Jubellaut von beider Lippen: „Achim!“ — „Recha!“ und dann — es wußte später keines zu sagen, ob er ihr, oder sie ihm zuerst die Arme entgegengebreitet — hielten sie in stummer Seligkeit sich umschlungen.

Endlich versuchte Recha, das liebliche Gesicht in helle Rosenglut getaucht, sich Achims Armen zu entziehen, doch der Jüngling, den es wie ein Rausch überkommen, preßte nur fester die Sylphengestalt an sich, bedeckte ihr dunkles Haar, ihre Stirn, ihre Augen und den weichen, roten Mund mit heißen Küssen.

„Ein göttliches Wiedersehen!“ halb flüsterte, halb jauchzte er es. „Recha, hast Du mich lieb?“

„Über alles — alles! Mir ist's, als müßte ich vergehen vor Wonne.“

„Liebe, Liebste,“ wieder preßte Achim seine Lippen auf die ihren, „mit diesem Kusse verlobe ich mich Dir für immer! Nun bist Du mein Eigen — meine Braut!“

Nach einem kurzen seligen Schweigen richtete er sanft ihr dunkellockiges Haupt empor und stammelte bittend: „Blicke mich an, Recha! Aug' in Auge wiederhole es mir, daß Du mich liebst!“

„Mit ganzer Seele, mit jedem Pulsschlage, seit ich Dich kenne.“

Achim umschlang aufs neue die zarte Mädchengestalt, in vertrauensvoller Hingebung schmiegte sie den kleinen Kopf gegen seine Schulter. Aug' in Auge tauchend, hielten ihre Blicke eine beredte Zwiesprache, die der Worte nicht bedurfte.

Die vom Korridor in den Vorsaal führende Thür wurde geräuschlos geöffnet und geschlossen. Die Ineinanderversunkenen hörten es nicht, erst als im Nebenzimmer feste Schritte erklangen, wurden sie aufmerksam. Erschrocken, verwirrt wollte Recha sich aus den sie umschlingenden Armfesseln lösen, aber es war bereits zu spät! Unter der zurückgeschlagenen

Digitized by Google

Portiere, welche den Salon vom Nebenraume trennte, stand Doktor Levin.

Seine klugen dunklen Augen musterten betroffen die sich eng umfangen haltenden jungen Menschenkinder, deren glühende Wangen und glückstrahlende Blicke und Mienen den welterfahrenen Arzt nicht in Zweifel ließen, daß die Kinderfreundschaft der beiden einer hingebungsvollen Herzensschwärmerei Platz gemacht hatte. Es war dies nichts weniger als eine erfreuliche Entdeckung für Doktor Levin. Über seine edlen, ausdrucksvollen Gesichtszüge flog ein Schatten tiefer Niedergeschlagenheit, in seinen Augen wich der Ausdruck des Erschreckens einer nachdenklichen Wehmut. Aber bevor er ein Wort äußern konnte, fühlte er seine beiden Hände schmeichelnd umfaßt und vernahm Achims bewegte Stimme:

„Herr Doktor, mein teurer Mentor, Sie ahnen, wissen? Rechas Herz und Hand ist mein für immer, wir — ja, mein Gott, warum sehen Sie mich so — so ernst, fast strafend an?"

„Strafend?" wiederholte der Arzt in gewaltsam beherrschtem Tone, „nein, Arnsfeld, „zunächst bin ich nur überrascht, offen gesagt, sehr unangenehm überrascht, denn —"

„Großpapa —" plötzlich hing Recha an seinem Halse und schmeichelte, in einem Atem lachend und weinend — „bitte, bitte, nicht schelten, nicht böse sein, wir sind doch einmal einander unaussprechlich gut, und Deine kleine Recha ist so glücklich, so sehr, sehr glücklich, und da mußt Du lieber, böser, einziger Großpapa Dich doch freuen, zumal mein Achim Dir doch auch ans Herz gewachsen ist. Er wird ja nun Dein Sohn!"

„Der es wahrlich," fiel Achim feurig ein, „an ehrerbietiger Liebe und Gehorsam gegen seinen verehrten Freund, Lehrer und weisen Berater niemals fehlen lassen wird."

„Ach, mein lieber Telemach," versetzte Doktor Levin in einem zwischen Ernst und Scherz schwankendem Tone, „was nützt ein weiser Berater, wenn man sich seiner zu spät erinnert?"

Achim verstand den Vorwurf.

„Es giebt Ausnahmefälle," stammelte er verwirrt, „wo —"

„Wo das heiß überschäumende Blut," ergänzte der Arzt, als der Jüngling mit einem bezeichnenden Blick auf die holde Recha verstummte, „sich berechtigt glaubt, alle Lehren und Ermahnungen des bedächtigen Alters in den Wind zu schlagen. Ist's nicht so?"

„Nein!" versetzte Achim freimütig. „Als ich Recha erblickte in ihrer holdseligen Schönheit, als ich ihre Augen aufleuchten sah in wundersamer Glut, da durchflammte mich wie ein Blitz die Erkenntnis unserer Liebe! Neben diesem himmlischen Bewußtsein fand kein anderer Gedanke Raum in meiner Seele. Im nächsten Augenblick," fügte Achim mit vibrierender Stimme hinzu, während ein seliger Schimmer aus seinen tiefblauen Augen brach, „lagen wir uns in den Armen, eine unwiderstehliche Macht trieb uns einander entgegen! Sind wir dafür verantwortlich? Haben wir — habe ich ein Unrecht begangen?"

„Es wäre allerdings —" vernünftiger gewesen, Du hättest dem leidenschaftlichen Verlangen widerstanden — hatte Doktor Levin sagen wollen, aber er verstummte nach den ersten drei Worten. Was nützten Vorwürfe, nun das Unheil geschehen? Und die beiden lieben thörichten Kinder schauten ihn so bittend an, Rechas kleiner Mund verzog sich schmollend, in ihre großen dunklen Augen stieg ein verräterischer feuchter Glanz; sie begriff nicht, weshalb der Großvater sich angesichts ihres Glücks so teilnahmlos zeigte und war nahe daran, in Schluchzen auszubrechen. Um dies zu verhüten, zog der Arzt seine Enkelin sanft an sich, strich liebkosend über ihr lockiges Haar und begann aufs neue in verändertem mildem Tone:

„Ich sehe wohl, Ihr wundert Euch beide, mich nicht in Euren Jubel einstimmen zu hören? Ja, im Herzen klagt Ihr den alten Großvater, der sich unterfängt einen Wermutstropfen in Eure Wonne zu träufeln, am Ende gar der Härte an?"

„Hart — Du — Sie, der beste aller Großväter, aller Menschen?" riefen Achim und Recha wie aus einem Munde.

„Für Schmeicheleien," wehrte Doktor Levin ernst ab, „ist mein altes Herz unempfänglich. Sagt mir lieber, Ihr närrischen Kinder, was nun eigentlich werden soll? Von einer Verlobung zwischen einem kaum neunzehnjährigen Studenten, der eben noch seiner Militärpflicht genügt, und solchem jungen Geschöpf, das noch halb in Kinderschuhen steckt, kann keine Rede sein, Ihr würdet der Welt ein lächerliches Schauspiel geben."

„Aber, Großpapa, ich bin doch schon sechzehn Jahr!" warf Recha ein. „Meine Mama," fügte sie mit überzeugendem Triumph in Blicken und Mienen hinzu, „war nicht älter, als sie Papa heiratete!"

„Dies herrliche Ziel," bemerkte Joachim, „liegt freilich für uns noch in weiter Ferne, viele Jahre müssen wir uns gedulden! Übrigens geht meine Militärzeit binnen Kurzem zu Ende, dann darf und werde ich mit verdoppeltem Eifer meine Studien, die ich während des Krieges keineswegs vernachlässigte, sondern reiche, praktische Erfahrungen sammelte, wieder aufnehmen. Der Gedanke, Recha mein zu wissen, wird als Leitstern meinem Streben voranleuchten, meine Kraft erhöhen, mich in der Erkenntnis der edlen Wissenschaften fördern. Die Welt mag von des ‚Studenten' Liebe wissen oder nicht, was kümmert mich ihr Hohn oder ihr Beifall? Beides wird auch Recha nicht beirren. Mit unserer Liebe haben fremde Menschen nichts zu schaffen, wir sind uns selbst genug!"

„Nun wohl —" der alte Arzt erhob den leicht gesenkten Kopf und blickte Achim an — „ganz abgesehen von dem Gerede der Welt und Ihrer und Rechas großen Jugend, wie, glauben Sie wohl, wird die Baronesse Ihr Geständnis aufnehmen? Oder beabsichtigen Sie etwa, der Dame das Vorgefallene zunächst noch zu verheimlichen?"

Offen und fest erwiderte Achim den forschend auf sich gerichteten Blick.

„Noch nie," lautete seine ruhige Antwort, „hatte ich ein Geheimnis vor Tante Renata, meiner zweiten

Digitized by Google

Mutter. Sie liebt mich, als wäre ich ihr Sohn! Von ihrer Seite drohen meinem Glücke keine Hindernisse."

„Bauen Sie darauf nicht zu sicher, Achim. Bedenken Sie —" der Arzt hielt flüchtig inne — „den bestehenden Religionsunterschied. Sie werden weder die Einwilligung der Baronesse von Arnsfeld noch Ihres Vormundes zur Verbindung mit einer Jüdin erlangen."

Ein leiser Schreckenslaut entfloh dem Munde Rechas, auf ihrem süßen Gesichtchen erblichen die Purpurrosen, ihre feuchtglänzenden Augen richteten sich ängstlich flehend auf Achim. Er stand im Nu an ihrer Seite, legte ohne Scheu vor Doktor Levin seinen Arm um ihre zarte Gestalt und sagte in zuversichtlichem Tone:

„Fürchte nichts, Liebste! Der Vormundschaft bin ich entwachsen, wenn die Zeit kommt, wo ich den eignen Herd gründen werde, wenn Du mir nur treu bleibst!"

„O, immer, immer, und muß ich auch dreißig Jahre warten."

Achim lachte fröhlich auf.

„Dann befinden wir uns ja schon beide im methusalemischen Alter! Nein, nein, mein Lieb —" er wurde wieder ernst — „eine so lange Geduldsprobe soll Deine treue Liebe nicht zu bestehen haben."

„Aber Tante Renata?" warf Recha zaghaft fragend ein.

„Ich wundere mich —" ein leiser Vorwurf, der hauptsächlich dem alten Doktor galt, durchklang Achims Stimme — „daß Ihr im Laufe der Jahre meine edle, vorurteilslose Tante Renata nicht besser kennen lerntet. Wo es sich um mein Lebensglück handelt, wäre sie die letzte, ihre Zustimmung zu versagen."

„Glaubst Du?" flüsterte Recha. „Ach, mir ist so bange! Zwar bildete ich mir bisher immer ein, Baronesse Renata, die schwärmerisch Verehrte, hätte ihre kleine Recha auch ein wenig lieb! Doch," fuhr sie hastiger fort, „wenn nun Großpapa recht behält und die vornehme Dame nicht will, daß Du ein Judenkind heiratest, nun, dann ist ja die einfachste Lösung: ich trete über zum Christentume, denn, nicht wahr, voneinander lassen können wir doch nicht?"

„Nimmer, Liebling, nimmer!" beteuerte Achim, völlig hingerissen von der bezaubernden Naivität des holdseligen Geschöpfes. Ganz unter dem Banne ihrer unaussprechlichen Liebe erschien es Recha selbstverständlich, zur Hinwegräumung etwaiger Hindernisse das Ihrige beizutragen.

„Hörst Du, Großpapa —" sie umhalste den Doktor mit strahlendem Lächeln — „hörst Du es? Wenn die Baronesse es wünscht, werde ich Christin, dann ist alles gut! Du erlaubst es doch? Du zürnst mir nicht?"

Die edlen Gesichtszüge des jüdischen Arztes ließen nicht verraten, welcher Art die Empfindungen sein mochten, die sein Inneres bewegten. Auch seine Stimme klang beherrscht, als er entgegnete:

„Du bist ein närrischer Kindskopf, Recha. In der Erregung des Augenblicks vermagst Du die folgenschwere Bedeutung Deines vom Moment geborenen Entschlusses nicht zu erfassen —"

„Großväterchen," fiel erglühend Recha ein, „jetzt muß ich es Dir bekennen: Es handelt sich um keinen vom Moment geborenen Entschluß. Seit Jahren schon erscheint mir der christliche Messias, dieser Gott der erbarmenden Liebe, als das höchste Glaubensideal! Längst, längst nähre ich heimlich den Wunsch, zu den Lehren des Gottessohnes, den ich verehre und anbete, mich öffentlich bekennen zu dürfen."

Sie schwieg hochatmend und wartete auf Antwort; aber als sie nicht sofort erfolgte, wich das Lächeln freudiger Spannung in Rechas lieblichem Antlitz einem Ausdruck peinlicher Beklommenheit. Noch nie hatte sie des Großvaters liebreichen, gütigen Blick so schmerzlich vorwurfsvoll auf sich ruhen gefühlt.

„O, Kind, Kind!" drang es wie ein Stöhnen über Doktor Levins blasse Lippen. Ein Zittern durchlief seine Gestalt, wie ein Nebel legte es sich vor seine Augen, seine Hände griffen unwillkürlich nach einem Halt — da fühlte er sich von zwei weichen Armen umfaßt. Rechas dunkles Lockenköpfchen schmiegte sich ihm innig an und ihre sanfte Stimme rief zärtlich flehend:

„Großväterchen, was ist Dir? Bist Du meinetwegen bekümmert? Bitte, schaue mich nicht so traurig an, und Achim, weißt Du? ist ganz schuldlos. Ihm darfst Du nicht zürnen! Wenn Du meinst, Ursache zu haben zum Groll, dann verdiene ich ihn allein; aber sage, lieber Großvater —" die unschuldsvollen Kinderaugen, in deren langen, seidenen Wimpern helle Thränen schimmerten, blickten demütig fragend empor — „beging ich denn ein so schweres Unrecht?"

Die kindliche Frage sagte dem Arzt, wie gänzlich unbewußt der strafbaren Abtrünnigkeit vom Glauben ihrer Väter und Urväter seine junge Enkelin sich war. Er rang gewaltsam nach Fassung; als seine Enkelin nochmals fragte: „Bin ich denn eine Verbrecherin, weil ich den Heiland der Christen liebe?" lag in des Doktors Stimme der gewohnte milde Klang, als er antwortete:

„Ich bin kein Verächter der christlichen Religion, mein Kind, daran laß Dir zunächst genügen, denn in dieser Stunde, welche mir der Überraschungen schon genug gebracht hat, besitze ich nicht die nötige klare Ruhe, eingehend über Deine Absicht zu urteilen. Damit sei es für heute genug, alle sonstigen Erörterungen müssen für ein andermal bleiben, denn wir dürfen nicht vergessen, daß mein Herzblatt ein zartes, schonungsbedürftiges Treibhauspflänzchen ist und —"

„Großväterchen," fiel ihm Recha hastig ins Wort, „Du bist wirklich zu ängstlich, ich fühle mich ja so wohl und stark. Weißt Du? Baronesse Renata erwartet uns, Achim kam, uns zu holen!"

„Er wird unser Nichterscheinen bei der gütigen Baronesse entschuldigen. Du bist ungewöhnlich erregt, Deine Pulse schlagen fieberhaft, ungestörte Ruhe ist Dir notwendig," sagte Doktor Levin mit ernster Entschiedenheit, die jeden Widerspruch ausschloß. Das fühlte auch Recha, aber als sie Joachim

Digitized by Google

anblickte und den halb besorgten, halb betrübten Ausdruck in seinen Mienen gewahrte, konnte sie sich nicht enthalten, in einem zwischen Unmut und lieblicher Schelmerei schwankenden Blick und Ton zu fragen:

„Lieber, was meinst Du? Muß ich mich dem strengen Befehle dieses tyrannischsten aller Großväter fügen?"

„Unbedingt," bestätigte Achim ohne Zögern. „Nicht der Großvater, sondern der Arzt gab das Urteil ab, dem alle andern Wünsche sich unterordnen müssen."

„Recht so." Doktor Levin nickte freundlich dem angehenden Mediziner zu. „Versuche ein paar Stunden zu schlafen, liebes Herz, es wäre das beste."

„Nun zwei gegen mich sind, muß ich freilich gehorchen," seufzte Recha. „Inzwischen —" ein verschämtes, süßes Lächeln spielte um ihren Kirschenmund, während sie die großen dunklen Augen erwartungsvoll fragend zu Achim erhob — „beichtest Du der guten Tante Renata alles, alles?"

„Alles!" wiederholte der Jüngling nachdrücklich, mit glücklich aufleuchtenden Blicken. „Dann kehre ich gegen Abend zurück, entweder mit Tante Renata oder ich hole Dich und Deinen Großvater —" ein bittender Blick traf den Arzt — „zu uns herüber. Bis dahin, mein geliebtes, einziges Mädchen," fügte er bewegt in zärtlichem, gedämpftem Tone hinzu, „behüte Dich Gott!"

Er drückte einen heißen langen Kuß auf Rechas kleine Hand und verließ dann zugleich mit Doktor Levin den Salon. Doch als er im Vorsaale sich verabschieden wollte, hielt ihn der alte Arzt zurück mit den hastig hervorgestoßenen Worten:

„Bitte, Arnsfeld, schenken Sie mir noch eine Viertelstunde."

Er ging dem jungen Manne voran in sein Studierzimmer, bedeutete ihn, Platz zu nehmen, während er selbst gesenkten Hauptes auf und ab zu schreiten begann, schweigsam, nur von Zeit zu Zeit durch halb unterdrückte Seufzer verratend, daß Außergewöhnliches seinen Geist beschäftigte.

Achim beobachtete gespannt, in steigender Beklemmung den verehrten alten Freund und Lehrer, der, in schweres Sinnen versunken, seine Anwesenheit vergessen zu haben schien. Endlich hielt er das stumme Abwarten nicht länger aus. Von seinem Sitze sich erhebend, sagte er mit leicht vibrierender Stimme:

„Sprechen Sie es nur aus, Herr Doktor, Sie sind unzufrieden mit mir!?"

Der Arzt hielt in seiner Wanderung inne, richtete langsam sein ehrwürdiges Patriarchenhaupt empor, schaute Achim mit rätselhaft traurigem Blicke an, holte ein paarmal tief Atem und versetzte dann in mühsam beherrschtem Tone:

„Grund zur Unzufriedenheit hätte ich zuerst mit mir selbst, weil ich so blind war, das Geschehnis dieser verflossenen Stunde nicht vorauszuschauen. Ich hätte an die möglichen verhängnisvollen Folgen der zarten Kinderfreundschaft zwischen Ihnen und Recha — nicht mehr, nicht minder galt sie in meinen Augen — denken sollen und sie nicht dulden dürfen."

Doktor Levin seufzte schwer auf, strich mit der zitternden Hand über Stirn und Augen und antwortete, als Achim schwieg, in gepreßtem Tone:

„Mein armer, lieber Arnsfeld, ich fürchte, daß Ihr holder Zukunftstraum sich nie verwirklichen wird."

„Nie verwirklichen wird?!" wiederholte Achim verständnislos. „Aus welchem Grunde?" fuhr er heftiger fort. „Wenn es nicht der ‚Christ' ist, der Ihnen als der künftige Gatte Ihrer Enkelin widerstrebt, so schreckt meine Armut, meine Jugend, mein Charakter, ach, was weiß ich, Sie ab, oder —" in seinem Herzen stieg es bitter auf — „trafen Sie etwa bereits eine bestimmte Wahl — eigenmächtig verbrieft und besiegelt?"

„Nichts von allem, Achim," entgegnete der Arzt mit trauriger Stimme. „Nicht Menschenwort und Menschenwille, eine stärkere Macht legt gegen Ihre Hoffnungen und Wünsche ein Veto ein. Sie verstehen nicht? Nun denn: Rechas Eltern —" Doktor Levin hielt einen Moment inne, ehe er stockend, in verhaltenem Tone weitersprach — „starben beide — ich glaube, Sie hörten es schon — an der Schwindsucht. Seit vielen Generationen ist die grausamste aller Krankheiten erblich in meiner Familie, nur mich hat sie übersprungen, aber dafür, daß sie den alten, morschen Stamm verschonte —" wie eine schmerzliche Klage drang es über die zuckenden Lippen — „drückte sie dem jüngsten, lieblichsten Reis ihren todbringenden Stempel auf."

Mit unnatürlich weit geöffneten, wie verglasten Augen starrte Achim den Doktor an. Er wollte sprechen, doch nur ein paar stöhnende Laute entrangen sich seiner schweratmenden Brust; vor ihm drehte sich alles wie im Kreise; von plötzlichem Schwindel erfaßt sank er zurück auf seinen Sitz.

„Mein armer, lieber Sohn —" Doktor Levin, tief erschüttert, näherte sich Achim und strich leise über des Jünglings feucht-kalte Stirn — „ermannen Sie sich!"

„Ja — ja — es traf mich so unerwartet," murmelte Achim tonlos. „Aber es kann, es kann," fuhr er, mühsam nach Fassung ringend, fort, „nicht wahr sein! Sie wollten nur — gestehen Sie es doch — die Stärke meiner Liebe prüfen —" die Stimme versagte, aber die angstvoll flehenden Augen sprachen desto beredter.

Ein schmerzvolles Zucken durchlief Doktor Levins gramdurchfurchte Gesichtszüge.

„Daß ich ja sagen, daß ich wenigstens mit dem Rest der mir noch beschiedenen Lebensjahre dem geliebten jungen Wesen Gesundheit erkaufen könnte!" stieß er in halb ersticktem Tone hervor. „Wahrlich! das alte Herz möchte brechen vor Weh in dem Bewußtsein des frühen Welkens der lieblichen Maienblüte. „Nun," er holte schwer Atem, „werden Sie es leichter begreifen, mein armer Arnsfeld —" ihm beide Hände auf die Schultern legend, schaute der Arzt voll liebreicher Milde in das verstörte, blasse Jünglingsgesicht — „warum ich erschrak, als ich Recha

Digitized by Google

in Ihren Armen sah, und weshalb ich wünschte, Sie hätten im Sturm der Wiedersehensfreude sich nicht hinreißen lassen zum Geständnis Ihrer Liebe! Glauben Sie mir, für die arme Kleine wäre es besser gewesen, sie hätte über ihre Empfindungen niemals Klarheit erlangt, sondern sich genügen lassen an dem traumhaften Glücksgefühl, das unverstanden die junge Brust durchwogte."

Es hatte Achim Mühe gekostet, Doktor Levins Worten mit einiger Aufmerksamkeit zu folgen, erst am Schluß der Rede wurde er achtsamer, zwang sich, über die letzten Worte nochmals flüchtig nachzudenken, dabei grub ein bitterer Zug sich um seine Mundwinkel, in seinen Augen sprühte es düster auf.

„Gut ausgeklügelt," versetzte er endlich dumpf, in leise schwankendem Tone, „doch wo liegt die Gewähr, daß trotz aller Vorsicht nicht einmal die Macht eines Wortes, eines Blickes, gleich einem blendenden Blitzstrahl das traumhafte Dunkel des Herzens durchleuchtet, und die schlummernde Gefühlswelt zum Leben erwacht?! Wenn es dann bereits zu spät wäre für das stürmisch begehrende Herz, seinen vollen Anteil an Liebe und Glück zu erlangen? Und ich wüßte, ich habe es geschmälert, wenn auch in guter Absicht, könnte es dann in mir wohl jemals wieder Frieden werden? Nein, nein," Achims Stimme gewann einen festeren Klang, „ich bereue nicht, was geschehen ist —"

„Sie sind selbstverständlich nicht an Ihr Wort gebunden, Arnsfeld," unterbrach ihn der Arzt. „Nur für eine Weile, bitte ich, halten Sie den Schein bei meinem armen Kinde aufrecht, damit nicht ein zu jäher Wechsel in Ihrem Verhalten die Ahnungslose —"

„Halten Sie ein!" Joachim sprang auf, flammende Entrüstung in Blicken und Mienen. „Denken Sie wirklich so gering von mir, um zu glauben, ich hätte mit dem Heiligsten, was die Menschenbrust bewegt, einen Scherz getrieben und wäre imstande, ein Gelöbnis, kaum gegeben, in der nächsten Stunde gewissenlos zu brechen und in einer reinen Mädchenseele den Glauben an Liebe und Treue zu vernichten?"

„Sie sind im Irrtum, Arnsfeld," lautete Levins ernste Entgegnung, „gerade weil ich Ihren großherzigen Charakter kenne und schätze, muß ich einem Übermaß Ihres Edelmuts entgegensteuern. Sie ahnten nicht, daß Sie einer — einer Kirchhofsrose —" die tiefe Stimme bebte schmerzvoll — „sich verlobten."

„O, mein Gott! Welche Grausamkeit, mit der furchtbaren Enthüllung der ersten seligen Stunde allen Glanz zu rauben? Warum gönnten Sie mir nicht einen einzigen ganzen Tag voll ungetrübten Glücks?"

„Armer Achim," versetzte der Arzt, von der verzweifelten Klage erschüttert in tiefster Seele, „als ob ich nicht mit Ihnen leide? Doch hier gilt kein Schwanken, kein Verhehlen! Die strenge Pflicht gebot mir, wahr zu sein; je früher der Schnitt ins Herz erfolgt, desto leichter die Heilung! Ich durfte nicht Zeuge sein, wie Sie süßen Zukunftsträumen sich überlassen, für die es keine Wirklichkeit giebt. Je fester das Herz sich einspinnt in selige Hoffnungen, desto schrecklicher, gleich einem zermalmenden Schlage würde der unumgängliche Aufschluß, verspätet aus falschem Mitleid, Sie treffen. Sie müssen fortan über sich wachen, Ihre Worte und Blicke hüten, Achim, damit kein versengend glühender Hauch der Leidenschaft unsere zarte Blume streift. Recha fühlt sich schon beglückt durch Ihre Freundschaft, und ein Freund, ein brüderlicher Freund, lieber Arnsfeld," wiederholte Doktor Levin mit besonderem Nachdruck, „dürfen Sie ihr sein und bleiben. Allmählich werden Sie lernen überwinden."

„Nimmer, nimmer!" rief Achim mit neu ausbrechendem Weh. „Wäre eine Steigerung meiner Gefühle möglich, so würde ich behaupten, noch heißer liebe ich das süße Kind, seit ich weiß, welches bejammernswerte Schicksal es bedroht! Aber —" er atmete tief auf — „ist es denn unabwendbar? Können Sie, in übergroßer Befürchtung für das geliebte Leben, sich nicht täuschen? Und selbst wenn das Schreckliche wahr ist, sollte es denn kein Mittel geben, das keimende Übel zu bekämpfen?"

„Keines, Arnsfeld, keines!" seufzte der Greis. „Noch ist es der medizinischen Wissenschaft nicht gelungen, ein wirksames Heilmittel gegen diesen furchtbaren Feind des Menschengeschlechts zu finden, trotzdem seit Jahrhunderten die berühmtesten Ärzte ihren ganzen Scharfsinn, all ihr Können und Wissen daran setzen, das erlösende Wunder-Elixir zu entdecken."

„Und doch muß es vorhanden sein. Wir wollen gemeinsam versuchen, es aufzuspüren! Und ist es auch hundert- und hundertmal den gelehrten Forschern ein Geheimnis geblieben, der standhaften Liebe —" ein sieghaftes Leuchten brach aus Achims Augen, feste Energie prägte sich in seinen Gesichtszügen aus — „wird es gelingen, die noch im Schoße der Allheilmutter Natur verborgen schlummernde Wunderkraft aufzufinden. An Recha soll sie sich zuerst bewähren, der holde Engel wird und darf dem über ihm schwebenden finsteren Verhängnis nicht zum Opfer fallen!

„Mein verehrter Freund —" mit einem zuversichtlichen Lächeln blickte Achim dem Arzt ins bewegte Antlitz — „hoffen Sie mit mir! die Allmacht der Liebe wird den Tod besiegen."

Seine beiden Hände umschlossen mit kräftigem Druck des Doktors Rechte. „Auf Wiedersehen heute abend."

Dann schritt er hastig hinaus, ohne auf Antwort zu warten.

„Armer Knabe, armer Thor," murmelte Doktor Levin, traurig den Kopf schüttelnd, in sich hinein, „vergebens, wie so viele, viele vor Dir, wirst auch Du gegen das entsetzliche Erbübel kämpfen und nur zu bald das Erfolglose Deines Ringens erkennen."

## XXI.

Es war am zweiten Tage nach dem Triumpheinzuge der siegreich heimkehrenden preußischen Gardetruppen in Berlin, als in der vierten Nachmittagsstunde Achim von Arnsfeld in einem der in der Hohenzollernstraße gelegenen palastartigen Gebäude

Digitized by Google

die breite teppichbedeckte Treppe erstieg, die ins erste Stockwerk führte. Hier bewohnte sein Großonkel, Baron von K., ein äußerst elegant eingerichtetes kleines Garçon-Logis, seit er vor drei Jahren, endlich des ewigen Umherreisens müde, in der preußischen Residenz seinen bleibenden Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Zwischen dem alten Herrn, Baronesse Arnsfeld und Joachim hatte sich ein freundschaftlicher, reger Verkehr entwickelt, der wesentlich dazu beitrug, die seit je vorhandene gegenseitige persönliche Wertschätzung zu erhöhen.

Noch war der lang nachzitternde Ton der von Joachim leicht in Bewegung gesetzten Klingel nicht verhallt, als bereits die Thür geöffnet wurde. Ein heller Freudenschein zuckte über das glatte Gesicht des in dunkle Livree gekleideten Dieners, als er den Einlaßbegehrenden erkannte.

„Guten Tag, Brand!" Achim nickte ihm freundlich zu. „Treffe ich meinen Großonkel zu Hause?"

„Zu Befehl! Herr Baron werden überaus erfreut sein." Er ging dem jungen Verwandten seines Herrn voran, blieb aber nach wenigen Schritten stehen und flüsterte rasch und bittend:

„Verzeihung, daß ich mir herausnehme, Herrn Baron zur gesunden Heimkehr aus dem Feldzuge ebenfalls zu beglückwünschen."

Die schlichten Worte entsprangen einem wahren Herzensdrange. Achim hörte und sah es dem alten Diener an. Ihm die Hand reichend dankte er freundlich, worauf dann Brand mit strahlendem Antlitz, seines Amtes weiter waltend, die in den Salon führenden Flügelthüren möglichst weit aufriß und nach einem triumphierenden Blick auf seinen verwundert aufschauenden Herrn geräuschlos hinter dem jungen Gast wieder schloß.

„Ah!"

Baron Albrecht erhob sich aus seinem weichen Lehnstuhl mit jugendlicher Lebendigkeit. Seine Erscheinung, die gerade Haltung, der aufrechte Gang der über mittelgroßen Gestalt ließen den früheren Offizier nicht verkennen. Obwohl sein Haupt- und Barthaar weiß und sein Antlitz faltenreich war — die frische Hautfarbe, das unter den buschigen weißen Brauen feurig hervorblitzende Augenpaar, Sprache und Bewegungen, seine ganze resolute Art und Weise — ließ niemand einen hohen Siebziger in ihm vermuten.

„Mein lieber, lieber Junge, da bist Du ja! Sei mir tausendmal willkommen!"

Baron Albrecht drückte in herzlicher Umarmung Achim an sich, der die lebhafte Begrüßung mit gleicher Wärme erwiderte.

„Wir verfehlten uns gestern," begann dann Achim in entschuldigendem Tone. „Ich bedauerte es aufrichtig, Onkel Albrecht!"

„Bitte, mein Junge, kann ja leicht vorkommen! Übrigens gewährt es mir stets Vergnügen, mit der liebenswürdigen Renata ein Stündchen zu verplaudern. Bei meiner Rückkehr vernahm ich sofort vom Portier, daß Du inzwischen hier gewesen! Nun erwartete ich Dich heute. Wo kommst Du jetzt her? Hattest Du Dienst?"

„Nein! Ich war bei meiner Mutter."

„Hm, die arme Melanie! Besuchte sie auch kürzlich, traf leider keine gute Stunde; wie ging es ihr heut, erkannte sie Dich?"

„Anfänglich," erzählte Achim bewegt, „hielt sie mich, wie so häufig, zur Zeit durch die Uniform in ihrem Wahne bestärkt, für Papa, doch nach und nach brach das Bewußtsein, daß ich ihr Sohn sei, in dem verstörten Hirn sich Bahn. Solche flüchtigen Lichtblicke beleben in mir immer wieder aufs neue die Hoffnung auf gänzliche Genesung."

„Der Himmel gebe es, obgleich —" Baron Albrecht zog nachdenklich die Schultern — „es dahingestellt bleiben muß, ob es für Deine arme Mutter noch ein Glück zu nennen wäre!"

„O —" in Achims feinen Gesichtszügen malte sich ein Ausdruck peinlichen Befremdens — „ich meine doch, Onkel Albrecht! Schon das Zusammenleben mit ihrem Sohne würde tröstend und versöhnend wirken, obzwar andererseits alle Kindesliebe," tiefes Empfinden lag in dem Wohllaut der Stimme, „die arme Mutter für die verlorenen Jahre nicht zu entschädigen vermag."

„Nun, nun —" der alte Herr drückte beschwichtigend Achims Hand — „das sind zunächst noch unfruchtbare Erörterungen, mein Lieber, wodurch wir uns die erste Stunde nach langer Trennung nicht trüben wollen. Vor allen Dingen laß uns jetzt mal anstoßen auf Deine glückliche Heimkehr, Achim."

Der wohlgeschulte Diener hatte inzwischen Wein und Cigarren vor den Herren, welche auf einem Eckdiwan Platz genommen hatten, niedergesetzt. Mit dem feurigen Traubenblute die beiden Gläser füllend, trank der Hausherr seinem jungen Gaste zu, und nachdem ihm Achim dankend Bescheid gethan, verstand der Baron von dem Eingangsgespräch geschickt auf ein naheliegendes Thema, den glücklich beendigten Krieg, die Unterhaltung abzulenken. Ein unerschöpflicher Stoff! Achim schilderte mit anschaulicher Lebendigkeit. Seinen Berichten, zum Teil Selbsterlebnisse, folgte Baron Albrecht mit sichtlicher Spannung; durch sachkundige Fragen und Bemerkungen, welche er wiederholt einwarf, erhielt das Gespräch eine immer wieder aufs neue anregende, fesselnde Wendung. Dabei vergingen ein paar Stunden wie im Fluge; schon begann der Abend heraufzudämmern und hüllte die Zimmerecken in tiefere Schatten. Als nun Brand mit der brennenden Tischlampe eintrat, erschien es Achim höchste Zeit, aufzubrechen. Doch kaum erhob er sich, als ihn Baron Albrecht, wie schon zu wiederholten Malen, mit sanfter Gewalt wieder niederdrückte.

„Du versäumst ja doch nichts! Kannst dem einsamen Großonkel immer noch ein Stündchen schenken, hast noch den ganzen Abend zum Gedankenaustausch mit Tante Renata! Wie ich eben bemerkte," fuhr der alte Herr, einer etwa ablehnenden Antwort zuvorkommend, lebhaft fort, während sein scharfer Blick wohlgefällig musternd Achims Erscheinung überflog, „Niemand konnte ahnen, daß der schwächliche Knirps, der Du noch im zwölften Lebensjahre warst, so vorteilhaft sich herausmachen würde! Bist ein wirklich forscher Kerl geworden, Achim. Zumal die Uniform

Digitized by Google

steht Dir brillant! Muß aufrichtig gestehen: Wie ich Dich so adrett und stattlich vor mir sehe, überkommt's mich wie Bedauern, daß Du die militärische Laufbahn nicht als Lebensberuf wähltest. Hättest den Feldzug schon als Offizier mitgemacht. Die meisten Arnsfelds waren verdiente Militärs! Seit Du des Königs Rock trägst, merkst Du es gewiß fühlbarer, daß in Deinen Adern Soldatenblut pocht? Hm! Wenn Du zum Umsatteln," fügte der Baron sondierend hinzu, „Lust verspürtest, es wäre noch Zeit, mein Junge!"

„Verzeihung, Onkel Albrecht —" Achim bewegte ablehnend den Kopf, er lächelte, aber der Ton seiner Stimme hatte einen entschiedenen Klang — „der vermeinte Drang ist mir fremd! Beinah scheint's, als ob der letzte Arnsfeld aus der Art geschlagen wäre. Auf dem Schlachtfelde ist's was anderes! Da wirken allgemeine Begeisterung und brennender Thatendurst hinreißend! Ist das Vaterland einmal wieder in Gefahr, werde ich jederzeit freudig zur Fahne eilen, getreu unserer alten Devise: Mit Gott, für König und Vaterland! Auch hoffe ich dann die Epauletten zu besitzen; die will ich mir verdienen, wenn sie auch nur die Schultern des Reserve-Lieutenants schmücken werden. Im übrigen ersehne ich die Stunde, wo ich frei und ungehindert meine medizinischen Studien wieder aufnehmen darf, um Schritt um Schritt dem Ziele, das ich mir schon als Knabe gesteckt, näher zu kommen."

In Baron Albrechts Gesichtszügen ließ sich nicht erkennen, ob Achims freimütige Erklärung verstimmend auf ihn gewirkt.

„Du hast aus edlen Beweggründen, die Deinem Kindesherzen zur Ehre gereichen, Dir ein hohes Ziel gestellt," sagte er ernst. „Möge Dir die schmerzliche Erkenntnis erspart bleiben, daß Du illusorische Hoffnungen nährtest.

„Aber nun, bevor ich's vergesse, mein Sohn," fuhr der alte Herr in leichterem Tone fort, „vernimm meine Absicht, Deine glückliche Heimkehr durch ein kleines Familienfest zu feiern. Da mir Tante Renatas Abneigung gegen den Aufenthalt in Restaurants bekannt ist, schlage ich vor, wir versammeln uns in ihrem gemütlich anheimelnden Salon, oder, wenn Du meinst, daß wir wo anders —"

„Nein, nein!" beeilte sich Achim zu versichern, „ich bin von Tante Renatas Einverständnis überzeugt."

„Selbstverständlich erwächst ihr aus dem Arrangement weder Mühe noch Kosten. Ich übernehme es, mit Dressel das Nötige zu verabreden. Morgen oder übermorgen?"

„Ganz nach Ihren Befehlen und Wünschen, Onkel Albrecht."

„Sagen wir also übermorgen nachmittag punkt sechs Uhr schickt der Gastronom ein solennes kleines Diner fix und fertig in Eure Wohnung, wo dann die alte Lore nur für erforderliche Warmhaltung der Speisen zu sorgen hat. Doch wie viel Couverts? Besprich das Nähere mit Tante Renata und laßt mir bis morgen mittag Bescheid zukommen. Es soll fröhlich zugehen, mein Junge; mein alter Brand wird sichere Vorsorge treffen, daß es nicht an edlem Stoffe zum Trankopfer fehlt. Lade Dir Kameraden ein, so viele Du willst!"

„Tausend Dank für Ihre Güte, Onkel Albrecht!" versetzte Achim herzlich. „Jedoch was die Zuziehung fremder Gäste betrifft, so muß ich bekennen, daß ich mit meinen Waffengefährten zwar gute Kameradschaft halte, aber keiner steht mir so nahe, um seine Gegenwart bei unserem Familien-Diner zu wünschen. Wollen Sie mir dagegen erlauben, Doktor Levin und seine Enkelin einzuladen?"

„Nein, mein Sohn! Die Judenfamilie —" zwischen Baron Albrechts weißen Brauen bildete sich eine tiefe Falte — „ist ein für alle Mal ausgeschlossen, finde die bestehende Intimität zwischen Euch und jener überhaupt unbegreiflich."

Achims Stirn rötete sich, seine blauen Augen leuchteten auf.

„Ich verdanke Doktor Levin außerordentlich viel," sagte er mit warmem Eifer, „verehre in dem würdigen Herrn einen Lehrer und Freund und bin gewiß, bei näherer Bekanntschaft würden auch Sie ihm Ihre Wertschätzung nicht verweigern!"

„Hm —" der Baron zuckte zweifelnd die Schultern, um seine Mundwinkel und in seinen Augen zuckte es halb mißmutig, halb verächtlich — „trage durchaus kein Verlangen, mich näher mit dem Judenarzt bekannt zu machen; meine, auch für Dich wäre der Anschluß an ein paar liebenswürdige Alters- und Standesgenossen ratsamer, als der mindestens seltsame Umgang mit Angehörigen eines Volkes, das seit je durch List, Verschlagenheit, Selbstüberhebung, krassen Eigennutz und noch wer weiß was für andere üble Stammeseigentümlichkeiten sich den Mitlebenden verächtlich und mißliebig macht."

Heftiger Unwille regte sich in Achims Brust, mit Mühe gelang es ihm, Mienen und Stimme zu beherrschen, als er ohne Besinnen entgegnete:

„Von den genannten Eigenschaften, übrigens — Pardon, Onkel Albrecht — läßt sich wohl kaum behaupten, daß sie nur dem jüdischen Volke eigen — haftet Doktor Levin keine an. Er ist einer der hochherzigsten Menschenfreunde, die es giebt und je gegeben hat, wohlthätig, mild, voll aufopfernder Hingebung in seinem ärztlichen Berufe! Ohne zu fragen: ‚Bist Du Jude oder Christ?' spendet er die begehrte Hilfe —"

„Wird wohl kaum von einer christlichen Familie in Anspruch genommen werden!" warf der Baron spöttisch ein.

„Von vielen, vielen!" rief Achim feurig. „Fragen Sie in unserem Viertel Haus für Haus nach Doktor Levin, nicht vereinzelt und nicht allein von seinen Glaubensgenossen oder nur unbemittelten Christen werden Sie den herrlichen Mann als hilfreichen Arzt und Wohlthäter der leidenden Menschheit rühmen hören!"

Der Baron hatte zuerst verwundert aufgehorcht, war dann peinlich berührt, von einer ahnungsvollen Unruhe erfaßt, die am Schluß von Achims Rede in Zorn überging. Doch gab die heftige Aufwallung sich nur im Zittern der Finger kund, die in nervöser



Digitized by Google

Hast durch seine langen weißen Bartspitzen glitten; in seiner beherrschten Stimme lag ein kalter, strenger Klang, als er erwiderte:

„Was ich einzig begreife, ist die leidige Gewißheit, daß der Verkehr mit dem gelehrten Juden eine ungesunde, fürs Leben nutzlose schwärmerische Idealität in Dir groß zieht und nährt! Es ist wahrlich hohe Zeit, Dich der Gefahr eines solchen Umgangs —"

„Onkel Albrecht!" Achim erhob sich jäh.

„Erlaube, daß ich zu Ende spreche, wie ich auch Dich schweigend anhörte! Hohe Zeit, sagte ich," wiederholte der Baron mit Nachdruck, „wäre es, Dich der Gefahr eines solchen Umganges zu entreißen, bevor Du Dich unrettbar in die kosmopolitischen Ideen der sogenannten Weltbeglücker, zu welcher Species ja wohl Dein Judendoktor zu zählen scheint, verstrickst. Du hast mich oft —" ein weicher Ton durchzog die tiefe Stimme — „Deiner kindlichen Anhänglichkeit versichert; andererseits, ich denke, Du hegst keine Zweifel, Achim, bist Du mir teuer wie ein Sohn! Nun erwarte ich als Beweis Deiner Zuneigung einen vollständigen Verkehrsabbruch mit der Judenfamilie."

„Unmöglich, Onkel Albrecht!" erklang Achims entschiedene Antwort.

„Oho, mein Junge! Nicht so kurz angebunden, bitte ich —"

„Pardon, Onkel Albrecht," warf der Jüngling ohne Besinnen mit fester Stimme ein, „ich fühle mich gezwungen, Ihnen ein Geheimnis, das als solches noch für ein paar Jahre bestehen sollte, preiszugeben. Mit Doktor Levin und seiner Enkelin verknüpfen mich dauernde Bande, Recha —" dunkle Glut überflog Achims Gesicht — „ist meine Verlobte."

Wäre zu Füßen des alten Herrn eine Bombe explodiert, er hätte nicht in eine schreckhaftere Bestürzung versetzt werden können, als wie durch Achims unerwartetes Bekenntnis. Momentan sprachlos starrte er ihn an wie eine völlig fremde Erscheinung.

„Bist Du von Sinnen?" rang es sich endlich aus seinem Munde, „oder — es kann nicht anders sein! ich habe falsch verstanden — Du sagtest?"

„Recha Levin ist meine Verlobte," wiederholte Achim ohne Zögern; seine leuchtenden Augen begegneten furchtlos des Großonkels zornfunkelnden Blicken.

„Unerhört! Ein toller Jungenstreich, von dem natürlich Renata nichts ahnt?"

„Tante Renata kennt und billigt meine Liebe," lautete die ruhige Antwort.

„Immer besser!" Der Baron schlug eine rauhe Lache auf. „Seid Ihr beide verrückt geworden? Ein Baron von Arnsfeld will ein Judenmädchen heiraten!"

„Recha ist willens, zum Christentum überzutreten," warf Joachim ein.

„Ihr Stammbaum, ihr jüdisches Blut ändert sich dadurch nicht! Doch was ereifere ich mich? Die Sache liegt einfach genug! Ist Renata," fuhr der Baron, sich langsam erhebend, in grollendem Tone fort, „so verblendet, Deine Sinnesverirrung gut zu heißen, dann gebeut mir die Pflicht, mein vormundschaftliches Recht geltend zu machen: Der Verkehr mit der Familie Levin hört auf, Du wirst unweigerlich alle bestehenden Verbindungen mit dem Arzte und seiner schwarzäugigen Enkelin lösen, ferner wirst —"

„Onkel Albrecht," fiel Achim schwer atmend ein, „ich bitte Sie aus tiefstem Herzensgrunde, nehmen Sie Ihren harten Befehl zurück, der ohnehin für Tante Renata keine Geltung hat."

„Ah, freilich —" der Baron strich mit der leise bebenden Rechten über sein zorngerötetes Antlitz — „Deiner Tante habe ich in Bezug ihres Umganges keine Vorschriften zu machen, aber ich hoffe von ihrer Klugheit, sie wird meinen triftigen Gründen Beachtung schenken; ich werde sie morgen vormittag besuchen, um die leidige Angelegenheit so rasch wie möglich zu beseitigen."

„Ich bin getrosten Mutes, Onkel Albrecht," lächelte Achim zuversichtlich. „Ein besserer Anwalt, als ich selbst, wird Tante Renata meinen Wünschen sein. Ihrem beredten Munde wird es gelingen, nicht nur Doktor Levins herrlichen Charakter, sondern auch die Vorzüge Rechas, ihre Herzensgüte, ihr sinniges Gemüt, ins hellste Licht zu setzen, und wenn Sie dann Ihre Abneigung gegen die beiden mir überaus teuren Menschen bezwingen und sie näher kennen lernen wollten, so bin ich gewiß: dem persönlichen Zauber, der sowohl von dem geistvollen greisen Gelehrten wie von dem liebreizenden, holden Kinde ausgeht, würden auch Sie auf die Dauer nicht widerstehen!"

Die im warmen Tone gesprochenen, inniger Überzeugung entspringenden Worte blieben ohne Eindruck auf den Baron. Seine Augen und Mienen hatten sich noch mehr verfinstert, in seiner Stimme lag ein teils drohender, teils spöttischer Klang, als er sagte:

„Gieb Dich keinem Irrwahne hin. Bei meinem fest eingewurzelten Widerwillen gegen alles, was jüdisch heißt, verlangt mich nicht, die Wirkung des fraglichen Zaubers zu erproben! Ich lese in Deinem Antlitz: Du hältst mich in diesem Augenblicke für einen hartherzigen Barbar, der vergessen, daß auch er mal jung gewesen ist," ein weicher Ton durchbebte Baron Albrechts Stimme, „nein, mein Sohn! Weil ich mich der Zeit erinnere, wo das Blut mit feurigem Ungestüm durch die Adern braust, und das leidenschaftlich pochende Jünglingsherz sich leicht von einem strahlenden Augenpaar im schönen Mädchenangesicht berücken läßt, halte ich Dir Deine — Verirrung zu gute. Ich rechne mit Deiner großen Jugend, hoffe aber, Dein gereifter Verstand erkennt das Unstatthafte der — nun, sagen wir Flirtation mit einem Judenkinde! Du wirst Dich jetzt zurückziehen! Ob allmählich oder plötzlich, unter einem brüsken Vorwande, bleibe Dir überlassen."

„Nicht das eine, noch das andere wird geschehen," erklärte Achim mit ruhiger Entschiedenheit. „Ich treibe kein frevelhaftes Spiel mit einem vertrauenden, unschuldigen Mädchenherzen. Eine tiefe, ernste, heilige Liebe verbindet mich mit Recha Levin! Wir haben uns Treue gelobt und werden sie halten. Nur ein ehrloser Schuft bricht sein Wort."

„Ein so kindisches Gelübde, zwischen Kindern ge-

Digitized by Google

tauscht," rief der alte Herr in beleidigend schroffem Tone, „ist ungültig. Ich erkläre das unwürdige Bündnis kraft meiner vormundschaftlichen Autorität für null und nichtig. Bei Gott! so lange meine Augen offen stehen soll kein Tropfen jüdisches Blut mit dem edlen, rein erhaltenen der Arnsfelds sich mischen. Das ist meine unwiderrufliche Meinung, der zu fügen ich Dir befehle."

Mit fest aufeinander gepreßten Lippen, damit ihnen kein unehrerbietiges Wort entschlüpfe, vernahm Achim die Willensmeinung seines Vormundes und Verwandten. Bei dem letzten Wort zuckte er leicht zusammen, aber im nächsten Moment richtete er mit einer energischen, stolzen Bewegung den flüchtig gesenkten Kopf empor und versetzte in festem Tone, mit in edler Entrüstung flammenden Augen:

„Der menschliche Geist und Wille lassen sich nicht knechten; über das Selbstbestimmungsrecht des Freigeborenen, wenn er vor dem Gesetz seine Mündigkeit erlangt, giebt's von Stund an keine vormundschaftliche Gewalt."

Baron Albrechts Gesicht färbte sich dunkler, aus seinen Augen zuckten Blitze des Zornes nieder auf den verwegenen Knaben, der ihm zu trotzen wagte. Er legte seine Hand mit hartem Druck auf Achims Schulter und schrie unter rauhem Lachen:

„Darauf also läuft's hinaus? Offenen Widerstand setzest Du meinem Willen entgegen im Hinblick auf die Zeit Deiner Majorennität? Glaubst Du dann etwa meiner nicht mehr zu bedürfen? Wenn Du Dich nur nicht verrechnest, mein Bürschchen! Hüte Dich, die straff gespannte Seite nicht zum Reißen zu bringen! Du stehst noch lange, lange nicht auf eigenen Füßen, bedarfst noch großer Mittel, ehe Deine wissenschaftliche Ausbildung die nötige Höhe und Tiefe erreicht zur Ausführung Deiner Zukunftspläne, oder —" unbeschreiblicher Hohn drückte sich im Klang der Stimme aus — „gedenkst Du sie etwa Hand in Hand mit dem Judendoktor, dank seinem erschacherten Golde, ins Leben zu rufen?"

„Onkel Albrecht," Achims Stimme bebte, sein Antlitz war tief erblaßt, nur seine Augen, die in Schnitt und Farbe denen des Großonkels wunderbar glichen, glühten, „über meine geringe Person mögen Sie Ihren ganzen Zorn ergießen, aber das Recht, Doktor Levin zu schmähen, gestehe ich Ihnen nicht zu. Der Armenarzt ist kein gemeiner Wucherer, sondern ein edler Menschenfreund, der lieber giebt als empfängt und seine Linke nicht wissen läßt, was die Rechte thut. Wahrlich, die Reichen könnten sich ein Vorbild an ihm nehmen! Ob er über ausgiebige Mittel verfügt, ist mir unbekannt, habe auch nicht danach zu fragen, nur so viel weiß ich: Von seinem redlich verdienten Gelde macht Doktor Levin den uneigennützigsten Gebrauch!"

„Bin dagegen allerdings ein Harpax!" stieß der alte Herr bitter hervor.

„Sie? Nein, o nein!" rief Achim mit neu aufquellender Wärme. „Mein Gott! Sie werden doch nicht glauben, ich vermöchte je zu vergessen, was Sie für meine arme Mama und für mich seit meiner frühen Kindheit gethan haben? Ich bin kein Undankbarer, Onkel Albrecht! In dem Bewußtsein, wie viel ich meinem gütigen Wohlthäter verdanke und schulde, erfüllt es mich mit doppeltem Weh, als ein scheinbarer Trotzkopf, ein Ungehorsamer vor Ihnen zu stehen!"

„Ändere es!" fiel der Baron in hartem, kalten Tone ein, seine Hand, die Achim erfaßt hatte, heftig zurückziehend. „Nicht schöne Worte können den üblen Eindruck, den Deine Widerspenstigkeit auf mich machen muß, verwischen, sondern allein Dein Versprechen, Dich meinen Wünschen fügen zu wollen. Ich fordere nichts Unbilliges! Ziehe Deine Vernunft zu Rate! Setze nicht Deine ganze Zukunft aufs Spiel dadurch, daß Du auf Deinem Eigensinn beharrst. Wir müssen in dieser Stunde miteinander ins klare kommen, um späteren Vorwürfen vorzubeugen. Nie — dies wiederhole ich Dir hiermit, Achim — werde ich zu Deiner Verlobung mit einer Jüdin, auch wenn sie ihren Glauben abgeschworen, meine Einwilligung geben, nie, nie! Handelst Du trotzdem gegen meinen Willen, so zerschneidest Du das Tischtuch zwischen Dir und mir! Nun wähle — oder nein!" unterbrach sich hastig der Sprecher, durch den Ausdruck innerer Qual in Achims Blicken und Mienen unwillkürlich milder gestimmt, „nicht jetzt, nicht heute, wo blinde Leidenschaft Dein klares Urteil trübt, sollst Du über Dein Schicksal entscheiden, sondern überlege erst reiflich, prüfe zehnmal jedes Für und Wider, bevor Du die entgültige Wahl triffst zwischen Deinem alten Großonkel, der Deines Blutes ist, und den jüdischen Fremdlingen!"

Baron Albrecht verstummte für einen Augenblick, holte ein paarmal schwer Atem und schloß dann in einem Tone, dessen vibrierender Klang wider Willen den Aufruhr in seiner Seele verriet:

„Zur völligen Klarstellung will ich noch hinzufügen: „Du solltest dereinst mein Universalerbe sein. Hältst Du jedoch fest an Deiner verrückten Idee, dann vernichte ich nicht nur jene testamentarische Bestimmung, sondern ziehe auch schon jetzt meine Hand von Dir ab! Deine fernere Gemeinschaft mit der Judenfamilie entwürdigt Dich in meinen Augen und enthebt mich meiner freiwillig übernommenen Verpflichtungen. Dies mußte ich Dir noch sagen, ehe Du mich verläßt. Sollte meinen, nun Du weißt, wie Du durch trotziges Auflehnen gegen meinen Willen Deine ganze aussichtsreiche Zukunft gefährdest, kannst Du gar nicht im Zweifel sein, wie Deine Entscheidung lauten muß."

„Sie haben recht," Achim bewahrte seine freie ruhige Haltung, doch vergeblich war er bemüht, seiner Stimme Festigkeit zu geben, stoßweise rangen sich die Worte aus seiner schwer atmenden Brust, „es bedarf keiner Überlegung, meine Wahl kann nicht zweifelhaft sein. Ich müßte mich selbst verachten, könnte ich um irdischer Vorteile willen, einem glänzenden Erbteile zuliebe zum Wortbrüchigen werden. Nicht entwürdigt, wie Sie sagten, fühle ich mich durch den Verkehr mit dem ungerechterweise geschmähten jüdischen Arzte, sondern geehrt, erhoben —"

„Genug, thörichter Knabe!" schnitt Baron Albrecht barsch Achims Rede ab. „Ich betrachte dies Ge-

Digitized by Google

wäsch empfindsamer Schwärmerei als nicht gesprochen. Morgen wirst Du anders denken —"

„Nicht morgen, nicht in —"

„Schweige! Ich lasse Dir zwei Tage Bedenkzeit — keinen Widerspruch — ich will es so! Adieu!"

Nach diesen in zornig befehlendem Tone hervorgestoßenen Worten wandte Baron Albrecht sich rasch um, nahm in einem der den Tisch umstehenden hochlehnigen Sessel Platz und griff nach einem Zeitungsblatte.

Achim fühlte, er war entlassen, trotzdem zögerte er, zu gehen. Ihm war unsagbar traurig zu Mute in dem ahnenden Bewußtsein, daß er heute in diesen behaglichen, eleganten Räumen, die er so gern betrat, zum letzten Male geweilt! Wie abschiednehmend durchirrte sein verdunkelter Blick den Salon und haftete dann auf der ehrwürdigen Greisengestalt — heiß quoll es auf in Achims Brust; die ihm geschehenen Kränkungen und beleidigenden Zumutungen erloschen in dem lebendigen Dankgefühl für seinen Wohlthäter, der ihm tausendfach Gutes erwiesen hatte.

„Lieber Onkel Albrecht," bat der Jüngling mit vor tiefer Bewegung zitternder Stimme, „schicken Sie mich nicht fort ohne ein freundliches, verzeihendes Wort; lassen Sie uns nicht scheiden im Groll, vergeben Sie mir —"

Achim näherte sich dem Großonkel, streckte ihm bittend die Hand entgegen, doch der Baron schien es nicht zu bemerken, sein junger Verwandter war gegenwärtig für ihn nicht mehr vorhanden, er hatte vorhin sein letztes Wort gesprochen.

Langsam zog Achim seine Hand zurück, über sein Gesicht jagten Röte und Bläße in schnellem Wechsel; die Worte, welche sich ihm noch hatten entringen wollen, mit gewaltsamer Anstrengung zurückdrängend, machte er, leicht die Hacken gegeneinander schlagend, mit kurzem militärischem Gruße Kehrt und verließ das Zimmer.

Kaum war der alte Herr allein, als er mit jäher Bewegung sich erhob; das Zeitungsblatt, das er, in den Inhalt scheinbar ganz vertieft, dicht vor die Augen gehalten hatte, flog achtlos nieder auf den teppichbedeckten Fußboden — er machte ein paar Schritte zur Thür — schien auf die sich hastig entfernenden Schritte seines jungen Großneffen zu lauschen — wollte er ihn zurückrufen? Noch war es Zeit —

„Nein, nein, nein, nein," Baron Albrecht schüttelte energisch sein weißes Haupt, „nicht nachgeben! An dem Trotzkopf ist's, sich zu beugen." Er eilte ans Fenster, schob die geschlossenen Vorhänge hastig auseinander und spähte angestrengten Blicks hinaus. Er hatte nicht lange zu warten, da tauchte auf der vom Gaslicht hell erleuchteten Straße die schlanke Jünglingsgestalt auf. Ohne den stolz getragenen Kopf nur einmal rückwärts zu wenden eilte Joachim von Arnsfeld schnellen Schrittes dahin, ahnungslos, daß ein düster flimmerndes Augenpaar ihn verfolgte, bis er um die ferne Straßenecke bog.

Schwer aufseufzend trat der Baron vom Fenster zurück und begann tief gesenkten Hauptes im Zimmer auf und ab zu wandeln.

Mit wahrer Vaterliebe hatte er an dem Jungen gehangen, wie ein Vater um ihn gesorgt und gebangt während des Feldzuges! Nach der glücklichen Heimkehr des jungen Kriegers hatte er seinen Besuch kaum erwarten können, sie hatten einander beiderseitig mit warmer Freude begrüßt — und nun solche Trennung?! Wird ihr ein Wiedersehen folgen?

„Unerträglich, unerträglich!" murmelte Baron Albrecht vor sich hin. „Der thörichte Bursche schien fest entschlossen; war ich am Ende zu schroff, zu kurz? Er besitzt ein äußerst sensibles Gemüt, teils die Frucht der Weibererziehung. Diese Renata! Hielt sie wahrhaftig für vernünftiger; wie kann sie nur in blinder Eingenommenheit für ihren Pflegesohn seine Liebelei mit einem Judenmädchen gestatten? Muß mit ihr sprechen; wenn sie vernimmt, was für ihn auf dem Spiele steht, wird sie auf meine Seite treten, sie muß es, muß ihren Einfluß geltend machen, den eigensinnigen Achim überzeugen, daß er seiner Verblendung nicht erliegen darf! Er wird zur Besinnung kommen, reuig zu mir zurückkehren, nicht einer Laune ein Vermögen opfern!"

(Fortsetzung folgt.)

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Der Gebirgssee.

Wie in grabesdumpfem Schweigen,
Ewiger Trauer stillem Weh,
Rings umstarrt von grauen Felsen,
Einsam blinkt der kleine See.

Lockend zieht es meine Seele
Hin zu ihm so wunderbar:
Deine heimlich stumme Tiefe,
Wie sie winkt so ruhvoll klar!

Läg' ich drunten weltvergessen,
Schlief ich selig nicht zumal? —
Sieh, da färbt die Wellen rosig
Ein verlorner Sonnenstrahl.

Unhold, und mit ihm zerronnen
Ist auch Deines Auges Bann,
Daß ich wieder wie die Lerche
Tief im Thale jauchzen kann!

**Oskar Linke.**

Digitized by Google

# Eine Laienpredigt.*)

Von O. v. Leixner.

## Vorwort.

Verehrteste Geschlechtsgenossen und Adamssprossen!

Sollt Ihr hören eine Predigt, Ihr Euch zumeist, verdrossen das Gesicht, der drückenden Pflicht gar gerne entledigt. Doch giebt es Stimmungen, Gewissensgrimmungen bei solchen, die noch nicht ganz verloren, wo man mit hängenden Ohren, mit einem Schädel, einem brummenden und summenden, in seines Katers Elendigkeit sich fügt der Notwendigkeit. Dann kann uns der Wunsch überraschen: „Wenn einer käme und mich nähme beim Schopf, zu waschen mir den Kopf, den sündigen, mit Worten, mit groben und bündigen!“

Nun, seht: für solche Stunden paßt wie gefunden, was ich Euch will sagen. Ihr sollt auch nicht klagen über den Mangel an Worten, an kräftigen, tadelnden, heftigen. Was sollt ich mit zierlichen, manierlichen Phrasen, mit Sprüchen, mit sanft tönenden, versöhnenden, Euere Mängel verkleistern! Ihr würdet nur spotten, denn — es thut leid mir — hartgesotten als Sünder seid Ihr! Bemeistern kann Euch nur das grobgeschnitzte, zugespitzte Wort, das als ein Hagel auf Euch prasselt und rasselt, und den Nagel trifft auf den Kopf.

Ich bin beflissen, Euer Gewissen zu schärfen, das dumpfe und stumpfe. Das läßt sich nicht erreichen mit milden und weichen, mit blumenreichen Worten und mit Umschreibungen von allen Sorten.

Doch da ich, wenn auch des Wahren Verkündiger, bin selber ein sündiger, schwächlicher, gebrechlicher Mensch, so denkt, daß von allen Schwächen und Gebrechen, die ich tadele, ich selbst auch nicht frei bin und im Heere der Sünder dabei bin.

Wer nun nicht will hören, sich nicht lassen will stören in seiner Gesunkenheit und Sündentrunkenheit, den Arm er strecke und werf in die fernste Ecke das Buch. Ihm kann ich nicht raten. Doch der Fluch, er kommt und es kommt die Stunde, wo er wird braten im tiefsten Höllengrunde. Aber die so ganz im stillen doch hegen den Willen, noch als Zukunftermesser auf Erden besser zu werden, die mögen sich befleißen und beißen auf meiner Worte Hamen.

Amen.

## Erste Predigt.

### Vom lästerlichen Trinken und einigem andern, was damit verbunden ist.

Es war einmal ein Mann, der etwa zweimal im Monate abends Durst verspürte. Und da pflegte er denn nach einer nahen Straße zu gehen, wo sich ein hohes, bemaltes Haus erhob, in dem edler Gerstensaft geschenkt wurde — nein, ausgeschenkt ist besser, sonst könntet Ihr denken, es sei ohne Bezahlung geschehen. Sittig und still, wie es einem wohlerzogenen Deutschen zukommt, setzte er sich an einen Tisch, bestellte ein Glas und trank es langsam aus. Indessen horchte er, um sich zu bilden, auf die Gespräche der Nachbarn. Nirgendwo bekanntlich kann man sich so gut über alles unterrichten, wie in der Kneipe. Hier werden alle Fragen erörtert und gelöst, die jemals ein deutsches Gehirn aufwerfen kann — und das will was sagen. Klipp und klar erledigten kluge Männer die verwickeltesten Angelegenheiten: sie bauten neue Religionen, erhellten dunkle Fragen der Wissenschaft und der Kunst, lösten die sozialen Wirren, rissen den jetzigen Staat um und führten einen neuen auf u. s. w. Dem lernbegierigen Zuhörer schwoll das Herz vor Stolz darüber, daß sein Volk so viel bedeutende Leute besitze, die alles wüßten und könnten. Besonders in der Politik waren sie hochgebildet; sie schichteten — wenn das Bild erlaubt ist — „elegant“ auf die Geistestenne das Stroh, das später in Bezirksvereinen und im Reichstag ausgedroschen wurde. Es fiel zwar dem Horcher auf, daß die größten Widersprüche mit gleicher Kühnheit vorgetragen wurden, sodaß er zuweilen nicht wußte, wer recht habe; andermals schien es ihm, als werde Unsinn gesprochen, aber er mißtraute seinem Urteil, denn auch der Unsinn fand lauten Beifall — und da er nur einer war und die andern mehrere, so mußten *sie* recht haben.

Hatte er nun sein Glas Bier geleert, so zahlte er und begab sich auf den Heimweg. Nun entstand in ihm die Überzeugung, daß alle jene vielen Bier- und Weinhäuser nur des Abends besucht werden und man dort seinen berechtigten Durst lösche. Zufälle führten ihn nun aber zu verschiedenen Stunden des Tages an jenen Trinkstätten vorüber und was sah er da? Keine Stunde des Tages von etwa 8 Uhr morgens an bis in die späte Nacht, wo schon der Morgen dämmert, blieben die Hallen leer. Da suchte sich der Mann damit zu trösten, daß er sich sagte, es seien stets andere Leute, die zu verschiedenen Stunden den berechtigten Durst löschten. Aber diese schöne Täuschung hielt nicht lange vor. Denn mit der Zeit lernte er, je mehr seine Aufmerksamkeit sich der Sache zuwandte, die Gesichter auswendig und da nahm er zu seinem Entsetzen wahr, daß gar viele mindestens zweimal vor dem Kruge saßen, und manche drei- und viermal, — und daß sie nicht nur einen, sondern viele Krüge leerten. Da kam seine Vorstellung vom „berechtigten“ Durst ins Wanken und fiel zuletzt in Nichts zusammen. Ein Durst, der vom Morgen an beginnt und nur durch den Schlaf auf einige Zeit unterbrochen wird, kann nicht mehr berechtigt genannt werden und ist kein echter, sondern ein künstlicher, ein unnatürlicher.

Als der harmlose Mann — ich selber — so weit mit seinen Beobachtungen gekommen war, begann er das ganze Gesellschaftsleben der Männer, Euer Leben, liebe Zuhörer, vom Standpunkt des „unberechtigten Durstes“ sich anzusehen.

Was ich da gesehen habe, war nicht schön und nicht erfreulich.

Man spricht von Zielen der nationalen Erziehung. Ich habe nur eins gefunden: die höchste Ausbildung des Durstes.

Bei halbwüchsigen Jungen beginnt der Unterricht. Gymnasiasten, Kunstschüler und Zöglinge anderer Unterrichtsanstalten sehen im Trinken eine besonders mannswerte Beschäftigung. Im geheimen oder offen wird das Vertilgen von geistigen Getränken geübt. Schülerverbindungen haben eigentlich kaum einen anderen Zweck, denn das Singen und Rauchen soll doch nur den Durst mehren. Junge Leute, die körperlich kaum mehr als halbausgebildet sind, sitzen dann bis nach Mitternacht, vielleicht in einer qualmerfüllten Hinterstube, beisammen und kommen sich ungeheuer bedeutend vor, wenn sie mit den Deckeln der Bierkrüge klappern und eine

*) Aus dem im Druck befindlichen Buche: „Laienpredigten für das deutsche Haus. Ungehaltene Reden eines Ungehaltenen.“ (Berlin, Verein der Bücherfreunde, W. Kurfürstenstr. 128.) Das Buch enthält 6 Laienpredigten für Männer und 6 für Frauen; jede Abteilung ist durch ein humoristisches Vorwort eingeleitet; daneben eine Reihe von kleineren Arbeiten. Das Werk wird im September ausgegeben werden.

Digitized by Google

bunte Mütze auf dem Kopf tragen können. Die dummen Jungen ahmen dann die Trinksitten der Erwachsenen nach, „erlauben sich einen Schluck auf das Spezielle“, „werfen schundige Reste hinaus“, kommen Halbe und Ganze vor und nach. Sie lernen Albernheiten Bedeutung beilegen und behandeln den Unsinn mit wichtiger Miene. Dabei schmeckt ihnen das Gebräu gar nicht oder sehr mäßig. Mancher von ihnen muß würgen und drücken, um das erste Glas zu leeren und bedarf für die weiteren der Aufbietung einer Willenskraft, die hinreichte, um sämtliche Briefe Alexander von Humboldts auswendig zu lernen. Aber die Vorstellung, er könnte von den Genossen als minderwertig angesehen werden, reicht hin, den Widerwillen zu unterdrücken und weckt allmählich den Ehrgeiz, mehr zu trinken, als die andern.

Mit einer schon ganz achtbaren Neigung zu unberechtigtem Durst tritt nun der Jüngling in eine höhere Schule oder in das Leben ein. Zahllose Vereine aller Art öffnen ihre Arme, den Einsamen aufzunehmen. In diesem Alter von 17—19 Jahren etwa giebt es wenige, die den Hang haben, sich in einer ernsten Vereinigung zu beschäftigen; sie wollen zunächst „die Freiheit genießen“, so weit es die Mittel erlauben, d. h. fast immer: darüber hinaus.

Die meisten Genüsse dieser „Freiheit“ werden vom Trinken begleitet; nicht selten bildet es den Mittelpunkt. Was die Knaben begonnen haben, führen die Jünglinge weiter, besonders viele Besucher der Hochschulen. Sie fürchten für „Philister“ gehalten zu werden, wenn sie mäßig sind, oder sie haben schon Freude daran gefunden, Flüssigkeiten in sich aufzunehmen — natürlich Wasser ausgenommen. Schon physiologisch ist es unmöglich, daß ein Mensch nach Löschung des natürlichen Durstes wirklichen Genuß von weiterem Trinken haben können. Aber es wird zur Gewohnheit; die trockene Kneipenluft, das Rauchen, der Genuß gewürzter Speisen dörrt die Kehle aus und so findet sich stets von neuem ein Grund, weiter zu trinken. Zuletzt wird die Unmäßigkeit Bedürfnis, der Körper gewöhnt sich bis zu einem bestimmten Grade wie auch an andere Gifte, so an den Alkohol, hat aber immer mehr nötig, um das zu fühlen, was Ihr so schön „die nötige Bettschwere“ nennt. Das ist ein Zustand, wo man meist die Beihilfe von weniger „schwankenden Gestalten“ braucht, um „Bude und Bett“ überhaupt zu finden.

Ich gehöre weder einem Mäßigkeits- noch einem Enthaltsamkeitsvereine an, ich will die Jugend nicht duckmäuserisch; sie soll und darf überschäumen. Aber ich meine: gesunde Jugend ist an sich Trunkenheit. Wie braust und jagt das Blut zu Haupt und Herz, wie leicht berauscht ein Gedanke, eine Vorstellung! Der Trieb nach Wissen und „Wahrheit“, nach freier Entfaltung des Eigenwesens, das erste Aufzucken sinnlich-übersinnlichen Begehrens, die Begeisterung für alle möglichen — meist aber unmöglichen — Leitbilder, ja selbst die Freundschaft gewinnen so leicht etwas Rauschartiges. Es zuckt in den Armen nach Kampf und nach Thaten, jeder Nerv bebt einer Arbeit, einer schweren Aufgabe entgegen, deren Lösung dem träumenden Geiste unendliches Glück in sich zu tragen scheint.

Das ist der echte Rausch *gesunder Jugend*, die keiner Reizmittel oder nur sehr mäßiger bedarf, um überzuschäumen.

Heute aber tritt an seine Stelle nur allzuoft der künstlich erzeugte, an Stelle der Seelentrunkenheit die Betrunkenheit; statt der Anregung sucht die Jugend die Übererregung, die rein körperlich und am anderen Morgen verflogen ist, und nur den „Kater“ zurückläßt Je mehr man sich aber an äußere Reizmittel gewöhnt, desto seltener wird die ursprüngliche, natürliche Begeisterungsfähigkeit den Zustand erhöhten Lebensgefühls hervorbringen.

Daß so viele junge Menschen heute bei aller Erregbarkeit nüchtern sind und über die Hingabe an höhere Gedanken spotten; daß sie zu sinnlicher Genußsucht und äußerlichem Ehrgeiz, zum Strebertum neigen, ist zum großen Teil in dem Kneipenleben, im unmäßigen Verbrauch berauschender Getränke begründet.

Oft genug kommt es dann vor, daß schon Jünglinge, die noch die Schwelle des ersten Mannesalters nicht beschritten haben, mit 22—23 Jahren geistig und körperlich geschwächt sind, und im Äußeren entweder krankhafte Hagerkeit oder ungesunde Aufschwemmung zeigen.

Die Ungebundenheit des Kneipenlebens macht ihnen den Umgang mit Familien unbequem, oder sie erzeugt ein geckisches Wesen, das man wie ein Gesellschaftskleid anlegt, wenn man in besseren Kreisen verkehrt.

Welchen Einfluß die Kneipe oft auf die Wirtschaftsführung junger Leute ausübt, ist bekannt. Oft genug sparen sich die Eltern mühsam ab, was sie den Söhnen zuwenden; die Schwestern besonders müssen auf alles verzichten, damit der Bruder „seine Bildung vollenden“ kann. Statt aber alle Kräfte auf sein Ziel zu lenken — was ja Stunden der Erholung nicht ausschließt — verschwendet der Sohn seine Mittel, aus falscher Eitelkeit zuerst, dann aus Leichtsinn in der Kneipe, verzettelt seine Gesundheit in nichtigen Scheingenüssen und geht nicht selten an den Folgen von Ausschweifungen aller Art körperlich und sittlich zu Grunde.

Nun giebt es gewiß viele, die noch zur rechten Zeit in den Weg der Vernunft einlenken. Die strengen Forderungen des Lebens treten an sie heran; das schlummernde Pflichtgefühl wird geweckt, der gesunde Kern des innersten Wesens entfaltet seine Triebkraft und ringt sich durch den Schutt von Nichtigkeiten zum Lichte. Vielleicht erwacht irgend eine tiefere Begabung, die Lust am Schaffen in irgend einem Kreise, oder eine starke, echte Liebe übt ihren rettenden Zauber.

Aber leider verliert die Kneipe auch den verheirateten Männern gegenüber nicht so oft ihren Reiz, als es wünschenswert wäre.

Es ist begreiflich, wenn der Mann zuweilen Kreise der Geschlechtsgenossen aufsucht. Die gleichmäßige Berufsarbeit ermüdet; man kann auch nicht immer mit Frau und Kindern zusammensitzen; obwohl dieser Umgang bei gesunden Verhältnissen dem Herzen und dem Geiste eine Quelle der Erquickung sein kann. Man will sich aussprechen mit Bekannten und Freunden, will andere Meinungen hören, Anregungen geben und empfangen, sich vielleicht an einem bildenden oder gemeinnützigen Vereine beteiligen.

Aber auch da kommt es nur zu häufig vor, daß Ihr, Gatten und Väter, wieder den Verlockungen der Kneipe zu sehr unterliegt, und daß mancher von Euch zuletzt kaum mehr die Zeit erwarten kann, wo er abends im Flur den Hut vom Nagel nimmt und ins Wirtshaus geht.

Und viele, ja die meisten von Euch, dürften es schon aus wirtschaftlichen Gründen nicht thun. Ihr handelt oft — ich kann kein milderes Wort gebrauchen — gewissen- und lieblos. Die Frau mag zusehen, wie sie mit dem oft kärg-

Digitized by Google

lich bemessenen Hausgelde auskommt. Ist sie es trotz allem Rechnen, Sparen, ja Knausern nicht imstande und kommt so gegen den 25. des Monats zu Euch, dann setzt Ihr Heuchler Euer Censorgesicht auf, und werdet tugendhafte Catone; dann redet Ihr von Verschwendung, von unnötigen Ausgaben, von Mangel an Hausfrauentugenden oder werdet sogar grob. Ja, so ist es — da hilft alles „Murren rechts“ und „Zischen links“ nichts: die Thatsache steht wie ein Fels von Erz da. Statt dessen solltet Ihr in Eurem Kämmerlein zusammenrechnen, was Euch die Kneipe im Monate kostet. Die Mäßigen unter Euch trinken vielleicht nur 2—3 Gläser Bier oder ein Fläschchen billigen Weins; sie essen nur „hie und da eine Kleinigkeit“, wenn „zufällig“ das Abendbrot zu Hause mißraten oder ungenügend war — d. h. für Frau und Kinder war es gut genug, nur für Euch nicht. Ich verstehe; Ihr seid ja die Erwerber, Ihr müßt es besser haben, Ihr Selbstlinge! Aber trotz Eurer „Mäßigkeit“ verbraucht Ihr 30—50 Mark und mehr noch monatlich für die Kneipe.

Und die Unmäßigen? die erst mit 6 und mehr Gläsern Bier oder mit „einigen“ Fläschchen genug haben? Die manchmal eine Bowle ansetzen — da man ja so jung doch nicht mehr zusammenkomme? Oder — „einmal ist keinmal“ — Champagner trinken und Austern essen? Es giebt sogar unter Euch solche, die ganz im geheimen für sich der Feinschmeckerei huldigen und ohne Gewissensbisse bedeutende Summen ausgeben, zu Hause aber grollen und schelten, wenn die Frau einige Mark mehr für Notwendiges verlangt. Wenn ich, statt ein bescheidener Prediger in der Wüste, der liebe Herrgott wäre, Euch, Vertreter der letzten Gattung, der heimlichen Sektschlürfer und Austernschlucker, Euch schickte ich nach dem ersten Beweise Eurer Denkungsart die Gicht, aber derartig zugemessen, daß Ihr froh wäret, still zu Hause bleiben zu können bei Thee und Wasser.

Wenn alle die unmäßigen Ehemänner die Hälfte des verschwendeten Geldes für das Wohl der Ihrigen verwendeten, so brauchte die Gattin und Mutter nicht oft mit der nötigen Nahrung für Kinder und Dienstboten so zu knickern, hätte nicht nötig bei dem Manne zu betteln, wenn unumgängliche Neuanschaffungen sich aufdrängen, und könnte noch manches Goldstück zurücklegen. Natürlich denke ich in allen diesen Fällen, daß Ihr gute und tüchtige Frauen habt. Wenn es nicht der Fall ist, dann begreife ich alles, sogar das Kneipenlaufen — bei mir ist aber begreifen noch durchaus nicht verzeihen.

Aber selbst wenn die Verhältnisse derartig sind, daß die Auslagen kaum ins Gewicht fallen, so bleiben doch die Folgen, für die Gesundheit zunächst, nicht aus.

Ein großer Teil der Krankheiten, an denen heute die Männer in den „besten“ Jahren leiden, hängt mittelbar oder unmittelbar mit der Kneipe, mit dem unberechtigten Durste zusammen. Die Fettleibigkeit bei jungen Leuten nimmt zu; eine Menge von Männern zwischen 30 und 40 muß — wenn die Mittel es erlauben oder auch mit Opfern — jährlich nach Marienbad oder anderswohin, um sich 10—20 Pfund abzuquälen oder zur Entfettung die Oertelische Kur durchmachen. Ebenso häufig sind Magenkrankheiten und Rheumatismen als Folgezustände der Unmäßigkeit im Trinken.

Und wieviel geistige und sittliche Kraft wird jährlich auf dem Altar des Bacchus und Gambrinus geopfert! Man spricht so oft mit gerungenen Händen von den Opfern großer Kriege. Und doch; was bedeuten sie gegenüber jenen Zehntausenden, die Jahr um Jahr der Unmäßigkeit zum Opfer fallen!

Wenn ich die Blicke in meine Vergangenheit wende, so tauchen vor mir gar viele Gestalten auf, die mir diese traurige Erfahrung erhärten. Ein junger Baumeister, sehr begabt, witzig, gutmütig bis zur Selbstverleugnung. Er hätte Bedeutendes leisten können, aber er konnte dem Durste nicht Widerstand leisten und war, damals Mitte der Vierziger, nahe am Untergang. Freunde verschafften ihm eine gute Stellung, da, in einem Anfall der Trunkenheit, sprang er aus einem Fenster des Gasthofes, wo er übernachtete, und blieb mit zerschlagenem Schädel tot liegen. Ein zweiter, ein süddeutscher Offizier, ungemein beanlagt, durch seine Großmutter, die morganatische Gattin eines Prinzen, dem Fürstenhause verwandt, opferte dem Trunke allmählich alles, Gesundheit, Stellung und das Glück der Seinigen. Wieder einer, ein sehr bedeutender Dichter, zerrüttete Geist und Körper durch die Unmäßigkeit, bis das Trauerspiel seines Lebens im Irrenhause endigte. Ein russischer Graf, als Mensch ungemein liebenswert, von großem Wissen, betrank sich zuletzt Tag für Tag mit Champagner, bis er in Siechtum verfiel. Ein Bildhauer von Ruf, ein Mensch von ursprünglich bärenhafter Gesundheit, kam so weit, daß er mit etwa 45 Jahren starb. Diese Reihe könnte ich lange noch fortsetzen; sie enthielte Ärzte, Rechtsgelehrte, Männer der Wissenschaft, Gutsbesitzer — leider aber auch verbummelte junge Männer von noch nicht dreißig, die alle Hoffnungen der Ihrigen, alles Ehrgefühl in der Schenke opferten.

Ihr könnt mir nun ja einwenden, das seien Ausnahmen — dem widerspricht die Menge; Ihr könnt sagen, sie seien „unmäßig“ gewesen, Ihr aber wäret es nicht. Ich kenne dieses Lied und den Ton, nach dem es gesungen wird, ganz genau. Ihr geht meistens von dem Grundsatze jenes Mannes aus, der da sagte: „Wenn einer es vertragen kann und er trinkt täglich zehn Maß, dann beweist er nur seine Dankbarkeit für die Gottesgabe; wenn einer aber so elendig ist, daß er nicht einmal ein Seidel verträgt und er trinkt's doch, der ist ein — Borstentier.“ Ich bitte Euch, das letzte Wort durch ein kräftigeres zu ersetzen, wenn Ihr den Urtext haben wollt.

Mit dem „Vertragen“ ist es ein seltsam Ding. Gewiß macht Übung den Meister. Ich kannte einen Bajuvaren, der es durch einige Hingebung soweit gebracht hatte, daß er täglich sechzehn Maß — alte, nicht schmächtige Liter — Münchner Bieres trinken konnte. Also eine Menge Flüssigkeit, die für mich z. B. zu einem Vollbade genügte. Dabei war der Mann nicht einmal betrunken. Um mich eines Ausdrucks der Biologie zu bedienen: der Mann hatte nur mehr den „Formwert eines Darmsacks“, durch den die Flüssigkeit ohne Aufhören durchgluckste. Zum Gehirn steigen konnte ihm der Alkohol nicht, denn das war längst weggeschwemmt und nur ein Nervenknötchen übrig geblieben. So war er auch geistig so hinuntergekommen, daß er nichts verstand, als das Politisieren.

Wenn also auch einer von Euch noch soviel verträgt, so ist es dennoch eine menschenunwürdige Rolle, sich zum Darmsack zurückzubilden. Die Art des Getränks ist da ziemlich gleichgültig, ob leichtes oder schweres Bier, ob heimtückischer Burgunder, glatter Chablis, leichter Mosel oder würziger Champagner oder reizloser Schaumwein aus Grüneberg: das Endergebnis ist stets so ziemlich gleich. Vom Schnaps will ich nicht reden, da er bei Euch doch zumeist nur als Randverzierung verwendet wird oder als Satzzeichen.

Digitized by Google

Mögen geistreiche Trinklieder — und ich leugne nicht, viele von den alten der fahrenden Leute bis zu den neuen Scheffels, sind geistreich — noch so sehr die Urväter rühmen, die nach Tacitus den Durst „durchaus nicht" ertragen konnten, warum sollen die Deutschen gerade diese Eigenschaft so liebevoll bewahren? Unsere Ahnen hatten andere, noch bessere, edlere — um deren Erhaltung haben wir uns sehr wenig gekümmert. Der männliche Sinn, dem Freiheit über alles ging, der sich aber mit niemals wankender Treue gegen den Volkskönig verband; die Verachtung verweichlichenden Wohllebens, die Freude an der Gefahr, die Hochachtung gegebenen Wortes; die Keuschheit; die heilige, aber nie knechtische Ehrfurcht vor den Göttern: das haben wir so nach und nach zum größten Teile verkümmern lassen. Ausgestorben sind diese guten Eigenschaften in Euch nicht, aber gefesselt mit verschiedenen Ketten, und eine davon hat Euch die Kneipe angelegt.

Wie mancher Mann klagt, nach Mitternacht zumeist erst, daß es zu Hause ungemütlich sei. Wie aber kann sich denn echte Gemütlichkeit, die wie das Wort von „Gemüt" stammt, entfalten, wenn der Mann und Vater brummig wird, falls er einmal zu Hause bleiben muß? Eine Menge zarter Fäden, die sich zwischen ihm, Frau und Kindern bilden, wenn die innere Einheit gepflegt wird, zerflattern; die Beziehungen werden allmählich äußerlich; die Liebe des Weibes mindert sich und trägt nicht die edelste Frucht, für welche die Leidenschaft nur den Samen bildet: die Frucht inniger Freundschaft. Zu häufige Abwesenheit des Vaters wirkt auch auf die Erziehung der Kinder, besonders der Knaben, schädlich — Ihr zieht in ihnen die gleiche Hausflüchtigkeit groß, der Ihr selbst huldigt.

So ist die Kneipe der größte Feind des deutschen Familienlebens geworden, und die Einbuße, die dieses zu erleiden hat, wird besonders in größeren Städten von Jahr zu Jahr größer. Sie stellt sich als Gemütsverarmung und sehr oft auch als Verflachung des Geistes dar.

Denn wenn einige Gläser die Geister der Frohlaune herbeibringen, so entfesselt das Übermaß zwar auch Geister, aber es sind zumeist recht unreinliche, die sonst in einem Winkel des sogenannten Unbewußten ein bescheidenes Dasein fristen. Unsere Vorfahren sprachen den „unberechtigten Durst" — verzeiht mir das derbe Wort — als „Saufteufel" an. Dieser aber hat zum Gefolge sehr oft noch eine Schar von Verwandten. Zuerst die verschiedenen Spielteufel, genannt Skatos, Häufeler, Templer, doppelte Tante; dann den Unflat, der die Männer zu Zwei- und Eindeutigkeiten verleitet, und noch einen Teufel, dessen Taufung ich Euch überlasse.

Wenn ich das alles überlege, so kann ich nur sagen, daß heute die Kneipe ein Volksübel geworden ist, mag sie nun in Marmor, Gold und Sammet prunken oder sich als schmutzige, muffige Bierstube darstellen. Die Zukunft — vielleicht eine nahe — wird an unser deutsches Volk Aufgaben stellen, wie sie der Weltgeist noch nie einem Volke gestellt hat. Eine solche Zeit fordert markige Männer, die sich nicht betäuben, sondern klaren Blick behalten, feste Hände, hellen Kopf; Männer, die in sich, um der Ihrigen und des Vaterlandes willen, die Genußgier, die Ichsucht, unterdrücken. Diese Zeit verlangt von uns, daß wir mit allen Kräften deutschen Gemüts uns selber adeln, um die Entsumpfung des öffentlichen Lebens ernstlich beginnen zu können. Eins der Worte, das wir uns zurufen sollen, ist: „Los von der Kneipe!"

Damit will ich nicht jeden Genuß geistiger Getränke verdammen. Die es thun, gehen von der Ansicht aus, daß der Mensch viel eher ganz enthaltsam, als mäßig sein könne. Ich aber kann nur den wahrhaft männlich nennen, der im sinnlichen Genuß Maß zu halten versteht. Ich fordere nicht einmal, daß Ihr den Wein wässert, denn da stimme ich dem unbekannten Dichter jenes Vagantenliedes bei, der den Streit zwischen Wasser und Wein schildert und in einer Strophe sagt:

Fühlt der Wein des Wassers Nähe,
Ruft er schmerzlich: „Wehe, Wehe!
Was beginnst, was schaffst du hier?
Mach dich fort und pack dich schnelle!
Nicht sollst an derselben Stelle
Weilen du vereint mit mir."

Aber was ist mäßig? Die Frage habe ich schon andeutend beantwortet. Im ersten Glase wohnt der Geist des Getränks, ein edler Geist, im zweiten wohnt nichts, weder ein edler noch ein unedler, im dritten schon ein zweifelhafter Geselle und in den folgenden jene früher gekennzeichnete Sippschaft. Danach richtet Euch!

Und indem ich den Wunsch hege, daß meine Worte nicht ganz verhallen mögen, trinke ich auf Euer Wohl ein Glas — Wasser.

---

## Bahrrecht.

Es künden uns die Sagen
Von jenen kühnen Degen,
Wenn hinterrücks erschlagen
Sie auf der Bahr gelegen,
Zum Toten nun im Dome,
Der Mörder schritt hinauf,
Dann brach mit rotem Strome
Die Wunde wieder auf.

Ans Bahrrecht will's mich mahnen
Steh ich vor Deinem Bilde,
Dann jagt durch seine Bahnen
Das Blut, das stürmisch wilde,
Pocht an die Todeskammer,
Drin meine Liebe schlief,
Die nun mit allem Jammer
Dein Blick ins Leben rief.

**Agnes Harder.**

---

## Das ersorgte Vaterland.

Von **Karl Pröll.**

I.

Am rührendsten erscheint mir die Mutterliebe, wenn ihr leuchtendes Auge durch das nachzitternde Geständnis verschattet wird: „O, es war mein Sorgenkind!" Doch ihr herbster Schmerzenslaut preßt sich in die Worte: „Unnatürlicher Sohn!"

Die jetzigen deutschen Zustände und Stimmungen haben ein trauriges Kennzeichen: die verlorene „Freude am Vaterlande". Nationales Schein- und Prunkwesen, vorlautes Selbstlob und müßiges Lungern auf geschichtlichen Schauplätzen bleiben freilich alltägliche Eindrücke. Allein der Glaube, daß unser ganzes Leben seine Weihe durch

Digitized by Google

nationales Empfinden erhalte, wird nur von wenigen ernsthaft geteilt.

Die That-Epigonen sind schlimmer als die Schrift-Epigonen, denn diese ringen wenigstens in ihrer Art, während erstere sich völlig an dem überlieferten Ruhmeserbe genügen lassen. Nach den Befreiungskriegen von 1813–15 waren es kleingeistige Fürsten und Staatsmechaniker, welche den Aufschwung des nationalen Lebens hemmten. Nach dem Einheitskriege von 1870 und 71 ist es leider meist jeder heranwachsende Teil des deutschen Volkes, welcher der Schlichtheit, Tüchtigkeit und Opferpflichtigkeit eines Nationalgeistes, eines Nationalgewissens hohnlacht und nur den Ich-Patriotismus pflegt. Man messe und wäge doch, wie viel dauerhafte Zukunftsarbeit aus der Werkstatt der letzten zwei Jahrzehnte hervorging — Zukunftsarbeit für die innere Größe unseres Volkstums!

Wie finden wir die „Freude am Vaterlande“ wieder, jenes hehre, todesmutige Vertrauen, daß der beste Teil unseres Strebens dem Volke erhalten bleibt, dem wir angehören? Nur, indem wir uns dieses Vaterland ersorgen, es nicht zum Spielball übermütiger Selbstbegehrlichkeit machen. Was diesem Lande der Stammesbrüder fehlt, müssen wir wie eine offene Wunde empfinden, welche Heilung durch rastlose Herzthätigkeit verlangt. Wen kein Heimweh nach einem alldeutschen Gemeinwesen erfaßt, der kennt auch keine Heimlust. Und wer nicht seine Sonderinteressen zurückstellt hinter das Gesamtwohl, verliert den Boden des Vaterlandes unter den Füßen.

Im deutschen Blute stecken noch Tropfen des dreißigjährigen Krieges und anderer Zeiten der Zwietracht und Niedertracht. Wir müssen sie ausscheiden. In unserem Kopfe pfropfen sich die verschiedensten Kartenbilder des verkleinerten und entmündigten Deutschlands zusammen. Werfen wir sie hinaus, um Raum zu gewinnen für den großen Riß einer unzertrennlichen Eidgenossenschaft aller deutschen Kulturstätten. Dann werden wir jene Genesung einatmen, welche mit der „Freude am Vaterlande“ beginnt, gesenkte Blicke emporhebt und die Ziele deutscher Thatkraft erschauen läßt. Durchzucken wird uns die Ahnung der seligen Stunde, in welcher wir ein „weltnationales Heim erringen“, die „Arbeit der Tapferkeit“ und die „Tapferkeit der Arbeit“ vom dauernden Erfolge gekrönt sind.

Ich sah eine Gesellschaft, welche sich in der Begeisterung über das neuerstandene deutsche Reich verjüngte. Und als sie sich zu Tische setzte, schien sie verständig erwägen zu wollen, wie man dieses erst nach schweren Prüfungen errungene Reich einrichte. Allein beim Fortgang des Mahles und des Ratschlagens wurden die Stimmen immer lauter und verworrener, die Bewegungen stets nervöser; die Gesichtszüge gewannen leidenschaftlicheren Ausdruck, bis jähe Feindschaft dazwischen hervorloderte. Der ruhige Beobachter fürchtete bereits Ausbrüche des Wahnwitzes, als die meisten drohend und kreischend Erfüllung ihrer Forderungen verlangten und den übrigen jedes Existenzrecht abstritten. Dann sprangen alle auf und griffen zu den Würfeln, um die Rechtsfrage als Glücksfrage zu entscheiden. Der zuerst verlor, warf das feingeschliffene, farbenstimmernde Gefäß, aus dem die „Freude am Vaterlande“ jedem Gaste gespendet worden, zur Wand. Die anderen bückten sich, um wenigstens noch die Scherben zu erhaschen, stießen mit den Köpfen aneinander und zerschnitten sich die Finger. Seitdem giebt es keine ganze „Freude am Vaterlande“ mehr, wohl aber berühmt sich jeder, der seine persönlichen Interessen eifernd anficht, er allein habe die echte Vaterlandsliebe. Kein Spruch salomonischer Klugheit hat bisher die Frage gestellt, wer der opferfähigste geblieben und im vaterländischen Wirken selbst auf den Ruhm des Vaterlandsfreundes verzichtet. Nur der Lärm dauert fort bei dem Gastmahle dieses falschen Patriotismus.

Das Unbehagen der Gegenwart, welches der schrankenlosen Ausdehnung selbstischer Wünsche und kleinlicher Eitelkeiten entspringt, lagert sich wie klebriger Raupensaft ab in der modernen Kunst und Litteratur, windet sich durch unsern geselligen Verkehr, durch das übergeschäftige Vereinstreiben u. s. w. Dieses Unbehagen wird seine Spuren aufdrücken allen Überlieferungen unseres Zeitalters, so daß die kommenden Kulturgeschichtler erstaunt fragen dürften: war im letzten Viertel des neunzehnten Jahrhunderts weniger Frohsinn vorhanden als in den Geißeljahren des „Simplicissimus“? Und doch haben wir außerordentliche Wandlungen und außerordentliche Menschen erlebt — einen Bismarck und ein Sedan. Freilich das Mannesgeschlecht von 1860–70 bröckelt bereits zur Grube nieder und die Nachgeborenen wissen nicht, wie man sich mit tausend Kümmernissen und blutigen Opfern ein Vaterland erkämpft. Sie hegen den Aberglauben an ein angeborenes „Recht zur Unzufriedenheit“. Wir sind in die hysterische Periode der Menschheitsgeschichte gelangt.

Die schleichende Unzufriedenheit wagt, trotz ihrer marklosen Art, den nationalen Staat mit der Frage zu beheiligen: „Was nützest Du mir?“ Doch der äußere Nutzen, den wir vom Staate erlangen können, ist nur ein Teil seiner Wesenheit. Um ein Vaterland zu besitzen, müssen wir diesem uns vorher völlig zum Eigen geben. Und um ein ohne persönliches Verdienst ererbtes Volkstum zu behaupten, haben wir es zu jeder Stunde gegen feindliche Gewalten zu verteidigen. Das Vaterland ist keine Aktiengesellschaft und das Volkstum verbleibt nicht der toten Hand der Gewinnsucht. Vaterland sowie Volkstum erschließen die Nachgefühle und Vorgefühle unseres erweiterten Seins, lassen uns in deutscher Vergangenheit und Zukunft leben. Sie leiten die Gewissensforschung, wie wir national denken und handeln sollen. Sie sind unsere geistigen Führer im Daseinskampfe.

Man mißversteht absichtlich die Darwinsche Entwicklungslehre — welche nicht nur naturwissenschaftliche Beobachter, sondern auch naturalistische Litteratur-Marodeure in ihrem Heergefolge zählt — sobald man den Gedanken der „sittlichen Auslese in der Menschennatur“ unterschlägt. Statt aller sonstigen Belege will ich hier nur die gemeinverständliche Erklärung beifügen, welche Charles Darwin in seinem Buche: „Die Abstammung des Menschen und die geschlechtliche Zuchtwahl“ erbringt: „Ein Stamm, der viele Glieder umschließt, welche den Geist der Vaterlandsliebe, der Treue, des Gehorsams, des Mutes und der Sympathie besitzen, bereitwilligst einander helfen und ihr Leben dem allgemeinen Besten opfern wollen, wird über die meisten anderen Stämme den Sieg davontragen . . . Zu allen Zeiten und in der ganzen Welt haben einzelne Stämme andere verdrängt und die Moralität war eines der wichtigsten Elemente ihres Erfolges . . .“ Nicht in der fatalistischen Unterwerfung unter bestialische Instinkte, nicht in der Entfesselung eines rücksichtslosen Egoismus findet der englische Thatsachen-Denker den Schlüssel für die natürliche Zucht-



Digitized by Google

wahl des Menschen. Der Naturalismus, der solchen Unsinn predigt, spottet seiner selbst und weiß nicht wie. Unsere sogenannte gebildete Jugend schlürft aber gierig das Hirn und Herz lähmende Feuerwasser in sich, das aus der zur Nahrung bestimmten Kornähre gebrannt wird. Und im dumpfen Taumel entschwindet ihr die seelenlichte, willensstärkende „Freude am Vaterlande".

Das ist Rückbildung, das ist geistige und sittliche „Degeneration". Wie kann diesen gesteuert, wie eine Denkart erzeugt werden, welcher die gesunde Vaterlandsfreude wieder zum Bedürfnis wird? Durch Heranziehung „ruhig reinthätiger Charaktere", um ein schönes Wort Goethes zu gebrauchen. Wir müssen national arbeiten, um das zerflatternde, in populären Heuchelworten verhallende deutsche Bewußtsein wieder festzuhalten. Nur wer national ringt, ist auch wirklich das Glied einer Nation. Und nur der Staat, welcher dem Wettbewerbe nationaler Empfindungen die Schranken öffnet, ist ein Nationalstaat. In diesem Geiste muß der nationale Staat wirken, haben die jeweiligen Leiter dessen oberste Aufgabe zu erfüllen. Nicht verfallen dürfen die verantwortlichen Politiker dem jetzt wuchernden Irrwahn, daß der Staat nur eine große, räumlich abgegrenzte Erwerbsgenossenschaft sei oder für sich in Forderungen überbietende Erwerbsgruppen eine Rückversicherung auf Kosten Dritter zu schaffen habe. Nein, die Gemeinwohlfahrt ist doch etwas anderes als die Summe der kapitalisierten Einzelgewinne, und die innere Stärke eines Staatswesens berechnet sich nicht allein nach dessen Steuereinnahmen. Das Geschichtsleben eines Volkes erschöpft sich nicht in dem Material für nationalökonomische Tabellen. Das moderne „Narrenschiff wirtschaftlicher Interessen" mag von unbeständigen Winden hin- und hergetrieben, seine Segel mögen von Parteien gestellt werden, welche sich im steten Widerstreit befinden und einander über Bord zu werfen trachten — der Name „Vaterland" gebührt nicht diesem immer lecker werdenden Schiffe. Und die Staatsgewalt hat keineswegs der dienstfertigen Handlanger unfähiger Selbstbeglücker zu sein. Seine Ziele reichen weit über die Effektenbörse und Produktenbörse hinaus, wohin die privilegierte und nichtprivilegierte Gewinnsucht niemals gelangen kann.

Der Staat, welcher darauf achtet, seiner sittlichen Mission nicht verlustig zu werden, ist allein fähig, den Wert der Nationalerziehung zu schätzen. Einer richtigen Wertschätzung erfreut sich aber in Deutschland die nationale Heranbildung noch lange nicht. Unser Schulsystem bleibt nicht nur konfessionell zerklüftet, sondern wird in neuester Zeit noch durch Zugeständnisse an Polen und andere geschwächt. Der Unterricht auf allen Stufen: der Volksschulen, der Mittelschulen und der höheren Schulen ist viel zu wenig vom nationalen Geiste durchtränkt und alle bezüglichen Reformversuche sind bisher an dem pedantischen Dünkel handwerksmäßiger Gelehrsamkeit gescheitert. In Frankreich versteigt man sich bis zum chauvinistischen Drill in den Schulen; bei uns fürchtet man sich noch heute, einer lebendigen Nationalgesinnung darin ein ehrbares Plätzchen einzuräumen. Ohne eine tief greifende Schulreformation werden wir es nie zu einem standhaften Selbstbewußtsein bringen. Der Wandel ist unerläßlich, daß der Nationalgeist gegenüber dem Konfessionalismus, dem Patriotismus und politischen Zugeständnissen den ihm gebührenden Vorrang erhält. Dann wird auch in die Familien der nationale Gedanke langsam einziehen und zum Lebensführer werden. Dieser ernste, gebieterische Gedanke ist mit gewissen nationalen Kirmeßstimmungen an Fest- und Jubeltagen nicht zu verwechseln.

(Schluß folgt.)

---

## Lenz und Liebe.

Durch die Schöpfung tönet wieder
Hin das uralt-ewig neue
Lied von Lenz und Liebe.
Aus der Vöglein Sangeskehle,
Aus den Blüten, süß berauschend
Weht es weich und lind Dir zu;
Aus den Lüften, aus den Wassern,
Braust in mächtigen Akkorden
Siegreich hin das Hohelied.
Und im Herzen, tief im Herzen
Weckt es hell ein jubelnd Echo,
Singt's und klingt's mit tausend Stimmen:
„O wie wonnig ist der Frühling,
Wie die Welt so maienduftig
Und wie selig ist die Liebe!"
— — — — — — — — — —
Wenn zwei Herzen sich gefunden,
Geht ein still geheimes Weben
Zwischen Erd' und Himmel nieder.
Lichte Engel, Friedensboten,
Breiten segnend ihre Schwingen
Und umschweben leis das Paar.
Heller scheinen Mond und Sterne,
Süßer duften alle Blumen,
Wenn zwei Herzen sich gefunden.
— — — — — — — — — —
Nimmer wird es ausgesungen,
Jenes uralt-ewig neue
Lied von Lenz und Liebe!

**Elsa Schneider.**

---

## Gedanken.

Von **L. v. Oberhofen.**

Wahre Bescheidenheit findet man selten. Meistens wohnt hinter der vorgeblichen der Wunsch, für besser als die anderen zu gelten.

*

Wenn wir uns genugsam selbst kennen, kann uns Schmeichelei anderer nicht schaden.

*

Jeder Mensch geht an einem unsichtbaren Gängelbande. Er glaubt sein eigener Leiter zu sein und er wird geleitet. Den einen führt sein Glaube, den anderen eine Hoffnung, der er nachgeht, des dritten Leiterin ist eine Liebe, bei noch anderen hält der Ehrgeiz das Gängelband, kurz — ungeleitet geht so leicht keiner.

*

Wenn unserem Charakter die Absicht zu Grunde liegt, nie zu täuschen, sind wir sehr oft dem Schicksale ausgesetzt, ge-

Digitized by Google

täuscht zu werden. Weil wir unsere Absicht auch bei anderen vermuten, sind wir zu harmlos, Schlechtes von ihnen zu erwarten.

*

In keinem Menschen liegt genug Willenskraft, um immer der Vernunft gehorchen zu können.

*

Selten wählen Herz und Geist das gleiche Ziel. Hat unser Herz die Wahl getroffen, zieht uns der Geist häufig nach anderer Richtung, und wo unser Geist anbetet, kann unser Herz oft nichts fühlen. — Es giebt jedoch Naturen, die nach dem Geiste lieben.

*

Du wirst leichter Geist an einem Dir fremden Menschen entdecken, als Herz.

*

Über vergangenes und unbekanntes, zukünftiges Leid stellt man oft weise Betrachtungen an; aber das gegenwärtige raubt uns oft jede Philosophie.

*

Wer seine Zeit, seine Kraft und seine Gedanken zu viel für kleine Dinge verwenden muß, wird unfähig, Großes zu verrichten.

*

Ein Unrecht, das wir uns so weit glaubten, kann so plötzlich über uns kommen, daß wir zuerst bezweifeln, es begangen zu haben.

*

Eine Leidenschaft erstirbt nur in uns, um einer anderen Platz zu machen.

*

Wenn wir unrecht gehandelt haben und wir denken darüber nach, so ist unsere Seele einer stillen, dunklen Straße vergleichbar, durch die als kühler Nachtwind die Reue geht, an die Fenster der Empfindung pochend, um zu erwecken zu neuem Kampfe um das Gute.

*

Eine schöne Frauenhand gewinnt an Bedeutung, wenn sie arbeiten kann. Schön sein ist leichter, als schön handeln.

*

Mancher Mensch, der das Leben bis zur Neige gekostet hat, der durch alles Böse hindurchgegangen ist, wird zuweilen davon schließlich so angeekelt, daß in diesem Ekel für ihn der Weg und die Rückkehr zum Guten liegt.

*

Wenn man sich die Mühe nimmt, ein Gefäß unter einen Filter zu halten, aus dem tropfenweise Wasser rinnt, so kann man sich ungefähr einen Begriff machen, wie langsam ernste, klare Erfahrungen in das Gefäß unseres Daseins fallen.

*

„Die Vernunft kommt mit den Jahren." Aber — mit der Vernunft kommen auch die Jahre, darum trachte man beizeiten vernünftig zu werden.

*

Um einen Menschen wahrhaft kennen zu lernen, muß man sich in materieller und seelischer Not befinden.

---

## Wiegenlied.

So schlafe in Frieden, mein Brüderlein,
Du hast ja ein Bettchen, und wär's noch so klein,
Ein schirmendes Dach, ein Herzchen voll Ruh,
So träume vom Paradiese Du!

Der Winter ist kommen, da friert manches Kind,
Da tanzen am Fenster die Flocken im Wind,
Sie singen: „Vergessen! verlassen! allein!"
O schlaf, sie meinen Dein Schwesterlein,

Auch Schwester, die hatte ein Paradies,
Bis sie der falsche Mann verließ.
Du wachse und werde ein besserer Mann —
Verzeihe Gott allen, die Böses gethan.

---

## Neue Bücher.

**Der Kuß.** Ein Capriccio von Gustav Falke. (München 1894, Verlag von Dr. E. Albert und Comp.)

Gustav Falke hat sich binnen kurzem in litterarischen Kreisen einen klangvollen Namen geschaffen. Sein Gedichtband „Tanz und Andacht" hat fast bei der gesamten Kritik eine überaus freundliche Aufnahme gefunden, und, wie ich freudig zustimme, mit Fug und Recht. Aber der Erfolg verpflichtet das Talent gegenüber der Öffentlichkeit; ein guter Name, der nicht an jedem Tage neu erkämpft wird, hört auf, gut zu sein. Gustav Falke ist sich der Pflichten gegen seine Begabung nicht bewußt gewesen, als er sein Capriccio „Der Kuß" veröffentlichte. Die kleine Dichtung stellt sich als ein ziemlich harmloser Scherz dar, der wohl von dem Dichter in glatte Verse und hübsche Reime gebracht ist, der aber gedanklichen Tiefgang und poetischen Hochflug vermissen läßt. Ich habe nichts dagegen, daß der Dichter seine Kraft auch an einem Stoff versucht, der scheinbar unter seinem Können liegt; die Berührung der echten Künstlerhand verwandelt selbst das Wertlose in blinkendes Gold. Es liegt mir in diesem besonderen Falle auch ganz fern, die Ausmerzung des Capriccios aus Falkes litterarischer Vergangenheit zu fordern; aber ich hätte es passender und bescheidener gefunden, wenn der Dichter ihm seinen Platz in einer größeren Sammlung angewiesen hätte. Die Veröffentlichung für sich mißt dem kleinen Scherze eine Bedeutung bei, die vor einer ernsteren Kritik nicht standhält.

P. N.

**Plebejerblut.** Moderner Roman von Paul Nachó. Zweite Auflage. (Dresden und Leipzig 1894, Verlag von Pierson.)

Ich muß gestehen, wo ich die Bezeichnung „moderner Roman" auf einem Titelblatt sehe, da gehe ich mit Mißtrauen an die Lektüre. Entweder hat man einen Tendenzdichter vor sich oder auch gar keinen Dichter, der dem Wörtchen „modern" die Zauberkraft zutraut, seine unterganggeweihte Ware über Wasser zu halten. Leider hat auch Paul Nachó mich nicht von meinem Mißtrauen zu bekehren vermocht; sein Roman ist ein Nachgeborener der pessimistisch-realistischen Litteratur, die heute schon recht tot und (der Verfasser verzeihe mir den schlimmen Vorwurf!) recht unmodern ist. Der Nachósche Roman führt uns drei „handelnde Menschen" vor, einen ideal angelegten Doktor der Medizin, einen real d. h. frivol denkenden Studienfreund und ein

Digitized by Google

Leipziger Ladenmädchen. Der Ideale verliebt sich in das Ladenmädchen und beschließt, trotz der Warnungen des Realen, sie zu heiraten. Um sie seiner Liebe und vor allem seiner gesellschaftlichen Stellung würdiger zu machen, verpflanzt er sie aus dem Schmutz ihres Elternhauses in ein feines Berliner Pensionat; aber die Sumpfpflanze vermag in dem neuen Boden nicht Wurzel zu fassen. Das „Plebejerblut" regt sich in Lene, wie die Heldin heißt; ihre Natur scheut vor aller Sitte und Reinheit zurück und sehnt sich nach der alten Freiheit zurück. Am Ende folgt sie ihrer Sehnsucht und betrügt den Idealen mit dem Realen, während jener zum Begräbnis seiner Mutter in die Heimat gereist ist. Die Schlußkapitel gehen in einem rührseligen Pessimismus unter: Lene sinkt von Stufe zu Stufe, bis sie in jenen Nachtcafés angelangt ist, wo die Liebe um Gold feil ist. Bei einem letzten Wiedersehen mit „ihrem Doktor" wird sie von diesem endgültig verstoßen und giebt sich nun aus Verzweiflung darüber den Tod. Zum Schluß sind wir in der Klinik, wo der Doktor die Leichenteile seiner einstigen Braut an die Studenten zu wissenschaftlichen Präparaten verteilt. Ich fürchte sehr, daß Paul Nachè mit seinem „modernen" Roman auch einen sozialen Roman hat schreiben wollen; das war ja immer das große Ziel, dem die Jüngsten zustrebten. Aber mit ihrem Pessimismus rissen sie die Kluft zwischen den Ständen nur noch tiefer auf, anstatt sie zu überbrücken, und wirken deshalb in antisozialem Sinne. Wenn der erzählte Stoff zu einem wirklich sozialen Roman sollte gestaltet werden, so mußte gezeigt werden, daß das „Plebejerblut" kein besonderer Saft ist und sich sehr wohl zur Vermischung mit dem anderer Stände eignet. Paul Nachès Roman ist bereits in zweiter Auflage erschienen — bestand die erste Auflage nur aus den Rezensionsexemplaren?! . . .

P. R.

---

## Vermischtes.

**Der Grützkopf im friesischen Wappen.** Die Friesen waren einst im Kriege mit den Dänen. Während der Schlacht gerieten die ersteren in Unordnung und nahmen die Flucht. Die friesischen Weiber, welche im Lager eben mit dem Breikochen beschäftigt waren, wurden ob der Feigheit ihrer Männer erbost, ergriffen ihre Grützköpfe und gingen mit denselben dem Feinde entgegen. Der Brei flog rechts und links den Dänen um die Ohren und ins Gesicht. Diese verwunderten sich über das seltsame Geschoß der tapfern Weiber und lachten anfangs; als die friesischen Männer von Scham erfüllt mit ihren Weibern umkehrten und dem Feinde kühn die Stirn boten, da kam die Reihe des Fliehens an die Dänen, und es hieß in der Folge, die friesischen Weiber hätten die Dänen vermittelst des Breitopfes in die Flucht geschlagen, ihre Männer hätten aber aus Dankbarkeit und zur Erinnerung an den Heldenmut ihrer Weiber den Grützkopf in das friesische Wappen aufgenommen. Th.

**Großer Fisch unterm kleinen Mantel.** An dem Hofe des alten Fritz trug es sich einst zu, daß ein königlicher Diener aus der Hofküche einen sehr großen Fisch stahl und ihn unter seinem Mantel verbergend davontrug. Der König begegnete dem Diener im Korridor und bemerkte die große Schwanzflosse, welche unten am Mantel hervorragte. Auf seine barsche Frage, was der Diener unter dem Mantel trage, stotterte dieser etwas Unverständliches hervor. Der gütige Monarch aber sagte: „Wenn Du wieder Lust nach Fischen hast, so ziehe entweder einen längeren Mantel an, oder nimm Dir einen kleinern Fisch." Th.

---

## Briefkasten.

Herrn R. W. in Str. Sehr gerne brächte ich öfters Humoristisches und feinere komische Beiträge, aber woher nehmen?! Die Menschen von heute haben so wenig echten Humor, und das, was sie so nennen, ist meistens derartig, daß ich es den Lesern nicht bieten kann. Besten Gruß. — Herrn E. W. in B. „Räuberhauptmann" könnte ich bringen, wenn Sie das „fielt" in der 2. Strophe beseitigen. Das Wort ist in Mittel- und Süddeutschland unverständlich. — Herrn M. Z. in St. Leider auch in der verbesserten Fassung nicht zu verwenden. — Herrn E. K. Berlin C. „Einer jungen Mutter" wird gelegentlich kommen. — Herrn Rektor W. R. in K. Die Beziehung auf die Loge raubt den beiden Gedichten die schlichte Natürlichkeit. — Herrn J. K. Ascania. „Aschersleb ener Bürger" ist richtig. Besten Gruß. — Frl. G. S. in B. Nicht übel, aber auch nicht gut. Und zwischen „Übel" und „Gut" klafft auch der Abgrund des Papierkorbes. — Frl. Joh. P. in H. Das Werk ist für den Anfang viel zu schwer verständlich. Aber wenn Sie durchaus „Philosophie betreiben" wollen, so versuchen Sie doch erst eine kürzere Geschichte der neueren Philosophie zu lesen, z. B. Falkenberg. (Leipzig 1886. Veit & Co.) Vielleicht wird Ihnen dann klar, daß solche Anschauungen, wie die in Ihrem sehr langen Briefe, mit Philosophie nichts zu thun haben. — Frl. E. Schl. in N.

„Ach, wie lieb' ich doch die Poesie . . ."
Gewiß; es ist die alte Geschichte:
Die Frauen quälen, was sie lieben, gern
Und darum schreibst auch Du Gedichte.

— Herrn Fr. L. in W. Das Werk ist sehr zu empfehlen. — Frl. A. S. Berl. W. Ich kann Ihnen hier unmöglich „die Titel der Hauptschriften zur Frauenfrage" abdrucken lassen. Wenn Sie sich anmelden, können Sie sich die Titel aller, die ich in meiner Bücherei besitze, es sind gegen 90, abschreiben. Sie umfassen die Zeit von 1707—1894. Am besten paßt mir Sonnabend 11—12. — Stud. med. St. in W. Ich kann die Spitzen in Ihren „Spitzen" nicht entdecken. Besonders unklar ist mir das Epigramm auf Jul. Wolff. Sollten Sie als künftiger Arzt niemand verletzen wollen? — Einsenderin von „Qual".

Der Liebe Qual ist Muse Dir gewesen,
Mir war es Qual, die „Qual" zu lesen.

---

## Inhalt der No. 37.

Sein oder Nichtsein. Roman von Robert Schweichel. Forts. und Schluß. — Haus Dodendorf. Roman von A. Marby. Forts. — **Beiblatt:** Der Gebirgssee. Von Oskar Linke. — Eine Laienpredigt. Von O. v. Leixner. — Bahrrecht. Von Agnes Harder. — Das ersorgte Vaterland. Von Karl Pröll. I. — Lenz und Liebe. Von Elsa Schneider. — Gedanken. Von L. von Oberhofen. — Wiegenlied. — Neue Bücher. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
# Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 38.

## Moderne Ehen.

Roman

von

**H. Schobert.**

### Erstes Kapitel.

„Sie sollten heiraten, Dita."

Das junge Mädchen, dem diese Worte galten, ließ das buntgestickte Spitzenstore, dessen eine Seite sie verschoben hatte, um auf die vornehm stille Straße zu sehen, hastig fallen und wandte sich der Sprechenden zu.

Diese richtete sich etwas aus ihrer liegenden Stellung auf der Chaiselongue in die Höhe, stützte den Ellbogen in das weiße Eisbärenfell, auf dem sie sich bisher wie ein Kätzchen gewälzt hatte, und lachte laut auf.

„Ich glaube gar, Kleine" — die Kleine war beinahe einen Kopf größer als sie — „Sie sind erschrocken? Die Bewegung wenigstens, die Sie eben machten, sah dem verzweifelt ähnlich. Aber im Ernst, Dita, das wäre doch nur Koketterie Ihrerseits. Mädchen in Ihrem Alter, ohne zusagende Heimat wie Sie, denken nicht allein daran, sondern sind auch nicht abgeneigt, eine vernünftige Partie zu machen. Ich darf mich eher wundern, daß das noch nicht geschehen ist. Beichten Sie, Kleine, was hat Sie bis jetzt davon abgehalten?"

Dita Krüger seufzte ein wenig als sie durch das dämmernde Zimmer auf Frau von Brynken zukam.

„Beichten? Ich fürchte, Stefanie, Sie würden gar nichts Interessantes zu hören bekommen."

„Ich auch!" gab diese zu und vertiefte sich in das Studium ihrer schlanken, außerordentlich schönen Hände, „denn wenn ich ehrlich sein soll, so traue ich Ihnen zwar eine große Portion kaltblütiger Überlegung, gewissenhaftes Abwägen aller Vor- und Nachteile, eine gute Dosis Phlegma zu, aber Leidenschaft, Herzenswärme, Unvernunft, kurz alles Interessante liegt Ihnen gottlob gänzlich fern. — So! Setzen Sie sich zu mir, Kleine! Es spricht sich schlecht zu jemand, den man nur aus einer unbequemen Lage ins Auge fassen kann; und nun meinen ersten Ausspruch in anderer Form: Warum haben Sie noch nicht geheiratet? Sie sind vierundzwanzig Jahre so viel ich weiß; das ist bei Ihrem Vermögen beinahe unglaublich."

Dita saß jetzt in dem tiefen Stuhl aus vergoldetem Bambus, der neben der Chaiselongue stand, lehnte den Kopf gegen die leuchtend rote Tuchstickerei, die ihn der Länge nach bedeckte, setzte die Füße auf das ebenso aparte Fußkissen, umfaßte mit beiden Händen die vergoldeten Stäbe, von denen Quasten und Schnüre herabhingen, und sagte ruhig:

„Sollte das wirklich so wunderbar sein, Stefanie?"

Zwei neugierige dunkle Augen hafteten über ihre Erscheinung. Es lag etwas Indiskretes, Beleidigendes in diesem Blick, und Dita stieg langsam das Blut in die Wangen.

„Sind Sie denn so furchtbar anspruchsvoll, Dita?" fragte Stefanie rasch. „Was wollen Sie eigentlich. Rang und Namen oder Stellung? Mein Gott, in Ostende gab es doch genug Männer, die Ihnen das geboten hätten, nachdem es erst einmal bekannt geworden, daß Sie eine reiche Hamburger Kaufmannstochter sind."

„O gewiß, das weiß ich genau."

Es klang etwas Trauriges, Resigniertes aus den wenigen Worten, ihr selbst vielleicht unbewußt, aber Stefanies Ohr hatte das aufgefangen; sie lachte wieder.

„Thun Sie mir den einzigen Gefallen, Kind, und werden Sie nicht sentimental. Das Dümmste, was es im Leben geben kann, ist, wenn man in Heiratssachen nur das Herz mitsprechen lassen will. Es kommt dann hinterher meist eine ganz gräßliche Ernüchterung. Also noch einmal. Wie und was soll er sein?"

„Auf die Gefahr hin, Ihnen lächerlich zu erscheinen, Stefanie," sagte Dita, sich ein wenig vorbeugend, „will ich doch ehrlich antworten. Ich habe



Digitized by Google

in meinem ganzen Leben keinen Menschen gehabt, den ich lieben konnte, der mich wieder geliebt hätte, und da mag sich denn wohl eine große Portion Gefühlsüberschuß bei mir angesammelt haben, so groß, daß er allein meine Zukunft bestimmen wird. Entweder ich finde einen Mann, den ich mit der ganzen Kraft meines Herzens lieben kann, der dessen wert ist, der in mir nur das einsame, darbende Mädchen sieht, dann ist es mir gleich, wer oder was er ist, ich werde ihn immer zu meinem Herrn, dem Inhalt meines Lebens machen, oder — ich heirate nie!"

Eine Weile Schweigen. — Dann sagte Stefanie spöttisch:

„Ich finde, Sie sind sehr anspruchsvoll, Dita."

„Warum?"

„Ihnen hat das Leben schon das Beste in den Schoß geworfen, Reichtum! Können Sie nicht damit zufrieden sein? Müssen Sie auch noch lieben und geliebt sein wollen? Kind, diese ganze Gefühlsseligkeit ist Truggold, man glaubt es zu halten und zwischen unseren Händen ist es schon zerronnen; seien Sie praktisch, Dita, wenn schon einmal geliebt sein soll, lassen Sie ‚ihn' lieben. Sie halten sich einen klaren Kopf, es lohnt der Mühe."

„Und Sie, Stefanie, die Sie so sprechen, sind selbst verheiratet," sagte Dita beinahe empört.

„Eben deshalb bin ich kompetent, Kleine! Solche Ideen die Sie haben sind Märchen für große Kinder. Ein einziger Blick in die Welt mit offenen Augen heilt uns schon. Ich denke nicht viel nach, es giebt häßliche Falten und nimmt den Lebensgenuß; das aber hat sich mir denn doch überall deutlich genug aufgedrängt, ich brauchte meinen Verstand nicht einmal sonderlich anzustrengen: auch unsere Gefühle sind dem Wechsel unterworfen wie alles andere in der Natur. Wir selbst werden — reifen — vergehen — unsere Ansichten wechseln, unsere Ansprüche, unser Aussehen — und nur die Liebe sollte unwandelbar sein? Wunderliche Idee! — Wenn sich auch heute zwei ‚zum Fressen' gern haben, nach ein paar Jahren ist es doch nur Gewohnheit, was sie zusammenhält; und ist das Herz ein Ding, was dann noch weiter lebt, wird es mit seinen heißesten Gefühlen, so lange sie dauern, vielleicht einen anderen umfassen . . . Weshalb stehen Sie auf, Dita?"

Dita hatte sich wirklich erhoben, ihr war, als müsse sie unter diesen Worten ersticken, als fühle sie einen körperlichen Schmerz, zugleich mit einem Gefühl der Abneigung gegen die Sprechende.

„Hören Sie auf, Stefanie. Wie können Sie glücklich sein, wenn Sie so etwas zu sagen imstande sind — wie können Sie Ihren Gatten glücklich machen . . . Verzeihung, wenn ich dergleichen ausspreche, aber Sie selbst haben es heraufbeschworen mit Ihren häßlichen Worten."

Stefanie lachte wieder; ein kleines bißchen bösartiger, ein kleines bißchen schriller wie vorher.

„Bei Gott, Dita, Sie sind sentimental! Himmel, wie man sich doch im Menschen täuschen kann! Was ich Ihnen sagte, entsprang nur dem Wunsch, Ihnen offene Augen für das wirkliche Leben zu geben, deshalb müssen Sie mich auch noch weiter anhören..."

„Ich bitte Sie, Stefanie, lassen Sie es genug sein. Illusionen brauchen Sie mir nicht erst zu nehmen, ich habe keine mehr."

Frau von Brynken sprang hastig auf.

„Dita, Sie sind über sich selbst gewaltig im Irrtum, diese ganze Idee von Liebe und wieder Liebe paßt wirklich gar nicht zu Ihnen. Ich bleibe dabei, im Grunde Ihres Herzens sind Sie eine kühle, passive Natur, die sich am wohlsten ohne alle Aufregung befindet, deshalb begreife ich nicht, warum Sie Ihrem Vetter so abgeneigt bleiben. Das alte Kaufhaus in Hamburg, in dem Sie seit Generationen ansässig sind, muß doch wenigstens den Zauber der Pietät auf Sie ausüben; auch ist Mr. James ein ganz ansehnlicher Mann."

„Nein!" sagte Dita hart und ließ unentschieden, ob sie damit die Pietät oder den Vetter meinte, dann nach einem Weilchen setzte sie fragend hinzu:

„Tante Auguste hat Ihnen geschrieben, nicht wahr?"

Frau von Brynken zögerte ein wenig.

„Ja," sagte sie endlich entschlossen. „Ich muß gestehen, ich begreife es sehr wohl, daß sie ihr Herz an Ihre Heirat mit James gehängt hat. Einenteils mag es ihr peinlich sein, die Tochter durch den Neffen verdrängt zu sehen, andernteils hat sie wohl den Wunsch, das Geld in der Familie zu behalten."

„Ja, das ist es, mein Geld!" wiederholte Dita bitter.

„Ach, Kleine, seien Sie nicht kindisch; auf Geld basiert heutzutage alles; es ist schließlich auch das einzige, das bestehen bleibt. Und, Dita — warten Sie nicht allzulange auf die himmlische Liebe, es lohnt nicht! Sehen Sie mich an, ich spreche aus Erfahrung, Theo und ich waren vor zehn Jahren so toll und blind ineinander verliebt, daß er jede Dummheit um mich beging, sogar die, mich zu heiraten. ‚Ein Herz und eine Hütte', schwärmten wir damals. Jetzt schüttelt mich bei dem Gedanken ein Schauer. Ein wahrer Segen, daß man uns nicht beim Wort nahm; Herrgott, was wäre wohl daraus geworden! Theos Onkel starb glücklicherweise und hinterließ ihm sein Vermögen, dann war er ein tüchtiger Pferdekenner und ein vorzüglicher Reiter, so widmete er sich nun ganz dem Sport. Augenblicklich ist er in Ungarn, um für den Herzog Y. einen Rennstall einzurichten, die materielle Seite unseres dummen Streiches hat sich also noch gnädig genug angelassen. Was aber ist aus unserer überschwenglichen Liebe geworden? Wir haben uns gern, gewiß! Theo ist ein repräsentabler Mann, an dessen Seite sich jede Frau ungeniert zeigen kann, auch quält er mich nicht übermäßig, was sich schon nicht von jedem Ehemann sagen läßt; aber wir fallen weder in Raserei, wenn wir uns auf Monate hinaus trennen, noch in Verzückung, wenn wir uns wiedersehen. Wir üben gegenseitig große Toleranz und inkommodieren uns möglichst wenig, wenn wir zusammen sind. Sehen Sie, das ist das Resultat einer tollen Liebesheirat, und sie ist noch gut ausgefallen im Vergleich zu anderen, die ich Ihnen erzählen könnte, wenn Sie danach Verlangen tragen."

Digitized by Google

„O nein!“ fiel ihr Dita fast traurig ins Wort, und ein langer Seufzer schloß sich dem an. In ihrem Herzen fühlte sie plötzlich Teilnahme für die Frau erwachen, die ihr noch vor einer Viertelstunde gleichgültig, fast unsympathisch gewesen war; der Ton, in dem sie gesprochen, hatte so bitter sarkastisch geklungen, daß Dita ein wundes Herz herauszuhören glaubte. Sie kannte ja Herrn von Brynken nur dem Namen nach. Aber selbst das zarteste Trostwort schien ihr unmöglich, ohne die Frau zu verletzen, denn sicher hatte Stefanie nicht im entferntesten beabsichtigt, ihr Mitleid zu erregen.

Dita empfand es betrübend, daß man selbst bei einem Mitgefühl, das aus dem Herzen kam, auf der Hut sein mußte, aber das Leben hatte sie bereits gelehrt, zu schweigen.

In diesem Augenblick schlug die Uhr auf dem Kamin halb.

„Wie spät ist es?“ fragte Stefanie emporschnellend, denn sie hatte sich nach dem Ende ihrer Erzählung wieder gesetzt. „Wissen Sie es, Dita?“

„Halb sieben.“

„Halb sieben? Und wir sitzen hier noch im Dunklen anstatt Toilette zu machen? Kommen Sie, es ist nötig, daß wir uns sehr beeilen, wenn wir noch in den Cirkus wollen.“

Sie faßte Dita unter den Arm und zog sie durch die anderen Zimmer auf den Korridor hinaus, an dem das Fremdenzimmer lag.

„Machen Sie sich recht hübsch, Kleine!“ rief sie ihr zu, und dann schallte ihre Stimme, laut nach der Zofe rufend, durch die stillen Räume.

## Zweites Kapitel.

Dita fand bei ihrem Eintritt schon die Lichter am Toilettentisch angezündet, setzte sich davor und begann mit wenigen raschen Griffen ihr Haar neu zu ordnen. Sie that es mechanisch, das Herz war ihr schwer geworden von Stefanies Worten. Dann ließ sie lässig die Hände sinken und starrte in den Spiegel. Die Zeit war für sie viel zu reichlich bemessen, denn sie war noch in der Lage, all die kleinen Künste entbehren zu können, denen Stefanie ihr gutes Aussehen verdankte, aber sie war gerecht genug, „noch“ zu sagen und sich nichts darauf einzubilden, daß sie in diesem Punkt der um zwölf Jahr älteren Frau überlegen war. Selbstverständlich würde sie nach einem gewissen Zeitraum genau das Gleiche thun, und deshalb fiel es ihr nicht ein, etwa jetzt die Nase zu rümpfen.

Sie begann sich aufmerksam zu betrachten.

Das Licht beleuchtete sie scharf von der Seite; das war unvorteilhaft, aber was Dita sehen wollte, sah sie doch. Ein kurzes, volles Oval, kastanienbraunes Haar mit einem Stich ins Rötliche, nach der neusten Mode frisiert; kleine, kunstvolle Löckchen, an der rechten Seite der Stirn fast die feine, scharf gezeichnete Augenbraue berührend, eine fest geformte stumpfe Nase, blaßrote, volle Lippen, matten Teint und große mit schwarzen Wimpern umsäumte Augen von tiefgrauer Farbe, in denen das Weiße bläulich schimmerte.

Diese Augen blickten ernst und kühl. Sprach man ihr deshalb Herzenswärme ab, hielt sie für überlegend und anspruchsvoll?

„Ich wollte, ich wäre es,“ dachte Dita mit einem tiefen Seufzer. „Vielleicht hat Stefanie recht, daß die blaue Blume des Glücks nicht für jeden gewachsen ist, vielleicht warte und hoffe ich auf eine Chimäre, ist mein Herz wirklich zu kühl, um das zu empfinden, was ich so innig ersehne. Ich suche Liebe und finde sie nirgends, vielleicht sollte ich resignieren, einen guten, klugen Mann nehmen, nicht zu alt, nicht zu jung, ein Heim hätte ich dann wenigstens, in das ich hinein gehörte . . .“

Sie stützte den Kopf in die Hand, ihre Augen umflorten sich.

„Kann ich überhaupt lieben?“ fragte sie ihr Spiegelbild eindringlich. „Ach, ich weiß es nicht! Hatte ich jemals Gelegenheit dazu? Mein Leben ist hingeflossen wie ein klarer Bach und wird voraussichtlich so weiter fließen bis zum Ende. Weder ein herzbewegendes Leid, noch eine herzbewegende Freude ist mir je nahegetreten und hat mich bis ins Innere aufgerüttelt, ich weiß also nicht, wie stark mein Empfinden sein kann. Mutterlos seit meiner Geburt, hat man mich vor äußeren Unbilden geschützt, mich gut gekleidet, genährt, erzogen, aber Liebe fand ich nirgends.“

Und sie dachte daran, wie selten sie ihren Vater gesehen, denn er teilte seine Zeit zwischen dem Comptoir und seinen Vergnügungen. Sein Tod hinterließ keine Lücke in ihrem Dasein. Dann war Vetter James aus New-York zurückgekommen, und das unglückselige Heiratsprojekt war aufgetaucht, denn der Vater hatte in seinem Testament, der alten Firma zuliebe, James als Haupterben eingesetzt und ihren Anspruch mit Geld abgefunden; freilich wohl in der stillen Voraussetzung, es sollte alles in einer Hand, auch sie im alten Kaufhaus bleiben, aber dem hatte sie sich vom ersten Augenblick an widersetzt.

Vetter James' ganze Persönlichkeit, seine hochaufgeschossene, schmale Gestalt, das blasse, ausdruckslose Gesicht mit dem dünnen blonden Haar und Bart, seine Yankeemanieren, die er ostentativ zur Schau trug, die ganze kühle Herzlosigkeit, die von ihm auszuströmen schien, berührte sie unangenehm. Ihn — o Gott nein — ihn niemals zum Mann!

„Ich bin keine Ware, die sich kaufen, kein Erbstück, das sich willig nehmen läßt,“ dachte sie mit herbem Stolz und schloß die Lippen fester. Mochte Tante Auguste noch so viel intriguieren, Stefanie noch so viel sprechen, das that sie auf keinen Fall, lieber einsam bleiben wie bisher. Sie stand auf und zog das Hauskleid von der hohen, vollen Gestalt, wunderbare Schultern und Arme dabei enthüllend, aber ihre Schönheit ging eindruckslos an ihr selbst vorüber, und dann erforderte das Zuknöpfen der engen Taille von russisch grünem Tuch ihre volle Aufmerksamkeit. Sie hörte Stefanies helle Stimme beim Öffnen der Thür, die zur Eile mahnte,

Digitized by Google

schloß den Kragen mit einem kleinen Hufeisen aus Brillanten, schob die erbsgroßen, wasserhellen Steine in die feinen Ohrläppchen, streifte die langen, dänischen Musketairhandschuhe über die Hände, ein halbes Dutzend Armreifen hinterher, und dann kam die Zofe, um dem Fräulein beim Anlegen des engen, pelzverbrämten Plüschjäckchens zu helfen. Der große Rembrandthut mit den prächtigen Federn wurde noch um eine Linie tiefer gerückt und Dita war fertig.

Nicht lange danach erschien auch Stefanie im Wohnzimmer. Sie zankte mit dem Mädchen, das ihr den Schleier zu fest gebunden, sah aber in ihrem roten Abendmantel, dem kleinen koketten Hut und Schleier beim Lampenlicht so ausgezeichnet aus, daß Dita im stillen darüber ihre Betrachtungen anstellte.

Auch Stefanie musterte mit verstohlenen Seitenblicken ihren jungen Gast und umfaßte mit geübtem Auge jede Kleinigkeit ihres Anzugs und Aussehens.

„So dumm sie ist, so vorzüglich versteht sie es, sich vorteilhaft anzuziehen," dachte sie etwas ergrimmt. „Theo würde ihr ohne Zweifel gewaltig die Kur machen, wenn er sie sähe."

Dann fuhr die Droschke vor, die Damen stiegen ein.

„Nach dem Cirkus," instruierte auf dem Trottoir stehend das Mädchen den Kutscher, und fort rollte der Wagen.

## Drittes Kapitel.

Es war spät, als sie ankamen, die Vorstellung hatte schon begonnen. Der Portier öffnet ihnen den Schlag, und während Stefanie zwei Logenbillets nimmt, drückt Dita fröstelnd das Gesicht in den Muff, denn ein eisigkalter Luftstrom durchströmt den kleinen, menschenleeren Vorraum.

„Kommen Sie doch, Dita," ruft Stefanie ungeduldig, „es zieht hier abscheulich."

Dann schlug der rote Vorhang vor ihnen auseinander, und sie traten in den licht- und menschengefüllten Zuschauerraum. Der Logendiener war beflissen, den beiden eleganten Damen behilflich zu sein, ihre Plätze zu finden, legte Zettel und Opernglas vor sie hin und nahm dankend Stefanies Trinkgeld entgegen.

Sie hatten die Loge für sich allein, ein Umstand, der Frau von Brynken sehr erwünscht war, sie kauerte sich bequem in ihre Ecke und hielt sofort Umschau unter dem Publikum, während Dita, steif und aufrecht sitzend, ihre ganze Aufmerksamkeit der Manege zuwandte. Sie sah deshalb nichts von dem gespannten Ausdruck in Stefanies Augen, nicht das unruhige Zucken ihrer Mundwinkel und erschrak fast, als diese plötzlich halb aufschnellte, hastig an dem Opernglas drehte und eifrig nach einer anderen Loge hinüberzuspähen begann. Dann lächelte Stefanie, und ihre Wangen nahmen eine intensivere Färbung, ihre Augen lebhafteren Glanz an. In der Loge, die dergestalt ihre Aufmerksamkeit erregt hatte, saßen zwei Herren; der eine ein schlanker, großer Reiteroffizier, der andere im Pelz und Cylinder, ebenfalls groß und schlank.

Der Offizier hatte auch die Damen bemerkt, er faßte an die Mütze, lächelte, verbeugte sich wiederholt, und Stefanie erwiderte das ungeniert, ja, sie hob die Hand im perlgrauen Handschuh und winkte sogar ein wenig, als gälte es eine Einladung zum Herüberkommen. Ein Glück für sie, daß sie nicht hört, was der Herr in Civil in diesem Augenblick zu seinem Bruder sagt:

„Ich bitte Dich, Cedrik, verschone mich, wenn es Dir irgend möglich ist, mit der Brynken. Du weißt, Frauen der Art sind gar nicht mein Geschmack; und das hätte noch am wenigsten zu sagen, aber ich möchte keine Beziehungen wieder anknüpfen, deren allmähliches Zerreißen ich mir habe angelegen sein lassen; vor allen Dingen möchte ich Theodor vermeiden."

„Theo ist zur Zeit gar nicht hier," antwortete der Lieutenant etwas gereizt, „und was mich anbelangt, so kannst Du unmöglich verlangen, daß ich, aus Rücksicht auf alberne Klatschereien, gegen eine Frau unhöflich sein soll, die mir ihr Haus geöffnet, freundlich gegen mich ist, und deren Gatte mir durch verwandtschaftliche Bande nahe steht."

„Leider," seufzte der andere.

„Aber Hans," fuhr jetzt Cedrik entrüstet auf, „wie kommst Du mir denn nur vor? Wenn Schwester Berta und ihr Mann aus diesem Horn blasen, so hält man das schließlich ihrem engen Horizont zu gute, auf solch einem Kotten muß man ja einseitig werden, aber Du, ein Mann von Welt, der doch auch gelebt und seine Erfahrungen für sich hat, sollte am Ende toleranter sein. Übrigens ist Stefanie nicht allein, wie Du siehst. Ich werde natürlich die erste Pause benutzen, sie zu begrüßen, und wenn Du darauf bestehst, nicht mitzugehen, so habe wenigstens die große Freundlichkeit und hilf mir einen plausiblen Vorwand ausdenken, der sie nicht beleidigt — mir scheint das aber beinahe ein Ding der Unmöglichkeit."

Hans Henning von Antlau sah etwas geärgert und unbehaglich aus.

„Wenn ich diese Begegnung geahnt hätte, wäre ich lieber wo anders hingegangen," murmelte er.

Cedrik lächelte, verwischte das aber, indem er den langen Schnurrbart strich:

„Du thust wahrhaftig, als wäre Stefanie die gefährlichste Circe der Welt, als wirke schon ihre bloße Nähe paralysierend auf die Tugend. Sehr schmeichelhaft übrigens."

„Du irrst Dich vollkommen, ich fürchte nur, nicht den rechten Ton zu treffen, und das ist mir peinlich. Berta und ihr Mann, ich selbst, haben Brynkens vollkommen fallen gelassen, Du verkehrst bei ihnen, nun bin ich in der unangenehmsten Zwangslage."

Cedrik lachte.

„Gott, Hans, von welch göttlicher Schwerfälligkeit bist Du doch! Mache Dir keine Gedanken, alter Junge, Stefanie hat, so viel ich beurteilen kann, einen ausgeprägten Mangel an Familiensinn. Bertas Verkehr hat sie thränenlos verschmerzt, und ich glaube den Deinen auch, da ich ihr immer noch geblieben

Digitized by Google

bin. Und nun ist Miß Wanda mit ihren Evolutionen zu Ende, nun komm, lieber Sohn."

Der Offizier erhob sich, und der ältere Bruder folgte ihm, da er absolut nicht die Möglichkeit sah, es zu ändern ohne empfindlich zu beleidigen; und dazu war er einesteils zu gutmütig und wohlerzogen, anderenteils fand er auch nicht genügend Grund.

Stefanie rückte indessen unruhig auf ihrem Sitz umher, sie konnte es gar nicht erwarten, daß diese Nummer zu Ende ging, sie dünkte ihr endlos.

Endlich — endlich! Ein Klatschen und Bravorufen, Miß Wanda verschwand. Auch Stefanie hatte in die Hände geschlagen, obgleich ihre Augen nicht einen Augenblick die Insassen der anderen Loge verlassen hatten. Sie erhoben sich — kamen her . . . sie seufzte tief auf — Hans Hennings unerwartete Gegenwart schien ihr anfangs einen Strich durch die Rechnung machen zu wollen und hatte sie beunruhigt, — nun erst war sie zufrieden.

Mit bezaubernder Liebenswürdigkeit streckte sie gerade diesem zuerst die Hand entgegen.

„Willkommen, Hans Henning! Sind Sie auch einmal wieder hier? Das ist ja eine seltene Freude, Ihnen zu begegnen."

Die Blicke des Offiziers streiften verstohlen lächelnd das Gesicht seines Bruders; er sah ein wenig betreten aus, und die Art seiner Antwort, so höflich sie war, stach doch merkbar von Stefanies gewinnender Herzlichkeit ab.

„Aber vor allen Dingen gestatten Sie mir, liebe Dita — die beiden Freiherrn von Antlau, meines Mannes Vettern, Fräulein Dita Krüger, eine liebe junge Freundin, die mir der Ostender Strand beschert hat, und die so menschenfreundlich ist, mich jetzt in meiner Strohwitwenzeit zu trösten. Auf andere hätte ich wohl auch vergebens gerechnet," schloß sie mit einem strafenden Blick auf Cedrik.

„Aber gnädigste Cousine, ich bin vorgestern abend erst zurückgekommen. Sie wissen doch, daß ich vierzehn Tage auf Jagd zu Seiner Durchlaucht dem Prinzen Christian geladen war."

„Und seit wann ist Hans Henning hier?"

„Er lief mir gestern gerade über den Weg, als ich vom Dienst nach Hause kam. Mein Erstaunen! Die Depesche, die mir seine Ankunft melden sollte, lag inzwischen friedlich auf meinem Schreibtisch."

„Bleiben Sie lange hier, Hans?"

„Nein, ein bis zwei Tage."

„Aber warum so eilig? Ich an Ihrer Stelle wäre froh, wenn ich im Winter mein altes Rattennest einmal im Rücken hätte. Die Großstadt muß für Sie doch doppelten Reiz haben, Hans?"

„Puh! Reden Sie nicht so despektierlich, gnädigste Cousine," lachte Cedrik. „Unser Hans Henning ist aus anderem Schrot und Korn."

„Verleumdung, Hans, nicht wahr?" rief Stefanie gutgelaunt. „Solche Ausnahmen wären unverbaulich. Aber wollen sich die Herren nicht setzen? Hinter uns ist reichlich Platz, nun kommt wohl keiner mehr."

Das that Cedrik denn sofort, und auch Hans Henning entschloß sich dazu.

Dita hatte noch kein Wort gesprochen seit der Vorstellung, es wäre ihr auch unmöglich gewesen, da Stefanie die Situation vollständig beherrschte; aber ihr Blick hatte die beiden Herren gestreift, und sie entsann sich nicht, daß ihr jemals der erste Eindruck einer Persönlichkeit so sympathisch gewesen wäre, wie dieser junge Offizier.

Es war weniger positive Schönheit der Züge, die ihr auffiel, sie hatte nicht einmal eine deutliche Vorstellung davon, ob er wirklich schön zu nennen war, aber der Ausdruck des Gesichts nahm sie im ersten Augenblick gefangen.

Aus den funkelnden blauen Augen lachte die heiterste Sorglosigkeit, vielleicht war es sogar Leichtfertigkeit, aber wie Sonnenschein überflutete es die ganze Person des Mannes. Die roten Lippen, die sich über festen, weißen Zähnen teilten, überschattet vom dunklen Schnurrbart, zeigten sich vielleicht im Lächeln von der vorteilhaftesten Seite, jedenfalls war dieser Gesichtsausdruck ihm der gewohnteste, und selbst das Grübchen in der linken Wange machte im Verein mit der frischen rötlichen Haut keinen weibischen Eindruck, sondern erhöhte nur das Sonnige seiner Erscheinung. Dita war sich bewußt, im ganzen wenig auf äußere Schönheit zu geben, aber Cedrik von Antlaus Äußeres that es ihr beim ersten Sehen an. Sie hatte kaum auf den älteren Bruder geachtet, nur eine dunkle Vorstellung von einem ernsten Gesicht, schwermütigen Augen und spitz zugestutztem Vollbart war ihr geblieben.

Er beugte sich jetzt zu ihr herab und begann Konversation zu machen, jene endlosen, banalen Redensarten, auf die zwei einander fremde Personen ausschließlich angewiesen sind. Sie antwortete ihm, wie es sich gehörte, ohne Hast, ohne Interesse, das Prototyp eines wohlerzogenen, sanft langweiligen Mädchens der guten Gesellschaft.

Stefanie warf einen hastigen Blick auf die beiden und richtete dann ihre Augen auf Cedrik.

„Wie glücklich bin ich, daß wir uns wiedersehen," stand darin.

Er sah heiter zu ihr nieder, sie sah hübsch aus. Ihre Wangen waren gerötet, ihre Augen funkelten in eigentümlichem, fast unnatürlichem Glanze, den roten Mantel hatte sie geöffnet und das zartgraue Tuchkleid darunter mit der orientalischen Stickerei um den Kragen kleidete sie vortrefflich.

„Ich hoffe Sie jetzt oft zu sehen, Cedrik," sagte sie halblaut.

„So oft es mir meine Zeit gestattet. Aber —" er machte eine schnelle, unmerkliche Kopfbewegung zu Dita hinüber. — „mußte das sein?"

„Es ist klüger und — ungefährlich."

Er zuckte leichtfertig die Achseln.

„Bah, Stefanie! Ich liebe keine Partie à trois."

Jetzt lächelte Stefanie. „Unbesorgt, sie ist dumm und phlegmatisch. Es ist der Leute wegen, Cedrik."

Nun wandte sie sich der Manege zu, und der Lieutenant warf einen forschenden Blick auf Dita.

„Ein hübsches Mädchen," dachte er, als er ihr Profil betrachtete. „Eine superbe Figur!"

Digitized by Google

Dann war Pause, man erhob sich, um in die Ställe zu gehen, auch Cedrik stand auf.

„Wollen wir uns der Menge anschließen, meine Herrschaften?“

„Ja natürlich,“ rief Stefanie lebhaft. „Pferdepassion und Pferdeverständnis ist das einzige, was ich Theo verdanke.“

Sie stiegen die paar Stufen in der Loge empor, die Damen zuerst, dann der Offizier, zuletzt Hans Henning.

„Wahrhaftig, eine wunderbare Figur,“ dachte Cedrik noch einmal, als er hinter Dita herging. „Außerordentlich chic gekleidet, und diese Brillanten! Sind sie echt, trägt die Kleine ja ein Vermögen mit sich herum. Ich muß doch einmal bei Stefanie auf den Busch schlagen.“

Zwei und zwei gingen sie jetzt durch die Ställe, auf dem schmalen gepflasterten Gang, der an einer Seite von den Ankleidezimmern der Künstler, auf der anderen von den Ständen flankiert wurde, in denen ausgesucht schönes Pferdematerial die Augen der Kenner entzückte, während die Nasen von jenem eigentümlichen Duft gekitzelt wurden, der das ganz besondere Attribut des Cirkus ist.

Stefanie blieb zuweilen ganz entzückt stehen, bewunderte die schlanken Glieder, das glänzende Fell eines besonders schönen Tieres und erreichte dadurch ihren Zweck, ein unauffälliges tête-à-tête, vorzüglich. „Sie haben mir nicht einmal geschrieben, Cedrik, obgleich Sie es mir fest versprachen,“ sagte sie vorwurfsvoll.

„Aber beste Stefanie, mir mangelte die Zeit, und dann bin ich kein Held der Feder, das wissen Sie.“

„Ich bin hier fast vor Langeweile gestorben. Wollte ich nicht aus Verzweiflung irgend eine Dummheit machen, mußte ich Gesellschaft haben um jeden Preis. Da schrieb ich an Dita.“

„O, mir ist es schließlich recht.“

„Nein, Cedrik, nein, Sie sind geärgert, und das freut mich gerade. Man muß es Euch Männern etwas schwer machen, nur dann bleibt es ein Reiz für Euch. Ich glaube, ich hatte Sie etwas zu sehr verwöhnt.“

„Das denken Sie doch im Ernste nicht, Stefanie,“ lächelte er heiter. „Sie und verwöhnen! Das können Sie gar nicht! Sie sind ein Kobold, aber ein amüsanter.“

Um ihre Lippen zuckte es, allein sie waren den anderen zu bedenklich nahe gekommen, um noch ein intimeres Wort zu riskieren.

„Hat Ihnen Theo geschrieben?“ fragte Cedrik.

„Theo? O, der schreibt nie! Ehrlich gestanden, hier könnte passieren was da wollte, ich wüßte nicht einmal seine Adresse, um es ihm mitzuteilen. Voraussichtlich geht es ihm also gut.“

„Wann erwarten Sie ihn zurück?“

„Ich weiß gar nichts.“

„Vielleicht überrascht er Sie, und ist heut abend schon zu Hause, wenn Sie heimkehren.“

„Nein, das thut Theo nie!“ sagte Stefanie mit gewichtiger Betonung. „Es ist der einzige Punkt, in dem er rücksichtsvoll ist. Sie müssen mir doch auch zugeben, nichts ist fürchterlicher wie sogenannte Überraschungen. Wenn er morgen kommt, bin ich heut im Besitz einer Karte, die seine Ankunft anzeigt.“

„Außerordentlich vernünftig,“ bemerkte Cedrik, indem er nach dem Säbelkorb griff, um das Rasseln der schleppenden Waffe zu unterbrechen. „Wirklich außerordentlich! Ich werde mir das merken.“

Sie sah ihn etwas empört an, und unter diesem Blick begann er zu lächeln, spitzte den Mund und pfiff halblaut ein paar Takte aus Offenbachs schöner Helena.

Stefanies Augen blitzten. „Sie sind ungezogen, Cedrik!“ Sie kannte den Text dazu ganz genau.

„Seien Sie nicht böse, liebe Stefanie,“ bat er reuig. „Ich bin nun einmal ein ganz unverschämter Bursche, aber Sie kennen mich ja, und damit ist alles gesagt.“

Er sah bestrickend aus, als er ihr in die Augen blickte, ihr Zorn war längst verflogen, scherzend drohte sie ihm nur noch mit dem Finger. — Sie standen jetzt in der Nähe des Manegeneingangs, ein Wärter gurtete noch an einem prächtig aufgezäumten Schimmel, dem Repräsentanten der nächsten Nummer. Hans Henning und Dita hatten dort Posto gefaßt, um die Nachzügler zu erwarten, und da ihr Gespräch ziemlich einsilbig geführt worden war, so trat Dita einen Schritt vor, um den goldgestickten Sattel zu betrachten. Gleichzeitig machte aber auch das Pferd zwei Schritte rückwärts und hob dann ein Hinterbein, als wolle es ausschlagen.

Mit einem Schreckensschrei flog Dita zur Seite, sie zitterte sichtlich, und ihr Gesicht war bis in die Lippen erblaßt.

„Ich wußte nicht, daß Sie so feig sind, Dita,“ sagte Stefanie halb lachend, halb geringschätzig.

Dita hob den Kopf, sie blickten einander an.

„Ich wüßte nicht, welch Heldenstück es wäre, einer Gefahr zu trotzen, deren Folgen uns fürs Leben elend machen können und durch deren Mißachtung niemand geholfen, nichts gebessert wird,“ entgegnete Dita ruhig.

„Ganz meine Meinung,“ pflichtete ihr Hans Henning bei. Stefanie bohrte ihre glänzenden, dunklen Augen intensiv in Ditas klare graue.

„Das ist genau genommen sehr philosophisch gedacht,“ sagte sie endlich, „aber jeder kann es nicht. Es gehört eben weder Blut noch Nerven dazu. Klug, ja, klug mag es sein! Ich aber für mein Teil will lieber in der Gefahr zu Schaden kommen, als vorher die Folgen ängstlich abwägen. Sehen Sie, Dita, das ist der Unterschied zwischen uns.“

Sie wandte sich mit einer scherzenden Bemerkung an Hans Henning, und Dita errötete langsam, aber desto peinlicher. Ihr kam es vor, als hätte man sie soeben an den Pranger stellen wollen, als sollte sie sich beschämt fühlen, und doch wußte sie nicht einmal recht weshalb. Aber das Gefühl blieb, so sehr sie auch dagegen ankämpfte. Infolgedessen wurde sie noch einsilbiger als bisher, trotzdem ihr Begleiter sich alle Mühe gab, sie das Unbehagen vergessen zu machen.

„Ich glaube, Hans Henning versucht Dita die Cour zu machen, Cedrik,“ sagte Stefanie in demselben Augenblick, die Lider etwas zusammenkneifend und

Digitized by Google

nach den Voraufgehenden sehend. „Wie finden Sie sie übrigens?“

„O, nicht übel. Eine pompöse Figur und ein hübsches, ruhiges Gesicht.“

„Ja, eine Haremsschönheit. Fett und dumm; für Euch Männer genügt das meistens.“

Er lachte laut auf. „Sie charakterisieren vorzüglich, Stefanie, aber mit mehr Geist wie Herz.“

Sie sah seitwärts. „Wer sagt Ihnen denn, daß ich ein Herz habe? Das sind Ammenmärchen, Plunder für die Rumpelkammer, mon ami. Aber wissen Sie, was ich vorschlage? Wir bleiben nur noch kurze Zeit hier und verabreden jetzt, wohin nachher. Schrecklich, erst eine Weile im Zuge stehen müssen, ehe man schlüssig wird, denn bekanntlich dauert nichts länger als Überlegung am Thoresschluß. — Nun, wohin?“ wiederholte sie, als sie alle vier im Restaurationslokal zusammenstanden, „ehrlich gesagt, ich bin hungrig.“

„Was hätten Sie denn gemacht, wenn Sie uns nun nicht getroffen hätten, Stefanie?“ neckte Cedrik.

„O, das ist aber auch eine himmelschreiende Beeinträchtigung unserer persönlichen Freiheit,“ rief Stefanie entrüstet. „Nirgends ohne Herrn recht für voll angesehen zu werden, es dulden zu müssen, daß uns jeder Kellner mit einem gewissen verständnisvollen Lächeln oder unverschämter Indolenz serviert; sich selber deplaciert fühlend, trotz besten Gewissens, anständigster Stellung, vollsten Portemonnaies, das ist eine Härte und Ungerechtigkeit in unserem schönen Vaterland, für die sich noch keine streitbare Feder gefunden hat, so nötig es wäre. Gebt uns Frauen mehr achtbare Selbständigkeit und ihr bessert manchen sozialen Schaden, so aber . . . nun heute will ich mich nicht erregen, wir sind ja mit natürlichen Schützern gesegnet, also — wohin?“

„Zu Müller!“ schlug Hans Henning vor. „Im Saal finden wir um diese Zeit noch reichlich Platz und der Aufenthalt ist angenehm.“

„O, Müller, wie konventionell!“ rief Stefanie wenig erbaut.

„Wozu denn gerade Müller?“ sagte auch Cedrik, der viele Kameraden dort wußte.

„Nun, so schlage etwas anderes vor — oder Sie, Stefanie, ich bin gern bereit, Ihnen überallhin zu folgen.“

Frau von Brynken machte plötzlich ein sehr verschmitztes Gesicht.

„Wie wäre es mit Gruhl? Natürlich chambre séparée,“ und ihre Augen funkelten ordentlich bei dem Gedanken.

Cedrik lachte laut auf.

„Kapitaler Spaß! Theo fordert mich nachher auf Pistolen.“

„Pah! Theo wird sich hüten. Die Ader zur Eifersucht geht ihm vollkommen ab. Ja! Wenn ich eines seiner Lieblingspferde wäre, von denen er einen Sieg erhofft, aber so bin ich ja nur seine Frau, also das ist vollkommen gefahrlos. Nun, meine Herren?“

„Ich möchte mir trotzdem die Bemerkung erlauben, gnädigste Cousine, daß unser Speisen im cabinet particulier leicht Mißdeutungen ausgesetzt sein kann. Ihrethalben — und auch des gnädigen Fräuleins halber! Schon allein vor den Kellnern . . .“

„Ach, gehen Sie mir doch mit dieser inferioren Menschenklasse,“ rief die Vollblut-Aristokratin schmollend. „Diese Leute rangieren für mich gar nicht unter die Menschen, sollen sie denken, was sie Lust haben.“

„Was sagen Sie denn dazu, mein gnädiges Fräulein,“ fragte Hans Henning in einem Ton, dem man es anhörte, er sei noch immer nicht für den Plan gewonnen.

„Ich? Ich füge mich in jeden Beschluß,“ entgegnete Dita ruhig. „Mir ist die Stadt mit ihren Gebräuchen fremd, folglich überlasse ich die Verantwortung mit ruhigem Gewissen den anderen Herrschaften.“

„Wahrhaftig, Hans,“ rief Stefanie empfindlich, „Sie thun gerade, als wäre mein Wunsch das Unpassendste der Welt! Worin aber steckt das? Ich finde es abscheulich, in einem Raume mit einer Menge gleichgültiger Menschen zusammen zu sitzen, durch die man sich unter Umständen geniert fühlt, und denen man nicht verbieten kann, jedem Wort, was man spricht, zu folgen und es zu kommentieren. Im chambre séparée sind wir gemütlich und unbelauscht. Mit demselben Recht könnten Sie es unpassend finden, wenn ich Leute zu mir einladen würde.“

„Da hast Du es, Hans,“ sagte Cedrik amüsiert. „Übrigens stehe ich vollkommen auf Stefanies Seite. Unrecht thut, wer Unrecht beabsichtigt. Na, bist Du nun zufrieden, alter Hinterwäldler?“

„Ich habe nur so viel Achtung vor den Damen, um auch den Schein gemieden wissen zu wollen,“ beeilte sich der Schloßherr zu versichern.

„O Gott, wenn man immer nach dem Schein fragen wollte!“ rief Stefanie wegwerfend. „Wahrhaftig, man käme zu keinem Genuß im Leben! Also abgemacht, Hans?“

Er verbeugte sich stumm. Gar zu gern hätte er seinen Ansichten Geltung verschafft. Es kam ihm vor, als sei er gewissermaßen Dita diese Schützerrolle schuldig, aber er sah nur zu deutlich an Stefanies und Cedriks Gesichtern, daß er doch nicht durchdringen würde. So ergab er sich drein. Schließlich — was ging ihn diese fremde junge Dame auch an, die doch aus eigenem Antrieb in das Brynkensche Haus gekommen war, die Stefanie genugsam kennen mußte, um herauszufinden, daß sie am Ende doch sympathisierten, wenngleich ihr Äußeres und ihr Wesen so verschieden wie möglich von jener war. Er warf einen schnellen Blick auf Dita. Sie stand so ruhig und gelassen da, eher den Eindruck einer selbständigen jungen Frau, als den eines Mädchens machend, augenscheinlich war ihr die Wahl des Ortes absolut gleichgültig.

„Mir schließlich erst recht,“ dachte Hans Henning, den nichts berechtigte, sich nun noch ferner zu sträuben. —

„Jetzt könnten wir aber wirklich genug haben, dächte ich,“ sagte Stefanie eine Viertelstunde später und schob ihr Opernglas zusammen. „Pantomimen sind mir ohnehin ein Greuel. Wie ist es, Dita?“

„Ich bin mit allem einverstanden.“

Digitized by Google

„Außerordentlich bequem scheint diese junge Dame zu sein," dachte Cedrik mit einem schnellen Blick in ihr ruhiges Gesicht. „Weiß der Himmel, wo Stefanie immer alle ihr konvenierenden Persönlichkeiten fischt. Schroffere Gegensätze wie diese beiden Frauen kann es wohl nicht leicht geben."

## Viertes Kapitel.

Der viersitzige Wagen, den die kleine Gesellschaft benutzt hatte, war zu Gruhl, vor den Eingang der Albrechtstraße gefahren.

Cedrik eilte die letzten Stufen etwas schneller hinauf wie die andern und winkte dem herbeieilenden Kellner, ihm leise einige Befehle erteilend. Offenbar war er hier recht gut zu Hause.

„Also wirklich die kleinen Zimmer alle besetzt? das ist fatal," sagte er jetzt unzufrieden. „Nur das große mit dem Klavier frei? In Gottes Namen, Jean, bringen sie uns dort hinein. Du erlaubst doch, daß ich hier anordne, Hans?"

Hans Henning nickte. Er sowohl wie die beiden Damen sahen sich überrascht und entzückt in dem Raum um, den ihnen der Kellner jetzt öffnete.

Das von der Decke bis zum Boden reichende Fenster war verhüllt mit abgefütterten Spitzenstores, darüber bauschten sich hellblaue Atlasgardinen mit Malereien in den zartesten Farben. Dieselben Bezüge schmückten die Möbel aus vergoldetem Holz. Der dicke Teppich mit Rosenbouquets auf hellem Grund hielt fast den Fuß auf; an den Wänden Spiegel, Etageren, Rokokotischchen aus blauer Emaille mit Gold, in der Mitte der gedeckte Tisch, überstrahlt vom Licht des Kristallkronleuchters, dessen einzelne Flammen in rosa Glocken steckten. In der Ecke ein geöffneter Flügel.

„Das lobe ich mir," sagte Stefanie, rasch die Handschuhe abstreifend, „hier wird es vorzüglich schmecken! Nun, Vetter Hans, war es nicht ein glorioser Gedanke von mir, uns hierher zu dirigieren?"

Sie sah ihm lachend in das Gesicht und wandte sich dann plötzlich an Cedrik.

„Allons donc, das Menü, Cousin, ich habe einen wahren Wolfshunger."

„Schon alles bestellt!"

„Auch Sekt?"

„Auch Sekt. Natürlich! Erlauben Sie mir, gnädiges Fräulein, ich möchte Ihnen behilflich sein."

Er war rasch hinter Dita getreten, die sich bereits des Hutes und der Handschuhe entledigt hatte, und half ihr mit geübter Hand ihre Jacke abstreifen.

„Eng und leicht wie eine Schlangenhaut," sagte er, dieselbe hochhaltend, ehe er sie fortlegte, „o, und welch diskreter Duft!"

„Cedrik," rief Stefanie, die sich inzwischen Hans Hennings Hilfe hatte gefallen lassen müssen, „ich finde, Ihre Bemerkungen sind recht indiskret. In dieser Art und Weise kritisiert man nicht die Toilette einer Dame." —

Es war ein sehr vergnügtes Mahl, zu dem sich die vier in dem lauschigen Zimmer zusammengefunden hatten. Stefanie sprudelte von Witz und Laune, Cedrik nicht weniger.

„Ob ich wohl je imstande sein würde, so die Konversation zu beherrschen?" dachte Dita mit einem Gefühl der Bewunderung, denn sie bewunderte gern und völlig neidlos alles, was ihr an ihren Nebenmenschen gefiel. „Ich glaube kaum! Abgesehen davon, daß ich unter diesen einander bekannten Menschen völlig fremd bin, ist mir doch das rasche, prägnante Wort versagt. Ich kann wohl empfinden, aber es nicht aussprechen, und doch ist das letztere ein schönes Talent. Es schafft um Stefanie stets einen großen Kreis Bewunderer, wie damals in Ostende."

Auch ihr hatte ja die quecksilbrige Lebhaftigkeit an der kleinen Frau stets gefallen, wenngleich sie ihr wieder durch andere Charaktereigenschaften manchmal direkt unsympathisch wurde. Daß sie mit ihrem ruhigen, schweigsamen Wesen ihr zur Folie diente, daran dachte Dita mit keinem Gedanken.

„Sie sind doch ein ganz raffinierter Küchenmeister, Cedrik," sagte Stefanie endlich. „Mir hat es vorzüglich geschmeckt. Und der Wein ist gut. Ah!" — Sie schlürfte Glas um Glas als wäre es Wasser, Dita sah es mit einem Gefühl des Schreckens. Aber es schien bei Frau von Brynken absolut wirkungslos zu bleiben, kaum daß sich die Farbe ihrer Wangen etwas vertiefte, und das konnte schließlich von den rosa Lampenglocken herrühren.

„Nun, Hans, sind Sie jetzt ausgesöhnt?" fragte Stefanie und beugte sich mit dem Champagnerkelch in der Hand zu ihm hinüber. „Guter Gott, ich würde nicht zu Ihrer Frau gepaßt haben! Aber Ihr ganzes Wesen ist dafür auch so recht die Illustration Ihres alten Wappenspruches: Hier stehe ich — hier falle ich! — Keinen Schritt vorwärts, keinen rückwärts. Cedrik ist ein völlig entarteter Sproß Ihres alten Geschlechtes."

„Ich will nicht hoffen," sagte Hans Henning mit einem ernsten Blick auf seinen Bruder.

„Aber was fällt Ihnen denn ein, Stefanie," wehrte sich Cedrik etwas pikiert.

„Nun, mein Bester, ich beabsichtigte Ihnen damit ein Kompliment zu machen. Wir sind moderne Menschen, Kinder unserer Zeit, ich wenigstens, ich thue mir etwas darauf zu gute."

„Ja, in der That, Sie sind die echte Frau fin de siècle," stimmte ihr Cedrik lachend zu, „und da Frauen stets radikaler, weniger zu Kompromissen geneigt sind als der Mann, so marschieren sie mit Bewußtsein an der Spitze der Civilisation."

„Die Frau fin de siècle, wollen Sie mir davon wohl eine Definition geben, gnädigste Cousine?" fragte Hans Henning verwundert.

„O gern. — Wir sind nicht mehr die deutschen Gretchen, die sich von dem ersten besten Faust verführen lassen und daran zu Grunde gehen. Wir sind starke Naturen geworden, dem Manne gleichberechtigt, wenn auch nicht äußerlich anerkannt, so doch in unserem Bewußtsein. Die betonte Autorität des Mannes läßt uns lachen. Wir sind ebenso herzlos, ebenso berechnend wie er, witzelnd ohne Witz, geistreich ohne Verstand, egoistisch mit vollem Bewußtsein,

Digitized by Google

und vor allen Dingen bar allen Gefühls, aller Sentimentalität. Bei jedem Anfang sind wir gewohnt nach dem Ende zu sehen, wir wissen ja, daß die Reaktion kommt, immer, unweigerlich, und das hat uns die Möglichkeit jeden naiven Fühlens geraubt. Wir wollen blind sein, aber es gelingt uns nur selten, und deshalb haben wir, anstatt des Herzens, das uns nur Kummer bereitet, den Genuß auf unser Schild gehoben, die flüchtige Leidenschaft — den Rausch. Ein Rausch aber erzeugt Katzenjammer, und das einzige Mittel dagegen ist ein neuer Rausch, bis — bis wir selbst nicht mehr imstande sind, auch nur diesen noch zu erringen."

„Und dann?" fragte Hans Henning beinahe unbewußt, denn Stefanies Worte, die wie ein Wasserfall hervorgeströmt waren, hatten ihn fast betäubt, und ein Gefühl von Ekel stieg in ihm auf gegen die Frau, die so ihr ganzes Geschlecht herabzuziehen wagte.

„Dann? Nun, dann kommt das Ende, Hans Henning. Bankerott an Leib und Seele, oder auch nicht — gleichviel. Sterben müssen wir alle!"

„Gott bewahre mich vor einer Welt, in der die Frauen so sprechen," rief Hans Henning entrüstet. „Wollen Sie uns Männern auch noch die Achtung vor der Frau, der Gefährtin unseres Lebens, der Mutter unserer Kinder nehmen, dann ist es besser, das Bestehende geht zu Grunde. Aber Gott sei Dank, es denken nur wenige wie Sie! Und es ist eine Schmach, mit freventlicher Hand an den Stützen zu rütteln, die einmal die Grundpfeiler von Kirche und Staat sind: an unserer Verehrung der Frau."

Stefanie schob die Lippen vor.

„Ach, Hans, Sie reden von Ihrem alten baumumrauschten Stammschloß aus, mit beiden Füßen auf Ihrem Wappenspruch. Wir sind eben eine andere Rasse."

„So danke ich Gott, daß ich nicht zu ihr gehöre!"

„O, es lebt sich aber recht vergnüglich in diesem modernen Babel," scherzte Stefanie leichtfertig und warf einen lachenden Blick auf Cedrik.

Der sah geärgert aus. Er kannte das Empfinden seines alten Hans, und wußte, daß es Dinge gab, in denen er nicht mit sich scherzen ließ. Auch that es ihm leid, daß er Stefanie nun vielleicht noch schroffer beurteilen würde als bisher, und er selber trug die Schuld daran. Auch mochte er nicht das heitere Souper mit einem Mißton schließen lassen, so sprang er auf und setzte sich an den Flügel.

Er war kein großer Künstler, aber einer jener liebenswürdigen Dilettanten, die imstande sind, stundenlang Opern- und Operettenmelodien reizvoll ineinander verwoben vorzutragen, ohne je müde zu werden, oder an Gedächtnis einzubüßen.

Die Cigarette schief im Munde, das Sektglas neben sich, den Oberkörper leicht im Takt wiegend, ließ er die schlanken, weißen Hände über die Tasten laufen. Dita konnte nicht anders, sie mußte ihn ansehen. Er gefiel ihr immer mehr. Sein ganzes Benehmen war so liebenswürdig, so heiter und zwanglos, sie hatte das Gefühl, als müsse dieser Mann für seine ganze Umgebung Sonnenschein bedeuten, als könne ihm niemand zürnen.

Stefanie hatte sich in die Nähe des Flügels begeben; als die bekannte Melodie aus Gasparone:

Anzoletto sprach: komm, mia bella,

ertönte, summte sie zuerst die Worte leise mit, dann lauter, und den zweiten Vers begleitete sie mit den wiegenden Bewegungen der Operettendiva, die Hände hinter dem Kopf verschränkt.

Sie sah lustig und graziös dabei aus. Trotzdem sie nicht mehr jung war, machte sie ihr Getändel doch keineswegs lächerlich, obgleich es in diesem Augenblick nicht dazu beitrug, die beiden andern, die noch schweigend am Tisch saßen, mehr für sie einzunehmen.

Hans Henning war empört und gleichzeitig besorgt um seinen Bruder, dessen intimer Verkehr mit Brynkens ihm schon lange nicht gefallen hatte, er fühlte seine Abneigung und die Berechtigung dazu rapide wachsen — und Dita schämte sich. Ja, sie schämte sich für die Frau, die vorhin all die häßlichen Worte gesprochen, und hatte das Gefühl, als fiele etwas von dem ungünstigen Licht, in dem sie sich gezeigt, auch auf sie zurück.

Und aus dem Bestreben heraus, ihrem Nachbar gegenüber sich etwas zu entlasten, sagte sie:

„Ich glaube, man muß Stefanies Worte nicht ernst nehmen."

„Entschuldigt sie das in Ihren Augen?" fragte er einsilbig zurück.

„Nein, o nein! Ich wenigstens wäre nicht imstande, meinen Spott mit Dingen zu treiben, die jedem heilig sein müssen."

Er blickte sie prüfend an.

„Aber Sie sind ihre Freundin!"

Dita errötete. „Nein, das bin ich nicht; wir sind nur oberflächliche Bekannte."

Er bemerkte die Beflissenheit recht gut, mit der sie sich dagegen wehrte, in Stefanie eine Freundin zu haben, und bei der starken Aversion, die er dieser Frau gegenüber empfand, nahm ihn das unwillkürlich für das junge Mädchen ein.

„Sie passen auch wenig zusammen, wie mir scheint," sagte er nachdenklich. „Aber wenn ich eine Tochter zu Fremden schickte, würde ich doch besorgter in der Wahl derselben sein. Frauen mit dem Gedankengang meiner Cousine, können vergiftend auf junge Gemüter wirken und unendlichen Schaden anrichten, denn ich, mein gnädiges Fräulein, bin wirklich so altmodisch, der Frau eine große Führung bei dem Geschick der Welt einzuräumen, wenn ich es auch nicht in äußerer Unabhängigkeit suche, sondern gerade entgegengesetzt, in der beschränkten Enge des Hauses, der Kinderstube."

Dita schwieg ein Weilchen.

„Ich habe keine Eltern mehr, die sich um mein Bleiben kümmern," sagte sie endlich langsam, „und was mich selbst anbetrifft, Herr Baron, so glaube ich für mich einstehen zu können. Ideen wie Stefanies, sind ohne Reiz und Einfluß auf mich."

„Das freut mich für Sie," antwortete er merklich



Digitized by Google

wärmer. „Es wäre auch schade! Also Sie stehen allein in der Welt, mein gnädiges Fräulein?“

„Ja. Ich habe zwar Verwandte, aber es giebt Verhältnisse, unter denen ein Zusammenleben mit ihnen unbequemer sein kann wie mit Fremden. So nahm ich denn Frau von Brynkens Aufforderung, sie zu besuchen, mit Dank an.“

„Kennen Sie ihren Mann, meinen Vetter Theo?“

„Nein, gar nicht, aber . . .“ Sie hatte sagen wollen: es scheint mir keine allzu glückliche Ehe zu sein — im letzten Augenblick fiel ihr noch ein, daß das doch gewissermaßen eine Taktlosigkeit sei, und sie schwieg betroffen still.

„Spricht Stefanie oft so zu Ihnen wie vorhin?“ begann Hans Henning nach einer kleinen Pause.

„Heute nachmittag that sie es zum ersten Mal.“

„Nun — und . . .“

Dita sah auf ihren Teller herab, dessen leere Mandelhülsen sie nachdenklich durch die Finger laufen ließ. Sie antwortete nicht.

„Sie halten mich für einen ganz unbefugten Frager,“ sagte er nach einer Weile lächelnd, „ich merke das wohl. Aber der Grund ist rein menschliche Teilnahme für ein schutzloses junges Mädchen, das ich in nicht zusagender Gesellschaft sehe. Bitte, wollen Sie es mit diesen Augen betrachten.“

Sie blickte zu ihm auf und errötete leicht.

„Sie sind sehr gütig, Herr Baron.“

„Nein, das bin ich gar nicht. Aber ich habe ein mutterloses kleines Mädchen zu Hause, und wenn ich dächte, ich könnte sie einstmals einsam zurücklassen müssen auf dieser Welt, und sie käme in die Hände einer Stefanie . . .“

Fast dankbar blickte Dita in die ernsten Augen des Mannes, die vornehme Zurückhaltung, die ihrem gezwungenen Zusammensein so sehr den Stempel der Langenweile aufgedrückt, schien ihr mit einem Mal geschwunden, er trat ihr menschlich nahe.

„O, aber ich bin ein fertiger Charakter, fürchte ich,“ sagte sie lächelnd, „eigensinnig bei dem beharrend, was mir recht scheint, und sehr wenig zu beeinflussen.“

Sie dachte dabei an James. Hans Henning aber schüttelte den Kopf.

„Unmerklich beeinflußt jeden sein Umgang, das ist eine nicht wegzuleugnende Thatsache; aber ich hoffe, Sie bleiben nicht allzulange hier.“

„Wenn man heimatlos ist wie ich,“ entgegnete sie traurig.

Er schwieg, und sie dankte es ihm, daß er keine banale Redensart hatte, dadurch fand sie auch den Mut fortzufahren.

„Vielleicht können nur wir, die wir dies Gefühl der Verlassenheit an uns selbst erfahren haben, ermessen, wie hart es ist.“

„Jeder Verlust hat Stunden im Gefolge, in denen er uns unerträglich dünkt.“

„Er denkt an seine Frau,“ dachte Dita, mit einem warmen Gefühl des Mitleids zu ihm aufsehend. Und er dagegen: „Was für klare, dämmerdunkle Augen sie hat; hoffentlich widersteht sie wirklich Stefanies frivoler Weltanschauung!“

Damit war der Anlaß zu einem weiteren Gespräch gegeben, das, ganz entgegengesetzt von dem anfänglichen, beide Teile für einander zu interessieren begann. —

„Stefanie,“ sagte Cedrik von seinem Platz aus, während er das Pedal stark trat, um seine Worte unverständlicher zu machen, „Sie sind haarsträubend unvorsichtig.“

„Warum?“

Sie hatte einen Sessel in die Nähe des Flügels gerückt, in dem sie mehr lag als saß, Cedriks schönes Gesicht nicht allzuweit von sich.

„Mußten Sie vorhin in Ihren Expektorationen so weit gehen? Der gute Hans! Er sah den Pfuhl der Hölle lichterloh hinter Ihnen brennen. Das letzte Gran Sympathie haben Sie sich nun bei ihm verscherzt.“

„Was liegt mir daran!“

„Es ist immer besser, Stefanie, wohl gelitten zu sein.“

„Bah! Ich schere mich gar nicht um das, was andere Leute von mir denken. Sowohl an Hans wie an Berta liegt mir blutwenig.“

„Prahlen Sie nicht, Cousinchen, es gab eine Zeit, wo es Sie wütend geärgert hat, daß beide sich fern hielten. Ich freute mich so, daß ich Hans endlich zu Ihnen gelotst hatte, sein Dazwischenkommen hätte uns ja sonst den ganzen Abend verdorben, und nun machen Sie mir den Streich.“

„Sie provozierten mich, Cedrik.“

„Zugegeben. Aber eine Frau, die sich der Leute wegen mit einer Gesellschafterin umgürtet, pflegt doch auch sonst vorsichtig zu sein. A propos, wer ist dies Fräulein Krüger eigentlich?“

„Eine Hamburger Kaufmannstochter. Ich meine, Cedrik, die Abstammung von ihren Kaffeeahnen sieht man ihr genügend an.“

„Das finde ich nicht; sie präsentiert sich sogar außerordentlich gut.“

„Bah! Ihr Genre sind diese fetten, schweigsamen Frauen doch nie gewesen! Der Esprit ist bei ihnen zum Teufel gegangen.“

„Ihre Brillanten sind also echt?“

„Echt, natürlich. Was denken Sie wohl! Der Glanz dieser Steine ist ja der einzige Nimbus, den sie um sich zu verbreiten weiß, und darauf verzichtet sie nicht so leicht. Er scheint Ihnen zu imponieren, teuerster Freund,“ setzte sie spöttisch hinzu.

„Kaum. Aber ich kann trotzdem nicht leugnen, daß mir diese Ihre neuste Freundin gar nicht übel gefällt, sie hält Ihnen ein wohlthuendes Gleichgewicht, Signora.“

„Ah!“ stieß Stefanie heraus und fuhr aus ihrer bequemen Stellung im Sessel blitzenden Auges in die Höhe, „das ist stark, Cedrik.“

„Was denn? Daß sie mir gefällt? Ich habe Sie wirklich für großherziger gehalten, Stefanie, und nicht geglaubt, daß auch bei Ihnen die alte Regel in Anwendung zu bringen sei: Lobe nie eine Frau in Gegenwart einer andern.“

Frau von Brynken ballte das Spitzentuch, das

Digitized by Google

sie in den Händen hielt, zu einem Klumpen zusammen, aber sie zwang sich zu äußerer Ruhe.

„Heute sind Sie wahrhaftig sehr scherzhaft aufgelegt, Cedrik! Ich schiebe das auf den Einfluß der Junggesellenwirtschaft beim Prinzen Christian. Es thut not, daß Sie wieder in erziehliche Frauenhände kommen. Um Ihnen also eine erschöpfende Lebensbeschreibung Dita Krügers zu geben, so hören Sie: Wir wohnten in Ostende zwei Jahre hintereinander Thür an Thür in demselben Hotel."

„War sie allein dort?"

„Wo denken Sie hin! Mit ihrer Tante, einer schrecklichen larmoyanten Person; trotzdem schloß ich mich ihnen an. Damenverkehr giebt einer einzelnen Frau immer das beste Relief. Zuweilen kam ihr Vetter, Mr. James, aus Hamburg herüber, und dieses Vetters wegen ist sie jetzt eigentlich hier."

„Wieso?"

„Nun, sein sowie der Tante Wunsch ist eine Verbindung mit dem reichen Mädchen, aber sie will nicht. Ich begreife nicht weshalb, denn was kann sie sich Besseres, ihren Verhältnissen Angemesseneres wünschen? James ist ein ganz ansehnlicher Mann, und Blut, mein lieber Cedrik, bleibt einmal Blut. Nun hat er seinen Antrag noch einmal erneuert, aber sie will immer noch nicht. Mama Krüger schreibt mir einen lamentablen Brief über den andern, ich soll ihr zureden."

„Armes Ding," sagte Cedrik mit einem mitleidigen Blick hinüber. „Nach einem Goldfisch werden vielerlei Angeln ausgeworfen. Was meinen Sie, Stefanie, soll ich mich etwa auch an diesem Hürdenrennen ums Glück beteiligen?"

Sie bohrte ihre Augen fest in die seinen; etwas Fascinierendes strömte aus diesen unruhigen, unnatürlich großen Pupillen.

„Und wenn ich nun kategorisch ‚nein' sagte?"

„Das wäre unvernünftig, verbotene Früchte reizen doppelt."

„Aber diese paar Pfund Fleisch mehr doch unmöglich. Überlassen Sie das Theo, denn daß der sofort Feuer fangen wird, das weiß ich im voraus."

„Sind Sie denn da nicht eifersüchtig, Stefanie?"

„Auf Theo, nein," entgegnete sie, bitter die Achseln zuckend. „Die Konkurrenz wäre mir doch zu groß, aber Ihnen, hören Sie wohl zu, Ihnen verbiete ich es."

Sie drückte das zusammengeballte Taschentuch nervös gegen die zuckenden Lippen, ein ganz anderer Ausdruck, bebender Angst ähnlich, lag in ihren heißen Augen.

Er sah es nicht. Der Madonna Theresa-Walzer klang jetzt unter seinen Fingern, und er achtete aufmerksam auf die Passagen und Triller, die er dem Motiv anhing.

„Warum antworten Sie nicht, Cedrik?"

„Ist das wirklich nötig?" fragte er in seinem leichtfertigsten Ton.

„Ja. Ich will nicht, daß Ihnen Dita gefallen soll — ich will es nicht! Thun Sie sonst, was Sie wollen, es geht mich nichts an, und ich habe kein Recht, Ihnen darein zu reden, aber eine lächerliche Liebelei, selbst nur eine Courmacherei unter meinen Augen, das — das könnte ich nicht ertragen."

Ihre Stimme, zuerst erregt und zornig, war allmählich leiser geworden, bei den letzten Worten drohte sie zu brechen — überrascht sah er sie an.

„Stefanie," sagte er beruhigend, „was für ein großes Kind Sie sind!"

Unbemerkt fuhr sie mit dem Taschentuch über die Augen; die Zähne einen Augenblick auf die Lippen gepreßt, gewann sie bald ihre verlorene Fassung zurück.

Welch ein Wahnsinn, ihre Gefühle vor dem Manne, dem sie galten, zu decouvrieren! Sie begriff sich nicht! „Der Wein ist schuld daran," dachte sie zornig, und dann sprang sie auf, ergriff das leere Champagnerglas und kehrte an den Tisch zu den beiden andern zurück. Hier füllte sie es eigenhändig, und den überfließenden Schaum mit dem Spitzentuch trocknend, sagte sie heiter:

„Hier, Dita, tränken Sie unsern Barden, stummen Troubadour oder wie wir ihn sonst nennen wollen. Er hat es um uns verdient."

Sie sprach laut, Cedrik verstand trotz seines Spieles jede Silbe, und wußte, daß auch eine jede ihm galt. Welch ein unberechenbares Weib war doch diese Stefanie, interessant bis in die Fingerspitzen hinein, und von welcher verblüffenden Beherrschung des Augenblicks. Er begriff, daß der Moment vorhin, in dem sie sich gehen gelassen, sie ärgerte.

Dita stand auf, nahm das Glas und trug es zum Flügel. Es wäre ihr ungezogen erschienen, Stefanies Aufforderung nicht nachzukommen. Cedrik sah ihr entgegen, und Frau von Brynkens Augen folgten ihr. Er neugierig, sie abwägend, wie weit das junge Mädchen als gefährliche Nebenbuhlerin in Betracht kommen könne. Als sie das Glas niedersetzte, sagte sie leicht errötend:

„Als ein Zeichen unserer Dankbarkeit."

Seine lachenden Augen hielten sie fest.

„O, aber gnädiges Fräulein, damit bin ich noch nicht zufrieden."

„Was wünschen Sie mehr?"

„Getränkt will ich werden. Es wäre eine Barbarei, diese perlenden Passagen zu unterbrechen, und doch fühle ich in diesem Augenblick mich vollkommen als moderner Tantalus. Erbarmen Sie sich deshalb."

Stefanie war wieder langsam nähergekommen, jetzt stand sie dicht neben Dita.

„Verstehen Sie ihn nicht?" fragte sie etwas scharf. „Nun, seien Sie großmütig und reichen Sie ihm, wonach er lechzt! — Dies verzogene Kind!"

Aber Dita rührte sich nicht. In ihren Augen blitzte sogar etwas wie zornige Verwunderung auf, während sich das Rot ihrer Wangen vertiefte.

„Ich schlage dem Herrn Baron vor, einen Abschluß seiner Passagen zu machen und sich dann selbst zu bedienen," sagte sie ruhig, ohne Empfindlichkeit, aber doch in einer Art abweisend, daß sich Cedrik für eine Sekunde beschämt fühlte.

„Gott wie prüde, Dita! Wie kleinstädtisch prüde!" rief Stefanie geärgert. Dabei ergriff sie selbst das Glas und hielt es dem Offizier an die

Digitized by Google

Lippen. Aber er mußte plötzlich nicht mehr so durstig sein, wenigstens nippte er nur leicht und schloß dann mit einem rauschenden Akkord.

Ein Weilchen später stand er neben Dita.

„Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse, gnädiges Fräulein. Ich fühle beschämt, daß Sie meine Unverschämtheit gebührend in die Schranken zurückgewiesen haben. Aber ich habe mir nichts Böses dabei gedacht, bei Gott nicht!"

War ihm Dita böse gewesen? Sie wußte es selbst nicht mehr. Ihr Herz klopfte etwas stärker unter seinem reuigen Tone, seinen Blicken.

„Das weiß ich," entgegnete sie mit leiser Beklommenheit, „aber ich hätte es nicht thun können, selbst auf die Gefahr hin, von Stefanie ausgelacht zu werden."

„Nun, das ist noch kein Maßstab," wollte er sagen, aber verschluckte das Wort, es mußte Frau von Brynken kränken, wenn er sich so äußerte, und das hatte sie nicht um ihn verdient.

„Es ist spät," erinnerte jetzt Hans Henning, und traf bei niemand auf Widerspruch. So heiter wie das Mahl begonnen, hatte es keinesfalls geendet. Stefanie gähnte und klagte über Abspannung, Cedrik fiel ein, daß er morgen in aller Frühe Dienst habe; dann fuhren zwei Wagen vor, in den einen wurden die Damen gesetzt, in den andern sprang der Offizier.

„Hans, Du Glücklicher kannst morgen ausschlafen," rief er seinem Bruder zu, ihm die Hand schüttelnd, „und hast Dein Hotel so nahe, gerade gegenüber, während ich noch eine halbe Stunde zu fahren habe. Wann treffe ich Dich morgen?"

„Wann ist Dein Dienst beendet?"

„O, ich denke etwa um elf Uhr."

„Gut, dann erwarte ich Dich im Hotel."

Der Wagen fuhr davon. Cedrik war recht froh, daß er heut abend wenigstens eines Gespräches mit seinem Bruder überhoben wurde, manches mußte zur Sprache kommen, was ihm nicht gerade angenehm war.

„Ich bin wirklich hundemüde!" dachte er mit einem lauten, tiefen Gähnen.

## Fünftes Kapitel.

Im Hotel stand am nächsten Morgen Hans Henning am Fenster und erwartete seinen Bruder. Er sah mit nachdenklichen Augen auf die kahlen Bäume, das Treiben und Hasten der Fußgänger, das Fahren der Droschken. Eine leichte weiße Schneedecke lag noch auf den Häusern, aber in den Straßen war sie bereits zu einem häßlichen, schmutzigen Brei zerflossen, der einen trübseligen Eindruck machte, und es war fast, als spiegele sich derselbe trübselige Ausdruck in den Augen des hohen schlanken Mannes, der so einsam am Fenster stand.

Hans Hennings äußere Erscheinung mochte neben Cedrik auf den ersten Blick zurücktreten, vielleicht mehr, weil er selbst es wollte, als weil er wirklich von diesem überstrahlt wurde, aber schon beim zweiten mußte es selbst dem unaufmerksameren Beobachter auffallen, was diese ernsten, etwas melancholischen Züge für eine deutliche Sprache redeten. Freilich von leichtsinniger Lebenslust stand nichts darin, und seine Augen wirkten nicht wie Sonnenschein, aber es lag etwas so Ehrenhaftes und Selbstbewußtes in ihnen, daß man sich instinktiv im Moment der Gefahr an die Hand dieses Mannes geklammert hätte mit einem: „Hilf mir!"

Sie thaten es fast alle; fast zu sehr! Seine ganze Familie war gewöhnt, auf ihn zu sehen, auf ihn zu zählen, und er half immer, ohne jemals ein Wort darüber zu verlieren, ob es ihn oft mehr kostete als die andern annahmen. Während seines ganzen Lebens hatte er nie aus seiner Person viel Wesens gemacht, und darum nahmen ihn alle wie er sich gab, ohne ihn doch eigentlich recht zu kennen. Nur eine hatte es im Leben gegeben, der er sich ganz erschlossen. Das war sein junges Weib gewesen. Aber der selige Traum an ihrer Seite war nur allzubald ausgeträumt. Nach kaum Jahresfrist starb sie und ließ ihn allein mit seinem kleinen Töchterchen, ihrem letzten Vermächtnis. Seitdem hatte sich seiner ernsten Verschlossenheit ein Zug von Menschenscheu zugesellt, den er wohl fühlte, aber nicht mehr ändern zu können glaubte. Das Leben hatte eben für ihn Glanz und Schimmer verloren, denn Naturen, die sich schwer anschließen, verschmerzen auch nicht leicht.

Vielleicht liebte er gerade seinen jüngeren Bruder so sehr, weil er das direkte Gegenteil von ihm war; seiner heiteren, sonnigen Natur widerstand er ebensowenig wie die andern Menschen; aber weil er ihn kannte, weil er ebenso gut einen Blick für die Schattenseiten seines Charakters hatte, sorgte er recht ernstlich um ihn. Heute wollte er ein ernstes Wort mit ihm sprechen, Cedrik mußte ja doch fühlen, daß er es nur gut mit ihm meinte.

In diese Betrachtungen hinein tönte von der Thür ein rasches Klopfen, und der Offizier trat über die Schwelle.

„Tag, Tag, Hans! Nun, wie ist Dir der gestrige Abend bekommen? Solche langen Sitzungen sind Dir ja etwas ganz Ungewohntes, unsereinen tangiert das nicht mehr. Es war wohl eine ganz anständige Rechnung, die Du bezahlen mußtest? Aber gut, was? Ich bin gern bei Gruhl."

Damit hatte er die Mütze von dem lockigen Haar genommen und auf den Tisch gelegt, die zusammengeballten Handschuhe in die Sofaecke geschleudert, den Säbel quer über den nächsten Sessel geworfen und nestelte nun an den großen Haken seines Mantelkragens.

Hans Henning beobachtete mit einem gewissen Interesse, wo nun der Paletot seinen Platz finden würde, denn Cedriks Liederlichkeit war ihm genügend bekannt. Dabei erfreute er sich an dem blühenden Aussehen des Bruders, das er wohl dem kalten Winterwind mit zu verdanken hatte, dem er schon ein paar Stunden stand gehalten.

„Danke, mir ist es gut bekommen," entgegnete Hans Henning, zartsinnig den Kostenpunkt übergehend.

Digitized by Google

„Na und Stefanie? Kannst Du wirklich kein toleranteres Gefühl in Dir auftreiben, Hans? Sie ist eigentlich köstlich. So typisch! Und eine gewisse Gutmütigkeit kann man ihr dabei nicht einmal absprechen, ebenso wie alle diese tönenden Worte nicht mehr sind als Phrasengeklingel, an dem sie selbst zu Schanden wird, trotz ihres losen Mundes. Außerdem vernachlässigt Theo sie wirklich."

„Und wie stehst Du eigentlich mit ihr?" fragte Hans Henning rasch und sah seinem Bruder voll ins Gesicht.

Cedrik errötete ein wenig und wich den ernsten dunklen Augen aus.

„Komische Frage! Wie ich mit der Frau meines leiblichen Vetters eben stehen kann — ganz vortrefflich. Du hast es ja gestern abend selbst gesehen."

„Es schien mir des Guten fast zu viel. Du schlugst einen Ton gegen sie an, lieber Bruder, der mir recht wunderbar vorkam. Was muß das junge Mädchen erst davon denken."

„Mein Gott, harmlose Neckereien! Die kleine Krüger scheint mir überhaupt nicht viel zu denken," setzte er leichtfertig hinzu.

„Du irrst, sie ist nicht allein ein sehr gebildetes Mädchen, sondern hat auch großen Herzenstakt und ein reiches Gemüt. Tugenden, die ich hoch schätze."

Cedrik lachte belustigt auf.

„Wie scharf Du ins Zeug gehst, alter Hans, sieh einmal an! Wenn sich nun wirklich in meinen Verkehr mit Stefanie etwas Flirtation mischt, nun, was ist dabei! In der Gesellschaft flirtet man eben überall, um sich über die grausame Langeweile hinwegzutäuschen, die eigentlich doch der Urtyp des Lebens ist. Schließlich hat es für beide Teile keine größere Gefahr als ein sanft wiegender Walzer. Man führt seine Dame auf ihren Platz zurück, verbeugt sich — voila tout!"

Hans Henning schüttelte den Kopf. „Auf diesem Gebiet kann ich Dir nicht folgen, Cedrik, es liegt mir zu fern. Aber in meinen Augen verlieren doch Frauen, die auf solche Weise ‚flirten', allen Zauber. Gott gebe, daß es immer mit einer höflichen Abschiedsverbeugung ein Ende und niemand hinterher zu bereuen hat. Aber mir liegt etwas anderes auf dem Herzen. Du schriebst mir um Geld."

„Ja. Und die Antwort war, daß mein teurer Bruder in Person herkam, um mir den Text zu lesen."

„Um ehrlich mit Dir zu sprechen, Cedrik."

„O weh," seufzte der Offizier resigniert, „wenn Du so anfängst, alter Hans, erlaube mir vorher eine Cigarette, das beruhigt und macht andächtig zugleich. Du auch? So — nun kannst Du loslegen."

Er streckte sich bequem in den Sessel und blies die blauen Ringe zur Decke; Hans Henning stand auf und begann im Zimmer hin und her zu gehen.

„Als unser Vater starb, hinterließ er mir als dem ältesten das Gut, Dir und Berta wurden je neunzigtausend Thaler ausgesetzt, die ich Euch verzinsen sollte. Ich habe pünktlich meine Zahlungen gemacht, aber schon seit Jahren habt Ihr Euch nicht mehr mit den Zinsen begnügt, Ihr verlangtet Kapital. Berta erkenne ich die Berechtigung zu, sie hat einen großen Hausstand, Kinder, und Verny steckt in sein Gut, was er kann, um eine Musterwirtschaft daraus zu machen. Aber Du, daß Du mit Deinen Zinsen nicht auskommst, ist mir unbegreiflich."

Cedrik stieß die Asche seiner Cigarette ab.

„Das Leben kostet eben Geld," sagte er gleichmütig. „Warum soll ich mir das Geringste versagen, so lange ich noch jung bin und Freude daran habe? Übrigens hast Du mir das schon einmal gesagt."

„Leider erfolglos."

„Ich fürchte, Hans, das wird es auch diesmal sein."

„Du spielst, Cedrik."

Eine Wolke erschien auf dem sorglosen Gesicht.

„Nun, und wenn, was liegt daran!"

„Ein Spieler ist in meinen Augen kein Edelmann," rief Hans Henning rasch. „Entweder er gewinnt, dann nimmt er es andern ab ohne zu wissen, ob sie es entbehren können, und solch Geld muß drücken, oder er verliert und setzt sein eigenes Wohl und Weh, das ehrlich erworbene Erbe seiner Väter auf das Fallen eines Kartenblattes. In jedem Falle giebt es einen Fleck auf den Charakter eines anständig denkenden Menschen."

„Hans!" der Offizier sprang auf, seine Augen blitzten. „Wenn ein anderer gewagt hätte, den anständigen Kerl in mir in Zweifel zu ziehen, wehe ihm . . .!"

„Lieber Junge, traust Du mir das auch nur im entferntesten zu?" fragte Hans Henning mit einem warmen Blick. „Ebenso wenig wie Du an Deiner Ehre rütteln ließest, ebenso wenig würde ich es dulden. Aber sieh, Cedrik, dies Leben hier, diese Anschauungsweise, die Du Dir zugelegt hast, dieser intime Verkehr mit Brynkens, er schleift das Feingefühl rettungslos ab. Und dies Schleifen fürchte ich. Sind erst die scharfen Ecken und Kanten des Menschen, die Härten, die ein Charakter notwendig haben und sich erhalten muß, will er sich treu bleiben, zum Teufel, fängt erst das Parlamentieren an mit dem, was man vorher rücksichtslos verdammt haben würde, verdunkelt sich der Blick, die Empfindlichkeit und Empfänglichkeit für all das, was Du bisher hoch gehalten hast, selbst auf Kosten Deines Egoismus, dann bist Du schließlich so abgeschliffen, daß Du Dich selbst da ohne Gewissensbisse durchwindest, wo Du vorher ein verächtliches Grauen empfunden hast."

Cedrik schwieg, aber er hatte die Cigarette ausgehen lassen und strich nachdenklich den Bart. Woher kam Hans Henning diese Kenntnis des menschlichen Herzens? Wie sehr er recht hatte, wie sehr das Cedrik an sich selber schon erfahren, wußte ja nur er, aber um keinen Preis hätte er es zugeben mögen.

„Nur ich allein darf so zu Dir sprechen, wie ich eben gethan," fing Hans Henning wieder an, indem er dem Offizier die Hand auf die Schulter legte, „und hinzusetzen: Hüte Dich vor dem Brynkenschen Haus, das ist so eine Schleifmühle, in der schließlich alles zu Grunde geht. Aber nun genug davon. Kannst Du mir sagen, wozu Du das Geld, zwölftausend Mark sind es ja wohl, brauchst?"

Digitized by Google

„Mußt Du das wissen, Hans?"

„Nein, ich dränge nicht in Dich, nur als ein Zeichen Deines Vertrauens würde es mich freuen."

„Ich habe Theo beauftragt, mir aus dem ungarischen Gestüt ein Rennpferd zu erstehen," sagte Cedrik zögernd und unbehaglich.

„Das dachte ich mir! Aber lieber Bruder, das sind kostspielige Passionen."

„Kein Gedanke!" rief der Offizier warm werdend, „das ist ein Kapital, das sich glänzend verzinst. Gewinnen wir selbst beim ersten und zweiten Rennen nichts, so bringt es das dritte gewiß. Auf Theo kann man sich übrigens verlassen, er hat einen scharfen Blick und eine glückliche Hand."

„Vorausgesetzt, daß dem Gaul nicht bis zum Siege irgend ein Unglück zugestoßen ist. Es gehört viel Kapital dazu, um das aushalten zu können, dann mag es sich ja schließlich rentieren."

„Nun, siehst Du! Das habe ich hinter mir — darum kann ich warten. Du mußt eben rausrücken, Hans, wenn es not thut."

„Und ich kann!"

„Na, erlaube Du mir, Hans, davon ist doch keine Rede! Wenn das der Antlausche Grundbesitz nicht einmal tragen wollte . . ."

„Die Zeiten sind nicht mehr gut für die Landwirtschaft, Cedrik," sagte Hans Henning ernst, „darüber gerade wollte ich mit Dir sprechen. Es wird mir schwer, das Nötige für Euch herauszuwirtschaften und anständig für mich zu existieren. Etwas für Genia zurückzulegen, ist mir schon gar nicht möglich. Das drückt mich manchmal sehr. Nach meinem Tode geht das Gut nach dem Testament an Dich über, da ich keinen Sohn habe, und mein kleines Mädchen steht dann verlassen und arm da. Vielleicht werden die Zeiten wieder besser, vielleicht schlechter, wer vermag das vorauszusagen? Ich denke nun, daß, wenn Du mir etwas behilflich sein wolltest, wenigstens versprichst, kein Kapital mehr zu verlangen, überwindet sich die jetzige Krisis leichter, darum kam ich persönlich auf Deinen Brief und rede ehrlich mit Dir. Berta ist mir nämlich auch vor ein paar Tagen gekommen, und einem von Euch beiden kann ich das Geld nur geben."

„Verfluchte Geschichte," murmelte Cedrik zerstreut. „Aber nimm mir's nicht übel, Hans, sollte da nicht doch etwas verfahren sein auf Deiner Klitsche? Natürlich ohne Deine Schuld!" fügte er eilfertig hinzu, als er den Eindruck seiner Worte im Gesicht seines Bruders sah.

Aber nun war er es, der aufsprang und sporenklirrend im Zimmer auf und ab lief.

„Du willst also von Deinem Pferdekauf abstehen, Cedrik? Vernys brauchen das Geld nötiger wie Du."

„Aber Hans, siehst Du denn nicht ein, daß ich das nicht kann? Ich bin Theo gegenüber durch mein Wort gebunden, wie soll ich das lösen? Vielleicht hat er auch den Gaul schon längst, vielleicht ist er schon auf der Heimreise, kein Mensch kennt ja seine Adresse."

„Also unmöglich?"

„Partout unmöglich," rief er eifrig. „Siehst Du das nicht selbst ein, Hans? Berta muß dann eben noch warten, oder Du — Du mußt Rat schaffen, alter Sohn," setzte er kleinlauter hinzu.

Hans Henning machte ein kurioses Gesicht; er bezwang sich augenscheinlich, um keine Empfindlichkeit zu Tage treten zu lassen. Nach einer längeren gedrückten Pause fing er ruhig wieder an: „Mir erscheint die Summe unverhältnismäßig hoch."

„Ich glaube nicht. Theo muß das am besten wissen. Nun und Du begreifst, Hans, ich kann bei einem derartigen Freundschaftsdienst nicht knauserig sein. Er rechnet mir dafür weder den Transport noch Verpflegung an, es geht ganz kavaliermäßig dabei zu."

„Hm! Theo wird schon auf seine Kosten zu kommen wissen."

„Natürlich, lieber Alter, er lebt ja davon. Aber sobald wir nur einmal einen ersten Preis gewinnen, macht sich ja alles bezahlt."

„Für Brynken vielleicht, für Dich kaum."

„So? Und weshalb nicht? Schon allein der Ehre halber."

„Ich sehe keine große Ehre darin, mit mancher doch etwas zweifelhaften Existenz um des Verdienstes willen einen Wettritt zu machen. Treibe den Sport zu Deinem Vergnügen, Cedrik, in mäßigen Grenzen, aber das Erwerben überlasse anderen."

„Wie das klingt," rief Cedrik geärgert. „Gerade als ob Du es nicht für gentlemanlike hieltest, sich am Rennen zu beteiligen."

„An den Rennen, die Du im Auge hast, gewiß nicht."

„Dachte ich's doch, Hans, wir beide kommen einmal nicht mehr zusammen in unseren Ansichten! Wenn es Dich übrigens tröstet, es ist noch gar nicht bestimmt, ob Theo oder ich reiten werde."

„Überlasse das widerspruchslos Brynken."

„Ja, ja! Also auf das Geld rechne ich bestimmt in längstens acht Tagen, und höre, Hans, kein Wort davon jemals an Brynken, es würde mir scheußlich peinlich sein. Und nun, alter Sohn, sind wir ja wohl zu Ende. Komm frühstücken."

„Ich danke Dir, das ist bereits erledigt, außerdem habe ich noch Geschäfte, laß Dich nicht abhalten, Cedrik."

„Gehen wir heute abend in die Oper?"

„Ja gern, vorausgesetzt, daß wir allein bleiben," schloß er zögernd.

„Aber selbstverständlich; ein zweites Souper würde ich Dir nicht aufhalsen; außerdem ist morgen Stefanies Geburtstag, da müssen wir so wie so hin."

„Ich reise."

„Nun dann läßt es sich nicht ändern. Also um sieben Uhr im Opernhaus. Adieu, Hans."

Sie schüttelten sich die Hände. Bald darauf verhallte das leise Klirren des Säbels im Korridor. Aber an der Treppe blieb der Offizier noch einmal zögernd stehen.

„Hans in Sorgen, und doch gestern abend alles ohne Mucken bezahlt! Anständig! Riesig anständig! Viel vom Leben hat er nicht! Plackereien, Sorgen

Digitized by Google

und Einsamkeit!" — Es zog ihn rückwärts, um seinem Bruder mit einem herzlichen, teilnehmenden Wort die Hand kräftig zu schütteln — aber — dann fing er am Ende noch einmal an . . . Wie Cedrik diese Predigten haßte! Vielleicht gerade deshalb, weil sie berechtigt waren und irgendwo in seinem Innern auf einen wunden Punkt trafen. Wer ließ sich auch gern derartig ermahnen? — „Er ist ein Schwarzseher, der Hans," murmelte er, den Kopf aufwerfend, und statt umzukehren ging er die Treppe hinab. —

Um Hans Hennings Lippen lag ein bitterer Zug, als er sich allein sah. Er hatte von seinem Bruder doch etwas mehr erwartet.

„Es ist nicht mehr der alte, impulsive Cedrik," dachte er traurig, „das Leben hat ihn schon gehörig geschliffen."

Ein Gefühl von grenzenloser Vereinsamung überkam ihn plötzlich. Für wen lebte er eigentlich! Seit fünf Jahren wuchsen Rosen und Epheu auf dem Grabe der einzigen Frau, die er je geliebt hatte. Freilich sein Töchterchen . . . Er seufzte tief auf. Ja, das Leben war hart, aber es mußte eben ertragen werden! —

(Fortsetzung folgt.)

# Haus Dodendorf.

Roman

von

**A. Marby.**

(Fortsetzung.)

## XXII.

Nach vielem Überlegen änderte Baron Albrecht seine Absicht. Er ging am nächsten Vormittage nicht zu Fräulein von Arnsfeld, weil er sich der Hoffnung hingab, Achim werde aus eigenem Antriebe zu ihm zurückkehren und reuig Verzeihung erbitten. Als jedoch nicht nur die festgesetzte zweitägige Frist, sondern auch der dritte und vierte Tag verlief, ohne daß der Erwartete erschien, konnte der Baron seine wachsende Ungeduld nicht länger bemeistern. Dabei redete er sich in immer heftigeren Zorn gegen den undankbaren Burschen und die schwache, unkluge Renata, so daß, als er am folgenden Vormittage sich zu ihr begab, um endlich Gewißheit zu erlangen, er sich von vornherein in kriegerischer Stimmung befand.

Renata, welche seinem Besuche mit heimlichem Bangen entgegengesehen, begrüßte ihn äußerlich ruhig, mit der ihr eigenen vornehmen Würde.

„Entschuldigen Sie mein Erscheinen in so früher Morgenstunde, Renata. Ich mußte Sie allein sprechen. Ahnen Sie die Ursache meines Hierseins?" begann der Baron ohne Umschweife. Wissen Sie —"

Die Baronesse neigte bejahend den Kopf.

„Alles, Baron! Achim bewahrt keine Geheimnisse vor seiner Pflegemutter."

„Mutter!" wiederholte Baron Albrecht mit besonderem Nachdruck. „Glaube nicht, daß die arme Melanie des Sohnes Thorheit gut heißen würde."

„Auch ich," versetzte Renata, „heiße Achims Übereilung nicht gut, ebensowenig ist Doktor Levin damit einverstanden."

Es bedurfte nur der Erwähnung des Genannten, um den in Onkel Albrechts Seele seit fünf Tagen angehäuften Zündstoff zorniger Erbitterung zum Explodieren zu bringen.

In dieser Erbitterung sprudelte der Baron alles, was ihm durch den Sinn ging, in schonungslosen Worten heraus! Der Anklage gegen Renata: Sie hätte den eigensinnigen Neffen nach grundfalschen Prinzipien erzogen, fügte er, von Groll übermannt, hinzu: „Ich bedauere es tief, nicht, kraft meiner vormundschaftlichen Rechte, den Burschen seiner Zeit, ungeachtet aller Einreden, ins Kadettenhaus gebracht zu haben, statt ihn schwachen Frauenhänden zu überlassen. Nun ernte ich die Früchte für meine Gutmütigkeit."

Die Baronesse bewahrte der gereizten Sprache gegenüber eine himmlische Geduld; nur einmal, als Onkel Albrecht zu einer rücksichtslosen Bemerkung über das „bekannte leichtfertige Arnsfeldsche Blut" sich hinreißen ließ, verlor Renata ihre maßvolle Ruhe.

„Erlauben Sie, Baron," wandte sie mit vibrierender Stimme ein, während ein feines Rot ihr blasses Antlitz färbte, „wie ich aus schriftlichen und mündlichen Familienüberlieferungen weiß, waren die Arnsfelds zu allen Zeiten Ehrenmänner, von ernstem, zielbewußtem Streben, hochverdient um Staat und Vaterland: Ihre Äußerung kann ich nur auf meinen unglücklichen Bruder beziehen und muß sie leider gelten lassen. Mein Vater nannte Kurt aus der Art geschlagen. Er besaß einen schwankenden, haltlosen Charakter! Aus dieser Wurzel alles Übels erwuchsen die Leiden, welche der genußsüchtige Egoist über sich und seine Familie heraufbeschwor. Nebenbei waren Kurt aber auch viele liebenswerten Vorzüge eigen, und, Gott sei Dank!" ein warmer Ton belebte die weiche Frauenstimme, die dunklen Augen Renatas strahlten in feuchtem Glanze, „diese Vorzüge allein, nicht des Vaters unselige Eigenschaften sind auf seinen Sohn übergegangen. Achim besitzt keine leichtlebige, schwankende Natur, sondern einen festen Willen, der unbeirrt sein gestecktes Ziel verfolgt."

Digitized by Google

„So, so!“ der Baron erhob sich, „wünsche ihm Glück, hat ja dann seinen alten Onkel gar nicht nötig! oder — wenn er doch vielleicht? Lasse ihm noch drei Tage Zeit zum Besinnen, das bestellen Sie ihm, Renata, fügen Sie hinzu, was Sie, sein Wohl im Auge, für gut halten.“

Sein Wohl!? Ihr Herzblut hätte Fräulein von Arnsfeld dafür hingegeben. Um Achims willen vergab sie dem Baron sein sie tief verletzendes Benehmen; mit ihren schlanken weißen Fingern seine Hand, die er ihr zum Abschied reichte, festhaltend, bot sie noch einmal ihre ganze Beredsamkeit auf, den harten Mann zur Milde und Nachsicht zu stimmen. Es blieb umsonst! —

Eine Viertelstunde später kam Joachim nach Hause. Nachdem er seine staubige Uniform mit einem bequemen Hausanzuge vertauscht hatte, begab er sich ins Speisezimmer, wo jeden Vormittag, wenn er vom Exerzieren heimkehrte, ein einfacher Imbiß für ihn bereit stand. Sein Blick glitt flüchtig drüber hin und irrte dann suchend weiter. Er vermißte sein Pflegemütterlein.

„Tante Renata!?“ rief er halb fragend.

„Ich komme gleich!“ klang es aus dem Nebenzimmer zurück. „Bediene Dich nur immer, Achim! Wirst wohl eine Erquickung nötig haben!“

In der That! Staub gab's genug zu schlucken, Achim brachte Durst und einen Wolfshunger mit, doch bevor er daran ging, beides zu stillen, mußte er erst Tante Renata begrüßen, um so eher, als ein müder, fremder Ton in ihrer Stimme ihm aufgefallen war. Aber noch hatte er die Schwelle des anstoßenden kleinen Salons nicht überschritten, als ihm Tante Renata entgegentrat. Sie hatte geweint! Ihre leicht geröteten Augenlider verrieten es dem betroffenen Neffen. Er küßte ihr die Hand, wie er dies gewöhnt war, legte seinen Arm leicht um ihre Gestalt, und sie zum Sopha geleitend, forschte er besorgt: „Dir ist etwas Unangenehmes begegnet, Tante Renata? Hast Du schlechte Nachrichten erhalten? Vielleicht —“ eine Ahnung stieg in ihm auf — „von Onkel Albrecht?“

„Er war bei mir!“

„Wirklich? Sieht er sein Unrecht ein? Hat er mir verziehen?“ fragte Achim lebhaft.

„Leider das Gegenteil, mein armer Junge! Onkel Albrecht beharrt fest auf seinem Willen!“ versetzte die Baronesse betrübt. „Es ist unnötig, daß ich Dir seine Worte wiederhole, Du kennst sein unabänderliches: Entweder, Oder!“

„Also unerbittlich!“ Achim unterdrückte einen Seufzer, ließ sich dann an Renatas Seite nieder, ergriff ihre Hand, streichelte sie liebevoll, und die ernsten Augen wie um Verzeihung bittend zu ihrem blassen Antlitz erhebend, fuhr er mit beherrschter Stimme fort: „Mein geliebtes Tantchen, daß ich Dir diese Stunde nicht ersparen konnte! Ich sehe es Dir an, Du hattest einen schweren Strauß zu bestehen, Dich sicher meinetwegen, ich möchte darauf schwören, zu flehentlichen Bitten erniedrigt, Du, die Hohe, Stolze! Wie soll ich Dir's nur vergelten, Tante Renata? Ich kann mir Onkel Albrecht vorstellen, wie er, erfaßt von heftigem Jähzorn, das Anathema über mich aussprach, aber hoffentlich ließ er sich nicht in seiner Gereiztheit gegen Dich zu Beleidigungen hinreißen?“

„Auf die Schonung meiner Person und meiner Empfindungen,“ entgegnete die Baronesse mit nachdrücklichem Ernst, „kommt es gar nicht in dieser Sache an. Es handelt sich allein um Dich, Achim, um Deine Zukunft. Zu viel steht auf dem Spiele! Ich sehe ein, Du wirst der zwingenden Notwendigkeit ein Opfer bringen und nachgeben müssen.“

„Um Gott —“ Leichenblässe überzog Achims Gesicht, sein angstvoller Blick bohrte sich durchdringend in Renatas thränenverschleierte Augen — „ich soll nachgeben, ich? Dazu kannst Du — Du mir raten?“

„Gott weiß, wie schwer es mir fällt, aber bleibt Dir anderes übrig?“ erwiderte die Baronesse, mit aller Kraft bemüht, ihrer Stimme einen festen, überzeugenden Klang zu geben. „Deine ganze Existenz, wir dürfen dies nicht außer acht lassen, Achim, hängt von Deiner Entscheidung ab. Bedenke, wie schwer Du darunter leiden würdest, wenn Du Deine begonnenen Studien aufgeben, auf Deine herrlichen Zukunftspläne Verzicht leisten müßtest und leider, mein armes, liebes Kind, würde dies bittere ‚Muß‘ an Dich herantreten, denn meine geringen Mittel, selbst wenn wir uns gern noch mehr einschränken wollten, als dies schon jetzt der Fall, sind allein nicht hinreichend, die Kosten Deines Studiums zu bestreiten.“

Er las ihr die Worte gleichsam von den Lippen; als sie schwieg, fragte er eindringlich:

„Tante Renata, gieb ehrliche Antwort: Ist die drohende Geldeinbuße der einzige Grund, welcher Dich wünschen läßt, ich möchte mich Onkel Albrechts hartem Befehle fügen?“

„Der einzige, Achim.“

„Ganz gewiß? Verzeih, gute Tante, es leitete Dich keine Nebenabsicht? Du dachtest dabei nicht an — ich meine, die dann nötige Trennung von meiner Recha wäre auch Dir willkommen?“

„Willkommen?“ wiederholte Renata vorwurfsvoll. „Wie kommst Du darauf, Achim? Du weißt doch, ich liebe das holde Kind und würde viel darum geben, könnte ich es vor Herzeleid bewahren.“

„Es liegt —“ Achim atmete tief auf, die entflohene Farbe kehrte in seine Wangen zurück — „in Deiner Macht, Tante Renata! Laß Dir sagen: Der Kampf mit der Armut schreckt mich nicht! Manche berühmte Leuchte der Wissenschaft fristete als armer Student sein Dasein durch Stundengeben; aus den kärglichsten Verhältnissen rangen viele strebsamen Jünglinge sich empor zu hochangesehenen Stellungen, und statt an so glänzenden Vorbildern meine Kraft und meinen Mut zu stählen, sollte ich in erbärmlicher Feigheit vor möglichen Entbehrungen mich hinter des Großonkels Geldsäckel verschanzen, zum Verräter werden an Freundschaft und Liebe und dem gläubig vertrauenden Herzen meiner süßen weißen Lilie den Todesstoß versetzen? Nimmermehr, Tante Renata! Glaube mir, der Wortbrüchige fände hinfort nirgends

Digitized by Google

Frieden, würde ruhelos sich verzehren in Scham und Reue. Bei Gott —“ Achims Augen blitzten, seine wohllautende Stimme klang hell und fest — „solchem Lose, bejammernswert im Überfluß des Reichtums, werde ich nicht verfallen, will nicht gezwungen sein, vor edeldenkenden Menschen die Augen schuldbewußt niederzuschlagen, sondern stolz und frei will ich mein Haupt erheben; frohen Mutes nehme ich den Kampf mit des Lebens Misere auf. Du, mein Tantchen, und Lore, Ihr sollt nicht darunter leiden, Euch nicht um meinetwillen Entbehrungen auferlegen! Zunächst ist meine Sparkasse gut gefüllt und später werde ich Schüler finden, will jeden gewünschten Unterricht erteilen! Gieb acht, es fällt mir nicht schwer, um mein Glück zu ringen! Nähere ich mich auch nicht mit Riesenschritten dem Ziel meiner Wünsche, erreichen werde ich es, das ist mein fester Glaube!“

Sein Antlitz erschien wie durchleuchtet von zuversichtlicher Siegesfreude, wie hätte Renatas Seele dem Eindruck seiner Rede, seiner Erscheinung — diese letzten Tage mit ihren schweren Kämpfen hatten den Jüngling zum Manne gereift — widerstehen können? Ihre heimliche Befürchtung, er möchte seine Entscheidung, die ihn eines Vermögens beraubte, vielleicht später bereuen, erlosch. Er ließ sich ja nicht von blinder Leidenschaft für die liebliche Recha leiten, sondern das unbestechliche Gerechtigkeitsgefühl seines edlen, von reiner, wahrer Liebe erfüllten Herzens bestimmte sein Handeln!

Als er sich nun zu ihr niederbeugte und innig fragte: „Tante Renata, bist Du nun überzeugt, daß kein Schwanken in mir ist über den Entschluß, den ich zu fassen habe?“ da zog sie ihn an sich und antwortete bewegt, unter Thränen lächelnd:

„Ja, mein Achim, Du kannst nicht anders, Gott segne Dich!“

## XXIII.

Auf den Wunsch Tante Renatas teilte Joachim seine endgültig getroffene Wahl Onkel Albrecht schriftlich mit. Im weiteren Verlaufe seines in ehrerbietigem Tone gehaltenen Schreibens dankte er dem alten Herrn für die ihm seit früher Kindheit zu teil gewordenen Wohlthaten und flehte schließlich für seinen scheinbaren Ungehorsam nochmals in warmen, herzbewegenden Worten um Verzeihung.

„Nie, nie, nie, nie!“ schrie der Baron, den Brief, nachdem er ihn flüchtig zu Ende gelesen, wütend von sich schleudernd. Er schäumte vor Zorn! Weit wies er den Gedanken von sich ab, daß seinem eigenen Starrsinne die Hauptschuld beizumessen sei an dem Zerwürfnis mit seinem Großneffen. Besonders machte er dafür die verfehlte Erziehungsmethode der Baronesse verantwortlich. Nie wollte er Renata und Achim wiedersehen, sogar nicht länger ein und dieselbe Luft mit beiden atmen! Sein alter Diener, welcher seinen Herrn, so lange er ihn kannte, noch nicht in so schlechter Laune gesehen hatte, wie während dieser letzten vierzehn Tage, erhielt den Befehl, die Sachen zu packen. Sie wollten wieder auf Reisen gehen, ohne Plan und Ziel, zunächst nach dem Süden! Unterwegs fand sich dann wohl für den unsteten Wandervogel eine zusagende Stätte zum Ausruhen — die Rückkehr nach Berlin blieb ausgeschlossen.

Renata und Achim wären ohne Kunde von Onkel Albrechts Abreise geblieben, hätte der alte Brand nicht heimlich gewagt, von der gütigen Baronesse Arnsfeld und dem lieben jungen Herrn sich unter bitteren Thränen zu verabschieden.

Nun der Baron sich im Zorn von seinen Verwandten getrennt und Berlin verlassen hatte, war auf mögliche Verständigung nicht mehr zu hoffen. Es galt jetzt, mit jener Gewißheit zu rechnen! Das Herz wurde Renata schwer, wenn sie an ihres Lieblings Zukunft dachte, und doch konnte sie ihm nicht zürnen über die entschiedene Weigerung, des Erbonkels Befehl sich zu unterwerfen.

## XXIV.

In der nächsten Zeit schien es in der That, als ob Doktor Levins düstere Befürchtungen grundlos bleiben und die Hoffnungen, welche Achims Brust durchflammten, denen auch Baronesse Renata sich nicht verschließen konnte, in Erfüllung gehen sollten: Recha erblühte immer lieblicher! Ihr junges Liebesglück verlieh ihrer Erscheinung einen verklärenden Zauber; von hinreißender Anmut waren ihre Bewegungen, ihr ganzes Thun und Wesen! In den großen, dunklen Augen, die aus dem weißen, süßen Gesichtchen wie zwei Sonnen strahlten, lag ein Himmel von Unschuld, Herzensgüte, holdem Frohsinn und sinniger Gemütstiefe!

„Meine weiße Lilie!“ wurde Recha von Achim genannt, eine wahrhaft passende Bezeichnung für die schlanke, biegsame Gestalt mit dem blumenhaft zarten, so auffallend schönen Antlitz, daß es nichts Ungewöhnliches war, wenn auf der Straße dem Mädchen Begegnende bei einem Blick in das liebreizende Gesicht plötzlich überrascht stehen blieben und dann noch lange bewundernd der so lieblichen Erscheinung nachschauten.

Aber Rechas Dasein ähnelte dem einer sorgfältig gepflegten und behüteten köstlichen Blume. Sie ahnte nichts von den Stürmen, welche ihre junge Liebe im ersten Beginnen mit Vernichtung bedroht hatten, ihr blieben die Seelenkämpfe verborgen, die Achim um seiner Liebe willen bestanden, alle die Sorgen und Befürchtungen, die ihn quälten, womit er, um vorwärts zu kommen, ringen mußte!

Seit der schmucke Einjährig-Freiwillige sich wieder in einen Studenten verwandelt hatte, lag Achim mit rastlosem Eifer seinen Studien ob. Dank der gütigen Fürsprache eines seiner Lehrer, des berühmten Psychiaters, Professor G. . ., der dem klugen, strebsamen Jüngling ein besonderes Wohlwollen entgegenbrachte, hatte er einige Schüler — reicher Leute Kinder — erhalten, denen er in verschiedenen Lehrfächern Privatunterricht erteilte. Für den Erlös seines Fleißes schaffte er sich nötige Hilfsmittel an: teure medizinische Schriftwerke und Instrumente.



Digitized by Google

Ungeachtet seiner vielseitigen Thätigkeit, die Achim Tag für Tag in Anspruch nahm, hatte Recha sich nicht über Vernachlässigung zu beklagen. Die Stunde, welche er täglich in Gesellschaft des geliebten Mädchens verbrachte, war ihm eine Zeit der köstlichsten Erholung. Ihr holdes Plaudern, ihr melodisches Lachen klang wie Musik! In ihrem Anschauen versunken, oder im Austausch unschuldiger Zärtlichkeiten vergaß Achim, was sonst sein Herz bedrückte; alles Sinnen, Grübeln und Sorgen ließ er zurück, wenn er zu Recha ging. Bei ihr, in ihrer Nähe fand des Lebens gemeine Not keine Heimstätte, da wohnte das Glück, ein reines, friedensvolles Glück! Es dem Liebling zu erhalten, ängstlich darüber zu wachen, daß kein rauher Hauch das sonnige Dasein trübe, dünkte dem alten Arzte, Achim und Renata eine heilige Aufgabe.

Als heftige Stürme und anhaltende Regengüsse das Nahen des Winters verkündeten, reisten Doktor Levin und Recha abermals nach Cannes. Sie hatte sich ungern dem großväterlichen Beschlusse gefügt und erst, als Achim, welcher von dem wiederholten Aufenthalt in der milden Luft des Südens heilsame Folgen für ihre Gesundheit erhoffte, ihr zuredete, sich drein ergeben.

Wohl war es schön unter dem gesegneten Himmelsstriche, aber weder die landschaftlichen Reize der wundervollen Riviera noch das stete Beisammensein mit dem geliebten Großvater entschädigten Recha für das, was sie entbehren mußte: ihres Achims und Tante Renatas Gegenwart. Jede Zeile, jedes Wort in ihren Briefen atmete Sehnsucht!

„O, daß ich Flügel hätte!“ schrieb sie am Weihnachtsabend, „ungesäumt flöge ich übers Meer und über die uns trennenden Lande; nur eine Stunde, eine einzige Stunde wollte ich bei Euch sein, Hand in Hand mit Euch vor dem kerzenflammenden Weihnachtsbaume stehen! Großvater darf nicht sehen und merken, wie viel ich weine und mich sehne! Meine Thränen würden ihn kränken. Er ist so gut, so himmlisch gut! Heute gab er mir das Versprechen, sofort nach unserer Rückkehr in die Heimat die nötigen Schritte einzuleiten, welche meinem Übertritt zum Christentum vorangehen müssen. Wenn wir dann im nächsten Jahre das herrliche Weihnachtsfest in herzlicher Gemeinschaft feiern, darf ich freudigen Herzens jubelnd einstimmen in Euer Halleluja zu Ehren der Geburt des Weltenheilands und Erlösers der ganzen Menschheit.

Wie selig werde ich sein!“

Schon Mitte März trafen die Reisenden wieder in der Heimat ein. Länger hatte es Recha nicht ausgehalten in der Fremde. Als Achim die Geliebte in seine Arme schloß, flüsterte sie, lieblich errötend, unter Thränen lächelnd: „Nun trennen wir uns nicht mehr auf so lange Zeit. Zum zweiten Male könnte ich es nicht ertragen! Aber —“ in banger Frage erhob sie schüchtern den Blick — „bist Du denn auch so glücklich wie ich, daß ich wieder zu Hause bin?“

Aus Achims blauen Augen senkte sich ein heiß aufleuchtender Strahl in ihre dunklen Sterne. „Selig, Liebste!“ gab er voll inniger Zärtlichkeit zurück.

Er hatte ihn ja nun wieder, seinen herzerquickenden Sonnenstrahl in der Zeit voll angestrengtester Arbeit! Wie er ihn während des langen Winters vermißt, entbehrt, konnte niemand ahnen!

Nun mußte er stets fast mit Gewalt den trunkenen Blick losreißen von ihrem holden Antlitz, das noch schöner geworden, seit jetzt beständig ein warmes Rot auf ihren zarten Wangen lag. Trotz aller Herzensunruhe war der Aufenthalt im Süden Recha gut bekommen. Eine eigene Scheu hielt Achim zurück, mit Doktor Levin eingehend darüber zu sprechen. Er schien ja zufrieden mit dem Gesundheitszustande seiner Enkelin, um so mehr, als den etwaigen üblen Folgen der allzufrühen Heimkehr durch ein anhaltend warmes Frühlingswetter der Boden entzogen wurde.

Aber als der Sommer kam, wo die heiße, staubige, trockene Atmosphäre in der menschenüberfüllten Residenz selbst vollständig gesunde Atemwerkzeuge ungünstig beeinflußt, mietete der erfahrene Arzt ein von schattigem Park umgebenes, reizend gelegenes Landhaus, unweit Berlin, und wußte dann Baronesse von Arnsfeld zu bewegen, dorthin mit Recha für ein paar Monate überzusiedeln. Er sorgte auch für die nötige Bedienung; die alte Lore blieb auf Renatas Wunsch bei Joachim, damit es ihm nicht mangelte an der gewohnten Pflege, deren er bei seiner anstrengenden geistigen Thätigkeit nach Ansicht der besorgten Tante doppelt benötigt war.

An jedem Sonntage trafen die beiden Herren, häufig von Lore begleitet, mit dem ersten Frühzuge auf der kleinen Bahnstation ein, die in einer Entfernung von kaum dreihundert Schritten vom Landhause sich befand. Meist erwarteten die Damen ihre Gäste schon an der Haltestelle, oder sie trafen einander auf dem kurzen Wege. Dann flog Recha mit hellem Jubel den Ankömmlingen entgegen, auch Renatas Begrüßung, wenngleich gemäßigter, trug den Stempel herzlicher Freude!

Für die vier Menschen waren diese Sonntage Tage des reinsten Glücks, nur hätte man sie doppelt lang gewünscht. Obgleich man bis gegen zehn Uhr beisammen blieb, entflohen die Stunden zu schnell, brach der Abend zu früh herein! Es gab so viel, so viel zu erzählen! Von jedem Wochentage erstattete der Einzelne Bericht, was er geleistet und — dabei suchten sich dann Achims und Rechas Blicke — in Sehnsucht gedacht!

Zuweilen benutzte Achim an diesem oder jenem Wochentage ein paar freie Nachmittagsstunden — einige seiner Schüler befanden sich mit ihren Eltern auf Reisen — zu einem kurzen Besuch im Landhause, zur frohen Überraschung für Tante Renata, während Recha in eine Wonne ohne Gleichen durch des Geliebten Gegenwart versetzt wurde. Nur gar zu bald nahte dann die Abschiedsstunde, jedesmal ergriff dabei die glücklichen, närrischen Kinder ein Weh, als ob es sich um eine Trennung fürs Leben handelte, und doch wußten beide, daß sie schon nach wenigen Tagen ein Wiedersehen feiern würden!

Digitized by Google

Seines Versprechens eingedenk hatte inzwischen Doktor Levin mit einem ihm befreundeten christlichen Prediger, betreffs des Wunsches seiner Enkelin, die nötige Rücksprache genommen. Nach gefaßtem Beschlusse sollte gleich nach Rechas Rückkehr in die Stadt ihre Unterweisung in der evangelischen Christenlehre beginnen, und nach erfolgter Vorbereitung dann in aller Stille die Taufe stattfinden. —

Es war an einem drückend heißen Julitage. Baronesse Renata war in früher Morgenstunde nach Berlin gefahren, um dort persönlich mehrere notwendige Besorgungen zu erledigen; der Mittagszug sollte sie wieder zu ihrem Schützling zurückbringen.

Der lange Vormittag dehnte sich für die einsame Recha zur kleinen Ewigkeit; sie vermißte die teure mütterliche Freundin, deren Gegenwart ihr unentbehrlich geworden, bei allem, was sie vornahm.

Nun saß sie auf dem schattigen Balkon und zeichnete emsig an einem erst flüchtig skizzierten Landschaftsbilde, dessen korrekte Ausführung in Ölfarben erfolgen und nach seiner Vollendung ein liebes Erinnerungsblatt an den diesjährigen Sommeraufenthalt bilden sollte. Eifrig Bleistift und Gummi gebrauchend — hier galt es eine Linie zu verbessern, dort ganz fortzuwischen — wurde plötzlich die in ihre Arbeit Vertiefte durch den gellenden Pfiff einer Lokomotive emporgeschreckt.

„Himmel, der Zug!“

Ohne einen Blick auf ihre Uhr zu werfen, griff Recha nach Hut und Handschuhen, und beides im Forteilen aufstülpend und überstreifend, lief sie die Freitreppe hinab durch den Vorgarten und dann in größter Hast den Weg entlang, der zur Bahnhaltestelle führte. Wenn nur der Zug nicht schon hielt, ehe sie am Ziele!? Vielleicht begleitete Joachim Tante Renata, im Geiste gewahrte sie in seinem lieben Antlitz einen Zug der Enttäuschung, wenn bei seiner Ankunft der suchende Blick nicht sofort seine kleine Recha fand. Sie hatte doch auch wahrlich Zeit genug, pünktlich an Ort und Stelle zu sein.

Ungeduld und Erwartung trieben das junge Mädchen in fliegender Eile vorwärts! Die zu beiden Seiten des Weges stehenden dichtbelaubten Linden bildeten eine hohe, grüne, köstlichen Schatten spendende Halle, aber trotzdem kein Sonnenstrahl durch das Blätterdach fiel, verursachte die über den Wipfeln lagernde Mittagsglut eine drückende Schwüle. So kurz Rechas Weg war, bei ihrem schnellen Gehen begann die Hitze sich ihr bald unerträglich fühlbar zu machen, und der Zug donnerte näher, immer näher heran! Statt ihre Schritte zu verlangsamen, fing sie an zu rennen. Ihr Antlitz färbte sich purpurn, Schweißtropfen perlten auf ihrer Stirn! Als endlich das unbesonnene Kind den Bahnsteig betrat, mit keuchendem Atem und fliegenden Pulsen, rollte im selben Augenblick der Wagenzug — ein nach Berlin dampfender Kurierzug — ohne anzuhalten, vorüber. Nun dauerte es noch eine Viertelstunde, ehe der aus der Residenz kommende Personenzug hier eintraf. Ein einziger flüchtiger Blick auf ihre Taschenuhr hätte Recha belehrt, daß sie in der Zeit sich geirrt; ohne Not hatte sie im atemberaubenden Laufe ihre Kräfte bis zur völligen Erschöpfung angestrengt. Doch ein schreckliches Sausen und Brausen in ihrem Kopfe ließ sie kaum zu vollem Bewußtsein ihres thörichten Beginnens gelangen, ein stechender Schmerz in Brust und Lunge benahm ihr den Atem, heiß, erstickend, quoll es plötzlich in ihr empor, unwillkürlich preßte sie ihr weißes Batisttuch an die Lippen — es färbte sich dunkelrot! Recha schauderte, ihr flirrender Blick tauchte in einen schwarzen Abgrund, sie wollte einen Angstschrei ausstoßen, aber die Stimme versagte! Nach einem letzten unsicher schwankenden Schritt wäre sie im nächsten Moment zu Boden gestürzt, hätte der herbeieilende Bahnwärter sie nicht rechtzeitig in seinen Armen aufgefangen. Die junge Dame, als eine der Bewohnerin des nahegelegenen Landhauses, war ihm wohl bekannt. Als Nachbarn tauschten sie fast täglich einen Gruß und manches freundliche Wort miteinander. Er hatte sie vorhin kommen sehen, ihr überschnelles Laufen ließ ihn sofort erraten, daß sie im Irrtum betreffs des nahenden Zuges befangen war. Von ihrem erhitzten Aussehen beunruhigt, versuchte der Bahnwärter durch Winken und lautes Rufen dem Mädchen begreiflich zu machen, es möge seine nutzlose Eile mäßigen, doch seine Zeichen wurden nicht verstanden, oder auch gar nicht beachtet.

Schnell gefaßt trug der Bahnwärter die Bewußtlose in seine Behausung, verständigte mit ein paar Worten seine bestürzt herbeieilende Frau und überließ zunächst deren hilfreichen Händen die jäh Erkrankte; ihn selbst rief das Läutesignal auf seinen Posten, schon verkündete ein dröhnendes Geräusch den von Berlin heranbrausenden Zug.

Recha hatte richtig vermutet: Achim begleitete Tante Renata. Kaum konnte er den Augenblick erwarten, wo er sein holdes Lieb erblicken und den Strahl der Wonne in ihren dunklen Augen würde aufleuchten sehen!

Aber ach, seine stille Vorfreude wandelte sich in maßloses Entsetzen, als der Bahnwärter ihn und Tante Renata von dem Unfall des jungen Fräuleins in Kenntnis setzte, und wie er sie dann vor sich liegen sah, regungslos, mit geschlossenen Augen, gleich einer Toten, und zugleich sein Blick wie magnetisch angezogen auf das achtlos auf die Diele geworfene blutdurchtränkte Taschentuch fiel, da krampfte in jähem Schreck sein Herz sich zusammen, und sein eigenes Antlitz wurde so farblos wie die weiß getünchte Wand. Doch schon der nächste Moment gab ihm seine Selbstbeherrschung zurück. Die gleich ihm unsagbar erschrockene Baronesse hätte kaum nötig gehabt, zu mahnen: „Fasse Dich, Achim. Sei jetzt vor allem Arzt!“ Besonnen ordnete er an, was ihm zunächst das Nötigste schien. Freilich, belebende Stärkungsmittel fanden sich in dem Bahnwärterhäuschen nicht vor, die ganze Familie erfreute sich einer robusten Gesundheit.

„Könnte nur mit 'm Nordhäuser dienen!“ erklärte der Mann, verlegen lächelnd, und holte dann seine Lieblingsstärkung, als sie in Ermangelung von etwas Besserem nicht verschmäht wurde, sichtlich erfreut herbei.

Digitized by Google

Renata tränkte damit ihr Taschentuch und legte es wie eine Kompresse der Ohnmächtigen auf Herz und Magen, Achim rieb ihr mit dem scharfen Branntwein die Schläfen und netzte damit die blassen Lippen.

Endlich hatten die fortgesetzten Bemühungen Erfolg. Ein tiefer Atemzug hob Rechas Brust, im nächsten Augenblick schlug sie die dunkelbewimperten Augenlider empor, und verwundert um sich schauend, wollte sie jäh sich aufrichten, doch die bleischweren Glieder versagten den Dienst, sie konnte nicht den Kopf erheben. In banger Frage glitten ihre Augen von Achim zu Tante Renata.

„Was ist mit mir vorgegangen?“ hauchte der kleine Mund.

„Beunruhige Dich nicht, Liebling —“ Achim zog Rechas Hand an seine Lippen — „die große Hitze zog Dir eine Ohnmacht zu.“

„Ach, nun weiß ich, weil ich fürchtete, zu spät zu kommen, bin ich schnell gelaufen, es war thöricht; habt Ihr Euch sehr erschrocken? Verzeiht mir!“

„Liebste! Du erleidest ja die Strafe für Deine Unvorsichtigkeit! Aber damit Du bald gesundest, darfst Du jetzt nicht sprechen, Dich nicht rühren, mußt Dich ganz ruhig verhalten,“ gebot Achim mit sanftem Ernst.

Recha lächelte gehorsam. Sie fühlte sich auch so müde, so müde. Ihre Hand von den Händen des Geliebten umschlossen, und Tante Renata neben sich, da war sie nun in sicherer Hut, konnte die müden Augen wieder schließen und schlafen — schlafen. Sie schlummerte ein.

„Achim,“ sagte nach einer Weile die Baronesse leise, „wir müssen an Doktor Levin telegraphieren, daß Recha unwohl geworden, und ihn bitten, mit dem nächsten Zuge herauszukommen.“

Der junge Mediziner erhob sich schwer, wie abwesend.

„Du hast recht,“ nickte er, über sein Gesicht streichend, „ich will das Telegramm sofort aufgeben, und dann — hier, wo die Züge geräuschvoll vorüberdonnern, kann Recha nicht länger bleiben, wie bringen wir sie hinüber, Tante Renata? Jede rüttelnde und schüttelnde Bewegung muß vermieden werden. Am sichersten ist's, ich trage sie behutsam Schritt vor Schritt.“

„Unausführbar, lieber Achim,“ widersprach Renata bestimmt. „Bedenke die große Hitze, Du würdest der Anstrengung erliegen. Laß uns mit dem Bahnwärter sprechen, vielleicht weiß er Rat.“

Sie hatte sich nicht geirrt.

Auf einer dem Gütertransporte dienenden Tragbahre weich und bequem gebettet wurde die Erkrankte aus dem Wärterhäuschen ins Landhaus gebracht, ohne daß sie erwachte.

Nach einigen Stunden traf Doktor Levin im Landhause ein. Achim hatte ihn auf der Station erwartet. Er war bemüht, ruhig zu scheinen, während er dem väterlichen Freunde Bericht erstattete, doch der erfahrene Menschenkenner war nicht zu täuschen. Es stand schlimmer, wie er vermutet, um seine Enkelin. Ein gramvoller Zug grub sich um seine Mundwinkel.

„Der Anfang vom Ende,“ murmelte er in sich hinein.

„Sie sagten, Großpapa?“ forschte dringend der Jüngling — auf seine Bitte gestattete ihm der verehrte Freund jene vertrauliche Benennung — „ich hoffe, Sie hegen keine ernsten Befürchtungen?“

„Ein Urteil abgeben, bevor ich Recha untersucht, wäre thöricht, lieber Sohn,“ versetzte Doktor Levin, Blick, Ton und Mienen gewaltsam beherrschend. „Der Blutsturz ist ein böses Anzeichen, das zu verdoppelter Vorsicht mahnt, aber darum noch immer kein Grund zur völligen Hoffnungslosigkeit,“ fügte er, bewegt von Achims wahrhaft verzweiflungsvollem Gesichtsausdruck, tröstend hinzu.

Als Recha aus ihrem lethargischen Zustande — halb Schlaf, halb Betäubung — endlich erwachte, senkte sich ihr erster Blick in des Großvaters ernste, dunkle Augen. Das ehrwürdige Antlitz leicht über sie geneigt, stand er schon eine Weile scharf beobachtend an ihrem Lager.

„Ach, Großväterchen,“ flüsterte Recha freudig verwundert, „auch Du hast Tante Renata begleitet? Wie lieb von Dir und —“ ihr Blick irrte suchend weiter und haftete dann zärtlich auf dem Geliebten, der ihr ebenso zunickte — „meinem Achim! Aber —“ sie schien überrascht — „wie bin ich denn hierhergekommen — in mein Bett?“

Die Erklärung, es sei das Werk hilfreicher Heinzelmännchen, gefiel ihr augenscheinlich.

„Dank den kleinen Leuten,“ lächelte sie. Nur hätten die guten Unsichtbaren sie auch zugleich von der Schwere im Kopfe und der Mattigkeit in allen Gliedern befreien sollen, damit sie am Arme ihres Achim hätte im Park spazieren gehen und dann den köstlichen warmen Sommerabend im Freien genießen können, statt nun im Bette zu liegen und nicht sprechen zu dürfen.

„Mögen die Folgen Deiner Unvorsichtigkeit Dir zur Warnung dienen vor einer Wiederholung eines ebenso thörichten wie gefährlichen Beginnens, mein Kind!“ beantwortete der Großpapa mit ernstem Nachdruck Rechas Klage.

Als sie bald darauf von Schwäche überwältigt wieder in Schlaf versunken war, wandte Doktor Levin sich zu Renata und Achim und sagte bewegt:

„Für diesmal, hoffe ich, geht die Gefahr noch gnädig vorüber, aber — sie bleibt über dem Haupte unseres armen Lieblings schweben!

## XXV.

Es geschah wie der kundige Arzt prophezeit: Dank der hingebungsvollen Pflege, welche Recha zu teil wurde, verringerten sich die bangen Befürchtungen für das teure junge Leben von Tag zu Tag!

Freilich! Rechas Genesung schritt sehr, sehr langsam vor, aber dies mochte die plötzlich eingetretene, anhaltend kühle, regnerische Witterung, die für Recha den Aufenthalt in Garten und Park verbot, verschulden! Nun jedoch erwies ein längeres Verbleiben im Landhause sich völlig nutzlos, mithin

Digitized by Google

kehrten die Damen schon Ende August in die Stadt zurück, zur stillen Freude jedes einzelnen in den beiden befreundeten Familen, mit Einschluß der treuen, alten Lore.

Um jede voraussichtlich schädlich wirkende Aufregung, wie solche der Abschied von Achim und der Baronesse, sowie die ewig wache Sehnsucht nach beiden hundertfach in Recha hervorgerufen haben würde, zu verhüten, wurde die Reise nach dem fernen Süden und der daselbst beabsichtigte Winteraufenthalt aufgegeben.

Recha war glücklich! Ihr sagte keine unheilvolle Ahnung, daß der geliebte Großvater nicht auf seinem Entschlusse bestand, weil er nur zu sicher wußte: kein Sonnenschein, keine warme Heilquelle der Welt machte sein Herzblatt gesund. So viel an ihm lag, unterließ er nichts, ihr kurzes Erdenwallen so sonnig wie möglich zu gestalten, kein irgend erfüllbarer Wunsch seiner jungen Enkelin blieb unbefriedigt. Zwar, als sie nun Unterricht in der christlichen Glaubenslehre nehmen wollte, widersprach Doktor Levin.

„Warte damit bis zum Frühjahr, liebstes Kind," sagte er ernst. „Du bist noch zu angegriffen, um die mit Deinem Religionswechsel verbundenen seelischen Erschütterungen ohne Gefahr für Deine Gesundheit zu ertragen."

Aber als sie dann mit der ganzen ihr zu Gebote stehenden Überredungskraft flehte: „Bitte, Großväterchen, laß uns nicht länger das Festbestimmte aufschieben; es ist mein sehnlichstes Verlangen, das herrliche Weihnachtsfest als Christin zu feiern," da fügte er sich auch hierin ihrem Willen.

Von Schauern der Andacht durchbebt lauschte Recha den heiligen Offenbarungen der christlichen Glaubenslehre, welche der ehrwürdige Geistliche in eindringlichen überzeugenden Worten in ihre empfängliche Seele träufelte. Nach genügender Vorbereitung fand Rechas Übertritt statt, in größter Stille, nur im Beisein ihrer beiden Taufzeugen: Renata und Achim von Arnsfeld.

## XXVI.

Als ob eine geheimnisvolle Macht Recha wach erhalten in ihrem Eifer und ihrer Begeisterung und ihre Willenskraft unterstützt hätte bis zu jener Stunde, wo durch ihren vollzogenen Übertritt zum Christentum die fromme Sehnsucht ihres Herzens gestillt wurde, so schwand nun mit dem Ende aller inneren Aufregung und Unruhe der künstliche Halt und machte einer besorgniserregenden körperlichen Abspannung Platz. Die durchsichtig blassen Wangen wurden von Tag zu Tag schmäler, die seltsam glänzenden, von tiefen, bläulichen Ringen umschatteten Augen immer größer; müder, lässiger wurde die sonst so bezaubernd anmutige Haltung der hochgewachsenen, überzarten Gestalt, jede ihrer langsamen Bewegungen schien ihr Mühe zu verursachen.

Mit namenlosem Schmerz beobachtete Doktor Levin an Rechas äußerer Erscheinung die rasend schnellen Fortschritte des den inneren Organismus zerstörenden schrecklichen Erbübels.

Wohl war es ihm bekannt: Sie trug den Keim seit frühster Kindheit in sich! Trotzdem hatte er gehofft, das vor jedem empfindlichen Lufthauche sorgfältig behütete, kostbare junge Leben durch ärztliche Kunst um Jahre verlängern zu können, und nun sollte es doch früher, als er es je für möglich gehalten, erlöschen! Es entging dem seelenkundigen Arzte nicht, wie jener furchtbaren Erkenntnis auch Baronesse Renata und Joachim sich nicht länger verschlossen. Der junge Mediziner war eben schon tief genug in die Wissenschaft der Pathologie eingedrungen, um über die Veränderung, die mit seiner Verlobten allmählich vorging, sich keiner Selbsttäuschung hinzugeben. Aber in eigener Scheu wagten die drei Menschen, welche völlig aufgingen in zärtlicher Schonung des allgemeinen Lieblings, es nicht, ihre bangen, quälenden Befürchtungen vor einander laut werden zu lassen. Ach! sie verstanden sich ja ohne Worte, oder schwiegen vielleicht auch nur in der Sorge, den einmal entfesselten Schmerz dann Recha gegenüber in Blicken und Mienen nicht genügend beherrschen zu können. Stets zeigten sie ihr eine heitere Stirn! Gleichwie sie in glücklicher Sorglosigkeit sich befand über die Gefahr, in der ihr Leben stündlich schwebte, so weit entfernt war sie, zu ahnen, was es Achim kostete, froh und glücklich zu scheinen, während sein Herz zuckte in wilder Verzweiflung, und wie er oft gewaltsam an sich halten mußte, sein heiß aufquellendes Weh nicht laut hinauszuschreien!

Die Kranke litt keine Schmerzen, deshalb kam nie eine Klage über ihre Lippen; es beängstigte sie auch nicht, daß sie immer so müde sich fühlte, so müde! und daß sie zuweilen zu ungewöhnlicher Zeit ganz plötzlich vom Schlaf überwältigt wurde. Daran war nach ihrer Meinung der böse Winter mit seinem vielen Schnee und seiner Kälte schuld, wodurch sie ans Zimmer gefesselt wurde. Der Frühling, hoffte Recha, würde ihr die volle Gesundheit wiederbringen!

Sie hätte dem Winter gram sein mögen, wäre nicht in die düsterste Zeit seines strengen Regiments ein göttlicher Lichtstrahl gefallen: Das Fest der frohen Verheißung, der versöhnenden Liebe, des beglückenden Gebens und Nehmens, das herrliche köstliche Weihnachtsfest!

Mehrere Wochen hindurch hatte eine lähmende Mattigkeit Recha genötigt, beinahe den ganzen Tag auf dem Sofa liegend zu verbringen, doch nun, ein paar Tage vor Weihnachten, schien die Schwäche überwunden.

Wie unter der geheimnisvollen Einwirkung einer belebenden Wunderkraft schritt die schlanke Mädchengestalt durch alle Wohnräume, ohne einer Stütze bedürftig zu sein. War das der Anfang der Genesung?

Durch Achim von Arnsfelds entmutigte Seele ging es wie ein frohes Aufjauchzen. Er betete inbrünstig zu dem gnadenreichen Gott, sein neu entflammtes Hoffen nicht zu Schanden zu machen.

Digitized by Google

Endlich war er angebrochen, der heißersehnte 24. Dezember.

Recha erhob sich früh von ihrem Lager, selige Erwartung ließ sie nicht schlafen, auch gab es noch mancherlei Anordnungen für den Festabend zu treffen, und, was die Hauptsache, die Christtanne in sinniger Weise zu schmücken. Zwar hatte Achim dies als seine Arbeit beansprucht, aber als er früh am Nachmittage erschien, das große Werk zu beginnen, und Recha es sich nicht nehmen ließ, dabei zu helfen, da war es zum ersten Male seit langer Zeit keine erheuchelte Freude, die aus seinen Augen und Mienen strahlte, denn sein holdes Lieb mitthätig zu sehen, hätte er noch vor acht Tagen für eine Unmöglichkeit erklärt. Und mit welchem Eifer und wie sichtlich beglückt sie ihm Hilfe leistete? Daß es sich ihr momentan wie eine schwarze Wolke über die Augen legte, und dabei das Herz in wilden, atemberaubenden Schlägen pochte, und sie nur mit dem Aufgebot ihrer ganzen Willenskraft sich aufrecht erhielt, beunruhigte Recha nicht. Sie war ja lange leidend gewesen, und noch eine Folge davon mochten die unbedeutenden Ohnmachtsanwandlungen sein! Sie war bemüht, Achim nichts merken zu lassen, er ängstigte sich gleich immer so sehr und wäre imstande gewesen, sie ins Bett zu schicken, heute, am Weihnachtsabend! als ob sie da wohl Zeit hätte krank zu sein!?

Seit frühem Morgen herrschte dichtes Schneegestöber — für den Nordländer das richtige Weihnachtswetter — doch hörte es auf mit dem scheidenden Tage. Der Himmel warf seinen bleigrauen Wolkenmantel ab und hüllte sich in ein lichtblaues Festgewand. Nun spendete die kalte Wintersonne der frosterstarrten, schneebedeckten Erde auch noch einen Abschiedsgruß, indem sie die weißen Dächer mit rosenrotem Schimmer übergoß!

Als die ehernen Zungen der Weihnachtsglocken das heilige Fest einläuteten, da war für Rechas Sehnsucht der Augenblick zum Beginn der Feier gekommen. Die zahlreichen Kerzen am Christbaum flammten auf, mit hellem Glanze die Gaben der Liebe und Freundschaft überstrahlend, welche in sinnigem Aufbau die lange Tafel schmückten, in deren Mitte die prächtige Tanne prangte. Die Mienen der Gebenden wie der Empfangenden erschienen gleich froh bewegt. Jeder einzelne, von den Herrschaften sowohl wie von den Dienstboten war über Erwarten reich beschenkt worden. Doktor Levin hatte sich gar nicht genug thun können, seine Gäste und Hausgenossen zu erfreuen!

Aber so viel es auch zu schauen und zu bewundern gab, unwillkürlich zog des Hauses junge Herrin immer wieder aller Blicke auf sich. Sie trug ein langschleppendes weißes Gewand von feinem, weichem Wollenstoffe, mit purpurroten Sammetschleifen verziert; ein Band von gleicher Farbe hielt, wie Achim dies besonders liebte, ihre dunkle Lockenfülle zusammen; freudige Erregung malte Purpurrosen auf ihre zarte Wangen und verlieh ihren Augen einen überirdischen Glanz!

Sie glich einem holden Märchenbilde, erschien wie die verkörperte Poesie!

Eben betrachtete Achim mit einem Laut des Entzückens einen kostbaren, geöffneten Kapselring, der Rechas Bild enthielt, von einer Haarlocke umrahmt. Versteckt unter den wertvollen medizinischen Büchern und chirurgischen Instrumenten, womit Doktor Levin seinen jungen Freund überrascht, hatte er das Kleinod erst jetzt zufällig bemerkt. Sichtlich beglückt trat er zu dem Hausherrn, ihm mit bewegter Stimme zu danken.

„Nicht mir gebührt der Dank, bester Achim," lehnte der alte Arzt mild lächelnd ab, „es ist Rechas Geschenk!"

„Ja, glaubtest Du denn," neckte sie, selig über seine Freude, „ich hätte nichts für Dich? Erlaube," sie streifte den Ring über seinen Finger, „sieh! wie fest er sitzt! Trage ihn hinfort als ein glückbedeutendes Erinnerungszeichen."

„O, Liebling, wie soll ich Dir danken?"

„Du mir?" entgegnete sie mit rührender Demut, „für eine so geringe Gabe! Vermöchte ich es, alle Schätze der Welt wollte ich Dir zu eigen geben!"

„Meine Recha —" Achim zog sie innig an sich — „halte ich nicht schon das Köstlichste, was mir zu teil werden kann, in meinen Armen? Dich, mein Glück, mein alles!"

„Ich liebe Dich, Achim, ich liebe Dich!" stammelte sie. Es war der höchste Ausdruck für die Empfindungen echter Weihnachtswonne, welche das junge Mädchenherz durchwogten.

Inzwischen hatte Baronesse Renata vor dem Bechsteinschen Flügel Platz genommen. Ihre schlanken Finger glitten leise über die Tasten, seit Monaten von Recha unberührt! Aber sie liebte ihre klingende Sprache! Bei den ersten Tönen löste sie sich langsam aus Achims Armen und sagte bittend mit süßem Lächeln:

„Ein Loblied, Herzgeliebter!"

Er führte sie zum Diwan, wo sie an des Großvaters Seite sich niederließ. Ihre ganze Seele war erfüllt von Dank, Glück und Frieden — von einem Frieden, wie nicht von dieser Welt! Ein Abglanz davon lag in dem Schimmer der dunklen Augen, die groß und leuchtend an dem strahlenden Weihnachtsbaume hingen, während unter Tante Renatas kunstgeübten Fingern die dem Instrument entlockten sanften Töne allmählich anschwollen zu vollen, feierlichen Akkorden.

„Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren", spielte die Baronesse. Ihre noch immer herrliche Altstimme vereinigte sich mit Achims wohlklingendem Bariton zur feierlichen Jubelhymne, da, mitten im Gesange, machte ein halb erstickter Aufschrei aller Herzen erbeben. Spiel und Gesang brach ab mit schriller Dissonanz. Ohne im Moment zu fassen, was geschehen, blickten Renata und Achim nach dem Sofa, sahen ihren Liebling in des Großvaters Armen! Ihr Haupt ruhte an seiner Brust, das süße Antlitz lilienweiß, die strahlenden Augensterne geschlossen, auf den leicht geöffneten Lippen perlten ein paar helle Blutstropfen.

„Um Gott, Liebste! Liebste!" rief Achim ver-

Digitized by Google

zweiflungsvoll. „Blicke mich an — höre mich — Deinen Achim!“

„Nie mehr, nie!“ murmelte dumpf der alte Arzt, ohne den gesenkten Kopf zu erheben; aus seinen weißen Wimpern fielen zwei schwere Thränen auf die bleiche, kalte Stirn seiner Enkelin. „Sie,“ fügte er mit brechender Stimme hinzu, „hat uns verlassen — für — immer.“

„Tot — Recha tot!?“ Es war nicht zu fassen, nicht zu glauben! Gewaltsam wollte Achim dem grausamen Menschenbezwinger seine holde Beute abtrotzen; in wilder Verzweiflung preßte er die leblose Gestalt an sich, bedeckte sie mit heißen Küssen, sein warmer Atem sollte sie beleben — vergebens — alles, alles vergebens!

Lind und sanft hatte der Todesengel die holdselige Mädchenblume berührt in ihrem höchsten Glück. Es war ein ahnungsloses Verlöschen — Vergehen — ein seliges Sterben! Im verklärenden Lichte der Weihnachtskerzen, umwogt von lieblichen Tonwellen, getragen von Engelsfittichen, kehrte die unschuldsvolle Seele zurück in ihre urewige Heimat.

## Dritter Band.

### I.

Im Juli 1877.

„Wertgeschätzter Freund!

Tausend-, tausendmal Dank für die neue Bücher-sendung, doppelt willkommen während meines gegenwärtigen Aufenthalts im Seebade, wo ich täglich über so viele freie Stunden zu verfügen habe. Sie ahnen es kaum, mit welchem Eifer, welcher Freude ich mich in die genußreiche Lektüre versenke. Sie wollen wissen, welchem Ihrer Geisteskinder ich den Vorzug gebe? Keinem! Sie interessieren alle! Jedes fesselt in seiner Eigenart! Die ebenso fein- wie scharfsinnige Entwickelung und Durchführung der einzelnen Charaktere, die natürliche Sprache, die überraschenden Situationen, die prächtigen Naturschilderungen spannen und entzücken den Leser! Ihre aus tiefster Seele geschöpften Worte bringen wieder zu Herzen! Jede in deutschen Zeitungen enthaltene lobende Notiz über Ihre gerechtes Aufsehen erregenden Romane erfüllt uns mit froher Genugthuung. Das beste bei allem aber ist, daß Ihre erfolgreiche schriftstellerische Thätigkeit Ihnen leiblichen Ersatz gewährt für die frühere Carriere, zumal Ihnen in der neuen Laufbahn beschieden ist, dem durch Ihr tapferes Schwert errungenen Lorbeerkranze manch neues, mit der Feder erkämpftes Ruhmesblatt hinzuzufügen.

Während Ihres letzten Aufenthalts in Berlin waren Sie so freundlich, sich ins Wilhelmsstift zu bemühen, um sich persönlich nach dem Wohlergehen meiner guten alten Mutter zu erkundigen! Wie kann ich Ihnen für Ihre Liebenswürdigkeit danken? Zu hören, daß Mutter sich zufrieden fühlt und gesund ist, beruhigt mich außerordentlich!

Bisher hatte ich Ihnen nur zu danken — wäre damit eigentlich noch lange nicht zu Ende! Aber ich will einen heiklen Punkt so schnell wie möglich erledigen!

Mein allzu besorgter Freund! Ihre angedeuteten Befürchtungen sind völlig grundlos! Wieder und wieder frage ich mich, ob in meinen Briefen je ein Wort gestanden, das Sie glauben machen könnte: ich habe das an Oskars Seite erwartete Glück nicht gefunden?! Oder hat vielleicht mein lieber Mann durch eine oder die andere ungerechtfertigte Selbstanklage Sie auf jene irrtümliche Vermutung gebracht? Ich wiederhole wahrheitstreu: Sie ist ein Irrtum! So lange ich atme, werde ich den Schritt, den ich gethan, nicht bereuen! Die Liebe, welche Oskar und mich zusammengeführt, war kein kurzer Rausch der Leidenschaft, sie hat sich nicht verflüchtigt, sondern ist fest und fester geworden zu unlöslichem Kitt, der unsere Herzen für Zeit und Ewigkeit verbindet. Wenn es anders wäre — o, mein Freund, ich vermag's nicht auszudenken! Es kann nichts Traurigeres, Elenderes geben, als eine Ehe ohne innige Gattenliebe! Sie ist der Anker, Stütze und Trost, der Mann und Frau aufrecht hält in sorgen- und kummervollen Tagen! Auch wir blieben nicht verschont von schweren Heimsuchungen. Als wir, bald nach dem ruhmvollen Tode meines jungen Schwagers, unsere beiden ältesten hoffnungsvollen Knaben ins Grab betten mußten, war Oskar der Verzweiflung nahe! Damals vertraute er mir zuerst an, daß ein Fluch auf seinem Hause laste, das ganze Dobendorfsche Geschlecht mit Vernichtung bedrohend! Er erging sich in wilden Klagen gegen das düstere Verhängnis, dem Schuldige und Unschuldige zum Opfer fallen müssen.

Da Oskar alle meine an Sie gerichteten Briefe zu lesen pflegt, auch meist einige Zeilen hinzufügt, wagte ich nie, jenen erwähnten dunklen Punkt zu berühren; heute drängt er sich mir unwillkürlich in die Feder, zumal ich diesen Brief direkt von hier Ihnen zusende. Ich kann nicht umhin zu fragen: Hörten Sie je davon erzählen? Lebt die unglückliche Frau von Arnsfeld noch im Irrenhause? Wenn sie ihre Vernunft zurückerlangen sollte, meinen Sie nicht, die Bedauernswerte würde sich bereit finden lassen, Ihren im beginnenden Wahnsinn ausgestoßenen Fluch zurückzunehmen? Kennen Sie Joachim von Arnsfeld? Wissen Sie Näheres über ihn — wo und wie er lebt? Vielleicht — wenn er in dürftigen Verhältnissen — ließe sich an dem Sohne gut machen, was Herzenshärte gegen die unglücklichen Eltern verschuldet? Ich bin wahrlich nicht abergläubisch — und doch vermag ich nicht der unerklärlichen Angst zu wehren, die mich zuweilen überfällt, wie vor etwas Unfaßbarem, Unbegreiflichem, das drohend über den Häuptern meiner Lieblinge schwebt!

Werter Freund, lächeln Sie nicht über die thörichten Einbildungen einer armen Mutter, die durch jedes ihr mögliche Sühnopfer die zürnende Gottheit versöhnen möchte. Könnte es durch Gold

Digitized by Google

geschehen, Oskar sowohl wie ich würden freudig unsern letzten Dollar hingeben und wieder — zum dritten Male — von vorn anfangen mit dem Ringen um eine sichere Existenz, wie solche bittere Notwendigkeit an uns herantrat vor sechs Jahren, als unsere Farm vollständig niederbrannte. Das schlimmste war, daß dabei ein prachtvoller Hengst, zwei Stuten und zehn junge Fohlen im Feuer, durch verbrecherische Hände aus der Koppel hineingetrieben, umkamen. Nun, Gott sei Dank! der uns zugefügte pekuniäre Schaden ist längst wieder ausgeglichen, unser Wohnhaus ist aus der Asche viel hübscher neu erstanden, als es vordem war. Sie würden Ihre Freude haben an der ebenso bequemen wie eleganten Einrichtung. Natürlich ergänzten wir sie erst nach und nach, denn damals, nach dem Brande, brach eine sorgen- und mühevolle Zeit für uns an, und doch, so seltsam es klingen mag, danke ich noch heute dem gnädigen Gott für die schwere Prüfung, in der festen Überzeugung, daß durch sie ein viel schlimmeres Unglück verhütet wurde. Damit Sie mich verstehen, muß ich auf das für Oskars Familie so schmerzensreiche Jahr 1866 zurückgreifen. Wie Ihnen bekannt, wurde nach beendetem Feldzuge — infolge hoher einflußreicher Fürsprache und Verwendung des Heldenprinzen Friedrich Karl bei dem Könige — meinem Manne die Erlaubnis zur Rückkehr ins Vaterland durch einen Gnadenakt in sichere Aussicht gestellt, sowie er die Gnade Seiner Majestät anrufen würde.

Seine Mutter machte Oskar hiervon Mitteilung, weder in Form einer Bitte, noch eines Befehls! Seinen freien Entschluß sollte nichts beeinflussen. Gewiß war dies klug, aber, ob auch der Sehnsucht eines zärtlichen Mutterherzens entsprechend? Ein Ton echter Herzenswärme hätte meinen Mann vielleicht sich anders entscheiden lassen.

‚Meine eigenen Eltern,‘ behauptete er, ‚wünschen meine Rückkehr nicht.‘ In diesem Sinne lautete seine Antwort ablehnend:

‚Von tiefem Danke erfüllt,‘ schrieb er unter anderem, ‚für die unverdiente Königliche Huld ist es mir doch unmöglich, die erwartete Bitte auszusprechen. Für mich giebt es keine Rückkehr! In den Augen meiner Regimentskameraden und Standesgenossen bin und bleibe ich ein Verfemter, Ausgestoßener, selbst wenn die Gnade Seiner Majestät mir die genommenen Ehren wieder giebt. Ferner, ich gestehe es offen, liebe Eltern, habe ich mich hier an freie Selbständigkeit in allen meinen Handlungen gewöhnt, die stete Rücksichtnahme, welche der noch vielfach kleinliche Zuschnitt in den heimatlichen Verhältnissen bei dem Geringsten verlangt, würde mich beengen und quälen! Möglicherweise würde ich Euch häufig Grund zur Unzufriedenheit geben, es würde zu Unzuträglichkeiten zwischen uns führen, welchen wir am besten dadurch vorbeugen, daß meine Rückkehr unterbleibt. Dafür bin ich, im Einverständnis mit meiner Frau, entschlossen, Euch unsern ältesten Jungen nach seinem vollendeten zehnten Jahre zu schicken, falls Ihr es wünschen solltet. Ernst ist ein kräftiger, gut erzogener, lieber Bub, an dem Ihr sicher Freude erleben würdet.‘

Eigentlich war es unnötig, alles das, was Ihnen längst bekannt ist, zu wiederholen! Aber, was weder Sie, mein Freund, noch sonst ein Mensch erfahren hat, ist, daß infolge jenes bedeutungsschweren Briefwechsels mein armer Mann nicht allein von verzehrendem Heimweh gequält wurde, sondern daß eine Zeit eintrat, wo auch bittere Reue über seinen freiwilligen Entschluß: In der Fremde zu verharren, ihn ergriff. Während des deutsch-französischen Krieges nahmen Oskars Seelenkämpfe ihren Anfang. In höchster Spannung das siegreiche Vordringen unserer deutschen Heere verfolgend, empfand er es wie eine neue Ächtung, daß es ihm versagt blieb, an den glorreichen Waffentänzen teilzunehmen. Damals packten Reue und Zorn auf sich selbst ihn stärker, als der Schmerz um den Verlust unserer beiden Knaben! Seine Gesundheit begann zu leiden! Mit wachsender Angst und Sorge sah ich Oskars Leben und unser häusliches Glück bedroht, da kam das Brandunglück, und nun werden Sie nach dem Gesagten besser verstehen, wenn ich wiederhole, daß die neue Heimsuchung uns zum Segen wurde. Sie rüttelte Oskar empor aus seinem apathischen Zustande; der aufs neue beginnende Kampf ums Dasein spornte zur rastlosen Thätigkeit, erfüllte die erschlafften Adern mit frischer Spannkraft. Jetzt liegen die schlimmen Zeiten weit hinter uns, wie ein böser Traum! Gott verhüte in Gnaden eine Wiederkehr!

Wie liebenswürdig von Baron von W . . . ., sein Versprechen zu halten und Ihnen persönlich unsere Grüße zu überbringen! Er lernte aus eigener Anschauung unser Leben kennen, erzählte Ihnen, wie Sie schreiben, viel Erfreuliches, zum Beispiel, daß Farm Dodendorf ein blühendes Anwesen und durch seine Pferdezucht weit und breit berühmt geworden sei! Auch berichtete Ihnen Baron W . . . ., daß unser Haus eine Freistatt bilde für alle asyllosen deutschen Auswanderer, welche das Schicksal in unsere Gegend führt. Hierbei fragen Sie in unverkennbarer Besorgnis, ob wir nicht am Ende zu weit gehen in Ausübung der Gastfreundschaft?

Ja, mein Freund, leider muß ich dies zugeben. Gott weiß es, ich achte das Gastrecht als eine heilige Sitte, bin stets mit Freuden bereit, einem Obdachlosen, durch widrige Verhältnisse ins Unglück Geratenen unser Haus zu öffnen, ihm beizustehen mit Rat und That! Aber mit Empörung erfüllt es mich, wenn arbeitsscheue Abenteurer sich bei uns einnisten, schädlichen Schmarotzerpflanzen gleich meinen Mann umgarnen, seine unbegrenzte Gutmütigkeit in jeder Weise mißbrauchen. Die meisten dieser Freibeuter sind ehemalige deutsche Offiziere, wovon die Mehrzahl, durch leichtsinnigen Lebenswandel tief verschuldet, in der Heimat unmöglich geworden, nun in Amerika ihr Glück versuchen, in dem Wahne: Hier sei das Land Schlaraffia, wo sie nur nötig haben, die Hand auszustrecken,

Digitized by Google

das auf der Straße liegende Gold zu erfassen! Welchen Enttäuschungen gehen die Herren Kavaliere entgegen? besonders die Hochmütigen, die auf ihren Adelsbrief pochen, als ob der ihnen von Nutzen wäre in einem Lande, wo ihre Abstammung eben nur als kein Hindernis zu ihrem Fortkommen gilt, wo nur wahrer Gesinnungsadel den echten Gentleman macht und Geld — Geld — und immer wieder nur Geld eine einflußreiche Stellung in der Gesellschaft sichert.

Wie bald, ach, gehen die mitgebrachten Barmittel der an keine ernste Beschäftigung gewöhnten vornehmen Lebemänner zu Ende, das Ringen um die Existenz beginnt! Wohl denen, welchen die rauhe Schule des Lebens zur Läuterung dient. Sie raffen sich empor, gelangen allmählich zu einer auskömmlichen Stellung, schließlich zum Wohlstande; manch einer führt sogar die Tochter eines amerikanischen Börsenfürsten als Gattin heim! Aber das sind vereinzelte Fälle! Viele der jungen Glücksritter — unter ihnen Sprößlinge aus den vornehmsten Adelsgeschlechtern mit einer zahllosen Ahnenreihe — verspüren in sich weder Lust noch Kraft, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen; die Unseligen begehen entweder Selbstmord oder sinken von Stufe zu Stufe, bis sie im tiefsten Schlamme der niedrigsten Laster ihren Untergang finden.

Hier fragen Sie vielleicht verwundert, was mich veranlaßt, so traurige Bilder zu zeichnen? und ich antworte: Weil ich sie selbst geschaut — wieder und wieder — in abschreckendster Gestalt! Denn ach, mein Freund, zu solchen Verkommnen, Verlotterten gehören häufig die Heimatsflüchtigen, welche uns besuchen, gewöhnlich von Gesinnungsgenossen direkt nach Farm Dodendorf geschickt; ist es doch bekannt, daß der gutmütige Besitzer die unglücklichen Verbannten — oft sind's ehemalige Regimentskameraden — mit offnen Armen empfängt, sich von ihnen belügen und weiblich brandschatzen läßt! Mein schroffes Urteil, dem Sie befremdet nachsinnen dürften, enthält wahrhaftig keinen Vorwurf gegen meinen geliebten Mann! Seine nachgiebige Schwäche gegen Menschen, die sich schmeichlerisch ‚Freunde' nennen, ist ja der einzige Fehler, welcher von seinen übrigen liebenswerten Eigenschaften hundertfach aufgewogen wird, aber — Ihnen allein, meinem verschwiegenen, brüderlichen Freunde vertraue ich es an — jener Fehler wirft einen Schatten auf unsern häuslichen Frieden, untergräbt unsern Wohlstand, gefährdet die Zukunft unserer Kinder — und dagegen machtlos sein! Können Sie die Bitterkeit dieses Bekenntnisses ermessen, mein Freund? Seit Jahr und Tag versuche ich mit zärtlichen Bitten und triftigen Gründen Oskars Schwäche zu bekämpfen; er giebt die besten Versprechungen, gelobt, vorsichtiger sein zu wollen bei den unverschämten Ansprüchen an seine Börse — ach, die guten Gelübde verwehen wie Schall und Rauch, sobald er sich wieder im Banne seiner Freunde befindet! Sie lauern ihm auf gleich Wegelagerern, und leider, leider, entführt ihn sein Beruf nur zu oft unserm traulichen häuslichen Kreise, in dem er sich doch so glücklich fühlt! Mit diesem tröstlichen Bewußtsein vermag ich meinem armen Geliebten nicht zu grollen und bitte und hoffe, auch Sie, mein Freund, denken nicht geringer von ihm, als er verdient! Ich würde sonst bereuen müssen dem unabweislichen Drange gefolgt zu sein, Ihnen meine geheimsten Gedanken zu enthüllen! — Verzeihen Sie mir den ein wenig trübsinnigen Inhalt des langen, langen Schreibens; bitte, lassen Sie sich nicht dadurch melancholisch stimmen; glauben Sie der wahrhaften Versicherung: ich führe kein unbefriedigtes Dasein! Könnten Sie sich durch eigenen Augenschein davon überzeugen! Ich vermag die Freude nicht auszudenken, Sie als lieben, lieben Gast, den liebsten von allen, welche je an unserem Herdfeuer gesessen, zu empfangen! Es würde Ihnen gefallen auf unserer von duftenden Kletterrosen umrankten Veranda, mit dem weiten Ausblick übers fruchtbare, wellige Hügelland! Ein tausendfach jubelndes ‚Willkommen' von meinem Manne und den Kindern würde Sie begrüßen; Oskars Pferdezucht — sein gerechter Stolz — würde Sie mit Staunen und Bewunderung erfüllen; lockt alles dies Sie nicht, werter Freund?

Durchs offene Fenster bringen eben die klaren Stimmen meiner Lieblinge an mein Ohr. Pauline und Karl — sie führen die Namen der Großeltern — kehren mit ihrer Erzieherin, Miß Lizzie, von einem Strandspaziergange zurück. Ich begleite sie sonst stets, blieb heute nur zurück, um mit Ihnen zu plaudern!

Hoffentlich langweilt es Sie nicht, wenn ich der langen Plauderei noch ein paar Bemerkungen über die Kinder hinzufüge! Pauline ist für ihre dreizehn Jahre ein lang aufgeschossenes Mädchen — schon einen Strich höher wie ihre Mutter — mit aschblondem Haar, rosigem Gesicht und großen, dunkelgrauen Augen. Sie verspricht mal — ‚o Muttereitelkeit' werden Sie sagen — hübsch zu werden, ist im ganzen ein gutes, liebes Kind, hilfreich, klug, verständig, fast ein wenig zu ernst! Karl dagegen ist ein wilder Junge; gleich einem ungebändigten Füllen stürmt er durch Haus und Garten, und auf seinem kleinen Pony jagt er wie ein ‚Cowboy' durch die Prairie, daß mir oft das Herz erzittert vor Angst. Aber wenn der Bub mit seinen strahlenden Augen mich anlacht, kann ich nicht schelten, wie er's wohl zuweilen durch seine kleinen Schelmenstreiche verdient! Übrigens besitzt er ein goldenes Gemüt! Jeder liebt und — leider — verwöhnt den kleinen herzigen Kerl, unser Nestküken! Er ist nun sieben Jahre alt. Wenn ich daran denke, daß wir ihn in drei Jahren nach Deutschland schicken sollen, wie meines Mannes Eltern wünschen, durchzieht große Bangigkeit meine Seele.

‚Ma,' erklingen jetzt dicht unterm Fenster die beiden frischen Stimmen, ‚schreibst Du immer noch? Komm doch heraus, der Abend ist so schön! Aber vergiß nicht, Ma, Onkel Rabenau von uns zu grüßen!'



Digitized by Google

Eilig entledige ich mich des lieben Auftrags, füge meine eigenen tausend, tausend Grüße hinzu! Gott beschütze Sie für und für!

In unwandelbarer Freundschaft und Dankbarkeit

Elise Dodendorf."

Zum zweiten Male hatte Major von Rabenau die lange Epistel — er hätte sie noch viel länger gewünscht — durchgelesen. Sein gesenktes Haupt neigte sich tief über das letztbeschriebene Briefblatt, seine Lippen berührten wie kosend die Unterschrift.

„Engel! Heilige!" Die zärtlich geflüsterten Worte verloren sich in einem stöhnenden Laut: „Und Du bist doch nicht glücklich, wiegst Dich gewaltsam ein in frommen Selbstbetrug — aber mich — mich täuschest Du nicht! Armes, armes Weib — wärest Du mein geworden —"

Rabenau lachte bitter auf — eines Krüppels Weib, das sich vielleicht mit Schaudern von ihm gewandt, als — nein, nein, nein, nein! hätte sie ihn, statt des Schwächlings geliebt, es stünde anders um sie und ihn!

Daß er doch vergessen könnte!

Wie er sich nun zurücklehnte in seinem Schreibsessel und düsteren Blicks ins Leere starrte, zeigte das hagere Gesicht mit den scharfen Linien um Mund und Augen kaum noch eine leise Ähnlichkeit mit dem frischen, keck lächelnden Antlitz des kleinen Rabenau, des sorglosen, allem möglichen Modesport huldigenden Lebemannes und heiteren, diskreten Kameraden, der niemals Spielverderber war!

Das war in der glücklichen, nun längst versunkenen Lieutenantszeit, ehe die allgewaltige Leidenschaft — unvergänglich, ewig — für die blonde Elise Reinke ihn packte. Mit ihrem Namen auf den blassen Lippen glaubte er in die Ewigkeit hinüber zu schlummern, als er in der Schlacht bei Vionville, wo eine Franzosenkugel ihm das rechte Bein zerschmetterte, in Bewußtlosigkeit versank — und wieder galt ihr der erste bewußte Gedanke, als ihn der Arzt nach glücklich bestandener Operation für gerettet erklärte.

Seine unglückliche Neigung machte ihn gleichgültig gegen weibliche Reize; neben der „Einzigen", welche sein Herz vollständig beherrschte, konnte kein zweites Frauenbild Raum gewinnen.

So blieb Rabenau unvermählt, obgleich manch schönes Augenpaar sich bemühte, die Aufmerksamkeit des interessanten jungen Invaliden, der ein berühmter Romanschriftsteller geworden war, auf sich zu ziehen! Wenn er nur gewollt! es hätte sich ihm reichlich Gelegenheit geboten, eine Lebensgefährtin zu wählen.

Angelockt von den landschaftlichen Reizen, welche Dresdens Umgegend auszeichnen, schlug Major von Rabenau seinen dauernden Wohnsitz im lieblichen Elb-Florenz auf. Dort lebte er ziemlich zurückgezogen seinen Studien und Arbeiten, aber alljährlich verbrachte er einige Monate auf Reisen, um seine Kenntnisse von Land und Leuten durch eigene Anschauung zu bereichern. Ganz Europa hatte er bereits durchstreift, auch nach Ägypten und Palästina hatte ihn seine Reiselust geführt, nur amerikanischen Boden zu betreten hielt eine seltsame Scheu ihn ab. Nicht, daß ihn nicht nach einem Wiedersehen mit den alten Freunden verlangte! Oft vermochte er der brennenden Sehnsucht kaum zu widerstehen; es drängte ihn mit aller Gewalt, den dringenden Einladungen, die wieder und wieder an ihn ergingen, zu folgen, aber im entscheidenden Augenblick gab er noch immer der abmahnenden inneren Stimme Gehör, die ihn warnte, mit der verbotenen Liebe zu der Gattin seines Vetters im Herzen, dessen Gastfreundschaft zu genießen. Wie, wenn er nicht stark genug wäre, die ihn durchglühenden Empfindungen zu verbergen? Wenn ein Wort, ein Blick Mißtrauen und Eifersucht in Dodendorf weckte? Welches schwere Unheil konnte er über die teure Frau heraufbeschwören.

Sie litt ohnehin schon genug unter des Gatten Charakterschwäche, die ihn häufig zu unverzeihlichen Thorheiten verleitete.

Von verschiedenen Augenzeugen, welchen für längere oder kürzere Zeit die Gastfreundschaft in Farm Dodendorf bei Indianopolis — bei vielen, vielen nach Amerika verschlagenen Deutschen bekannt und berühmt — zu teil geworden, hatte Major von Rabenau über seinen Vetter viel des Guten und Rühmenden, aber auch viel Tadelnswertes gehört. Nicht allein für manchen ehemaligen Kameraden, der sich Dodendorfs unbegrenzte Gutmütigkeit zu nutze machte, auch Wildfremden, die seinen Schwächen zu schmeicheln verstanden, hatte er schon bedeutende Geldopfer gebracht, sondern, was beinahe noch schlimmer! wieder und wieder ließ er sich, allen guten Vorsätzen zum Trotz, von gewissenlosen Zechbrüdern bei Spiel und Trunk die ganze Nacht hindurch festhalten, ohne Rücksicht auf seine arme Frau, die, seiner in Angst und Sorgen harrend, Stunde um Stunde bis Tagesanbruch wachend verbrachte.

Baron von W . . . ., vor kurzem erst aus Amerika zurückgekehrt — nannte sie eine verehrungs- und bewundernswerte Frau! Mit Engelsgeduld ertrage sie ihres Mannes Fehler und Schwächen, sei ihm eine treue, liebende Gattin, ihren Kindern eine vorzügliche, fürsorgende Mutter, dem Gesinde eine gerechte, gütige Herrin! Es wäre kaum zu glauben, was für eine tüchtige Hausfrau aus der früheren Balletttänzerin — der auch Baron W . . . . als junger Lieutenant seine feurigen Huldigungen in diskreter Weise dargebracht — geworden! „Aber," hatte bedauernd der Berichterstatter hinzugefügt, „ungeachtet der energischen, umsichtigen und sparsamen Leitung des Hauswesens, und trotz der reichlichen Einkünfte durch Dodendorfs tierärztliche Praxis und Pferdezucht, dürften sie infolge seiner Gewohnheiten und leichtsinnigen Lebensweise wohl nie auf einen richtigen grünen Zweig kommen. Dies fürchtet wohl auch Frau Elise! Obgleich ihrem Munde nie ein Wort der Klage entschlüpft, liegt in dem feinen, blassen Gesicht, in dem Blick der großen, seelenvollen Augen ein Ausdruck heimlichen Kummers, über den kein Lächeln hinwegtäuscht."

Baron W . . . .s Berichte stimmten nur zu gut überein mit dem, was Major von Rabenau zwischen den Zeilen in Elisens Briefe zu lesen glaubte. Zum ersten Male gewährte sie ihm solchen tiefen Einblick in ihre häuslichen Verhältnisse; fürchtete

Digitized by Google

sie: W . . . . möchte ihm zu viel verraten haben, oder war ihr besonders weh zu Mute gewesen? Ersehnte sie eine mündliche Aussprache mit dem vertrauten Freunde?

Und wenn eine noch tausendfach stärkere Sehnsucht seine eigene Seele martert, er darf nicht, darf nicht, darf ihr nicht folgen, weil er fühlt: Der Schmerzenszug im Antlitz der geliebten Frau, über deren Erscheinung — wie W . . . . versichert — noch der volle Zauber mädchenhafter Lieblichkeit ruht, würde ihn der Herrschaft über sich selbst berauben! Von Mitleid, Empörung und Zorn überwältigt, müßte er den Urheber ihres stillen Leidens zur Rechenschaft ziehen und am heiligen Gastrecht zum Frevler werden!

„Gott bewahre mich, daß ich den Schwächling nicht hassen lerne!“ murmelte der Major vor sich hin. „Ob die teure Frau wohl ahnt, was mich abhält, amerikanischen Boden zu betreten? Vielleicht,“ er seufzte schwer, „in zehn oder zwanzig Jahren, wenn das Alter kommt, das Haar ergraut, auch ihre blonden Locken sich bleichen — vielleicht vermag ich sie dann wiederzusehen ohne Schmerz! Werde sie auf die Zukunft vertrösten, will in heiterem Tone antworten, damit sie nicht merkt, welche sündigen Wünsche noch meine Brust durchglühen!“

Frau Elisens Erkundigung nach Joachim von Arnsfeld, ihr heißer Wunsch, an ihm gut machen zu wollen, was vordem seinen Eltern Übles geschehen, weil ihr geängstigtes Mutterherz sich gedrängt fühlte, die zürnende Schicksalsmacht zu versöhnen, rührte Major von Rabenau unbeschreiblich! Er konnte der fernen Freundin Beruhigendes über den jungen Arnsfeld mitteilen. Während des letzten deutsch-französischen Feldzuges war er mit jenem vielfach in nähere Berührung getreten, hatte häufig Gelegenheit, Arnsfeld als einen tüchtigen, unermüdlichen Arzt und liebenswerten Menschen — beseelt von edlem Eifer, der leidenden Menschheit zu nützen — kennen zu lernen. Nach seiner Rückkehr aus Frankreich war er in der berühmten Irren- und Nervenheilanstalt zu S . . . ., dem Asyl seiner kranken Mutter, ein paar Jahre als Assistenzarzt thätig gewesen. Gegenwärtig befand er sich, um seine psychiatrischen Studien zu bereichern und zu vervollkommenen, im Auslande, mithin konnte es ihm nicht an Mitteln zur Bestreitung der kostspieligen Reisen fehlen.

In jüngster Zeit bildete übrigens Achim von Arnsfeld einen häufigen Gesprächsgegenstand bei allen ihm weitläufig verwandten Vettern und Basen und darüber! Der Grund zu den lebhaften Erörterungen über seine den meisten Verwandten unbekannte Persönlichkeit gab eine Klausel in dem vor kurzem veröffentlichten Testamente des vor einem Vierteljahre in Triest verstorbenen Barons von K., des sogenannten „Erbonkels“ der ganzen Familie, als welchen Vetter Oskar den alten knorrigen Herrn wohl auch wiederholt hatte bezeichnen hören.

Allgemein hatte man in dem jungen Arnsfeld den Universalerben vermutet; wie sich aber bei der Testamentseröffnung herausstellte, fiel die reiche Hinterlassenschaft, mit Ausschluß verschiedener Legate, einigen namhaft gemachten Wohlthätigkeitsanstalten zu. Doch ganz leer ging der — wie viele behaupteten — in seinen Hoffnungen betrogene Großneffe nicht aus! Baron Albrechts in bindender Rechtsform kundgegebener: „Letzter Wille“ schloß mit den Worten:

„In Erinnerung einer von meinem Großneffen Joachim, Baron von Arnsfeld, gemachten gelegentlichen Äußerung: Es dünke ihm ein erstrebenswertes Ziel, eine Scholle Land, nur eben groß genug zur Errichtung eines bescheidenen Tuskulums, als freies Eigentum zu erwerben, erfülle ich genanntem Großneffen hiermit seinen Wunsch, indem ich ihn zum unbestrittenen Erben meiner Besitzung ‚Tannenhof‘ mit allem, was dazu gehört, ernenne.“

„Da nun Tannenhof eine verfallene Baracke ist, der dazu gehörige Grund und Boden, von dem Testator niemals betreten, als ödes, unfruchtbares Heideland gilt, so erregt jene befremdende letztwillige Verfügung, die einen absichtlich beleidigenden Hohn zu enthalten scheint, erklärliches Aufsehen! Der Ursache nachforschend, hat man in Erfahrung gebracht, daß es vor Jahren zwischen dem Erbonkel und Arnsfeld zu einem heftigen Zerwürfnis gekommen, weil der letztere sich entschieden weigerte, sein inniges Freundschaftsverhältnis mit der Familie eines hochachtbaren jüdischen Arztes auf Wunsch des Großonkels zu lösen. Bald danach soll Joachim unter voller Zustimmung seiner Tante und Pflegemutter, Baronesse von Arnsfeld, sich mit der Enkelin des erwähnten Arztes verlobt haben, leider zerriß der grausame Tod den Herzensbund. Näheres weiß ich darüber nicht, glaube aber, daß die Gerüchte der Wahrheit entsprechen, denn der ungewöhnliche Ernst des jungen Mannes läßt auf intime Bekanntschaft mit schwerem Seelenleid schließen.

„Aus aufrichtigem Interesse für meinen ehemaligen Kriegskameraden, mit welchem ich übrigens durch unsere beiderseitige Verwandtschaft mit den Dodendorfs in entfernter Vetterschaft stehe, beabsichtige ich bei meiner nächsten Anwesenheit in Berlin Baronesse Arnsfeld meinen Besuch zu machen. Ich freue mich darauf, meine bisher nur flüchtige Bekanntschaft mit der geistvollen, vorurteilsfreien Dame zu erneuern. Vielleicht kann ich Ihnen dann, falls es Sie interessiert, über Joachims Zukunftspläne Näheres mitteilen.“

## II.

Wie Major von Rabenau gehofft, sandte ihm Frau Elise bereits mit dem nächsten Postdampfer ein Antwortschreiben. Der ganze Inhalt atmete eine frohe Stimmung, erzeugt durch die Aussicht auf das nah bevorstehende Wiedersehen mit dem geliebten Gatten!

„Er kommt morgen und holt uns heim!“ schrieb die junge Frau. „Welche Freude wird Oskar empfinden über das blühende Aussehen unserer Kinder! Auch mir hat die stärkende Seeluft außerordentlich wohl gethan; nun sehe ich erst ein, wie notwendig mir die Nervenerfrischung war, und habe gerechte

Digitized by Google

Ursache, meinem geliebten Manne dankbar zu sein, daß er auf der Badereise bestand. Nehmen Sie heut mit den wenigen Zeilen vorlieb, werter Freund! Sind wir erst wieder zu Hause — welcher Zauber liegt doch in solchem zu ‚Hause!' dann erhalten Sie einen langen, langen Brief!" —

Ein Monat verging und noch ein Monat, ohne daß Rabenau die verheißenen ausführlichen Mitteilungen von den amerikanischen Verwandten erhielt. Schon begann er unruhig zu werden, da, es war an einem köstlichen Augusttage, der Major saß in einem zeltartig überdachten Kiosk in seinem Hausgarten, der in sanft abstürzenden Terrassen bis zur Elbe hinab sich zog, ging ihm aus Schloß Dodendorf von Tante Paulas Hand eine Kunde zu, welche sein Blut in namenlosem Schreck erstarren machte: Frau Elise und ihr einziger jüngster Sohn, ihr holder, wilder Liebling, waren tot, auf einer Spazierfahrt verunglückt!

Über Rabenaus Augen, welche noch eben mit dem Ausdruck des Entzückens auf dem weiten, herrlichen, durch den glänzenden, breiten Strom wunderbar belebten Landschaftsbilde geruht, senkte es sich wie eine schwarze Wolke, seine linke Hand griff unwillkürlich nach dem Herzen, dessen Schlag zu stocken schien. Erlosch nicht auch plötzlich das goldene Sonnenlicht? Versank die blühende Natur ringsum nicht in finstere Nacht? Oder — narrte ihn ein Traum, ein schwerer, schrecklicher Traum?

Gewaltsam schüttelt er die dumpfe Betäubung von sich ab, sein umflorter Blick fällt auf das dünne Briefblatt in seiner Rechten, die zitternden Finger heben es dicht vor die Augen, tot — tot! Die Unvergleichliche, Edle, Beste ihres Geschlechts für immer dahin! Und die Welt steht nicht still, alles geht den gewohnten Lauf! Von einem der auf dem golden funkelnden Strome vorübergleitenden Salondampfer klingt Musik, frohes Lachen, Gesang und jubelnde Stimmen in vielfachem Echo durch die klare, stille Luft, was kümmert's die Gesamtheit, wenn ein einzelnes Menschenherz, von einem wuchtigen Schicksalsschlage getroffen, in Verzweiflung sich windet? —

Wiederholt fragte Major von Rabenau bei seinem auf so jähe Weise der teuren Gattin beraubten Vetter an, wie das Furchtbare sich ereignet hatte, ohne Antwort zu erhalten. Auch die tief bekümmerten Verwandten auf Schloß Dodendorf wußten Näheres nicht mitzuteilen. Endlich, auf seine zum vierten Male dringend erneuerte Bitte, gelangte eine Depesche an den Major, des kurzen Inhalts:

„Mr. Dodendorf noch sehr krank, doch Aussicht auf Genesung — läßt um Geduld bitten, bis Mr. D. selbst imstande, die Feder zu führen."

Der Herbst ging zu Ende, ein scharfer Dezemberwind trieb dicht durcheinander wirbelnde Schneeflocken gegen die Fenster, als endlich Major von Rabenau das mit schmerzlicher Sehnsucht erwartete Schreiben, mit Oskar Dodendorfs Schriftzügen, erhielt. In fieberhafter Hast löste er den Umschlag, aber nun flimmerten die Buchstaben vor seinen Blicken, er mußte eine Weile die Augen schließen, bevor er imstande war, den Inhalt der ungleichen, mit zitternden Fingern hingeworfenen Schrift in sich aufzunehmen.

Der ganze Brief strömte über von wilden Selbstanklagen und bitterer Reue!

„Dir," schrieb Dodendorf unter anderem, „der Du den vollen Wert meiner Engelslies gekannt, der Du sie — mir sagt's eine unabweisbare Ahnung — geliebt hast, Dir will ich alles beichten. Ernst! ich bin ein Elender, Verworfener! Verachte, hasse, verabscheue den Unseligen, der sein Weib gemordet, sein süßes, holdes Weib, das er geliebt, wie sonst kein Wesen auf der Welt! Du wendest wohl nun schaudernd Deine Augen ab von diesem Blatt — oder glaubst vielleicht, Wahnsinn spricht aus mir. Beinahe möchte ich wünschen, Wahnwitz hielte mich umfangen, dann lernte ich am Ende vergessen, daß ich den Tod meiner Engelslies und meines einzigen, herzigen Jungen verschuldet! „Wodurch?" glaube ich Deine Frage zu vernehmen, „wodurch?"

Seit Jahr und Tag hatte — indem ich dies niederschreibe, durchwühlt verzweiflungsvolle Scham meine Brust — hatte ein Dämon mich gepackt, der — Spiel- und — Branntweinteufel! Ich habe dagegen gekämpft und gerungen, denn ich wußte ja, wie Elise darunter litt und sich grämte! Ihre ernsten Vorstellungen erweckten in mir die besten Vorsätze, ihre Bitten und Thränen bohrten sich mir wie Dolchstiche in die Seele, ich verachtete mich selbst, gelobte hundertmal, mich zu ändern — und wurde hundertmal zum Meineidigen! Immer und immer wieder unterjochte mich die verfluchte Leidenschaft! Sie machte mich zum Mörder — nicht zum absichtlichen, wissentlichen, direkten — aber doch zum Mörder an Weib und Kind!

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

## Frühling.

I.

Der Lenz hat überzogen
Die Flur mit jungem Grün;
Geweckt vom Kuß der Sonne,
Die ersten Rosen blüh'n.

Die Nachtigallen singen
Ein Lied von Lieb' und Lust,
Doch unbewegt und schläfrig,
Das Herz bleibt in der Brust.

Es ist im Lauf der Zeiten
Geworden viel zu klug;
Weiß ja, daß Lenz und Liebe
Und alles Lug und Trug.

Bald zieht der Winter wieder
Im Sturmgewand einher;
Die Liebe selber scheidet
Und ohne Wiederkehr.

Die besten Freunde werfen
Auf uns den ersten Stein;
So sterben wir, verlassen
Von allen und allein.

II.

Über Fluß und Wiese,
Feld und Flur und Hain
Liegt nun ausgebreitet
Gold'ner Sonnenschein.

Alle Vöglein bauen
Sich ein warmes Nest,
Durch der Bäume Wipfel
Geht der linde West.

Vor mir Pfad und Anger
Blütenüberschneit;
Frühling ist's, zum Sterben
Wohl die beste Zeit.

**Karl Faber.**

---

## Herr Willibald Pintscher.

Ein Bild aus dem Berliner Kleinleben.

Von **Viktor von Kohlenegg.**

I.

Wenn Sie einmal Handschuhe waschen oder Straußfedern aufkrausen oder einen Hut nicht allzu künstlerisch garnieren oder Taschentücher und andere Sachen aufs künstlerischste besticken oder irgend welche Manuskripte kalligraphisch abschreiben oder Eingaben an irgend welche Behörden anfertigen lassen wollen — dann wenden Sie sich bitte an Herrn Willibald Pintscher in der Kaiserstraße. Sie können nicht fehlgehen: auf der rechten Seite, das zweite Haus von der Ecke, drei Treppen hoch linker Hand . . .

Das Haus, in dem die Familie Pintscher wohnt, ist sehr schmal und sehr hoch. Es gleicht gewissermaßen einem schwindsüchtigen Großstadtmenschen, der nach Licht und Luft ringt und macht den Eindruck, als möchte es fort und fort seine beiden breiten, mit Stuck verzierten Nachbarhäuser um Entschuldigung bitten, daß es sich zwischen sie gedrängt habe. Als wenn die beiden ein wenig vornehmer dreinschauenden Häuser nicht ebensoviel Elend beherbergten wie unser bescheidenes, ärmliches Häuschen! . . . Aber der Schein gilt einmal in der Welt! Der bunte Lappen, das prunkende Wort strömen eine wahre Zauberkraft aus, die unsere gesunde Vernunft schier berauscht. Nur wenige von uns durchschauen diese Prunklappen und Phrasen. Diese Menschen sind entweder Pessimisten oder . . . Humoristen, Kranke oder . . . Weise.

Im dritten Stocke unseres Häuschens an der linken Thüre leuchtet durch die ewige Dämmerung ein weißes Porzellanschild, auf dem in schwarzen Buchstaben steht: Pintscher. Weiter nichts. Das wirkt besonders vornehm. Denn die Verleugnung des Vornamens ist eine Eigentümlichkeit großer Leute. Bismarck. Moltke. Goethe. Pintscher. Punktum; das genügt!

Herr Willibald Pintscher ist denn auch ein besonderer Mensch.

Denken Sie sich einen kleinen, hageren Mann mit einem Vogelgesichte, mit einer mächtigen, von aufwärtsstrebenden Haaren umgebenen Glatze, mit einem verschossenen und in den Nähten mürben Gehrocke und mit schmutzig-grauen, sehr weiten Beinkleidern. Diese — allerdings etwas schäbige — Geheimratskleidung deutet schon zur Genüge den inneren Wert des Herrn Willibald Pintscher an. Unzweifelhaft aber gelangt jener zum Ausdruck durch ein schwarzgeändertes Monocle, das spiegelnd vor dem linken Pintscherschen Auge sitzt und dem kleinen, spitznasigen Gesichte einen Zug der Strenge, des Scharfsinns verleiht.

In dem Glanze dieser kleinen in Horn gefaßten Glasscherbe konzentriert sich alles Selbstgefühl, aller Luxus der Pintscher. Wenn sie dem wichtigen Herrn Willibald vor dem Auge sitzt, dann herrscht Heiterkeit in der winzigen Wohnung. Dann arbeiten und darben Mutter und Tochter voll Hoffnungsmut. „Vater ist bei Laune!" flüsterten sich die beiden Frauen zu, und der Gram flieht aus den bleichen, überwachten Gesichtern . . . Doch wenn das Monocle lässig an dem breiten Bande über Herrn Willibalds Magen baumelt, dann schauen sich Mutter und Tochter mit jammernden Blicken an. Dann erst fühlen sie die Not ihres Lebens in aller Tiefe. Aber es ist nicht der eigene Schmerz, der sie traurig stimmt. Sie bemitleiden aufs innigste den Vater, daß er sein Leben kärglich fristen muß, daß er ohne eigentlichen Wirkungskreis ist, daß seine Kleider rissig und fadenscheinig werden wie die eines Bettlers. O, sie lieben den Vater über alles. Und er ist ihr ganzer Stolz, der wichtige Herr Willibald mit seinen gesucht weltmännischen Manieren, die ihm im Laufe der Jahre zur zweiten Natur geworden sind. Und dann — der Titel „Herr Vorsteher", den er sich als einziges aus dem Schiffbruch seines Lebens gerettet hat — und das Monocle! Es übt eine wahre Zauberkraft auf die verliebten Frauen aus. Es verleiht dem Vater

Digitized by Google

in ihren Augen Vornehmheit, tadellose Vornehmheit, die ihn weit, weit über die ärmlichen und kleinbürgerlichen Nachbarsleute stellt. Und Papa Pintscher hegt dieselbe hohe Meinung von sich. Mit stolzer Würde und eingeklemmtem Monocle, ein Paar schmutzige und an den Spitzen zerplatzte „Glacés" in der Rechten tragend schreitet er stets an den ironisch lächelnden und sich kichernd anstoßenden Hausbewohnern vorüber — vornehm ihren Gruß erwidernd. Der gute, alte Narr! Er liebt sein Monocle fast ebenso innig wie Weib und Kind. Und nur in Augenblicken tiefen Grames, in denen der Mensch ja nur an sein Elend und an die dunkle Zukunft denkt, läßt er das Narrenglas achtlos am Bande herabhängen. Dann ist auch den guten Frauen die Welt glanzlos, öde, leer . . .

Ach ja! Während der letzten Monate ist das sehr oft der Fall gewesen. Da hing Herrn Willibalds Monocle gar oft müßig am Bande . . . Zwanzig Jahre lang war Herr Pintscher Vorsteher eines Rechtsanwaltsbureaus in einer engen Straße der Louisenstadt gewesen. Da fiel es dem Herrn Rechtsanwalt, einem bärbeißigen Junggesellen und Schlemmer, plötzlich, ich möchte sagen: über Nacht ein, sein Bureau zu schließen und seine Angestellten auf die Straße zu werfen.

„Es thut mir unendlich leid, meine Herren," sagte der hagere Spitzbube, sich gelangweilt die Hände reibend, „aber die Umstände zwingen mich, mein Bureau zu schließen. Gehen Sie mit Gott."

Und sie gingen — aber mit Groll und Verzweiflung, die armen Schlucker, die sich und ihre Familien bisher aufs kärglichste ernährt hatten in anstrengendster, vom frühen Morgen bis zum späten Abend währender Arbeit. Da hatten sie jahrelang um einen Hungerlohn in einer dumpfigen dämmerigen Stube gesessen, die im Winter kalt war wie ein Eiskeller und im Sommer heiß wie ein Brutkasten; da hatten sie sich die Finger steif, die Rücken krumm und die Augen krank geschrieben ums trockene Brot. Und nun — nun warf man sie zum Lohne wie räudige Hunde auf die Straße. Was sollten sie beginnen? Sie waren ja fast alle alt und mehr oder minder siech. Was sollte aus ihren Familien werden? Es war ein Jammer, als sie nach der unerwarteten Kündigung mit hochgeschlagenen Rockkragen durch den regnerischen Novemberabend trotteten, langsam, in dumpfes Brüten versunken. Sie fühlten den Regen nicht, der ihre fadenscheinigen Kleider durchweichte, sie sahen und hörten nichts — es war dunkel vor ihren Blicken; sie wandelten wie im Schlafe, denn sie konnten ihr Elend nicht fassen . . .

An diesem Abend kam Herr Willibald zum ersten Male seit langer Zeit mit unbewaffnetem Auge heim. Frau und Tochter sahen ihn bestürzt an.

„Vater — —" Da bemerkten sie auch sein bleiches, sorgenmüdes Gesicht . . . Es war ein Jammer.

Mama Pintscher und Leni hatten schon bisher, um den kärglichen Verdienst des Vaters ein wenig zu erhöhen, durch allerlei Handarbeiten ein paar Groschen verdient. Frau Pintscher war, bevor sie der geschniegelte und unwiderstehliche Herr Willibald heimgeführt, Putzmacherin gewesen. Und Leni hatte das „Feinsticken" erlernt. Ein armes Großstadtmädchen kann nicht sorglos auf einen Mann warten... So arbeiteten denn die beiden Frauen bis spät in die Nacht hinein, um das geborstene Familienschiff über Wasser zu halten. Herr Willibald aber begab sich auf die Suche nach einem neuen Posten . . .

Zum Glück war Herr Willibald ein wahres „Stehaufmännlein". Der winzigste Hoffnungsschimmer ließ den guten Kerl im Herzen aufjubeln, Aber ebenso jäh konnte er auch verstimmt sein. Ja, ja, das Monocle führte ein gar wechselreiches Leben; bald saß es kecklich im Augenwinkel, bald hing es trübselig am Bande. Und die Stimmung der guten Frauen wechselte mit der Lage dieses närrischen Zauberglases.

Freilich wußte Herr Willibald, was er seiner Würde schuldig war. Wenn er auf der Straße schritt oder sich unter fremden Menschen bewegte, dann blitzte stets das Monocle vor seinem linken Auge. Was wollen Sie? . . . Das Selbstbewußtsein, der innere Wert des Menschen wird auch im tiefsten Elend nicht zu Schanden. Nur in stiller Klause verkriecht es sich vor dem Jammer der Seele . . . Ja — bis zur Hausthür in der Kaiserstraße rechter Hand schritt Herr Willibald stets in geheimrätlicher Haltung. In dem düstern Flur aber zuckte er meist zusammen, sein Schritt wurde schlotternd, und das Narrenglas fiel auf die Brust herab . . .

Und die Kündigungsfrist verstrich. Tag reihte sich an Tag. Woche an Woche. Hoffnungen, Zukunftsaussichten kamen und schwanden. Und am Ende all der wechselvollen Tage war Herr Willibald noch immer ohne Stelle. Es schnitt ihm tief ins Herz, wenn er seine Frauen bis zur Mitternacht sich abmühen sah. Für ein paar lumpige Pfennige. Und der unbefriedigte Ehrgeiz brannte in seiner Brust . . . Doch er hatte ja noch seinen Titel „Herr Vorsteher". Den konnte ihm niemand rauben . . . Sie lächeln? O Sie kennen das nicht! Was soll denn der Declassierte mit seinem Ehrgefühl thun? Entweder tötet er es, und er wird zum Lumpen. Oder er läßt es bestehen, und er wird zum Ritter des glänzenden Elends, zum Narren . . . Und jetzt, in seiner Elendsqual, die ja so oft die Augen der Liebe schärft, bemerkte Herr Willibald, wie der Frohmut seiner Frauen von seiner eigenen Stimmung abhing. Diese Beobachtung rührte ihn fast zu Thränen. Und er reckte seine kleine, dürre Gestalt auf, klemmte sein Narrenglas ein, schnitt ein sorgloses Gesicht und wandelte gravitätisch, allerlei Hoffnung im Tone der Überzeugung auskramend, im Zimmer auf und nieder, während in seiner Brust die bitterste Sorge stöhnte. Und die Frauen stießen sich hellen Auges an und darbten heiter, voll Hoffnung — der Vater war ja bei Laune!

Eines Tages aber gab Herr Willibald die Stellungsjägerei auf. „Vielleicht krieg' ich unter der Hand was!" meinte er. Man weiß, was das heißt. „Unter der Hand" — das ist die Phrase der Hoffnungslosigkeit, mit der man die jammernde Seele täuscht . . . Und Herr Willibald Pintscher fragte sich mit einer seinem einstigen Prinzipale abgelauschten Redensart, was zu thun sei. „Quid nunc?" fragte er laut, gewichtig; und die Frauen blickten bewundernd zu ihm auf. Da schoß ihm eine neue Elendsphrase durch den Sinn. „Ich werde mich einer Privatbeschäftigung zuwenden!" dachte er und schlug mit diesem schönen Worte alle feigen Skrupel seiner Seele tot . . . „Ich werde mir als Rechtskonsulent und Kalligraph mein Brot verdienen!" Herrliche Worte. Er sprach sie wieder und wieder und berauschte sich an ihrem Klange Die Frauen waren natürlich entzückt und hofften auf unerhörte Wunder. Der Vater war ja so bei

Digitized by Google

Laune, und was er sagte, hatte in ihren Augen Hand und Fuß.

„Ich werde mir auf einem Spaziergange die Sache überlegen," meinte der Vater und sah die Frauen mit hellen, durchdringenden Blicken an. Er färbte die Nähte seines Rockes mit Tinte und schritt mit eingeklemmtem Monocle davon — stolz, voll Hoffnung. Im Pläneschmieden liegt ja ein so süßer Reiz! . . . Die Frauen aber arbeiteten mit bebenden Händen — voll seliger Erwartung und überströmender Liebe zum Vater . . .

(Schluß folgt.)

---

## Vorbei ist die Jugend . . .

Vorbei ist die Jugend,
Ich fühl's tiefinnen.
In gleichen, ruhigen Wellenschlägen
Wallt mir der Busen,
Drin einst die Brandung der Leidenschaft
Mächtig getost,
Daß vom Wirbel erfaßt
Mein Lebensschifflein,
Wechselnd auf und nieder schwankte,
Nun bebend hinab in Todesrachen,
Dann sieghaft wieder sonnenwärts.

Wie wohl thut Frieden
Und stetes Gleichmaß!
Wie blickt das Auge
So ruhig und heiter
Auf das verworrne Gewühl des Lebens
Und auf der Jugend
Tolles Treiben!

Und doch — o Jugend,
Du neidenswerte,
Glückliche Zeit
Trotz Sturm und Drang,
Der das Herz durchschüttert
Und ins Auge die Thränen zwingt,
Thränen der Sehnsucht,
Thränen der Liebe,
Bittre Thränen des Reueschmerzes!
Ach, daß Du verrauscht bist,
Köstliche Jugend!
Eine Thräne der Wehmut Dir,
Schnell entschwundene Wonnezeit!

Und bist Du dahin,
Unwiederbringlich dahin,
Und wandl' ich frömmeren Herzens
Durch stillere Auen, —
Doch laß rückschauend
Mich wieder durchkämpfen
Und wieder durchschwärmen
Die rastlosen Tage,
Die stürmischen Nächte
Des thatenfrohen, feurigen Jünglings,
Und danken der Gottheit,
Die mich nach stürmischer Meerfahrt,
Sicher und heil
Zum Strande geführt,
Wo da waltet die ernstere Pflicht
Und die heilige Liebe!

**Wilhelm Idel.**

---

## Das ersorgte Vaterland.

Von **Karl Pröll.**

(Schluß.)

Familie und Schule werden uns in dieser neuen Wirkungsart jene „ruhig reinthätigen Charaktere" schaffen, von denen ich schon gesprochen — die Nationsfreudigen. Solche Charaktere stellen gleichsam die elektrische Verbindung zwischen den Einzel-Atomen der großen Volksmassen her. Der nationale Instinkt entspringt ja schon den einfachsten Sozialbedürfnissen, scheidet sich ab aus deren ursprünglicher Lösung und kryställisiert allmählich zu den höheren Gebilden menschlicher Kultur, wenn Thatcharaktere den unentbehrlichen Anstoß geben. Dann verdunstet auch das Zufällige im Entwicklungsgange eines Volkes, die soziale Mutterlauge ist verschwunden und die Willensführer prägen den ganzen Volkscharakter zu scharfen Krystallkanten, zu Grenzwehren seiner Art aus. So vollzieht sich der ungehemmte Entwicklungsprozeß einer Nation, deren Innengehalt sich nunmehr auch in der äußeren Anordnung verrät. Ein solches Sichselbsterleben ist dem deutschen Volke leider nicht zu teil geworden. Wir sind ein unvollendeter Krystall geblieben, um den sich unbeachtete Splitter häufen, die bereits verwittern. Und wie groß und herrlich wäre doch der Anblick, wenn alles beisammen wäre, das deutschen Ursprung in sich fühlt!

In diese Betrachtungsweise paßt die heute beliebte Überschätzung nationalökonomischer Bedingungen nicht recht hinein. Fürwahr, mir erscheinen wirtschaftliche und politische Zustände ohne Verknüpfung mit treibenden Charakterkräften kaum wichtiger, als höfische Rangsitte oder Formen des Kirchendienstes. Das alles führt einmal zu Unzuträglichkeiten, kann eine der Vorbedingungen für Umwälzungen, Neugestaltungen, Reformationen, Revolutionen werden. Allein, nur Menschengeist und Menschenwille, die Thatfähigkeit von Charakteren ist imstande, solche Umwälzungen heraufzubeschwören, nicht das Zuständliche aus sich selbst. Das vergessen die jüngsten Alchymisten, welche naturwissenschaftliches und historisches Denken durcheinanderwürfeln, welche Eigenpflicht und Eigenschuld abgedankt zu haben wähnen. Diese wissenschaftlichen Ablaßkrämer entkleiden den einzelnen auch der Verantwortung für das Gesamtleben der Nation. Doch die Auflösung des ganzen Volkslebens in Ziffernreihen bleibt ein eitler Humbug. Nur die Gestalten-Geschichte, die Erfahrungsproben der Kämpfer und der Dulder, läßt sich der Seele anschaulich vorführen. Beispiele und Nacheiferung wirken heute noch wie vor Jahrtausenden, und eine Nation, welche des Gemeingefühles und seiner Antriebe beraubt ist, verfällt dem „moralischen Pauperismus", verzichtet auf die Vorausbestimmung und Vorausbewertung ihrer Zukunft. Die Bahnbrecher neuer Willensrichtungen, die bei Leipzig, Marslatour, Sedan u. s. w. gefallenen Helden lebten bereits in dieser Volkszukunft, als sie die Augen arbeitsmüde schlossen oder die tödliche Kugel sie dahinraffte.

Digitized by Google

Nationaler Idealismus und Realpolitik sind wohl Gegenpole, aber die Endpunkte derselben Axe, um welche im weltgeschichtlichen Raume der Umschwung von Staats- und Kulturzuständen sich vollzieht. Die Völker von idealer Begabung und kräftiger Schwertfaust waren stets die unwiderstehlichsten. Bei dem siegreichen Kampfe mit der skeptisch und tugendlos gewordenen Römerwelt stand den alten Germanen ihr naiver Unsterblichkeits-Glaube zur Seite. Man zagt nicht, wenn man in Walhall seine besten Volksgenossen wiederfindet. Und in deutsches Wesen geht nur derjenige Mann völlig auf, welcher es für unsterblich hält. Dieser nationale Glaube sichert erst einen tüchtigen Volkscharakter, welcher mit dem Kapital eines thatbereiten Idealismus einen weltgeschichtlichen Betrieb zu führen vermag. Ein reines Erwerbsvolk verliert jedoch in dem Moment seine Kreditfähigkeit und sein Selbstvertrauen, in dem es als wirtschaftlicher Teilzahler nicht mehr die harten Gläubiger der Sonderinteressen zu befriedigen imstande ist. — Wie unser National-Idealismus durch Erziehung und Läuterung des Staatsgedankens wieder gehoben werden kann, habe ich schon angedeutet. Sind wir einmal so weit, dann wird unsere reinste Freude auch die Sorge für das Vaterland sein.

Dieses Vaterland der Deutschen ist kein ganzes. Denn Länder und Stämme, welche mit dem alten Reiche deutscher Nation innig verbunden waren, sind jetzt abgetrennt und fremder Herrschaft überantwortet, welche deutsche Art, deutsche Sprache und Sitte zu ersticken sucht. Ferner haben die großen Auswandererströme, welche die Heimat verließen, fast jeden Zusammenhang mit ihr verloren. Da muß es unsere nimmermüde Sorge sein, die bedrohten deutschen Brüder zu schirmen, die Losgetrennten durch neue Liebesbande an uns zu ketten. Die nationalpolitische Anziehungskraft wird dann die Fliehkraft überwinden, welche man zu lange allein wirken ließ. Die Entfernten müssen bei uns das finden, was sie selbst vermissen: nationale Würde und Kraft und Zuverlässigkeit — vor allem jedoch Opferwilligkeit. Indem wir nur an ein solches Wiedernähern denken, reinigen wir uns schon von den schlimmsten Schlacken unduldsamen Parteigeistes und gewissenloser Interessensucht. Das ist der Segen des echten Befreiers, daß er auch die Fesseln seiner Seele abstreift.

Es kann in den kommenden Jahren nicht genug gethan werden, um recht viele und innige Berührungspunkte mit den Auslandsdeutschen zu finden. Bedenkt man, welche geistige Rührigkeit, welch vielfacher persönlicher Verkehr in dem Jahrhundert des Humanismus und der deutschen Reformation sich einstellte, dem die mächtigen Hilfsmittel moderner Technik unbekannt waren, so ist es geradezu beschämend, daß noch kein Verbindungsnetz zwischen den Deutschen im Reiche und jenseits desselben ausgespannt ist, das selbst warmblütige Nationalpatrioten kaum dem Namen nach kennen. Die wenigen dünnen Fäden, welche zu ziehen dem „Allgemeinen deutschen Schulverein", dem „Allgemeinen deutschen Verband" u. s. w. gelang, lassen sich kaum mit den Anknüpfungen einer größeren Handelsfirma vergleichen. Im verkehrreichsten Zeitalter welche unsägliche Armut des nationalen Gesinnungsaustausches! Wie viele gute Keime mögen im Dunkel absterben, von denen wir nie etwas erfahren!

Da gilt es Mittel und Wege aufzuspüren, um die Getrennten zusammenzuführen, eine „Sparkasse des nationalen Wollens" aus kleinen Einsätzen zu stiften. Die Tagespresse, welche am besten die Vermittelung anbahnen könnte, ist leider beinahe gänzlich dem Götzendienst der Interessen hingegeben und hat jedes Verständnis für die großen nationalen Zukunftsfragen eingebüßt. Die dümmsten Sensationsgeschichten, der nichtigste Parteizank findet bei ihr freundliche Aufnahme, nicht jedoch nationale Annäherungsversuche, welche künftige Größen vorbereiten sollen. Die Zeitung zieht heute meistens ihren Leserkreis herab, und sie ist es, welche die Zeichen der Zeit nicht versteht. Wie wir uns eine ernsthafte nationale Publizistik erringen, bleibt eine der wichtigsten Fragen, welche aber auch am schwierigsten zu lösen ist. Die nationsvergessene Presse wird selbstverständlich nicht die „Freude am Vaterlande" beleben. Andere Völker haben zu ihrem Glücke keine Ahnung, daß es eine Vertretung der öffentlichen Meinung geben könnte, welche auf das nationale Bewußtsein und dessen Bethätigung verzichtet.

Noch andere Zustände will ich andeuten, welche die Sorge für das Vaterland zu überwinden haben wird. Eine Selbstbesteuerung für nationale Zwecke hat sich bei allen Völkerschaften entwickelt, welche ihre Stellung verteidigen, ihre Existenz behaupten oder sogar einem Ausdehnungstriebe folgen wollen. Von den Franzosen ganz zu schweigen, bei denen jeder patriotische oder chauvinistische Appell die Börsen der Viel- und der Minderbegüterten hervorlockt, finden wir bei den Magyaren, bei den slavischen Kleinnationalitäten einen förmlichen Wetteifer für Zwecke der nationalen Agitation. Nur der Deutsche bleibt mit verschwindender Ausnahme karg, wenn an ihn ein ähnliches Verlangen gestellt wird, erweist sich bei alldeutschen Bestrebungen als der Mann mit zugeknöpften Taschen. Seine gewöhnliche Ausrede ist, man habe in der Nähe noch größeres Elend zu stillen. Diese nationale Nächstenliebe konzentriert sich schließlich meist auf die eigene Persönlichkeit.

Ein bedeutendes Hemmnis der vaterländischen Propaganda war stets — wenn man von großen Erhebungsmomenten absieht — die Gleichgültigkeit der deutschen Frauenwelt. Früher konnte man die häusliche Begnügtheit, welche viele andere Tugenden zeitigte, dafür verantwortlich machen. Heute sind die gebildeten und halbgebildeten Elemente des weiblichen Geschlechtes auch in Deutschland in eine unruhige, nervöse Bewegung hineingeraten, deren Ziele verschwommen, deren Mittel häufig unzweckmäßig sind. Die Gleichstellung mit dem Manne in Erwerbsbedingungen, in sozialer Lage, in geschlechtlicher Moral, ja sogar in staatsbürgerlichen Rechten wird ungestüm gefordert und die Emanzipations-Zigeunerin ist bereits zu einer typischen Gestalt geworden. Allein, wohl bemerkt, man will nur die Rechte der Männer erlangen, nicht deren geschriebene oder ungeschriebene Pflichten üben. Wie die Befreiung vom Kriegsdienst nehmen die Fürsprecherinnen dieser Bewegung auch die Befreiung von der vaterländischen Sorge für sich in Anspruch. Die Französin, sei sie noch so verderbt, weiß es nicht anders, als daß sie ein Kind Frankreichs ist, deshalb zu jedem Opfer für ihr Geburtsland bereit sein muß. Das deutsche Emanzipationsweib äfft zwar die Kleidermode und die geistige Mode der Französin, Engländerin, Amerikanerin nach, doch an der Erhaltung des Deutschtums nimmt sie kein Interesse. Den letzten Zweifel, daß die Frauenbewegung in Deutschland noch nicht zu einer gesunden Abklärung gekommen ist, zerstreut mir diese Thatsache der nationalen Stumpfheit jener Damen, welche in dieser Bewegung eine führende Rolle spielen.

Digitized by Google

Erwähne ich noch, daß die deutsche Sozialdemokratie das internationale Schibboleth viel ernsthafter bekennt als die Proletarier anderer Länder, für die es höchstens an Festtagen gilt, so habe ich einige der Ursachen vorgeführt, welche das Siechtum unseres Nationalgeistes erklären.

Nirgends ist deshalb die ewig wache Sorge für das Vaterland nötiger und heilsamer als im Bereiche des deutschen Wortes, und nirgends sind Zornapostel unentbehrlicher, die dieses Wort gebrauchen. Manchmal kommen mir meine deutschen Brüder und Schwestern vor wie lauter Leute, die sich ihre Nation verheimlichen. Die stolzen, ungebeugten Häupter, aus deren Augen Begeisterung der deutschen Seele strahlt und deren Stirn deutsches Nationalbewußtsein verklärt, sind mir nur selten, höchst selten begegnet. Und so verschwindet unsere Freude am Vaterlande, diese schönste Erdenfreude, ein Bergesgipfel, welchen unaufhörlich der Regenschleier einhüllt. Zu diesem Leben philisterhafter Selbstsucht braucht man auch keinen nationalen Lichtgedanken. Flackert ein solcher vielleicht einmal aus dem Gewölke hervor: getrost, der Regen nationaler Niedertracht regnet jeglichen Tag. Ich wollte, ich wäre an der Wende des Unmutes, schliefe ein, um das Lügenmärchen von deutscher Treue und Hingebung nicht mehr zu hören.

Vorher möchte ich freilich noch verschiedene Erinnerungs-Gespenster heraufbeschwören und sie zwischen die Königsgäste setzen wie Banquos Geist. So z. B. das Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege; dann jenes zur Rheinbundzeit; und schließlich mit der noch frischen Todeswunde das soeben erschlagene baltische Deutschtum. Wird der entsetzte, nationsflüchtige Deutsche wohl ausrufen wie Macbeth: „Du kannst nicht sagen: Ich that's. Schüttle nicht die blut'gen Locken gegen mich."? Und werden die von uns preisgegebenen Stammesgenossen der Gegenwart sich wenigstens mit dem Entschlusse waffnen, das Todesschwert festzuhalten und wie Männer zu verfechten ihr hingestürztes Recht?

Ja, derartigen Seelenverschattungen fällt ein deutsch empfindendes Gemüt oft anheim. Und da entschwindet auch ihm die „Freude am Vaterlande". Allein es giebt ein Verzagen, das besiegt sein will vom Pflichtgefühle, das uns selbst zwingt zum Aufraffen, eine Art von pessimistischem Enthusiasmus. Auch das ist deutsches Erbteil und ich finde meinen besten Trost darin, daß mir diese Stimmung nicht versagt geblieben ist. Glaube ich schon längst nicht mehr an Beglückungsmaschinen für die Menschheit, so vertraue ich doch auf das eherne Gesetz nationaler Sittlichkeit und hoffe, daß es sich wiedereinprägen werde einem haltlosen, ideal verarmten Volke, meinem Volke. Und an diesem Hoffnungsfunken entzündet sich stets aufs neue meine „Freude am Vaterlande", für welches es schön ist zu leben und schön zu sterben. Und in dieser Freude, welche die Schwingen der Seele ausbreitet zum Emporflug, rufe ich allen zu, die mich verstehen, die mit mir fühlen: „Ersorgen wir mit ungeschwächter Treue uns das deutsche Vaterland, das noch immer unfertig, in seiner Willenskraft unentwickelt, von inneren und äußeren Gefahren bedroht ist, welche die meisten nicht ahnen. Diese Sorgenarbeit sei unser einziger Lohn. Doch genügt er, um uns jeden Neides gegenüber den Glücksjägern des Tages zu entheben. Ich bringe Euch Lenaus Gruß: ‚Guten Morgen Freund und gute Waffen!'"

---

## Sic transit gloria mundi!

Was ist der Ruhm, was Glück der Welt?
Ein Blatt, das welk im Sturme treibt,
Die Welle, die am Stein verrinnt,
Ein leises Säuseln nur des Windes.

Hier modert tief im Grabesschacht
Des Königs morsches Knochenbein.
Sein Hermelin, sein güldne Kron',
Sein Panzerkleid, sein stolzes Herz,
Sein scharfes Schwert, der Feinde Schrecken,
Der tapfre Arm, der es geführt,
Zerfressen, Fetzen, Staub und Trümmer!

Hier fault dahin der schönste Leib,
Den je getragen hat ein sterblich Weib.
Wo ist der Augen süße Glut,
Der Wangen sieghaft Lächeln hin?
Das heiße Herz, das viel geliebt?

Und dort kaum noch ein Aschenrest,
Der wirbelnd hin im Sturme tanzt,
Der Weise, der mit ems'gem Hirn
Die Wahrheit suchte; Gedankenhoheit
Krönte seine heitre Stirn
Vordem, des Lebens Rätsel
Kühn durchdrang sein Blick,
Bis ihn das letzte, große überwand
Und ihm die ew'ge Wahrheit zeigte:
Staub muß zu Staube wieder werden.

Der Du um Gold und schnöde Lust
Dir Sorge machst und rennst und ringst,
Um solchen Tand, der doch vergeht,
Wie Du vergehest und verwelkest,
Noch hassen und noch fiebern kannst,
Gleichst Du nicht dem wilden Knaben,
Der nach der Seifenblase greift?
Tritt her und schau und überlege!
Von allem, was das Herz bewegte,
Von aller Lieb und Fleischeslust,
Von allem Haß und aller Rache
Und allem Lachen, eitlem Wünschen
Und allem Denken, allem Fühlen,
Ein dunkles Grab, ein Häufchen Staub,
Das ist der Thaten letzter Rest.

Wenn Dir das große, letzte Schweigen
Hart an Dein Sterbelager tritt —
Geh in Dich, Mensch! — was wird Dich dann
Wohl freuen noch, was nützen Dir?
Vor diesem letzten, feierlichen Schweigen
Verstummt der Lärm der Welt; der Sang
Der Sinnenlust, berückend und bestechend,
Er springt zu einem Klagelied
Mit wildem Hasten über, deß letzter Ton
Noch mit hinüberzittert in die Ewigkeit.

Der Weise läßt sich nimmer binden
Von eitler Wünsche Leidenschaft,
Was über Grab und über Zeiten
Hinausragt, ewiglich und licht,
Das sucht er weise zu gewinnen:
Ein reines Herz im Lebenskampfe.

**Gottgolure St. Leszynski.**

---



Digitized by Google

## Allerlei.

Gedanken von **Dora Staack.**

Die meisten Menschen sind Lebens-Akademiker, da ihr Streben nach korrektester Form gewöhnlich auf Kosten der Natürlichkeit geschieht.

*

Wahrheit und Einfachheit bilden nur unter dem Lenker Größe ein vornehmes Gespann. Bei andern Kutschern wird die Wahrheit zur Brutalität und das Einfache zu plattester Gewöhnlichkeit.

*

Erste Liebe ist oft ein herrlicher Blumenstrauß, den in Wasser zu setzen man vergessen hat.

*

Aus akademischen Rezepten werden Laufkörbe für die Masse geflochten. Das Genie kriecht geängstigt darin herum und wird oft von plumpen Füßen zertreten, bevor es dem papierenen Käfig entweichen kann.

*

Verbitterte Kindheit ist zu scharf gewürzte Vorkost zum Lebens-Mittag. Der köstlichste Wein, die süßeste Speise schwemmen den bitteren Nachgeschmack nicht weg.

*

Wenn die Herrschaft verreist ist, macht sich das Gesinde breit. Sprichwort, anzuwenden auf die Kunst von heute.

*

Für die Liebe ist kein Symbol zu finden, welches der Erde angehört. Sie ist so groß, so unendlich, so allmächtig, daß sie sich nur mit dem Begriff Gott decken kann.

*

Die Weisheit bleibt immer jung, weil sie göttlichen Ursprungs ist und nicht mit Erfahrung groß genährt wurde.

*

Weil die Natur Wahrheit predigt, stößt sie die Menschen vor den Kopf.

*

Eigenart ist das, was über die Konturen läuft, wenn das Schicksal einmal mit zu vollem Pinsel über die Lebensschablone hinstreicht.

*

Freiheit und Brüderlichkeit können erst einziehen, wenn Wahrheit und Gerechtigkeit vorher gekommen sind, um Quartier zu machen.

*

Thätigkeit salzt, aber Erwerbssucht versalzt die Lebenssuppe.

*

Das Lieblingskind der Mutter Liebe ist ihre Tochter Demut.

*

Es könnte vielleicht jemand hochherzig genug sein, den Jammer der Menschheit am Kreuz auf sich zu nehmen, aber den Menschen zu lieben ohne Ausnahme vermag nur ein Christus.

*

Die Wahrheit ist immer nackt, zuweilen nimmt die Barmherzigkeit sie unter ihren Mantel.

*

Brutalität ist die illegitime Schwester des Mutes.

*

Erste Liebe ist meistens ein Kauf aus dem Fünfzig Pfennig-Bazar.

*

Wahrer Schmerz ist ein scharfer Kehrbesen, der selbst aus dem verborgensten Seelenwinkel Staub und Spinnweben ans Licht zerrt.

*

Pedanterie verhält sich zur Ordnung wie Geiz zur Sparsamkeit.

*

Der Glaube ist wie eine Laufbohle über sumpfigem Boden: wer auf ihr das Gleichgewicht hält, bringt seine Lebenskarre leichter fort.

*

Blendender Geist ist oft ein Flitterkleid über nackten Gliedern, eine Zuggardine vor öder Herzenskammer, ein Lockvogel vor einer Jahrmarktsbude.

*

Das Talent ist der erste Diener des Genies. Kurzsichtige halten ihn zuweilen für den Herrn.

*

Die Kraft an sich gleicht dem verzauberten Dornröschen: Erst der Kuß des Prinzen, die That, löst ihr die Glieder.

*

Glücklich der, durch dessen Leben sich ein heller, klarer Ton hinzieht — denn selten sind die Begnadeten, die in sich selbst eine ganze Melodie hören.

---

## Nacht.

Schwarz nachtet der Tann. Durch das wogende Düster
Dringt leise verschleiert des Waldbachs Geflüster.
Der Mondenstrahl huscht durch der Bäume Geäst,
Es wogen die Wipfel im feuchtwarmen West,
Es wogen die Wipfel —

Das schwankende Ried dort am schwärzlichen Weiher,
Umwebt von des Mondes zerflatterndem Schleier,
Das rauscht eine Klage, so weh und so bang,
Von seligem Glück, das die Woge verschlang,
Von seligem Glück —

Die flimmernde Welle rollt langsam zum Lande,
Und murmelnd zerfließt sie im moorigen Strande.
Sie klagt von versunkenem, verlorenem Glück,
Das bringt keine Klage, kein Weinen zurück,
Das bringt keine Klage —

Es schüttelt die Weide die Zweige voll Trauer,
Die Blätter erbeben in schmerzlichem Schauer.
Sie flüstert dem Nachtwind ihr Weh und ihr Leid,
Das Leid und das Wehe verwischt keine Zeit,
Das Leid und das Weh —

Hell schimmert die Birke durch nächtliches Dunkel,
Aufblitzend umhüpft von des Mondlichts Gefunkel,
Senkt träumend und sinnend die Zweige hinab,
Umrauscht ein uraltes, vergessenes Grab,
Umrauschet ein Grab —

**F.**

---

Digitized by Google

## Neue Bücher.

**Professor Plagiator.** Wir haben seiner Zeit ein Buch „Gründeutschland" von dem Berliner Gymnasial-Prof. Kirchner angezeigt, das den mißlungenen Versuch macht, die „Jüngsten" zu kennzeichnen. Wir haben damals ausgesprochen, daß die Arbeit in keiner Art genüge. Nun ist in den „Internationalen Litteraturberichten" (Leipzig, C. F. Müller, Grimmaischer Steinweg. 2) unter dem Titel „Professor Plagiator und die Humboldt-Akademie" eine Reihe Aufsätze von Dr. Albert Stern erschienen, die den Nachweis bringt, daß Kirchner nicht nur den Gedankengang vieler Abschnitte seines Buches, sondern auch Bilder und ganze Sätze mit geringen Änderungen hauptsächlich aus Besprechungen in der Monatsschrift „Das zwanzigste Jahrhundert" genommen habe. Die Aneignung fremder Urteile in solchem Umfange übertritt die Grenzen, die einem ehrlichen Schriftsteller gezogen sind, in bedenklicher Weise. Noch schlechter aber muß das Urteil lauten, wenn man bedenkt, daß der „Verfasser" den Geschichtsschreiber der neuesten Litteratur darstellen will und dabei thatsächlich für diese Thätigkeit nicht den geringsten Rechtstitel aufzuweisen hat; sein Wissen ist so wirr, seine Ansichten sind so unklar und flach, wie nur möglich. Dr. Stern hat sich ein Verdienst erworben, daß er für den vorliegenden Fall den Nachweis erbrachte.

Herr Dr. Kirchner ist aber Docent an der „Humboldt-Akademie". Ein anderer Lehrer dieser sogenannten freien Hochschule, Dr. Cäsar Flaischlen, hatte das Buch „Gründeutschland" in einer Berliner Zeitschrift scharf vorgenommen. Das „Kuratorium", an dessen Spitze der freisinnige Abgeordnete Rickert und Dr. Max Hirsch stehen, hat nun den Versuch gemacht, Herrn Flaischlen zu maßregeln, und ihm nahegelegt, aus dem Lehrerverbande auszuscheiden. War etwa Flaischlen der „Plagiator"? Wahrscheinlich war der Brief für Herrn Prof. Kirchner bestimmt und ist nur durch ein Versehen an Dr. Fl. gelangt. Denn dieser hat die Würde der Anstalt jedenfalls besser gewahrt, als der Verf. von „Gründeutschland". L.

**Mumu, das Hündchen des Taubstummen.** Von Iwan Turgenjew, aus dem Russischen übersetzt von L. A. Hauff. (Berlin, Verlag von Otto Janke.)

Der Band umschließt zwei Novellen: „Mumu, das Hündchen des Taubstummen" und „Faust", eine Erzählung in Briefen. Mich hat besonders die letzte angesprochen, in Farbe und Stimmung ein echter Turgenjew. Wera Nikolajewna, die Heldin der Erzählung, ist eine junge unerfahrene Frau, die zufrieden und glücklich in ihrem Nichtwissen an der Seite eines ungeliebten Mannes dahinlebt. Ihre Seele liegt noch in tiefem Schlummer; eine einseitige Verstandeserziehung hat das Erwachen von ihr ferngehalten, die Mutter wollte so die Tochter vor dem Leid der Leidenschaft bewahren. Aber auch für Wera kommt das Erwachen wie am Ende für jede Menschenseele; Goethes Faust-Dichtung, die sie durch einen Freund ihres Mannes kennen lernt, ist die große Offenbarung in ihrem Leben. Sie erkennt nun, daß sie ihren Gatten nicht liebt, und im Sturme der Leidenschaft neigt die fruchtschwere Ähre ihres Herzens sich einem anderen zu. Ihre Seele ist erwacht, aber das Erwachen kam zu spät, und ihre Wünsche und Gefühle sind Sünde geworden. Nach langem Kampfe kommt der Tod als Erlöser und befreit Wera von der überschweren Last der Erkenntnis und der Liebe. Mit wunderbar feiner Psychologie, der scheinbar auch nicht die leiseste Regung entschlüpft, hat Turgenjew das Seelenproblem dargestellt. P. N.

**Der Klosterjäger.** Roman aus dem 14. Jahrhundert von Ludwig Ganghofer, illustriert von Hugo Engl. Zweite Auflage. (Stuttgart 1894, Verlag von Adolf Bonz und Comp.)

Das Erscheinen der zweiten Auflage der frischen und humorvollen Erzählung verdient ein freundliches Willkommen. Ludwig Ganghofer hat wie kaum ein anderer mit der Gleichgültigkeit des deutschen Leserpublikums zu kämpfen; den „Herrgottschnitzer" ausgenommen, der außerdem zum guten Teil seinen Erfolg der dramatischen Bearbeitung verdankt, ist keiner der Ganghoferschen Romane über die zweite Auflage hinausgekommen. Und doch breitet in ihnen allen ein reiches, tiefes Dichtergemüt seine Schätze aus; der Hochlandsdichter ist vor allem tief in die Eigenart der heimatlichen Natur eingedrungen und weiß die Berge daheim zu verklären, daß sie im Glanzkleide seiner Poesie dastehen wie in einem Alpenglühen. Der „Klosterjäger" vereinigt alle Vorzüge der Erzählungskunst Ganghofers in sich: stimmungsvolle Schilderungen der umgebenden Landschaft, intime humorvolle Charakteristik und geschickten Aufbau der Handlung. Allerdings ist diese wie oft bei Ganghofer nicht frei von romantischen Unwahrscheinlichkeiten; doch verletzen sie hier weniger das moderne Empfinden, weil die Geschehnisse weit zurückliegen, im Nebel der Vergangenheit. Ich wünsche dem Buche sicheren Fortgang auf der Bahn des Erfolges. P. N.

## Lebensgunst.

Ich sprach, durchschauert von der Pracht
Der üppigen Purpurnelken:
Wär't ihr zum Lichte nie erwacht,
Ihr brauchtet nicht zu welken.

Sie wiegten sich im Abenddunst:
Du mußt's den Blumen gönnen.
Das ist des Lebens Glück und Gunst,
So still welken können.

**Anna Nitschke.**

## Vermischtes.

**Ein frommer Wunsch.** Eins der merkwürdigsten Bücher, die jemals über Hexerei geschrieben wurden, ist das eines Richters von St. Claude, Boguet mit Namen, der im sechzehnten Jahrhundert lebte und wegen seines außerordentlichen Talentes, Hexen zu entdecken und zum Geständnis zu bringen, in allen damals so häufigen Hexenprozessen zu Rate gezogen wurde. In jenem zu seiner Zeit sehr berühmten Buche hat er den Schatz seiner langjährigen Erfahrungen niedergelegt. Nachdem er u. a. die nächtlichen höllischen Sabbathfeiern geschildert hat, erzählt er, daß Satan am Schlusse der Sitzung von jungen, neu angeworbenen Hexen sich eine Haarlocke pflege geben zu lassen. Dabei ruft der würdige Mann aus: „Ich fürchte, daß die Mode der jungen Männer, von ihren Geliebten irgend ein Geschenk von Haaren zu tragen, gleichfalls vom Satan herrühre," und äußert deutlich den frommen Wunsch: jeder junge

Digitized by Google

Mann, der einer Haarlocke besondere Zärtlichkeit zuwende, möchte als Besessener betrachtet werden, die Geberin der Locke aber solle eingezogen, peinlich gefragt und als Hexe dem Scheiterhaufen überantwortet werden. Th.

**Katze und Marder.** Daß eine Katze sich eines verwaisten Hündleins angenommen hat, davon hat man verschiedene Beispiele; aber daß eine Katze einen jungen Marder in mütterliche Obhut und Pflege genommen hat, der Fall dürfte vielleicht neu sein. Solches ist unlängst in Süderballig im Schleswigschen geschehen. Eine dortige Katze, die glückliche Mutter von fünf jungen Sprößlingen, sah eines Tages ihren Segen um einen sechsten, nämlich einen Mardersprossen, der jedenfalls von oben in ihre Lagerstatt gefallen sein wird, vermehrt, und widmete auch diesem ihre mütterliche Liebe und Sorgfalt. Und ihre Liebe blieb nicht unbelohnt. Der junge Marder gedieh prächtig und wurde so zahm, daß man ihn streicheln konnte. Die Pflegemutter wird jedoch auf die Dauer schwerlich an dem wilden Sprößling große und rechte Freude erlebt haben. Th.

**Wohl bekomm's!** Die Zigeuner haben eine sonderbare Vorliebe für das Fleisch von kranken Tieren. Der größte Luxus, den sie kennen, ist ein Braten von einem Rinde, das an irgend einer Krankheit gefallen ist, und sich daran recht satt zu essen, gilt bei ihnen für den höchsten Grad der Gutschmeckerei. Hält man ihnen diesen sonderbaren Geschmack vor, so bekommt man die Antwort: das Fleisch eines Tieres, welches von der Hand Gottes fiel, muß besser sein, als das, welches das Leben durch eine menschliche Hand verlor. Th.

**Einführung der Briefmarken.** Den Ruhm, Erfinder und Einführer der Briefmarke zu sein, hat viele Jahre der durch seine Neuerungen auf dem Gebiete des Postwesens bekannte Engländer Rowland Hill genossen. Erst durch neuere Nachforschungen ist festgestellt, daß dieses Verdienst dem Buchhändler James Chalmers zu Dundee (gestorben 1853) gebührt. Chalmers' ausführlich ausgearbeitete Pläne beschäftigten das englische Schatzamt wiederholt, und das System der aufklebbaren Briefmarke wurde mit Erlaß vom 26. Dezember 1839 angenommen und am 6. Mai 1840 gelangte in England die erste Ausgabe von Briefmarken (Kopf der Königin in Schwarz) in die Öffentlichkeit. Im Jahre 1843 folgten Frankreich und Brasilien mit der Einführung von Briefmarken, 1845 Finnland, 1846 die Vereinigten Staaten von Nordamerika, 1847 Schweiz, 1848 Rußland, 1849 Bayern und Belgien, und erst 1850 Preußen, Sachsen, Österreich, Spanien. Dann folgten ziemlich rasch die übrigen Staaten in Europa, sowie auch Gebiete in allen anderen Erdteilen. Th.

**Der Genuß einer Bratwurst** an einem Feiertage konnte noch im vorigen Jahrhundert in Haft und Untersuchung bringen. Man mußte vorsichtig sein. Am Sonntage Invocavit des Jahres 1722 erging an den Rat von Oschatz in Sachsen folgendes landesherrliche Reskript: „Liebe Getreuen: Nachdem der Baccalaureus infimus auf der Schule bei Euch an verschienen Sanct Johannistage Bratwürste gegessen haben soll, begehren wir, ernstlich an Euch empfehlend, daß Ihr denselben Baccalauren alsbald gefänglich annehmt und Uns ihn anhero wohl verwahrt schicket, auch mit der Sache dermaßen geheim gehet, daß er nicht verwarnet werde und entkomme." Th.

**Ein origineller Danktafelvers.** Ein seltsames Grabmal mit origineller Inschrift ließ sich der im Jahre 1515 zu Lübeck verstorbene Ratsherr Johann Kerkring schon zu seinen Lebzeiten herstellen, damit es nach seinem Tode in der Marienkirche der alten Hansastadt über seinen Gebeinen deponiert würde. Zwei äußere Eigenschaften dieses klugen, frommen und redlichen Mannes war ein überaus reichlicher Kindersegen und ein Paar schiefe Beine. Beide Eigenschaften wünschte der biedere Ratsherr nun auf seinem Grabstein verewigt, die einen im Bild, die andern im Wort. Und so ließ er denn sich und seine Söhne und Töchter abkonterfeien in Gestalt einer Herde Schafe, der er selbst als Leithammel voranging auf dem Wege zum Kreuze. Darunter aber standen folgende plattdeutsche Reime:

Hir ligt begraben Hans Kerkerink,
De schef up sine Bene gink.
Herr, mak em doch de Schinken lik,
Un nimm em in din Himmelrik,
Du letzt de Schap tho di nahn,
So lat den Bock ok mit gahn!

Th.

## Briefkasten.

Fr. H. R. in W. Nach der Auskunft, die ich erhalten habe, müssen Sie ein Majestätsgesuch einreichen; der Minister kann in der Angelegenheit nichts für Sie thun. Möge Ihr Schritt gelingen. — Fr. J. S. in B. Leider ist das Gedicht auch jetzt nicht verwendbar. Der Rhythmus und der Ausdruck sind schwer; in zwei Strophen reimen Sie auf „vorüber" „wieder" und „Glieder". Entweder reine Reime oder keine. Nur bei Meisterwerken kann man solche Fehler dulden. — Aida. Berlin. „Vorbei" soll kommen. — Eine Schweizerin. Mich als „Weiberhasser" zu bezeichnen, ist kindisch und einsichtlos. Ich lasse mich übrigens durch derartige Angriffe nicht beeinflussen und werde nach wie vor für die Gattin und Mutter gegen das „wilde Weib" kämpfen. Ob eine Handvoll deutscher Doktoressen da ist oder nicht, hat für die Lösung der Frauenfrage, die Millionen betrifft, gar nichts zu sagen. Daneben die Bemerkung: alle Schmähbriefe, die ich in meinem Leben ohne Namensnennung erhalten habe, stammen bis auf einen von weiblicher Hand. Ich halte das nicht für ein Zeichen, daß „heute das Weib dem Manne im Ethischen und Intellektuellen überlegen" sei, wie Sie sich ausdrücken. — Herrn W. M. in B—g. Sie scheinen nicht unbegabt. Senden Sie gelegentlich etwas anderes. — Herrn J. W. in Br. „Künstlerliebe" zeigt gewandten Ausdruck, aber es fehlt ihm noch Eigenart. Sie können gelegentlich anderes senden. — Herrn E. A. M. Ich werde gelegentlich einige Sprüche bringen. Achten Sie mehr auf die Sprache. „Find't" ist hart; sich „einsamen" ist auch kein glücklicher Ausdruck. — Frl. Marg. H. in W. Alle Geduld und Ausdauer ist dort vergebens, wo die geringste Spur von Begabung fehlt. Ihre Briefe sind sonst recht verständig, ich begreife nicht, wie Sie sich durchaus darauf versteifen, „Dichterin" zu werden.

## Inhalt der Nr. 38.

Moderne Ehen. Roman von H. Schobert. — Haus Dodendorf. Roman von A. Marby. Forts. — **Beiblatt:** Frühling. Von Karl Faber. — Herr Willibald Pintscher. Ein Bild aus dem Berliner Kleinleben. Von Viktor von Kohlenegg. I. — Vorbei ist die Jugend. Von Wilhelm Idel. — Das ersorgte Vaterland. Von Karl Pröll. Schluß. — Sic transit gloria mundi. Von Gettgoture St. Leseczynski. — Allerlei. Gedanken von Dora Staack. — Nacht. Von S. — Neue Bücher. — Lebensgunst. Von Anna Nitschke. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leirner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

# Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 39.


## Moderne Ehen.

Roman

von

**H. Schobert.**

(Fortsetzung.)

Sein Geschäftsgang brachte ihn auch vor verschlossene Thüren, er mußte sich entschließen, morgen noch einmal zu kommen. So schlenderte er denn allein und gelangweilt die Straßen wieder herauf und entschloß sich zu einem Gang ins Museum.

Als er die erste Stufe der breiten Steintreppe betrat, sah er vor sich eine Dame stehen, die, ihm den Rücken wendend, in Betrachtung der rechtsseitigen Gruppe versunken schien. Etwas an der großen, üppigen Gestalt kam ihm eigentümlich bekannt vor. Das war um so auffallender, als seine Damenbekanntschaften hier gleich Null waren. Er beeilte sich deshalb etwas, um ihr ins Gesicht sehen zu können, und da, dicht hinter ihr, bei einer halben Wendung des Kopfes, rief er überrascht:

„Fräulein Krüger!"

„Ja, ich bin es," sagte diese mit einer höflichen Verneigung, nachdem ihr seine unerwartete Anrede das Blut in die Wangen gejagt. „Überrascht Sie das so sehr?"

„Offen gestanden ja! Ich dachte, Damen brauchten länger, um sich nach einer so spät gefundenen Nachtruhe zu erholen."

„Ich nicht, ich bin so plebejisch gesund," sagte sie lachend, „sehen Sie mich nur an. Stefanie hat, glaube ich, mehr darunter zu leiden. Das Mädchen brachte mir heute morgen wenigstens den Bescheid, daß sie vor vier Uhr nicht zu sprechen sei. Nun, da wußte ich nichts Besseres mit dem Tag anzufangen, als einen Gang ins Freie."

„Ins Museum," verbesserte er.

„Ach nein, daran dachte ich erst unterwegs. Leider bin ich keine so bevorzugte Natur, daß mich ein volles Aufgehen in der Kunst immer und überall befriedigt. Ich habe meine Freude daran, gewiß, aber es ist mir weder Lebenselement noch Inhalt."

„Und das sprechen Sie so offen aus, mein gnädiges Fräulein?" fragte er lächelnd. „Fürchten Sie nicht in — meinen Augen sagen wir zum Beispiel — dadurch etwas zu verlieren?"

Sie lächelte auch.

„Ich würde es verschmähen, mir durch Heuchelei eine bessere Meinung zu erwerben, sei es, von wem es sei."

Er nickte bestätigend. Den Eindruck hatte sie ihm immer gemacht; an ihr war alles wahr und klar, alles Erkünstelte lag ihr fern. In dem hellen nüchternen Tageslicht gefiel sie ihm noch besser als am vergangenen Abend, der Reiz gesunder Frische lag auf ihrem hübschen, vollen Gesicht.

„Dann bin ich entschuldigt, wenn ich statt des Museums einen kleinen Spaziergang vorschlage, nicht wahr?"

„O gewiß, gern. Außerdem habe ich auch noch eine sehr wichtige Besorgung; ich will für Stefanie ein Geschenk aussuchen, morgen ist ihr Geburtstag."

„Darf ich dabei helfen?"

„Wenigstens zusehen," lächelte sie ihn freundlich an. Sie hatte Zutrauen zu dem ernsten, stattlichen Mann mit den melancholischen Augen. Wie das kam, wußte sie selbst nicht recht, es passierte selten, daß sich ihr irgend eine Persönlichkeit aus den Reihen ihrer Bekannten sofort abhob, sei es zum Vorteil oder Nachteil; die meisten schwammen in einem solchen Strom der Gleichgültigkeit dahin, daß sie oft Mühe hatte, die einzelnen zu unterscheiden.

Sie gingen, zusammen plaudernd wie zwei gute Bekannte. Die Sonne hatte sich hervorgewagt, ein frischer Wind zerriß die grauen Wolkenschleier, überall kam das kalte helle Himmelblau des Winters zum Vorschein. Die Wachtparade zog auf mit ihrem klingenden Spiel und dem täglichen Troß des mitlaufenden Pöbels. Dita sah so heiter in die Welt, als wäre sie nicht das heimatlose, ernste Mädchen von vierundzwanzig Jahren, sondern ein Backfisch, dem noch der ganze Himmel voller Geigen hing. Ein Glücksgefühl, eine



Digitized by Google

Lebensfreudigkeit hatte sie seit gestern ergriffen, über die sie selbst staunte, deren Grund sie nicht ahnte, die ihr aber belebend durch die Adern rann und sie unbewußt verschönte.

Jetzt blieb sie vor einem Juwelierladen stehen, auf dessen reicher Pracht die kalte Wintersonne funkelte, und sich an ihren Begleiter wendend, fragte sie: „Wollen Sie mit hineinkommen oder mich draußen erwarten, Herr Baron?"

„Wenn Sie gestatten, komme ich mit."

Sie nickte und ging ihm voran in den Laden. Er war im stillen etwas verwundert über die Größe des Einkaufes, den sie zu beabsichtigen schien.

Sie ließ sich Schildpattkämme und Nadeln mit kleinen Brillanten ausgelegt zeigen und sah mit einem so ernsten Gesichtsausdruck darauf nieder, als handle es sich um eine europäische Frage; er sah das und amüsierte sich im stillen. Als ob sie seine Gedanken ahnte, sah sie plötzlich zu ihm auf.

„Wundern Sie sich nicht, daß ich mir die Sache so angelegen sein lasse, Herr Baron. Ich möchte eben Stefanie eine wirkliche Freude machen, und das kann man gar nicht ernsthaft genug nehmen, denke ich. Nicht die Sache allein, sondern auch die merkbare Sorgfalt, die der Geber darauf verwandt, soll den Beschenkten erfreuen, dann erst hat es seinen Zweck erreicht."

Kurze Zeit darauf war sie sich einig und bezeichnete einen ausgesucht schönen Kamm als gewählt, ohne nur einen Augenblick zu schwanken, ohne nur einmal eine ausschlagheischende Frage an ihren Begleiter zu richten.

„Ich glaube, sie hat wirklich einen starken Charakter," dachte Hans Henning interessiert, denn von allen weiblichen Mitgliedern seines Hauses war er endloses Schwanken gewöhnt.

Sie sah seinen Blick und ihr fiel ein, daß es wohl höflicher gewesen wäre, nach seinem Rat zu fragen, in leichter Verlegenheit sagte sie:

„Hoffentlich hat meine Wahl Ihren Beifall."

„Ich an Ihrer Stelle hätte dieselbe getroffen. Aber was mir noch mehr gefallen hat, war Ihr schneller Entschluß."

„Sie dürfen nicht vergessen, daß ich immer auf mich allein angewiesen war, da wird man selbständig."

Der Commis präsentierte ihr die Rechnung auf einer silbernen Tablette, ein hoher Betrag, wie sich Hans Henning überzeugte. Sie zahlte ohne Überraschung, steckte ihren Schatz vorsorglich ein und verließ den Laden.

„Ich vergaß, sie ist ja die reiche Hamburger Kaufmannstochter," dachte er bei sich, gleichzeitig überlegend, daß er kaum imstande wäre, solch ein kostbares Geburtstagsgeschenk zu machen.

„Ich hoffe, Stefanie wird sich freuen," sagte sie nach einer kleinen Pause. „Neulich äußerte sie einmal den lebhaften Wunsch, solch ein Schmuckstück zu besitzen."

„Es ist sehr kostbar," wagte er zu bemerken.

„Ja. Aber lieber versage ich mir einmal einen kleinen Wunsch; ich habe so wenige Menschen, denen ich eine Freude machen kann."

Ihm fiel ein, daß sie schon gestern abend von ihrer Herzenseinsamkeit gesagt hatte, und neben dem Mitleid stieg doch gleichzeitig der Wunsch in ihm auf, sie vor jeder näheren Berührung mit Stefanie zu bewahren. Sie schien ihm zu schade dazu. Wie aber ließ sich das bewerkstelligen? Er stand ihr so fern, war ihr so fremd, sie konnte übelnehmen, was ihm aus ehrlichem Herzen kam, und dem mochte er sich nicht aussetzen.

„Liegt die Schuld vielleicht an Ihnen?" fragte er auf ihre letzten Worte.

„Nein, ich glaube nicht," meinte sie kopfschüttelnd, „oder — vielleicht doch. Ich kann mich so schwer anschließen! Jede Verständnislosigkeit schließt mir den Mund, denn ich weiß, daß man, um mich zu beurteilen, lediglich auf das Gefühl angewiesen sein muß. Worte finde ich so wenig."

„Aber Handlungen."

„Gelegenheit dazu ergiebt sich selten. Ich glaube, Kinder würden mir ihr Herz schenken, die wissen instinktiv, wenn man es gut mit ihnen meint. O, und ich würde sie so lieben! So sehr lieben! Aber merkwürdig, meinen Lebensweg kreuzen keine Kinder."

„Wäre es Ihrem Alter nicht angemessener, Sie suchten Liebe und Verständnis wo anders? Bei einem Manne, dem Sie sich anvertrauen und der Sie hochhält und beschützt?"

Sie sah sehr betreten zu ihm auf. — Trotz des hellen Himmels taumelten einzelne kleine Schneeflocken in der Luft herum, setzten sich in den Pelz ihrer Jacke, eine schmolz sogar auf ihrer runden Wange zu einem klaren Tropfen. Hans Henning sah auf diesen kleinen feuchten Fleck als wären seine Augen hingebannt.

„Ich denke doch," sagte sie nach einer kleinen Pause leiser, „Kinderliebe wäre mir wertvoller. Man kann sie hätscheln und pflegen, sie gehören einem ganz, und keinerlei äußere Umstände sprechen da mit. Ich glaube auch nicht, daß, um ein Frauenherz ganz auszufüllen, die Liebe zum Manne notwendig ist. Nur Liebe überhaupt, das Bewußtsein der Nützlichkeit für irgend ein Geschöpf, und wenn ich mir meine Zukunft nach Jahren denke, so geschieht es an der Seite einer alten, kränklichen Dame, deren Mittel nicht ausreichen, um sich zu pflegen, was ich statt ihrer thun kann, während sie mich chaperonniert, umgeben von Kindern, deren Eltern gestorben sind ..."

„Warum aber so resigniert, so furchtbar bescheiden in Ihren Ansprüchen an das Leben?" fragte er erstaunt. Sie lächelte.

„Stefanie nennt es unbescheiden. Ich stelle nämlich meine Person so hoch, daß ich durchaus Liebe will, Liebe nehmen und geben."

„Und dann würden Sie alles ertragen, ausharren, wie auch die Würfel fallen, das weiß ich nun," sagte er mit stillem Nicken. „Nein, man soll mir dies fin de siècle nicht schmähen, so lange es solche Frauen aufweist."

Dita errötete peinlich.

„Ich wollte mich gewiß nicht rühmen mit dem, was ich sagte, es ist eben mein innerstes Empfinden.

Digitized by Google

Wie ich dazu komme, mit Ihnen so offen zu sprechen, weiß ich nicht, Herr Baron. Es thäte mir leid, wenn Sie Stefanie deshalb schroffer beurteilen würden."

„Sie ist Ihnen doch nur eine flüchtige Bekannte."

„Ja. Aber ich bin in ihrem Hause und habe also alle Ursache, ihr dankbar zu sein."

„Eine seltene Tugend, die Dankbarkeit," sagte Hans Henning mit einem bitteren Beigeschmack, indem er an Cedrik dachte, „aber, mein liebes, gnädiges Fräulein, ich sagte Ihnen gestern schon, hüten Sie sich vor jeder Beeinflussung durch meine Cousine, es wäre schade um Sie, und der Blütenstaub der Seele ist leicht, allzu leicht abgestreift."

„Ich fürchte," begann Dita langsam, zögernd, denn Hans Hennings Worte thaten ihr wohl, es lag echte menschliche Teilnahme darin, „sie ist nicht — nicht ganz — glücklich in ihrer Ehe."

„Ich fürchte es auch. Um so mehr ein Grund für Sie — Sie selbst zu bleiben. Gerade diese unbeständigen, ruhelosen Naturen wirken vergiftend und zerstörend auf andere Charaktere."

„Dann müßte ich sie von Herzen bemitleiden."

Er sah nicht ganz einverstanden mit ihr aus.

„Auch ein Unglück muß würdig getragen werden, um der Teilnahme wert zu werden."

„Sie sind hart, Herr Baron, möglich, daß das in der Auffassung des Mannes liegt, ich würde jeden Unglücklichen bedauern, selbst wenn er ganz würdelos wäre, selbst wenn er mich kränkte."

Hans Henning lächelte fein. „Das letztere will ich als ausgeschlossen betrachten. Subjektives Empfinden schließt meist jeden Edelmut aus, dafür sind wir Menschen."

Sie gingen ein Weilchen schweigend weiter. Auf dem breiten leicht beschneiten Weg längs des Parkes begegnete ihnen niemand, nur eine Krähe hüpfte vor ihnen her.

„In Antlau ist es jetzt recht still und einsam," begann er und sprach dann von dem alten, von seinen Vorfahren übernommenen Schloß, erzählte von diesem und jenem, und Dita hatte die Überzeugung, daß dieser Mann, der mit beiden Füßen so fest auf seinen alten Traditionen stand, stolz wie nur einer auf das Alter seines Geschlechtes war.

Sie fand das übrigens ganz in der Ordnung. Wahrscheinlich würde sie nicht anders denken, wenn sie zu jenen gehört hätte, obgleich sie durchaus nicht bereit war, für die Traditionen ihres Hauses das Opfer ihrer Person zu bringen. Wenn nun ein altes Geschlecht, hinter ihr stehend, dasselbe von ihr verlangt hätte, wäre sie dann williger gewesen? Machen Erziehung und Anschauung wirklich den Menschen? Sind sie imstande, eine ganze Individualität umzumodeln?

Endlich blieb Hans Henning stehen.

„Hier ist Ihr Haus, mein gnädiges Fräulein. Ich muß mich Ihnen nun empfehlen. Leben Sie mir wohl, herzlich wohl."

Er hob den Hut und streckte ihr dabei die Hand entgegen; von einer Königin konnte er sich nicht höflicher verabschieden.

„Wir sehen uns nicht wieder?" fragte Dita, betroffen, daß sie schon zu Hause war und arglos durch ihren Ton zeigend, wie lebhaft sie das bedauern würde.

„Ich fürchte nein, morgen mittag sind meine Geschäfte erledigt."

„Aber Sie sind doch zu Hause nicht notwendig, warum verschieben Sie Ihre Reise nicht bis übermorgen? Ich weiß, Stefanie rechnet morgen auf Sie . . . und daß sie Ihnen nicht sympathisch, warum sollen das andere entgelten?" fragte sie, schelmisch zu ihm aufsehend.

„Sie würden sich freuen, wenn ich bliebe?"

„Von Herzen," versicherte sie eifrig.

Er sah unentschlossen zu Boden, auf einmal drückte er ihre Hand etwas fester.

„Auf Wiedersehen also." —

„Welch eine Narrheit," murmelte er gleich darauf unzufrieden mit sich selbst. Er blieb stehen und sah sich um, Dita war längst in der Hausthür verschwunden.

„Nun erwartet sie mich, und ich weiß doch noch nicht, ob ich komme . . . schlimmsten Falls bringt Cedrik meine Entschuldigungen. Aber sie ist ein Mädchen, wie man sie selten trifft . . . hm . . . ich freue mich doch, ihr begegnet zu sein — das verwischt etwas den unangenehmen Eindruck, den mir Stefanie immer aufs neue macht . . . hm . . . vielleicht gehe ich doch hin — nach Antlau komme ich auch übermorgen noch früh genug." —

Frisch von der Luft, animiert von dem langen Spaziergang trat Dita zu Stefanie ein, die noch bei verhängten Fenstern in ihrem luxuriösen Bett lag. Teilnehmend ging Dita an ihre Seite.

„Sie sind doch nicht ernstlich krank, Stefanie?"

„Nein, nein," wehrte diese ungeduldig ab, „es sind nur die Nerven, die Schlaflosigkeit, die mich peinigt und matt macht. Ziehen Sie einmal den Vorhang zurück und lassen Sie sich ansehen, Dita, vielleicht daß ein Funken von Ihrer robusten Gesundheit auf mich überspringt."

Dita that, wie ihr geheißen; mit heißem, neidischem Blick saugten sich Stefanies Augen an der kraftstrotzenden üppigen Gestalt fest.

„Eine plebejische Gesundheit!" sagte sie, dieselben Worte brauchend, die Dita vorher lächelnd auf sich angewandt. Das junge Mädchen erschrak, als sie die dunklen Ringe um die Augen, das verfallene Gesicht in den gestickten Kissen gewahrte.

„Wollen wir zu einem Arzt schicken, Stefanie?"

„Ach, Unsinn, das bißchen Nervosität," wehrte sie ungeduldig. „Werden Sie erst so alt wie ich, dann sehen Sie auch aus anderen Augen. ‚Wir sind nicht immer sechzehn Jahr . . .'" sang sie in ein paar abgerissenen Takten. „Wenn wir heute abend etwas vornehmen würden, wäre ich sofort gesund, aber so . . . Erzählen Sie mir etwas, Dita."

Und Dita erzählte von ihrer Begegnung mit Hans Henning.

„Cedrik war nicht dabei?" fragte Stefanie noch einmal mißtrauisch.

„Nein."

„Wie gefällt er Ihnen?"

Digitized by Google

„Wer?“

„Nun Cedrik.“

„Er ist ein bestechender Mann, worin es liegt, weiß ich nicht, ich kann nur die Thatsache konstatieren, und, Stefanie, daß ich parteilos bin, können Sie mir sicher glauben,“ setzte sie lachend hinzu, „denn er beachtet mich gar nicht.“

„Er gehört zu den Männern, die sich nur für Frauen interessieren,“ gab Frau von Brynken zu.

Dita dachte später ein Weilchen darüber nach, weshalb wohl. Sie machte sich gar kein Hehl daraus, daß ihr der Offizier gefiel, ausnehmend gefiel, und daß sie sich sehr gern mit ihm unterhalten hätte, aber wenn er ein Mann war, „der sich nur für Frauen interessierte“, half ihr dieser Wunsch ja nichts.

## Sechstes Kapitel.

Am nächsten Morgen wurden zwei kostbare Blumenkörbe in dem hochherrschaftlichen Hause der Blumenstraße abgegeben, der eine von Hans Henning, der andere von Cedrik von Antlau. In dem letzteren befand sich ein Etui mit einem sehr kostbaren Armband und ein Brief, den Stefanie sofort an sich nahm, um ihn bei verschlossenen Thüren zu lesen. Das wäre nun gar nicht nötig gewesen; in dem Brief stand nichts, was nicht alle Welt lesen konnte, höchstens vielleicht die Überschrift: „Teure Stephanie.“ An diesen paar Worten hingen die Augen der Frau wie gebannt, und plötzlich hob sie den Brief und küßte diese Worte heiß und leidenschaftlich. Dann ließ sie ihn sinken, knitterte ihn in der zuckenden Hand zusammen und seufzte gequält auf. —

Die Einladung an die beiden Brüder war schon erfolgt, und Cedrik staunte nicht wenig, als er Hans Henning, dessen Abreise er für gewiß ansah, auf einigen Umwegen mit der Frage herausrücken hörte: „Wollen wir zusammen zu Brynkens fahren?“

Dem Lieutenant fiel die Hand mit der Bürste, die eben die letzte Verschönerung an seinen äußeren Menschen gelegt, schlaff herab.

„Wie Hans? Höre ich recht?“

„In der That, Cedrik. Aber weshalb wunderst Du Dich denn so sehr? Ich hielt es für eine einfache Anstandspflicht.“

„Lüge Du und der Deubel,“ dachte er vergnügt, „aber einen Haken muß diese plötzliche Sinnesänderung doch haben.“ Und er streifte aufmerksam die abgewandte Gestalt seines Bruders.

„Hat Dir die kleine Krüger etwa so gut gefallen, daß Du es ihretwegen thust?“ fragte er ganz unvermittelt.

„Beinahe hast Du es erraten,“ antwortete Hans Henning, sich mit seinem ehrlichen Lächeln langsam umdrehend. „Ein Abend angenehm verplaudert, ist für einen solchen Einsamkeitsmenschen wie ich es bin immer ein Gewinn.“

„Darauf muß ich mir doch diesen kleinen Käfer einmal genau ansehen,“ lachte Cedrik auf, „denn Dich zu einem Besuch bei Stefanie zu vermögen ist ein Kunststück.“

Hans Henning runzelte ein wenig die Stirn. „Du hast Dir angewöhnt, recht respektlos von den Damen zu sprechen,“ sagte er tadelnd, aber Cedrik achtete nicht weiter darauf. —

Der Wagen, der die beiden Brüder einige Stunden später vor das Brynkensche Haus brachte, hatte auf dem Rücksitz einen großen Champagnerkorb stehen, den Cedrik zu einer fröhlichen Abendsitzung stiftete. Hans, der von der morgendlichen Gabe keine Ahnung hatte, fand dies Geschenk zwar recht unpassend — es erinnerte ihn an Soupers ähnlicher Art, jedoch unter anderen Voraussetzungen, aber Cedrik lachte ihn aus.

„Gönne der kleinen Frau doch die Befriedigung dieser Passion,“ sagte er endlich etwas ärgerlich. „Theos Weinkeller befindet sich in einem so schwindsüchtigen Zustand, daß an Sekt nicht zu denken ist.“

„Und wenn Dir's Stefanie übelnimmt?“

„Dazu ist sie wirklich viel zu vernünftig, außerdem bin ich so gut bekannt, Hausfreund beinahe, daß ich die Berechtigung habe, derartigen Mängeln abzuhelfen.“ —

Cedrik kam noch immer nicht über die Thatsache hinweg, daß sein Bruder wirklich leibhaftig neben ihm saß, um zu Stefanie mit hinauszufahren. Er nahm sich vor, diesen Abend im stillen seine Beobachtungen zu machen, aber dazu bot sich ihm zunächst wenig Gelegenheit.

Zwar sah Dita reizend aus in ihrem gelben Tuchkleid mit dunkler Pelzgarnitur, aber doch ebenso gut für ihn wie für den anderen, und Cedriks Argwohn fand absolut keine Nahrung.

Hans Henning fühlte sich sehr zum Angenehmen enttäuscht, als er Stefanies Haus betreten hatte; er fand eine vollkommen distinguierte Lebensführung, ein komfortables Heim, dem sogar die vielerlei kleinen Extravaganzen den Stempel des Vornehmen nicht rauben konnten, da sie außerordentlich geschmackvoll gewählt, vollkommen zu der Erscheinung der Herrin des Hauses paßten.

Selbst Stefanies Person gefiel ihm heute bedeutend besser. Sie war ruhiger in ihrer Art und Weise, und die dunkle Toilette, einzig gehoben durch Ditas Brillantkamm und einen kleinen roten Nelkenstrauß, machten sie zu einer so vollkommenen Dame, daß Hans Henning seine Antipathie schwinden fühlte, ja sich über sein schroffes Urteil Vorwürfe zu machen begann.

Freilich, den Vergleich mit Dita hielt sie nicht aus, aber es war auch ein ganz eigener Zauber, der für Hans Henning von diesem jungen ruhigen Mädchen ausströmte. Er empfand ihn mit Befriedigung und gab sich dem willig hin.

Sie waren in Stefanies Boudoir plaudernd zurückgeblieben, der Schein der rot verschleierten Lampen umflutete sie, der Duft des schwülen Parfums, in das sich Frau von Brynken zu hüllen liebte, durchtränkte die Luft. An ihnen prallten alle diese kleinen Kunstmittel der Betäubung und Aufreizung wirkungslos ab, ihre beiden Naturen waren zu fest und zu klar, um sich von solchen Dingen beeinflussen zu lassen.

Digitized by Google

Stefanie und Cedrik standen im Eßzimmer, er war ihr dorthin gefolgt, um nach dem Wein zu sehen, dessen Übergabe sie mit Ausrufen großer Freude angenommen hatte.

Eine Portiere entzog sie unberufenen Augen und Ohren, dafür konnten sie durch den Spiegel das Paar im Nebenzimmer beobachten.

„Sehen Sie wohl, daß ich recht hatte," begann Stefanie spöttisch. „Hans Henning macht Dita die Cour. Dieses obskure Fräulein Krüger entspricht den Anforderungen, die er an eine Dame stellt, mehr wie meine Wenigkeit."

„Ich begreife gar nicht, was dem guten Hans plötzlich einfällt," gab Cedrik ganz verwundert zu. „Schon sein unerwartetes Hierbleiben hätte mir ein Licht anstecken können; aber wenn ich dann wieder denke . . . nein, Stefanie — er will sich nur auch einmal amüsieren — das ist das Ganze, etwas Ernstes steckt nicht dahinter."

„Wäre es Ihnen ganz unverdaulich, eine bürgerliche Schwägerin willkommen heißen zu müssen?" fragte sie neugierig.

„Im großen und ganzen wär's mir vollkommen Wurscht," versicherte er ehrlich. „Mein Himmel, über den Trödel sind wir doch eigentlich längst hinweg, wenn es sich um eine sonst annehmbare Partie handelt. Und je mehr ich das bedenke, je mehr leuchtet es mir ein, daß Hans eigentlich nichts Besseres thun könnte als wieder heiraten."

„Was fällt Ihnen ein," unterbrach sie ihn schroff. „Davon kann gar keine Rede sein! Abgesehen davon, daß ich wirklich noch den alten Trödel von Abstammung, Namen, Zusammengehörigkeit hochhalte . . ."

Er zog die Augenbrauen hoch und pfiff leise durch die Zähne. Ihm stieg der Gedanke auf, daß gerade Brynkens am deutlichsten bewiesen, wie sehr sie mit diesem „alten Trödel" aufgeräumt hatten. Sowohl der Mann wie auch die Frau.

Sie sah ihn geärgert an. „Jawohl," wiederholte sie scharf, „es ist so! Oder glauben Sie etwa, Cedrik Antlau wäre mir derselbe wie Cedrik Freiherr von Antlau, dessen Name einst bis an die Stufen des Thrones gereicht hat? Nein, lieber Freund. Wir sind einmal allesamt Kinder und brauchen ein Spielzeug."

„Um es, wenn es not thut, in die Ecke zu werfen," sagte er lächelnd.

„Um uns, wenn es not thut, dahinter zu verschanzen," wiederholte sie schnell. „Aber um auf Hans Henning zurückzukommen: welch eine absurde Idee, ihn und Dita zusammen zu nennen?"

„Weshalb?"

„Er ist reich genug, um ohne Geld zu heiraten."

„Armer Kerl," dachte Cedrik im stillen, „niemand glaubt Dir Deine Menschlichkeiten."

„Und dann," fuhr Stefanie fort, „liegt das auch durchaus nicht in meinem Plan, Dita soll ihren Vetter nehmen, gleichviel, ob sie jetzt auch noch dagegen ist. Eine kluge Frau kann darin manches thun, das weiß die gute Mama Krüger auch sehr genau. Nun, sie hat mir einen vorzüglichen Kuppelpelz geboten, und ich, Cedrik, ich habe die feste Absicht, ihn mir zu verdienen," schloß sie lachend.

„O Mitgefühl, Dein Name ist Weib!" parodierte er amüsiert. „Na, mir kann es gleich sein, wer die Geldbeutel heimträgt, Stefanie, ich bin wirklich ein todguter Kerl in diesem Punkte . . ."

Sie sah sich hastig um, sie waren allein.

„Ja, das sind Sie auch, Cedrik, wer weiß es besser wie ich," antwortete sie ihm mit weicher Stimme. „Dank für Ihr Geschenk — es war nur viel — viel zu kostbar."

Sie streckte ihm beide Hände entgegen, er ergriff sie und zog sie ein wenig an sich, ehe er sie an die Lippen hob.

„Könnte mir für Sie je etwas kostbar genug sein?" Und er küßte diese wunderschönen weißen Gebilde langsam, eine nach der andern und weidete sich an ihrer vollendet schönen Form.

Stefanie wußte recht gut, warum sie so stolz auf ihre Hände war; es lag ein eigener Zauber in ihnen.

Sie trat ihm um einen Schritt näher, so daß sie mit ihrem schmalen zierlichen Körper fast seine Uniform berührte, dann schlug sie die Augen mit einem warmen Blick zu ihm auf.

„Sie sind der einzige, Cedrik, um den es sich für mich lohnt zu leben," sagte sie halblaut. „Bleiben Sie mir auch ferner."

„Was fällt Ihnen denn ein, Stefanie, gewiß! Noch manches Jahr, hoffe ich. Aber m'amie, wozu dieser sentimentale Anflug, er kleidet Sie nicht — gewiß nicht —" neckte er, als er ihr Zusammenzucken sah. „Bleiben Sie, was Sie immer gewesen, ein kleiner Satan, und Sie sind unwiderstehlich. Das ist die Linie, auf der Sie stets siegen werden."

Ein schneidendes Schmerzgefühl durchzuckte einen Augenblick Stefanies Inneres. Sie hatte mit dem Herzen gesprochen, diesem so oft verleugneten, geschmähten Ding, das sich doch zuweilen an ihr zu rächen wußte, wie in diesem Augenblick. Sie senkte stumm den Kopf.

„Auf welch Niveau drückt Ihr mich nur alle herab," sagte sie endlich empört. „Keiner anderen Frau hätten Sie so geantwortet, Cedrik. Aber ich — für mich ist alles gut genug."

Er sah sie mit naivem Erstaunen an.

„Herabdrücken?" wiederholte er verwundert. „Ja, wie wollen Sie denn behandelt werden, Stefanie? Man kann jeden doch nur so nehmen und beurteilen wie er sich selbst giebt?"

Sie preßte die Handflächen zusammen und sah mit einem bösen Blick zu ihm auf.

„Und wenn ich nun wirklich herabgestiegen wäre, wissen Sie denn, wer mich dazu gebracht hat?" fragte sie mit Schärfe.

„Nein, gewiß nicht! Sie sind sonderbar, Stefanie."

„Mein Mann!" stieß sie kurz heraus.

Er lachte. „Der arme Theo! Zugegeben, er vernachlässigt Sie ein wenig, zugegeben, es ist unrecht, daß er Ihnen heute nicht einmal geschrieben hat, weiter aber geht sein Sündenregister doch nicht."

„Weiter nicht?" In Frau von Brynkens Gesicht

Digitized by Google

trat ein eigentümlicher sphinxartiger Ausdruck, während sie langsam, halblaut fortfuhr: „Das wollte ich ihm vergeben. Was ich ihm aber nie vergeben kann, ist, daß er meine Seele gemordet hat."

Cedrik lachte wieder, er wußte nicht recht, wie er sich diesem eigentümlichen Gebahren gegenüber anders verhalten sollte.

„Sie sind heute in einer merkwürdigen Laune," sagte er endlich.

„Es ist keine Laune," rief sie, sich vergessend, halblaut, „nur das Resumé einer langjährigen Erfahrung, eines widerwilligen Nachdenkens. Bis an die Zähne bewaffnet kämpfen beide Geschlechter in der Ehe miteinander, und der Stärkere wird siegen. Das ist nun in den meisten Fällen der Mann, und dann macht er aus dem jungen Mädchen, nach dem er greift, weil es seine Begierden reizt, genau das, was er selbst ist, oder das, was er in ihrem Geschlecht einzig und allein sieht. Mein Mann hat mich zu seiner Geliebten gemacht, hat alles Gute und Bessere in mir getötet, langsam, systematisch, und nun wundert Ihr Euch, wenn ich das geworden bin, was Ihr jetzt in mir seht. Die Ehe ist nicht immer eine moralische Institution, sie kann auch das Gegenteil sein, kann schmachvolle Bande bergen, von deren Existenz das Mädchen keine Ahnung hat. Euch sollte man zur Rechenschaft ziehen, Euch allein, wenn aus dem Mädchen die Frau geworden ist, denn in Eurer Hand liegt es, ob Ihr uns hinaufhebt, oder hinabzieht in den Schmutz."

Sprachlos starrte Cedrik sie an.

„Stefanie, ich glaube, Sie sind krank. Sie sehen ganz bleich aus. Wahrhaftig! Was fällt Ihnen nur auf einmal ein, Cousinchen? Der Umgang mit Ihrem Fräulein Krüger taugt Ihnen nicht."

„Ich glaube es selbst!" sagte sie mit einem Seufzer und wandte sich zur Seite.

Er verstand den qualvollen Aufschrei nicht, der sich ihr fast gegen ihren Willen entrungen hatte, nein, er war der letzte, der sie begreifen konnte! Vielleicht war es ihr wirklich neben Dita zum Bewußtsein gekommen, wie nackt und bloß sich ihre arme gewaltthätig verrenkte Seele im Staube wand, vielleicht wußte sie es schon lange und wollte nur blind sein, bis irgend eine Stimmung, ein Luftzug von weiß Gott woher, ihr die Binde von den Augen gerissen.

„Und was bin ich Ihnen, Cedrik?" fragte sie nach einer kleinen Pause und sah ihn mit brennenden Augen an.

„Mir? Die amüsanteste, interessanteste und fesselndste Frau, die bis jetzt meinen Lebensweg gekreuzt hat. Ein Unikum, Stefanie. Aber wahrhaftig, diese Laune, die Weltschmerzliche zu spielen, kleidet Sie nicht, gar nicht."

Sie sah ihm fest in die Augen.

„Einmal im Leben läßt man sich nur täuschen, nachher macht man die Augen auf und sieht! Sie wollen mich nicht einmal täuschen, Cedrik, das ist wenigstens noch ein geringes Verdienst. Können Sie mir nicht sagen, was eigentlich die Frauen an Ihnen haben? Sie sind hübsch — mein Gott ja, aber äußere Schönheit beim Mann ist doch schließlich am ersten zu entbehren. Lustig und leichtherzig — negative Verdienste! Außerdem eingebildet, gutmütig ohne tieferes Gefühl, oberflächlich, flatterhaft, gewissenlos . . ."

„Hören Sie auf — hören Sie auf!" rief er lachend und hielt sich die Ohren zu, „Ihre göttliche Grobheit als Revanche beweist mir, daß Sie wieder in Ihrem gewohnten Fahrwasser sind."

„Und doch werden Sie geliebt, wie es Besseren nicht zu teil wird," vollendete sie ernsthaft.

Dann nahm sie eine Nelke aus ihrem Strauß, zerpflückte sie und warf ihm die Blätter in das Gesicht.

„Da! Und nun gehen Sie und stören Sie mir Dita und Hans. Die beiden sollen nicht zusammenkommen, ich will es nicht."

„Ein ganz verrücktes Frauenzimmer," dachte er, der schlanken, kleinen Gestalt nachblickend, deren schmales blasses Gesicht er soeben erst unter Seelenqualen hatte zucken sehen, ohne es zu begreifen, „aber — pikant — obgleich sie heute unvorteilhaft aussieht."

Stefanie fühlte dasselbe, als sie eilig ihr Zimmer betrat.

„Ich muß schlecht aussehen; ich bin eine Närrin, mich um Dinge aufzuregen, die doch nicht zu ändern sind! Aber er behandelte mich wie eine seiner Freundinnen aus dem Cirkus, nicht besser, nicht schlechter. Und doch bin ich mehr wie er, ihm geistig bei weitem überlegen . . . Aber was schert mich das — ich liebe ihn und will ihn festhalten, so lange ich es kann. Ach —" sie ballte die Faust und preßte sie gegen die Stirn — „es hat andere gegeben, die mehr wert waren als er, und sie ließen mich kalt, ihn dagegen liebe ich — warum? Ich fürchte, ich werde das Rätsel niemals ergründen. Was liebte ich an Theo — damals — es ist schon lange her. — Ja. Er war ein Mann! Rücksichtslos und brutal, wenn es seinen Willen galt, das beugte mich vor ihm, das hat mich neben ihm in den Schmutz gezogen. Pah — ich will nicht mehr grübeln, es macht häßlich."

Sie lief an den Spiegel und sah hinein. Ihr Gesicht war bleich, ihre Augen matt, von dunklen Schatten umgeben, ein nervöser, abgespannter Zug zog eine scharfe Linie von der Nase bis zum Mund.

„Mein Gott, wie alt ich aussehe!" sagte sie erschrocken. Und aus der Schublade eines chinesischen Schränkchens nahm sie eine kleine Spritze, füllte sie mit einer Geschwindigkeit, die große Übung verriet, und bohrte sich die Spitze in den Arm.

„Das vertreibt die Grillen," sagte sie, vor sich hin lächelnd.

Eine Viertelstunde darauf saß sie rosig, sprühend von Witz und Laune, inmitten Ihrer Gäste bei der ersten Flasche Champagner. Cedrik hatte keine Ursache mehr, sich über sie zu beklagen. —

Auf dem Heimwege, den die beiden Brüder trotz der späten Stunde zu Fuße machten, sagte Cedrik, in der Weinlaune noch redseliger wie sonst:

„Na, alter Hans, nun Farbe bekannt! Soll ich

Digitized by Google

mich darauf vorbereiten, Fräulein Dita Krüger als Schwägerin in spe zu betrachten?"

Hans Henning blieb mit jähem Ruck stehen.

„Was fällt Dir ein, Cedrik?"

„Hm. Je mehr ich darüber nachgedacht habe, je plausibler wird mir die Sache, Das Mädchen ist reich, hübsch, gebildet genug, um als Freifrau von Antlau zu repräsentieren; greif zu, alter Sohn, etwas Besseres findest Du nicht."

„Aber meine Seele hat nicht daran gedacht, Cedrik, ich versichere Dich."

„So — nun, dann bring Deine Seele schleunigst auf den Trab; die Geschichte mit dem Hamburger Kaufmannsbengel, für den sich Stefanie so ins Zeug legt, ist ja Blödsinn, einen Kuppelpelz kann sie von Dir auch haben, das trägt's. Eine halbe Million, Hänschen, in blankem Gold und soliden Papieren — denke nur einmal an."

„Wie frivol Du sprichst, Cedrik," rief Hans Henning geärgert. „Fräulein Krüger ist es wert, um ihrer selbst willen geliebt zu werden."

„Ja, sie hat eine pompöse Figur."

„Manchmal könnte man wirklich irre an Dir werden, Cedrik," antwortete Hans in dem nämlichen geärgerten Ton, „wenigstens an Deinem Herzen, wenn man hört, wie Du alles herabziehst, wie Du Dir den Anschein giebst, nur das Kleine zu sehen und das Große unbeachtet zu lassen. Meinst Du, daß bei einer Frau allein die Figur das erwähnenswerte ist?"

„Nein, aber eine sehr angenehme Zugabe, muß ich Dir gestehen. Übrigens bin ich mir bewußt, sie schon über die Binsen gelobt zu haben."

„Davon ist mir nichts erinnerlich."

„Na, dann nimm es jetzt wenigstens als genossen an. Also noch einmal: mir, Brüderchen, ist auch ein Fräulein Krüger als Schwägerin recht, besonders, wenn sie Deine leidige Geldkalamität beseitigt."

Hans Henning schwieg; er war ärgerlich und zugleich irritiert, daß sein einfaches Bleiben unter Umständen in diesem Licht gesehen werden konnte. Das hatte er mit keinem Gedanken gestreift, und doch, als ihm sein Bruder lachenden Mundes, so selbstverständlich davon sprach, blieb ein kleines Samenkörnlein in ihm hängen und folgte ihm in sein einsames Antlau.

## Siebentes Kapitel.

Es war ein häßliches Wetter; der Wind pfiff durch die Straßen, und mit eigentümlich tickendem Geräusch legte sich der Schnee fest gegen die Scheiben, an die ihn der Wind preßte. So recht ein Wetter, um im wohlig warmen Bett zu bleiben, um so mehr, wenn das Feuer im Ofen flackert und prasselt und die Flammenzungen zuweilen glühendrot aus den Spalten der eisernen Thüre hinaus-, weit in das Zimmer hineinfahren.

Dita sah dies mit Behagen an und drehte sich noch einmal im Bett auf die andere Seite. Wozu sollte sie schon aufstehen? In den Vorderzimmern hantierten die Mädchen, und das Wetter verbot jedes Spazierengehen; vor Mittag war aber gar nicht daran zu denken, Stefanie zu Gesicht zu bekommen.

Im Halbschlaf liegend, hörte sie die Glocke an der Küchenthür gehen, das Öffnen der Köchin und dann ein zuerst mäßig lautes Gespräch, das allmählich aber in rohes Schimpfen ausartete.

Erschrocken richtete sie sich auf. All die Wochen hindurch, die sie nun schon hier war, hätte man, ohne alle Störung von außen, bis lange in den Tag hinein schlafen können, was gab es nur heute?

Die Stimmen in der Küche wurden jetzt still. Dita hörte das Mädchen den Korridor hinabgehen und an Stefanies Thür klopfen, dann — nach einem Weilchen kam es zurück.

„Die gnädige Frau läßt sagen, Sie müßten warten, der Herr ist verreist, wenn er zurückkommt, soll die Rechnung bezahlt werden," vernahm sie jetzt deutlich. Offenbar entledigte sich das Mädchen ihrer Botschaft schon auf der Küchenschwelle.

„Und ich sage Ihnen, ich warte keinen Tag, keine Stunde länger," erklärte der Mann in grobem Ton. „Unsereiner braucht sein Geld auch, wenn er seine Ware nicht gestohlen hat! Sagen Sie das man Ihrer Madame, bei der es so fein hergeht und wo doch alles auf Borg ist. Glauben Sie, ich weiß nicht, daß der Bäcker, der Milchmann und der Kaufmann nebenan auch schon längst auf ihr Geld warten, und daß es statt dessen nur Versprechen giebt? Mir ist's nun über. Entweder Geld oder kein Fleisch."

Entsetzt war Dita aus dem Bett gesprungen und lauschte atemlos an der Thür; was sie da hörte, brachte ihr ein Grauen. Ein Mädchen wie sie, das achtlos im Reichtum auferzogen, ihn sich zu nutze machte, ohne je darüber nachzudenken, was das Wort „Geldmangel" eigentlich bedeute, hatte nur eine schwache Vorstellung von dem, was ein Haushalt verschlang. Sie sah überall bei Brynkens eine opulente Wohlhabenheit, die sie seit ihrem Hiersein teilte, und hatte nie — aber auch mit keinem Gedanken darüber nachgedacht, ob sie nicht etwa dadurch Stefanie eine Last aufbürde, die diese fühlen konnte.

Mit ihrer reichen Geburtstagsgabe hatte sie sich genügend für die Gastfreundschaft zu revanchieren geglaubt, vielleicht aber wäre Stefanie bares Geld lieber gewesen und sie hatte es nur nicht über die Lippen gebracht, es Dita offen zu sagen.

Sie machte sich bittere Vorwürfe über ihre Gedankenlosigkeit, während sie im Nachtkleid, vor Frost und Unbehagen zitternd, an der Thür lauschte.

Als draußen die Schritte des Mannes verhallten, öffnete sie leise eine Spalte.

„Marie!" rief sie hinaus.

Das Mädchen kam, etwas verlegen, denn sie wußte nur zu gut, daß das Fräulein in ihrem Zimmer alles gehört haben mußte, und Dita, die wieder ins Bett geschlüpft war, fragte mit erregter Stimme nach der Ursache des Lärms.

„Wer war es, Marie?"

„Der Schlächter, gnädiges Fräulein."

Digitized by Google

„Er wollte Bezahlung, nicht wahr? Aber weshalb störten Sie die gnädige Frau, warum kamen Sie nicht zu mir herein?"

„Ach Gott . . ." das Mädchen drehte verlegen an ihrer Schürze, „das konnte ich nicht wissen — und er ist es auch nicht allein —" sie wurde offenbar zutraulich — „das gnädige Fräulein sollten es nur wissen . . . so unrecht hat der Mann nicht — und es sind noch mehr, die da fordern — und es ist die höchste Zeit, daß der gnädige Herr zurückkommt."

Dita lag ganz still; ihre Wangen brannten, und sie kämpfte mit dem Wunsch, mehr zu hören und dem Bewußtsein, daß dieses sich Eindrängen in fremde Verhältnisse nicht recht sei. Aber sie meinte es ja gut, sie wollte ja helfen — das gab ihr ihr gutes Gewissen zurück.

„Was verlangte denn der Mann, Marie?" fragte sie endlich.

„Zweihundert Mark, gnädiges Fräulein. Er hat richtig sein Fleisch wieder mitgenommen. Zu verdenken ist es ihm ja nicht, er ist noch ein Anfänger . . ."

„Schon gut. Geben Sie mir doch einmal meine Schlüssel herüber, und nach zehn Minuten kommen Sie und holen sich das Geld."

Mit offenem Munde blickte die Köchin auf das junge Fräulein, aber sie hütete sich wohl, eine Bemerkung zu machen. Ihr waren diese täglichen Scenen mit den Kaufleuten in tiefster Seele verhaßt und sie nur allzu froh, wenigstens von einer Seite fortan Ruhe zu haben.

„Die arme Stefanie," dachte Dita mitleidig, während sie eilig aus ihrer Schatulle das Geld heraussuchte. „Aber so kann das nicht weiter gehen; mir würde jeder Bissen im Munde quellen, dächte ich, er wäre unbezahlt. Ich muß durchaus mit Stefanie sprechen. Weigert sie sich, Pension zu nehmen, reise ich noch heute nach Hamburg ab."

Die elektrische Klingel aus Frau von Brynkens Schlafzimmer ertönte, sie schlief also nicht mehr. Gleich darauf kam das Stubenmädchen mit einem Brief in der Hand zurück.

Eine Viertelstunde später hatte sich Dita angekleidet und saß neben Stefanies Bett.

Im Zimmer herrschte tiefe rosige Dämmerung; man sah in den weißen gestickten Kissen kaum noch die dunklen Haare und dunklen Augen der Liegenden und gleichfalls nur einen Schimmer von Ditas heller Gestalt.

„Wie geht es Ihnen, liebe Stefanie?" fragte sie mit weicher Stimme und faßte nach der fieberheißen Hand auf der seidenen Decke. „Sie sind heute so früh wach."

„Der Lärm draußen ließ Sie wohl auch nicht schlafen," meinte die Brynken nach einem kleinen Zögern. „Diese Lieferanten sind so unverschämt — und Theo bleibt diesmal unerwartet lange aus."

Sie seufzte ungeduldig. Es war ihr im geheimen doch noch gar nicht sicher, ob ihr Gatte so viel Geld mitbrächte, wie sie gebrauchte um sich nur die drängendsten Schulden vom Halse zu schaffen, es war mehr ein Hinausschieben — eine Vertröstung. Und dieses Mädchen da vor ihr hatte keine Ahnung, was es hieß, sich um dies schnöde Geld sorgen! Ihre Hände waren immer gefüllt, während es Stunden gab, in denen Stefanie mit bebender Angst der Zukunft gedachte; einer Zukunft, die ihnen Ruin bringen mußte, wenn nicht ein ganz besonderer Glücksfall eintrat, und damit hatte Stefanie längst verlernt zu rechnen, wenn sie auch noch darauf hoffte, um nicht die Verzweiflung über sich Herr werden zu lassen.

Was sollte dann aus ihr werden? Verwöhnt, krank, nur noch ein Produkt künstlicher und schädlicher Mittel, was konnte da ihr Ende sein?

Charakteristisch an dieser Ehe war, daß Stefanie, wenn je ihre Gedanken über diesen Zusammenbruch hinausgingen, niemals an eine fernere Gemeinsamkeit mit ihrem Gatten dachte. Sie wußte, daß sie dann verlassen und allein sein würde, denn was sie verband, war so locker, daß es beim ersten Riß zerflattern mußte als sei es nie gewesen. Nur der Egoismus würde dann das Wort führen und einem jeden von ihnen zurufen: sauve qui peut!

Mit einer gewissen Schüchternheit begann Dita:

„Liebe Stefanie, ich möchte einmal etwas Ernstes mit Ihnen besprechen."

Stefanie dehnte und reckte sich, ihr Stolz flammte auf und wollte nichts von dem hören, was nun kommen mußte, ein unbändiger Stolz, der ihr früher viel zu schaffen gemacht hatte, der inzwischen aber erbarmungslos niedergetreten war, und der auch heute wieder der Klugheit weichen mußte. Dennoch sagte sie:

„Muß es denn sein, Kleine? Ich finde, man peinigt mich heute ungebührlich viel."

„Aber ich will Sie nicht peinigen," fiel ihr Dita eifrig in die Rede, „ich will Sie nur um etwas bitten — dringend bitten."

Frau von Brynken strich über die knisternde Seide der Bettdecke.

„Ich höre also geduldig zu."

„Sehen Sie, Stefanie, ich bin nun schon drei Wochen hier — Sie sind gegen mich gewesen wie eine Schwester, darf ich da nicht auch die Rechte einer solchen in Anspruch nehmen? Ich bin unerfahren gewesen und habe nicht bedacht, daß eine Person in einem Haushalt mehr . . . allmählich zu merken ist . . . seien Sie mir deshalb nicht böse . . . Gestatten Sie mir nun aber, das gut zu machen . . . behalten Sie mich hier — aber — gegen Pension."

Sie seufzte erleichtert auf. Wie heiß und rot ihr Gesicht dabei geworden, verbarg ja zum Glück die Dämmerung.

Stefanie schwieg.

Nach einer langen, bangen Pause begann Dita unruhig:

„Sie können mir unmöglich böse sein, Stefanie," und es fiel ihr schwer aufs Herz, daß sie vorher mit dem Schlächter so eigenmächtig gehandelt hatte.

„Die Wahrheit ist," sagte Stefanie endlich, „daß mir die Sache wirklich peinlich ist. Ich habe Sie zu mir eingeladen als Gast, nicht als Pensionärin, indessen bin ich leider gezwungen, Ihr Anerbieten anzunehmen, Dita. Theo läßt nichts von sich hören,

Digitized by Google

und bleibt so lange aus. Die Männer sind in diesem Punkt wirklich großartig! Für sich verbrauchen sie ohne Murren Summen — das muß eben so sein! Verlangt die Frau aber Wirtschafts- oder Kleidungsgeld, dann bilden sie sich ein, man kann mit zwanzig Mark die Welt auskaufen. Im Hause kostet für sie alles nichts! Das werden Sie auch noch kennen lernen, Kind. Ich war nun ein armes Mädchen ... da ist das Fordern noch viel peinlicher."

„Aber liebe, liebe Stefanie, warum sagten Sie mir das nicht längst?" rief Dita vorwurfsvoll und nahm liebkosend die heiße Hand in die ihrige. „Ich bin ja ein reiches Mädchen und freue mich, wenn ich jemand habe, mit dem ich teilen kann. Sie dürfen nicht stolz sein, Stefanie. Im Grunde sind Sie es doch, die mir eine Güte erwies, indem Sie mir Ihr Haus öffneten!"

Diese warmen Worte, Dita so recht aus dem Herzen kommend, hatten auf Frau von Brynken den ganz entgegengesetzten Eindruck gemacht. Dieses Mädchen konnte kommen und ihr Hilfe bieten! Zwar ersehnte, notwendige Hilfe — das wußte Stefanie am besten, aber daß sie nehmen mußte, nicht die Gebende sein konnte, empörte sie aufs heftigste. Neidisch war sie auf Dita, neidisch aus tiefstem Herzen, wenn sie hätte ehrlich sein wollen. Und anstatt ihr die Freundschaft zu gewähren, um die das junge Mädchen, einsam wie es war, so zartfühlend warb, loderte etwas in ihr auf, das dem Haß ähnlich sah.

„Gut also," sagte sie endlich hart und befreite ihre Hand. „Gut! Machen wir einen Preis aus. Wie hoch taxieren Sie sich, Dita?"

In die Augen des Mädchens stiegen Thränen. Wo sie um Liebe warb, fand sie jedesmal einen Stein, und wo man ihr Liebe entgegenbrachte, blieb ihr Herz kalt. Sie lehnte sich in den Stuhl zurück.

„Nicht so! Nicht so, Stefanie," bat sie leise.

Die Brynken lachte auf.

„Schon wieder eine sentimentale Anwandlung, Kleine? Bleiben wir lieber bei der Sache, je eher sie abgemacht ist, desto besser für uns. Also?"

„Darf ich Ihnen hundert Mark für die Woche anbieten, Stefanie?" begann Dita schüchtern.

Sie fuhr auf und kam in dem Dämmer Dita ganz nahe mit ihrem blassen Gesicht und den funkelnden Augen. Eine Woge Parfüm quoll mit ihr empor; jenes süßen, beklemmenden Parfüms, das Dita so sehr verabscheute.

„Ah, wie Sie großmütig sind!" stieß sie schroff heraus. „Das ist ja fast als böten Sie mir ein Almosen."

„Stefanie!"

„Ja so, Kleine, Sie sind empfindlich! Nichts für ungut. Ich bin überzeugt, Sie wollten mich nicht kränken — nun gut — ja. Das Angebot ist hoch — ich acceptiere es aber doch, mit der Versicherung, daß ich Ihnen nach besten Kräften Vergnügen dafür bieten werde. Das ist ein vernünftiger Pakt, nicht wahr? Sie dürfen dann auch nicht einmal den leisen Gedanken haben, Sie hätten mir etwas geschenkt."

„Wie falsch Sie mich doch beurteilen und wie häßlich das ist," sagte Dita kummervoll. Aber die weiche Herzensregung, die sie vorhin so teilnehmend und bereit gemacht hatte, Stefanie von ganzem Herzen zu helfen, war verflogen; sie waren sich wieder fremd wie nur je.

„Es ist sehr peinlich, sich etwas schenken zu lassen," preßte Stefanie zwischen den Zähnen hervor, „das werden Sie nicht an sich erleben, Dita, Sie sind ja reich — reich!" Dabei ballte sie die Hände zur Faust und preßte sie fest gegen das spitzenbesetzte Jabot des Nachtkleides, mit dem Bewußtsein, die Helferin in diesem Augenblick kaltblütig ermorden zu können, käme sie dadurch in den Besitz dessen, auf das Dita so wenig Wert legte. „Und nun," sie warf sich wieder in die Kissen zurück, „gehen Sie, Kleine! Ich muß noch etwas Ruhe haben."

Mit tiefem Seufzer verließ Dita das warme, dunkle, parfümierte Zimmer. Sie hatte gehofft, sich eine Freundin zu erwerben, nicht dadurch, daß sie gab, sondern dadurch, daß sie Sorgen mittragen half, aber sie nahm das Bewußtsein mit, daß es zwischen ihr und Stefanie eine unüberbrückbare Kluft gab. Daß diese Kluft Neid hieß, wußte sie aber nicht.

Frau von Brynken klingelte ihrer Zofe.

„Ist der Brief schon besorgt, Annette?"

„Ja, gnädige Frau."

Also zu spät! Sie wühlte sich ungeduldig in den Haaren, zu spät! Nun, da half es nichts mehr. Das Beste war, auch sie schwieg gegen jeden über Ditas generöses Anerbieten und ging ruhig ihren Weg weiter.

Ein paar Stunden später ließ sich Cedrik melden. Er kam wie er war, direkt vom Dienst, frisch, rosig, lächelnd wie immer.

„Sie haben befohlen, gnädigste Cousine."

„Gebeten, teurer Freund, gebeten!"

Sie lag in ihrem scharlachroten Morgenrock auf dem weißen Bärenfell und streckte ihm die Hand entgegen. Er setzte sich dicht an ihre Seite.

„Liebe Dita, wollen Sie so gut sein, den Portwein bestellen? Und Sie, Ärmster, sind sicher hungrig. Ein wenig Lachs, etwas Kaviar zum Frühstück, nicht wahr?"

Er nahm bereitwillig an.

„Wenn er ahnte ..." dachte Dita und schämte sich ihrer Gedanken.

„Cedrik, ich bin in großer Verlegenheit," sagte drinnen eilig Stefanie, den Augenblick des Alleinseins benutzend. „Theo läßt nichts von sich hören — mein Geld ist zu Ende — Sie müssen mir aushelfen. Darum mein Brief. Voila tout! Sind Sie dazu imstande?"

„Und wenn ich es nicht wäre, so ginge Sie das nichts an, für Sie bin ich stets hilfsbereit. Ein schöner Kavalier, der sich hinter Ausflüchte verschanzte, wenn ihn seine Dame braucht! Wieviel?"

„Tausend Mark."

„Heute nachmittag um sechs Uhr stehen sie Ihnen zur Verfügung."

„Dank! Tausend Dank," sagte sie, ihm mit einem heißen Blick die Hand drückend. „Es ist das



Digitized by Google

erste Mal, Cedrik, daß ich darum bitte, Theo wird es mit Ihnen regulieren."

„Soll ich es Ihnen herbringen?"

„Nein, ich fürchte Ditas Augen. Es ist so beschämend für eine Frau, von einem Manne Geld zu nehmen."

Er sah ihr lustig in das Gesicht. „Skrupel? Schaffen Sie sie ab, Stefanie. Wir sind ja so gute Freunde."

„So gute Freunde," wiederholte sie nachdenklich, und unwillkürlich fragte sie sich, ob Theo nicht auch oft genug diese gute Freundschaft in seinem Interesse ausgenutzt haben mochte. Nun, dafür konnte er sie nicht verantwortlich machen! Sie wußte von nichts, konnte von nichts wissen! Nur daß ihr Verstand sie alles ziemlich sicher erraten ließ, was man ihr auch geflissentlich verheimlichte.

„Also, wohin befehlen Sie?"

„Bringen Sie es mir heute nachmittag um sechs Uhr in die kleine Konditorei, in der wir uns schon getroffen," flüsterte sie und drückte seine Hand. „Da belauscht uns niemand. O, Cedrik, ich wünschte, ich hätte Dita nicht hier!"

„Schicken Sie sie fort," schlug er vor.

Sie schüttelte den Kopf.

„Das kann ich nicht, Sie wissen ja weshalb."

Ihm blieb keine Zeit zum Antworten, denn Dita trat wieder ein, hinter ihr die Zofe mit einer Tablette. Sie hatte draußen einen Blick in den Spiegel geworfen und die Versuchung empfunden, sich etwas hübscher zu machen, denn sobald Cedrik in ihrer Nähe war, fühlte sie sich unvorteilhaft und ungebührlich in den Hintergrund geschoben neben Stefanie. Aber sie unterdrückte diesen Wunsch.

„Er kümmert sich ja doch nicht darum, wie ich aussehe," dachte sie mit einem kleinen Funken Unzufriedenheit in sich, denn diese gänzliche Nichtbeachtung von seiten eines Mannes, der wußte, daß sie das verwaiste, reiche Fräulein Krüger war, erfuhr sie zum ersten Mal in ihrem Leben. Zuerst hatte es sie stutzig gemacht, dann für ihn eingenommen, und nun — nun ärgerte es sie allmählich. Glücklicherweise ahnte das aber niemand, und ihr blieb Zeit genug, dieses thörichte Gefühl zu bekämpfen. —

Am Nachmittag saß Dita allein in Stefanies chinesischem Boudoir auf ihrem Lieblingsplatz, dem vergoldeten Bambusstuhl. Wohin Frau von Brynken gegangen, hatte sie ihr nicht gesagt, auch keine Aufforderung zur Begleitung an sie gerichtet, und Dita saß da, mit einem Buch auf dem Schoß, doch ohne zu lesen, die Wange in die Hand gestützt, in tiefen Gedanken.

Ganz regellos liefen ihr diese durcheinander, doch immer wieder tauchte in ihnen das Bild des jungen Offiziers auf, dessen heiteres Temperament, da es in so schroffem Gegensatz zu ihrer eigenen, stillen Art stand, sie immer fester in Banden schlug. Das war aber auch alles echte Natur, kein plötzliches Auf und Nieder wie bei Stefanie, kein Gesuchtes und Gewolltes. Dita war felsenfest davon überzeugt, daß sie Cedriks Charakter so klar durchschaute als wäre der ganze Mensch von Glas, und gerade deshalb wuchs ihre Sympathie für ihn immer höher, wenn auch ihr selbst kaum bewußt. Es freute sie, wenn sie seinen Schritt hörte, obgleich er sich so wenig um sie kümmerte, der Duft seiner Cigaretten war ihr sogar angenehm, und das Gefühl der Hochachtung, das sie für ihn empfand, wuchs gerade aus der Vernachlässigung hervor, die er ihr, dem reichen Mädchen, angedeihen ließ.

Während sie jetzt saß und grübelte, überlegte sie, wie wohl das Mädchen beschaffen sein müßte, das dieser Mann einmal erwählen würde, und sie konnte ihr gar nicht gut und vortrefflich genug werden für ihn, dem sie das größte Glück gönnte, von dem sie überzeugt war, er würde das seligste Glück in ein Frauenleben tragen.

Vielleicht wäre Cedrik am überraschtesten gewesen, wenn er eine Ahnung davon gehabt hätte, wie hoch ihn Dita stellte, wie intensiv sie sich mit ihm beschäftigte.

Es war allmählich dunkel draußen geworden, die Schneeflocken glitten in ihrem Tanz schattenhaft aber unaufhörlich hinter den Scheiben durch die Luft, und mitten in ihrem verträumten Sinnen dachte Dita:

„Wie wunderbar, daß Stefanie gerade in diesem Wetter ausgegangen ist."

Die Glocke des Vorplatzes schlug an; es wurde geöffnet, ein paar kurze Worte — Dita achtete nicht darauf. Irgend ein Besucher der sich wieder entfernt haben mußte, denn draußen wurde es still.

Plötzlich ging die Thür des Boudoirs auf, in der letzten sinkenden Tageshelle stand ein Herr auf der Schwelle. Ein unbekannter Herr, Dita sah es mit Erstaunen als sie sich aus ihrer liegenden Stellung aufrichtete.

„Pardon, wenn ich störe — Pardon, Gnädigste."

Er kam näher, seine Stimme klang lässig, lässig waren seine Bewegungen, und ein Etwas an ihm sagte Dita sofort, daß sie hier den Herrn des Hauses vor sich habe.

„Da ich niemand habe, der das Amt des Präsentierens übernimmt, gestatten Sie, daß ich es selbst thue — von Brynken," sagte er mit einer tiefen Verbeugung. „Mit wem ich die Ehre habe, weiß ich bereits und kann Ihrer Güte nur danken, daß Sie sich meiner Frau während meiner Abwesenheit gewidmet haben."

„Der Dank ist ganz auf meiner Seite," sagte Dita verlegen. Diesem Mann gegenüber genierte sie alles; ihr langes Bleiben in seiner Häuslichkeit, ihr loses Hauskleid, denn nach dem Essen, einen vollkommen einsamen Nachmittag vor sich, hatte sie es sich bequem gemacht. Sie hatte sich erhoben und stand vor ihm, bereit, ihr Zimmer aufzusuchen, ja mit dem stillen Wunsch, daß das möglichst bald geschehen könne, aber Theo, der sie inzwischen gemustert hatte, die volle hohe Gestalt, das hübsche, jetzt etwas errötete Gesicht, schien ganz andere Absichten zu haben.

„Gestatten Sie, daß ich mich setze?" fragte er, in seine lässige Art zurückfallend. „So eine im Eisenbahnwagen durchschüttelte Nacht spürt man, ich komme direkt aus Budapest." Er griff hinter sich,

Digitized by Google

nach der Lehne des ersten besten Stuhles und zog ihn zu sich. Dita errötete heftiger.

„O, aber ich bitte — ich will keinenfalls stören — Stefanie muß gleich zurückkommen — ich — ich . . .“

Sie war tödlich verlegen, die Überraschung, der fremde Mann, der sie so ohne alle Gene prüfend ansah, nahmen ihr die Fassung.

„Ich möchte gehen und Sie jetzt allein lassen,“ vollendete er seelenruhig ihren Satz. „O ja, das habe ich Ihnen bereits angemerkt, aber damit ist mir nicht gedient. Ich habe das Alleinsein gründlich satt und freue mich, zu Hause nicht auch aufs leere Nest zu kommen. Also — bitte! —“ Er machte eine einladende Handbewegung nach ihrem verlassenen Sitz, und Miene, sich selbst zu setzen.

Dita stand noch immer zögernd, zweifelnd.

„Ich hoffe Sie fürchten sich nicht vor mir. Für ein derartig in Ihnen erregtes Gefühl würde ich Stefanie wenig Dank wissen. Bitte.“

Wieder jenes Deuten auf den Stuhl, es blieb Dita wahrhaftig nichts anderes übrig als sich zu setzen.

„Sie kommen überraschend, Herr von Brynken,“ sagte Dita endlich nach einer kleinen Pause, „Stefanie wäre sonst gewiß nicht ausgegangen.“

„Sie wird wohl ihre Gründe gehabt haben,“ entgegnete er gleichgültig mit einem Blick durchs Fenster. „Gewichtige Gründe, wenn man das Wetter sieht.“

„Ich glaube wohl.“ Dita antwortete verlegen, unruhig, es kam ihr vor als müsse sie Stefanie rechtfertigen, und wußte doch nicht wie.

„Desto erfreuter bin ich durch Ihre Anwesenheit, Gnädigste. Hoffentlich spiele ich nicht den Wolf in der Fabel, bei dessen Erscheinen alles flieht, obgleich es vorhin fast den Anschein hatte. Sie bleiben — jetzt — und später — nicht wahr?“

„Ich hatte freilich nur die Absicht, bis zu Ihrer Rückkehr —“

„Aha, dachte ich es doch!“ fiel er ihr in die Rede. „Nein, daraus wird nichts! Und nicht einmal hinter meine Frau stecke ich mich, sondern bin Mannes genug, meinen Wunsch selbständig zu befürworten.“ Er hatte sie unablässig angesehen, Ditas Wangen brannten.

„Er mustert mich wie ein Pferd, das ihm zum ersten Mal vorgeführt wird,“ dachte sie ärgerlich. „Und diese dumme Toilette — und dies dumme Rotwerden.“

„Ich bitte Sie also hiermit in aller Form, geben Sie jeden Reiseplan gutwillig auf.“

„Das hängt nicht allein von mir ab. Stefanie...“

„Stefanie und ich sind in diesem Punkte eine Person.“

„Aber eine dritte Person ist so störend.“

„Ja, in den Flitterwochen, darüber sind wir aber längst hinaus,“ gab er lachend zu. „Sie bleiben also — abgemacht. Ich will auch etwas von dem liebenswürdigen Besuch meiner Gattin profitieren. Hoffentlich haben Sie sich gut unterhalten bisher?“

„Vortrefflich.“

„Es sieht mir nicht danach aus,“ sagte er, das Mädchen mit seinen Blicken überfliegend, „das wird nun anders. Bei mir langweilt man sich nicht.“

„Das haben wir auch nie gethan,“ widersprach sie lächelnd.

„Ah, Cedrik! — Ich vergaß Cedrik! Hat er mich würdig vertreten?“

„Gewiß!“

„Dann soll ihm viel vergeben sein. — Also, Gnädigste, Sie bleiben — auf ganz unbestimmte Zeit.“

„Wenn ich Ihnen wirklich nicht lästig falle . . .“

Er machte eine Bewegung als verscheuche er ein Insekt, dann, beide Hände um die Seitenlehne seines Sessels geklammert, bog er sich vor und küßte ihre Hand, ohne sie anders als mit den Lippen zu berühren.

„Das war besiegelt,“ sagte er, sich aufrichtend, und ließ nun den langen, roten Schnurrbart zufrieden durch die Finger laufen. „Ich hasse alle unsicheren Konstellationen, freier Blick, offenes Wort, das ist Reitermanier. Müssen sich bei mir auch daran gewöhnen.“

„Mein Gott, Herr von Brynken,“ rief Dita plötzlich erschrocken auffahrend, „Sie kommen von der Reise, sind sicher müde und hungrig. Darf ich — in Stefanies Abwesenheit — dafür sorgen, daß Ihnen etwas zu essen gebracht wird?“

Er lachte. „Das ist bereits geschehen, ich fuhr vom Bahnhof in ein Restaurant, in diesem Punkt bin ich zu Hause nicht verwöhnt. Übrigens Dank für Ihre Aufmerksamkeit. Statt dessen wollen wir uns Licht bringen lassen.“

Er ging und schellte. Dita sah, daß er nicht groß, aber von auffallender Schlankheit war, sie hatte sich seine Person anders gedacht.

Bald darauf brannte zwischen ihnen die Lampe, und wieder ruhte Theos Blick indiskret, fast beleidigend auf Ditas Gesicht und Gestalt; es trieb ihr das Blut stets aufs neue in die Wangen, wenn sie ihm begegnete. Aber auch sie wagte ihn jetzt verstohlen zu betrachten.

Mit den Manieren der vornehmen Welt verband er doch etwas Lässiges, Gleichgültiges. Es schien ihm wenig darauf anzukommen, welchen Eindruck er machte. Sein Gesicht war interessant; die eckige Stirn, die gerade, weit hervorspringende Nase, das flache Kinn, alles dies in Konturen wie aus Stein gemeißelt, die Augen nicht groß, aber von so bewußtem Ausdruck, daß Dita im stillen dachte, solchen Blick möchten Tierbändiger haben. Kurz, sie fühlte, daß dieser Mensch einen Einfluß auf seine Umgebung haben konnte, der unbegrenzt war, sobald er es wollte. Kühnheit, Mut, Entschlossenheit bis zur Gewaltthätigkeit, alles sprach aus diesem Mann, dem sie bisher nach Stefanies Andeutungen eine gewisse Abneigung entgegengebracht hatte, die nun völlig verschwand, wenn auch ein gewisses Unbehagen blieb.

„Eine Cigarre geniert Sie doch nicht?“ fragte er, sein Etui herausziehend und neben sich legend, man sah ihm an, er zog eine abschlägige Antwort gar nicht in den Bereich der Möglichkeit.

Digitized by Google

„Gewiß nicht."

„Cigarette gefällig?"

„Ich danke sehr, ich rauche nicht."

„O, da müssen Sie bei mir noch viel lernen," sagte er, den Kopf hin- und herwiegend. „Zu einer chicken Frauenerscheinung gehört meinem Geschmack nach auch die Cigarette. Abbruch der Weiblichkeit! Pah! Unsinn! Ich finde es nicht. Lassen wir also die Philister schreien."

Draußen klang die Korridorglocke, Stefanie stürzte ins Zimmer.

„Was? Du, Theo? Was soll denn das heißen? Warum schicktest Du mir keine Depesche?"

Ihre Stimme klang erregt und zornig, nichts von Wiedersehensfreude, kein herzlicher Ton lag darin, und Dita fühlte Mitleid mit dem Manne, dem Haus und Frau gleich ungastlich entgegenkamen.

Er streckte Stefanie die Hand entgegen. „Ehrlich gestanden, ich habe es vergessen. Da ich aber nicht den Anspruch machte, Dich zu Hause zu treffen, hatte es ja weiter keinen Belang. Auf eine so angenehme Überraschung —" mit einer kleinen Verbeugung zu Dita — „war ich allerdings am wenigsten vorbereitet."

Die Gattin legte flüchtig ihre Hand in die des nach monatelanger Abwesenheit Heimgekehrten; schnell zog sie sie zurück, aber doch nicht schnell genug, daß Theo nicht ihr Beben gemerkt hätte. Aufmerksam blickte er ihr in das Gesicht.

„Du siehst blaß aus und zitterst; fehlt Dir etwas, Kind?"

„Nein, nicht das Geringste. Aber Deine unerwartete Ankunft erschreckte mich. — Ich bin nervös, wie Du weißt." Das kam alles stoßweise, abgerissen; kaum beherrschte üble Laune klang daraus hervor.

Er stieß die Asche seiner Cigarre ab.

„Du solltest bei solchem Wetter nicht ausgehen."

Nun sprühten ihre Augen lodernden Zorn.

„Daß Du daran denkst! Deine Sorgfalt ist rührend! Da Du mich aber bisher vergessen hast, macht sie nachträglich nichts mehr gut."

Dita erhob sich. Das Gespräch der beiden Gatten schien ihr nicht vor die Ohren eines dritten zu gehören, statt Wiedersehensfreude ein regelrechter Zank. Wie häßlich! — Aber Stefanie hatte sich schon wieder gefaßt.

„Wo wollen Sie hin, Dita? Bleiben Sie ruhig, Sie stören uns nicht! Ich will nur erst hinüber und Hut und Mantel ablegen, es mir bequem machen, dann bin ich auch wieder hier. Unterhalten Sie meinen Mann bis dahin. Wie sind nun nicht mehr zu zweien, wir sind zu dreien jetzt; daran müssen Sie sich gewöhnen."

Hinaus war sie. Mit scheuem Blick streifte Dita den Zurückbleibenden, der sah ganz unbewegt aus.

„Recht erheiternd, meine liebe Frau!" sagte er nach einer kleinen Pause.

„Sie war überrascht — erschrocken —" stammelte Dita entschuldigend, die im Innern Stefanie ihren Mangel an Selbstbeherrschung sehr übel nahm.

Er blickte auf, starr in ihre Augen hinein.

„War es für Sie das erste Mal?" fragte er gleichmütig.

Dita schwieg. Wie oft hatten sich auch gegen sie unmotivierte Gereiztheiten gerichtet, sobald Stefanie übler Laune war. Schweigend war sie darüber hinweggegangen, hatte ihre Empfindlichkeit bezwungen, aber die Erinnerung daran trieb sie auf Seiten des Mannes.

Er lachte kurz auf:

„Das Gewitter verzieht sich wieder."

Es hatte sich schon verzogen als Stefanie zurückkam. Sie ging auf ihren Mann zu:

„Nun, Theo, sollst Du Deinen Begrüßungskuß haben."

Aber er drückte nur flüchtig seine Lippen auf ihren Arm, und Dita wünschte sich weit, weit fort, ohne doch einen Vorwand zu finden, denn augenscheinlich sehnten sich beide Gatten durchaus nicht nach einem Alleinsein.

Erst am Abend, als sie ihr gemeinsames Schlafzimmer betraten, warf sich Stefanie auf die Chaiselongue, und ihren Gatten mit großen Augen anblickend, fragte sie:

„Nun?"

„Es ist alles ganz gut gegangen. Der Herzog war zufrieden."

„Bringst Du Geld mit?"

„Geld allerdings, aber lange nicht so viel wie Du vielleicht glaubst."

„Natürlich nicht," rief sie, zornig auf den Tisch trommelnd, „Deine Diners, Soupers und sonstigen Vergnügungen — ich begreife das ja. Nur unbequem, daß Du hier eine Frau sitzen hast, die auch leben will, die den Haushalt erhalten soll . . . Wovon? Willst Du mir sagen wovon? Der kleine Rest, den Du mir hierließest, ist längst verbraucht — ohne einen Pfennig war ich die letzte Zeit! Sorgenvoll, verzweifelt! Meine Schmucksachen habe ich ins Pfandhaus geschickt — aber Du — Du fragtest natürlich nicht danach, wenn Du Dich nur amüsiert hast."

„Erlaube," unterbrach er sie gleichgültig, „wenn sich das alles so verhält, warum lieheſt Du nicht von Cedrik — von Deiner Freundin — das kann doch jedem passieren."

„Um Dich als Bürgen hinzustellen, nicht wahr?" fragte sie verächtlich. „Andere trauen Dir vielleicht noch — ich nicht mehr, ich weiß, wie Du nur an Dich denkst, nur für Dich hast . . . Ich wußte Deine Antwort auf meine Bitte um Geld im voraus."

„Du bildest Dir immer ein, ich brächte die Schätze Golkondas mit nach Hause," antwortete er nun auch gereizt. „Was für Unkosten ich zu tragen habe, veranschlagst Du nicht. Unsere ganze Existenz ist eine thönerne, das wissen wir beide zur Genüge, wozu also diese Vorwürfe. Richte den Haushalt kleiner ein, spare, wenn es nicht anders geht, ich kann nicht helfen."

„Ich — ich! Immer nur ich! Warum soll nur ich mich einschränken, nicht auch Du?" fragte sie gehässig. „Du kannst das in größerem Maße, aber das beliebt Dir nicht, das hieße ja Deine Vergnügungen opfern."

Er pfiff ein paar Takte. „Langweile mich nicht, Kind, das verstehst Du nicht," sagte er

Digitized by Google

endlich von oben herab. „Hat Dir Cedrik nicht ausgeholfen?“

„Jawohl, ich habe von ihm geborgt,“ stieß sie empört heraus und ballte die Fäuste. „Aber Du wirst ihm das wiedergeben — ich verlange es.“

„Wie viel?“

„Tausend Mark. Du giebst es ihm wieder, Theo,“ drängte sie.

„Einstweilen ist Cedrik noch in meiner Schuld, ich habe ihm ein Pferd gekauft.“

„Das weiß ich. Was gabst Du?“

„Neuntausend Mark. Der Gaul ist unter Brüdern mehr wert, es war ein sehr guter Kauf. Die Farbe, den Bau, die Gangart solltest Du sehen! Echtes Halbblut.“ Er war ordentlich warm geworden, zum ersten Mal heute abend.

„Dann ist er Dir nur noch achttausend schuldig. Ich werde es ihm sagen.“

„Kind, in unsere Geldangelegenheit mische Dich nicht, sei so gut. Das ist Männersache. Ich kümmere mich ja auch nicht um die Deinen.“

„Aber Theo — Du sollst Cedrik nicht ruinieren — das — wäre — gemein,“ sagte sie langsam mit tiefen Atemzügen. „Er vertraut Dir — er hat Dich gern . . .“

Brynken lachte kurz auf. „Ich glaube, Du hast das Fieber, Stefanie.“

„Theo! Ich kenne Dich!“ beschwor sie ihn. „Und sieh — Hans Henning war hier — und ich müßte mich schämen — schämen, wenn er mit seiner Furcht recht behielte . . .“

Er löste vor dem Spiegel Kragen und Krawatte, drehte sich jetzt um und sah sie an.

„Der alte Philister! Was hat der bei uns noch zu suchen! Dir aber, Stefanie — damit Du doch ganz genau weißt, wie weit meine Gläubigkeit geht, will ich nur sagen, ich verstehe die Beweggründe, die Dich für Cedrik bitten heißen, recht gut. Du bist verliebt in ihn. Mon Dieu, es ist nicht der erste und wird nicht der letzte sein.“

„Und Du denkst das und tötest mich nicht?“ schrie sie empört auf.

„Liebes Kind, der Luxus der Eifersüchteleien ist in unseren Verhältnissen unerschwinglich, das weißt Du so gut wie ich, darum sind auch alle Deine Deklamationen lächerlich. Im übrigen beruhige Dich, ich *habe* Cedrik nicht angeborgt so lange wir uns kennen, und ich *werde* ihn nicht anborgen, das überlasse ich Dir.“

Sie preßte die Zähne zusammen.

„Mein Gott,“ rief sie wild, „Du bist ein Teufel! Sein und mein Verderben!“

„Nein, nur ein armer Mann mit den Neigungen und Gewohnheiten eines Kavaliers und einer leichtfertigen Frau. Da mir dieses Kleeblatt einmal anhängt, muß ich sorgen, es zu befriedigen. Dennoch kann ich mit Stolz sagen, ich bin in meinen Mitteln wählerisch, alles Niedrige, Gemeine ist mir in der Seele verhaßt. Gehört Spiel und Sport etwa nicht zu den nobelsten Passionen?“

Sie antwortete nicht. Ihre dunklen Augen starrten ausdruckslos ins Leere. Was sollte sie ihm noch weiter sagen? Er war ein rocher de bronze, ein gemüt- und gefühlloser Mensch, auf den nichts Einfluß hatte, außer seine Passionen. Seine Stimme weckte sie aus ihrer momentanen Apathie.

„Wer ist Dita Krüger? Hast Du etwas mit ihr vor? Wie in aller Welt kommst Du dazu, Dir einen Gast einzuladen, wenn Deine Mittel derartig sind wie Du mir vorhin vorlamentiertest.“

„Sie ist nicht mein Gast, sie ist meine Pensionärin,“ antwortete sie scharf. „Aus Ditas Portemonnaie geht unser ganzer Haushalt.“

„Sapristi! Desto besser. Dann sind wir ihr also alle möglichen Rücksichten schuldig. Meine Frau ist doch ein kluges Weib, das sicher auch einen weiteren Plan mit ihr hat.“

„Ja, das hat sie!“ stieß sie hart heraus. „Wenn es mir gelingt, Dita zu einer Heirat mit ihrem Vetter zu überreden, hat sich derselbe zu einer Zahlung von zwanzigtausend Mark verpflichtet.“

„Und wäre es ein anderer, gäbe er vielleicht mehr,“ sagte er mit einem langen Pfiff.

Sie fuhr auf.

„Du denkst an Cedrik!“

„Und wenn schon?“

„Nein, höre, das darf nie geschehen.“ Sie packte seinen Arm und sah ihm zornig in das Gesicht. „Die Antlaus bleiben aus diesem Handel heraus. Oder willst Du Dich etwa von ihnen bezahlen lassen? Zu einem schönen Dank ist die Sache aber doch zu lukrativ, nicht wahr, das siehst Du ein?“ Sie atmete kurz und hastig vor unterdrückter Erregung. „Wenn wir auch durch unsere Mittellosigkeit gezwungen sind mit den Thatsachen zu rechnen, so brauchen wir uns doch nicht mehr zu degradieren als notwendig. Wenigstens vor den Antlaus nicht.“

„Du hast recht,“ sagte er nach kurzem Besinnen, „diesmal völlig recht.“

Er nahm sie in den Arm und küßte sie. Sie widerstrebte nicht, aber ein furchtbarer Ekel vor dem Dasein, dem Weiterleben überkam sie unter seinen Zärtlichkeiten.

Oft hatte sie dem Ähnliches empfunden; so gewaltig wie heute nie. War sie empfänglicher geworden durch die reine Atmosphäre, die Dita unbewußt um sich verbreitete, war es etwas anderes, das sie quälte? Sie kam sich vor wie eine Schale, in die man mit beiden Händen Schlamm geschöpft hatte, ohne ihr die Erinnerung nehmen zu können, daß sie einstmals rein gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

# Haus Dodendorf.

. Roman

von

**A. Marby.**

(Fortsetzung.)

Es war am achten September, in meinem jämmerlich verfehlten Dasein der unglücklichste Tag! Und er begann so ungetrübt schön, so wonnevoll; kein böses Omen ließ am Morgen sein schauriges Ende ahnen! Wir fuhren am frühen Vormittag in die Stadt: Lies, ich und unser Jüngster! Pauline blieb eines leichten Unwohlseins wegen zu Hause. Unaufschiebbare Wirtschaftseinkäufe, welche meine umsichtige Hausfrau am liebsten persönlich besorgte, nötigten die zärtliche Mutter, ihr leidendes Kind für einige Stunden der alleinigen Obhut Miß Lizzies zu überlassen.

Der köstliche Herbstmorgen versetzte uns in eine behagliche Stimmung. Die beiden flotten Traber flogen mit dem leichten Gig förmlich dahin; unser lebhafter Junge, entzückten Blicks umherschauend, ergötzte uns durch sein frohes Geplauder, seine oft überraschend tiefsinnigen Fragen! Lies hatte ihren Hut abgenommen, ihr Kopf lehnte sanft gegen meine Schulter, ein leiser Wind spielte kosend mit den wie gesponnenes Gold schimmernden blonden Stirnlöckchen, die frische Luft überhauchte ihre blassen Wangen mit zarter Röte! Wie schön sie noch war, wie jugendlich lieblich, meine Lies, mein Weib, das ich noch mit der ganzen heißen Zärtlichkeit des Jünglings liebte! In ihren Blicken, ihrem Lächeln las ich die Erwiderung meiner mich übermächtig durchströmenden Empfindungen, ich bin überzeugt, in jener gesegneten Stunde fühlten wir uns beide vollkommen glücklich.

In der Stadt angelangt, mußten Lies und ich — Karl blieb bei der Mama — uns trennen, jedes ging seinen Geschäften nach, doch pünktlich, wie verabredet, trafen wir zur festgesetzten Zeit im Gasthofe wieder zusammen, nahmen ein leichtes Mahl ein und begaben uns dann auf den Rückweg.

Vor einer Farm — kaum vier englische Meilen von unserem Heim gelegen — hielt ich an — hatte dort einen lahmen Gaul in Kur! Die ganze Farmerfamilie mit zahlreich anwesenden Gästen — wie uns sofort verkündet wurde, fand die Verlobungsfeier der ältesten Tochter an dem Tage statt — eilte zur Begrüßung herbei; auch Elise und Karl mußten absteigen, jubelnd führte man uns ins Haus und an die reichbesetzte Festtafel. Meiner Frau sah ich es an: sie folgte ungern, aber die herzliche Einladung ließ sich nicht ablehnen, man hätte es als eine schwere Beleidigung aufgefaßt, und doch — doch bereue ich nun bitter, so lange ich noch lebe, daß ich der stummen Bitte meiner Lies kein Gehör geschenkt! Das Allerfurchtbarste wäre nicht geschehen! Mußte es so kommen? frage ich verzweifelt.

Während die weiblichen Gäste an einer Unzahl von rasch aufeinanderfolgenden süßen Speisen, wie es hier zu Lande Sitte ist, sich gütlich thaten, nahm der Wirt die Herren, mit Ausnahme seines Schwiegersohnes und noch drei oder vier junger Männer, welche die Gesellschaft der Damen vorzogen, mit in seine Stube, wo er einen Vorrat von geistigen Getränken aufgestapelt hatte.

Die Augen der Männer, durchweg deutsche Ansiedler, abhold dem Temperenzlerwesen, leuchteten auf, wieder und wieder machte der gefüllte Becher die Runde, bald griff eine erhöhte Heiterkeit Platz; die Stunden vergingen wie im Fluge; unser Lachen und Singen drang gewiß durchs ganze Haus, es mag sich wohl beängstigend auf Elisens Herz gelegt haben. Schon ein paarmal hatte sie mich an die Weiterfahrt mahnen lassen, doch die stämmigen Arme meiner Nachbarn — aus der Niederlausitz stammende Bauern, mithin meine speziellen Landsleute — hielten mich mit Gewalt fest — ich ließ mir wohl auch den Zwang nicht ungern gefallen. Schließlich erschien Elise selbst, es kostete sie sicher Überwindung.

„Lieber Mann," sagte sie freundlich, „wir müssen aufbrechen, es dunkelt bereits. Laß uns daran denken, daß unser langes Ausbleiben Miß Lizzie und Pauline in Unruhe versetzt."

Ich erhob mich sofort, denn obgleich die geliebte Frau bei ihren Worten mich anzulächeln versuchte, verstand ich nichtsdestoweniger ihren traurigen, vorwurfsvollen Blick, der zu sagen schien: „So hältst Du Dein Wort? Wieder hast Du mehr getrunken, als Dir gut ist."

Ja, ich hatte der Flasche tüchtig zugesprochen, aber schwer berauscht war ich nicht, ich schwör's bei dem Allwissenden! Um Lies davon zu überzeugen, versetzte ich prahlend: „Was gilt's? Wir sind in einer halben Stunde zu Haus! Ich fahre den nächsten Weg —"

„Nein, bitte, nicht durch die Schlucht, Oskar," fiel sie mir erregt ins Wort, „in der Dunkelheit ist das ein gefährlicher Weg!"

„Pah!" lachte ich, „ängstige Dich nicht, liebes Herz! Ich kenne dort jeden Stein!" Sie erwiderte nichts, schweigend fuhren wir weiter, denn auch der frohe Plaudermund unseres Kindes war verstummt! Müde vom Umhertollen schlief Karl schon nach wenigen Minuten auf Mamas Schoß fest ein.

Eine kurze Strecke war zurückgelegt. Im Begriff, in die Schlucht einzulenken, legte sich plötzlich Elisens Hand auf die meine.

„Nicht dort," bat sie mit leicht zitternder Stimme, „mir zuliebe, Oskar, nicht da hinein! Sind wir

Digitized by Google

so lange geblieben, kommt's auf eine weitere Viertelstunde nicht an."

„Nun will ich's aber so," wehrte ich Lies halb lachend, halb ärgerlich ab. „Deine Furcht ist kindisch! Ich bin ja doch nicht betrunken, liebe Frau!"

Mit diesen Worten bog ich in den Hohlweg ein, die Pferde kannten ihn genau, angefeuert durch einen leichten Peitschenschlag jagten sie in rasendem Laufe dahin. Machte es die tolle Fahrt? Die in der engen Schlucht herrschende drückend schwüle Luft? Nachdem ich eben dreist behauptet: ich bin nicht berauscht! verspürte ich plötzlich die Wirkung des genossenen Weines. Mich ergriff ein Schwindel, kaum vermochte ich mich aufrecht zu erhalten, mit gewaltsamer Anstrengung gab ich acht, daß die Zügel nicht meinen zitternden Händen entglitten — da — Gott sei Dank! waren wir ja am Ende des Hohlweges. Schon grüßten uns aus geringer Entfernung die oberen, erleuchteten Fenster unserer Farm — ob ich nun, aufatmend im Gefühl der nahen Sicherheit, unbewußt die Leine fahren ließ, oder schwankte ich haltlos auf meinem Sitz? Ich weiß mich nicht zu erinnern — wie aus weiter Ferne hörte ich meine Lies angstvoll rufen: „Um Gott, Oskar, gieb mir die Zügel!" Sie faßte danach — zu spät! Ein plötzlicher, heftiger Stoß — ein lautes Krachen — dann wurde es Nacht um mich.

Ein paar von meinen Leuten, welche, ihr Abendpfeifchen schmauchend, vor dem Hofthor saßen, vernahmen einen gellenden, kurzen Hilfeschrei, unverweilt eilten sie dem Schalle nach, zur Unglücksstätte — fanden zuerst mich, eine Strecke vorweg geschleudert, besinnungslos. — Von dem entsetzensvollen Anblick, der sich ihnen dann unter den Trümmern des umgestürzten Wagens darbot, können sie noch heut' nicht ohne Weinen erzählen! Noch vom Mutterarm umschlungen, aus dem die Männer ihn lösen mußten, ein Lächeln um den Mund, womit er eingeschlafen war, zogen sie zunächst des Hauses kleinen Liebling, unsern herzigen Jungen, hervor — sein Hirnschädel war zerschmettert. Auf demselben großen Feldstein, wo des Kindes Kopf aufgeschlagen war, ruhte auch der Mutter blondes Haupt. Man hielt sie nur für ohnmächtig. Selbst als man sie sanft aufrichtete und bei näherer Besichtigung in der linken Schläfe eine tiefe Wunde entdeckte, aus der ein paar Blutstropfen sickerten, glaubte man nicht an eine tödliche Verletzung. Nur ich — ich — aus meiner Betäubung erwachend — erkannte nach dem ersten Blick in das wachsbleiche, wie im Schreck erstarrte Gesicht, die grausige Wahrheit! Ich raffe mich auf — wanke hin zu ihr — bette ihr geliebtes Haupt an meine Brust. Der einzige Jammerschrei, der sich mir entringt, durchbricht die Schleier des Todes, welche bereits ihre Sinne zu umhüllen beginnen. Sie atmet wieder — lebt! Schlägt die Augenlider auf — schaut zu mir empor mit bewußtem Blick, lächelt mich an — flüstert meinen Namen — —

Heute vor vierzehn Tagen schrieb ich das letzte Wort. Ein neuer Fieberanfall nahm mir die Feder aus der Hand. Endlich fühle ich mich wieder stark genug, diesen Brief zu beenden — aber erlaß mir, zu schildern, was ich gesagt, gethan, wie ich die nächsten Stunden und Tage verbracht habe seit dem Augenblick, wo das Leben meines Lebens, mein Glück, mein guter Engel, mit Worten der Liebe, der Verzeihung auf den erblassenden Lippen, mich für immer verließ. — Als wir mein Weib und meinen Sohn — den letzten Erben der Dodendorfs — in die Erde gesenkt hatten, brach ich am offenen Grabe zusammen. — Ein Gehirnfieber hielt mich lange gefesselt. In wilden Phantasien wütete ich gegen mich und mein Schicksal, klagte — und klage noch jetzt die Gottheit an, warum nicht mein Körper in Atome zerschellte? Weshalb mußten meine Engelslies und das unschuldige, holde Kind meinem Leichtsinn und Eigenwillen zum Opfer fallen! Wie kann ich denn weiter leben mit der erdrückenden Last von Selbstvorwürfen auf der Seele?

Ich war entschlossen, meine Tochter nach Deutschland zu meinen alten Eltern zu schicken, aber sie will mich nicht verlassen. Die einsame Farm ist jedoch kein geeigneter Aufenthalt für das arme junge Ding! Da hat nun Miß Lizzie, welche binnen kurzem sich mit einem hochgeachteten evangelischen Geistlichen in Indianopolis zu vermählen gedenkt, sich erboten, die ihrem Herzen teure mutterlose Waise in ihr Haus zu nehmen, ein Vorschlag, auf den ich dankbar eingehe, auch Pauline weiß nichts dagegen einzuwenden. Wir bleiben uns nahe, können einander sehen, so oft das Herz danach verlangt. Freilich, so wie jetzt, zu jeder Stunde, ist's unmöglich! In mancher Nacht, wenn mein Töchterchen in friedlichem Schlummer liegt, schleiche ich mich an ihr Lager, versenke mich in ihre lieblichen Gesichtszüge, streife mit meinen Lippen ihr seidenweiches, blondes Haar und flehe in inbrünstigem Gebet zum Allerbarmer um ein volles Menschenglück für das junge, süße Geschöpf! Daß doch der Ewige meine Bitten erhören möchte! Das finstere Verhängnis, das über unserm Hause schwebt, hat der kostbaren Opfer wahrlich genug gefordert und könnte sich endlich zufrieden geben!

Da hörst Du den jämmerlichen Schwächling, der aufs geduldige Fatum die eigene Schuld abzuwälzen versucht — vergebens — vergebens! Deutlich, lebendig blickt sie mir entgegen aus Paulinens traurig fragenden, großen Augen — es sind die Augen ihrer Mutter. Ich glaube in ihrer seelenvollen Tiefe eine vorwurfsvolle Klage zu lesen. Von Verzweiflung gepackt, von Grauen geschüttelt, fliehe ich in solchem Moment die Nähe meines unschuldigen, armen Kindes! Gott helfe ihm und mir! Dein unglücklicher Vetter O. Dodendorf."

Die herzerschütternde Beichte wandelte Major von Rabenaus Zorn, Groll und Verachtung in unendliches Mitleid für den wahrhaft beklagenswerten Dodendorf, dem die eigene Seele die schärfsten Vorwürfe und Anklagen entgegenschleuderte. Nicht in noch tiefere Verzweiflung wollte er ihn stürzen durch einen verdammenden Urteilsspruch, sondern den Gebeugten aufrichten durch ernste, aber milde Trostesworte, ihn ermahnen und beschwören bei dem Andenken an den heimgegangenen Engel, sich aufzuraffen um seiner Tochter willen! Ihretwegen mußte er leben und — kämpfen, kämpfen mit aller Kraft gegen eine

Digitized by Google

neue Versuchung des fürchterlichen Dämons, dessen betäubendes Gift für ihn zum Fluche geworden war.

Auf Rabenaus Brief, im Sinne der entschlafenen stillen Dulderin verfaßt, erfolgte keine Antwort. Ohne die kurzen Berichte, welche Tante Paula aus Schloß Dodendorf über das Ergehen ihres Sohnes und ihrer Enkelin von Zeit zu Zeit dem Major zugehen ließ, wäre er ohne jegliche Kunde von seinem Vetter geblieben; auch dessen Eltern beklagten sich über die seltenen spärlichen Mitteilungen aus Amerika. Ob wohl Frau Reinke Näheres wußte?

Während seines nächsten Aufenthaltes in Berlin, Herr von Rabenau verlebte alljährlich ein paar Wintermonate in der Kaiser-Residenz, begab er sich zu der Hospitalitin.

Die alte Frau fühlte sich durch den vornehmen Besuch sichtlich geehrt und erfreut; doch die nach den ersten Worten hastig hervorgestoßene Frage: „Der Herr Major bringen mir gewiß Nachricht von meiner Tochter? Sie ließ mich diesmal recht lange auf einen Brief warten," belehrten den bestürzten Major, daß sie sich noch in voller Unkenntnis über Elisens Tod befand. Nun trat an ihn die Aufgabe heran, der armen Mutter die traurige Mitteilung zu machen. In so schonender Weise dies auch geschah, doch geriet Frau Reinke außer sich. Ihr solchen Fall zu verschweigen! Aber freilich, sie war ja nur 'ne arme Schlossergesellenwitwe, der man keine Rücksicht schuldig zu sein glaubte; solche Nichtachtung von ihrem Schwiegersohne hätte sie jedoch nicht verdient. Nun würde er sich wohl überhaupt nicht mehr um sie kümmern, was sollte dann aus ihr werden?

Aus den heftigen Lamentationen hörte Major von Rabenau heraus, daß sie mehr dem Gefühl einer unverdienten Kränkung und der Sorge: was nun, wenn die gewohnte Unterstützung ausblieb, aus Frau Reinke werden solle, entsprangen, als dem Schmerz über den Tod ihrer Tochter.

Den feinfühlenden Mann berührte es überaus peinlich, doch sein ihm angeborener Edelmut und inniges Mitleid halfen ihm den aufsteigenden Unwillen gegen die arme, durch viele trübe Lebenserfahrungen verbitterte Frau schnell besiegen! Er ließ sie ungestört sich aussprechen und ausweinen, redete ihr danach begütigend zu, sprach zu Oskar Dodendorfs Entschuldigung die Vermutung aus: der Brief mit der Trauerkunde könne verloren gegangen sein.

„Grämen Sie sich nicht über Ihre Zukunft, Frau Reinke," fügte Rabenau hinzu. „Sie ist gesichert, so lange Sie leben. Haben Sie besondere Wünsche, wenden Sie sich ohne Bedenken an mich. Von meinem Vetter Dodendorf bin ich beauftragt, für Ihre sämtlichen Bedürfnisse zu sorgen."

Seine fromme Notlüge illustrierte der Major aufs beste durch eine bedeutende Summe, welche er sofort der Mutter seines verklärten Ideals übergab. Beides, Geld und die tröstlichen Versicherungen, wirkten sichtlich beruhigend auf die alte Frau. Erst nach Stunden, als sie, längst wieder allein, über alles Vernommene nachdachte, brach der Schmerz über den Verlust ihrer jüngsten und letzten Tochter, die ihr stets ein gutes Kind gewesen, in einer heißen Thränenflut sich Bahn!

Frau Reinkes letzte Tochter? Weilte denn auch die schöne Franziska nicht mehr unter den Lebenden? Was war aus der vielumhuldigten Choristin geworden?

Eine — Verlorene!

Sie hatte oft über ihre vornehmen Verehrer triumphiert, lange allen schmeichlerischen Einflüsterungen und Versuchungen widerstanden, bis schließlich doch die Gier nach verbotenen Genüssen über ihre Ehrbegriffe siegte.

Ein Opfer ihrer Lebenslust, Gefallsucht und Eitelkeit bezog Franziska nach wiederholten schrecklichen Auftritten mit ihrer ehrlichen, braven Mutter eine aufs eleganteste eingerichtete Bel-Etage in der Friedrichstraße, galt während einiger Jahre für die erklärte Geliebte eines Prinzen; wurde, als der hohe Herr ihrer überdrüssig, das bewunderte Modell eines berühmten Künstlers, sank dann allmählich von Stufe zu Stufe, wurde zuletzt Tingeltangel-Sängerin in einem verrufenen Lokale und verschwand dann eines Tages für immer aus der Residenz.

Wo die schöne Franziska geblieben? Ob verdorben — gestorben? Gott allein weiß es! Niemand von ihren Berliner Bekannten erblickte die Verschollene jemals wieder.

## III.

Die Sonne war eben am Horizont verschwunden, der Abendhimmel glich einem Flammenmeere, aus welchem sich rosige Strahlen übers lichtblaue Firmament ergossen und mit purpurnem Schimmer die höchsten Spitzen der im ersten Frühlingsgrün prangenden Bäume in den öffentlichen Parkanlagen, welche von einem länglichen Häuserviereck umrahmt wurden, überwoben.

In einem der stattlichen Gebäude hatten nun seit Jahr und Tag Joachim von Arnsfeld und Baronesse Renata die linksseitige hübsche, geräumige Parterrewohnung inne, die kleinere, von der Eingangsthür rechts gelegene Hälfte, bewohnte Doktor Levin.

Damals, nach dem zuerst unfaßbaren Verlust seiner Braut, wo er jede Stunde seines Daseins als eine Qual empfand, hielt allein Tante Renatas und Doktor Levins tröstender Zuspruch Joachim aufrecht und bewahrte ihn vor einer Verzweiflungsthat. In jenen leidvollen Tagen lernte er die stille Seelengröße der beiden verehrten Menschen, die ja mit ihm trauerten, erst vollständig würdigen. Tiefsinnige Gespräche über Tod und Unsterblichkeit, der ernste Hinweis auf die edlen Ziele und Zwecke des Lebenden, welche nicht der Befriedigung des eigenen Ich, sondern der ganzen Menschheit zum Wohle und Nutzen dienen sollten, erhoben Achim über sich selbst, lehrten ihn den Segen der Arbeit kennen. Seine Studien wurden sein Trost! Im Verein mit der Wohlthäterin Zeit träufelte die Doppelwunderkraft neuen Lebensmut in seine wunde Seele, öffnete sie allmählich neuen Eindrücken, machte sie stark, in den Kampf mit den Anforderungen

Digitized by Google

des Lebens einzutreten. Die ernsten Zeitereignisse trugen das ihrige dazu bei, Arnsfelds Hang zur Gefühlsschwärmerei unmerklich zu beseitigen; der große deutsch-französische Krieg, an welchem er mit voller Hingabe sich beteiligte, streifte die letzte Spur des träumerisch Jünglingshaften von ihm ab; zum selbstbewußten Manne gereift, kehrte er aus dem Feldzuge zurück.

Nach kurzer Rast war er dann im Interesse seiner Studien auf Reisen gegangen, hatte viele in- und ausländische Kliniken und Krankenhäuser eingehend kennen gelernt, übte auch da und dort in besonders rühmlich bekannten Anstalten auf längere oder kürzere Zeit Assistentendienste, seine praktischen Kenntnisse zu vermehren.

Tante Renatas dringend geäußerter Wunsch führte Joachim endlich wieder zurück in die Heimat. Hier gelang es ihm verhältnismäßig leicht, sich eine sichere Existenz zu gründen. Er hatte als Psychiater bei den ersten Vertretern der medizinischen Wissenschaft sich bereits einen Namen erworben, so daß Professor L . . . ., der leitende Direktor jener Nervenheilanstalt, in welcher Frau Melanie ihr Asyl gefunden, seinem jungen Kollegen ohne Bedenken die Stellung als Hilfsarzt anvertraute. Außerdem übergab ihm Doktor Levin — sein nun achtzigjähriger väterlicher Freund begann allmählich müde zu werden — einen großen Teil seiner ausgedehnten Praxis.

Zu seiner Freude kam man Achim überall vertrauensvoll entgegen; ihm unbewußt wirkte auf jeden Hilfeheischenden der Zauber seiner gewinnenden Persönlichkeit. In Haltung und Bewegungen der kräftigen, schlanken Gestalt lag etwas Imponierendes, wahrhaft Vornehmes; sein Wesen und Benehmen war höflich, rücksichtsvoll, gütig, aber auch, wenn es darauf ankam, von energischer Bestimmtheit. Der weiche Klang seiner tiefen Stimme hatte etwas Herzbestrickendes; der ruhige, kluge, feste Blick der tiefblauen, wunderbar leuchtenden Augen schien jeglichem Übel bis auf den Grund schauen zu können — es war unmöglich, an dem pathologischen Scharfblick des jungen Arztes zu zweifeln.

Wohl hätte Achim von Arnsfeld mit dem, was er durch Jahre angestrengter Arbeit bisher erreicht, zufrieden sein können — er war es nicht! Ihm gewährte es kein Genüge, den Sitz eines Krankheitskeims im menschlichen Organismus zu erforschen; Heilung, Rettung bringen, womöglich durch vorbeugende Mittel den Ausbruch tödlicher Krankheiten zu verhindern, den klaren Verstand vor Umnachtung zu bewahren, oder mindestens daraus zu befreien, erschien ihm als die einzig würdige Aufgabe der ärztlichen Kunst und Wissenschaft. Seine ganze Kraft setzte er dafür ein. — So beschloß er denn, auf Tannenhof, seiner von Onkel Albrecht hinterlassenen Scholle, mit Hilfe des Doktor Levin eine Heilanstalt für Nervenkranke einzurichten. Er hatte das Grundstück trotz seiner Vernachlässigung für ganz geeignet gefunden und Doktor Levin war gern auf seine Pläne eingegangen.

---

## IV.

In Southampton nahm der Dampfer neue Passagiere an Bord. Er hatte die Fahrt von New-York bis zur englischen Küste, durch eine beständige frische Brise begünstigt, ungemein rasch zurückgelegt; Himmel und Windrichtung ließen hoffen, daß der Adler, eines der besten Schiffe des Norddeutschen Lloyd, auch glücklich sein Endziel Bremerhaven erreichen werde.

Zwar ging kurz vor dem Auslaufen aus dem geschützten englischen Hafen von der Seewarte eine Sturmwarnung ein, doch da kein irgendwie bedrohliches Anzeichen einen gefährlichen Wetterumschwung als nahebevorstehend befürchten ließ, so wurde nach ernster Beratung zwischen dem Kapitän und seinen Offizieren einstimmig beschlossen, die kostbar bemessene Zeit nicht in ängstlichem Abwarten zu vertrödeln. Bevor der angemeldete Sturm ausbrach, gewann man jedenfalls die hohe See, damit verringerte sich die Gefahr; im übrigen durfte der Adler auf sein oft bewährtes gutes Glück vertrauen.

Den ganzen Tag blieb das Wetter schön; ungefährdet passierte der Dampfer den Kanal und schaukelte nun auf den Wogen der Nordsee sicher und stolz dahin.

„Für diesen Tag der letzte Rundgang beendet, Herr Kollege?“ fragte ein junger, hochgewachsener Mann den korpulenten Schiffsarzt, der eben die aus den unteren Regionen emporführende Treppe erstiegen und nun stöhnend und pustend das Verdeck betrat.

„Uff!! Will's hoffen.“ Tief Atem holend zog der mittelalterliche Herr seinen Foulard und trocknete die Schweißperlen von seinem dunkelgeröteten Antlitz. „Obgleich sich jetzt melden läßt: An Bord alles ziemlich wohl, ist bei Herrn Äolus bekanntem Wankelmut keineswegs ausgeschlossen, daß die Situation sich plötzlich ändert.“

„Bester Doktor, malen Sie den Teufel nicht an die Wand!“ ließ der auf Wache befindliche junge Offizier, welcher die Worte gehört, sich vernehmen.

Der erste Sprecher wandte lebhaft den Kopf.

„Der heutige köstliche Abend, der strahlend heitere Himmel, die ruhige Luft,“ sagte er lächelnd, „rechtfertigen Ihren Kassandraruf, Herr Lieutenant, hoffentlich nicht, oder,“ fügte er auf die achselzuckende Bewegung des Offiziers forschend hinzu, „sollte Ihr geübter Seemannsblick ein irgendwie verdächtiges, dem Laien noch verborgenes Anzeichen entdeckt haben?“

„So ist es in der That, Herr von Arnsfeld!“ nickte der Offizier. „Die Herren sehen doch wohl auch am Horizont,“ er deutete mit der ausgestreckten Hand gen Nordwest, „eine kleine blaßgraue Wolke? Sie bringt uns Sturm! Daß ich mich nicht täusche, mag Ihnen die unverwandte Aufmerksamkeit beweisen, mit welcher der Kapitän das aufsteigende Gewölk beobachtet.“

„Sollte wirklich in diesem leichten Dunstgebilde sich Unheil bergen?“ Es klang ein leiser Zweifel aus Arnsfelds Frage.



Digitized by Google

„Verfolgen Sie es gefälligst eine Weile, womöglich mit Ihrem Taschenfernrohr, Sie werden staunen, wie schnell es sich verdichtet und wächst."

„Mithin dürfte bald der wilde Sturm und Wogentanz losgehen?"

„Wage ich nicht zu behaupten, zuweilen verhält sich der Ausbruch bis zum Morgen!"

„Hätten dann wenigstens eine ruhige Nacht zu erwarten," brummte der Schiffsarzt.

„Wäre zu wünschen, aber ich fürchte, bester Doktor, ich fürchte, schon nach einigen Stunden erhalten Sie mehr zu thun, als Ihnen lieb ist," sagte der junge Seeoffizier mit liebenswürdigem Lächeln, das nicht ganz frei von ein wenig Sarkasmus. Er grüßte verbindlich und begab sich rasch auf die Kommandobrücke zum Kapitän, mit dem er sofort in ein angelegentliches, doch in gedämpftem Tone geführtes Gespräch geriet.

Noch herrschte völlige Windstille, die Luft war drückend schwül, aber schnell zog das Gewitter herauf, und plötzlich, wie auf ein geheimnisvolles Signal, brach es los! Ein gewaltiges Zucken schien das leise atmende Meer zu durchlaufen, es teilte dem ganzen Schiffskörper sich mit; wie ein sich aufbäumendes Ungeheuer, das seiner Kraft sich bewußt, nahm der Adler den Kampf auf mit der unsanft aus ihrem Schlummer gerüttelten See!

Nun dachte Doktor von Arnsfeld erst recht nicht daran, das Deck zu verlassen. Von den übrigen Kajütenpassagieren zeigte sich auch dieser und jener, von Besorgnis getrieben, doch nachdem sie vom Kapitän die beruhigendsten Versicherungen empfangen, suchten sie alle schleunigst die schützenden Kabinen oder die Salons wieder auf, bis auf eine weibliche Gestalt, die, gleich Achim, dem Unwetter ruhig Trotz bot. Sie stand nicht weit von jenem. Ein fest anschließender, wasserdichter Mantel hüllte sie ein vom Scheitel bis zur Sohle, die Kapotte hatte sie tief in die Stirn gezogen, aber, so dicht sie das Gesicht umrahmte, in der blendenden Lichtfülle der jetzt unaufhörlich herniederzuckenden Blitze ließ sich doch erkennen, daß es ein junges, reizendes Antlitz mit einem leuchtenden Augenpaar war, das furchtlos in den Kampf der aufrührerischen Elementargewalten blickte.

Achim hatte die Dame bisher noch nicht unter den Mitreisenden gesehen; die sorglose, ruhige Unbekümmertheit, mit welcher sie sich Sturm und Regen aussetzte, erregte seine Verwunderung, unwillkürlich streiften seine Augen wiederholt die mutige Unbekannte. Plötzlich sah er sie vor einem heftigen Sturm- und Wogenanprall — eine starke Spritzwelle überschüttete die schlanke Gestalt mit Schaumperlen — ein paar Schritte zurückweichen und schwankend nach einer Stütze fassen.

Arnsfeld eilte hinzu, blieb jedoch auf halbem Wege stehen, denn schon kam ein in der Nähe beschäftigter älterer Seeoffizier der Dame zu Hilfe.

Er redete eifrig auf sie ein; obgleich sie anfänglich abwehrend den Kopf bewegte, gab sie schließlich nach, nahm den ihr gebotenen Arm und ließ sich die Treppe hinabgeleiten. Eines der hastig gewechselten Worte zu verstehen, war für Arnsfeld unmöglich gewesen, der rollende Donner, die brüllende See, das Stampfen und Arbeiten des Adler mischte sich zu einem infernalischen Konzert, das den Laut der Menschenstimme verschlang für ganz kurze Entfernung; der Schiffskommandeur, welcher seinen Posten nicht für einen Augenblick verließ, konnte sich seiner Mannschaft nur durchs Sprachrohr verständlich machen.

Für die Dauer einer Sekunde beschäftigte die Unbekannte Achims Gedanken, dann vergaß er sie, das großartige Naturschauspiel schlug alle seine Sinne vollständig in Fesseln.

Das heftige Gewitter zog bald vorüber, aber es ließ seinen Gefährten Sturm zurück. Er wütete die ganze Nacht hindurch, säuftigte sich gegen Morgen, doch nur für kurze Zeit, dann, als ob er nur Atem geschöpft, erhob er sich mit verstärkter Gewalt, wuchs und wuchs bis zu rasendem Orkan.

Nun gab es Arbeit für den Schiffsarzt. Gern nahm er Doktor Arnsfelds, des einzigen Mediziners an Bord, freundlich gebotene Hilfsleistungen an. Überall gab es Hilfsbedürftige In den Salons, Kajüten und Kabinen fanden sich Opfer der schrecklichen Seekrankheit. Ihre Leiden machten sie gleichgültig gegen das Brausen, Pfeifen, Heulen, Donnern, Fauchen und Stöhnen des Sturmes, der aus allen Tonarten sang. Elend zum Sterben, wurden sie der Gefahr, in welcher das Schiff möglicherweise schwebte, sich gar nicht bewußt, zur Zufriedenheit des Kapitäns und seiner Mannschaften, die nun unbelästigt blieben von lamentablen Fragen und ungehindert ihren Hantierungen nachgehen konnten. Übrigens regte sich weder in dem Kommandierenden, noch in den Offizieren und Matrosen ein Anflug von Besorgnis. Die Dampfmaschine arbeitete vorzüglich. Wie spielend zu überwindende Hindernisse teilte der Adler die haushoch sich türmenden Wogen, schwamm in stolzer Sicherheit seinem Endziele entgegen.

Beim Betreten des Mitteldecks vermochte Arnsfeld ein Gefühl plötzlichen Unbehagens nur mühsam zu unterdrücken. Nicht allein gab es unter den hier zusammengepferchten Menschen besonders zahlreiche Kranke, sondern die in dem langen, niedrigen, spärlich erhellten Raume, dessen Luken fest geschlossen waren, um den mit dumpfem Gepolter gegenschlagenden Wasserbergen den Eingang zu wehren, herrschende schwere, drückende Luft raubte jedem Eintretenden zuerst beinahe den Atem!

Unwillkürlich schloß Joachim für einen Moment die Augen, aber schon im nächsten schaute er wieder klar um sich; ohne durch das gräßliche Gesamtbild der in Schmerzen sich krümmenden und windenden Kranken mit ihren hohlen, leichenfarbigen Gesichtern und den tiefliegenden Augen sich beirren zu lassen, widmete er sich mit freundlichem Eifer seinen übernommenen Pflichten.

„Na, Kollege, wie geht's? Noch immer fest auf den Beinen?" erkundigte sich der Schiffsarzt. Er wollte eilig an Achim vorüberstreifen, stand jedoch, sich anders besinnend, einen Augenblick Atem schöpfend still und versetzte auf Arnsfelds zufriedenstellende Antwort:

Digitized by Google

„Sind nicht der einzige, der sich tapfer hält, Werteſter. Sehen Sie mal da links die junge Dame — erbietet sich mir vorhin als freiwillige Pflegerin! Ich nehme es dankbar an, denn beinahe das ganze Dienstpersonal liegt krank! Natürlich dachte ich, sie wird ihr Samariterwerk bald satt kriegen — bewahre! ist überall hilfreich zur Hand, und's gehört doch wahrhaftig Courage dazu, in diesem verpesteten Raume all dem Ekel und Grauen aus purem Mitleid standzuhalten. Solch ein kapitales Frauenzimmerchen," schloß der Arzt mit dem Ausdruck enthusiastischer Bewunderung, „ist mir während meiner langen ärztlichen Praxis auf See noch nicht vorgekommen."

Auf den ersten Blick erkannte Achim in der bezeichneten Dame die Fremde, welche während des Gewittersturmes am vergangenen Abend seine Aufmerksamkeit erregt hatte. In dem dunklen, knappsitzenden Reisekleide traten deutlicher, wie unter dem leicht verhüllenden Regenmantel, der ihr gestern Schutz gewährt, die feinen Formen der schmiegsamen, schlanken Gestalt hervor. Der edlen Form des kleinen Kopfes entsprechend, war das aschblonde Haar in einem einfachen, durch zwei Schildpattnadeln gehaltenen Knoten am Hinterhaupt aufgesteckt, vorn fiel es in kleinen losen Ringeln in die weiße Stirn.

Alle diese Einzelheiten bemerkte Arnsfeld nebenbei, während er verstohlen die Dame wieder und wieder beobachtete. Sie war augenscheinlich noch sehr, sehr jung! Um so bewundernswerter erschien ihre Samariterthätigkeit! Es war rührend, zu sehen, wie liebreich sie um die armen Kranken waltete, hier einer Frau das Federkissen, oder was sonst ihrem Haupte zur Stütze diente, sorglich zurechtrückte, dort ein Tuch in kaltes Wasser tauchte und um eine fieberglühende Mannesstirn legte; nun stillte sie der einen und dem anderen den brennenden Durst, versuchte dieser und jenem einen kräftigenden Schluck Wein einzuflößen, ihre Bemühungen unverdrossen wiederholend, ob auch die zu Erquickenden mit sichtlichem Abscheu und Ekel vor jedem leiblichen Genusse die gütige Hand zurückstießen. Als Achim sich ihr nahe genug befand, ihre Stimme zu hören, wunderte er sich nicht mehr, daß es diesem weichen, sanft dem Ohr sich einschmeichelnden Organ überraschend leicht gelang, weinende, schreiende Kinder zu beruhigen. In ihrer Aussprache verriet sich, obgleich ihr Deutsch fehlerlos, die Ausländerin. Wahrscheinlich, nach der ruhigen Sicherheit ihres Auftretens zu urteilen, kam die junge Dame aus Amerika oder England. Achim vermutete das erstere, weil ihm bei ihrem Einschiffen in einem englischen Hafen die anziehende Erscheinung wohl kaum entgangen wäre.

Für eine Weile hatte er sie nun außer acht lassen müssen. Als er sich wieder nach ihr umblickte, war sie verschwunden. Vergebens durchforschten seine scharfen Augen den ganzen weiten Raum, die mildthätige Fee war nirgend zu entdecken.

Nach einer weiteren Viertelstunde durfte Arnsfeld daran denken, das Mitteldeck für einige Zeit zu verlassen; es drängte ihn, auf Deck, so unsicher dort auch heute der schwankende, schlüpfrige Boden war, ein paar Minuten lang frische Luft zu schöpfen.

Wo er vorüberschritt, fast aus allen Kabinen drang klägliches Wimmern und Stöhnen, doch ungerufen mochte er nirgend eintreten. Ein paarmal glaubte er eine melodische, sanft tröstende Frauenstimme zu vernehmen, aber wenn er lauschend stehenblieb, erkannte er seinen Irrtum.

Da trat sie unerwartet aus dem Speisesalon. Beide prallten aufeinander. Als Achim nun zum ersten Male das junge, liebliche Gesicht dicht vor sich sah und in ein paar große, dunkle Augen blickte, die mit einem Gemisch von Bangigkeit und frohem Schreck sich auf ihn richteten, durchzuckte ihn ein seltsames Gefühl.

Er wollte wegen des leichten Zusammenpralls um Entschuldigung bitten, doch nach dem ersten Wort unterbrach sie ihn hastig, in sichtlicher Unruhe:

„Ich suche den Doktor vergeblich, aber auch Sie, denke ich, sind Arzt —" seine Thätigkeit war also nicht unbemerkt von ihr geblieben — „bitte, möchten Sie mir folgen zu einer Hilfsbedürftigen?"

„Befehlen Sie über mich," lautete Arnsfelds höfliche Antwort.

In der nächsten Sekunde betrat er nach seiner voranschreitenden Führerin eine der ersten, für zwei weibliche Personen eingerichteten kleinen Kajüten. Eine ältliche Dame ruhte stöhnend auf ihrem Lager.

„Kommt der Doktor? Ach! —" Die Leidende wandte ein wenig den Kopf, in ihrem müden, Arnsfeld streifenden Blicke malte sich halb Enttäuschung, halb Mißtrauen, — „wen bringen Sie denn da?"

„Unser Doktor war nicht zu finden," berichtete das junge Mädchen, „aber auch dieser Herr ist Arzt, er wird Ihnen helfen, Mrs. Clarkson. Die arme Dame," fügte sie, zu Achim gewandt, erklärend hinzu, „hatte zu ihren übrigen Leiden das Unglück, aus dem Bett zu fallen und sich den Arm zu beschädigen."

„Er ist sicher gebrochen, o, diese Schmerzen, diese Schmerzen! Und das schreckliche Schaukeln, ich kann's nicht länger ertragen!" jammerte die Leidende, deren bleiches, verzerrtes Gesicht die unverkennbaren Spuren der Seekrankheit zeigte.

Arnsfeld hatte sich inzwischen mit freundlich beschwichtigenden Worten der Kranken genähert und untersuchte so schonend wie möglich den verletzten Arm. Derselbe war nicht gebrochen, nur eine schmerzhafte Kontusion hatte das harte Aufschlagen verursacht. Durch Anwendung der geeigneten Mittel, welche Achim aus der Schiffsapotheke herbeiholte, wurden die heftigen Schmerzen sofort gelindert, und nicht allein die baldige Beseitigung der leichten Geschwulst, sondern gänzliche Heilung, unter der nötigen sorgsamen Pflege, stellte der junge Arzt in sichere Aussicht.

Nun, an sorgsamer Pflege würde es Mrs. Clarksons junge Gefährtin nicht fehlen lassen; gewandt und umsichtig hatte sie dem Arzte jede nötige Hilfe geleistet. Aber er hielt es doch für seine Pflicht, im Laufe des Tages wiederholt nach seiner Patientin zu sehen, um so mehr, als er zu bemerken glaubte,

Digitized by Google

daß sein jedesmaliges Erscheinen keineswegs als unangenehme Störung empfunden wurde.

* * *

Nach der stürmischen Gewitternacht, welche alles an Bord munter erhalten, begaben sich am nächsten Abend sämtliche Schiffsinsassen, mit Ausnahme der Wachen, früher als sonst zur Ruhe. Auch der Kapitän hatte sich in seine Kajüte zurückgezogen; die nach wildestem Aufruhr nun fast unbewegte See ließ keinen Gedanken an eine irgendwie vorhandene Gefahr aufkommen.

Es war in der zweiten Morgenstunde, als ein furchtbarer, das Schiff in allen Fugen erschütternder Krach die Schläfer jäh ihrem Schlummer entriß. Entsetzt vom Lager aufspringen, das erste beste Kleidungsstück überwerfen und aufs Deck stürzen — viele in ihren Nachtgewändern — war das Werk eines Augenblicks. Das elektrische Licht erlosch, die plötzliche Dunkelheit steigerte noch die allgemeine Verwirrung. Jeder glaubte, es habe eine Kollision stattgefunden.

Auch der Schiffsarzt und Doktor von Arnsfeld, welcher des ersteren Kajüte mit bewohnte, waren jener Ansicht.

„Donnerwetter, wer ist uns — oder wem sind wir denn da in die Flanken gefahren?“ rief Doktor Kern entsetzt. Er wie Joachim standen mit einem Satze auf ihren Füßen. Als der Besonnenere, hielt er den jüngeren Kollegen, der, nur seinen Mantel ergreifend, die Kajüte verlassen wollte, zurück.

„Halt, lieber Freund! Rate Ihnen, sich erst vollständig anzukleiden, Geld und Geldeswert und was Ihnen sonst besonders lieb, zu sich zu stecken. Sie sehen, ich gehe Ihnen mit gutem Beispiel voran! 'S könnte leicht sein, daß es uns nachher an Zeit fehlt, noch mal hierher zurückzukehren.“

Der Schiffsarzt sprach aus Erfahrung, bei seinen vielen Seefahrten hatte er mit verschiedenen unliebsamen Überraschungen rechnen gelernt.

Achim hatte sich rasch gefaßt. Ohne Zaudern, mit ruhiger Überlegtheit befolgte er Doktor Kerns vortrefflichen Rat, entnahm seinem Koffer ein Portefeuille mit wichtigen Papieren und barg es sorgfältig auf seiner Brust. In der nächsten Minute eilten die beiden Herren aufs Deck, wo alles durcheinander rannte, rufend, schreiend, tobend, vom Kapitän Auskunft begehrend. Noch wußte niemand, was eigentlich geschehen! Endlich wurde bekannt: Die Schraubenwelle des Adler war gebrochen. Weiter meldete ein hastig herbeieilender Offizier, daß das Schiff ein Leck bekommen habe, und nun das Wasser einströme mit Riesengewalt. Bereits drang es in die zweiten Kajüten; die jammernden Passagiere mußten sie verlassen unter Preisgebung aller ihrer Effekten.

Kaum hatte Doktor von Arnsfeld in rascher Umschau sich überzeugt, daß unter den auf Deck Fliehenden Mrs. Clarkson und ihre Reisegefährtin sich nicht befanden, als er eiligst die bekannte Kajüte aufsuchte. Die junge Miß kam ihm mit einem halb unterdrückten Freudenlaut hastig entgegen.

„Tausend Dank, Herr Doktor, daß Sie sich unserer erinnern,“ sagte sie bewegt. „Ihnen wird es besser wie mir gelingen, Mrs. Clarkson zu beruhigen.“

Die jugendliche Sprecherin erschien wunderbar gefaßt, wogegen die ältere Dame sich vollständig fassungslos zeigte. Der furchtbare Schreck war ihr in die Glieder gefahren, sie konnte sich nicht bewegen.

Er versuchte nach Möglichkeit die erregte Frau zu beruhigen, bat sie dringend, der Umsicht des Kapitäns zu vertrauen! Der Aufenthalt in den ersten Kajüten sei noch durchaus ungefährdet, doch falls sie lieber aufs Verdeck wolle, stehe er gern zu Diensten!

Ja, Mrs. Clarkson zog das Deck vor, sie glaubte sich dort sicherer! Auch die junge Miß — deren Namen, Pauline, sich Achim ein paarmal im stillen wiederholte — vertauschte sichtlich gern den abgeschlossenen, dumpfen, kleinen Raum mit dem luftigen Deck. Allein wäre sie nicht gegangen. Von ihr und dem Arzte sorgsam unterstützt, gelangte Mrs. Clarkson glücklich hinauf, aber angesichts des auf Deck herrschenden Wirrwarrs vergrößerte sich nur noch ihr Entsetzen und ihre Furcht.

Mit bewundernswerter Ruhe, Mut, Geduld, thatkräftiger Energie verstand der Kapitän dem Andrängen der kopflosen Passagiere, wie den schwierigen Forderungen, welche an den Leiter des gefährdeten Schiffes gestellt wurden, gerecht zu werden.

Doktor von Arnsfeld, gewandt, kräftig, hilfsbereit, legte überall Hand mit an, wo Hilfe notwendig erschien. Mit der Schiffsmannschaft arbeitete er unermüdlich an den Pumpen, die Ruhepausen verwandte er dazu, verzagte Gemüter durch tröstlichen Zuspruch aufzurichten, oder er verbrachte die Zeit bei den beiden Amerikanerinnen, die ihm durch einen Zufall näher bekannt geworden.

Seinen Bemühungen war es endlich gelungen, ein leidlich geschütztes, sicheres Plätzchen für die Damen auf Deck zu finden. Mit Hilfe von warmen Decken und Tüchern hatte Miß Pauline einen ganz behaglichen Sitz für Mrs. Clarkson hergestellt, den sie nun um keinen Preis wieder verlassen wollte. Auch als es Abend wurde — bei dem wolkenverhangenen Himmel dunkelte der Septemberabend früh herein — war sie nicht zu bewegen, sich in ihre Kabine zu begeben, mochten so viele drinnen bleiben, als Raum fanden von den Unglücklichen, welche, von den andrängenden Wassermassen vertrieben, in den ersten Kajüten Unterkunft suchten. Mrs. Clarkson glaubte auf Deck dem gewissen Ende — auf Rettung hoffte sie nicht mehr — länger widerstehen zu können, wie in der fest umschlossenen Kajüte.

Die trostlose Lage des hilflos treibenden Adler verschlimmerte sich von Stunde zu Stunde. Das Schiff stöhnte und krachte in allen Fugen, als wollte es in Atome zerbersten. Durch das fürchterliche Hin- und Herschwanken zerschellen im überfluteten Gepäckraume die Koffer an den Wänden; mit unheimlich dröhnendem Geräusch schlagen die Wogen von beiden Seiten übers Verdeck. Schiffsmannschaft

Digitized by Google

und Fahrgäste sind zum Umsinken matt, aber niemand denkt an Schlaf. Jeder sehnt den Morgen herbei, als müßte mit ihm ein rettendes Schiff in Sicht kommen. Von Zeit zu Zeit ließ der Kapitän auf dem Promenadendeck Pechtonnen als Signalfeuer abbrennen. In ihrem lodernden Scheine boten die unglücklichen Passagiere, an irgend erreichbare feste Gegenstände sich anklammernd, mit weitgeöffneten Augen ins Leere starrend, ein seltsam phantastisches, ergreifendes Bild. Das laute Jammern ist allmählich verstummt, selbst die, welche nicht allein ihre Schlafstellen, sondern auch ihre ganze Habe verloren haben, deren weniges Handgepäck sogar über Bord gegangen, brüten in dumpfer Verzweiflung vor sich hin, oder sie wandern rastlos auf und ab, bis sie todmüde sich irgendwo niederwerfen, in den Gängen der ersten Kajüte, im Speisesaale, auf dem Verdeck, wo sie gerade Raum finden zu kurzem Ausruhen.

Auch Mrs. Clarkson hat aufgehört zu klagen. In stumpfem Schweigen vor sich hin blickend, teilnahmlos gegen alles, was um sie herum vorgeht, erwartet sie das — Ende.

Ganz anders ihre junge Begleiterin. Der Anblick des vielhundertfachen Jammers schwellt ihr Herz in namenlosem Mitleid. Wie ein Engel der Barmherzigkeit schreitet sie neben Doktor von Arnsfeld durch die Reihen der Unglücksgefährten, tröstet die Verzagten, ermutigt durch ernsten Zuspruch die Verzweifelnden, erquickt mit Wein, den ihr Begleiter ihr verschafft, die Schwachen und Kranken. Arnsfeld unterstützt sie mit hingebendem Eifer, bis die zunehmende nächtliche Dunkelheit dem Liebeswerke der beiden ein Ziel setzt.

Bleich, sichtlich erschöpft ruht nun das edle Mädchen auf einem von dem jungen Arzte ihr sorglich bereiteten Sitz in Mrs. Clarksons Nähe, die, in Stumpfsinn versunken, die Anwesenheit der ihrem Schutze anvertrauten Landsmännin ganz vergessen zu haben scheint.

Achim hat sich neben Miß Pauline niedergelassen. Auch ihn überkommt jetzt eine tödliche Ermattung. Er lehnt den Kopf zurück und schließt unwillkürlich die Augen. Die schaukelnde Bewegung versetzt ihn in einen traumhaften Zustand, er vergißt, wo er sich befindet, doch nur für wenige Minuten, dann reißt das heftige Anschlagen der Wellen ihn zurück in die grausige Gegenwart. Beeinflußt ihn seine körperliche Erschöpfung? Zum ersten Male gewinnt das Gefühl der Mutlosigkeit in ihm die Oberhand, er hofft nicht mehr auf Rettung. Gleich einer Fata Morgana zieht sein bisheriges Leben mit allen den teuren Gestalten, die es bevölkert: seine unvergeßliche tote Geliebte, Tante Renata, Doktor Levin und seine arme teure Mutter, an seinem Geiste vorüber. Tausend schmerzlich süße Erinnerungen werden wach, er gedenkt seiner von edlem Ehrgeiz entfachten Zukunftspläne. Er hatte Großes leisten, hatte sein ganzes Leben und Wirken dem Dienst der reinen Menschenliebe widmen wollen — und nun ergab das Facit seines Lebens ein Nichts. Gerade zu einer Zeit, wo die glühendsten Wünsche seiner Seele sich ihrer Verwirklichung näherten, am Beginn eines thatkräftigen Handelns, in seinem blühendsten Mannesalter raffte des Unerforschlichen Wille ihn dahin! Diese letzte Reise nach England, wohin er auf den Rat seines Gönners, Professor L . . . ., und auf den Wunsch seines väterlichen Freundes noch einmal gegangen, um die innere Einrichtung einiger neu erbauten, in jeder Beziehung weltberühmten Musteranstalten für Gemütskranke und andere Heilsbedürftige durch eigene gründliche Anschauung kennen zu lernen, sollte für ihn zum Endpunkt seines Lebens werden. Welcher Schmerz für seine Lieben daheim, wenn die Trauerkunde sie erreicht! Ach! und was wurde aus seinem Tannenhof? Düsteren Blickes starrt er ins Meer. Aus dem schäumenden, weißen Gischt steigt's langsam empor: Ein stattlicher, langgestreckter, säulengeschmückter Bau, der Vollendung nahe — sein lebendig gewordener Zukunftstraum, sein „Dorado" der Arbeit. Was wird aus ihm? Muß es ungenutzt in Trümmer fallen? Werden andere dort Achims Idee zur segenbringenden That für einzelne Unglückliche gestalten?

Er preßt die Hand gegen die schmerzende Stirn, streicht langsam über die Augen — das Phantom versinkt, dunkle Meerestiefe gähnt ihm entgegen — im selben Augenblick dringt ein tiefer Seufzer an sein Ohr, damit ist der Bann, der seine Sinne flüchtig umsponnen hatte, gänzlich gebrochen.

Achim blickt auf seine junge Nachbarin, dabei empfindet er es fast wie einen Vorwurf, daß er sie über seine schweren Gedanken vergessen konnte. Im flackernden Lichte des eben wieder aufflammenden Signalfeuers gewahrt er, daß auch sie versunken scheint in trübes Sinnen. Auch sie schaut unverwandt in die brausende Flut; aus der geheimnisvollen Tiefe mögen schwermutsvolle Bilder vor ihr aufsteigen, ihre feingeschwungenen Brauen sind finster zusammengezogen, die Lippen fest aufeinandergepreßt, doch kann sie nicht verhindern, daß ein zweiter, mehr verhaltener Seufzer sich hindurchstiehlt.

„Ich bemerke in Ihrem Antlitz," bricht Achim das zwischen ihm und der Amerikanerin eingetretene lange Schweigen, „einen ihm bisher fremd gebliebenen Zug tiefer Verzagtheit! Fangen auch Sie nun an, an unserer Rettung zu zweifeln? Darf ich wissen, welche schmerzlichen Gedanken Sie quälen?"

„Warum nicht?" versetzte sie, ohne aufzublicken. Übrigens gar so schmerzlicher Art waren meine Gedanken nicht! Ich grübelte nur darüber nach, ob es für mich nicht das weitaus bessere wäre, hier schmerzlos zu versinken in der Meeresflut, als in einer mir fremden Welt ein vielleicht trostloses Leben zu führen."

„Sie verließen ungern Ihre Heimat?" forschte Arnsfeld im Tone inniger Teilnahme.

„Ungern? Nur ungern?" wiederholte die junge Miß fast heftig. „Ach! als ich den letzten Abschied von den Gräbern meiner Eltern und Geschwister nehmen mußte, drohte mein Herz zu brechen!"

„Armes Kind," flüsterte Achim bewegt.

„Es war meines Vaters Wunsch," erklärte Miß Pauline mit zuckenden Lippen, „daß ich nach seinem

Digitized by Google

Tode bei den Großeltern in Deutschland Zuflucht suchen sollte."

Gern hätte Arnsfeld gewußt, in welchem Teile Deutschlands Miß Paulines neue Heimat zu suchen sei, aber um nicht neugierig oder zudringlich zu erscheinen, unterließ er es, zu fragen.

Beide versanken wieder in Schweigen, halb unbewußt auf die schäumenden, gurgelnden Wasserfluten starrend, die mit magischer Gewalt den Blick zu zwingen scheinen, immer aufs neue hinabzutauchen in ihre geheimnisvollen, dunklen Tiefen.

Endlich, endlich wich die fürchterliche, unheimliche Nacht mit allen ihren Schrecknissen dem Morgengrauen.

Noch immer kein Schiff in Sicht, aber auf der linken Seite zeichnete sich ein langgestreckter Nebelstreifen ab.

„Land!" hieß es, „Land!" Je lichter es wurde, desto deutlicher trat es hervor! Im Nu pflanzte der jauchzende Ruf sich von Mund zu Munde, ein Hoffnungsstrahl durchzuckte die verzagten Herzen, die verzweiflungsvollen Mienen erhellten sich. Alle drängten an Bord, jeder wollte sich überzeugen, daß kein Trugbild die Schiffbrüchigen narrte! Land! Ein scharfes Auge erkannte es bald ohne Krimstecher, auch, daß zahlreiche menschliche Gestalten sich am Strande bewegten. Vermutlich hatten die Signalfeuer auf dem Adler die Aufmerksamkeit der Strandwächter erregt; sicher gewahrten sie auch die Notflagge —

Die Notflagge!? Als ob die jetzt noch nötig wäre, wo der Adler doch augenscheinlich dem Lande zutreibt, und wie sanft gleitet er dahin, auf der nun ganz ruhig gewordenen See, übergossen von Sonnenglanz! Wie prächtig blaut der Himmel, und wie wunderbar verändert erscheinen die Menschen! — Weshalb schauen der Kapitän und seine Offiziere denn noch so sorgenvoll und finster drein? Warum nehmen ihre Blicke und Mienen einen immer gespannteren Ausdruck an? Was befürchten sie — —

Da — ein heftiger Ruck! Das von den kundigen Seeleuten befürchtete, von dem steuerlosen Schiffe unabwendbare Unheil ist geschehen. Der Adler sitzt fest, neigt sich langsam rach vorn, sein Schicksal ist besiegelt.

Hunderten von Kehlen entringt sich ein Schrei der Verzweiflung! Doch die Rettung nahte — denn eben stieß vom Lande ein Rettungsboot ab, es teilte glücklich die Brandung und schoß nun wie eine Möwe flink und sicher dem auf der Sandbank gestrandeten Dampfer entgegen.

In atemloser Spannung verfolgt man hier das Boot. Wird es sein Ziel erreichen? Wird das Wrack sich halten, bis die Schiffbrüchigen alle geborgen sind? Nun wird das Seil geworfen — es schlägt fehl — nein! es sitzt fest — fest! Ein Freudenschrei durchbraust die Luft, fremde Menschen sinken einander unter Freudenthränen in die Arme — dann ein unbeschreibliches Hasten und Drängen, beinahe ein jeder will der erste im Rettungsboote sein, vergebens ermahnen die Schiffsbesatzung und die wenigen Fahrgäste, welche ihre Besonnenheit bewahrt haben, zur Ruhe! Ein unabsehbares Unglück scheint unvermeidlich — da springt der energische Kapitän mit geladenem Revolver vor, einen jeden, welcher es wagt, den vorschriftsmäßigen Anordnungen des Kommandeurs Widerstand zu leisten, mit der tödlichen Waffe bedrohend! Das hilft! Die Einschiffung vollzieht sich jetzt in größter Ordnung. Wieder und wieder macht das Rettungsboot seinen Weg hin und her; die unermüdlichen Schiffer ruhen nicht, bis ihr menschenfreundliches Werk vollbracht und alle gerettet sind.

Als der letzte verläßt der Kapitän das sinkende Wrack, das traurige Überbleibsel des stolzen Adler, der unter seiner erprobten Leitung oft und oft die fremden Meere sicher und glücklich durchkreuzt, um nun an der heimischen Küste zu stranden! Noch einen langen, langen Scheideblick wirft er zurück — ein krampfhaft aufschluchzender Ton entringt sich seiner schwer arbeitenden Brust — da strecken sich ihm mit warmen Druck die Hände seiner Offiziere entgegen — die Lippen bleiben stumm, aber die thränenverdunkelten Blicke sagen es deutlich: „Du hast Deine volle Schuldigkeit gethan!"

Unter den ersten, die das Rettungsschiff an den Strand führte, befanden sich die beiden Amerikanerinnen. Die jüngere hatte sich nicht dazu gedrängt, sie wollte noch zurückbleiben, aber die ängstliche Mrs. Clarkson bat inständig, sie nicht zu verlassen. Die Kopflose richtete sich auf an der besonnenen Ruhe ihrer jungen Reisegenossin.

Zum Abschiednehmen blieb nicht viel Zeit.

„Haben sich bewundernswert benommen, Miß," schloß Doktor Kern seinen Dank für die seinen Kranken gewährte hilfreiche Teilnahme. „Möge es Ihnen gut gehen immerdar!"

Nun reichte Miß Pauline Doktor Arnsfeld die Hand.

„Leben Sie wohl! Gott vergelt es Ihnen tausendfach, Herr Doktor, was Sie an Mrs. Clarkson und mir gethan!" flüsterte sie mit leise zitternder Stimme.

Als Achim von Arnsfeld endlich den festen Strand betrat, waren bereits zwei Stunden und darüber seit Landung der ersten Schiffbrüchigen vergangen. Seine Hoffnung, Mrs. Clarkson und Miß Pauline zu erblicken, erfüllte sich nicht. Niemand konnte ihm Auskunft über ihr Verbleiben geben! Wer achtete der einzelnen unter den vierhundert Unglücklichen, die, teilweis ihrer sämtlichen Habe beraubt, in lauten Klagen ihrem Jammer Luft machten und das rege Mitleid der Küstenbewohner herausforderten!

Endlich, nach langem vergeblichem Forschen erkundete Arnsfeld: Zwei Damen — die genaue Beschreibung ließ ihn nicht zweifeln, daß es die gesuchten Persönlichkeiten — von denen die ältere behauptete, sie könne den Anblick des Wassers nicht länger ertragen und fühle sich sterbenskrank — hätten bald nach ihrer Landung einen Wageninhaber überredet, sie für reichen Lohn in die nächste kleine Stadt zu fahren, von wo sie nach kurzem Aufenthalt ihre Reise fortgesetzt hatten.

---

Digitized by Google

## V.

Die Privat-Irren- und Nervenheilanstalt in Tannenhof hatte ihre Pforten für die Bedauernswertesten unter der leidenden Menschheit seit dem Frühjahr geöffnet. Waren auch noch nicht alle Säle und Zimmer bewohnt, so mußte es doch überraschen, wie viele Leidende in der neuen Anstalt nach so kurzer Zeit ihres Bestehens Zuflucht gesucht und gefunden hatten.

Die Anstalt, auf einem künstlich errichteten Hügel erbaut, dicht am Saume des Waldes, der mit seinem Duft gleichsam zu den Fenstern hereinnickte, gewährte mit ihren von Ecktürmen flankierten Zinnen einen großartigen Anblick. Die innere Einrichtung entsprach allen Anforderungen der Jetztzeit; Zimmer und Korridore waren geräumig, hell und luftig. Gut geschulte Wärter und Wärterinnen, sauber, flink, höflich, waren zur Bedienung der Kranken genügend vorhanden. Sie lasen ihrem jungen Direktor seine Wünsche an den Augen ab, jeder Wink seiner Hand galt als ein Befehl! Wörtlich kam es fast nie zu einem solchen; seine Sprache klang bestimmt, aber stets in freundlich bittender Weise!

Das leicht vorspringende Mittelgebäude diente dem Anstaltsleiter und seinen Angehörigen zur Wohnung. Balkons schmückten sämtliche Stockwerke. Eine breite Freitreppe führte empor zu einer säulengetragenen Vorhalle, aus welcher man rechts und links in die Zimmer des hochgelegenen Parterres gelangte. Unter den Fenstern zogen sich blumengeschmückte Terrassen hin.

Unter unbeschreiblichen Empfindungen hatte Doktor Joachim von Arnsfeld als erste Patientin seine Mutter über die Schwelle des eigenen Krankenheims geführt. Für wirklich irrsinnig konnte sie eigentlich, dank jahrelanger ärztlicher Bemühungen, worunter die des eigenen Sohnes sicher die einflußreichsten, nicht mehr gelten. Zwar kam ihr Asylwechsel Frau Melanie kaum zu rechtem Bewußtsein, aber sie fand an den neuen Räumen augenscheinliches Wohlgefallen. Sie waren aufs behaglichste ausgestattet, grenzten dicht an die von Renata bewohnten Zimmer. Sie liebte ihre Schwägerin, war gern in deren Gesellschaft, aber auch die Gegenwart Doktor Levins berührte sie wohlthuend. Er und Baronesse Renata widmeten nicht allein der Mutter Joachims zarte Aufmerksamkeiten, ihre umsichtige Fürsorge erstreckte sich auf alle Bewohner „Krankenheils", Kranke und Gesunde. Beide waren in edlem Wetteifer bemüht, Achim zu unterstützen in seinen schweren Pflichten, waren stets und immer bereit, nach ihren Kräften ihm beizustehen in der gewissenhaftesten treuen Ausübung seiner mühseligen und doch so herrlichen Lebensaufgabe. — —

Die Sonne war eben erst am Morgenhimmel emporgeflammt, als Professor von Arnsfeld — er verdankte den Titel seinem jüngst veröffentlichten medizinischen Werke — ins Freie trat. Achim war stets ein Frühaufsteher gewesen; seit er in Tannenhof wohnte, waren die frühen Morgenstunden für ihn die kostbarsten des ganzen Tages! Sie gehörten ihm allein, gestatteten ihm eine stille Einkehr in sich selbst. Ein stundenlanger Spaziergang wirkte kräftigend und erquickend auf Körper und Geist! Ein Freund der Natur beobachtete er mit immer wachem Interesse die geheimnisvollen Vorgänge ihres Werdens, Waltens und Webens! Jeder zarte Grashalm erfüllte ihn mit Bewunderung, die funkelnden Tauperlen, die auf Gräsern, Blumen und Büschen zitterten, entzückten ihn!

Seine blauen Augen überflogen mit aufleuchtenden Blicken die neu geborene Herrlichkeit des Junimorgens. In tiefen Atemzügen trank er die frische Luft, seine Brust weitete sich in frohem Dankgefühle gegen den Weltenschöpfer — aber auch gegen Onkel Albrecht, der ihm diesen Erdenfleck hinterlassen, nicht ahnend, welch ein wertvoller, segensreicher Besitz das verschmähte, mißachtete Tannenhof für den in Ungnade gefallenen Erben werden sollte.

Nach beendetem Rundgange in den Gartenanlagen schritt Achim in den Wald. Auf dem moosigen Grunde lagerten noch dichte Schatten, nur hin und wieder zuckte es darüber hin wie goldene Zungen, dann blitzte es auf wie Millionen Brillanten, auf den wie schlaftrunken schwankenden Köpfchen der blauen Glocken- und gelben Butterblumen, der roten Nelken und zarten Erdbeerblüten, die, weißen Sternchen gleich aus grünem Grunde hervorlugten.

Im Walde weilte Arnsfeld am liebsten. Wenn es die Wipfel der hohen Föhren wie Orgelklang durchzog, überkam ihn stets eine feierlich andachtsvolle Stimmung. Auf seinen Wunsch war dem Forst seine Urwüchsigkeit verblieben, nur, um ihn den Bewohnern Tannenhofs zugänglicher zu machen, ließ er schmale Wege schlagen, die in anmutigen Verschlingungen den Wald durchkreuzten. Wo hübsche Fernblicke sich öffneten, wurden zur Ruhe einladende Holzbänke aufgestellt.

Am südlichen Waldrande lief eine breite, wellenförmige Erderhöhung gleich einer natürlichen Grenze hin. Der grün bewachsene tannenumstandene Hügel trug auch eine Ruhebank, doch, da der Weg von der Anstalt bis zu diesem Endpunkte ziemlich weit war, wurde sie wenig benutzt. Achim war wohl der einzige, der die „Tannenhöhe" häufig aufsuchte und sich des weiten Ausblicks über Äcker und Wiesen erfreute. Auch an diesem Morgen schlug er die wohlbekannte Richtung ein, erstieg die „Tannenhöhe" und auf der dicht am Rande angebrachten Bank sich niederlassend, blickte er gedankenvoll in die sonnengebadete Ferne.

Plötzlich richtet er sich aus seiner bequemen Stellung empor: Zwischen den fernen Roggenbreiten, über welche seine Augen schweifen, taucht eine hier ungewöhnliche Erscheinung auf, eine Dame zu Pferde, ohne weitere Begleitung. Sie reitet langsam, aber ihre Haltung ist vorzüglich, leicht, sicher und elegant. Fast scheint es, als ob der Wald das Ziel des Morgenspazierrittes sein soll, denn die Dame reitet direkt auf den Hügel zu. Je mehr sie sich nähert, desto gespannter wird Arnsfelds Blick. Ihr Gesicht bleibt ihm leider verborgen, ein mit dunkelblauer Feder geschmückter, breitrandiger runder Hut beschattet es vollständig, zudem hält sie den Kopf gesenkt. Es will den scharfen Beobachter bedünken, als ob die

Digitized by Google

Reiterin, in tiefes Sinnen versunken, es ihrem Pferde überläßt, wohin es sie führen will, jedenfalls hatte sie des Weges nicht acht, denn als das Pferd unerwartet stehen bleibt und die Dame, aus ihren Gedanken auffahrend, dicht vor sich einen grün umbuschten Hügel gewahrt, scheint sie leicht zu erschrecken.

Unwillkürlich schaut sie in die Höhe — da — ertönt ein Doppelruf lebhafter Überraschung! Einen Augenblick glauben die beiden, welche einander ins Antlitz sehen, zu träumen! Die Dame schwankt im Sattel, die Zügel drohen ihrer Hand zu entgleiten — doch schon greift eine feste Manneshand danach — in drei Sätzen war der Professor den Hügel hinabgestürmt und rief nun mit dem Ausdruck unverkennbarer Freude:

„Ist es möglich? Miß Pauline!"

„Sie, Herr Doktor?" stammelte die noch völlig Fassungslose, „Sie hier?"

„Mit dem Rechte des Besitzers," lächelte er und tief sein Haupt neigend fügte er, sich vorstellend, hinzu: „Doktor von Arnsfeld!"

„Sie sind der berühmte Irrenarzt, Professor von Arnsfeld — Sie?" rief die junge Dame in noch fast vermehrter Verwirrung.

„Finden Sie das so unbegreiflich? Müßte ich nicht in noch größere Verwunderung geraten, Sie in diesem entlegenen Erdenwinkel plötzlich — einer überirdischen Erscheinung gleich — vor mir auftauchen zu sehen?"

„Ich bin Pauline Dodendorf," sagte sie einfach.

„Fräulein von Dodendorf?" Nun war es an Arnsfeld, in erhöhtes Staunen zu geraten. „Sie sind die amerikanische Enkelin, die nun bei den Großeltern auf Schloß Dodendorf wohnt? Mein Gott, wie wunderbar ist das alles! Wir sind einander so nahe und —" er unterbrach sich und setzte dann nach einem tiefen Atemzuge in beherrschterem Tone hinzu: „Und nach unserer Trennung auf dem Schiffswrack waren Sie wie vom Erdboden verschwunden! Wissen Sie, daß ich damals mich berechtigt hielt, Ihnen zu zürnen?"

„Sie hielten mich für undankbar, und ich war es doch nicht!" versetzte Pauline bewegt. „Mrs. Clarkson setzte alle Hebel in Bewegung, von der Meeresküste fortzukommen. Ich durfte meine nervös erregte Landsmännin nicht verlassen, um so weniger, als sie durch ihren verletzten Arm sich noch der freien Bewegung beraubt fühlte! Gern hätte ich Ihnen noch einmal schriftlich Lebewohl gesagt, aber es wäre wohl kaum in Ihre Hände gelangt, da ich Ihren Namen nicht kannte."

„Wie ich leider nicht den Ihrigen!"

Während ihres lebhaften Zwiegesprächs war die junge Dame, sich leicht auf Achims Arm stützend, gewandt vom Pferde herabgeglitten; der Professor band den Braunen an den ersten besten Baum, führte Pauline auf die Anhöhe, nahm neben ihr auf der Holzbank Platz und fragte dann nach kurzem Schweigen: „Wo trennten Sie sich von der schutzbedürftigen Mistreß?"

„In Bremen. Dort wurde Mrs. Clarkson von ihrem Bruder, ich von Onkel Rabenau in Empfang genommen."

„Rabenau?" wiederholte Achim lebhaft, „Major von Rabenau?"

„Jawohl! Sie kennen ihn?"

„Ich habe in der That die Ehre —"

„Ach, ich erinnere mich," fiel ihm Pauline ins Wort, „zwischen den Großeltern und Onkel Rabenau, mit dem wir in Karlsbad zusammentrafen, geschah Ihrer häufig Erwähnung! Ich achtete kaum darauf, der Name war mir ja fremd! Wenn ich gewußt —" sie verstummte, ein tiefes Rot überflog ihr zartes Gesicht — doch schon im nächsten Augenblick überwand sie die flüchtige Verlegenheit und fuhr mit lieblicher Vertrautheit fort:

„Ich hoffe, keinen Vertrauensbruch zu begehen, wenn ich Ihnen verrate, daß die Großeltern von Tag zu Tag Ihrem Besuche entgegensehen! Besonders Großmama, vermute ich, fühlt sich durch das lange Fernbleiben des neuen Nachbars sogar ein wenig verletzt."

„Es war mir noch nicht möglich, meinen Besuch auf Schloß Dodendorf zu wiederholen. Als ich dort im Laufe des April meiner Pflicht genügte, vernahm ich mit Bedauern, die Herrschaften wären verreist, im Bade! Natürlich ließ ich meine Karte zurück —"

„Aber davon haben wir nichts erfahren!" rief die junge Dame, sichtlich betroffen. „Der Diener, er leidet oft an Zerstreutheit, hat die Karte gewiß verlegt, ich selbst werde Nachforschung halten; nicht etwa, daß ich Ihr Wort bezweifle, o nein! doch der nachlässige Diener verdient eine Rüge!"

Ihr Eifer nötigte Achim ein Lächeln ab.

„Gehen Sie mit dem Armen mild ins Gericht," sagte er heiter. „Seien Sie auch bei Herrn und Frau von Dodendorf meine gütige Fürbitterin, gnädiges Fräulein! Meine äußerst karg bemessene Zeit ließ mich noch nicht dazu kommen, auf den benachbarten Gutshöfen Besuche zu machen. Freilich, für Schloß Dodendorf dürfte Zeitmangel kaum als triftiger Entschuldigungsgrund gelten, und hätte ich ahnen können —!" Abbrechend setzte er nach kurzem Schweigen in ernstem Tone hinzu: „Die Dodendorfer Grenzmark übertrat ich übrigens schon oft, doch stets in frühester Morgenstunde! Mein Besuch zur ungewöhnlichen Visitenzeit galt und gilt dem einsamen Dorfkirchhofe! Dort hat mein Vater seine letzte Ruhestätte gefunden."

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 917 921

AP30
D378
Jg.31:3
1894

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 917 921

AP30
D378
Jg.31:3
1894

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google